















Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

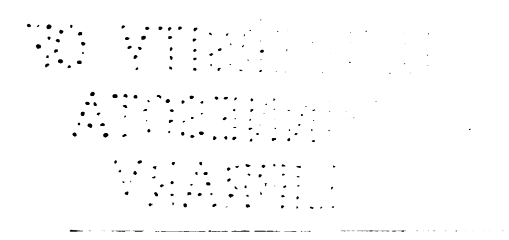
Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Achtundsechzigster Band.

April 1890 bis September 1890.



Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1890.


Westermanns
illustrierte deutsche
Monats-Hefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.
Vierunddreissigster Jahrgang. Achtundsechzigster Band.

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

achtundsechzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Bentivegni, Adolf von, in Berlin, 700. — Bölsche, Wilhelm, in Berlin, 614. — Boxberger, Robert, †, 129. — Brachvogel, Wolfgang, in München, 669. — Brugsch, Heinrich, in Berlin, 747. — Carriere, Moriz, in München, 408. — Dürre, E. F., in Aachen, 321. — Garbe, Richard, in Königsberg, 105. — Groß, Ferdinand, in Wien, 478. — Harten, Theodor, in Berlin, 245. — Hessen, Robert, in Berlin, 775. — Hildeck, Leo, in Frankfurt a. M., 822. — Jensen, Wilhelm, in München, 1, 145, 289, 511. — Juncker, E., in Berlin, 577, 713. — Kleinschmidt, Arthur, in Heidelberg, 739. — Kollbach, Karl, in Bonn, 76. — Lehnert, G., in Leipzig, 174. — Lendenfeld, Rob. von, in Innsbruck, 210. — Löher, Franz von, in München, 540. — Pajeken, Friedr. J., in Hamburg, 206. — Pfeil, Joachim Graf, in Berlin, 792. — Pröhle, Heinrich, in Steglitz, 849. — Pröll, Karl, in Berlin, 455. — Prölß, Robert, in Dresden, 597. — Reißmann, August, in Berlin, 189, 839. — Reuter, Gabriele, in Weimar, 89. — Richter, Wilhelm, in Hattingen, 564. — Riedel, Emil, in Mexiko, 21. — Schlenther, Paul, in Berlin, 59. — Schlesinger, Hermann, in Frankfurt a. M., 400. — Schubin, Ossip, in Lochkow, 570. — Schulte, Eduard, in Freienwalde a. O., 816. — Sommer, Oskar, in Frankfurt a. M., 351, 486. — Spielhagen, Friedrich, in Berlin, 564. — Stern, Adolf, in Dresden, 334. — Valentin, Viktor, in Breslau, 693. — Villinger, Hermine, in Karlsruhe, 420. — Wechsler, Ernst, in Berlin, 676. — Wichert, Ernst, in Berlin, 433. — Wilda, Johannes, in Berlin, 637. — Winckelmann, Johann, in Augsburg, 267. — Wolzendorff, G., in Wiesbaden, 44. — Xanthippus, in Berlin, 225, 379.

Inhalt

des achtundsechzigsten Bandes.

Auf der Baar. Novelle von Wilhelm Jensen, 1, 145, 289, 511.
Ein Winter bei den Apatsche-Indianern. Von Emil Riedel, 21.
Volksmedizin und Kurpfuscherei. Ein Beitrag zur Geschichte derselben von G. Wolzendorff, 44.
Henrik Ibsen. Von Paul Schlenther, 59.
Aus dem skandinavischen Hochgebirge. Von Karl Kollbach, 76.
Ein neuer Orestes. Novelle von Gabriele Reuter, 89.
Leben der Hindus. Eine Skizze von Rich. Garbe, 105.
Ungedruckte Briefe Schillers. Mit einer Einleitung über einige Gesichtspunkte für eine neue Ausgabe von Schillers Briefen. Von Robert Boxberger, 129.
Karl Frenzels neueste Novelle. Von Friedrich Spielhagen, 140.
Im Flußgebiet der Schwarza. Von Georg Lehnert, 174.
Franz Schubert. Von August Reißmann, 189.
Skizzen aus dem Westen Nordamerikas. Von Friedrich J. Pajeken. (Indiantrader), 206.
Die leuchtenden Fische der Tiefsee. Von Robert v. Lendenfeld, 210.
Gräfin Kathinka. Eine Erzählung in Briefen von Xanthippus, 225, 379.
Philä und seine Umgebung. Von Theodor Harten, 245.
Sehen und Hören. Von Johann Winckelmann, 267.
Friedrich Spielhagens Selbstbiographie. Von Otto Neumann-Hofer, 282.
Ausflug ins Rhöngebirge. Von E. F. Dürre, 321.
Gustav Freytag. Von Adolf Stern, 334.
Der Dombau zu Berlin und der protestantische Kirchenbau überhaupt. Von Oskar Sommer, 351, 486.
Unempfänglichkeit für Krankheiten. Von Hermann Schlesinger, 400.
Diego Velasquez, der Meister des Realismus. Von Moriz Carriere, 408.
Ein Principienkampf. Von Hermine Villinger, 420.
Alberta Clementina. Novelle von Ernst Wichert, 433.
Im deutsch-böhmischen Iser- und Jeschkengebirge. Von Karl Pröll, 455.
Emile Augier. Skizze von Ferdinand Groß, 478.
Dolmenbauten und Hünengräber. Von Franz v. Löher, 540.
Aus dem Verkehrsleben der Araber im Altertum. Von Wilhelm Richter, 564.
Der gefrorene See. Legende von Ossip Schubin, 570.
Im zweiten Rang. Erzählung von E. Juncker, 577, 713.
Madame Roland. Von Robert Prölß, 597.
Köln. Ein Städtebild von Wilhelm Bölsche, 614.
Guten Morgen Vielliebchen! Eine Land- und See-Novelle von Johannes Wilda, 637.
Die Friedhofswälder von Konstantinopel. Von Wolfgang Brachvogel, 669.
Nikolaus Lenau. Eine litterarische Studie von Ernst Wechsler, 676.
Im Herbst. Skizze von Viktor Valentin, 693.
Determinismus und Willensfreiheit. Von Adolf v. Bentivegni, 700.
Aus Braunschweigs westfälischer Periode. Von Arthur Kleinschmidt, 739.
Die ältesten Goldbergwerke. Von Heinr. Brugsch, 747.
Allein. Nachtstück aus dem Dampferleben von Robert Hessen, 775.
Die Tempel Javas. Von Joachim Graf Pfeil, 792.
Die Prophezeiungen des Nostradamus. Von Eduard Schulte, 816.
Heil'ge Ordnung! Novelle von Leo Hildeck, 822.
Karl Maria von Weber. Von August Reißmann 839.
Jean Paul. Von Heinrich Pröhle, 849.
Litterarische Notizen: Josua. Von Georg Ebers, 142.
Unter der Schellenkappe. Von Feodor Wehl[?] Mamroth, 143.
In der Welt verloren. Von Fedor v. Zobeltitz. — Freie Bühne. Von Otto Brahm, 144.
Glück. Von Oskar v. Redwitz, 284.
Die fromme Witwe. Von Karl v. Perfall. — Der Katzensteg. Von Hermann Sudermann. — Die klugen Jungfrauen. Von M. G. Conrad, 285.

Die Bergpredigt. Von Max Kretzer. — Der Oberstolze. Von Friedrich Dernburg. — Wer ist der Stärkere? Von C. Alberti. — Der Küster von Horst. Von August Becker. — Quisisana. Von R. Orthmann. — Eine Lüge. Von Ida Boy-Ed. — Episode Hopkins. Von G. Reuter. — Zu spät. Von G. Reuter, 286.
Friedrich Spielhagens Ausgewählte Werke. — Die schöne Helena. Von Alex. Baron v. Roberts. — Geschichte der deutschen Litteratur. Von Julian Schmidt. — Geschichte der deutschen Litteratur von Goethes Tode bis zur Gegenwart. Von Heinze und Goette, 287.
Philosophie und Politik. Von M. Braich. — Moralische Reden von William Mackintire Salter. Von Georg v. Gizycki. — Kritische Wanderungen durch die Philosophie der Gegenwart. Von Eduard v. Hartmann. — Das Grundproblem der Erkenntnistheorie. Von Eduard v. Hartmann, 288.
Rembrandt als Erzieher. — Die Erziehung der deutschen Jugend. Von Paul Güßfeldt, 425.
Adolf Diesterweg, der Reformator des deutschen Volksschulwesens im neunzehnten Jahrhundert. Von Ludwig Rudolph, 426.
Schulter an Schulter. Von Hermann Heiberg. — Im Schatten des Todes. Von E. Juncker. — Der Seelsorger. Von Viktor Valentin. — Tiberius. Von Wilh. Walloth, 427.
Ut Sloß un Kathen. Von Felix Stillfried. — Menschenrechte. Von Hans Blum. — Lenz und Rauhreif. Von Gerhard von Amyntor. — Sodom. Von Renzlav. — Der heilige Amor. Von Johannes Proelß. — Der Mäcen. Von Detlev Freiherr v. Liliencron, 428.
Des Armen Schuld. Von Karl v. Weber. — Seltsames und Ernsthaftes. Von Erich Gustavsen. — Geheimnisse eines Verteidigers. Von Hans Blum. — Aus geheimen Akten. Von Hans Blum. — Novellen. Von Levin Schücking. — Sizilianische Geschichten. Von E. Telmann. — Die Haimonskinder. Von Otto v. Vacano. — Das Voltramslied. Von Julius Grosse, 429.
Cromwell bei Marston Moor. Von Karl Bleibtreu. — Vagantensang und Schwerterklang. Von Franz Hirsch. — Singen und Sagen. Von Albert Möser. — Lied und Leben. Von August Storm. — Gedichte von Johannes Nordmann. — Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. — Lyrische und epische Gedichte. Von Friedrich Roeber, 430.
Trost- und Trutz-Büchlein der Deutschen in Österreich. Von G. Panitowski und Adam Müller-Guttenbrunn. — Aus der Vogelschau. Von Otto v. Leixner. — Der Fleck auf der Ehr. Von Ludwig Anzengruber. — Ein Faust der That. Von Karl Bleibtreu. — Moderner Totentanz. Von Karl Pröll. — Spreu im Winde. Von Karl Pröll. — Zum Nachtisch. Von Ferdinand Groß. — Nach der Natur. Von Sophie von Khuenberg, 431.
Menschen und Schicksale. Von Fritz Lemmermayer. — Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Von Karl Biedermann. — Encyklopädie der neueren Geschichte. Von Wilhelm Herbst. — Aus der geheimen Werkstatt der Natur. Von Julius Stinde. — Dr. H. G. Bronns Klassen und Ordnungen des Tierreiches, 432.
Friedrich Schiller. Von Richard Weltrich, 574.
Der Ursprung der Sittlichkeit. Von Hugo Münsterberg. — Die Mathematik die Fackelträgerin einer neuen Zeit. Von C. Dillmann, 575.
Die Physiologie der Tonkunst. Von Dr. Eugen Dreher. — Schopenhauer als Philosoph der Tragödie. Von E. Reich. — Die evangelische Kirche im neuen Deutschen Reiche. Von O. Auerbach. — Die evangelische Kirche am Wendepunkt ihres äußeren Geschickes. Von O. Auerbach. — Robert Hamerling. Von A. Polzer, 576.
Gemeinschaft und Gesellschaft. Von F. Tönnies. — Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwickelung der europäischen Völker. Von B. Mahrenholtz und A. Wünsche, 709.
Die Völkerwanderung und die Kultur ihrer Zeit. Von Friedrich Ronnemann. — Die Tracht der Kulturvölker Europas vom Zeitalter Homers bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Von A. v. Heyden. — Logik. Von Dr. C. Sigwart. — Sigwarts Kleine Schriften. — Hegel und Schopenhauer, ihr Leben und Wirken. Von Alex. Foucher de Careil. — Die Kulturvölker des alten Amerika. Von A. Bastian. — Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwickelung der Naturwissenschaften. Von Ernst Hallier, 710.
Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vergleichender Darstellung. Von Otto Henne am Rhyn. — Zoologische Vorträge. Von W. Marshall. — Im Kampfe um die Weltanschauung. — Die Meteorologie ihrem neuesten Standpunkte gemäß. Von Dr. S. Günther. — Lehrbuch der Meteorologie. Von Dr. W. J. van Bebber. — Akademische Vorträge. Von J. von Döllinger. — Idealismus. Von Dr. Chr. Muff. — Lehrjahre der Liebe. Von Robert Hamerling, 711.
Fürst Bismarck als Humorist. Von A. Kohut, 712.
Altes und Neues von Friedrich Theodor Vischer. — Vischer-Erinnerungen. Von Ilse Frapan. — Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands. Von Alexander Weill, 853.
Zeit und Menschen. Von Feodor v. Wehl. — Lebensbilder. Von Moriz Carriere. — Der deutsche Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck und die Stätten seines Wirkens. Von Feodor v. Köppen, 854.
George Eliot. Von Hermann Conrad. — William Makepeace Thackeray. Von Hermann Conrad. — Henry Wordsworth Longfellow. Von Alexander Baumgartner S. J. — Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann. Von Dr. H. Simon. — Die deutsche Bürgerschule, die Schule des Mittelstandes. Von Chr. Bunse, 855.
Plauderbriefe an eine junge Frau. Von Otto v. Leixner. — Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst. Von Otto Lilienthal. — Die Hygiene der Nerven. Von Paul Mantegazza. — Edle Menschen und Thaten. Von Emil Neubürger, 856.

Namen- und Sachregister
zum achtundsechzigsten Bande.

Alberta Clementina. Von Ernst Wichert, 433.
Allein. Von Robert Hessen, 775.
Apatsche-Indianern, Ein Winter bei den. Von G. Riedel, 21.
Auf der Baar. Von Wilhelm Jensen, 1, 145, 289, 511.
Augier, Emile. Von Ferdinand Groß, 478.

Braunschweigs westfälischer Periode, Aus. Von A. Kleinschmidt, 739.

Determinismus und Willensfreiheit. Von A. von Bentivegni, 700.
Dolmenbauten und Hünengräber. Von Franz von Löher, 540.
Dombau, Der, zu Berlin. Von Oskar Sommer, 351, 486.

Freytag, Gustav. Von Adolf Stern, 334.
Friedhofswälder, Die, von Konstantinopel. Von Wolfgang Brachvogel, 669.

Goldbergwerke, Die ältesten. Von H. Brugsch, 747.
Gräfin Kathinka. Von Xanthippus, 225, 379.
Guten Morgen Vielliebchen. Von Johannes Wilda, 637.

Heil'ge Ordnung. Von Leo Hildeck, 822.
Herbst, Im. Von Viktor Valentin, 693.
Hindus, Leben der. Von Richard Garbe, 105.

Ibsen, Henrik. Von Paul Schlenther, 59.
Im zweiten Rang. Von E. Juncker, 577, 713.
Indiantrader. Von Fr. J. Pajeken, 206.
Iser- und Jeschkengebirge, Im. Von Karl Pröll, 455.

Köln. Von Wilhelm Bölsche, 614.

Lenau, Nikolaus. Von E. Wechsler, 676.
Leuchtende Fische der Tiefsee. Von R. v. Lendenfeld, 210.
Litterarische Mitteilungen und Notizen:
- Alberti, Konrad: Wer ist der Stärkere, 286.
- Amyntor, Gerhard von: Lenz und Rauhreif, 428.
- Anzengruber, Ludwig: Der Fleck auf der Ehr, 431.
- Auerbach, O.: Die evangelische Kirche, 576.
- Bastian, A.: Die Kulturvölker des alten Amerika, 710.
- Baumgartner, Alexander: H. W. Longfellow, 855.
- Bebber, W. J. van: Lehrbuch der Meteorologie, 711.
- Becker, August: Der Küster von Horst, 286.
- Biedermann, Karl: Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte, 432.
- Bleibtreu, Karl: Cromwell, 430.
- Bleibtreu, Karl: Ein Faust der That, 431.
- Blum, Hans: Menschenrechte, 428.
- Blum, Hans: Geheimnisse eines Verteidigers, 429.
- Blum, Hans: Aus geheimen Akten, 429.
- Boy-Ed, Ida: Eine Lüge, 286.
- Brahm, Otto: Freie Bühne, 144.
- Brasch, Moriz: Philosophie und Politik, 288.
- Bronn, H. G.: Klassen und Ordnungen, 432.
- Bunse, Chr.: Die deutsche Bürgerschule, 855.
- Carriere, Moriz: Lebensbilder, 854.
- Conrad, Herm.: George Eliot, 855.
- Conrad, Herm.: William M. Thackeray, 855.
- Conrad, M. G.: Die klugen Jungfrauen, 285.
- Dernburg, Friedr.: Der Oberstolze, 286.
- Dillmann, C.: Die Mathematik die Fackelträgerin einer neuen Zeit, 575.
- Döllinger, J. von: Akademische Vorträge, 711.
- Dreher, Eugen: Die Physiologie der Tonkunst, 576.
- Ebers, Georg: Josua, 142.
- Foucher de Careil, Alex.: Hegel und Schopenhauer, 710.
- Frapan, Ilse: Vischer-Erinnerungen, 853.
- Gizycki, Georg: Moralische Reden von W. M. Salter, 288.
- Groß, Ferdinand: Zum Nachtisch, 431.
- Grosse, Julius: Das Volkramslied, 429.
- Günther, S.: Im Kampfe um die Weltanschauung, 711.
- Günther, S.: Die Meteorologie, 711.
- Güßfeldt, Paul: Die Erziehung der deutschen Jugend, 425.
- Gustavsen, Erich: Seltsames und Ernsthaftes, 429.
- Hallier, Ernst. Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, 710.
- Hamerling, Robert: Lehrjahre der Liebe, 711.
- Hartmann, Eduard von: Kritische Wanderungen, 288.
- Hartmann, Eduard von: Grundproblem der Erkenntnistheorie, 288.
- Heiberg, Herm.: Schulter an Schulter, 427.
- Heinze und Goette: Geschichte der deutschen Litteratur, 287.
- Henne am Rhyn: Die Kultur der Vergangenheit, 711.
- Heyden, A. von: Die Tracht der Kulturvölker, 710.
- Herbst, Wilhelm: Encyklopädie der neueren Geschichte, 432.
- Hirsch, Franz: Vagantensang und Schwerterklang, 430.
- Juncker, E.: Im Schatten des Todes, 427.
- Khuenberg, Sophie von: Nach der Natur, 431.
- Köppen, Fedor von: Der deutsche Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck, 854.
- Kohut, Adolf: Fürst Bismarck als Humorist, 712.
- Kretzer, Max: Die Bergpredigt, 286.
- Leixner, Otto von: Aus der Vogelschau, 431.
- Leixner, Otto von: Plauderbriefe, 856.
- Lemmermeyer, Fritz: Menschen und Schicksale, 432.
- Liliencron, Detlev von: Der Mäcen, 428.
- Lilienthal, Otto: Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst, 856.

Mahrenholtz und Wünsche: Grundzüge, 709.
Mamroth, Fedor: Unter der Schellenkappe, 143.
Mantegazza, Paul: Die Hygiene der Nerven, 856.
Marshall, W.: Zoologische Vorträge, 711.
Möser, Albert: Singen und Sagen, 430.
Münsterberg, Hugo: Der Ursprung der Sittlichkeit, 575.
Muff, Chr.: Idealismus, 711.
Neubürger, Emil: Edle Menschen und Thaten, 856.
Nonnemann, Friedrich: Die Völkerwanderung, 710.
Nordmann, Johannes: Gedichte, 430.
Orthmann, R.: Quisisana, 286.
Panikowsky und Guttenbrunn: Trost- und Trutzbüchlein, 431.
Perfall, Karl von: Die fromme Witwe, 285.
Polzer, A.: Robert Hamerling, 576.
Pröll, Karl: Moderner Totentanz, 431.
Proelß, Johannes: Der heilige Amor, 428.
Redwitz, Oskar von: Glück, 284.
Reich, E.: Schopenhauer als Philosoph der Tragödie, 576.
Rembrandt als Erzieher, 425.
Renzlav: Sodom, 428.
Reuter, G.: Episode Hopkins, 286.
Reuter, G.: Zu spät, 286.
Roberts, Alexander von: Die schöne Helena, 287.
Roeber, Friedrich: Gedichte, 430.
Rudolph, Ludwig: Adolf Diesterweg, 426.
Schmidt, Julian: Geschichte der deutschen Litteratur, 287.
Schücking, Levin: Novellen, 429.
Seidel, Heinrich: Gesammelte Schriften, 430.
Sigwart, C.: Logik, 710.
Sigwarts kleine Schriften, 710.
Simon, H.: Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann, 855.
Spielhagen, Friedrich: Ausgewählte Werke, 287.
Stillfried, Felix: Ut Sloß und Kathen, 428.
Stinde, Julius: Aus der geheimen Werkstatt der Natur, 432.
Storm, August: Lied und Leben, 430.
Sudermann, Hermann: Der Katzensteg, 285.
Telmann, C.: Sicilianische Geschichten, 429.
Tönnies, F.: Gemeinschaft und Gesellschaft, 709.
Vacano, Otto von: Die Haimonskinder, 429.
Valentin, Vittor: Der Seelsorger, 427.
Vischer, Friedr. Th.: Altes und Neues, 853.
Walloth, Wilh.: Tiberius, 427.
Weber, Karl von: Des Armen Schuld, 429.
Wehl, Feodor von: Zeit und Menschen, 854.
Weill, Alexander: Briefe hervorragender Männer, 854.
Weltrich, Richard: Friedrich Schiller, 574.

Orestes, Ein neuer. Von G. Reuter, 89.

Philä und seine Umgebung. Von Th. Harten, 245.
Principienkampf, Ein. Von H. Villinger, 420.
Prophezeiungen, Die, des Nostradamus. Von Eduard Schulte, 816.

Rhöngebirge, Ausflug ins. Von E. F. Dürre, 321.
Roland, Madame. Von R. Prölß, 597.

Schiller, Ungedruckte Briefe von. Von Robert Vorberger, 129.
Schubert, Franz. Von August Reißmann, 189.
Schwarza, Im Flußgebiet der. Von G. Lehnert, 174.
See, Der gefrorene. Von Ossip Schubin, 570.
Sehen und Hören. Von Johann Winckelmann, 267.
Skandinavischen Hochgebirge, Aus dem. Von Karl Kollbach, 76.
Skizzen aus dem Westen Nordamerikas. Von Fr. J. Pajeken, 206.

Tempel, Die, Javas. Von Joachim Graf Pfeil, 792.

Unempfänglichkeit für Krankheiten. Von Hermann Schlesinger, 400.

Velasquez, Diego. Von Moriz Carriere, 408.
Verkehrsleben, Das, der Araber im Altertum. Von Wilhelm Richter, 564.
Volksmedizin und Kurpfuscherei. Von G. Wolzendorff, 44.

Weber, Karl Maria von. Von A. Reißmann, 839.



Ill. D... April 1890.





Auf der Baar.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

I.



Auf der Baar.

Hochland der Baar, du alte Berchtoldsbaar, meiner Kindheit sonnige Heimat! Ich sehe wieder die weißen Glanzwolken über dir wandern, meine Brust atmet deine mild-kräftige Luft. Schwarz stehen deine Tannen, wie ernste Gedanken, im Eichenbusch spielt der Wind mit den lichtgrau aufgerollten Blättern gegen das Himmelsblau, und daran recken tausendfach am Rain und am Wegrand, vom Anger und Hügelgestein die fröhlichen Kinder der Erdenmutter ihre zarten, farbigen Gesichter herauf. Sie sind so jung wie dieser Frühling und so alt wie die warmen Goldstrahlen, die auf sie niederlächeln; wo ist die Erde reicher an Blumen als bei dir? Gleich sanft anschwellenden Wellenhöhen und zwischen ihren absinkenden Flutthälern eines weiten Meeres dehnst du dich hin, uralte Wohnstätten der Menschen einbettend; von ihren zerfallenen Mauern blicken graue Erinnerungen in die Augen des heutigen Tages. Über den weißschimmernden Bergwall der Alb her sucht die Sonne dich am Morgen, flammt dir am Mittag ihr Goldlicht von den blendenden Häuptern der ewigen Schneeriesen zurück, und ihr roter Scheidegruß sendet dir die Dämmerung über die Kuppen des Schwarzwaldes daher. Wie groß bist du, o schönes Land, von lebensvoller Kraft der Natur beseelt — wie still und einsam sind deine Waldtiefen, deine weltvergessenen Winkel! Du bist ein Antäusboden für den, welchen du ins Leben gerufen, und wenn es ein Glück giebt, ist's, sich wieder als dein Kind zu empfinden.

Weltab.

Das Blatt, auf dem diese Worte geschrieben standen, lag auf rundem, in der Mitte nach Väterbrauch eine eingefügte Schiefertafel haltendem Eichenholztisch in einer Art von Turmgemach, durch dessen

Fenster der Blick nach allen Himmelsrichtungen über das Hochland der Baar unendlich in die Weite hinausging. Der Schreibende hatte nur wiedergegeben, was seine Augen rundum vor sich gewahrten: Dort im Osten den langhingedehnten fernen Bergzug der schwäbischen Alb, gen Westen näher die von hier aus seltsam geringfügig, nur hügelgleich erscheinenden Hauptgipfel des Schwarzwaldes, den Feldberg und Belchen mit ihren Nachbarhöhen, im Süden die hundertfältig gezinnte und gezackte bläulich-weiße Firnkette der Alpen. Zwischen diesen fernen Blickgrenzen breitete die wellige Hochfläche der Baar sich aus, waldbedeckt, dunkel und sonnenoffen leuchtend; da und dort sah das „Satteldach", das altlandesübliche Oberstück eines viereckigen, kurz abgestumpften Kirchturmes herüber, doch die Dächer der Ortschaft um ihn her verbargen sich zumeist in einer Bodenfaltung dem Gesicht.

Das große Gebäude, an dem sich der Turm mit seinem weitumschauenden Gemach erkerartig angeklebt befand, lag im Südwesten der ehemaligen Berchtoldsbaar ziemlich in der Mitte zwischen den uralten Orten Löffingen und Bräunlingen. Unfern an ihm vorüber schnitt die Mauchach sich tief in den Boden ein, um in hundertfältigen kleinen Krümmungen südwärts zur Wutach hinabzuziehen; ganz einsam stand das betürmte Gebäude da, nur von Tannen- und Laubwaldhainen, Weidematten und Äckern, kleinen Hügelkuppen mit grauen Gesteinrippen umgeben.

Wem dankte es seinen Ursprung? War es einmal ein alter Herrensitz, ein „Ritterhaus" nachmittelalterlicher Zeit gewesen? Es hatte die wilden Jahre des Dreißigjährigen Krieges gesehen und zum Verwundern überdauert, denn in den steinernen Rundbogen des breiten Hausthores stand die Jahreszahl 1604 eingegraben; doch Kugelnarben zeigten da und dort, daß es manchmal sich gegen einen Ansturm zur Wehr gesetzt, von Verteidigern behauptet oder von den Umlagerern erobert worden. Damals mochte der Raum drumher noch anders ausgesehen, einen Grabengurt um das Haus gezogen haben und vielleicht recht häufig wildes Getöse wie Brandung gegen das graue Gemäuer geschlagen sein. Jetzt hob dies sich aus friedlichem Grund auf, wie wenn es nie andere Dinge gewahrt und gehört als Sonne und Windgesumm, Feldblüten und Lerchengetriller. Das Haus war ganz aus Stein gebaut, mit hochaufgetreppten Zinnengiebeln an den Längsseiten; zur Rechten und Linken neben der Thür sahen aus der Wand zwei halb eingemauerte graue, überlebensgroße steinerne Gestalten hervor. Sie standen gewissermaßen als Wächter des Zuganges da und hatten zweifellos ehemals Menschengesichter und -gliedmaßen besessen. Doch alles an ihnen war von den Händen der Zeit, wirklichen lebendigen oder figürlichen, abgestumpft, verrieben, zerbröckelt und verwaschen worden, ließ ihre vormalige Bedeutung nicht mehr erkennen. Vermutlich hatten sie Heiligenstandbilder eines zerstörten Klosters dargestellt, die hier ihre letzte Ruhstatt gefunden; manches Haus auf der Baar, in Städtchen und Dörfern, bewahrte an seinem Mauerwerk solche Überbleibsel der Vergangenheit. Auch auf dem Hofraum vor dem Giebelgebäude lag da und dort altes Steingerümpel, das einmal zu Zwecken gedient und eine Form zum Ausdruck gebracht; an der Rückseite dehnte sich ein großer, sehr schattiger, vernachlässigter Garten hin. Aber nur seitwärts zeugte ein Stückchen Küchengarten von Bewirtschaftung; es lieferte die Gemüse für den Bedarf der Hausbewohner. Wo die Sonne Zutritt fand, mischten Blumenkelche bunte Farbenfleckchen in das Grün ein, von Windsaat draußenher hier angesiedelte oder aus früheren Tagen noch sich forterhaltende. Zwischen den tiefen Baumschatten dagegen sahen hier und da, zumeist aus dichtem Versteck, andere Farbenunterschiede auf, grau oder weiß, Sandstein- und Marmorfiguren auf zerbröckelnden Sockeln. Sie stellten helleni-

sche oder römische Gottheiten dar, gute und schlechte Nachbildungen, mutmaßlich aus einem verfallenen Schloßpark des achtzehnten Jahrhunderts stammend und hierher zusammengetragen. Besonders die armen, leicht oder kaum bekleideten Marmorgöttinnen erregten einen bekümmernden Eindruck des Frierens. Unter griechischem Himmel mochten ihre Urbilder sich trotz der Kostümmangelhaftigkeit erträglich wohl gefühlt haben, aber der deutsche Winter auf dem Hochland hatte ihnen mit Hagel, Schnee und Eiskrusten übel mitgespielt und im allgemeinen auch der deutsche Regensommer nicht allzuviel erquickliche Abwechselung in ihr Ungemach gebracht. Sie sahen zumeist aus, als ob sie vor kurzem die Pocken überstanden, gelbe Risse und braune Schrunden durchfurchten ihre zarte olympische Haut, und vielfach war diese von grünen Moosflechten als passendster Fleck für dauernde Niederlassung ausgewählt worden. Nur eine zeichnete sich durch Sauberkeit aus, eine Ceres, Flora, oder was sie darstellen mochte. Sie unterschied sich auch vorteilhaft von ihren Kolleginnen durch schickliche, vollständig vom Hals bis zum Fuß reichende Bekleidung und unterlag deshalb nicht dem tiefen Mißfallen, das fast alle übrigen bei der alten Euphrosyne, der Wirtschaftsführerin des Hauses, erweckten. Vielmehr ward sie von der letzteren, als in schlechte Gesellschaft geraten, außerordentlich bemitleidet, ausgezeichnet und verehrt. Denn Euphrosyne ließ sich nicht in ihrer Überzeugung beirren, daß die anständig Bekleidete nicht zu dem anderen heillosen Lumpengesindel, das nicht einmal Lumpen an sich trug, gehöre, sondern eine Mutter Gottes sei, die sich expreß für ihr Seelenheil hierher begeben habe. Es war über eine Stunde weit bis zur nächsten Kirche, und die Wirtschaft erlaubte ihr nicht, allsonntäglich dorthin zu gehen. So fand sie eine Tröstigung für den Ausfall ihrer geistlichen Pflichtübungen in ihrem nah am Oberrand des Küchengartens von einem Ahorn überschatteten Madonnenbild, indem sie dies aufs sorgfältigste in strahlend-weißem Zustande erhielt, wo es not that mit Bürste und Seife für die Glorie himmlischer Sauberkeit an ihm bedacht war. Sie ließ keinen Tag vorübergehen, ohne ihr Gebet davor zu verrichten und den Sockel frisch mit einigen Blumen zu verzieren. Ja, ab und zu konnte sie sich trotz ihrer sonstigen sparsamen Wirtschaftsführung nicht enthalten, der Blumenspende einige süße Früchte der Jahreszeit oder besonders schöngeratene Gemüseblätter, Schoten und Knollen beizufügen, und es ließ sich nicht verkennen, daß Ceres oder Flora auf solche ihr äußerst passend dargebrachte Opfergaben mit besonders freundlichem und dankbarem Mienenausdruck niedersah.

Berchtold Morneweg.

Der Besitzer hatte dem einsamen Haus oder Gehöft den sonderbaren Namen „Archäushof" gegeben, die Leute der Umgegend indes erfreuten sich im Durchschnitt nicht übermäßig klassischer Bildung und benannten das Gebäude „den Heidenhof" oder zumeist mit einem Anklang an seine unverstandene Bezeichnung „die Heidenarche", wozu weniger einige Heidestriche in der Nähe, als die heidnischen Götterbilder im Garten Anlaß geliehen haben mochten. Im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Säkulums war der alte Herrensitz infolge der damaligen Kriegsereignisse bewohnerlos und von dem jetzigen Inhaber um ein Billiges angekauft worden. Er hieß Berchtold Morneweg, Doctor philosophiæ et Magister liberalium artium; sein Vorname war kein zufälliger, sondern ein uralt herabvererbter, in Verbindung mit der „Berchtoldsbaar" stehender, denn seine Vorfahren hatten sich in fernen Tagen einmal von dem Hause „derer von Sulz", der ehemaligen großen Grafen auf der Baar, abgezweigt und in seinem, wenn auch nicht mehr adeligen Geschlecht die von alters bei jenen bräuchlichen Rufnamen forterhalten. So saß

Berchtold Morneweg gewissermaßen als ein Überrest grauer Zeit auf seinem stillen Hochlandssitz über der Mauchach.

Doch von Art und Wesen eines alten Burgherrn trug er sonst nichts an und in sich. Er war ein tief in Nachforschungen, Mutmaßungen, Funde, Bücher und Handschriften vergrabener Gelehrter — ein Archäolog, wie der seltsame Name, den er seinem Wohnsitz beigelegt, es andeutete — gegenwärtig, um die Mitte des zweiten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts, ein beginnender Fünfziger, doch äußerlich durch die graue Aschenfarbe seines Haares und Vollbartes mindestens um ein Decennium älter erscheinend. Ein wunderlicher Herr, aber allerdings eine Schöpfung oder Reifung noch wunderlicherer Zeit. Es kommt vor, daß ein toller Wirbelsturm einen schlank und grad in die Höhe geschossenen jungen Baum packt, den noch schmiegsamen Stamm um sich selbst herumrollt und in eine Spirallinie verwandelt. Da seine Wurzeln kräftig sind und ihn forternähren, wächst er dann in seiner verkrümmten Gestalt, nicht mehr als der frühere wiedererkennbar, weiter. Das hatte der Wirbelsturm der Zeit im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts mit Berchtold Morneweg fertig gebracht.

Der Sturm, der damals über die Baar gefahren, war ein Ableger oder Nachkomme des großen, im Jahre 1789 zuerst im Mittelpunkte Frankreichs entfesselten Orkans gewesen. Nachdem die Windhose dort einen Königsthron zusamt dem Kopf des darauf Sitzenden in die Luft gewirbelt, hatte sie sich um einige Jahre später nach Osten weiter und auch über den Schwarzwald gewälzt. Da war ein Gewimmel von neu aus der Erde heraufgewachsenen Soldaten der französischen Republik durch die Thäler, über die Pässe und einsamen Bergköpfe hingezogen, wie Ameisenzüge sich in stundenlangen Kolonnen Wege suchen und mit immer gleichem dunklem Gekrabbel anfüllen. Auch über die Baar schwärmten sie aus, in jedes weltvergessene Menschennest, jedes Haus und jeden Winkel hinein. Sie kamen als der neue Messias für die Menschheit, als die Befreier der Unterdrückten und ihrer Lebensrechte Beraubten, diese von dem schmachvollen Joch ihrer tausend großen und kleinen Herren zu erlösen. Doch die neuen Heilsboten brachten lebhaften Hunger und irdische Gelüste mancherlei Art mit sich, die sich nicht allein mit dem hohen Bewußtsein des von ihnen ausgespendeten Evangeliums befriedigen ließen, und sie glichen wieder den Termiten, die hurtig alles zerfressen, was ihrem Wanderschwarm vor die Beißzangen gerät. Man konnte sie auch mit Heuschrecken vergleichen, denn wie solche hoben sie sich wieder auf und nahmen ihren Flug weiter dem Sonnenaufgang entgegen. Aber dann kamen sie — es war im Jahre 1796 — jählings zurück und zwar veränderten Aussehens. Im Osten hatte ein kräftiger Gegenwind ihrem Weiterzug ein Ziel gesetzt, sie zurückgeworfen, und der Erzherzog Karl von Österreich folgte ihnen mit einem Heere auf den Fersen nach. Nicht zum Vorteil der letzteren war die Begegnung zwischen ihnen und jenem vor sich gegangen, denn die meisten hatten ihre Stiefel dabei eingebüßt, liefen jetzt barfuß gen Westen, viele auch ziemlich kleiderlos, und die Mehrzahl im übertragenen Sinne mehr oder minder kopflos. So kamen sie wieder über die Baar, vom menschlichen Gefühlsstandpunkt aus in bemitleidenswürdigem Zustand, aber die Bürger und Bauern hatten mittlerweile begriffen, daß die Heuschrecken keine Heilskinder und -bringer, sondern sehr unheilvolle gefräßige Geschöpfe seien, rotteten sich überall mit Heugabeln, Sensen, Dreschkolben, alten Partisanen und verrosteten Säbeln zusammen und schlugen und stachen nach Leibeskräften in die Flüchtenden hinein. Kurz und hurtig wälzten diese sich wie sturmzerpeitschte Nebelfetzen rückwärts über die Baar, den Schwarzwaldpässen zu, wo allerorten zwischen Fels und Wald das Verderben seine Fänge auf sie

niederschlug; in weltberühmtem Rückzug führte der General Moreau die Hauptmasse seiner zerlumpten, zu Tode erschöpften, halb verblutenden Truppen durch die Engnis der wilden Höllenthalschlucht glücklich in den Breisgau hinunter, wo sie sich mit den kleinen Einzelscharen vereinigten, die auf anderen Wegen den Würgengelhänden der Schwarzwaldbewohner an den Oberrhein entronnen. Der französische Wirbelsturm war für dieses Mal über die deutsche Grenze zurückgedrängt, doch ein neuer Äolus stand schon bereit, sich seiner zu bedienen, ihn wieder zu bringen, mit unwiderstehlicher Gewalt fast zwei Jahrzehnte über ganz Deutschland hinbrausen und alle Throne desselben wie Strohhalme durcheinander flattern zu lassen.

Als jene Heilsboten oder „wunderlichen Heiligen" ihre Erlösungsbotschaft zuerst diesseit des Rheins verkündet, war Berchtold Morneweg ein am Ausgang der zwanziger Jahre stehender, lebensfreudiger junger Mann gewesen, im Begriff, in seiner Vaterstadt Villingen, der altersgrauen Hauptstadt der Baar, Amt und Würde eines Lehrers an der Lateinschule einzunehmen. Zwar nicht aus besonderer Vorliebe für das pädagogische und schulmeisterliche Geschäft, allein dies verband mit sich die für den Vermögenslosen unanzweifelhafte Nützlichkeit einer sicheren Besoldung, von der sogar eine kleine Familie einfach, doch vergnügt zu leben vermocht hätte, die also für den Junggesellen sich mehr als ausreichend erwies. So bestieg er sein Kathederpult und begann die darunter Versammelten in die Beugungsschwierigkeiten der lateinischen Benennung des Tisches, an dem sie Maulaffen feilhielten, einzuweihen. Aber er war noch nicht bis zum Perfekt in der Enthüllung der Konjugationsgeheimnisse des absonderlichen Zeitwortes amare gelangt — das einer seiner vorgeschrittensten Schüler ihm auf Befragung mit „bitter" übersetzte —, als vorderhand durch die Ankunft der westlich-überrheinischen Nachbarn alles aus Rand und Banden geriet. Die hoffnungsreichen jungen Adepten ciceronianischer Sprachvollendung hörten aus der Evangeliumsankündigung der Befreiung von der Knechtschaft auch eine „frohe Botschaft" für sich heraus, nahmen ihre Grammatik, Nepos und Cäsar de bello gallico, um sich auf dem Gelände vor der guten Stadt Villingen kunstvolle Schlachten damit zu liefern, und setzten die neue Lehre von der Freiheit mit bewundernswert raschem Verständnis praktisch ins Werk. Im übrigen dachte in der Aufregung und vielfachen Not niemand daran, sie in dieser klugen Auffassung zu beeinträchtigen und zwischen die mit Einquartierung beglückten Schulwände zurückzunötigen, am wenigsten vielleicht der junge Oberlehrer und Doktor der Philosophie Berchtold Morneweg. Doch trotzdem mußte sein Wunsch sich auf eine Wiederanknüpfung des Unterrichts richten, denn während der Dauer dieser extraordinären „republikanischen Ferien" verblieb auch sein Gehalt in der Schwebe, da der Stadtsäckel nicht wußte, woher er genug für die täglich geforderte, wohlverdiente Belohnung der hungrigen Befreier nehmen sollte. Das brachte aber für den jungen Doktor Morneweg begreiflicherweise allerhand Unannehmlichkeit und Enttäuschung mit sich. Denn wenn er auch zur Not noch so viel besaß, als sein leibliches Lebensbedürfnis unumgänglich erforderte, so sah er doch die Zuversicht, die er auf eine gesicherte Zukunft gesetzt, in einen Nebel aufgelöst oder wenigstens so in ungewisse Ferne hinausgerückt, daß sich bestenfalles noch an kärglichste Befriedigung der Notdurft des Daseins, aber an keine flügelausspannende Freudigkeit desselben mehr denken ließ. Und Berchtold Morneweg war von Natur außerordentlich für die letztere veranlagt.

So hatte diese unruhige sturm- und drangvolle Zeit in dem Doktor Berchtold Morneweg eine vollständige Sinneswandlung, einen Umschlag seiner Lebenspläne erzeugt. Darauf mochte vieles

zugleich Einfluß geübt haben. Die Aussichten auf eine Gesundheitskräftigung des Stadtsäckels zeigten sich ihm noch immer als recht weitherschauende, und die Neigung zur Wiederanknüpfung des Fortkonjugierens bei dem abgebrochenen Perfekt amavi war ihm völlig vergangen. Auch die Straßen der guten Stadt Villingen hatten für ihn etwas Unleidliches angenommen; sie waren eigentlich ungewöhnlich breit, aber er fand sie ungerechterweise als eng, bedrückend, luft- und lichtlos und sehnte sich in die grüne, möglichst einsame Natur hinaus, zu der er von Kindheit auf einen Zug in sich getragen. Und unverkennbar meinte es der Himmel besonders wohl mit ihm, indem derselbe seinem hochaufgekeimten Verlangen fruchtbarsten Nahrungssaft zuführte und ihm gerade zu jener Zeit eine reichhaltige, unvorhergesehene Erbschaft zufallen ließ, welche ihn der Benötigung eines Amtes und aller äußeren Lebensschwierigkeiten für immer enthob. So besann er sich kaum; ein Umherstreifen auf der Baar, wie er es seit Monaten als einzige Beschäftigung betrieben, hatte ihn an das alte, leerstehende Turmgebäude über der Mauchach gebracht, und wenige Tage nachher nahm er es durch Ankauf in Besitz. In der Abgeschiedenheit der Lage, mit der stillen, wechselreichen Umgebung von Wald, Busch, Heide, Felsmatten und Flußgrund entsprach das Haus vollkommen seinen Wünschen und gesellte für diese im Gange der Zeit noch eine besonders hervorragende Eigenschaft hinzu.

Jener Gang der Zeit aber, so friedlich und gleichmäßig er an dem neuen „Archäushof“ oder der „Heidenarche“ vorbeiwanderte, war draußen in der Weite umher ein äußerst rauchduftender, Getöse erregender und unerquicklicher. Der bereits erwähnte neue Äolus begann von Westen her zu blasen und blies, sich von Jahr zu Jahr verstärkend, Hunderttausende von waffenklirrenden Trabanten über Deutschland hin, Pelotonsalven, Kanonendonner, Todesröcheln, Blutströme, Jammergeschrei, Schmach und Elend. Man war im römischen Reich deutscher Nation bedachtsam von der allgütigen Vorsehung an viel Derartiges gewöhnt worden, allein dennoch ging dies für die menschliche Kurzsichtigkeit fast über das Ertragbare der prüfenden Vorbereitung auf die ewig lohnenden Freudenherrlichkeiten des Jenseits. Die Unabsehbarkeit des Dreißigjährigen Krieges schien wieder erneuert, und man hub an, Zweifel an das richtige Verhältnis zwischen dem irdischen bei lebendigem Leibe Geschundenwerden und dem künftig lindernden himmlischen Balsam zu setzen. Es gab allmählich Leute, welche diese heilsame Prüfung nicht mehr zu allerhöchster Befriedigung bestanden, sondern dieselbe zu kritisieren anfingen, darüber murrten, wehklagten, selbst fluchten. Ja, es fanden sich sogar Verblendete, die sich unchristlichruchlos gegen die Vorsehungsschickung der neuesten Gottesgeißel thatsächlich aufzulehnen versuchten.

Von allem dem indes that Berchtold Morneweg nichts. Allerdings vernahm er kaum etwas von dem draußen in der großen Welt Vorgehenden, denn nur das erste Vorspiel der endlosen Kriegstragödie hatte die Baar mit zu seinem Schauplatz gewählt, von den Heereszügen und Schlachten Napoleons blieb sie unberührt. Aber auch wenn ein Klang von dem erderschütternden Fußtritt des neuen Welteroberers in die Stille des Archäushofes hineindrang, ging sie an dem Ohr des Inhabers desselben wie das gleichgültig vernommene lautere Windaufsummen in einem Tannenwipfel vorbei. Mit seiner Ansiedelung in der Abgeschiedenheit hatte er sein Denken und Mitleben aufs vollständigste von der Gegenwart abgewendet, außer durch den Jahreszeitenwechsel der Natur war sie für ihn nicht vorhanden. Er verkehrte nicht mit lebendigen Menschen, sondern nur mit lange gewesenen oder eigentlich mit den Hinterlassenschaften derselben. Seine Jugendstudien hatten sich bereits mit Vorliebe auf die alte Geschichte gerichtet und dies geistige Interesse sich in der abgesonderten Daseinsführung seiner ausschließlich bemächtigt, ihn zu einem

Specialisten in der geschichtlichen Wissenschaft gemacht. Er dachte und lebte nur in der Vergangenheit der Baar, forschte in Büchern und im Bodengrund des Hochlandes nach dem einstmals auf diesem Gewesenen, allein für seine eigene Genußbefriedigung, ohne mit anderen Gelehrten in irgendeiner Verbindung zu stehen. Tausende von alten Bänden in deutscher und lateinischer Sprache füllten seinen Bibliothekraum und sein Arbeitszimmer, daneben aber dies, wie alle Gelasse des Hauses, Altertumsausgrabungen von größerem oder geringerem Umfang, zumeist altrömischer Herstammung, Bruchstücke von Säulen, Kapitälern, Monumenten, Grabsteinen, Ziegel, Vasenreste, Terrakotten, Gerätscherben, Schmucksachen, Bronzen, Münzen, Gemmen, geschnittene Steine, Scherben jeder Art. Unablässig suchte er, grub, trug zusammen, sichtete, bestimmte und ordnete; ein Museum umgab ihn, das für ihn nicht tot war, sondern seinem Auge und Ohr mit tausend Zungen redete, ihm verschollene Bauwerke aufschloß, Tempel, Brücken, Aquädukte, Bäder, Hallen, zwischen denen Menschengestalten in alten Trachten, Männer und Frauen umherschritten, ihn anblickten, mit ihm sprachen. Nun schwarzhaarige Römer in der Toga und Tunica, Centurionen, Soldaten, Sklaven, Priesterinnen, dunkeläugige Frauen und Jungfrauen; nun blondgemähnte Sueven, fellbehangen, die Zertrümmerer der römischen Kulturwelt im Decumatenland am Oberrhein und am Donauursprung, goldgelockte Weiber mit heller Hautfarbe und blauen Augensternen. Dazwischen schimmerte das rätselvolle Urvolk der ersten Bewohner des Landes auf, nur leider nicht mit greifbaren anatomischen und physiognomischen Merkmalen, denn so viel in alten und neueren Büchern von den ausgestorbenen Kelten die Rede war, hatte doch kein Schriftstück irgend einen Anhalt für eine Vorstellung hinterlassen, wie sie von Gesichtszügen, Haarfarbe und Augen ausgesehen. Nur daß sie im frühen Anfang hier gehaust, stand aus Funden zweifellos fest; die Erde der Baar war ein weites Gräberfeld und bewahrte da und dort auch Überreste der keltischen Lebenstage neben den zahlreichen aus späterer römischer und suevischer Zeit. Wessen Blick sich einmal dafür geschärft, daran festgeklammert hatte, der konnte wohl schließlich dahin gelangen, nichts mehr von der Gegenwart, sondern überall nur die stummredenden Spuren der fernen Vergangenheit zu gewahren.

Und dieser Gesichtszustand machte sich bei dem Doktor Berchtold Morneweg von Jahr zu Jahr mehr in hochgradigster Art geltend. Die Beschäftigung, der er sich ganz hingab, schien keine vorteilhafte Einwirkung auf die Nährquelle seiner Haarwurzeln zu üben, sondern dieselbe vorzeitig zum Stocken gebracht zu haben. Sein Kopf war früh grau geworden und seine Stirn von eigentlich noch unberechtigten Linien durchkritzelt, welche die alte Euphrosyne manchmal im stillen mit den ärgerlichen Regenwurmfurchen auf ihren frisch und sauber hergerichteten Gemüsebeeten verglich. Am schlimmsten aber bedrückte sie die „Übersichtigkeit" ihres Herrn, daß seine Augen nichts in der Nähe, nicht einmal ihr eigenes Gesicht wahrnahmen, wenn sie mit ihm sprach. Es ließ sich keine vernünftige, häuslich-praktische Überlegung mit ihm halten, keine Auskunft, Rat, selbst kein Befehl aus seinem Mund erholen. Er antwortete einzig: „Ja, ja, liebe Euphrosyne — es ist gut — ich habe Wichtiges zu bedenken — mache Sie das nur so fort, wie Sie es gewohnt ist," und alle Einrichtung und Verantwortung der Wirtschaftsführung blieb allein auf ihren Schultern liegen. Daran war sie freilich seit zwei Jahrzehnten gewöhnt, bei ihrem Geschick und Fleiß glitten ihr die Tage mit stets gleichmäßiger Arbeitswiederholung nicht viel schwieriger hin als die Perlen ihres Rosenkranzes zwischen den Fingern, und ein Eingriff in ihre häusliche Souveränetät hätte ihr vielleicht höchst unliebsame und ungläubige Überraschung bereitet. Aber es war ihr sehr wohlthuend, mit einem Stoßseufzer

vor sich selbst zu klagen, daß sie nur Undank einernte, alt und grau in unerschwinglich mühseligem Dienst bei einem Manne geworden sei, der mit keinem Christengeschöpf menschlich verkehre und statt des Herzens mutmaßlich einen alten Heidenstein in der Brust trage, und ihren täglichen Trostersatz für diese schwere Geschicksaufbürdung bildete ihre Opferspende vor dem untadlig sauber gehaltenen Madonnenstandbilde der Ceres am Oberrande des Küchengartens.

Und allerdings nahm in den letzten Jahren die Berechtigung ihrer Klagführung immer mehr zu. Es hatte sich etwas herausgestellt, was die topographische Lage des Archäushofes zu einer neuen, ganz besonderen Vorzüglichkeit erhob, denn er befand sich nur eine gute Wegstunde von den im Norden an der Breg belegenen Ortschaften Bräunlingen und Hüfingen entfernt, und Untersuchungen hatten in der Seele und Vorstellung Berchtold Morneweg ein Zauberwort heraufbeschworen, das „Brigobannæ“ lautete. Er war durch Ausgrabungen überzeugt worden, daß einer jener beiden Orte sich an der Stelle des altrömischen, auf der Tabula Peutingeriana angegebenen „castrum Brigobannæ“ befinde, nur blieb ihm noch unentscheidbar, ob Bräunlingen oder Hüfingen. Eines von ihnen konnte es nur gewesen sein, doch für beide sprachen fast gleichwertige Anzeichen. Das nahm in letzter Zeit sein Denken und Thun ausschließlich in Anspruch; auch im Winter hatte er täglich den Weg dort hinüber gemacht und unter Schnee und Eis bis zum Dämmerungseinbruch seine Nachforschungen betrieben. Den derzeitigen Bewohnern von Hüfingen und Bräunlingen war es ganz außerordentlich gleichgültig, was einmal auf den Plätzen, wo sie ihre Kartoffeln, Kohlköpfe und Rüben bauten, gewesen und geschehen sein möge, und sie, wie alle übrigen Leute der Umgegend, hielten den viele Stunden rastlos in der Erde Scharrenden wohl für eine um ihres Geldes und des ihnen davon oft zugewendeten guten Verdienstes willen höchst schätzbare Persönlichkeit, doch im übrigen nicht recht richtig im Kopf. Und dieser letzteren Anschauung konnte sich auch seine alte Hausgefährtin immer weniger entziehen, zumal da er ihr in jüngster Zeit auf eine Anfrage ein paarmal erwidert hatte: „Ja, ja, es ist gut — mache Sie nur so weiter, liebe Brigobannä.“ Nicht einmal ihren schönen christlichen Tauf- und Heiligennamen Euphrosyne wußte er mehr, und die Trägerin desselben schüttelte mit tief innerlicher Wehmut über die Zerrüttung eines verhältnismäßig doch noch jungen Menschengehirnes den Kopf. Es war unfraglich die Folge davon, weil sich keine verständige Frau seiner Lebensführung angenommen hatte; alte, eingefleischte Junggesellen bekamen mit den Jahren immer etwas Verrücktes. Freilich darin, daß solche nie den Gedanken und Antrieb gehabt, sich zu verheiraten, sprach sich aus, daß sie von Hause aus bereits Narrheit in sich getragen; ein weiches Frauenherz mußte deshalb Mitleid mit ihnen fühlen, daß sie sich selbst so übel beraten hatten, und geduldig nach Kräften wenigstens für eine äußere Bequemlichkeit ihres trübseligen Daseins Sorge tragen. Das that Euphrosyne mit eigener Aufopferung; sie hätte gern ihre Betrachtungen über die Thorheit der hagestolzen Männer im allgemeinen und ihres Herrn im besonderen mit einem anderen vernünftigen und sprachbegabten Geschöpf ausgetauscht, aber dazu bot sich ihr weitumher keine Möglichkeit. Zwar beherbergte das Haus außer ihr noch zwei lebendige, in demselben bedienstete Wesen, doch der Knecht Jobst Stobwasser war ein Tölpel, zu nichts weiterem als zu den groben Handleistungen im Hause, zum Umgraben im Garten, Einholen der Nahrungsmittel aus Löffingen und Hüfingen und zum grinsenden Lachen zu gebrauchen. Der andere hilfreiche Geist im Archäushof dagegen gehörte allerdings zur weiblichen Geschlechtshälfte; Euphrosyne konnte doch in ihren Jahren die schwere Bürde der Hauswirtschaft nicht mehr mutterseelenallein bewäl-

tigen — daß der Doktor Morneweg ihr dies zumutete, zeigte auch deutlich genug, wie es in seinem Kopf aussehen mußte — sie brauchte eine Handlangerin in Küche, Keller und Kammer und hatte sich vor kurzem eine junge, weitläufige Verwandte, die elternlos als Waise in der Welt verblieben, zur Hilfe herbeigerufen, ohne Vorwissen Mornewegs und — das kennzeichnete wiederum seinen Zustand — ohne daß er bis zum heutigen Tage etwas von ihrer Anwesenheit bemerkt zu haben schien. Meta Nebelthau war ein kaum siebzehnjähriges, von leiblicher Erscheinung allerliebstes Schwabenmädchen, munter wie eine aus der Kapsel springende Roßkastanie, der ihr Haar ähnlich sah, blauäugig wie Ehrenpreis und behend gleich einem Eichkätzchen. Aber leider entsprach nach der Erkenntnis ihrer „Tante“, wie sie Euphrosyne anredete, ihre geistige Beschaffenheit diesen körperlichen Eigenschaftsvorzügen durchaus nicht. Sie war nichts als ein „dummes Ding“, dem man diese Bezeichnung mindestens ein dutzendmal am Tage wiederholen mußte, an dessen Schaffen es unablässig auszusetzen gab und mit dem sich vor allem kein vernünftiges Wort austauschen ließ. Denn das dumme Ding verstand von nichts auf der Welt etwas, als zu springen, mit glänzenden Augen nach den Wolken zu gucken, zu lachen, wie ein junger Vogel vor sich hin zu zwitschern und durch alles das ihre gute Tante vom Morgen bis zum Abend zu Strafpredigten zu nötigen.

Alwig Morneweg.

Draußen in der großen Welt aber hatte der Äolus mit seinen vielen Hunderttausenden von Gehilfen nun ausgeblasen, nachdem er noch einmal auf den Feldweiten bei der kleinen niederländischen Ortschaft Waterloo die Backen vollzunehmen versucht, sich über den Atlantischen Ocean zurückgezogen, sich dort in der Mitte einer winzigen Felseninsel aufs Altenteil gesetzt, und in allen deutschen Landen war nach dem langen Sturm die Stille wiedergekehrt, deren sich auch während des Unwetters das abgeschiedene Hochland der Baar erfreut gehabt. Nur an der Donau, jedoch weit von ihrem friedlichen Ursprung auf der letzteren, ging es noch lebhaft zu, dort, wo sie an der kaiserlichen Hauptstadt Wien vorüberzog. In diesem saßen noch an einem grünen Tisch die allerhöchst bevollmächtigten Vertreter aller Kaiser- und Königreiche Europas, sowie sämtlicher großer, mittlerer und kleiner Landesväter Deutschlands, eine außerordentlich zahlreiche, vornehme, kluggeschulte und vergnügliche Gesellschaft, welche sich die Freigebigkeit des guten Kaisers Franz vortrefflich munden ließ, über das wieder herzustellende Wohl der zumeist etwas herabgekommenen angestammten Fürsten von der Gnade Gottes und ihrer Unterthanen beriet, sichtete, schlichtete, handelte, Austausch betrieb, feilschte, sich wechselseitig anlog, hinters Licht zu führen suchte, fälschte, betrog und schließlich in ihrer Gesamtheit von dem Oberschlauheitsrat und österreichischen Staatskanzler, Fürsten Clemens Wenzeslaus Lothar von Metternich, sanft, liebenswürdig und unvermerkt mehr oder minder übers Ohr gehauen ward. Auch ein „Ausschuß zur Regelung der deutschen Angelegenheiten“ erblickte dabei das Licht des Tages oder mehr der Nacht und erwarb sich neben dem fragwürdigen Nachruhm der Erzeugung des Deutschen Bundestags das unbestrittene Verdienst, noch einige Hundert souveräne deutsche Vaterländchen mehr von der Landkarte verschwinden zu lassen, als der Äolus schon vorher von den angetroffenen Tausenden derselben in größeren Haufen zusammengeblasen hatte. Bei dieser Gelegenheit nahmen auch die sogenannten „österreichischen Vorlande“ am Oberrhein ihren Abschied aus der Geschichte und mit ihnen die uralten Herrschaften auf der Baar, die Landgrafschaft Fürstenberg und Grafschaft Wartenberg. Sie wurden mit Lot und Elle einem neu entstehenden Großherzogtum Baden zugewogen und zuge-

messen, und ihre vormaligen hohen Souveräne zogen sich als mediatisierte Standesebenbürtige mit den ihnen ausgeteilten Entschädigungen mehr oder weniger vergnüglich auf ihre zu stattlichen Privathäusern gewordenen Schlösser zurück.

Um den Beginn, wie um den jetzt herannahenden Abschluß der großen, die neueste Wohlfahrt Europas an der Donau ordnenden Versammlung bekümmerte aber Berchtold Morneweg sich ebenso wenig, als er vorher irgendwelche Achtsamkeit auf ihre vieljährige Veranlassung verwendet hatte. Der Frühling zog gegenwärtig ins Land, kehrte den Schnee von der Baar fort und bereitete den Boden höchst erfreulich für die Wiederaufnahme wichtigster Untersuchungen und Nachgrabungen. Zugleich indes brachte er doch etwas Ungewöhnliches in den Archäushof mit sich, denn der Hauptinwohner des letzteren hatte um die Mitte des April einen kurzen, durchaus unerwarteten Brief erhalten, welcher, noch geöffnet auf seinem Schreibtisch liegend, die Schriftwerke, Bücher und verschiedenen Gesteinsorten um diesen her mit folgender Mitteilung ansah:

Mein lieber Onkel!

Ich habe den Entschluß gefaßt, meinen Abschied aus der Armee zu nehmen und, wenn du mich in deinem Hause beherbergen willst, zu dir zu kommen und fortan in der ländlichen Stille unserer Baar mit dir zusammen zu leben. Wir gehören, als die beiden Letzten unseres Stammes, mit denen er aussterben wird, ja doch am besten zueinander, und wenn ich noch ein Gefühl von Freudigkeit in mir tragen könnte, würde ich sagen, daß ich mich der Hoffnung freue, an deiner Seite gleich dir und mit dir mich den Forschungen hinzugeben, in welchen du als ein weiser Beurteiler des Menschenlebens die Befriedigung des deinigen findest. Dieser Ankündigung in kürzestem nachfolgend, begrüße ich dich im voraus von Herzen als dein Neffe

Alwig, nicht von Sulz,
sondern Morneweg.

Der Schreiber dieses Briefes war das, als was die Unterschrift des letzteren ihn kundgab, ein Nachkomme des einzigen älteren, schon seit längerem verstorbenen Bruders Mornewegs, der in österreichischem Militärdienst gestanden und seinen einzigen Sohn zur gleichen Berufswahl veranlaßt hatte. Alwig Morneweg — sein Vorname stammte gleichfalls noch in uralter Fortvererbung aus dem Hause der Grafen von Sulz — war infolgedessen frühzeitig zum Offiziersrang gelangt, hatte an den letzten Feldzügen gegen den Kaiser Napoleon teilgenommen und sich mehrfach, besonders in der Schlacht bei Leipzig, derartig ausgezeichnet, daß man ihn zur Belohnung in den Adelsstand versetzt und ihm im Gedächtnis an seine ehemalige hohe Geschlechtsverwandtschaft den Namen „Alwig, Edler von Sulz“ verliehen. So war er, noch äußerst jung, denn er zählte gegenwärtig kaum dreiundzwanzig Jahre, weit vorgeschritten, sah unfraglich eine glänzende Laufbahn vor sich, und um so überraschender kam die Nachricht, daß er derselben entsagen, sich in ein einfachstes, abgeschiedenstes Privatleben zurückziehen wollte. Berchtold Morneweg betrachtete mit völlig ausnahmsweiser Aufmerksamkeit einen Gegenstand der Gegenwart, das hieß, den Brief seines Neffen, wandte sogar die Zeit daran, das kurze Schriftstück zweimal zu überlesen. Freilich hatte Alwig als Knabe manche geistige Interessen an den Tag gelegt, die in der Berufsthätigkeit und Lebensluft eines Offiziers wenig Befriedigung finden mochten, und eine Vorliebe für die Natur der Baar war ihm wohl im Blut eingeboren, durch seinen Kindheitsaufenthalt in Villingen, wo sein Vater eine Zeit lang in Garnison gestanden, genährt worden. Aber sein Onkel schüttelte doch etwas verständnislos den Kopf und las den Brief sogar zum drittenmal. Das war eine Leistung des Archäologen, welche menschliche Anteilnahme an dem Leben seines Neffen verriet, und es bot fast den Anschein, als nötige er seinen wichtigen Beschäftigungen einige Minuten ab, um über das Merk-

würdige dieser aus der Luft fallenden Begebenheit nachzudenken. Dann jedoch erkannte er ein außerordentliches unverhofftes Glück darin, einen jungen, kraftvollen Hilfsarbeiter für seinen Lebenszweck zu gewinnen, den er einschulen, mit dem er über schwierig-verwickelte Fälle seine Anschauungen austauschen könne, und er begab sich sofort daran, eine häusliche Unterkunft für Alwig herrichten zu lassen. Von allen Räumen erwies sich das Turmgemach noch am wenigsten mit Fund- und Ausgrabungsstücken angefüllt, so daß er dies zur Wohnung für den Erwarteten auswählte, und Euphrosyne schaffte, unter Assistenz Jobst Stobwassers für die schwereren Massen, mit großer Bereitwilligkeit den „alten Heidengruscht" aus dem hübsch anmutenden, sonnig-heiteren Zimmer hinaus. Die unvermutete Ankunft Alwigs fand ihre vollste Beipflichtung. Sie kannte ihn, er war als Knabe manchmal hier zum Besuch gewesen, ein frischer, aufgeweckter, bildschöner Junge mit hellen, immer von Frohsinn leuchtenden Augen, den sie wie eine Glucke unter ihre schirmenden Fittige genommen, bei seinem steten Appetit mit dem Besten aus der Vorratskammer versorgt und fast wie ein eigenes Enkelkind angesehen hatte. So hängte er sich auch an sie, nannte sie „Mutter Euphrosyne", was sie trotz der nie verdächtigten Jungfräulichkeit ihres Standes aus seinem Munde mit einer wohlthuenden Empfindung überkam, wie ingleichen sich jetzt ihr Gemüt wieder seit langer Zeit zum erstenmal von einer solchen durchflossen fühlte. Sie nahm das Beste, was sie in den Zimmern an Möbeln, Vorhängen, Teppichen zusammenfinden konnte — einen Augenblick kam ihr sogar in den Sinn, ihrem Herrn das alte Himmelbett gewissermaßen unter dem Leibe wegzuziehen, „denn der spürt ja doch nichts davon, ob er auf Kissen oder auf seinen Steinen liegt" — und geschäftig lag sie der wohnlichen Ausstattung des freundlichen Raumes ob. Meta Nebelthau ging ihr dabei nach eigener Meinung geschickt zur Hand, nach der ihrer Tante aber verdarb sie jedes Stück, das sie anfaßte, so daß die Alte sie zuletzt wegschickte: „Was sich für den Alwig gehört und ihm gefällt, davon hast du dummes Ding gar keine Ahnung. Das weiß ich und kann ich nur allein machen, und er soll sich nicht über deinen Anblick ärgern müssen; du dummes Ding sollst ihm gar nicht in seine Stube hereinkommen. Was bei ihm zu thun ist, abstäuben und Ordnung machen, das will ich alles allein besorgen, damit der arme Bub doch einmal am Tag hier im Hause eine vernünftige Ansprache hat, auf welche er sich freuen kann. Er ist bei den Soldaten gewiß ausgehungert, aber ich will ihn wieder rundfüttern. Ich hör ihn schon: ‚Mutter Euphrosyne, hast du nicht einen Apfel für mich?' — und wenn er ankommt: ‚Da ist die liebe Mutter Euphrosyne!' Was reißt du deine Augen so albern auf? ich bin nicht seine Mutter, dummes Ding — die Mutter Gottes soll mich in Ewigkeit behüten — er sagt nur so, davon verstehst du dummes Ding so viel wie ein Huhn von der Milchwirtschaft. Und nun mach einmal, daß du wegkommst und mich nicht mit deinem ewigen Schwatzen störst!"

Zur Zufriedenheit Euphrosynes ward die Zimmereinrichtung dann fertig, und um zwei Tage später, gegen Abend, kam auf dem holprichten Wege von Donaueschingen her etwas höchst Ungewöhnliches, eine Reisekutsche, über das Hochland und hielt vor dem Archäushof an. Alle Inwohner desselben stürzten vor die Thür, selbst Berchtold Morneweg erschien von seinem Schreibtisch mit einer eben frisch eingetunkten Gänsefeder in der Hand, und ein junger schlanker Mann stieg aus dem Wagen heraus. Es war der Erharrte, nicht Alwig von Sulz in Uniform, sondern, wie sein Brief ihn angekündigt, Alwig Morneweg in einfacher, von gleichgültiger Nachlässigkeit ihres Trägers redender Civilkleidung; sein Gesicht umgab ein, wie es schien, erst in neuester Zeit entstandener, ebenso gleichgültig gehaltener und noch nicht den Namen verdienen-

der brauner Vollbart, der den Zügen keinen besonderen Liebreiz verlieh, und seine Augen sahen äußerst matt, leblos und interesselos vor sich hin. Er sagte, die Hand mechanisch vorstreckend, mit einem schwerfälligen halben Tone, als ob die Lippen sich nur ungern zu einer Lautäußerung bewegten: „Guten Abend, lieber Onkel; willst du mich bei dir aufnehmen? Wir haben uns lange nicht gesehen."

„Gewiß, lieber Alwig," versetzte der Angesprochene, „gewiß; ich freue mich deines Kommens. Ja, es mögen so ein fünf oder zehn Jahre sein, man kann das bei großen Zeiträumen nicht so genau unterscheiden. Du wirst wohl zunächst auf dein Zimmer wollen, es ist für dich hergerichtet. Ich habe gerade einen Satz in der Feder, du kommst dann wohl zu mir herunter."

Die würdige Fürsorgerin der Hauswirtschaft hatte den jungen Ankömmling bis jetzt nur sprachlos angeblickt und brachte nun wie ungläubig hervor: „Ja, du himmlische Güte, bist du denn — ich meine, sind Sie denn der Alwig?"

Er drehte den Kopf ein bißchen zu ihr herum, ließ einen Viertelsblick über sie hinfallen und antwortete: „Das ist ja wohl noch die Alte — wie hieß sie? — Euphemie oder Eustachie, glaub ich. Besorge Sie mir meine Sachen auf die Stube."

„Jesus Maria, Kind, dummes Ding," stieß Euphrosyne aus, „spring und deck die Milch zu daß sie nicht sauer wird! Es riecht ja wie von lauter Essig in der Luft."

Doch Meta hörte nicht darauf, sondern hatte, während Jobst Stobwasser diensteifrig sich an das schwere Gepäck auf dem Wagen machte, eine Handtasche Alwigs ergriffen, um sie ihm nachzutragen. In dieser Geschäftigkeit ward sie von den Augen des Doktors betroffen, die mit einem Ausdruck von Verwunderung auf ihr haften blieben, so daß er fragte: „Hast du dir eine Reisegefährtin mitgebracht, lieber Alwig?"

Das ging über die schweigsame Ertragungsfähigkeit der alten Euphrosyne, und ihr flog mit einem jammernden Laut vom Mund: „Ich sag's immer — drei Wochen sind's nun — und er hat das dumme Ding noch nicht mit Augen gesehen und gehört! Und nun haben wir zwei von der Sorte im Haus, das Essiggesicht dazu! Glauben Sie denn, Herr Doktor, daß ich in meinen Jahren das alles allein leisten kann, was Sie täglich Unchristliches von mir verlangen, und daß ich es so allein bei Ihnen länger aushalten kann? Das ist meiner selig verstorbenen Schwester Base Tochterkind aus zweiter Ehegemeinschaft, die ich mir zur sauer verdienten Beihilfe für meine alten Glieder hierher ins Haus genommen —"

Das Letzte sprach sie mit einer energischen Schärfe, die sich im voraus wider die himmelschreiende Ungerechtigkeit waffnete, mit der ihr Dienstherr ihr diese geringste aller menschlichen Forderungen zu versagen im Begriff stehe. Offenbar lag es in ihrer Absicht, sich gegen die schwere Bedrohung und undankbarste Geringachtung ihrer zwanzigjährigen Verdienste noch durch weitere, wohlberechtigte und aus der Tiefe geschöpfte Vorhaltungen zu rüsten, aber dazu mußte ihre Brust selbst erst einmal tief Atem schöpfen, und diese augenblickliche Kampfunfähigkeit ihrer Sprachorgane benutzte Berchtold Morneweg schnöde zu der Erwiderung: „So, so, liebe Euphrosyne, nun da mache Sie nur so weiter; also du kommst dann nachher wohl zu mir, lieber Alwig," und sich umwendend, ging er eilig an seinen Schreibtisch zurück, um die noch feuchte Tinte in seiner Feder zur Vollendung des unterbrochenen Satzes zu benutzen.

Tabula Peutingeriana.

Wie Alwig Morneweg sich auf seiner Turmstube allein befand, sich vom Staub der Reise gesäubert hatte und das rote Abendlicht ihn erhellte, ließ dieses erkennen, daß die Natur ihn zu einem un-

gewöhnlich bevorzugten jungen Manne bestimmt hatte. Aber sichtlich unterließ er nichts, was in seinen Kräften stand, diese wohlwollende Absicht zu hintertreiben. Aus alter militärischer Gewöhnung hielt er sich nicht schlecht, doch das war auch das einzige, was er für die Vorteilhaftigkeit seiner Erscheinung aufwandte. Sein Haar war verwildert und sein Bart nur ein Ergebnis seit Wochen nicht mehr angesetzten Schermessers; daß er sich eben gewaschen hatte, nahm wunder. Er stand jetzt und trommelte mit den langen Fingern an die Fensterscheiben, als ob darin die einzige vernünftige und lohnende Thätigkeit für den Menschen zu finden sei; auch seine Hände mußten sehr fein und schön veranlagt gewesen sein, doch nur die Schmalheit ihres Baues redete davon, denn er hatte sie augenscheinlich wie ein Paar ihm nicht zugehörige und ihn nichts angehende Gegenstände behandelt oder vielmehr in obachtlosester Weise mit Kratzen, Rissen und sonstigen Verunzierungen mißhandelt, sowie zu Haut und Knochen abmagern lassen. Offenbar geizte er auch mit der Nahrungszufuhr, sein hohlbäckiges Gesicht legte noch deutlicher Zeugnis dafür ab. Die blassen Lippen besaßen einen schlaffen, willenlos hängenden Zug, wurden darin nur noch von den halb herabnickenden Augdeckeln überboten. Unter den letzteren sah allerdings ein Doppelstück blauer Helle, aber mit vollkommen stumpfer Glanzlosigkeit hervor. Es waren zwei „duffe" Augen, ungefähr von dem Farbeneindruck des Gefieders einer verstäubten Mandelkrähe.

Meta Nebelthaus Kopf zeichnete sich nicht durch Gedächtnisbewahrung ihr vorgeschriebener Gebote und Verbote aus. Sie klopfte an die Thür und trat auch zugleich schon ein, um sich zu erkundigen, ob der junge Herr einen Auftrag für sie habe. Leider konnte ihr Gesicht nicht ganz verhehlen, daß nicht allein lobenswerte Dienstbeflissenheit, sondern auch etwas unlöbliche Wißbegier, wie der neue Mitbewohner des Hauses sich eigentlich bei näherer Betrachtung ausnehme, zu ihrem Eifer mit beigetragen. Alwig Morneweg drehte den Hals, sah sie halb abwesend an, fuhr wieder mit dem Kopf herum, als ob sein Blick auf eine rauhhaarige Spinne gefallen sei, stieß die kürzeste mögliche Antwort hervor: „Nein!" So viel ging außerordentlich klar daraus hervor, ihr Anblick sei ihm störend, und die Miene Metas ließ keinen Zweifel, er gefalle ihr bei genauerer Besichtigung ebensowenig. Ihren Augen war dies kaum zu verübeln, aber seine befanden sich entschieden im Unrecht, denn Meta Nebelthau war ganz im gleichen Maße, wie ihre Tante sie als ein dummes Ding betrachtete, ein allerliebstes Ding. Jobst Stobwasser besaß dafür einen viel einsichtsvoller ausgebildeten Blick, wenn er seine bessere Erkenntnis auch lediglich durch ein wortloses Grinsen zu Tage förderte. Das empfand Meta trotz ihrer Dummheit selbst, mit einem den Schwabenmädchen dafür angeborenen Fledermaussinn.

Alwig trommelte weiter an den Scheiben. Draußen fing ein graues Zwittern an, die Luft zu durchspinnen, der Schwarzwald und die schwäbische Alb wickelten sich in ihr Nachtkleid, und nur im fernen Süden hob sich noch aus der weiten Alpenkette die Jungfrau mit rötlich angeleuchtetem Haupt wie ein Märchengebild in den Himmel. Aber plötzlich losch auch sie aus, bleich verschwimmend, gestaltlos auseinander rinnend, kurz noch wie ein zerflatternder Dunsttrug, dann nichts mehr. Nun besann Alwig Morneweg sich, daß sein Onkel drunten auf ihn warte, und ging in das Arbeitszimmer desselben hinab.

Eigentlich war diese Vermutung des Wartens eine irrtümliche. Es dämmerte allerdings zu stark, um noch ein Schreiben zu ermöglichen, aber den Gedanken, welchen das Papier Dauer verleihen sollte, ward dadurch nicht Einhalt gethan, wie sich aus den Worten kundgab, die das Fußtrittgeräusch des durch die Thür Kommenden im Munde des Doktors veranlaßte:

„Ja so, ja so — du, lieber Alwig —

du bist ja hier. Ich sann eben darüber nach, in welcher Weise, das heißt, mit welchen Mitteln man wohl in Brigobannä geschrieben habe. Die darüber erhaltenen Nachrichten sind sehr kärglich, und doch steht es ja außer Frage, daß nicht allein in Rom, sondern auch in allen Provinzen ein Gewaltiges an Schreibmaterialien für Akten, historische Werke, Dichtungen, Briefe verbraucht worden sein muß. Das Papier ward bis zum vierten Jahrhundert ausschließlich in Alexandria fabriziert, wo die alte Überlieferung der Papyrusbereitung sich weiter ausgebildet, und zwar zu einem verhältnismäßig recht billigen Preise, so daß man nicht sparsam damit umzugehen brauchte. Auch die schwarze Tinte war schon eine altägyptische Erfindung und gleichfalls nicht eben kostspielig, doch der stilus, dessen sich die Römer zum Schreiben mit ihr bedienten, verursacht mir schon lange Kopfzerbrechen. Das kann man wohl als gewiß annehmen, daß schon im Anfang unserer Zeitrechnung die Benutzung von Wachstafeln und Metall- oder Elfenbeingriffeln völlig veraltet war, ebenso die von Pinseln für den gewöhnlichen Gebrauch. Man wandte allgemein den calamus an, ein in der Weise unserer Gänsekiele gespaltenes feines Rohr, zu dessen unbeschädigter Mitführung man eine kleine Büchse bei sich trug. Aber welcher pflanzlichen Species gehörte dies Rohr an, wurde es ebenfalls von einem bestimmten Ort bezogen oder nahm man überall ein in der Umgegend vorhandenes? Es ist sehr betrübend, daß die Rohrsorten so zerbrechlich und überaus leicht vergänglich sind, keine Hoffnung auf ein Ausgraben eines derartigen alten Schreibwerkzeuges belassen. Ich habe mir alle in unserer Gegend wachsenden Schilfarten hier gesammelt und Stücke davon wie Federn zugerichtet, doch es fällt mir nicht möglich, eine ordentliche Schrift damit herzustellen, und darum auch nicht, zu glauben, daß man sich in Brigobannä eines auf der Baar gedeihenden Rohres zum Schreiben bedient habe. Wenn du einmal einen Versuch damit anstellen willst, lieber Alwig, ob es dir vielleicht besser glückt — ich will um die Lampe rufen —"

Der Sprecher stand auf, doch sein Neffe erwiderte jetzt: „Wenn es dir nicht zuwider ist, lieber Onkel, bleibe ich lieber noch etwas im Dämmern. Mir ist das Licht in den Augen unangenehm und die Schreiberei das Widerwärtigste von allem."

„Oh, oh, das ist ja interessant. Hast du gleichfalls schon fruchtlose Versuche mit einem Rohr unternommen?"

„Nein, aber die Federn auf dem Wiener Kongreß haben mir die Beschäftigung verleidet. Es wäre zuträglicher, wenn man die Erfindung des Schreibens unterlassen hätte."

Berchtold Morneweg hob den Kopf. „Das ist ein Paradoxon, dessen Meinung ich nicht verstehe. Was für ein Kongreß befindet sich zu Wien? Betreibt er archäologische Dinge?"

„Nein, neueste Schufterei und Schurkerei, lieber Onkel." Die Worte kamen kräftig hervorgestoßen aus dem Munde Alwigs und bekundeten, daß unter der kühlen Asche seiner äußeren Erscheinung doch noch irgendwo etwas nicht Ausgebranntes knistern und flackern müsse. Und im gleichen Tone fuhr er lebhaft fort:

„Allerdings doch, Archäologisches betreiben sie dort, holen alle alten Daumschrauben, Ketten und spanischen Stiefel des Mittelalters hervor, um unsere Zeit wieder hineinzuzwängen und unser Volk um das Blut, welches es für seine Befreiung vom fremden Joch vergossen, zu betrügen. Für die goldbestickten Herren am grünen Tisch giebt's nur Fürstenrechte; die Unterthanen haben keine, sondern still zu halten, zu arbeiten und aus ihrem Schweiß Steuern fließen zu lassen, damit die alte Peitschen- und Lotterwirtschaft nun von vorn anfangen kann. Das treiben sie auf dem Wiener Kongreß, lügen und betrügen, um Deutschland zu nichte zu machen, das deutsche Volk wieder in die frühere Knechtschaft zurückzubringen,

und lachen sich verstohlen an wie die alten Auguren. Darum habe ich den Abschied genommen und ihnen den ‚Edlen von Sulz' wieder vor die Füße geworfen, um auf der Baar bei dir wie der Strauß den Kopf in den Sand zu stecken und von den Jahren oder Jahrzehnten, die über uns kommen werden, nichts mehr zu hören und zu sehen."

Das hatte der junge Offizier a. D. mit einer an ihm überraschenden Energie des Ausdruckes hervorgebracht, und sein Onkel entgegnete:

„So, so, das waren deine Beweggründe; ich hatte umsonst darüber nachgedacht. Da ist dieser Wiener Kongreß ja ein sehr glückliches Institut. Es wiederholt sich alles in der Geschichte, man braucht darauf nicht weiter acht zu geben. So ging es im alten Rom auch schon zu und, natürlich in kleinerem Maßstab, sicherlich in Brigobannä ebenfalls. Dein Entschluß ist ein außerordentlich vernünftiger, des denkenden Menschen würdiger. Wir wollen morgen früh hinausgehen — ja so, du weißt noch nicht, wo Brigobannä mit großer Wahrscheinlichkeit zu suchen ist — da müssen wir doch Licht haben —"

Der Doktor ging hurtig zur Thür und rief:

„Euphrosyne, bringe Sie die Lampe!"

Die Alte kam mit der geforderten, warf einen Blick unverhohlenster Mißbefriedigung auf das Gesicht Alwigs und entfernte sich mit einem Gemurmel:

„Gott behüt einen, den anzurühren; der sieht aus, als hätt er die Wasserscheu und könnte jeden Augenblick um sich schnappen."

Berchtold Morneweg hatte eine große Papierrolle herbeigeholt, wickelte sie auf und sagte:

„Siehst du, dies ist die Peutingersche Tafel — vermutlich ja ein Itinerarium des Kaisers Theodosius und darum wohl auch Tabula Theodosiana benannt; ich habe die Erlaubnis ausgewirkt, mir von dem sogenannten Original auf der Wiener Bibliothek eine genaue Nachzeichnung herstellen zu lassen. Ja, ein sehr wunderliches Machwerk, höchst sonderbare Vorstellung des alten Geographen, Europa vom Fußende Italiens bis zu den Säulen des Herkules in einer geraden Linie verlaufend darzustellen und alles nördlich von den Alpen so schmal zusammen zu drücken; aber ganz unschätzbar. Wie wenig wüßten wir sonst von den römischen Ortschaften und Straßen der Provinz Germania superior, die uns hier ja allein angeht. Siehst du, dieser gezackte Strich mit den daneben gezeichneten Bäumen ist der Schwarzwald, hier silva Marciana geheißen, sonst von den meisten Autoren mons Dianæ Abnobæ benannt. Lassen wir die übrigen Heerstraßen vorderhand außer acht und nehmen nur diese in Betracht, welche hier von Confluens am Oberrhein, dem jetzigen Koblenz, ins untere Wutachthal einbiegt und da an dem Kastell Juliomagus vorüberführt, höchst mutmaßlich dem heutigen Ort Stühlingen; bessere Lage für einen festen Platz ließ sich nicht erdenken. Nun gewahrst du die Straße der Wutach aufwärts folgen, dort an dem Namen Ad fauces vorbei, wo das Thal sich zur Felsschlucht, zum Schlund verengt, das Dorf Füßen hat ihn bis in unsere Tage forterhalten. Gerade nach Norden zieht sich die Heerstraße weiter, offenbar von der Umbiegung der Wutach in nächster Richtung gegen den Beginn der Donau, und hier — was liest du? — ‚Brigobannæ'. Folgen wir kurz noch weiter nach, so sehen wir, daß die Straße sich nach Ad aras Flavias, einer römischen Hauptniederlassung, dem gegenwärtigen Rottweil am oberen Neckar, wendet. Aber Brigobannæ, das ist der Punkt, bei dem wir bleiben. Zweierlei geht sogleich aufs klarste hervor, daß der Ort, das castrum, von größter Bedeutung zur Sicherung des Donauüberganges war, sowie daß er mit dem alten, wahrscheinlich schon keltischen Namen der Breg in engem Zusammenhang stand; es war ‚die Ansiedelung, die Burg an der Breg'. Nun frage ich dich: Wenn der Ort an der letzteren lag

und zugleich die Donau bewachte — wenn in und bei der Stadt Donaueschingen keinerlei römische Altertümer zu entdecken sind, dagegen kaum eine Stunde davon sowohl Bräunlingen als Hüfingen, beide an der Breg belegen, zahlreichste derartige Überreste im Boden verbergen — was folgt daraus?"

„Ich weiß es wirklich nicht, lieber Onkel."

Es schien, als ob Alwig Morneweg nicht viel mehr als die letzte Schlußfrage von der langen Erläuterung des Doktors zum Gehör und Verständnis gekommen sei; andererseits aber war die Frage offenbar auch nur als eine rhetorische, auf keine Antwort wartende, gemeint gewesen, denn ihr Urheber fügte sogleich nach:

„Natürlich kannst du es noch nicht wissen, dich ohne genaue Ortskundigkeit noch nicht in die Vorstellung versetzen. Es folgt daraus, daß mit hoher Wahrscheinlichkeit Brigobannä ein ungewöhnlich bedeutender und umfangreicher Ort gewesen sein muß, der sich weit im untersten Bregthal entlang gedehnt hat und sowohl Bräunlingen als Hüfingen in sich eingeschlossen hatte. Dies besagt mit anderen Worten, es lag zwischen beiden; das ist die Erkenntnis — von solcher spreche ich noch nicht — ich meine, die wundervolle Hypothese, zu der ich im Verlauf dieses Winters gelangt bin, und der Ausforschung ihrer Richtigkeit oder Begründungslosigkeit wollen wir nun vereint hinfort unsere höchste Lebensthätigkeit widmen."

„Ja, das wird sehr angenehm werden, lieber Onkel."

Das Ohr beließ es als unzweifelhaft, Alwig Morneweg habe diese Antwort gegeben, doch wenn statt dessen das Auge berufen gewesen wäre, eine Vermutung über die Beschaffenheit derselben zu hegen, so würde es eher darauf verfallen sein, er habe sich über den Geschmack von Gallensaft oder einer diesem nahestehenden Flüssigkeit geäußert. Nun fügte er hinterdrein:

„Ich will mich jetzt zu Bett begeben, denn man wird von dem langen Fahren doch müde —"

Es war etwas äußerst Ungewöhnliches, daß Berchtold Morneweg an eine leibliche Bedürftigkeit gedachte. Aber augenblicklich geriet ihm etwas Derartiges in die Vorstellung und ließ ihn einfallen:

„Willst du nicht erst zu Abend essen?"

„Nein, ich danke, lieber Onkel, ich habe keinen Appetit."

„So, so, nun wir können ja auch morgen die weiteren Gründe für meine Konjektur hinsichtlich der Lage von Brigobannä besprechen," erwiderte der Doktor, zum erstenmal zufällig in das Gesicht seines Neffen aufblickend. „Ist es dir nicht ganz wohl? Mich bedünkt, du siehst etwas blaß aus. Du hast dich vielleicht unterwegs erkältet, es ist mir diesen Winter beim Nachforschen im Schnee auch einigemal so ergangen. Die Euphrosyne kocht einen sehr guten Thee dafür, der den Blutumlauf etwas beschleunigt und in nützlicher Weise zum Schwitzen bringt. Man kann danach den anderen Tag seine Arbeit draußen wieder aufnehmen."

„Eine Verstärkung des Herzschlages ist nicht gerade das, was mir not thut, eher das Gegenteil."

Der junge Mann hatte es unwillkürlich auf das heilsame Theeanerbieten entgegnet, stand einen Augenblick ungewiß schweigend und setzte dann mit einer gewissen Hastigkeit hinzu:

„Ich habe dir vorhin einen Grund angegeben, lieber Onkel, weshalb ich zu dir hierher gekommen bin; etwas hat vielleicht noch ein anderer dazu mitgewirkt, den du allerdings nicht begreifen wirst — das ist ja auch nicht nötig, da er dich nichts angeht — aber ich halt's am besten, dir kurz davon Erwähnung zu thun, um die Sache abgemacht zu haben und dir den Verdacht zu nehmen, daß sich aus deinem Neffen ein etwas blödsinniges Geschöpf entwickelt habe. Was ich dir kurz noch mitteilen wollte, ist nur,

daß ich ein Narr war, der in der Lotterie spielte und das große Los zu ziehen dachte, es schon gewonnen zu haben glaubte. Freilich keines von Gold und Silber, sondern aus Fleisch und Blut mit dem Himmelsäther, Frühlingsduft und Blumengemüt, die man sich dann in Veilchenaugen und Kastanienlocken hineinphantasiert. Doch ein anderer hatte in der Stille einen größeren Einsatz daran gewandt, und so kam ich schließlich mit einer Niete heraus. Vermutlich zu meinem Vorteil; nur sieht man das nicht immer im ersten Moment gleich ein, und ich hatte den närrischen Gedanken gehabt, die Mornewegs nicht mit uns beiden aussterben zu lassen. Davon bin ich nun geheilt; ich sehe nicht ein, weshalb ich die Beifügung unterlassen sollte, daß ich ein paar Tage lang meine Pistole daraufhin betrachtet habe, um die Sache, was mein Teil daran betrifft, etwas kürzer zu erledigen. Indes ich trug wohl eine Vorahnung der Verdienste in mir, die ich mir noch um Brigobannä erwerben sollte, sowie der Freuden, die es mir noch vorbehalten hat, und darum, lieber Onkel, bin ich äußerlich mit heilem Kopf hierher gekommen, weil ich weiß, daß meine Augen bei dir am wenigsten auf der Erde Gefahr laufen, auf Lotteriegesichter zu stoßen, an denen mir der Geschmack vergangen ist. Für diesen Zweck will ich nun zunächst einmal zu schlafen versuchen. Gute Nacht, lieber Onkel."

Alwig streckte dem letzteren zur Verabschiedung seine Hand hin, die Berchtold Morneweg mit der Äußerung erfaßte:

„Wenn du es so für gut hältst, man weiß ja zumeist selbst am besten, was einem zuträglich ist."

Es schien ihm indes während der Erwiderung einzufallen, daß er auf die längere Mitteilung seines Neffen schicklichkeitshalber doch noch eine Kleinigkeit hinzuerwidern müsse, und er fügte nach:

„Wie es mir nach deinen Äußerungen vorgekommen, beabsichtigtest du, dich zu verheiraten. Ja, darüber besitze ich, wie du bemerkt hast, keine Erfahrung, aber nach meinem eigenen Lebensgange und seiner Befriedigung kann ich deiner Abstandnahme von jenem Vorsatz nur vollkommen als einer verständigen beipflichten. So, so, zu verheiraten gedachtest du dich. Nun, da wünsche ich dir eine recht gute erste Nacht im Hause, lieber Alwig."

Dieser verließ jetzt das Zimmer und begab sich auf sein Turmgemach zurück. Der Doktor saß über seine aufgerollte Peutingersche Karte gebückt, schüttelte den Kopf und sprach vor sich hin: „Ein merkwürdiges Wiederkehren in der Menschengeschichte; es ist etwas da, verschwindet, und ist abermals da. Vielleicht nicht ganz so, wie beim erstenmal, aber doch sehr ähnlich, im Grunde das Nämliche. Ein bißchen anders wird die Straße von Juliomagus nach Brigobannä wohl verlaufen sein, als heute von Stühlingen nach Hüfingen, doch die Richtung, gewissermaßen der Begriff der beiden decken sich jedenfalls vollständig, beiden haben sich in der Schlucht Ad fauces die gleichen Hindernisse entgegengestellt. So, so, deshalb; das war allerdings aus dem Briefe nicht zu entnehmen."

Der Doktor Berchtold Morneweg blickte über die Tabula Peutingeriana seu Theodosiana hinweg nachdenklich auf das Licht seiner Studierlampe. Und zwar einesteils mit allmählich so lebhaft in die Weite gehenden, sich nach und nach mit so jugendlichem Glanz anfüllenden Augen, wie man sie zwischen seinem grauen Kopf- und Kinnhaar selbst bei der Erfassung durch den glücklichsten archäologischen Gedanken nicht für glaublich gehalten hätte. Und anderenteils so andauernde Zeit hindurch, daß zuletzt die alte Euphrosyne mißmutig ihr Gesicht durch die Thür hereinsteckte und äußerte, wenn der Herr Doktor jetzt nicht zu den Leberklößen komme, die sie ihm zum Nachtessen zubereitet habe, so würden dieselben kalt, trocken und ungenießbar — „wie alte

Heidensteine, allerdings die richtigste Kost für ihn," murmelte ihr Mund draußen auf dem Flur ingrimmig hinterdrein.

Olympische Gesellschaft.

So befand Alwig Morneweg sich auf dem Archäushof, der Morgen war mit goldig strahlender Sonne angebrochen, und der gestrige Ankömmling hatte ein Blatt Papier genommen, darauf die Empfindungen seines Inneren in einer Begrüßung der ihn rundhin mit lachender Schönheit umgebenden Welt niederzuschreiben. Auf dem Tisch lag es vor ihm mit dem Beginn: „O Hochland der Baar, du alte Berchtoldsbaar, meiner Kindheit sonnige Heimat!" Doch seine Hand war im Anfang noch etwas unsicher-zitterig gewesen, hatte den Federkiel zu tief in den Gallapfelsaft des Napfes vor ihm eingetunkt und die „sonnige Heimat" unter einem darauf gefallenen großen Tintenklex begraben. Das sah ihn sehr ominös an, wie ein in dieselbe hineingesetzter schwarzer Grabstein; doch nachdem er dies Bild einige Zeit mit den Augen in sich aufgenommen, nickte er kurz die Anmerkung dazu: „Ich habe ja nichts dagegen," stand auf und betrachtete sich wieder die Aussicht aus den Fenstern, als ob er nach dem passendsten Fleck für die Steinausarbeitung des kleinen schwarzen Symbols auf dem Papier Umschau halte. Aber dabei knüpfte ohne sein Wollen sich das, was er draußen vor und um sich gewahrte, an Gedächtnisfäden in seinem Kopf fest, der Gesichtssinn bewährte sich als ein äußerst eigenwillig mächtiger, band die leuchtende Frühlingsgegenwart mit alten Kindheitserinnerungen zu einem wundersamen Kranze großer und stiller Naturschönheit zusammen, und Alwig nahm nach einer Weile die Feder wieder auf und fügte unter den Grabesklex die Beschreibung dessen, was sein Turmzimmer in der Weite und Nähe umgab, sowie die Empfindungen, die es in ihm anregte, nach. Als er dies gethan, setzte er sich unwillkürlich an das schon vor einer Stunde von der alten Euphrosyne gebrachte, bisher von ihm unbeachtet gelassene Frühstück.

Dann kam sein Onkel, der schon manche Sichtung bedeutungsvollen Forschungsmaterials als Früharbeit hinter sich gelassen hatte. Er trat mit dem Gruß ein: „Guten Morgen, lieber Alwig; mir fiel soeben ein, daß wir dich ja seit gestern zum Mitbewohner des Hauses zählen." Doch er war zu sehr mit der Absicht, die ihn hergeführt, beschäftigt, um eine Erkundigung beizufügen, wie sein Neffe geschlafen habe, sondern forderte diesen sogleich auf, ihn zu einem besichtigenden und erläuternden Rundgang durch seine ausgegrabenen Funde im Haus, Hof und Garten zu begleiten. Mit eifriger Mühe wendete er die größeren Trümmerstücke um, richtete sie auf, begründete ihre mutmaßliche Herstammung und Bedeutung; der Mitgeführte sah und hörte drein, nickte ab und zu und sagte: „Ja, das wird sich wohl so verhalten, lieber Onkel." Sein Brief hatte allerdings die Äußerung gethan, er freue sich der Hoffnung, mit jenem zusammen sich den Lebensbefriedigung bietenden Erforschungen der Vergangenheit hingeben zu können. Aber in der Nähe nahm sich die Sache und das alte Steingerümpel doch etwas anders aus als von weitem; Alwig empfand, daß keineswegs ein unwiderstehlicher archäologischer Drang, sondern eine Sehnsucht nach einsamster Natur ihn zur Baar hingezogen habe, und dann und wann ließ sein Gesichtsausdruck eine Vermutung zu, daß er die stillen Anschauungen der alten Euphrosyne, sowie der braven Leute von Bräunlingen und Hüfingen über den Kopfzustand seines Onkels nicht ganz zu den Unbegreiflichkeiten zählen würde.

Vom Hofraum wandte sich Berchtold Morneweg mit seinem Begleiter dem verwilderten Garten zu. Das erste Frühlingsgrün trieb sein lichtes Geknospe darin an den Zweigen, ließ indes der Sonne noch ziemlich unbehinderten Zutritt durch das Geflecht, und die armen

für den griechischen Himmel kostümierten Götter und Göttinnen benutzten die kurz gebotene Gelegenheit, sich ein wenig von den Winterstrapazen zu erholen, für die schattige Sommertraufe vorzubereiten und ein warmes Strahlenbad zu nehmen. Sie sahen trotz ihrer zerschundenen Marmorhaut halbwegs vergnügt aus, schienen sich an eine ehemalige bessere klimatische Lebensführung zu erinnern und im Gedächtnis daran wehmütig-verständnisvoll zuzulächeln. Eine Venus stand offenbar im Begriff, einen letzten kargen Gewandrest, dessen sie sich noch nicht entledigt hatte, vollständig fallen zu lassen, um sich ganz dem ungewohnten Sonnenbehagen hinzugeben, und da sie keine Veilchenaugen und Kastanienlocken, noch sonstige Eigenschaften eines Lotteriegesichtes aufwies, so drehte der Blick Alwig Mornewegs sich nicht mit Widerwillen von ihr ab, sondern bezeugte durch ein Verweilen darauf ein in ihm vorhandenes plastisches Verständnis für die wohlgelungene Nachbildung des antiken Kunstwerkes. Freilich zum Entsetzen der alten Euphrosyne, welche den Doktor seinen Neffen dorthin führen gesehen und im Küchengarten vor einem Radiesbeet kniend murmelte: „Die allerheiligste Jungfrau schütze und behüte uns! So toll ist es in seinem Kopf geworden, daß er nicht einmal mehr das Venerabile respektiert und den jungen Menschen mit bloßen Augen zu den Baalsgötzen und dem babylonischen Greuel hinbringt. Daß du dich nicht unterstehst, dummes Ding, mir jemals zu der Lumpenpersonage da im Busch hineinzulaufen!“ Die letzte Verwarnung richtete sich an die Adresse von Meta Nebelthau, welche unter Anweisung ihrer Tante sich in der Erkenntnis und dem Ausrupfen von Unkraut zwischen den Radiespflänzchen vervollkommnete. Ihr war's noch nie in den Sinn geraten, daß drüben im Busch etwas besonders Abscheuliches oder Interessantes vorhanden sein könne; strenge Verbote haben indes von der Paradieseszeit her auf die Jugend gemeiniglich eine eigentümliche, auch von den Pädagogen unserer Tage noch nicht ganz erfaßte Wirkung geübt, und da die Schwabenmädchen fraglos nicht vom Mond heruntergefallen sind, sondern ebenfalls ihre Abstammung von der Urahnin im Apfelhain ableiten müssen, so sah Meta zum erstenmal neugierig nach dem knospenden Zweigvorhang des verwahrlosten Gartenteiles hinüber.

Berchtold Morneweg aber schritt gleichgültig zwischen der olympischen Gesellschaft hindurch, äußerte über ihre Mehrheit nur: „Die Statuen sind aus einem während der Kriegszeit verwüsteten und verlassenen Schloßpark drüben im Schwäbischen, vermutlich hat Brigobannä viele ähnliche gesehen, darum habe ich sie hierhergeschafft. Sie bilden mir gewissermaßen einen Hofstaat für die eingeborene Landesfürstin, die du dort in ihrem Mittelpunkt gewahrst, lieber Alwig, und um derentwillen ich dich hierhergeführt habe. Es ist dies die Territorialgottheit, unter deren Beistand ich meine Thätigkeit gestellt; ich empfehle dich deshalb ihrem Schutze ebenfalls an. Du weißt, wie Tacitus sich in seinem ersten Kapitel über die Grenzen und Flüsse Germaniens äußert: ‚Danubius molli et clementer edito montis Abnobæ jugo effusus.‘ Eine unübertroffene und zugleich das bald zweitausendjährige Beharrungsvermögen der Natur bekundende Darstellung, denn die Donau nimmt noch heute in gleicher Weise von dem sanft abfallenden Höhenrücken unserer Baar ihren Ursprung. Die Römer scheinen hauptsächlich diesen östlichen Teil des Schwarzwaldes unter dem Namen mons Abnoba begriffen zu haben, und das letztere bildete ein Epitheton einer hier besonders als Waldesgöttin verehrten Diana, denn sowohl in Aquæ villarum, dem heutigen Ort Badenweiler, als bei dem Kloster Alpirsbach sind Altarsteine mit Votivinschriften aufgefunden worden, welche den Namen ‚Diana Abnoba‘ enthalten. Ich habe eine derselben genau nachbilden und hier auf den Sockel dieser Diana setzen lassen, die mir gleich-

falls aus dem vorerwähnten Schloßparke zugekommen. Ich habe oftmals bei dem Anblick dieser Statue die besten Gedanken gefunden und schwierigste Fragen gelöst, ihr deshalb meinen Danktribut dargebracht, als sei mir durch sie die Beihilfe zu teil geworden, und so empfehle ich auch dich und die Förderung deiner Bestrebungen, lieber Alwig, hier am ersten Morgen dem Wohlwollen unserer Diana Abnoba."

Etwas rissig, fleckig, an Gliedmaßen und Kleidern zerkratzt zwar sah die Genannte auf ihren neuen Schützling herunter, aber sie war ja auch keine bedachtsam wandelnde oder beschaulich stillstehende Ceres, sondern die „pfeilfrohe Haingöttin", bei der es nicht wunder nehmen konnte, wenn sie da und dort etwas von Dornen und Ranken mitgenommen worden, und sie schürzte ihre Lippen mit einem Ausdruck gegen Alwig Morneweg herunter, als ob sie spräche: „Wenn du Neigung dazu fühlst, so suche mich nur in meinem Wald auf, wir werden uns schon miteinander vertragen." Und offenbar war zwischen beiden der Beginn eines guten Verhältnisses hergestellt, als Berchtold Morneweg und sein Neffe den grünenden Gartenolymp verließen und sich nach dem Hause zurückbegaben. In diesem beschloß der erstere die Einführung des jungen Neophyten in die Tempelbehausung zukünftiger archäologischer Lebensandacht mit der Aufstellung eines kurzen, zweckgemäßen Programmes, indem er meinte: „Und nun, mein lieber Alwig, wollen wir fortan, wie ich denke, uns ebensosehr untereinander in unserer Thätigkeit fördern, als wechselseitig nicht darin behindern, das heißt den Tag über jeder seine Weges- und Gedankenrichtung einschlagen und am Abend Austausch über unsere Ergebnisse halten. Wenn du mich bei meinen Wanderungen und Untersuchungen begleitest, wird es mir in hohem Maße erfreulich, sowie für dich, wie ich annehmen darf, nicht ganz ohne Nutzenertrag sein, und ziehst du es vor, dich deinen Forschungsinteressen allein hinzugeben, so genießen diese wiederum den anderen Vorteil, der aus der reiflichen Durcherwägung und Klärung einer Frage lediglich durch die eigene Vernunftanstrengung entspringt. Auch ich habe, der Voraussetzung nach, ja noch einige Lebenstage vor mir, und nach meinem Abscheiden wirst du dann völlig in meine Fußstapfen treten und mein Werk fortsetzen. Das gewährt einen überaus tröstlichen und erquicklichen Blick in die Zukunft."

(Fortsetzung folgt.)





Ein Winter bei den Apatsche-Indianern.

Von
Emil Riedel.


Die Apatschen (Apaches) sind nicht nur die wildesten und die kampflustigsten Indianer Nordamerikas, sondern auch die hartnäckigsten Feinde der weißen Eroberer und die „enfants terribles“ der Regierungen der Vereinigten Staaten und Mexikos, denen sie schon viele Verlegenheiten, Kosten und Menschenopfer verursacht haben. Die Geschichte ihrer Rachezüge und Überfälle ist unerschöpflich und voll von den blutigsten Greuelthaten. Raub und Jagd waren von jeher die Hauptbeschäftigungen dieser Indianer; ihre Kühnheit im Stehlen war erstaunlich, und kein bewegliches Gut war sicheres Eigentum. Man sagt, sie konnten dem Reiter den Sattel, auf dem er saß, vom Pferde nehmen, ohne daß er es bemerkte.

Der Schauplatz ihrer Kämpfe und Raubzüge erstreckte sich früher über den ganzen Norden von Mexiko und den Südwesten der Vereinigten Staaten. Das ehemalige Nord- oder Neu-Mexiko war ihr Hauptgebiet. In den Wüsten und Bergen dieses Landes wanderten sie in Banden unstät umher, beständig kämpfend gegen seßhafte Indianerstämme und weiße Einwanderer. Die Apatschen waren die Beduinen Nordamerikas. Die Berge und Schluchten bildeten ihre Festungen und Schlupfwinkel. Zahlreiche Ruinen, Gräber und verstreute Pfeilspitzen erinnern dort noch heute an ihre Thätigkeit. Überreste von Bauwerken vorhistorischer Indianerstämme, von spanischen Missionen, Festungen, Wasserleitungen, Landhäusern (haciendas) und Minen sind über das ganze Land verstreut; während die häufig wiederkehrende Grabaufschrift „Killed by the Apaches“ (von den Apatschen getötet) an die kühnen Yankee-Pioniere erinnert.

Der Name und der üble Ruf der Apatschen* wurde gewöhnlich auf alle

* Die Spanier, welche seit 1540 Nord- oder Neu-Mexiko durchforschten, gaben den wilden Indianerstämmen den Namen „Apaches“, den auch die Yankees beibehielten. Das Wort ist, wie die meisten europäisch-indianischen Bezeichnungen, die Entstellung eines indianischen Wortes, wahrscheinlich aus dem Dialekte der Indianer des unteren

Indianerstämme von Texas bis Südkalifornien, von Colorado, Utah und Nevada bis Neu-Mexiko und Arizona übertragen; obwohl sich dieselben in Bezug auf körperliche und geistige Anlagen, auf Sprache und Gebräuche vielfach unterscheiden. Neben den wildesten wandernden Indianerstämmen giebt es gerade im Südwesten der Vereinigten Staaten auch die civilisiertesten, und zwar Stämme, die schon vor Ankunft der Europäer seßhaft waren, wie die Sunjis (Zuñis) in Neu-Mexiko und die Mockis (Moquis) und Nawajos (Navajos) in Arizona, welche vielfach für Azteken oder Tolteken gehalten werden.

Seit der spanischen Eroberung sind andere Stämme durch die Missionäre bekehrt und kultiviert worden, wie die Págagos und Pimas in Arizona. Den letzteren schlossen sich aus freiem Antriebe Mitte des vorigen Jahrhunderts die Marikopas (Stammverwandte der wilden Kókopas) an. Stets friedlich lebt das Handelsvölkchen der Supis (Supies) in ihrem versteckten Thale in der Nähe der großen Coloradoschluchten. Später stellten selbst viele unstäte, wilde Apatschestämme die Feindseligkeiten ein, so das tapfere Jägervolk der Ualapais (Hualapais), die kräftigen Jumas (Yumas) und die rauflustigen Mochäwen (Mojaves).

Nachdem 1846 der größte Teil vom spanischen Neu-Mexiko an die Vereinigten Staaten gelangte, gab sich die Regierung der letzteren alle Mühe, das Wandergebiet der rastlosen Apatschen zu beschränken und sie auf gewisse abgegrenzte Markschaften (Reservations) zu übersiedeln, wo sie unter der Aufsicht eines „Agenten“ und einer Militärgarnison (Camp oder Fort) verbleiben. Die bedeutendsten Apatsche-Reservationen befinden sich jetzt im sogenannten Indianer-Territorium und in den Territorien Neu-Mexiko und Arizona. Ihre Anzahl beträgt nun etwa 25000 bis 30000 Seelen.

Am widerspenstigsten und hartnäckigsten verblieben die sogenannten Arawaipas (Aravaipas), Tontos (spanisch, das heißt Narren), Kojotéros (Coyoteros) und Tschirikáwas (Chiricahuas), welche die Wüsten und Oasen nördlich und südlich vom Gila (sprich Chila)-Flusse, in Arizona, unsicher machten. Unter den letzteren zeichneten sich besonders die Häuptlinge Kotschise (Cochise) und Cherónimo (Geronimo) als kühne und tapfere Kämpfer gegen die weiße Rasse aus. Kotschise kämpfte siegreich von 1860 bis 1872 und erhielt deshalb den Beinamen „Napoleon der Apatschen“. Im Jahre 1872 erst schloß er einen ehrenvollen Vertrag mit General Howard und willigte in die Übersiedelung auf die Reservation der Weißen Berge in Südost-Arizona ein. Cherónimo wurde im Jahre 1886 gefangen genommen und befindet sich jetzt in Florida, wo er als Gärtner beschäftigt wird und sich allmählich an die Kultur des weißen Erzfeindes gewöhnt.

Die Apatschen sind durchschnittlich groß und stark gebaute Menschen; ihre Farbe schwankt von schmutziggelb bis kupferrot. Sie haben ein ziemlich breites volles Gesicht, eine etwas hohe gerade Stirn, dunkle Raubtieraugen, große gerade und dicke Nase, langes rabenschwarzes Haar und etwas Bartwuchs. Die Apatschen sind meist „aufgeweckte“ Naturen, ausdauernd und kühn, vorzügliche Fußgänger und geschickte Reiter (ohne Sattel). Die Tontos sind geistig und körperlich weniger entwickelt.

Nach den Schilderungen amerikanischer Zeitungen und Geschichten sollte man glauben, der Apatsche sei der Auswurf der Menschheit. Man muß danach annehmen, daß der Apatsche Tag und Nacht

---

Coloradoflusses. In der Sprache der Jumas und Mochawen heißt „ih-pah“ (Mehrzahl ih-pätt-tßes) Mann, Mensch. Die Reiseschriftsteller verschiedener Völker und Zeiten haben in die Bezeichnung der Indianerstämme eine babylonische Verwirrung gebracht. Nur sehr wenige dieser Namen sind annähernd richtige Volksbezeichnungen. Bei der Frage nach dem Stammnamen sind oft Mißverständnisse vorgekommen, Abweichung in Schreibweise und Aussprache hat die Namen noch mehr entstellt. Ich schreibe hier alle Indianernamen und indianischen Worte möglichst annähernd nach der Aussprache; so Sunji für Zuñi, Juma für Yuma, Mochawe für Mojave u. s. w.

auf Unheil sinnt, mordet und raubt, wo es irgend angeht, und in der Zwischenzeit Skalpe zählt, Messer schärft und Pfeile vergiftet. Zeitungsschreiber und Geschichtenerzähler haben ihn mit dem Fluche des Barbaren belegt und ihm jede Kulturfähigkeit abgesprochen.

Seitdem die Eisenbahn das Land der Apatschen durchsaust, ist die Furcht vor der Wüste und vor den Beduinen derselben geschwunden. Es ist nun leicht geworden, aus eigener Anschauung zu urteilen. Deshalb vertrauten auch wir uns im Herbste 1887 dem kühnen Dampfrosse an und sahen mit Neugierde der persönlichen Bekanntschaft mit den übelbeleumundeten „Wilden" entgegen.

Anfangs Oktober verließen wir das merkwürdige texanische Grenzstädtchen El Paso am Rio Grande, fuhren dann über die wüsten Hochebenen im Südwesten von Neu-Mexiko und erreichten durch den „Steinpaß" im Südosten des interessanten Territoriums Arizona. Wir setzten unsere Reise über die wilden bewaldeten „Dragonerberge" fort, wo einst der gefürchtete Kotschise hauste und jetzt in der Kotschise-Schlucht sein Schatten lebt. Von hier aus stiegen wir hinab zum Santa-Cruz-Flusse und der alten spanischen Missionsstadt Tucson (die Yankees sprechen „tuh-ßohn") mit ihren grotesken mexikanischen Lehmziegelhütten. Nahebei ist die Garnison Lowell und die Reservation der Pápago-Indianer, während sich 122 km nördlich von Tucson die große Reservation der Weißen Berge (White Mountain Reservation) mit etwa 5000 der widerspenstigsten Apatschen befindet.

Von Tucson wendet sich die Bahn nordwestlich und steigt schnell hinab in die große Gilawüste, welche die Spanier die „Papagueria" nannten und die Mokis mit A-ßa-ma-un-da (das Land der abgeschiedenen Geister) bezeichnen.

Die Gilawüste ist eine der größten Nordamerikas. Sie erstreckt sich zu beiden Seiten des Flusses über zwei Längengrade, westlich bis zum Coloradoflusse, der sie von der Colorado- und Mochawewüste trennt. Mächtige Lavabetten zeugen von vulkanischen Ereignissen in vorhistorischer Zeit; vereinzelte Kraterkegel ragen aus der Ebene empor. Nur spärliche Gräser, Sträucher und vereinzelte Yuccapalmen sind über der Sandfläche verstreut; aber in reicher Mannigfaltigkeit sind die Kakteen vertreten, vom riesigen Kandelaberkaktus bis zum niedrigen Feigenkaktus. Aus ihnen weiß der Indianer Getränke, Speisen und Hausgeräte zu verfertigen. Ein Bergpanorama mit zerklüfteten Gipfeln schließt meist die Ebene ein. Die Bahn fährt zwölf Stunden durch diese Einöde. Nur einsame Stationen oder kleine Minenansiedelungen befinden sich darin. Die Berglandschaft und indianische Ruinen geben der Scenerie jedoch einige Abwechselung.

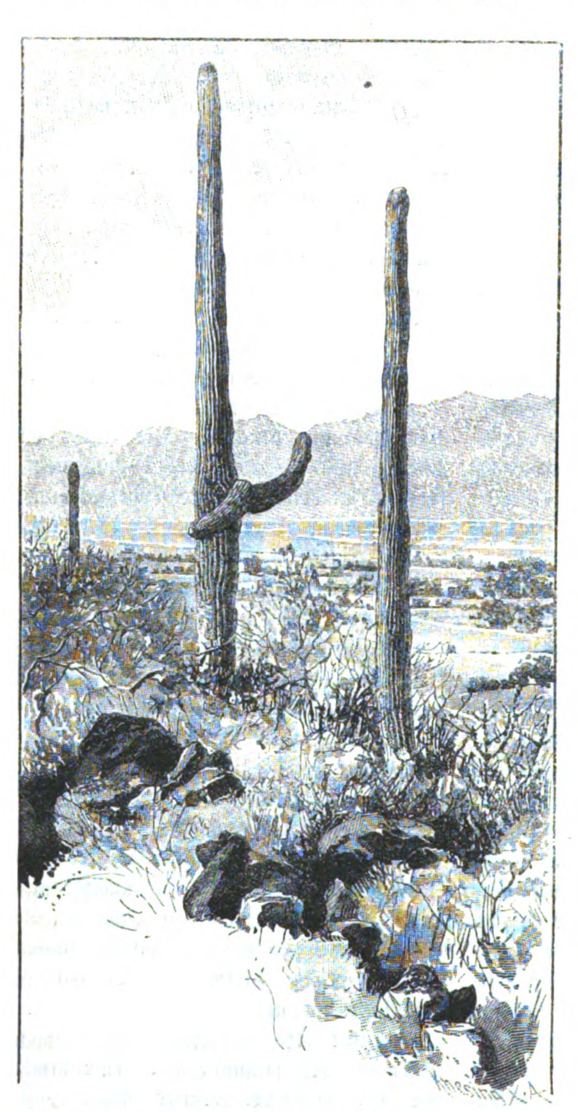
Nahe am Gilaflusse und der Station „Casa Grande" befindet sich eine der größten und merkwürdigsten Ruinen Arizonas, von den Spaniern „casa grande" (großes Haus) benannt. Der Bau, von Mörtel aus Lehm, Kiesel und Cement, erinnert an die großen Kasernenwohnungen der Sunjis und Mokis. Weit verstreute Baureste sowie Spuren eines Kanals für künstliche Bewässerung vom Gilaflusse deuten auf eine größere Ansiedelung hin.

Nördlich von den Ruinen erstreckt sich jetzt am Gilaflusse die Reservation der seßhaften und friedlichen Pima- und Marikopa-Indianer, die sich mit Stolz rühmen, niemals einen Weißen getötet zu haben.

Nördlich von der nahen Station „Marikopa" erhebt sich als Ausläufer der Santa-Estrella-Berge ein eigenartiger Felsen, der die rohen Umrisse eines gesenkten Mannskopfes mit geschlossenen Augen darstellt. Die Pimas und Marikopas bezeichnen ihn als Montezumakopf. Der unglückliche letzte Herrscher der Azteken spielt bei den Indianern dieselbe Rolle wie bei uns der Kaiser Barbarossa. Jener Felsen ist sein Kyffhäuser, unter dem Montezuma bis zur Wiedererweckung des alten Aztekenreiches und der Weltherrschaft der Rothäute schlummern soll.

Hinter der Station „Gila Bend“ berühren wir die zweite Reservation der Pápagos. Etwa 16 km westlich davon befindet sich ein verstreuter Granithaufen, auf dessen Steine teilweise indianische Figuren graviert und gemalt worden sind. Es ist dies ein indianisches Denkmal aus unbekannter Zeit.

Dem Laufe des Gilaflusses folgend, erreicht die Bahn das groteske Grenzstädtchen Yuma oder Juma, und den trüben lehmigen Coloradofluß. Um diesen Ort wohnen etwa 600 bis 700 Indianer, größtenteils Jumas und Mochawen und auch einige Kókopas und Ljegínos (Lleginos).



Kandelaberkaktus (mexikan. Saguaro) bei Tucson in Arizona.

Bei unserer Ankunft fanden wir den Bahnhof und die angrenzenden Sandhügel dicht besetzt mit den kräftigen Gestalten der Jumas und Mochawen. Männer bewaffnet mit Pfeil und Bogen drängten sich begierig zu den Wagen, schwangen sich kühn auf die Trittbretter, die hinten und vorn zu den Eingängen führen, stürzten sich — wie bei einem echten Indianerüberfalle — auf die ahnungslosen Reisenden, hielten ihnen die Waffen entgegen und — fragten mit freundlichem Lächeln: Quiere? (spanisch, wünschen Sie?)

Das ist ein Apatscheüberfall und ein Indianerabenteuer der Neuzeit. Die noch bis vor einigen Jahrzehnten sehr kriegerischen und feindlichen Jumas und Mochawen bieten jetzt ihre Waffen und Thongeräte oder Naturwunder, wie gehörnte Kröten, den Reisenden feil.

Die Jumas und die Mochawen sind sprach- und stammverwandt. Die ersteren nennen sich Gutt-sáhn (oder Gutt-scháhn), die letzteren Che-mock-háw. Beide Stämme umfassen ungefähr 3500 Seelen (2500 Mochawen und 1000 Jumas), welche größtenteils zu beiden Seiten des unteren Coloradoflusses von den sogenannten Nadelbergen (The Needles) bis zur mexikanischen Grenze wohnen. Vor etwa dreihundertfünfzig Jahren (nach der spanischen Eroberung von Mexiko) fielen die sogenannten Kókopas und Marikopas (von

den Juma-Mochawen „Kó-kua-pa“ und „Chett-pan-já“ genannt) vom Süden her in das Gebiet der Jumas ein und veranlaßten dadurch unzählige blutige Kämpfe, denen auf beiden Seiten zahlreiche Menschenleben zum Opfer fielen.

Mit den Weißen kamen die Colorado-Indianer zuerst Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Berührung, als Coronado und andere spanische Abenteurer auszogen, um die fabelhaften sieben Städte von Büffelland (Cibola) in Nord-Mexiko aufzusuchen.

Im Frühjahr 1540 entdeckte Ferdinand Alarcon vom Golf von Kalifornien aus den Coloradofluß und seine Bewohner. Er fand dieselben im Naturzustande, friedlich, ackerbauend. Sie pflanzten, wie noch heute, Mais, Bohnen und Kürbis. Alarcon bemerkte, daß ihre Sprache derjenigen mexikanischer Stämme ähnlich sei, und behauptet irrtümlich, daß sie Sonnenanbeter seien.

In demselben Jahre sandte auch Vasquez de Coronado eine kleine Abteilung aus zur Erforschung der nördlichen großartigen Schluchten des Colorado, und später kehrte Alarcon zurück und fuhr höher den Fluß hinauf.

Den abenteuerlichen Goldsuchern folgten im siebzehnten Jahrhundert fanatische Mönche mit Kreuz und Weihwasser. Vom Jahre 1683 bis 1706 unternahm der Tiroler Eusebius Franz Kino oder Chino (ein Franziskanermönch) in Gemeinschaft mit Pater Mange mehrere Missionsreisen zum Colorado, wo er ebenfalls an der Mündung des Gila die Jumas vorfand, welche er als Yumas und Cutganes bezeichnete. Das Wort „Yuma“ ist jedenfalls das mißverstandene Wort der Jumasprache „chú-mahr“, welches Kind, Knabe, Sohn, Säugling und Puppe bedeutet.



Yuccapalme in der Mochawewüste.

Kino errichtete im Jahre 1699 am Gilaflusse die erste Mission „St. Paulus“ (nahe Station Gila Bend) und 1700 die zweite nahe dem Einflusse des Gila in den Colorado (zwischen Yuma und Gila City), welche er dem heiligen Dionysius weihte.

Die Colorado-Indianer zeigten jedoch so wenig Neigung zum christlichen Gottesdienste, daß schon in den ersten Jahren des folgenden Jahrhunderts beide Missionen wieder aufgegeben wurden.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nahmen die Jesuiten das

Bekehrungswerk unter den Colorado-Indianern wieder auf. Um die Mitte desselben erschien zunächst wieder ein Deutscher Jakob Sedelmayer. Vom Jahre 1773 bis 1778 unternahmen die Spanier Franz Garcia und Peter Fonte die Wiederaufnahme der Coloradomissionen. Sie gründeten zwei Missionen; die eine auf einem Hügel des rechten Ufers, gegenüber der Gilamündung, die andere einige Meilen weiter unten. Eine spanische Garnison (Presidio) schützte dieselben.

Im Sommer 1781 verwüsteten die Soldaten dieser Garnison ohne Grund und Entschuldigung die Ernte der Juma-Indianer. Als am Sonntag den 17. Juli Geistliche und Soldaten in der Kirche beteten, überfielen die Indianer die fromme Gemeinde und schickten die Männer vorzeitig ins Himmelreich, während sie Frauen und Kinder in üblicher Weise im Stamme aufnahmen. Auch Pater Garcia verlor bei diesem Überfalle sein Leben. Von dieser Zeit an zählten die Colorado-Indianer zu den „wilden Apatschen".

Vom Anfange unseres Jahrhunderts an versuchten zwar einigemal kühne Amerikaner sich am Colorado häuslich niederzulassen; doch die drohende Haltung der Indianer verhinderte dies.

Erst nach der Entdeckung des Goldes in Oberkalifornien (1848) kamen die Jumas und Mochawen wieder mit den Weißen in nähere Berührung. Scharen von Einwanderern zogen über den Colorado in das gelobte Land des Mammons; darunter befanden sich kühne Abenteurer und entlaufene Verbrecher, die mit dem Eigentum der Indianer nach Willkür verfuhren. Das führte zu wiederholten Streitigkeiten, Kämpfen und Überfällen.

Im Jahre 1849 gründete ein Amerikaner, ein Dr. Lincoln, eine Fähre für die kalifornischen Einwanderer. Er verband sich mit dem berüchtigten texanischen Freischarenführer (Ranger) Joh. Glanton und einigen von dessen rohen Gesellen, die bald mit den Indianern in Streit gerieten und dadurch einen Aufstand herbeiführten, dem Lincoln, Glanton und viele seiner Genossen zum Opfer fielen.

Aber schon im Juli 1850 fand sich ein anderer Unternehmer für das glänzende Fährgeschäft, der Deutsche Ludwig Jäger. Er beförderte in einem Jahre etwa 6000 Menschen ins Jenseits — zum Goldlande; dann vertrieben ihn (November 1851) die Indianer nach Südkalifornien.

Diese und ähnliche Vorfälle veranlaßten die Regierung der Vereinigten Staaten, eine Garnison auf der kalifornischen Seite am Colorado zu errichten. Damit wurde im August 1850 der Deutsch-Amerikaner Major Heintzelmann beauftragt. Dieser errichtete zuerst ein Lager unterhalb der Gilamündung und später (Ende 1851) gegenüber derselben auf dem Hügel, der einst die Garcia-Mission trug. So entstand das „Fort Yuma" als Zwinguri für die Jumas und Mochawen.

Es kam unter Führung des Häuptlings Santiago zu wiederholten Kämpfen; aber obgleich die Jumas im Frühjahr 1852 eine große Niederlage erlitten, setzten sie dennoch heimlich ihre Angriffe fort. Die Regierung bestätigte im letzteren Jahre Pasquale E-ki-áhß als Häuptling, der sich eifrig bemühte, sein Volk zu kultivieren und mit den Weißen zu versöhnen.

Dezember 1853 kauften die Vereinigten Staaten den Landstrich südlich vom Gila von Mexiko und fügten ihn zu dem vorher eroberten Territorium Neu-Mexiko. Damit kamen die Colorado-Indianer vollständig unter Aufsicht der Vereinigten Staaten.

In den Jahren 1853 und 1857 waren die Jumas wieder im Kampfe mit ihren Erbfeinden, den Kókopas und Marikopas. Die Kókopas hatten den Jumas einige Frauen und Kinder geraubt. 1853 trafen sich die Streitkräfte (die Jumas unter Leitung von E-ki-áhß), und ehe sich die Kókopas mit den stammverwandten Marikopas verbinden konnten, griffen die Juma-Mochawen die Kókopas an und lieferten eine heftige Schlacht, in der zwar

die Jumas siegten, aber den größten Teil ihrer Mannschaft auf dem Schlachtfelde tot zurücklassen mußten. Noch größere Verluste hatten die Jumas 1857. Die häufigen gebräuchlichen Totenopfer raubten ihnen dabei ihre ganze Habe, so daß sie in größte Not gerieten.

Dies veranlaßte Major Heintzelmann, Lebensmittel und Decken an die Jumas zu verteilen. Menschenfreundlichkeit wirkte mehr als das Schwert der Soldaten. Seitdem sind die Jumas treue Freunde der Yankees geblieben, selbst während des Bürgerkrieges.

Im Jahre 1865 gab die Regierung den Mochawen eine große Reservation am linken Coloradoflusse, zwischen den Orten Ehrenberg und Parker (etwa 120 000 Acres enthaltend). In letzterem Orte befindet sich die Agentur mit einer Indianerschule.

Von 1871 bis 1872 fanden wieder Kämpfe zwischen Jumas und Kókopas statt und einzelne Banden der Mochawen lehnten sich gegen die weißen Ansiedler auf. Darauf ließ die Regierung (1873) diese widerspenstigen Banden mit einigen unzufriedenen Jumas auf die Reservation der Weißen Berge übersiedeln (etwa 620 Mochawen und 350 Jumas).

Die friedliche Haltung der Jumas am unteren Colorado, sowie die Eisenbahn veranlaßte die Regierung, im Mai 1883 die Garnison von Fort Yuma zurückzuziehen und im folgenden Jahre den Jumas eine eigene Reservation auf dem rechten kalifornischen Ufer anzuweisen (etwa 50 000 Acres umfassend). Im Jahre 1885 errichteten die katholischen barmherzigen Schwestern im ehemaligen „Fort" eine Kostschule für Indianerkinder, in welcher durchschnittlich fünfzig bis fünfundsiebzig Knaben und Mädchen beköstigt, bekleidet und unterrichtet werden.

Am 9. Mai 1887 starb im Alter von etwa neunzig Jahren der beliebte Häuptling E-ki-áhß, der sich durch mancherlei Reformen und Kriegsthaten sehr verdient um seinen Stamm gemacht hatte.

E-ki-áhß war eine große hagere Gestalt; seine dunklen Augen hatten gewöhnlich einen träumerischen Blick; doch sie vermochten auch große Willenskraft und Entschlossenheit auszudrücken. Er war freundlich im Umgang, streng und gerecht. Jahrelang schmückte er sich mit einer Hauptmannsuniform, welche ihm die Regierung geschenkt hatte; doch trug er nur selten Schuhe und Hut; dagegen fast stets einen einfachen Weidenstock.

Er gab dem Stamme eine gewisse Regierung und Gesetze, nach dem Muster anderer seßhafter Indianerstämme. Nach der siegreichen Schlacht am Gila (1853) führte er bei dem Opferfeste für die Toten eine Art Pantomime ein, welche den Kampf versinnlichte zur Belehrung der Jugend.

Während seiner Krankheit ernannte er seinen Stellvertreter Miguel Esch-páh got-téhr (Aufgeschreckter Adler) zum Häuptling. Vor seinem Tode taufte ihn der katholische Geistliche vom Dorfe Yuma.

Zur Leichenverbrennung, welche unmittelbar nach erfolgtem Absterben stattfand, erschienen Abgesandte sämtlicher Nachbarstämme; ungefähr sechshundert bis achthundert Personen hatten sich versammelt.

E-ki-áhß hinterließ Frau, Söhne und Töchter. Sein auferstandener Geist soll nun auf einem Hügel, der máh-i ljo-wähwick genannt wird, südlich vom Indianerdorfe, hausen.

* *
*

Wir waren nicht wenig überrascht, bei unserem ersten kurzen Aufenthalte in Yuma zu erfahren, daß dieses armselige Städtchen ein Kur- und Badeort sei.*

---

* Der Ort Yuma am Colorado wurde Ende 1854 von zwei Deutschen (dem schon erwähnten Ludwig Jäger und dem Ingenieur Hermann Ehrenberg) und einigen Yankees unter dem Namen „Colorado City" gegründet und später in „Arizona-City" umgetauft. Als Grenz- und Verkehrsort, wie durch das Militärproviantmagazin gewann er einige Bedeutung. Er befindet sich in 32 Grad 43 Min.

Hier ist nämlich Mutter Naturs Schwitzbad. Yuma ist im Sommer einer der heißesten Orte der Erde. Viele amerikanische Ärzte empfehlen den Aufenthalt in Yuma gegen Lungen- und Nierenkrankheiten. Yuma ist das kosmopolitischste Städtchen und der seltsamste „Badeort“ der Welt. In seinen grotesken paar Dutzend niedrigen Lehmziegelhütten, die sich meist hinter einem übermannshohen pallisadenartigen Stacketenzaun verstecken, wohnen nur etwa tausend Menschenkinder — die jedoch vier Weltteilen angehören. Amerika ist in vier Indianerstämmen, Europa in fast allen größeren Nationen, Asien in Chinesen und Japanern und Afrika in ein paar Negern vertreten. Es giebt wohl keinen zweiten „Kurort“, in welchem die Gesellschaft so gemischt und so bunt bis auf die Haut ist. Trotz dieses weltstädtischen Charakters ist der Ort doch so idyllisch einsam und verloren, wie nur ein Plätzchen im „weiten wilden Westen“ sein kann.

Dieser einzige Ort übte eine so große Anziehungskraft auf mich aus, daß wir uns entschlossen, im Dezember dahin zurückzukehren und den Winter über das Badeleben von Yuma zu genießen und seine Bewohner zu studieren.

Den Tag über trifft man stets eine größere Anzahl Indianer in der Stadt, obgleich ihre Wohnungen eine Strecke davon entfernt liegen. Sie bilden die bunte Staffage zu der greulichen Umgebung der Wüste und der Lehmziegelhütten.

nördlicher Breite und 114 Grad 36 Min. westlicher Lange. Die Durchschnittswärme im Sommer beträgt hier + 27 Grad R.; der höchste Wärmegrad im Schatten ist + 38 oder 39 Grad R.; in der Sonne etwa 20 Grad mehr; der kälteste Grad im Winter ist — 4 Grad R. Regen ist eine Seltenheit, durchschnittlich fallen nur etwa 0,070 Meter im Jahre (im Sommer und Herbste). Im Winter giebt es häufige Sandstürme, fast in jeder Woche, die meist zwei bis drei Tage anhalten; der Himmel ist dann durch die Staubmassen, wie durch Wolken verdüstert und die ganze Luft schmeckt und riecht nach Staub. „Sand in die Augen“ und „Zähneknirschen“ sind dann an der Tagesordnung. Die Trockenheit der Luft mildert den Einfluß der Hitze. Die relative Feuchtigkeit beträgt am Flusse nur 53 Prozent durchschnittlich.

Die Jumas und Mochawen sind große, stämmige Gestalten, wohl gewachsen und vielfach über Mittelgröße. Ihre Hautfarbe wechselt, wie die aller anderen Apatschen, vom schmutzigen Gelb bis zum dunklen Kupferrot. Sie haben breite eckige Gesichtsformen, rabenschwarzes langes, dickes Haar, dunkle Augen mit langen Wimpern, große meist gerade und dicke Nase, hübschen Mund mit weißen wohlgeformten Zähnen und mitunter spärlichen Bartwuchs. Hände und Füße sind schön geformt und ziemlich klein.

Die Frauen sind meist untersetzt, größtenteils nichts weniger als schön und bäuerisch im Benehmen. Nach der Ehe neigen sie sich sehr zur plumpen Fettleibigkeit. Die Männer sind meist aufgeweckt, zutraulich und freundlich, dankbare, treue Freunde, wenn man sie als Gleichgestellte behandelt. Ihr Benehmen ist ruhig und würdevoll. Ihre Sitten sind bäuerisch, doch habe ich nirgends Roheiten bemerkt, wie man sie bei unserem Landvolk findet. Die Frauen sind untergeordneter in Geistesausbildung und meist sehr linkisch und schüchtern.

Obwohl das Hautpunktieren (Tättowieren) gebräuchlich, so ist es doch nicht allgemein. Bei den Jumas punktieren nur heiratsfähige Mädchen das Kinn — in der Regel zwei Streifen zu jeder Seite der Mundwinkel; der Zwischenraum ist manchmal durch Sterne ausgefüllt. Bei den Mochawen punktieren sich auch die Männer, gewöhnlich auf der Stirn mit wagerechten Wellen- oder Zackenlinien. Das Punktieren geschieht hier mit einem spitzen Flintstein. In die frischen Wunden wird Holzasche gestreut, wodurch die dunkelblaue Farbe entsteht.

Viel üblicher ist das Schminken mit mineralischen oder vegetabilischen fettigen Farben, namentlich in Schwarz, Weiß, Rot und Gelb. Es scheint darin besondere Moden zu geben; zu meiner Zeit wurde Gelb bevorzugt. Es sind namentlich die jugendlichen Stutzer und Koketten, welche von der Fettschminke Gebrauch machen. Die Muster sind mannigfach. Der eine

bemalt nur den Mittelteil des Gesichts, wie eine Halbmaske, ein anderer nur die Wangen, ein dritter nur die Nase oder das Kinn, entweder nur in einfarbigen Flecken oder in bunten Mustern in der Art ihrer Malerei (Dreiecke, Striche, Zacken 2c.). Einige bemalen auch Hals und Arme.

Die Jumas und Mochawen durchbohren die inneren Nasenwände und die Ohren (oft an zwei Stellen). Das Tragen von Knochen oder Perlenringen in den Öffnungen ist jetzt jedoch nur selten.

Die Tracht der Juma-Mochawen ist noch sehr ursprünglich. Bei den Männern beschränkt sie sich wesentlich nur auf das Lendentuch; das ist eine bunte Kattunwindel (etwa 1 bis $1^1/_2$ Meter lang und $^1/_2$ bis $^3/_4$ Meter breit), die sie zusammengefaltet tragen. Die beiden Zipfel werden durch eine um die Hüften gewundene Bastschnur festgehalten, über welche die Enden vorn und hinten herüberfallen; der hintere Zipfel flattert etwa einen halben Meter lang beim Gehen nach.

Die Frauen tragen einen eigenartigen kurzen Rock (ha-wa-chá-ik) aus Baststreifen von Weiden oder Pappeln, der ein wenig bis über das Knie fällt und im Rücken „à la tournure“ aufgebauscht ist.

Männer und Frauen gehen meist barfüßig und barhäuptig. Die Stutzer tragen auf dem Scheitel die Federn vom Adler oder wilden Truthahn, die sie wie einen Flederwisch ins Haar binden. Zuweilen befestigen beide Geschlechter ein Tuch kranzartig um das Haupt, um das üppige Haar aus dem Gesichte fern zu halten. Eine einfache Sohle von Leder, mit einem Riemen durch zwei Zehen und um Hacken befestigt, wird von älteren Personen getragen.

Sowohl Männer als Frauen lassen ihr starkes schwarzes Haar auswachsen. Nur vorn über der Stirn wird es kurz verschnitten. Das Haar wird mit dem Gummi des Meskitebaumes in einzelne dicke Strähnen zusammengeklebt. Die Männer flechten zuweilen ein Paar dünne Zöpfe und lassen sie an jeder Seite vorn über die Schultern hängen — wie dies ungarische Zigeuner zu thun pflegen. Um gewisse lästige Schmarotzer zu töten, wird



E-ki-ahß, der Häuptling der Juma-Indianer.

das Haar auf dem Scheitel mit einer fettigen Erdmasse zusammengeklebt und in diesem Zustande einige Tage getragen. Im Sommer beschmieren diese Indianer oft den ganzen Körper mit Lehm — wahrscheinlich aus ähnlichen Gründen.

Als Schmuck dienen besonders Perlen (welche die Mochawen aus Muscheln anfertigen) und Federn. Beide Geschlechter tragen vielfach Hals- und Armbänder von Perlen.

Erst in den letzten beiden Jahren haben sich die Jumas entschlossen, zu dieser primitiven Kleidung einige wunderliche Zusätze zu machen. Die Männer tragen zum unvermeidlichen Lendenschurz noch ein baumwollenes Hemd, andere dazu noch eine Weste, noch kühnere fügen sogar Beinkleider hinzu. Die Mädchen benutzen zwei bunte Kattunlappen zu einem Kleid, das locker um die Hüften zusammengesteckt wird. Ein anderes Stück Kattun wird — geschmückt mit Sicherheitsnadeln — als Mantel um die Schulter getragen, um das Mieder zu ersetzen.

Es fehlt nicht an lächerlichen grotesken Zusammenstellungen. Ich begegnete häufig einem Indianer in Lendenschurz und Cylinder. Ein anderer trug einen schweren Winterüberzieher bei 30 Grad R. Eine indianische Kokette, die sich ihr Kleid aus einem Mehlsack verfertigt hatte, lief mit der Aufschrift umher: Unvergleichliches Maismehl!

Besonders häufige Erscheinungen in Yuma sind die alten indianischen Holzträger und -trägerinnen — namentlich im Winter —, welche die Bewohner mit Brennholz versehen, das sie an einem Bande vorn über der Stirn hängend und auf dem Rücken in Bündeln tragen. Der Holzhandel ist ausschließlich in Händen der Indianer.

Eine nicht minder charakteristische Gestalt ist die Frau mit dem Säugling auf dem Rücken, der auf das eigenartige Holzgestell aufgeschnürt ist und bis zu seinem dritten oder vierten Jahre huckepack getragen wird. In den Straßen findet man häufig Gruppen von indianischen Frauen mit der Cigarette im Munde und kartenspielend im Sande hocken. Die jungen Mädchen können sich stundenlang die Zeit vertreiben, indem sie das Brummeisen im Munde rühren. Ebenso spielwütig ist auch das stärkere Geschlecht. Selbst Männer ergötzen sich am kindischen Murmel- oder Ballspiele.

Hand in Hand schwingend schlendert ein indianisches Liebespaar durch die Straße, während ein paar rothäutige Koketten auf der Bank einer der vielen Schenken sich von einem Blaßgesichte in der Liebe unterrichten lassen.

Das sind einige der charakteristischen Scenen aus dem Straßenleben in Yuma.

Um in nähere Verbindung mit der indianischen Bevölkerung zu kommen, bereicherten wir unseren Haushalt um eine indianische Bedienung, wie sie in Yuma einzig zu haben ist. Unsere Wahl fiel auf einen Juma-Indianer, welcher den spanischen Namen José und den indianischen Zunamen Ih-pá (das heißt der Pfeil, während ih-pa der Mann bedeutet) führt.

Ih-pá war schlank wie ein Pfeil, hatte ein hageres ovales Gesicht, freundliches, würdiges Benehmen und trug fortschrittliche Kleidung. Er verstand, wie die meisten Jumas, mehr spanisch wie englisch. Da er jedoch große Begierde zeigte, amerikanische Sitten und Sprache kennen zu lernen, so war er gerade der rechte Mann für mich. Ich unterrichtete ihn im Englischen, er mich im Gutt-sáhn.

Die Jumas haben meist ein klares, wohlklingendes Sprachorgan und deutliche Aussprache; dadurch wird der Wohlklang der mit Kehllauten reich gefüllten Sprache bedeutend erhöht. Sie sprechen mit großem Ausdruck und scharfer Betonung. Ihre Reden bestehen gewöhnlich in kurz hervorgestoßenen Sätzen, die beinahe wie Ausrufe klingen.

Der Wortschatz der Jumas ist durchaus nicht so gering, wie dies gewöhnlich bei indianischen Sprachen angenommen wird. Die Satzbildung ist einfach; die Bildung der Mehrzahl und der Zeit-

wörter unvollkommen und unregelmäßig. Der Ton der Wörter liegt meist auf der letzten Silbe. Bei dem Mangel an einer Schriftsprache werden manche Worte von verschiedenen Personen abweichend ausgesprochen — mehr abgekürzt oder erweitert. Die Indianer sind große Sprachtalente; sie sprechen gewöhnlich mehrere indianische Dialekte und häufig auch noch etwas spanisch und englisch.

Ih-pá spielte seine Doppelrolle als Hausknecht und Hauslehrer mit bewundernswerter Geschicklichkeit. Wir schienen sein Vertrauen ebenso schnell zu gewinnen als er das unserige. Schon in den nächsten Tagen bot er uns Salz* an — das Zeichen der Brüderschaft bei diesen Indianern. Er begrüßte mich oft mit „meta-cha-wihk" (Freund) und stellte mich so seinen Bekannten vor. Dadurch wurden auch die anderen Indianer zutraulicher und wir gewannen bald einen ausgebreiteten Bekanntenkreis unter den Eingeborenen, die uns freundlich mit dem üblichen indianischen Zurufe „e-chótt!" (gut, gutes Wohlsein!) begrüßten. Der Zollamtsvorsteher Herr Trippel vermittelte mir die Bekanntschaft mit dem Regierungsdolmetscher Tschu-mittß-ku-néh (Geh-gerade), dem ich manche Mitteilung verdanke.

Eines Tages wurden wir durch den Besuch von Esch-pah-got-téhr, dem jetzigen Häuptling der Jumas, überrascht. Derselbe hatte von unserer Indianerliebe gehört und wollte sich als echter Vater seines Volkes überzeugen, ob wir auch ein passender Umgang für seine Leute wären.

Der Häuptling ist eine große, kräftige, breitschulterige Gestalt (etwa 1,80 Meter hoch) von dunkel-kupferner Farbe, weder punktiert, noch bemalt, und trägt bei seinen Besuchen in der Stadt Hemd, Weste und Beinkleid. Man sieht ihm nicht an, daß er bereits ein Sechziger ist.

Da er eine Zeit lang die katholische Indianerschule besucht hatte, so sprach er etwas englisch, und ich erkundigte mich bei ihm nach den Regierungsgeschäften und den Gesetzen, wie sie E-ki-áhß eingeführt hatte.

Bis um die Mitte dieses Jahrhunderts lebten die Jumas in vollständiger Anarchie und, wie ursprünglich alle Indianer, auch in Gütergemeinschaft. Sie wählten zwar einen Häuptling, aber dieser kam nur im Kriege, als Heerführer, zur Geltung. Das einzige Gesetz war: Was du nicht willst, das man dir thu, das füge keinem andren zu. Gegen Eigennutz und Angriffe gab es nur Selbsthilfe, Faustrecht oder Blutrache.

Die Regierung der Vereinigten Staaten machte den Häuptling zum verantwortlichen Vorsteher und Vormund seines Stammes und bekleidete ihn mit Macht und Herrschaft. Sie behielt sich jedoch das Recht vor, den Häuptling zu bestätigen, und stellt ihm ein Patent aus. Jeder Stamm hat seine eigene Regierung für innere Angelegenheiten. Die Männer im Stamme wählen die Beamten auf Lebenszeit, solange sie ihre Pflicht erfüllen. Die Mehrzahl entscheidet. Keiner von den Beamten erhält irgend welche Entschädigung.

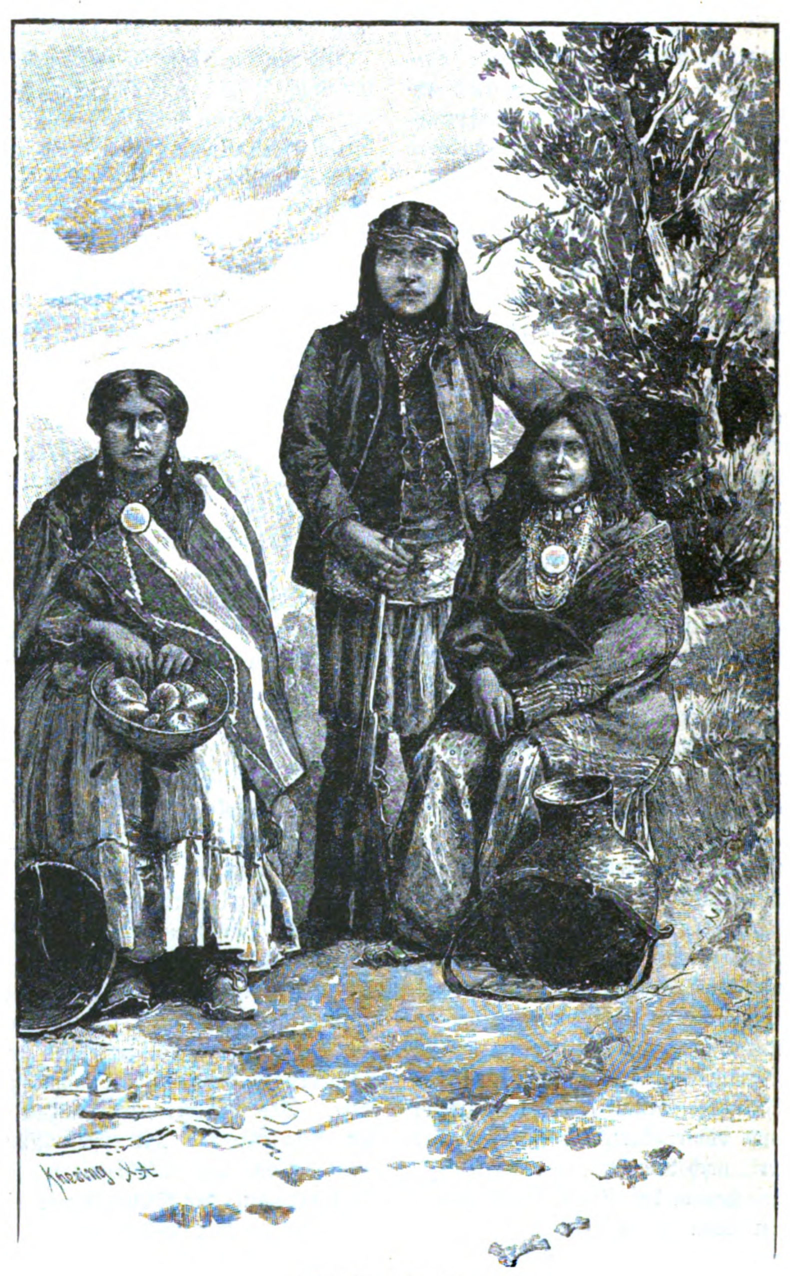
An der Spitze der Jumas steht der Häuptling (cha-na-sáhl, chief oder cacique genannt); ihm zur Seite steht der Stellvertreter oder Unterhäuptling (méta maßéh). Der Häuptling hat theoretisch vollkommene Macht; er kann Verträge schließen und Gesetze geben — solange sie dem Volke genehm sind. Er zieht es deshalb vor, sich mit den einflußreichen und angesehenen Männern im Stamme zu beraten. Der Stellvertreter ist Justizminister, Staatsanwalt und erster Richter in einer Person. Bei Unfähigkeit des Häuptlings verwaltet der Stellvertreter bis zur Neuwahl das Amt desselben.

Unter dem Stellvertreter und Justizminister stehen zwei Richter (ettß-guttß-ke-máhtß), welche Gesetzwidrigkeiten und Unordnungen richten und bestrafen lassen.

Jede Gemeinde oder Sippschaft hat einen Vorsteher, der über die Ordnung

* Eßt-ih njá-i pi-júhm (wörtlich: Salz geben mögen): ich gebe dir Salz, wenn du wünschest, heißt es in der Juma-Sprache.

in der Gesellschaft wacht und im Notfalle Übertretungen anzeigt. Es giebt etwa



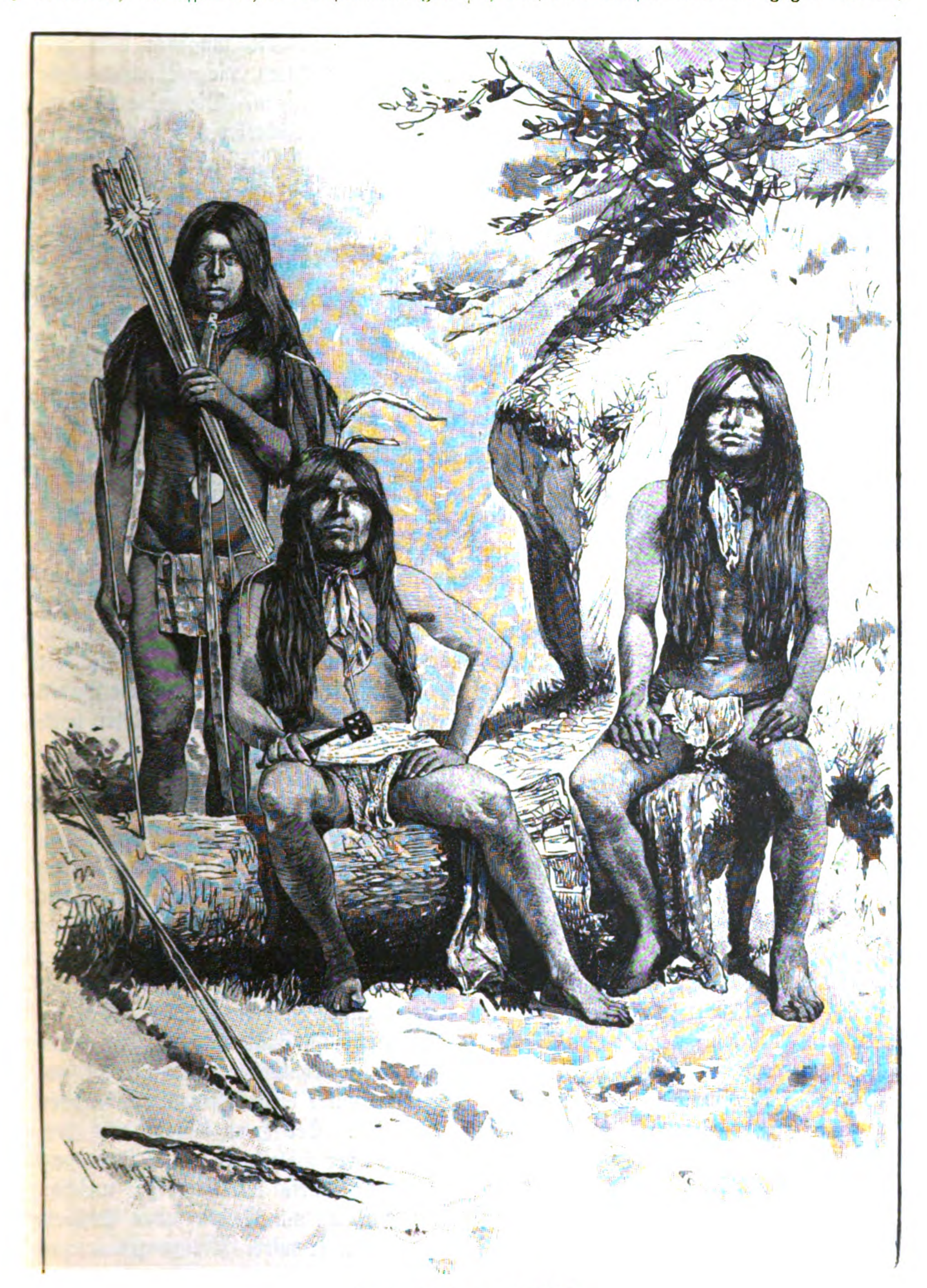
Tschirikawa-Apatschen.

acht solcher Gemeindevorsteher oder Sippenmeister, die sie mit dem spanischen Worte cuapitan bezeichnen.

Außerdem giebt es noch zwölf Wächter oder Schutzleute (pi-pa guttß-chihr), welche zugleich auch als Diener und Vollstrecker des Gerichtes wirken.

Die Gesetze (hä-ihm) sind ausschließlich

Polizeivorschriften. Neue Gesetze werden mündlich in öffentlichen Versammlungen stehen aus Prügel oder Hinrichtung. Die härtesten Strafen werden gegen Mord,



Juma-Indianer mit Waffen.

vorgetragen und dabei wird dann auch an die alten gemahnt. Die Strafen bestehen aus Prügel oder Hinrichtung. Die härtesten Strafen werden gegen Mord, Diebstahl und Trunkenheit verhängt. Die Hinrichtung geschieht meist mittelst Keule,

mit welcher die Schläfen eingeschlagen werden. Zur Prügelstrafe werden die Verbrecher nackt an einen Meskitebaum gebunden und erhalten die Schläge durch den Schutzmann mit einem Weidenstocke. Zur Erreichung eines Bekenntnisses kann auch die Folter angewendet werden — das haben sie von den Spaniern gelernt. Der vermutete Verbrecher wird für gewisse Zeit an einen Baum gefesselt, muß fasten und darf nicht schlafen.

Wichtige Ereignisse (Versammlungen u. s. w.) werden dem Volke durch Läufer (ih-pa hu-ku-náh-wuck) bekannt gemacht. Die Leistungsfähigkeit der Apatsche-Läufer ist gerade so erstaunlich, als diejenige der Azteken war. Sie sind fähig, etwa zwanzig deutsche Meilen durch die Wüste in einem Tage zu Fuß zurückzulegen. Unterwegs trinken sie nicht, feuchten aber zuweilen den Mund an oder kauen eine Meskitebohne.

Da Esch-pah-got-téhr mich eingeladen hatte ihn zu besuchen, so machte ich bei nächster Gelegenheit Gebrauch davon, um auch die Wohnungen und das häusliche Leben der Jumas kennen zu lernen.

Der „Aufgeschreckte Adler“ wohnte jenseit des Colorado, nahe der Indianerschule und dem alten Militärkirchhofe, wo sich verstreut im Gebüsche des Ufers mehrere Dutzend Hütten befinden.

Nur schmale krumme Pfade (Indian trails) winden sich durch das Gehölz, welches größtenteils aus Meskitebäumen und -sträuchern, Weiden, Pappeln, wildem Salbei, Fettholz (Hedeundilla oder Sarcobatus vermiculatus) und dem Silberblattstrauch besteht. Spottdrosseln jauchzen im Gebüsch, und der kleine bunte Kolibri summt von Blüte zu Blüte. Unzählige wilde Kaninchen hüpfen im Sande umher. Nahe dem Flusse sonnen sich bunte Schlangen, Eidechsen und gehörnte Kröten. Im Flusse stelzen Pelikane und andere Wasservögel einher, während Adler und Habichte die Lüfte durchkreuzen, um nach Beute zu spähen.

Nur soweit wie die Überschwemmungen des Colorado reichen, ist Pflanzen- und Tierleben zu finden. In die weite Ferne erstreckt sich die sandige Coloradowüste, stellenweise bedeckt mit formenreichen Kakteen und umgeben von zerklüfteten Bergketten, die oft wunderliche Gestaltungen zeigen. Die reine Luft erweitert den Gesichtskreis. Der harzige Duft der Fettholzsträucher erquickt wie Tannengeruch.

Der Rauch und das Hundegebell verrieten mir die Nähe einer Indianerniederlassung, welche sich in der Lichtung des Gehölzes befand. Die niedrigen Wohnungen liegen verstreut in einzelnen Gruppen, wo jedesmal eine Sippschaft von Verwandten zusammenwohnt.

Die Hütten (ä-uáttß, Mehrzahl ä-uáhtßes) der Jumas sind entweder würfel- oder glockenförmige Lauben von Baumstämmen und den trockenen Zweigen des wilden Salbei oder Pfeilstrauches. Am häufigsten sind die würfelartigen Buden, bestehend aus einem Holzgerüst von vier Pfählen, welche das Dach von Sträuchern tragen und den Rahmen für die gleichartigen Wände bilden. Diese Buden sind in der Regel $1^1/_2$ bis 2 Meter hoch, 2 bis 4 Meter lang und breit. Als einzige Öffnung dient eine rechteckige Thür (1 bis $1^1/_2$ Meter hoch und 0,75 Meter breit). Größere Hütten werden durch niedrigere Ansätze (oft an allen Seiten) hergestellt, deren Dach vom Mittelbaue zu den Außenwänden schräg abfällt. Das Innere bildet nur einen einzigen Raum. Die Form der größeren Buden ist oft achteckig und eiförmig. Das Dach ist gewöhnlich mit Sand bedeckt. Im Winter wird innerhalb der Hütte gekocht, im Sommer unter einer offenen Laube oder im Freien. Der Herd besteht aus drei Steinen oder Holzkloben. Zur Feuerung dient das harte Meskiteholz, welches durch Reibung mit Weiden- oder Pappelholz entzündet wird. Einige gebrauchen auch schon Streichhölzer.

Der Palast des Häuptlings ist eine größere Bude, etwa acht Meter im Quadrat. Sie steht auf einem Sandhügel nahe dem alten Kirchhof in Gesell-



Papago-Indianerinnen mit Kiepen und Thongefäß.

schaft von vier kleineren Buden, in denen Verwandte des Häuptlings wohnen. Im Inneren sieht es — wie in allen Indianerwohnungen — wie in einer Zigeunerwirtschaft aus. Säcke, Kisten, Töpfe, Kleidungsstücke füllen die Winkel aus und dekorieren die Wände. In den Säcken und Kisten befinden sich Meskitebohnen, Mais und Weizen. An einer Wand hängen die Sandalen und die Waffen des Häuptlings, bestehend aus Lanze, Keule, Bogen, Pfeil und einem Revolver.

Auffallend war die Thür in der Hütte des Häuptlings, welche mit einem Vorhängeschloß versperrt werden konnte. Das war ein Protest gegen Gütergemeinschaft mit der ärmeren Sippschaft. Die Schwelle besteht aus einer Tafel, auf welcher in englischer Sprache die Worte: „Geheiligt. Dem Gedächtnisse eines unbekannten Freiwilligen" stehen. Einst zierte diese Tafel ein Grab auf dem Militärkirchhofe, in dem ein unbekannter Soldat ruhte, der vielleicht in einem Kampfe gegen die wilden Apatschen sein Leben verlor. Der Tod gleicht alles aus; über sein Denkmal schreitet jetzt der Häuptling der gezähmten Feinde.

Nahe dem Eingange befindet sich im Sande der Herd, auf dem eine thönerne Kanne mit Kaffee brodelte, der bereits halb übergekocht war.

Der Häuptling war nicht zu Hause. Seine Gattin hockte im Sande und formte aus Thon eine Puppe. Vor ihr lag auf Knien und Ellbogen eine gesprächige Nachbarin. Auf dem Steckbette war der Jüngste aufgeschnürt und schrie aus Leibeskräften um Befreiung, während die nächstfolgenden Sprößlinge nackt im Sande spielten und die Hütte in Staub

einhüllten. Im Kunsteifer hatte die Frau Häuptlingin weder das Überlaufen des Kaffees, noch das Schreien des Säuglings oder den Unfug der älteren Jungen bemerkt. Kunst und Wirtschaft lassen sich auch im indianischen Hauswesen nur schwer vereinigen.



Geschminkte Juma-Indianerinnen.

Während ich einige Fragen an die „Damen" richtete, erschien der Häuptling, die Axt auf der Schulter, auf der Stirn Perlen von Schweiß. Der Fürst der Jumas hatte Holz gefällt. Er begrüßte mich mit Händedruck und „chott!" (Wohlsein); dann warf er die Axt in die Ecke, entledigte sich der lästigen Kleidung und richtete an seine Frau die Frage, ob das Essen fertig wäre. Tout comme chez nous!

Erst jetzt erinnerte sich die Künstlerin wieder an den Kaffeetopf. Sie goß von dem trüben Tranke etwas in einen thönernen Becher, riß von einem Brote ein gutes Stück ab und reichte beides dem hohen Gemahl. Dann gab sie auch dem Säugling, was ihm gebührt, und verwies die älteren Knaben. Der Häuptling kniete in den Sand und nahm seine Mahlzeit.

Bald darauf erschienen ein paar Freunde des Häuptlings. Sie brachten gleichfalls großen Durst mit. Die Frau Häuptlingin stampfte einige Mesquitebohnen im Mörser, schüttete das Mehl in eine Theeschale und goß Wasser darüber. Das ist das Bier (i-já u-cháhrk) der Jumas. Das Getränk ist schmackhaft und süßlich. Ein einziger Becher diente als Trinkgefäß. Ohne Ceremonien nahm jeder nach der Reihe den Becher zur Hand. Dann streckten sich alle auf einer Kattundecke aus, die über den Sand gebreitet worden. Man plauderte eine Weile über den weißen Gast. Auch die Frauen nahmen teil am Gespräche. Später unterhielt ich mich nur mit dem Häuptling. Die beiden Indianer summten inzwischen ein Lied zur Begleitung des Rasselinstrumentes und die Frauen setzten ihren Klatsch fort.

Von dieser Zeit an wurde ich ein häufiger Besucher in den Indianerquartieren, namentlich bei meinem Hauslehrer und dem Häuptling. Hier verbrachte ich manche Stunde mit ihnen, im Sande hockend oder liegend, und lauschte dem Gespräche und Gesange der Indianer. Ih-pá unterrichtete mich über alle besonderen Vorgänge im Orte, und ich nahm teil an ihren nächtlichen Versammlungen, an ihren Spielen, an zahlreichen Leichenverbrennungen und andern Ereignissen.

Von unserer pedantischen uhrgenauen Einteilung der Tagesarbeit haben die Indianer keinen Begriff. Man arbeitet, wenn es etwas zu thun giebt oder kein Vorrat im Hause ist. Man schläft, wenn man müde ist, und steht auf, wenn man nicht mehr schlafen kann. Man ißt und trinkt, sobald das Bedürfnis dafür und Stoff, es zu befriedigen, vorhanden ist. Häufig bereiteten sich die Frauen allein ein Mahl, wenn die Männer abwesend waren, und diese aßen dann allein nach ihrer Rückkehr. — Die Hauptnahrung der Juma-Mochawen sind die Bohnen des Meskite (spanisch und englisch Mesquite, botanisch Prosopis dulcis und Prosopis odorata), eines akazienartigen Baumes und Strauches, der reichlich im Südwesten von Nordamerika gedeiht und keiner Pflege bedarf.* Dieser Baum ist der Ernährer der Indianer. Er liefert ihnen in den Früchten als Bohnen oder Mehl Nahrung, mit Wasser vermischt ein erquickendes Getränk. Das harte Holz erzeugt ihnen Licht und Feuerung, das Harz einen Gummi- und Farbe-, die Borke einen Gerbstoff. Der krumme, viel verzweigte Baum wird bis neun Meter hoch, ist dornig und trägt am Stengel gegenüberstehende Blättchen. Von Ende März bis Mai trägt er feine duftende Blütchen, im Juni und Juli reifen die Früchte. Die eine Art (Prosopis dulcis) hat längliche grüne Bohnen, die getrocknet gelblich sind und im Geschmack dem Johannisbrot etwas gleichen; die andere Art (Prosopis odorata) trägt schraubenförmige Bohnen, welche getrocknet eine braune Farbe



Juma-Indianerin (tättowiert) mit Korbschüssel.

* Die Juma-Mochawen bezeichnen die Meskite mit „a-máhl“, die Bohne mit „i-já“, das heißt auch zugleich „Mund“.

haben. Aus den frischen Bohnen bereitet man einen Brei, aus den getrockneten ein Mehl.

Die Juma-Mochawen betreiben auch etwas Ackerbau. Im Frühjahr (April bis Juni) überschwemmt der Colorado das flache Ufer und bewässert, wie der Nil, das angrenzende Land. Vorher verbrennen die Indianer auf diesem Gebiet das Unkraut und Gebüsch, um damit zu düngen. Im Sommer läuft das Wasser wieder ab. Dann graben die Indianer mit einem zugespitzten krummen Stock kleine Löcher in die Erde und werfen dahinein die Samen von Mais, Weizen, Bohnen oder Melonen. Die Maisernte findet im Oktober statt.

Neben dieser Pflanzenkost essen die Juma-Mochawen auch Fische und in neuerer Zeit auch Rindfleisch. Milch, Hühner und Eier sind noch immer verpönt, ebenso Pferdefleisch, das nur sehr wenige genießen.

Die Speisen, welche aus Suppen, Breien und Gebäcken bestehen, werden alle ohne Salz bereitet. Die Indianer essen jedoch das Salz roh. Fisch- und Rindfleisch wird in der Sonne getrocknet und so aufbewahrt.

Ein sehr beliebtes Gebäck ist der ungesäuerte Maiskuchen, die Lieblingsspeise der Mexikaner (Tortillas). Er besteht aus gekochtem Mais, welcher zermalmt und, nachdem der Teig mit der Hand zu flachen runden Scheiben geformt, im heißen Sande oder in der Asche gebacken wird.

Das Geschirr der Jumas besteht noch immer größtenteils aus Thon. Der Thon wird mit einem linsenförmigen handgroßen Steine und mit einer Holzkelle bearbeitet. Als Vorbild für die Gefäße dienen die Formen der verschiedenen Kürbisarten — Kürbisschalen werden noch jetzt als Gefäße benutzt. Eine große Schüssel wird so kunstvoll aus Bast und Weidenholz geflochten, daß sie vollständig wasserdicht ist. Die Jumas verfertigen diese Schüsselkörbe jedoch nicht, sondern tauschen sie von den Merikopas ein.

Die Mahlzeit wird vor dem Topfe im Sande kniend und hockend oder auch im Stehen eingenommen. Als Gabel und Löffel dienen die Finger; zum Zerschneiden bedient man sich jetzt unserer Messer.

Unter dem übrigen Hausgerät nimmt das Steckbett (ihu-máhr ä-ßik-kuiß) für den Säugling die hervorragendste Stelle ein. Dasselbe besteht aus einem gabelförmigen Weidengestell mit leiterförmigen Sprossen. Darauf wird eine Unterlage von Baststreifen gelegt. Am Kopfende wird eine runde oder ovale Krempe aus Weidengeflecht unter die Unterlage gesteckt, welche mit Federn verziert ist. Der Säugling wird fest auf die Bastunterlage gebunden und sein Kopf unter die Krempe gesteckt. Ein Netz, aus zusammengedrehten Bastfasern geknüpft, dient als Wiege und als Kleiderschrank.

Die Stellung der Frau ist zwar bei den Juma-Mochawen keine gleichberechtigte, aber dennoch keine sklavische, wie vielfach behauptet worden. Die Frau wird nicht erkauft, sondern „sie folgt dem Manne ihrer Wahl“ und kann ihn bei schlechter Behandlung verlassen, zur Sippschaft zurückkehren und einen anderen „Lebensgefährten“ wählen.

Minnen und Heiraten geschieht bei den Jumas und Mochawen in recht naturwüchsiger Weise. Der Verkehr zwischen Jünglingen und Jungfrauen ist unbeschränkt. Die Heiratsfähigkeit der Mädchen wird bei den Jumas durch die Hautpunktierung des Kinnes angezeigt (wie bei uns durch die langen Kleider). Bei den Mochawen geschieht dies in noch auffälligerer Weise.

Die jungen Leute treffen sich in Hütte und Flur, bei Versammlungen, Spielen und Festen. Da spazieren Jüngling und Jungfrau Hand in Hand, wie bei uns auf dem Lande. Man neckt sich, scherzt, spielt „Greifen“, ringt sich, drückt die Hände, bis man mit oder ohne Absicht verliebt ist. Der Jüngling beweist auch hier seine Neigung durch kleine Aufmerksamkeiten. Er kauft der Geliebten in Yuma Zuckerwerk, Früchte, Armbänder

oder Perlenkragen. Ist es ihm gelungen, durch süße Worte oder Geschenke ihr Herz zu gewinnen, so macht sie ihm den Antrag. Eine solche indianische Liebeserklärung ist so kurz und bündig, daß ich sie hier in den Worten, die mir der biedere „Pfeil" mitgeteilt, nach der Übersetzung des Dolmetschers wiedergeben kann. Eine Erläuterung ist überflüssig.

Sie: Njahr! (Ich liebe dich!)

Er: Chott! (Gut!)

Sie: Kenn-jähm me-bútt-ßemm me-wa-úhm? (Wann kommst du zu mir?)

Er: Tíhn-jahm e-wa-úm! (Ich werde diese Nacht kommen!)

Das Liebespaar bedarf weder der Einwilligung der Eltern, noch irgend anderer Bestätigungen. Die Folgeleistung der freundlichen Einladung genügt. Das Necken der Eltern und Freunde, die das Ereignis erfahren, sorgt für öffentliche Bekanntmachung.

Die Neuvermählten bauen sich dann bei der Sippe des Mannes (oder der Frau) eine Hütte und pflanzen im Sommer Mais und Melonen. Zur ersten Ernte werden Freunde und Verwandte eingeladen — das ist der Hochzeitsschmaus der Juma-Mochawen. Eine beliebte Zeit für den Abschluß der Ehe ist die Zeit des Meskitebohnen-Erntefestes und des Neujahrsfestes. Mädchen heiraten mitunter schon mit dreizehn, Jünglinge selten unter achtzehn Jahren.

Vielweiberei ist zwar bei den Juma-Mochawen gestattet; aber nur wenige machen von dieser Freiheit Gebrauch — wie mir eine ehrliche Rothaut anvertraute — der Kostspieligkeit und des lieben Friedens wegen. Die erste Frau hat das Recht, um ihren Gatten zu kämpfen und ihn sich, in des Wortes verwegenster Bedeutung, zurückzuerobern.

Einem solchen Zweikampfe um den Besitz des Mannes wohnte ich im Frühjahr einmal bei. Ein Indianer hatte eine neue Geliebte ins Haus genommen. Die erste Besitzerin seines Herzens — Mutter von vier Kindern — empörte sich gegen diese Vermehrung des Haushaltes und forderte die aufdringliche Lebensgefährtin zum Duell mit Keulen heraus. Begleitet von einer Schar Neugieriger, die es an spöttischen und höhnischen Bemerkungen nicht fehlen ließ, begaben sich die beiden Gattinnen auf den nahen Sandhügel, schlugen sich erst mit den scharfen Keulen herum und gingen dann in ein „haarsträubendes" Tete-a-tete über. Nachdem sich die erste Frau genügend von der Schlagfertigkeit und Anziehungskraft ihrer Nachfolgerin überzeugt hatte, bat sie um Einstellung der Feindseligkeiten und lief mit blutendem Arme und zerrauften Haaren jammernd davon. Sie verließ mit den Kindern die Hütte, ging zur Sippe zurück und tröstete sich damit, daß ihr treuloser Gatte in den „besten" Händen verblieb.

Unter den Spielen wird von den Indianern das Fußballspiel am meisten geübt. Dabei wird der Ball im Laufschritt mit den Zehen durch die Luft in möglichst weite Ferne geworfen. Wer ihn zuerst erreicht, schleudert ihn weiter bis zum Ziele — wer ihn zuerst dorthin wirft, hat gewonnen. Mit diesem Spiele pflegen sich auch die Läufer und Spione auf ihren weiten, einsamen Fußwanderungen zu unterhalten. Der Ball ist aus Holz geschnitzt.

Ein anderes Geschicklichkeitsspiel ist das Ringstechen (o-tóhr), welches von zwei Männern ausgeführt wird. Ein kleiner fester dicker Bastring (etwa 0,15 Meter im Durchmesser) wird von einem der Spieler voraus auf die Erde geworfen, so daß er weiterrollt. Jeder Spieler trägt eine über mannshohe Lanze (oder Stange); beide folgen zugleich im Laufschritt dem Ringe und suchen dann im Laufen die Lanze geschickt durch den fortlaufenden Ring zu werfen.

Ein originelles Scherzspiel, welches bei fast allen Apatschestämmen in Gebrauch, ist das Stäbchenraten (tó-to o-ßóhl-ji-buck). Das ist das Pharao der Indianer; damit verbringen die Apatsche-Lebemänner ihre Nächte, vergeuden ihr Vermögen und ihr Lebensglück. Als

Spielobjekte dienen vier schwarze und vier weiße kleine Stäbchen, als Spielmarken fünfzehn andere Stäbchen. Das Spiel wird von zwei gleichen Parteien vorgenommen (gewöhnlich jede aus vier Personen bestehend). Eine Partei nimmt die Stäbchen, jeder in eine Hand ein weißes, in die andere ein schwarzes; dann knien beide Parteien gegenüber, und unter komischen Bewegungen und Gesang muß ein jeder von der Gegenpartei raten, in welcher Hand sich das weiße und das schwarze Stäbchen seines Gegenübers befindet.

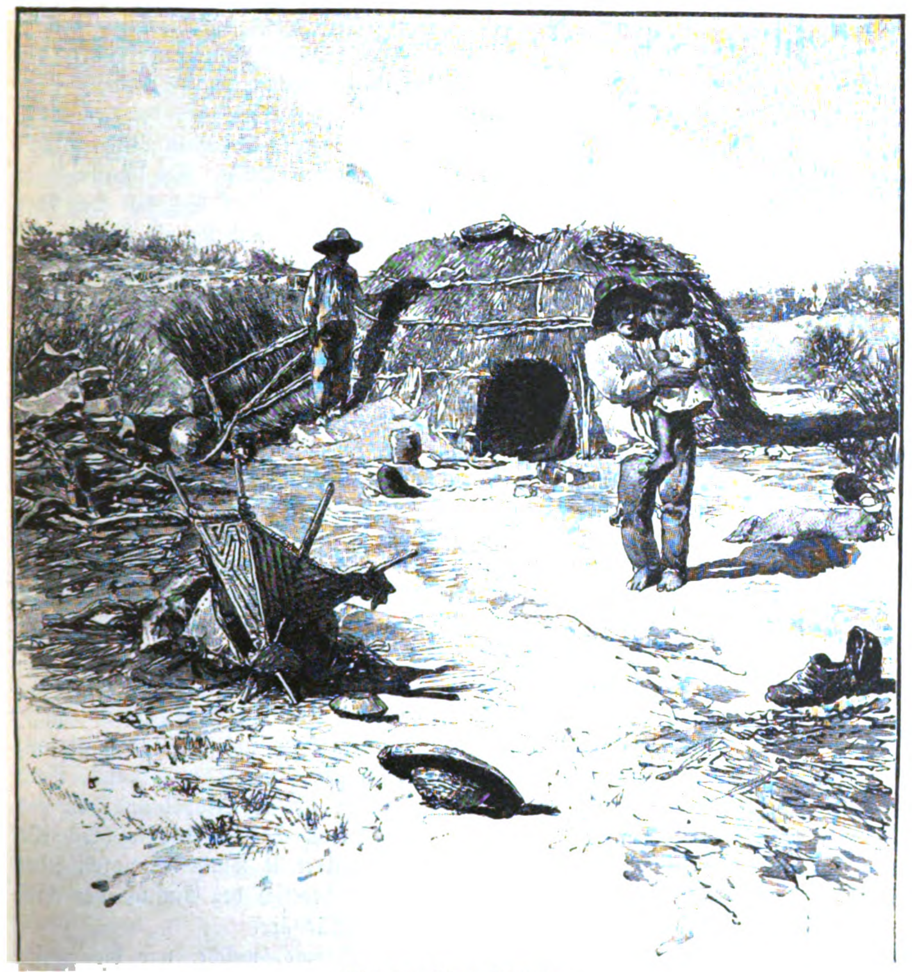
Eine Reihe von allgemeinen Festen giebt alljährlich Gelegenheit zu öffentlichen Versammlungen und Lustbarkeiten, die mit verschiedenen Spielen, Gesängen, Ceremonien und gemeinschaftlichem Schmaus und Lager gefeiert werden. Die Hauptfeste sind das Neujahrsfest (téhn=ji=i máttsk, das heißt Jubeltanz) nach der Sommersonnenwende, das Toten-Opferfest (kerr=úck) im Herbst und das Meskitebohnen=Erntefest (cha=tßáhk) im Monat Juni. Auch die Ernte der Melonen und des Maises bietet Gelegenheit zu vielen vergnügten Tagen. Dabei zeigt der sonst so würdige und ernste Indianer, was für ein ausgelassener humorvoller Wicht er sein kann.

Zu den Spielereien gehören auch noch die kindischen Kunstversuche der Apatschen in Malerei und Bildnerei, Musik, Gesang und Tanz. Alle diese Künste stecken noch — wie diese Indianer selbst — in den Windeln.



Hütten der Apatschen auf der Reservation der Weißen Berge.

Die Jumas formen aus Thon rohe



Hütte der Pima-Indianer.

Puppen und Büsten (Ahnen) in großer Realistik. Die Malerei dient nur zur Verzierung von Thongefäßen, Puppen, Büsten, Waffen u. s. w. Bei den Juma-Mochawen sind besonders dreieckige und zackige Figuren beliebt, oder rohe Nachahmungen von Federn. Als Pinsel dient ein Stückchen zusammengedrehte Baumwolle, unter den Farben ist rotbraun die gewöhnlichste. Die Apatschen bemalen auch Felsen.

Das einzige Musikinstrument der Jumas ist die Rassel, ein mit Steinen gefüllter Flaschenkürbis, mit dem sie ihre Gesänge begleiten. Die Mochawen und andere Apatschen verfertigen auch eine Rohrpfeife. Der Gesang ist schleppend, eintönig, besonders bei ernsteren Liedern (Totenfestgesang); diese erinnerten mich an Weisen, die ich in Neapel und Sicilien und von den Marokkanern gehört hatte — oder auch an alte Kirchenliturgien. Der Tanz besteht nur aus einem polonaisenartigen Hin- und Herschreiten, wobei hin und wieder in grotesker Weise mit den Beinen „gezappelt" wird. Neuerdings haben sie sich sogar bis zum pantomimischen Schauspiele erhoben.

Die Wissenschaft der Apatschen verliert sich in Glauben und Aberglauben. Alles, was ihnen unbegreiflich erscheint — und das ist beinahe alles —, wird

dem großen Welt- oder Erdgeiste zugeschrieben.

Die flache Erde — entgegen Galilei — bewegt sich bei ihnen nicht; Himmel und Sterne ziehen als Wandelpanorama um die Erde. Die Veränderungen der Gestirne am Himmel konnten ihrer Beobachtung nicht entgehen. Aus der Stellung der Sonne (nja) schätzen sie die Tageszeit. Sie teilen den Tag vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne in fünf Teile, die besondere Namen führen. In der Nacht schätzen sie die Zeit aus der Stellung gewisser Sterne (große Bär). Der wechselnde Mond (chéll-a) teilt das Jahr (ma-dáhmß) in zwölf Monate, welche nach gewissen Naturereignissen benannt werden, namentlich nach dem Gedeihen der Meskitebohnen und des Maises oder dem Verlauf der Überschwemmung. Das Jahr beginnt mit dem Neumonde nach der Sommersonnenwende. Tage und Jahre zu zählen, ist ein noch ungefühltes Bedürfnis für ein Volk, dem die Zeit noch kein Geld ist.

Von einer Religion in unserem Sinne kann weder bei den Juma-Mochawen, noch bei den meisten Apatschen gesprochen werden. Sie haben weder Gottesdienst noch Götzen — obgleich Schriftsteller und selbst Bewohner von Yuma häufig davon fabeln. Die Ahnenbilder beim Totenfeste haben die Veranlassung dazu gegeben. Sie wissen durchaus nichts von Anrufung und sagen keine Gebete her. Sie glauben jedoch, daß es einen schaffenden Geist (Gott) giebt, welcher die Welterscheinungen hervorbringt; diesen nennen sie Weltgeist, Ko-ko-mát. Er ist ein mächtiger Schatten, der in oder auch über der Erde wohnt. Er regiert das ganze Weltall, ist allwissend und allgegenwärtig. Er leitet auch das Geschick der Menschen und offenbart sich einigen Auserwählten in Träumen. Wer aber weiß, was an diesem Glauben ursprünglich ist?

Auserwählte sind die Priester und Gelehrten der Apatschen; sie sind ihre Propheten, welche die Menschen mit der Gottheit (Mutter Natur) verbinden. Die Propheten heißen Kuiß-ä säh; sie genießen großes Vertrauen bei der Menge und verkehren in Träumen mit dem Weltgeiste und den Toten. Sie können in die Zukunft blicken, das Schicksal der Menschen erträumen und Kranke heilen. Die letztere Eigenschaft hat ihnen die englische unpassende Bezeichnung medicine-man eingetragen, obgleich sie mehr Wahrsager als Quacksalber sind. Die Kuiß-ä säh wirken vornehmlich durch geheimnisvolles Blasen, Saugen und Kneten des Körpers, verordnen wohl auch Fasten (das Hauptheilmittel der Indianer) und Bäder, aber nur selten gewisse Pflanzenmittel. Der Wahrsager wird für seine Hilfe nur belohnt, wenn er erfolgreich ist; mißlingen seine Kuren mehrmals, dann wird er als Betrüger und Mörder mit der Keule hingerichtet.

Die Hellseher oder Propheten haben auch dem Volke gewisse Offenbarungen über Schöpfung und Weltkunde gemacht. Die Sagen, welche mir durch Herrn Zollamtsvorsteher Trippel und den Hellseher Kwall-chóck ko-róh-a (Schnelles Boot) mitgeteilt wurden, zeigten jedoch schon zu deutlich den Einfluß der christlichen Missionäre.

Die Jumas, welche, wie die meisten Apatschen, Feuerbestatter sind, glauben auch an eine Auferstehung der Toten und an ein Jenseits. Die Beobachtung, daß nach Entzündung des Holzstoßes Rauch hervorsteigt, hat die Veranlassung dazu gegeben. Sie stellen sich die Auferstandenen daher als Rauch oder Schatten vor. Da der Rauch in die Lüfte steigt und sich auf den fernen Bergen (als Wolke) niederläßt, so ist auch das Jenseits in der Luft oder auf den Bergen. Die Phantasie der träumerischen Hellseher hat jenes „unbekannte Reich“ (Kopla-páll) mit lieblichen Bildern ausgeschmückt und es zu einem Schlaraffenlande oder Paradiese gestaltet. Fast jeder Berg und jede Höhle auf der Yuma- und Mochawe-Reservation wird irgend einem

Toten, insbesondere den Häuptlingen, als Wohnort zugeschrieben.

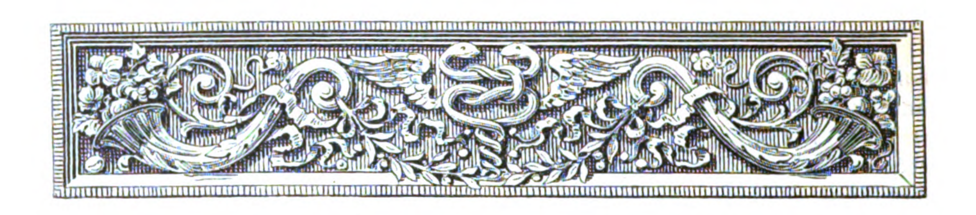
Die Feuerbestattung findet unmittelbar nach dem Abscheiden statt. Nachdem der Prophet die Leiche mit seinem geheimnisvollen Anhauchen und Kneten vorbereitet hat, wird dieselbe in baumwollene Decken fest eingehüllt und dann hinaus zum Holzstoße getragen.

Die männlichen Stammgenossen haben inzwischen eine schmale muldenförmige Öffnung gegraben. Diese wird mit trockenen Zweigen und Sträuchern bedeckt und mit starken Pfählen von trockenem Weidenholze so eingefaßt, daß das Kopfende doppelt so hoch wie das Fußende ist. Dazwischen werden trockene Weidenstämme aufgehäuft, die ebenfalls ein muldenförmiges Bett bilden, auf welches die Leiche gelegt wird. Während die Angehörigen weinen, schluchzen und klagen, stimmt die Menge ein lautes gleichförmiges Gejammer an, welches fast wie ein Kanon klingt. Bei angesehenen Persönlichkeiten werden Reden gehalten. Nach und nach wird die ganze Habe des Verstorbenen ins Feuer geworfen, und die Leidtragenden opfern auch noch einen Teil ihrer Kleidung den Flammen. Nach ihrem Glauben braucht nämlich der Tote auch im Jenseits all seine Habseligkeiten, und es gilt als ein Zeichen der Liebe und Trauer, ihn noch mit anderen Gaben zu beschenken. Da der Tote selbst nur Rauch oder Schatten ist, so können ihm diese Gegenstände auch nur in derselben Gestalt nützlich sein. Seine Kleidung, seine Speisevorräte, sein Kochgeschirr, seine Waffen, ja sogar sein Vieh wird geopfert und endlich auch seine Hütte. Während der Verbrennung pflegt der Prophet den nächsten Verwandten das Haar zu verschneiden — als Zeichen der Trauer. Wenn die Mittel es erlauben, werden alljährlich nach der Maisernte im Herbste den Toten ähnliche Opfer dargebracht, das heißt es werden unter feierlichen und eigenartigen Ceremonien Feldfrüchte, eine Hütte, Waffen, Kleidungsstücke u. s. w. als Rauch ins Jenseits geschickt.

Dieser Glaube ist der Ruin des Volkes; er bannt sie an den Bettelstab und verhindert mehr als andere Umstände den gedeihlichen Fortschritt der Apatschen. Das Begräbnis eines wohlhabenden Mannes verschlingt Hunderte von Dollars an zerstreuten Gütern, um die seine armen Hinterbliebenen betrogen werden.

Dem Charakter und den Fähigkeiten nach sind die Juma- und Mochawe-Apatschen sicherlich kulturfähig. Das einst unbändige Völkchen hat sich einer Regierung und Gesetzen unterworfen; die urwüchsige Lebensweise in Bezug auf Kleidung und Verpflegung verschwindet ebenfalls; auch die Hütten werden größer und zahlreicher. Mit dem Erwerb und der Arbeit erweist sich auch der Kommunismus als unpassend. Die Juma und Mochawen sorgen für ihren eigenen Unterhalt; sie erhalten keine Unterstützung von der Regierung — weil sie schon so lange friedfertig sind. Die Weißen, mit denen sie verkehren, sind leider wenig geeignet, ihre Sitten und Gebräuche zu kultivieren. Abenteurer, rohe Bergleute, Spieler, selbstsüchtige Krämer und noch schlechteres Gesindel bilden größtenteils die Kulturbevölkerung von Yuma und den nächstliegenden Ortschaften. Die Garnison hat sich erfolgreich darum bemüht, den Begriff weiblicher Tugend zu zerstören und viele Eltern und Ehegatten zu Kupplern gemacht. Auch die Liebe zum Whisky ist durch sie eingeführt worden, mehr noch bei Frauen als bei Männern.

Ein schnelles Aufblühen der Juma- und Mochawe-Indianer ist aus diesen Gründen und ihres Aberglaubens wegen ausgeschlossen. Aber daran liegt ja auch den Yankees gar nichts — im Gegenteil! — sie wollen sich gar keine Konkurrenten in Handel und Erwerb erziehen.



Volksmedizin und Kurpfuscherei.

Ein Beitrag zur Geschichte derselben

von

G. Wolzendorff.



Die Geschichte der wissenschaftlichen Medizin und des ärztlichen Standes in Deutschland beginnt mit Karl dem Großen.* An Stelle der alten heidnischen Götter war der Gott der Christen getreten und mit ihm waren neue Priester und neue Sitten in das Land gezogen. Vieles übertrug man aus dem alten Kultus in den neuen und verschmolz beide auf geschickte Art. Auch darin folgte man der alten Weise, daß die christlichen Geistlichen gleich den Heidenpriestern sich der Heilkunst bemächtigten. Auf zahlreichen, von Karl errichteten Klosterschulen — Fulda, Corvey, Minden, Paderborn u. a. — wurden unter dem Titel Physica allerlei medizinische Dinge gelehrt, und die hohe kulturgeschichtliche Bedeutung der Klöster als Erhalter und Überlieferer der Wissenschaften bewährte sich auch an der Medizin, insofern als etwa mit Beginn des zweiten Jahrtausends die Mönche sich daranmachten, die Schriften des Hippokrates, Galen u. a. zu übersetzen und nach Deutschland zu verpflanzen. Indessen abgesehen von wenigen, haben die geistlichen Ärzte des Mittelalters praktisch Gutes nicht geleistet, weil das medizinische Wissen derselben von vornherein teils von kirchlichem Beiwerk, teils von Wunderglauben und Sterndeuterei stark durchsetzt und später immer mehr von denselben überwuchert wurde. „Die Pfaffen" — sagt Möhsen* — „drängten sich zu den Kranken und suchten die Anrufung der Heiligen, ihre Fürbitten und Reliquien, die geweihten Kerzen, die Messen, Gelübde zu Stiftungen und Opfern und andere dergleichen fromme Beutelschneidereien geltend zu machen." Ganz besonders schlimm aber stand es um die Chirurgie, weil wegen des Verbotes seitens der Kirche — ecclesia abhorret sanguinem — die vornehmeren und gelehrteren Kleriker die Beschäftigung von der Hand wiesen. Diejenigen aber, welche trotz des Verbotes Chirurgie trieben, verstanden von derselben so viel „wie der Balgtreter vom Orgelspiel". Erst im Jahre 1238 wurde durch Friedrich II. der Grund zu einem weltlichen Stande wissenschaftlich gebildeter Ärzte gelegt, und nun erst fängt die Heilkunde an, auf den Hochschulen von Bologna, Padua, Montpellier und Paris als freie Wissenschaft gelehrt zu werden. Einstweilen freilich blieben auch die Universitätslehrer noch Kleriker, denen nach wie vor die Chirurgie untersagt war, bis 1271 mehrere Wundärzte in Paris als Laien ein collegium chirurgicum bildeten, welches gleiche Rechte mit dem der

* Die nachstehenden Untersuchungen erstrecken sich nur auf die deutsche Chirurgie bis zum achtzehnten Jahrhundert.

* Geschichte der Wissenschaften ꝛc. 1781.

magistri in physica erhielt. Was Deutschland betrifft, so nahmen die an den Universitäten gebildeten Physici wohl angesehene und einträgliche Stellungen ein, aber mit Chirurgie befaßten sich noch im fünfzehnten Jahrhundert außerordentlich wenige.

Im Verlaufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts entwickelt sich nun ein neuer, bisher in Deutschland nicht dagewesener Stand, der der Bader und Scherer, ähnlich wie sich in unseren Tagen der Stand der Masseure entwickelt hat. Mit dem Aussatze zugleich führten nämlich die Kreuzfahrer die Sitte des Badens in Deutschland ein, eine Sitte, welche ebenso zum Heile der Seele wie zur Gesundheit des Leibes diente. Zwar hatten die heidnischen Deutschen für das Baden in Flüssen und Seen eine große Vorliebe, aber damit stehen die mittelalterlichen Badestuben nicht im Zusammenhange. „Seelbäder" hießen diese zuerst in Klöstern errichteten Stuben, in denen die Kranken und wegmüden Pilger gebadet, gelabt und, nach Bedarf, auch geschröpft oder zur Ader gelassen wurden — alles zum Seelenheil des Stifters. Sehr bald erkannte man allgemein den gesundheitlichen Wert der Bäder und schuf allerorts öffentliche Badstuben. Mit den Bädern aber verbreiteten sich die Bader.

Etwa um diese Zeit kam auch die Sitte des Bartscherens auf, welcher ebenfalls gesundheitliche Rücksichten zu Grunde lagen. Das damals neu erwachte Streben nach Reinlichkeit mußte sich notwendig auch gegen die langen, meist ungepflegten, schmutzstarrenden Bärte wenden. Wie die Nonne beim Einkleiden ihres Haarschmuckes verlustig ging, so wurde der Ritter beim Eintritt in den Orden feierlichst geschoren. Auch den Geistlichen wurde das Barttragen verboten, freilich vorerst mit geringem Erfolge, denn diese Herren wollten von ihrer männlichen Zierde nicht lassen, und es bedurfte der Beschlüsse mancher Konzilien, ehe der Widerstand gebrochen wurde. Immerhin verbreitete sich mehr und mehr die Sitte des Bartscherens und mit ihr verbreiteten sich die Scherer. Beiden, Badern wie Scherern, fällt die niedere Chirurgie zu, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil niemand sonst bereit war, sie auszuüben. Der Unterschied zwischen beiden ist der, daß die Bader nur ein bis zwei, die Scherer drei Becken aushängen durften; daß den Scherern außer den beiden gemeinsamen Funktionen (Scheren, Schröpfen, Aderlassen, Behandlung von wiederaufgebrochenen Schäden, von Knochenbrüchen und Verrenkungen) gestattet war, auch frische Wunden zu behandeln, den Badern aber nicht — so wenigstens wird es noch 1668 durch Kaiser Leopold I. festgesetzt.

Ursprünglich verwendeten die Laien in Deutschland zum Bartscheren meist Wenden (die Geistlichen benutzten von jeher dienende Brüder), weil bei diesen das Bartscheren schon vordem Sitte gewesen und sie daher mit dieser Beschäftigung vertraut waren. Wenden waren aber Unfreie, Unehrliche, und die Zünfte der Handwerker liebten nicht, daß wendische Knechte aufgenommen wurden. Dieses Verhalten der Zünfte einerseits und andererseits die Geringschätzung, mit welcher die Kleriker die Wundarznei behandelten, waren die wesentlichen Ursachen des Druckes, unter welchem Bader und Scherer zu leiden hatten. Sie gehörten zu den Unehrlichen, und doch verdanken wir diesem verachteten Stande so viel, denn aus ihm allein gehen alle jene hochachtbaren und verdienstvollen Männer hervor, welche bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein die deutsche Chirurgie schufen und zu Ehren brachten. Schon im Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Kaiser Wenzel das Baderhandwerk rein und ehrlich gesprochen, aber erfolglos. Erst durch Reichsgesetz vom Jahre 1584 wurde verboten, Bader und Barbierer fernerhin von den ehrlichen Handwerken auszuschließen. Mindestens von dieser Zeit an waren beide zünftig; in einigen Städten und Ländern

schon früher. Wie es jetzt noch mit den Apotheken geschieht, so wurde damals für jeden Ort eine bestimmte Zahl von Bade- und Barbierstuben vorgeschrieben, welche ohne Zustimmung der Zunft, beziehungsweise ohne behördliche Genehmigung nicht überschritten werden durfte. Da nun aber auf der anderen Seite Quacksalber und Kräutermänner, Steinschneider und Wundärzte in Menge ein unstätes Wanderleben führten, so kamen sie den angesessenen, zünftigen Badern und Scherern fortwährend ins Gehege; sie „pfuschten ihnen in das Handwerk“. Die Zünftigen ließen sich das natürlich nicht gefallen, und so entbrannte alsbald ein äußerst heftiger Kampf zwischen diesen und den „Pfuschern, Einläufern und Unterschleifern“ oder wie die Schmeichelnamen alle heißen, mit denen man sie belegte. Obwohl nun die Behörden auf Seite der Zünfte standen und diese durch einschlägige Gesetze zu schützen suchten, so trieben doch jene „leichtfertigen Landstrotzer und Wettermacherinnen ihre Büberei und Vermessenheit nicht ohne vieler Menschen Verderben und Untergang“ ruhig weiter; der Kampf dauerte Jahrhunderte hindurch und dauert, wennschon in veränderter Gestalt, auch heute noch fort. Ganz besonders verdrießlich war es für die Zünftigen, daß Fürsten und Herren vielfach „solche Buben und Schwarzkünstler“ erfahrenen Ärzten vorzogen. Empirici, Versuchsärzte, das heißt solche, „welche nur die Erfahrung zu ihrer Lehrmeisterin machten“, nannten die Wundärzte jene fahrenden Kollegen, jene Stein- und Bruchschneider, jene Quacksalber vielfacher Art, welche immer und immer wieder den Zorn jener erregen. „Es ist die Verachtung der Chirurgie so weit gekommen“ — sagt Peter Uffenbach* —, „daß auch die allerverruchtesten Personen sich in dieselbige einschleichen, sintemalen fast kein Scharfrichter auch auf den allergeringsten Märkten und Flecken gefunden wird, der sich derselbigen nicht unterfängt.“ „Maßen denn heutigen Tags“ — heißt es bei Josef Schmidt* — „ein jeder fauler Schlingel, Leutbetrüger, Landstreicher, ja, eine jede alte Vettel allerhand gefährliche Krankheiten und Gebrechen zu heilen sich unterstehen und den Namen eines Arztes haben wollen.“ Auch Johann von Muralt** eifert gegen die Quacksalber, Bullendoktoren, Spiegelschauer und Marktschreier, deren Recipe ein Decipe,

Deren Fürschrift und Recept
Voller Trug und Lügen klebt.

Indessen dieses in der Hitze des Kampfes und der kräftigen Sprache der Zeit hingeworfene Urteil über die Pfuscher bedarf doch einer gewissen Einschränkung. Während die Zünftigen die Pfuscher mit Steinen warfen, vergaßen sie ganz, daß sie selbst in einem Glashause saßen. Sie hätten zunächst bedenken sollen, daß der bei weitem größte Teil der Wundärzte nach mehr als einer Richtung hin viel zu wünschen übrig ließ. Schon die angehenden Wundärzte gaben zu manchen Klagen Anlaß: statt sich der Anatomie zu befleißigen, brachten sie die Zeit hin mit Spielen auf Instrumenten, sie lasen den Eulenspiegel und den Amadis, waren dem Wein und allerlei bösen Dingen ergeben und belustigten sich mit unnützen Händeln. Auch später setzten viele diese Weise fort. „Während sie prahlend ihre Künste rühmen, sitzen sie Tag und Nacht beim Wein und Bier und füllen sich wie die Schweine. Wie aber“ — sagt Felix Würtz*** — „soll ein voller Wundarzt eine Wunde beschauen, wenn er nichts oder alles doppelt siehet?“ — Auf Schritt und Tritt begegnen wir den Klagen besserer Wundärzte über die Unwissenheit und Roheit ihrer Kollegen. „Sintemal“ — sagt Mercker — „die tägliche Erfahrung bezeuget, daß vieler Wundärzt Hand und Band nichts anderes ist, denn heften, binden, schnüren, schennen, etzen, brennen,

* Officina aurea des Joh. Andreas vom Kreuze. Deutsch von Peter Uffenbach. Frankfurt 1607.

* Examen chirurgicum. Augsburg 1660.
** Schriften von der Wundarznei. Basel 1691.
*** Practica der Wundarznei. Basel 1595, 1612.

schneiden, hacken, hawen, zwacken, schaben, kratzen, zausen mausen, zopfen ropfen, rütteln schütteln, murren schnurren, erkühlen erhitzen, erschwitzen samt anderen unbarmherzigen Stücken, dadurch viele Menschen lagerhaftig gemacht und dem Tod zeitlich zugeführt werden." Fabricius* erzählt folgende Geschichte: „Ein Tischler Joh. Kießling in Bern hatte einen Schuß in die Seiten, doch nur mit bloßem Pulver ohne Kugel empfangen und ist ihm davon die Haut bis auf die Rippen zerrissen worden. Als ein Barbier berufen, der der Anatomie unerfahren, als er die entblößte Rippe gesehen, hat er dieselbige mit der Zang ergriffen, und sie mit Gewalt heraußer zu ziehen sich unterstanden, denn er hat sich selbst beredt, es wär ein Stück vom Ladstecken. Als er den Kranken also geplagt, ist einer seiner Nachbarn zugelaufen, welcher ob zwar der Arznei nicht berichtet, jedoch in dem Krieg erfahren, welcher auch in den Feldlägern etlich Mal umb die Verwundeten gewesen. Derselbige hat, wie billig, den Barbier ausgelacht und gescholten, auch zurückgetrieben; er aber hat ihn das erste Mal verbunden."

Thatsächlich waren die Zustände derartige, daß die zünftigen Wundärzte alle Ursache hatten, im eigenen Hause Umschau zu halten. Das Sonderbarste aber ist, daß sie gerade von dem nicht frei waren, was sie anderen vorwarfen. Der Franziskaner Pater Berthold, ein bekannter Prediger des dreizehnten Jahrhunderts, teilt nach dem Vorbilde der himmlischen Chöre die Menschen in zehn Klassen. Dabei läßt er „alle die mit erznei umbgent" hinter Schmieden, Schneidern, Händlern und Bauern in der sechsten Klasse folgen. Als schlimmste Sorte aber erscheinen die, welche nur mit der Wunde Bescheid wissen und sich doch der inneren Kunst annehmen.** So war es schon im dreizehnten Jahrhundert und so blieb es bis in das achtzehnte Jahrhundert. Nicht Gesetze und Strafen, nicht Tadel und Hohn der Medici vermochten die Wundärzte abzuhalten, immer und immer wieder in die innere Medizin zu pfuschen.

Wenn Haeser in der Einleitung zu Pfolsprundts* Bündth-Ertznei sagt: „Zur Zeit Friedrichs II., also im dreizehnten Jahrhundert, gestaltet sich allmählich eine von dem Kreise der eigentlichen Chirurgie völlig losgetrennte empirische Arzneikunst" — so verhält es sich in Wirklichkeit gerade umgekehrt. Auch in Deutschland, wie überall, ging der wissenschaftlichen Medizin seit unermeßlich langer Zeit eine volkstümliche, rein empirische Heilkunde voraus. Das gilt insonderheit auch für die Wundarznei. Diese volkstümliche Heilkunst pflanzte sich fort durch mündliche Überlieferung, sowie Lieder und Sagen, wie Sitten und Gebräuche sich fortgepflanzt haben von Geschlecht zu Geschlecht. „Von Vätern ist's gekommen, zu Söhnen geht es fort."** Leider giebt uns die chirurgische Fachlitteratur mit Ausnahme der Bündth-Ertznei über das, was **vor** ihr war, fast keinerlei Aufschluß. Es bleibt uns daher nur übrig, uns an die Dichter und Geschichtschreiber zu wenden, welche, wie die des Altertums, uns glücklicherweise manche wertvolle Mitteilung überliefern. Durch sie wissen wir, daß die Medizin der germanischen Völker eine durchaus volkstümliche war: Segensprüche und Runenzeichen heilten Krankheit und Wunden, stillten das Blut, nahmen die Schmerzen und halfen Gebärenden. Odins Runenlied weiß eines, „des alle bedürfen, die heilkundig heißen".

Astrunen kenne,
Wenn du Arzt sein willst
Und Wunden wissen zu heilen.
In die Rinde ritze sie
Und das Reis am Baum,

* Guilhelmi Fabricii Hildani Opera omnia. Francof. 1646. Deutsch von Friedrich Greiffen, 1652.

** Vogt, Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter. 1876.

* Buch der Bündth-Ertznei von Heinrich von Pfolsprundt. 1460.

** Mit diesen Worten schenkt Eirik Gauer die Heimskringla seinem Sohne.

Wo ostwärts die Äste sich neigen.
Bergrunen schneide,
Wenn du bergen willst
Und lösen willst die Frucht der Frauen.
(Lied von Sigurdrifa.)

Heilkräftige Kräuter, auf geheimnisvolle Weise gesammelt, wurden als Angehenke um Hals und Brust getragen; heilkräftig auch sind das Feuer, gewisse Steine und mancherlei Teile des Tieres.

Feuer hebt Krankheit,
Eiche Verhärtung,
Ähre Vergiftung,
Hundsbiß heilt Hundshaar.
Gesottene Schweinsleber benimmt den Schmerz.
(Loddfafnirs Lied.)

Nur die Seelen der im Kampfe Erschlagenen oder sonst auf gewaltsame Weise Gestorbenen wurden von Walkyren hin nach Walhall geleitet. Der Tod durch Krankheit, Alter oder Siechtum erschien als ein unrühmliches Ende. Denn Strohtod ist „Herrschern des Nordens nicht Ehr". Wem der Schlachttod nicht vergönnt war, der ließ sich „für Odin zeichnen", wie die Frithjofssage vom alten König Ring erzählt:

Nun schnitt er ehrlich
Runen für Oden,
Todesrunen tief auf die Brust und den Arm.

Diesen Auffassungen entsprechend war von einer Behandlung innerer Krankheiten kaum die Rede; ausgezeichnet dagegen sind die von der Edda gegebenen diätetischen Vorschriften:

Lang immer zum Becher,
Doch leer ihn mit Maß.
Sprich gut, oder schweige —
Niemand wird es
Ein Laster nennen,
Wenn du früh zur Ruhe fährst.

Aber:

Der gierige Schlemmer,
Der der Zucht vergißt,
Schlingt sich schwere Krankheit an —

und mit kräftiger Geißelung fügt des Hohen Lied hinzu:

Selbst die Herden wissen,
Wann zur Heimkehr Zeit ist,
Und gehen vom Grase willig —
Der Unkluge kennt allein nicht
Seines Magens Maß.

Es tadelt ferner alle nutzlose Hast, Sorge und Unruhe, so daß wir selbst in jenem kräftigen Zeitalter bereits die Spuren der heutigen Nervosität erkennen:

Unweiser Mann durchwacht die Nächte
Und sorgt um alle Sachen, matt nur ist er,
Wenn der Morgen kommt; der Jammer bleibt,
wie er war.

Neben den Priestern sind es in erster Linie weise Frauen, welche die Heilkunst üben. Einsame Felsen sind die Lieblingssitze derselben, und daher mag es wohl kommen, daß die Wallfahrt auf den Hyfiaberg Genesung bringt, denn

Er ist Heilung und Trost
Nun lange der Lahmen und Siechen;
Gesund ward jede,
Wie verjährt war das Übel,
Die seine Spitze bestieg.
(Lied von Fiolswidr.)

Notlösende Nornen halfen den Müttern in schwerer Stunde; und als Borgny nicht gebären konnte, stand Oddrun ihr bei,

Die da gelobt hat,
Hilfe zu bringen
Allen Gebärenden.
(Oddruns Klage.)

Aber Frauen wußten nicht bloß um die Heilkraft der Kräuter, nicht bloß um die Hilfe für Gebärende, nein, „auch Wunden binden konnte ihre linde, weiche Hand am besten". Tacitus (cap. VIII) berichtet: ad matres, ad conjuges vulnera ferunt, nec illæ numerare aut exsugere plagas pavent ciboque et hortamina pugnantibus gestant — und im Gudrunliede heißt es:

daz wate arzât wære von einem wilden wîbe,

und an den verwundeten König Hagen wird die Frage gerichtet:

helt, mac daz geschehen?
ob iuch des niht betrâget, iuch wolde gerne sehen
iuver schœniu tohter, diu junge küniginne
diu wolde iu helfen binden iuwer wunden, hêtet ir'z ze minne.

Aber auch an heilkundigen Männern fehlt es nicht. Die Edelsten des Volkes sind zugleich die Tapfersten, und sie wissen, gleich den Helden von Troja, nicht bloß Wunden zu schlagen, sondern auch zu heilen: Wate, der vielmære, gefrumete (half) manigen recken an dem lîbe. Als Hagen und Wate zu Wâleis in der

marke aufeinander stießen, schlug Hagen Waten den viel künen, daz us dem helme ran . das bluot von siner wunden. dô kuolden nu die winde . es war gên âbunde. Aber Wate vergalt den grimmen Schlag und hieb auf den König, daß im gebrast des tages vor den ougen. Da legte Wate seine Waffen ab, nahm in die Hand eine gute Wurzel und eine Büchse, da war Pflaster inne, und verband sich selbst seine Wunde. Hilde aber, die schöne Königin, wirft sich ihm zu Füßen und bittet:

Wate, lieber friunt, nere (rette) den vater mîn
und hilf sinen recken, die da ligent in der molden,
und wer dîner künste, die dâ mînen vater helfen wolden.

So gehen sie zum König, der aber

wolde sîne wunden diu kint niht sehen lân.
die wurden im gebunden . ûf hôher hiez er gân
die edelen juncfrouwen . Wate gâhte sêre
wie er den künic heilte, daz diu maget weinde dô niht mêre.

Do er die erzenîe, wurze und krût genôz,
er wart der sorgen frîe nâch sînem schaden grôz
als er bestrich mit phlâster des künic Hagenen wunden,
sîn tohter gienc hin wiedere . dô vant siu ir vater wol gesunden.

Das Nibelungenlied kennt weder Priester- noch Frauenärzte; weder Könige noch Helden läßt es die Heilkunst üben. Wohl aber erzählt es, wie Gernot und Hagen nach dem Sachsenkampfe Sorge tragen, daz man diu wunden bære. Sendboten melden dem Könige Gunther in Worms, daß man der verschwunden wol ahzec (80) rossebæren brâchte in der Burgunden Land, und der König ordnet an, daß alles geschehe, was zum Unterkommen und zur Pflege der Verwundeten erforderlich ist: man brâhte si ze ruowe und schuof in guot gemach, den wunden man gebettet viel güetlichen sach. Absichtlich legte der König die Siegesfeier sechs Wochen später, weil er annahm, daß bis dahin maneger geheilet der nu vil sêre wunder lit. Und als die Tage der hôchgezîte kamen, die ê dâ wunde lâgen, die sach man für gân: si wolden kurzwîlen mit dez küniges man.

Ganz ähnlich schildert Michel Behaim* das Geschick der Verwundeten nach der Schlacht bei Seckingen im Jahre 1461. Fürsten, Grafen, Ritter und Knechte blieben in großer Zahl auf der Walstatt,

dazu waren auch unter diesen vinden manch wunder
mancher mit weiten wunden tief
nach bycht, priestern und erzten rief.

Die beiden verwundeten Herren von Metz und Baden brachte man in das Haus des Dr. Munsinger; die übrigen Verwundeten wurden gent, farend, rytend nach Heidelberg geführt und in die Herbergen verteilt, „etlichen gab man zu ir ertzt“. Alle wurden gut gehalten, und wenn

derselben etwan mancher starb
etlicher in der stadt verdarb —
doch keiner pflegen halben
gebruchs meissel und salben.

Bemerkenswert ist, daß das Nibelungenlied den Heilkundigen reichen Lohn zu teil werden läßt, denn

Die erzenie kunden, den bôt man grôzen solt,
silber âne wage, darzu daz liehte golt.
daz si die helde nerten nâch des strîtes nôt —

während das Gudrunlied sich mit Bezug auf Wate so ausdrückt:

Der erzenie meister vil unmüezik wart,
solde er guot verdienen in grôzer herevart,
sô kunden'z olbende (Kamele) niht von stat getragen.

Wate, der vilmære, übt die Kunst wie die homerischen Helden nur „nebenbei“, und er selbst sagt, ich bin arzât niht; das Nibelungenlied dagegen scheint berufsmäßige Heilkünstler im Auge zu haben. Leider schweigt dasselbe ganz über die eigentliche Wundbehandlung, so daß wir in dieser Beziehung auf die nordischen Sagen allein angewiesen sind. Aus ihnen erfahren wir, daß die tapferen Nordmannen starken Blutungen gegenüber machtlos waren. In der Schlacht mit Eiriks Söhnen (963) ward König

* Quellen zur bayerischen Geschichte (Behaim von Eithart Arzât), 1863.

Hakon der Gute von einem Pfeil in den Arm (handlegg), oben in der Maus, unter der Achsel getroffen: „König Hakon ging da hinaus auf sein Skeid (Schiff), ließ dann verbinden seine Wunde, aber dort rann so gewaltiges Blut, daß es nicht konnte gestillt werden. Aber als der Tag verging, da ward dem König ohnmächtig. Da sagt er seinen Mannen, daß er will nordwärts fahren nach Alrekstadir, zu seinem Hof. Aber als sie kamen nordwärts nach Hakonarhella, da legten sie dort an, und war da der König nahe dem Lebenslasse. Da rief er zu sich seine Freunde und sagt ihnen die Verordnung, die er will machen über das Reich. — Kurz darauf entatmete König Hakon dort auf dem Klippfelsen, wo er war geboren worden."* — Die Sage König Olafs erzählt, wie Thórmódr, Hofdichter des Königs, in der Schlacht bei Stiklastad, 1030, von einem Pfeil in die linke Seite getroffen wurde. Er brach den Schaft ab, verließ das Schlachtfeld und begab sich zu den Häusern, wo viele Verwundete waren. Bei ihnen befand sich eine Frau, welche deren Wunden verband. Da brannte ein Feuer auf dem Estrich, bei welchem sie etwas Wasser wärmte, um damit die Wunden zu reinigen. Als die Heilkünstlerin ihm ins Gesicht sah und sagte: Dieser Mann ist sehr bleich. Woher kommt das? da sang Thórmódr:

Die Frau ist verwundert, daß ich so bleich bin;
Wenig verschönt die Wunde. Pfeilregen traf mich, Weib,
Das biegsame Erz, geschleudert mit Macht, durchflog mich.
Ich glaub, das gefährliche Erz hat nah am Herzen schwer mich verletzt.

Da antwortete sie: Laß mich deine Wunde sehen. Ich will sie zu heilen suchen. Thórmódr setzte sich nieder und legte seine Kleider ab. Als sie seine Wunden betrachtete und diejenige untersuchte, die er in der Seite hatte, fand sie, daß ein Eisen in dieser feststeckte, aber wußte nicht, wohin die Spitze desselben sich gewendet. Sie hatte da Verschiedenes in einen Steinkessel zusammengethan, einen Haufen Lauch und andere Kräuter, und kochte das zusammen und gab es den Verwundeten zu essen, indem sie dadurch untersuchte, ob deren Wunden bis in den Leib gingen. Darauf nahm sie einen Spenni-taung und wollte das Eisen ausziehen, aber das saß fest und ließ sich nicht bewegen. Es stand übrigens nur wenig aus der Wunde heraus, denn diese war geschwollen. Da sagte Thórmódr: Schneide ins Fleisch bis auf das Eisen, so daß du es mit der Zange fassen kannst und dann gieb sie mir und laß mich ziehen. Sie that, wie er befahl. Dann zog er an der Zange und zog mit raschem Zuge das Eisen aus der Wunde. Es war zackig, und Fleischfetzen vom Herzen hingen daran, einige rot, andere weiß. Als er dies sah, sagte er: Der König hat uns gut genährt, denn meine Herzwurzeln sind fett. Danach sank er um und war tot.*

Jon Murt, der Sohn Snorris, erhielt, als er abends betrunken nach Hause kam, von seinem Diener Olaf einen Beilhieb gegen den Kopf. Die Wunde schien anfangs nicht gefährlich, aber Jon schonte sich nicht, nahm zu reichlich Bäder und Wein, und das schadete ihm. Da trat Entzündung ein, die Wunde brach wieder auf, und das ward endlich sein Tod. (Leben Snorri Sturlusons XXVI.) Aber nicht bloß von der Behandlung und Beurteilung der Wunden, sondern auch von anderen chirurgischen Dingen wissen die Sagen und Lieder; so kennt die Edda den Gebrauch des Glüheisens bei Geschwüren, denn im anderen Gudrunliede heißt es:

Ich brenne dir bald
ein böses Geschwür aus.

Weiß, und nach ihm Knorr, hat durch eine große Zahl von Beispielen gezeigt, daß bei den nordischen Völkern die Wund-

* Heimskringla, Saga Hakonar Goda; übersetzt von Wachter 1836.

* Citiert nach Knorr: Entwickelung und Gestaltung des Heeres-Sanitätswesens. 1880.

arznei von Laien (Fürsten, Kriegern, Frauen) betrieben wurde. Aus dem Uplands Gesetz geht indessen mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß bereits die heidnische Zeit Berufsärzte hatte, welche das Recht der Ausübung ihrer Kunst durch eine Prüfung erwerben mußten. Allerdings treten in den Sagen diese Berufsärzte sehr zurück, so daß Weiß deren nur zwei mit Namen anzuführen vermag: die Hilldigunnur Läknirinn (Ärztin) und den Thorgeir Steinson; immerhin erscheint ihr Vorhandensein kaum zweifelhaft. Wir haben uns dieselben als Empiriker vorzustellen, deren Wissen und Können sich von dem der heilkundigen Nichtärzte nur der Masse, nicht dem Wesen nach unterschied. Es waren im eigentlichen Sinne Volksärzte, welche die im Laufe der Zeiten durch Überlieferung angehäuften Kenntnisse und Fertigkeiten in sich vereinigten und berufsmäßig verwerteten.

Diese volkstümliche Heilkunst konnte nicht verloren gehen und ging nicht verloren; sie bestand auch damals noch, als Bader und Scherer ihren Einzug in Deutschland hielten. Die Kirche aber war der Volksmedizin gar wenig hold, weil diese größtenteils aus dem Heidentum hervorgegangen und eng mit demselben verbunden war. In dem Maße nun, als Aber- und Wunderglaube an Herrschaft gewannen, in dem Maße wandelte sich die altehrwürdige Volksmedizin mit ihren heiligen Bräuchen und ihrer thatkräftigen Hilfe um in eine schemenhafte, abergläubisch-mystische. Dieser unter dem mächtigen Drucke der Kirche sich vollziehende Niedergang macht sich besonders fühlbar in der Wundarznei. Daher denn auch die zahlreichen Beispiele gänzlichen Verlassenseins und völliger Hilflosigkeit der Verwundeten jener Zeit. Ich erinnere nur an die Geschichte des Markgrafen Otto mit dem Pfeil: im Jahre 1279 wurde derselbe vor Staßfurt am Kopfe verwundet, und ein Jahr lang trug er den Pfeil mit sich herum, bis er von selbst abfiel.

Als Herzog Kasimir von Pommern — erzählt Möhsen — bei der Belagerung Königsbergs i. d. M. einen Pfeilschuß erhielt, ließ er sich nach Stettin bringen to einem kloken Arzte.

O Arzte, leve Arzte myn,
Kan se wol wunden helen?
Ik hebbe der Borge und Stedde so veel
Sie scholen dy werden tho Dehlen.
Un als he tho dem Arzte quam,
Syn Lewen nam een Ende.

Matthias Corvinus suchte vier Jahre vergeblich nach einem Wundarzte, bis es ihm durch große Versprechungen gelang, Hans von Dockenburg zu gewinnen, der ihn behandelte und heilte, wie solches von Hieronymus Braunschweig* ausführlich berichtet wird. — Bezeichnend auch ist eine Stelle aus Peter dem Suchenwirt,** II. Gesang, Ellerbach der Junge:

do dult er grozze not
durch ere, smertzen unde laid,
daz man noch seid die pheile snaid
auz îm mit manigem scharfen snit
und vleisches praten auch da mit.

Bis zum fünfzehnten Jahrhundert ist die Wundarznei nur in geringem Maße auf die Wundärzte bezw. Ärzte übergegangen; sie befindet sich zum größten Teil in den Händen von Nichtärzten, welche noch auf Jahrhunderte hinaus in Wirksamkeit bleiben und die zünftige Chirurgie mächtig beeinflussen.

Zunächst sind es Leute aus dem Volke: Jäger, Hirten, Schäfer, alte Weiber und andere, welche die Kunst, der herrschenden Geistesrichtung entsprechend, in abergläubischer Weise betreiben. „Beneben den unerfahrenen Landbetrügern, Henkersbuben und anderen ihresgleichen, finden sich derer, welche Wunden und äußere Schäden mit allerlei Segen, geweihtem Wasser, Waffensalben zc. zu heilen sich unterstehen, in solch unermeßlicher Zahl, daß ich fast so viel Zungen als Haare auf dem Kopf bedürfte, derselbigen Künste sämmtlich zu erzählen. Etliche sprechen, die Bein, Fischgrät oder was etwa im Hals

* Dis ist das buch der Cirurgia. Straßburg 1539.
** ed. A. Primisser 1827.

stecken blieben, herauszubringen, diese Worte: ‚Gleich wie Christus den Lazarus von den Todten auferwecket und aus dem Grabe herausgebracht, und gleich wie der große ungeheure Walfisch den Jonam am dritten Tage wiederum von sich speiete, also gebiete du, heiliger Blasi, daß dieses Bein diesem guten Freund aus dem Halse hinwegkommt und entweder über sich hinaussteige oder von unten hinabweiche.‘" — Nach Chauliacs Einteilung besteht die fünfte Sekte der Empirici aus unwissenden Mönchen, alten Weibern und dergleichen, welche sich auf den Schutz der Heiligen verlassen und durch Segensprüche und Beschwörungen heilen. Thatsächlich war und blieb das Stillen des Blutes und das Heilen der Wunden durch Besprechen ein durchaus volkstümliches Verfahren. Manche dieser Blut- und Wundsegen klingen an heidnische Vorstellungen an, wie: „Sprach Jungfer Hille, Blut stand stille" — andere wieder sind rein christlichen Inhaltes, wie: „O Gott, der immer ewig ist, der du der Menschen Trost bist, ich gebiete dir Blut, daß du stille stehest, wie die Menschen am jüngsten Tage müssen stille stehen, die nicht nach Gottes Willen haben gethan. Amen." Ebenso allgemein war das Übertragen von Krankheiten auf Tiere und Pflanzen, wie:

Holleraſt heb dich auf,
Rotlauf setz dich drauf,
Ich hab dich einen Tag,
Hab du es Jahr und Tag.

Ferner die Anwendung der Sympathie; das Behexen und Bezaubern; die Schwertsegen, das Festmachen und anderes.

Alle die hier nur angedeuteten Künste gehen fast unverändert in die wissenschaftliche Medizin über, und so mächtig erweist sich ihr Einfall, daß nunmehr die abergläubische Volksmedizin einen großen Teil der gesamten Therapie ausmacht. Nicht bloß Bader und Scherer und die große Masse der ungelehrten Wundärzte, nein, die besten Chirurgen beteiligen sich an diesem Affentanze. Das, was heute uns lächerlich und schier unbegreiflich erscheint, hielt die ausgezeichnetsten Männer mehrere Jahrhunderte befangen.* Das ganze ärztliche Denken und Handeln war durch abergläubische Vorstellungen und Rücksichten irregeleitet und eingezwängt. Alle chirurgischen Eingriffe richteten sich nach den Zeichen des Himmels, „denn wenn man mit Instrumenten wirken und curiren will, soll man acht haben auf böse Aspecten des Himmels und der Planeten, auf gute, bequeme Zeit, Zeichen, Stunden und Tage. Sintemal auch der Prediger Salomon des gedenket und saget am dritten Capitel: ein jegliches Ding hat seine Zeit und alles Fürnehmen unter dem Himmel seine Stunde." (Bartisch v. Königsbrück, Augendienst 1583.)

Zur Stillung des Blutes, sagt Paracelsus, mag man sich der Wirkung des Firmamentischen, so durch Worte geschehen, in Nöten wohl bedienen. Sunt quidam characteres ad hanc remefficaces. COM✝ simul fiat et tertio dicatur. Pulverisierter Menschenschädel (cranium humanum pulveratum), Mumia, die aus den balsamierten Leichen träufelnde Flüssigkeit (noch heute ist Mumienstaub ein Geheimmittel) und das Moos von Totenköpfen, vorzugsweise von Schädeln Erhängter, gehörten zu den berühmtesten Arcana.

Die Extraktion der Geschosse suchte man durch etliche Paternoster oder Ave Maria zu bewirken; aber auch geröstete Krebse standen in hohem Ansehen, „denn wie der Krebs hinter sich kreucht, also gehet der Pfeil aus der Wunde."

Bei der Behandlung frischer Wunden ist das vorzüglichste Mittel die Waffensalbe, unguentum armarium, mit welcher nicht die Wunde, sondern die Waffe, welche die Wunde hervorgebracht hat, verbunden wurde. Die Wunde selbst wurde unterdessen täglich mit Wasser oder Wein gereinigt und mit einem sauberen Läppchen bedeckt. Purmann beklagt in seinem

* Dr. Wolzendorff, Der Aber- und Wunderglaube in der Chirurgie ꝛc. B. Kl. W.

„Lorbeerkranze", dem weitaus verbreitetsten Handbuche des siebzehnten Jahrhunderts — „daß viele aus Unverstand und wider die tägliche Erfahrung diese Salbe für Teufelsdreck und Zauberei halten." Im Mai 1674 übernachtete er mit zwei Fremden in einem Städtchen nahe bei Halberstadt. In der Nacht fiel einer der Fremden, welche wacker gezecht hatten, auf ein Hirschgeweih und trieb sich eine Zacke desselben in den Leib. Purmann wurde gerufen, stillte das Blut und verband das Geweih mit der Waffensalbe. Am anderen Tage reisten die Fremden weiter; Purmann aber zog mit dem Geweih gen Halberstadt und verband es dort vier Wochen lang mit Sorgfalt. Die Wunde heilte rasch und ohne Schmerzen. — Auch im Felde bediente sich Purmann der Waffensalbe: der Kapitän v. Bär wurde 1676 vor Stettin durch eine Glasgranate verwundet, und da an den Glassplittern wenig Blut haften blieb, so machte Purmann einen hölzernen Spatel in dem Schaden blutig, „und diesen habe ich" — erzählt er in der Chirurgia curiosa — „mit der Salben fleißig um den anderen Tag vorgeschriebener Maßen verbunden; ist auch dergestalt die Cur mit ihm glücklich abgelaufen, daß, als ich ihn 14 Tage hernach besuchet, der Schaden mehrentheils zugeheilet, ob er schon unter der Zeit täglich ein reines Tüchlein darauf und ein Binden darüber geleget." Das Geheimnis lag offenbar darin, daß bei dieser einfachen Behandlung die Wunden besser heilten als bei der sonst üblichen Anwendung von Pflastern, Meißeln und Salben. Es ging wie bei der Behandlung mit Weihwasser: nicht die Weihe that's, sondern das Wasser.

Der Waffensalbe sehr nahe steht das sympathetische Pulver, welches zur Stillung des Blutes ebenso geschickt war wie zur Heilung der Wunden. Die gewöhnlichste Anwendungsweise war die, das Blut des Verwundeten in ein Tüchlein aufzufangen, dasselbe mit Pulver zu bestreuen und an einem mäßig warmen Orte aufzubewahren. Jüngken und Purmann wählten hierzu die Hosentaschen, und das war sehr rücksichtsvoll, denn der Verwundete mußte Hitze und Kälte erdulden, je nachdem das Tuch sich an einem heißen oder kalten Orte befand.

Das Bahrrecht, die cruentatio cadaverum, das Bluten der Leiche des Ermordeten, wenn der Mörder ihr naht, ist eine uralte volkstümliche Auffassung, die schon das Nibelungenlied kennt:

> Daz ist ein michel wunder, vil dicke es noch geschiht,
> swâ man den mortmeilen bî dem tôten siht,
> sô bluotent im die wunden —

und so geschah es, als Hagen an die im Münster zu Worms aufgebahrte Leiche Siegfrieds herantrat. Die Ärzte führten die Erscheinung auf Sympathie zurück oder erklären sie für ein Wunder; wenige nur leugnen die cruentatio cadaverum, oder versuchen, ihr eine natürliche Deutung zu geben.

Auch auf künstliche Nasen dehnte sich der Einfluß der Sympathie aus, insofern die aus der Haut eines Menschen gebildete Nase das körperliche Befinden dieses teilte und so ihrem Träger häufig nicht geringe Verdrießlichkeiten bereitete. Pfeizer entnimmt dem thesaurus rerum admirandarum folgende Erzählung: Ein Edelmann ließ sich aus dem Arme eines seiner Knechte eine neue Nase machen; alles ging nach Wunsch; als aber der Knecht drei Jahre später erkrankte, „empfande der Edelmann, wiewohl abwesend, eben zu solcher Zeit nicht geringe Schmerzen an seiner Nasen, welche er nicht ersinnen kunnte, woher solche kommen müssten, bis der Knecht die Schuld der Natur bezahlete, da denn zugleich die Nase des Edelmannes mit ersturbe, und ihrem ersten Herrn im Tode Gesellschaft leistete, mit großem Wehklagen des Edelmannes."

Amulette wurden namentlich zum Schutze gegen die Pest auch von Ärzten allgemein getragen. In der Behandlung der Pestbeulen machen die wunderbar-

sten Dinge einander den Rang streitig. Schwoll eine aufgelegte trockene Kröte an, so zog sie das Gift in sich; schwoll sie nicht an, so war es ein böses Zeichen. Ein anderes Mittel war, Hühnern die Federn aus dem Hinterteil zu rupfen, denselben mit Salz zu bestreuen und das Huhn mit nacktem Steiß auf den Bubo zu setzen; starb dasselbe, so hatte es das Gift aufgenommen. Dieses Mittel ist aber Purmann doch zu stark; denn — sagt er — die Hühner starben nicht, ob man sie gleich einen halben Tag darauf hielte.

Wie seltsam die Erwägungen waren, welche die Wahl der Mittel bestimmte, zeigt unter anderen die Anpreisung des Gänsefettes gegen Frostschäden, ein Mittel, dessen Nutzen sich klar ex signatura et proprietate rerum ergiebt: „denn nicht leicht erfrieret eine Gans die Füße, ob sie gleich stetigs im kalten Wasser ist und auf dem Eise wandelt und spazieren gehet.“ Ganz allgemein nahmen die Ärzte an, daß eine Reihe von Krankheiten und Gebrechen durch Zauberei hervorgebracht werde, „denn wer kann alle Bösheit, so gewisse verteufelte Leute ersinnen und ausüben, genugsam beschreiben, welche alle dahin gehen, wie sie aufs äußerste die Menschen plagen und martern.“ Indessen so vielgestaltig die Wege der Zauberei, so vielfältig waren auch die Gegenmittel; es galt mit List wider List das Richtige zu finden. Eine sehr beliebte Art, jemanden zu bezaubern, war die, ein Wachsbild zu formen, demselben Nadeln und Dornen in die Glieder zu stoßen und es dann unter die Schwelle dessen zu vergraben, an den es gerichtet war. Auf ähnliche Weise wurden aber auch Gebrechen geheilt, und Professor König in Basel erzählt in den Ephemerides, er habe einen Hirten gesehen, welcher mit einem homunculus ex cera die merkwürdigsten Kuren verrichtete und einen ungeheuren Zulauf hatte. Ja — heißt es nach König — ich möchte wohl einen Eid schwören, dieser Mann hatte in der Natur mehr erfahren als vierundzwanzig hochgeschlitzte Medicastri.*

Noch manches „Stück“ könnte ich erzählen, aber das Beigebrachte, meine ich, beweist genugsam, daß die Chirurgie, mehr als ihr gut war, volkstümliche Auffassungen und Mittel annahm und verwertete. Genau so that die innere Medizin. Indessen das Volk verstand nicht bloß Segensprüche und Zauberformeln; nein, auch anderes konnten die zünftigen Chirurgen von ihm lernen. „In meiner ersten Jugend“ — erzählt Felix Würtz — „war ich dabei, daß einer eine Wunden, ein Finger lang, am vorderen Teil des Hauptes, nahe bei den Schläfen bekommen hat. Da sollte einer gesehen haben, wie der arm verwundete Mensch gemartert worden mit scharfen ätzenden Stücken, mit brennender Baumwolle, mit eisernen Kolben und anderen, so man ihm in die Wunde stieß. Alles umsonst und vergeblich, da sich das Blut davon ganz und gar nicht stillen wollen. Als alle Meister an demselbigen Patient, welchen sie unsäglicher Weise ohne alle Maaße gepeiniget hatten, daß es zum Erbarmen gewesen, und nicht wussten, wie der Sach ferners zu thun wäre, bereit, ihn Gott zu empfehlen, dieweil ihre Chirurgie nichts verfangen noch wirken wollen — kam letzlich ein altes Weib herfür, strich Harz auf ein Leder, legte erstlich einen Pfauenwisch in die Wunde und verbande ihn nachmals mit gemeldtem ihrem Pflaster. Davon gestunde das Blut und wurde dem Kranken geholfen. Ich, der ich selbige Zeit noch jung gewesen, hab mich, so wenig ich auch verstanden, für sie geschämet.“

Die ungeheure Not der Kreuzzüge bewirkte die Entstehung der geistlichen Ritter-

* Ἀνάθημα nannten die Griechen das metallene Bild, welches dem heilenden Gotte als Dankgeschenk geweiht wurde. Auch die heidnischen Deutschen brachten den Göttern solche Bilder dar, jedoch als Ausdruck des Wunsches dessen, der Heilung begehrte. Die christliche Kirche endlich gestaltete den heidnischen Brauch um in die fromme Sitte, wächserne oder metallene Glieder der wunderthätigen Muttergottes zu weihen.

orden, welche unter anderen auch die Aufgabe hatten, Krankenhäuser zu bauen und Kranke und Verwundete zu pflegen. Für die Krankenpflege eigens bestimmt waren die dienenden Brüder; aber auch die Ritter selbst lernten einander ihre Wunden verbinden (beaume de commandeur), und es ist gar keine Frage, daß infolge der fortwährenden Kriege sowohl dienende Brüder wie Ritter sich ein gewisses Maß chirurgischer Kenntnisse und Fertigkeiten aneigneten, namentlich das, was wir heute als „erste Hilfe" bezeichnen. Chauliac sagt denn auch ausdrücklich: Les chevaliers teutoniques s'étoient travestis en chirurgiens, car la IVème secte (der Empirici nämlich) est de tous les Gensdarmes ou chevaliers teutoniques et autres suivants la guerre, lesquels avec conjurations et breuvages, choux, huile, laine pansent toutes les plaies, se fondant sur cela que Dieu a mis sa vertu aux paroles, aux prières et aux herbes (cit. nach Möhsen). Wohl mag es auch bei diesen ritterlichen Heilkünstlern nicht an Sprüchen und Formeln gefehlt haben, aber so kluge, tapfere und gesunde Herren, wie beispielsweise die Brüder vom deutschen Hause, begnügten sich damit sicherlich nicht, sondern sorgten, daß ihre Wunden nebenbei auch ordentlich verbunden wurden. Zudem wissen wir, daß unter den Brüdern selbst tüchtige „Meister" sich befanden, wie Heinrich v. Pfolsprundt einer war, der seine Kunst wiederum zween Brüder seines Ordens „gruntlichen" gelehrt hat; gerade so wie einst Achilles den Patroklos unterrichtete. Die Bündth-Ertznei Pfolsprundts vom Jahre 1460 ist denn auch mindestens ebenso für Laien wie für Ärzte geschrieben und besteht in ihrem Kern aus der volkstümlichen Heilkunde. Das Buch handelt von der Behandlung der Wunden und äußeren Schäden; von Stillung des Blutes, vom Ausziehen der Pfeile, von Knochenbrüchen und ähnlichem; es kennt eine große Menge heilkräftiger Kräuter; beschreibt, wie Öle, Fette, Salben und Pflaster zu bereiten, wie welsche Nüsse, Quitten, Ingwer &c. einzumachen sind. Pfolsprundt kennt keinen einzigen Schriftsteller; all sein Wissen hat er durch mündliche Überlieferung von zahlreichen Meistern. Neben dieser mehr oder weniger volkstümlichen Wundarznei findet sich aber schon mancherlei fremdes, wissenschaftliches Beiwerk, wie: die Operation der Hasenscharte, die Rhinoplastik, die Kunst „einen schlafen machen" u. s. w.*

Ich wende mich nun zu der letzten Klasse der Pfuscher jener Zeit: zu den fahrenden Leuten, den Stein- und Bruchschneidern, den Marktschreiern und Quacksalbern aller Art. Die Geschichte dieser höchst merkwürdigen Menschenklasse reicht zurück bis in das klassische Altertum (Periodeuten), und die Ausläufer derselben lassen sich deutlich bis in die Gegenwart verfolgen („Bruch- und Bandwurmärzte"; Zahnärzte; ja auch wirkliche Ärzte). Möhsen bringt die Wanderärzte in Zusammenhang mit den Chirurgi vulgares, wie solche in Bologna und Padua gebildet und privilegiert wurden. Mag sein, daß derartige privilegierte Chirurgen auch durch deutsche Länder zogen, aber ihre Zahl ist verschwindend klein im Vergleiche zu der großen Masse der Herumziehenden. Übrigens bedurfte es auch solcher Vorbilder nicht. Die Wanderlust steckt im deutschen Blute, und das ganze Leben und Treiben der Circumforanei entsprach gar sehr dem Geschmacke der Zeit. — Wie maßvoll und fein nimmt sich die heutige Reklame aus gegenüber der wunderlichen Marktschreierei jener Jahrhunderte — und doch sind beide dasselbe, nur die Form ist eine andere. Wie so ein Wunderdoktor das Volk zu ergötzen und an sich zu ziehen

* Beiläufig sei bemerkt, daß in der Behandlung frischer Wunden ein Mittel die erste Rolle spielt, welches auch von der heutigen Chirurgie hoch geschätzt wird; das ist das Terpentin. In alle frischen Wunden, sie seien geschossen oder gehauen, wird warmes Terpentin gegossen; nur bei Kopf- und Knochenwunden wird anders verfahren: nimm eyn wysse fedder dy mache näss in dem warmen terpentin und zcewch jms durch dy wunden.

suchte, dafür nur **ein** Beispiel:* „Anno 1645 am Görlitz Jahrmarkt war so ein seltzamer Doktor auf dem Niedermarkt, welcher noch niemals dagewesen. Ein großer Wundarzt; waren mit zween Wagen ankommen, waren ihrer Zween, hatten Weiber und Kinder bei Jeremias Zachern im Losament, waren gar hübsche zween Herrn. Und der Eine kleidet sich alle Tage zu einem Narren, hat vom groben Trilicht eine lange Jacke, die ging bis über den arss, und die Hosen hingen bis auf die shu, waren sehr lang, und hat einen großen Hut, welchen er auf gar mancherlei Weise aufsetzte, und eine große Bammeltasche an der Seite und ein groß hiltzern Degen, und spielt die gantze Jahrmarktswoche alle Tage eine Weile, und gab so nerrisch Ding an, daß nicht zu sagen ist, redet einem zum Volke so trefflich große Lügen, welches er selber bekannte. Tanzte, hübte, und sprang und war ein trefflich dicker Mann, und wenn der rechte Herr kam, that er ihm immer nach mit worten und Werken und Minen, als vor Schimpf gegeneinander an, und der Narr schneid sich mit einem Messer, und er schnitt in Arm und hib sich mit einem Sabel nein, und säget mit einer Spansäg in Arm, daß viel Leut in Ohnmacht sanken, daß es so blutete: Und in 24 Stunden that er es wieder heilen; ob ihm sein Kunst Geheimniß, kann ich nit sagen.“ Angesichts dessen läßt sich nicht leugnen, daß die damalige Reklame mehr Witz erforderte und unterhaltender war als die immer gleichlautenden Annoncen, mit denen nun jahraus jahrein die Tagesblätter gefüllt werden. Damals gab es keine Zeitungen, und die Zünfte gestatteten sehr schwer, daß Fremde ansässig wurden, so blieb denn vielen nichts weiter übrig, als die Märkte zu beziehen. Die Geringschätzung aber, mit welcher wir jene wandernden Specialisten zu betrachten gewohnt sind, ist doch nicht so ganz berechtigt.

Zur Erfüllung meines Zweckes genügt es, nur der Stein- und Bruchschneider etwas eingehender zu gedenken. — Mit dem sogenannten Hippokratischen Eide, welcher den Ärzten den Steinschnitt verbot, ist das Schicksal desselben auf anderthalb tausend Jahre hinaus besiegelt. Einige Schriftsteller des Mittelalters wiederholen die von Celsus gegebene Beschreibung, andere schweigen darüber, andere endlich widerraten die Operation. Selbst Lanfranc, der berühmte Lehrer an der Chirurgenschule in Paris, wagt sich nicht an dieselbe; Chauliac allein scheint sie wirklich ausgeführt zu haben. Daß die Kleriker dieselbe ablehnten, versteht sich von selbst; sie wurde in Deutschland ganz ausschließlich von Steinschneidern geübt. Wer aber waren diese Leute, und von wem hatten sie diese schwierige Operation erlernt? Da wissen wir nun zunächst, daß dieselbe, als „Kunst“, Geheimnis einzelner Familien war, unter denen die von Norcia des größten Ruhmes genossen. Einer dieser Norciner verkaufte die Kunst an den Franzosen Germain Colot, der sie 1474 zum erstenmal, und zwar mit glücklichem Erfolge, ausführte. Dies geschah unter der Regierung Louis XI. Etwa hundert Jahre später lebte unter Heinrich II. Laurent Colot, der die Kunst mit großem Glücke übte und sie vererbte auf Kind und Kindeskind. Er bediente sich der Marianischen Methode (Methode der großen Gerätschaft), welche er von einem Italiener, Octavianus da Villa, erlernt hatte; sie blieb Geheimnis der Familie, bis Franz Colot dieselbe 1727 in der Schrift: Traité de l'opération de la taille öffentlich bekannt machte. Am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts endlich spielte der Steinschneider Jakob Baulot, bekannt unter seinem Mönchsnamen Frère Jacques, eine hervorragende Rolle; er hatte die Kunst (Seitensteinschnitt?) einem Circumforaneus abgesehen und übte sie später in aller Herren Ländern, namentlich auch in Paris unter Ludwig XIV. Die Chirurgen Duverney und Mery nahmen die

* Manuskript des Schulmeisters Wehlt zu Martersdorf bei Görlitz. Citiert nach Gründer, Geschichte der Chirurgie, 1865.

Methode an und verbesserten sie; später unterrichtete Frère Jacques den Holländer Rau in Amsterdam (geboren in Basel), der das Verfahren noch mehr vervollkommnete und der Chirurgie einverleibte.

In Deutschland scheint damals die Steinbildung ungleich häufiger gewesen zu sein, als sie es jetzt ist. Denn so nur ließe sich die ungeheure Menge von Steinschneidern erklären, welche bis zum siebzehnten Jahrhundert ihres Amtes meist als Circumforanei, als Wanderärzte walteten. Später gab es auch ansässige, selbst von Städten besoldete Lithotomi, unter denen Merk von Ulm einer der berühmtesten ist. Von ihm berichtet Horstius, daß er an die zweitausend Stein- bezw. Bruchschnitte ausgeführt habe. Die Wundärzte des siebzehnten Jahrhunderts waren eifrig bemüht, die Operation den Steinschneidern zu entreißen, aber das gelang ihnen doch nur in sehr beschränktem Maße. Um die Bedeutung der Steinschneider zu begreifen und zu würdigen, muß man sich die Lage der Steinkranken vergegenwärtigen. Die Leistungsunfähigkeit der gelehrten Medici wurde nur von ihrem Dünkel übertroffen. Da nun sehr wenige Wundärzte im stande waren, die Operation auszuführen, so blieb als letzte Hilfe nur der Steinschneider. Die Operation geschah ohne alle anatomischen Kenntnisse, durchaus mechanisch, so wie es einer dem anderen abgesehen hatte, aber meist mit außerordentlicher Geschwindigkeit. Ganz dasselbe gilt vom Bruchschnitt. Purmann* erzählt, der Lithotomus Schmaltz sei in diesem Schnitt und Unterknüpfen so fertig gewesen, „daß, wer nicht wohl Achtung darauf gab, aus Geschwindigkeit die besten Handgriffe übersahe; ja ich glaube, wenn allezeit Subjecte dagewesen, er diese Operation an 15 in einer Stunde verrichtet. Wiewohl, als ich dar gewesen, hat er solches in einer guten Stunde, da er sich wohl Zeit darzu genommen, an 6 Personen glücklich und wohl verrichtet."

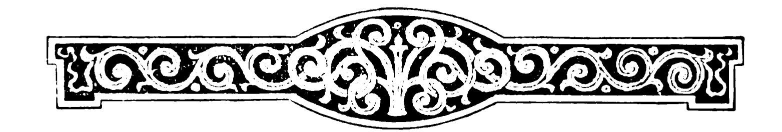
* Chirurgia curiosa 1699, 1716 p. 338.

Die Geschichte des Bruchschnittes ist wohl das dunkelste Kapitel in der Geschichte der Chirurgie; nicht als ob wir die Thatsachen nur schwer zu erkennen vermöchten, sondern weil diese Thatsachen höchst trauriger Natur sind. Bruchkranke gab es in erschrecklich großer Zahl und zwar besonders bei den ärmsten Klassen der Bevölkerung; und doch konnten gerade diese nichts weiter thun, als ihr Geschick tragen, das heißt die Brüche immer größer werden lassen, bis dieselben jede Bewegung und Beschäftigung unmöglich machten. Das ist gerade den Brüchen eigentümlich, daß sie in ihren schlimmsten Formen nur als Genossen des tiefsten socialen Elendes zu finden sind. Von den Ärzten hatten die Kranken keinerlei Hilfe zu erwarten, denn diese wußten nur zwei Mittel: die Bruchpflaster und die -bänder, von denen das eine so ungenügend war wie das andere. Der Bruchschnitt, das heißt die Radikaloperation beweglicher Brüche, kannten weder Ärzte noch Wundärzte; und so blieb den aller Hilfe baren Kranken nur übrig, sich den Quacksalbern oder den Bruchschneidern in die Arme zu werfen.

Es ist nun nicht zu leugnen, daß die Bruch- und Steinschneider oft mit ebensoviel Roheit wie Unwissenheit zu Werke gingen; sie operierten gelegentlich auch da, wo gar kein Bruch oder Stein vorhanden war; sie schnitten ein Stück vom Darm fort, verletzten größere Blutgefäße und ließen den Kranken an Verblutung zu Grunde gehen. Aber dennoch waren sie im allgemeinen nicht so schlimm, wie Ärzte und Wundärzte sie schildern. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese die erbitterten Feinde jener waren; daß die Ärzte selbst einer dem anderen Dinge vorwerfen, die nicht besser sind als die von den Steinschneidern berichteten, daß endlich in der späteren Zeit dieser Epoche einzelne Lithotomi als Operateure fast alle Wundärzte überragen. Das maßlose Schmähen der Zünftigen entsprang zum guten Teil aus dem Neid: was sie selber nicht konnten oder nicht wagten,

das war es, was sie so in Zorn setzte. Sobald die Wundärzte sich zu tüchtigen Operateuren entwickelt hatten und die Behandlung der Brüche eine bessere wurde, verschwanden die Steinschneider von selbst.

Wie dem nun auch sei, das steht fest, daß die Stein- und Bruchschneider eine große Bedeutung für die Entwickelung der Chirurgie gehabt haben, und es drängt sich nun wieder die Frage auf: Von wem haben sie die Kunst gelernt? Von den Ärzten und Wundärzten gewiß nicht, am allerwenigsten in Deutschland; denn nur ein Schelm giebt mehr, als er hat. Die Thatsache, daß die Kunst in Italien und später auch in Frankreich als Familiengeheimnis gehütet, vererbt und auch verkauft wurde, löst das Rätsel nicht; denn wo hatten diese Familien ursprünglich das Geheimnis her? Das konnte auf zweifache Weise geschehen sein: entweder die Kunst war aus dem Altertume überliefert, oder sie war neu erfunden. Für Italien erscheint der erste Weg sehr wohl möglich; für Deutschland nicht, denn hier gab es dergleichen nicht zu überliefern. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wurde die Kunst von Italien nach Frankreich und wahrscheinlich auch nach Deutschland getragen; aber ich zweifle nicht, daß sie von kühnen Volksärzten auch ganz selbständig erfunden und geübt worden ist. Diese Vermutung wird durch eine von Fabricius zweimal mitgeteilte Erzählung bestätigt. „Ich kenne“ — sagt er — „einen alten Stein- und Bruchschneider, welcher für den allerfürnehmsten und erfahrensten in dieser Gegend heut gehalten wird, welches er mir großsprechend weitläufig erzählet, welcher Gestalt er die Bruchschneidekunst erstlich in Burgund, allda er bei einem Bauern die Säu gehütet, an den Schweinen und Kälbern gelernet. Als nun einer seiner Mitgespanen einen Bruch gehabt und derselbige sein Fleiß, Geschicklichkeit und Behändigkeit den Schweinen und Kälbern auszuschneiden wargenommen, hat er sich alsbald überreden lassen, seiner Kunst und Geschicklichkeit einen Versuch zu machen. Als es nun mit diesem Sauhirten glücklich und gut abgegangen, sei er alsbald aus Burgund hinweg in andere Länder gezogen, ansehnliche stattliche Kleider und einen Diener bekommen. Hernach habe er den Namen eines erfahrenen Meisters in dieser Kunst bekommen und sei also erstlich zu einem Bruch-, hernach zu einem Steinschneider worden. Wie ich denn weiß, daß er auch Glieder und allerlei unnatürliche Sachen, die in dem Leib gezielet worden, geschnitten.“ Fabricius bezweckt nun zwar mit seiner Erzählung etwas ganz anderes, thatsächlich aber beweist er damit, daß der betreffende Steinschneider ein aus dem Volke hervorgegangener Autodidakt war, und zwar einer von ungewöhnlichem Geschick.





Henrik Ibsen.

Von

Paul Schlenther.

Unnötige Rede sollst du nicht führen, aber das, was du sprichst, muß scharf wie Schwertesschneide sein.
Ibsen, Nordische Heerfahrt.



Als Frau Helene Alving, die Heldin in Ibsens „Gespenstern", ihren todkranken Sohn von der Lebensfreude sprechen hört, erhebt sie sich mit großen gedankenvollen Augen und sagt: „Jetzt seh ich den Zusammenhang ... jetzt seh ich ihn zum erstenmal. Und jetzt darf ich reden." Es ist ihr plötzlich klar geworden, daß der unsittliche Lebenswandel ihres verstorbenen Gatten die Folge allgemeiner Lebensbedingungen war und daß auch schon in seiner Schuld, die dem Sohn zum Fluche wird, ein Schicksal lag. Auch wer sich mit dem dichterischen Schaffen Henrik Ibsens tiefer beschäftigt, kann zu einer solchen plötzlichen Klarheit gelangen über das, was dieser Dichter will und kann; auch ihm wird ein Augenblick kommen, wo er den Zusammenhang sieht zwischen alledem, was des Dichters weltumspannender Geist seit mehr als einem Menschenalter ersonnen hat. Sobald dieser Zusammenhang allen klar daliegt, wird auch Ibsen aus dem kampfdurchwühlten Gedränge der Jubelnden und Schmähenden hervortreten auf eine freiere Warte, wo die großen Propheten stehen und auf immer für ihre vergänglichen Zeiten zeugen.

Wer den Zusammenhang zu sehen glaubt, darf reden. Und also will ich's versuchen.

* * *

Am 20. März hat Ibsen in München, wo er jetzt wiederum ansässig ist, sein zweiundsechzigstes Lebensjahr vollendet. Er steht noch in der Fülle geistiger und körperlicher Kraft, die sich vielleicht schon im Herbste durch ein neues Drama bekunden wird. Die erste Hälfte seines Lebens hat er daheim in Norwegen, die zweite im Auslande, bald in Italien, bald unter uns Deutschen zugebracht. Ein Städtchen in Telemarken, Namens Skien, war sein Geburtsort. Seine Vorfahren segelten auf dem Meer, einer von ihnen fand beim Schiffbruch den Tod. Sein Geblüt ist nicht urnorwegisch. Deutsche und Schotten gehören zu seinem Stammbaum. In frühester Jugend erfuhr seine Familie einen jähen Umschlag der Vermögensverhältnisse. Sein Vater war ein wohlhabender Handelsherr gewesen, der plötzlich verarmte.

Henrik Ibsen war ein einsamer Knabe. Während die jüngeren Geschwister muntere Spiele trieben, schloß er sich in eine Kammer ein, die der „Wildenten"-Dachkammer nicht unähnlich gewesen sein mag, und schmökerte in alten Büchern. Dabei übte er schon früh und unbewußt seine Gestaltungskraft: er malte auf Pappe und baute Schlösser auf den Sand. Und wenn in Ibsens „Kronprätendenten" zum Skalden Jatgeir gesagt wird: „ein bißchen Flunkerei muß ja in jedem Gedichte

sein," so hat der Dichter der „Kronprätendenten" trotz seinem großen Wahrheitstriebe das Flunkern beizeiten gelernt. Wenn er als Junge mit der Außenwelt verkehrte und auf sie Eindruck machen wollte, so freute es ihn zumeist, den Leuten Zauberkünste vorzumachen. Hier fand er auch regelmäßig ein Publikum.

Auf der Lateinschule, die er besuchte, fesselte ihn besonders das Mysterium der Religion, und wie in frühester Kindheit die benachbarte Kirche mit ihrem Turmloch seine Einbildungskraft erregte, so war es späterhin die Bibel, in welche er sich fest las und wohl schon beizeiten den Kern von der Schale trennen lernte.

Schon bald nach der Einsegnung trat an den halbwüchsigen Habenichts die Berufswahl heran; er mußte der Not seine Neigung unterwerfen. Er wollte ein Maler werden und ward ein Apotheker. Von Skien kam er nach Grimstad; aus dem kleinen ins kleinere Nest. Unter den achthundert Einwohnern fand er wohl kaum einen Menschen, der ihn verstand. In diesen eingeschränkten, engen Verhältnissen übte sich Ibsens scharfer Blick fürs Detail und keimte sein Gegensatz zur Spießbürgerei. Die großen Weltereignisse von 1848 und 1849, die den Grimstädern wohl nur ein willkommener Kannengießergegenstand waren, erweckten den zwanzigjährigen Pharmaceuten zum Dichter. Er besang das Martyrium ungarischer, polnischer, deutscher Freiheitskämpfer, und als um Schleswig-Holstein die Würfel rollten, trat er in geharnischten Sonetten für die Einheit der nordischen Reiche auf. Der Norden sollte zusammenstehen zur Verteidigung des abfallenden Gaues. Es konnte nicht fehlen, daß die guten Grimstäder sich an dem stillen und jetzt so vorlauten Apothekerchen kopfschüttelnd rieben; es war ihnen schon längst unheimlich, wenn er „wie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Rätsel" umherging, und da er weder durch Epigramme noch durch Karikaturen die ruhigen Bürger schonte, kam es zum Konflikt. „Während draußen eine große Zeit stürmte," erzählt Ibsen, „stand ich auf dem Kriegsfuß mit der kleinen Welt, in welche ich mich eingeklemmt sah."

Aus der wirklichen Welt flüchtete sich daher seine junge Dichterphantasie in diejenige, welche sich ihm durch Schullektüre erschlossen hatte; aus Sallust und Cicero ward ihm die Gestalt Catilinas lebendig; auch in ihm begrüßte er einen Vorkämpfer politischer Freiheit; wie einst Schiller, wählte sich auch Ibsen den römischen Revolutionär zu seinem ersten tragischen Helden. Catilina ist bei Ibsen der getäuschte Idealist, der seinen tragischen Untergang dadurch findet, daß er vernichtet, weil er nicht ausbauen kann. Schon im „Catilina", der bislang noch nicht ins Deutsche übersetzt ist, stecken die Keime der späteren Dichtungen.

Aus dieser Frühzeit des Dichters hat einer seiner Biographen, Henrik Jaeger, kürzlich ein verschollenes Heft nie gedruckter Lyrik aufgefunden. Er fand, daß der Dichter zu denen gehört, welche den Mondschein poetischer finden als das Sonnenlicht. In einem dieser Gedichte sieht Ibsen sich auf dem Ball; er tanzt sogar. Ein Mädchen gefällt ihm. Während er sie im Arm hält und ihr unverwandt in die Augen blickt, überkommt ihn ein Übermaß des Glückes. Aber anstatt diesem Glücke nachzugehen, ruft er das Schicksal an: „Laß diese Stunde nicht entheiligt werden durch Verlängerung; — ich habe sie gefunden; — was will ich mehr?" Als er hört, daß jenes Mädchen die Braut eines anderen ist, sieht er in diesem Erlebnis mit einer Art wissenschaftlichen Befriedigung ein Sinnbild des allgemeinen Menschenloses: „zu ahnen, zu hoffen und getäuscht zu werden." Er hat Scheu vor dem Glück.

Mit einundzwanzig Jahren kam Ibsen endlich in etwas größere Verhältnisse. In Christiana besuchte er noch einmal die Schule, die ihm das Reifezeugnis verschaffte. Er fand hier nicht nur einen stark einwirkenden, ganz individuellen Lehrer, sondern auch Genossen, die ihn seiner Einsamkeit entzogen. Björnson

ward sein Schulkamerad, trat ihm aber wohl schon damals nicht näher. Als jedoch ein Philhellene und Revolutionär polizeilich gemaßregelt wurde, vereinigten sich die beiden Führer der späteren nordischen Litteratur zu offenen politischen Demonstrationen, und es mag das einzige Mal sein, daß Ibsen in Reih und Glied kämpfte.

Damals lernte auch Ibsen den Segen brüderlicher Freundschaft fühlen. Mit seinem Genossen Schulerud hat er damals jeden kärglichen Bissen geteilt. Oft genug haben sie sich selbander durchgehungert. Wenn in Ibsens späteren Werken das Ideal der Opferfreudigkeit weithin strahlt und einem Helden seine That erst gelingt, wenn er fühlt, daß ein anderer fest an ihn und diese That glaubt, so hat der Dichter in jenen jungen Jahren an seinem Schulerud die Kraft eines solchen Glaubens und den Wert eines solchen Opferwillens erprüfen können. Ein zweiter Kamerad gewährte ihm Einblicke in socialistische Ideengänge und Umtriebe. Mit anderen verband er sich zur Herausgabe eines radikalen Wochenblättchens und mag dabei jene Redaktionserfahrungen gesammelt haben, die er später im „Volksfeind" und in „Rosmersholm" verkörperte. Das Blättchen, das man spottend „den Mann" nannte, kämpfte sowohl gegen die Regierung als auch gegen die schwächliche Opposition. Von daher stammt Ibsens Geringschätzung gegen die „kalten, halben Liberalen", die ihren ersten kräftigen Ausdruck in „Brand" gefunden hat.

Aber für politischen Kampf war Henrik Ibsen nicht geschaffen. Wie er später sich das Talent zum Staatsbürger absprach, so hat ihm von jeher auch das Talent zum Parteigänger gefehlt. Nur in der Isoliertheit, in voller persönlicher Selbständigkeit fühlt er sich stark. Seine Kraft mußte sich darum auf andere Art äußern. 1851 trat das entscheidende Ereignis ein, daß er mit der lebendigen Bühne in nahe Berührung kam. Die Stadt Bergen hatte sich ein Theater gebaut und Ibsen, der nach dem „Catilina" noch ein nordisches Sagenstück, den „Hünenhügel", verfaßt hatte, wurde Dramaturg der jungen Bühne und vertauschte erst 1857 diese Stellung mit einer ähnlichen beim Norwegischen Theater zu Christiania, welches in einer nationalen Opposition gegen das dänische Christianatheater diesem zur Konkurrenz errichtet worden war, aber nur bis 1862 sich mühsam aufrecht halten konnte. So wenig Ibsen im stande gewesen war, die vielumstrittene Bühne vom frühen Untergang zu retten, so viel von Kritikern, Schauspielern und aus dem größeren Publikum gegen seine Direktionsführung geeifert wurde, so wußte doch das Christianatheater seine Kraft und mittlerweile gewonnene praktische Bühnenerfahrung genugsam zu würdigen, um den bisherigen Rivalen 1863 mit einem Jahrgehalte von 1200 Kronen als „ästhetischen" Beirat anzustellen. Diese zwölf Theaterjahre haben dem Dichter weder Ehre noch Wohlstand verschafft, aber sie gewährten ihm ein unschätzbares Gut. Sie bildeten durch die Praxis den Dramatiker, der fortan genau wußte, was nicht bloß dichterisch, sondern auch bühnenwirksam ist. Hatte er zu Bergen mit einem Phantasiestück „Die Johannisnacht", mit einer wirr gärenden Heldentragödie „Frau Inger von Östrot", worin sich die erste Regung späterer Kraft ankündigt, mit dem zarten Liebesdrama „Das Fest auf Solhaug" und dem mißglückten „Olaf Lilienkranz" noch fest in den Spuren überlieferter Romantik gestanden, und konnte er noch als ein Nachahmer des Dänen Henrik Hertz verdächtigt werden, so fällt in die Christianiaer Zeit schon ein Werk wie „Nordische Heerfahrt" und in „Komödie der Liebe" der erste Versuch, moderne Zustände dramatisch zu erfassen.

Dies war nicht nur ein ästhetisches Wagnis. Der Griff ins volle Menschenleben wurde dem Dichter von all denen bitter verübelt, die sich getroffen fühlten. Wie durfte man sich einen modernen Hel-

den bieten lassen, der ausruft: „Mein Zukunftsweg geht über Brauch und Sitte," der in einer Ehe nur Sklaverei sieht, der aus dem Zwange der Gesellschaft zur Freiheit der Natur strebt! Den Unwillen, der sich gegen das Stück erhob, schildert Ibsen in Kürze so: „Da ich die Geißel über Liebe und Ehe schwang, tobte die Menge im Namen der Liebe und Ehe." Seltsam genug entstand das Stück um dieselbe Zeit, wo Ibsen sich sein junges Weib von Bergen nach Christiania holte, Susanna Thoresen, die treue und freundliche Gefährtin seines ganzen späteren Lebens.

Der Konflikt, in den der Dichter durch sein satirisches Gesellschaftsdrama zu seinen Landsleuten geriet, steigerte sich noch durch einen Umstand politischer Art. Für Ibsen und die Weltgeschichte kam das Jahr 1863. Die beiden großen Prätendenten um eine deutsche Krone vereinigten sich zum Kampfe gegen einen nordischen Staat, und in den Gluten dieses Kampfes begann sich die Krone zu schmieden, die den deutschen Einheitsgedanken tragen sollte. Während dessen saß im anderen nordischen Staate der Dichter, der in seinem Geiste nichts Geringeres als einen nordischen Einheitsgedanken trug, und dichtete ein Drama, welches den Einheitsgedanken des eigenen, des norwegischen Volkes behandelt. Er blickte weit zurück in die Geschichte dieses Volkes, bis tief hinein ins Mittelalter. Zwischen den „Kronprätendenten" Hakon Hakonson und Skule stand ein böser Dämon, der das Schicksal Norwegens für viele Jahrhunderte entscheiden wollte, indem er Zweifel bestehen ließ, wo er hätte Gewißheit schaffen können. Die beiden Gegner haben keinen Grund zu gegenseitigem Haß und noch weniger zu gegenseitiger Verachtung. Aber der eine glaubt an seine vor Gott und dem Volke erprobte Mission, der andere zweifelt daran. Und weil er nicht kann erster sein im Reich, so bekämpft er jenen und wird zugänglich dem Bösen. Wie der Engel, der sich gegen das Licht erhob, Herrscher wurde im Reich der Finsternis, so erhebt sich Skule gegen Hakon, gründet eine Nebenkrone, aber fällt dadurch in tiefe Schuld. Er usurpiert Hakons Königsgedanken, der seinem eigenen Geiste völlig fremd war, aber seinem spät gefundenen Sohn der Liebe, der an ihn glaubt, giebt er ihn für sein Eigentum aus. Und während Hakon durch den Glauben seines Weibes an ihn erstarkt, reißt der Irrglaube des Sohnes an den Vater auch den Sohn in Frevel und Verderben. Das parteizerklüftete Norwegen von damals war für Ibsen ein Reflexbild der Nordlandsverhältnisse seiner eigenen Zeit, aber während damals in Hakon Hakonson der große Mann des Gedankens und der That mit dem Glauben an sich selbst, der das hauptsächlichste Glück ist, aufstand, vermißte Ibsen einen solchen in der eigenen Zeit, der aufgestanden wäre und Schweden und Norwegen aufgefordert hätte, in alter Blutstreue den Dänen beizuspringen und auf denselben Schlachtgefilden, wo die deutsche Einheit keimte, womöglich den nordischen Einheitsgedanken zu erfüllen. Wie der Skalde Jatgeir in den „Kronprätendenten" von der treulosen Geliebten die Gabe des Leids erhielt und dadurch ein Dichter war, so erhielt Ibsen die Gaben des Leids von seinem Vaterlande, das nicht mit ihm fühlte und ihn kleinlich querulierte.

Im Frühling 1864 verließ er Norwegen, um zu festem Aufenthalt nie mehr in die Heimat zurückzukehren. Welche Empfindungen den Flüchtling bewegten, zeigen ein paar wundervolle lyrische Gedichte. Dem Eidervogel vergleicht er sich, der am nordischen Fjord sich aus dem Gefieder der eigenen Brust ein Nest bauen will, aber einmal, zweimal, dreimal vom grausamen Fischer bestohlen wird; bis endlich der letzte Schatz des seidenen Flaums dahin ist und der Vogel mit blutender Brust die Schwingen spannt: „Gen Süden! Gen Süden, nach sonnigen Auen!"

Henrik Ibsen siedelte sich für die nächste Zeit in Rom fest. Aber die Macht der

Erinnerung hält ihn in Banden; und er vergleicht sich einem anderen grausam gequälten Tier seiner Heimat. Der Bär muß tanzen lernen, indem man ihn in einen Kessel zwingt und darunter ein Feuer schürt. Während er nun seine glühenden Tatzen abwechselnd vor dem Brand zu retten sucht, läßt sein Peiniger die Melodie „Freut euch des Lebens" spielen, die sich dann gleichsam in die Bärenklaue einbrennt.

Und hört er später das Lied erklingen,
Flugs treibt ihn ein Teufel zum Tanzen und Springen.

Auch der Dichter sah sich bei voller Musik im Kessel schwitzen: „Mich schmerzen, solang ich lebe, die Wunden." Und klingt ihm die Vaterlandsweise ins Ohr, so muß er unter heißen Schmerzen auf Versfüßen tanzend sich drehen. Der wahre Dichtervogel jedoch ist ihm die Sturmschwalbe, die den Fittich mit dem Meeresschaum netzt, die Woge tritt, aber niemals versinkt, die mit dem Meere fällt und steigt, mit der Luft klagt und schweigt.

Das ist fast ein Fliegen, fast Schwimmen auf Schäumen,
Wie zwischen Himmel und Abgrund ein Träumen.

Doch nicht bloß das Tierleben ist ihm Sinnbild seiner Stimmungen; wie immer das Leben des Meeres ihn bewegt hat, so vergleicht er sich einem Mann, der seine Schiffe von dem Schneeland nach sonnigeren Reichen richtete und sie dort verbrannte — der blaustreifige Rauch aber zieht gen Norden hin, und

Nach schneeiger Erde
Von des Sonnenstrands Hain
Jagt einer zu Pferde
Allnächtlich allein.

So saß der Dichter dort unten am Tiber, seine stillen Träume aber gingen gleich dem Rauchstreif der Heimat zu.

Zeitweilig dachte er wohl an eine dauernde Rückkehr, aber es waren doch nur vorübergehende Erwägungen. 1866 wurde ihm mit Mühe von der norwegischen Volksvertretung ein längst begehrter Dichtergehalt erwirkt, wie ihn Björnson schon lange bezog. Diese Gehälter sind ein schwaches Entgelt dafür, daß die Werke nordischer Autoren im Ausland freien Nachdruck haben. 1868 siedelte Ibsen von Rom nach Dresden über. Später wechselte sein Aufenthalt zwischen Rom und München. Einen besonderen Einfluß auf ihn hat der Ort nicht, an dem er lebt. Er sucht niemanden auf und läßt sich höchstens von einem und dem anderen seiner älteren Freunde oder jüngeren Verehrer finden.

Seit etwa drei Jahren ist er in Deutschland das litterarische Tagesgespräch. Während seine älteren Dichtungen nur eine kleine Gemeinde stiller Leser gefunden hatten, welche sich einsam in diesen einsamen Geist vertieften, haben die neueren Werke den Weg zur Bühne erreicht, wo sie bei Freund und Feind ein so großes Aufsehen machten, daß man seit langer Zeit wieder einmal in Deutschland von brennenden Litteraturfragen sprechen kann. Die Beachtung, die Ibsen in Deutschland gefunden, hat auf seine Heimat zurückgewirkt. Je öfter er auf längere oder kürzere Sommerbesuche in den Norden kommt, desto feierlicher wird er dort ungeachtet alter Zwistigkeiten begrüßt.

Als er vor sechsundzwanzig Jahren die Heimat verließ, war sein neuestes Werk „Die Kronprätendenten". Während seines ersten römischen Aufenthalts erschien ihm das Wesen seines Volks aus der Ferne von zwei verschiedenen Seiten, und jede dieser Seiten gewann eine dichterische Gestalt. Sie heißen „Brand" und „Peer Gynt". Diese dramatischen Gedichte führten ihn zu seinem ersten modernen Prosadrama, dem satirischen Lustspiel „Der Bund der Jugend", das gleichsam die Einleitung ist zu Henrik Ibsens völliger Einkehr in die bürgerliche Welt der Gegenwart. Aber bevor er Einkehr hielt, wagte er sich noch einmal an einen großen geschichtlichen Gegenstand. Wie einst der junge Lateinschüler auf den römischen Demagogen Catilina gestoßen war, so stieß jetzt der ständige Gast Roms auf einen römischen Cäsaren.

Julian der Abtrünnige wurde Held des Doppeldramas „Kaiser und Galiläer“. Wie sich hier, im Wendepunkt der antiken und der christlichen Welt, eine historisch übersehbare Epoche des völligen Umschwungs aller Anschauungen, ein großes Sterben und Werden darstellt, so glaubt der Dichter auch seiner eigenen Zeit eine gewaltige, über kurz oder lang bevorstehende Umwandlung prophezeien zu können, und die sieben modernen bürgerlichen Schauspiele, welche der Cäsarentragödie gefolgt sind, wollen den Zustand des Sterbens sichtbar machen, zugleich aber eine Zukunft ahnen lassen.

Es giebt keine dichterische Entwickelung, die so gesetzmäßig verlaufen wäre wie diejenige Henrik Ibsens. Wie er in seiner Lebensführung fast pedantischen Regeln sich unterwirft, so ist er auch in seinem Schaffen Stück für Stück vorwärts gegangen, einem Ziel entgegen. In romantischer Zeit geboren, begann er als Romantiker; den Blick in die Vergangenheit seines Volkes, zu Sage und Geschichte gekehrt. Schwärmerische Liebe und heroische Thatenkühnheit wurden sein Lied. Aber schon früh regten sich eigene Gedanken, und mehr und mehr nahmen sie Form an, mehr und mehr gewannen sie die Herrschaft über sein Dichten. An die Stelle des Erforschten drängte sich das Erlebte. Als im Herbst 1874 dem Dichter des „Bundes der Jugend“ die Studenten von Christiania huldigten, hielt der wortkarge und unberedte Mann die längste Rede seines Lebens, und warf unter anderem die Frage auf, was eigentlich dichten sei.

„Mir gingen,“ sagt er, „erst spät die Augen auf, daß dichten im wesentlichen sehen ist, aber so sehen, daß der Empfangende das Gesehene genau so wiedersieht, wie es der Dichter sah. Doch so wird nur Erlebtes gesehen und empfangen. Und dieses Erlebte ist eben das Geheimnis an der Dichtung der neueren Zeit. Alles, was ich in den letzten zehn Jahren gedichtet, das habe ich geistig durchlebt.“

Auch in der Form hat er sich beschränkt. Von Anfang an, noch bevor er in persönliche Berührung mit dem Theater kam, fühlte er sich zum Dramatiker geboren. Nie hat er einen Roman, eine Novelle, irgend welche epische Erzählung gedichtet. Wo Stoff und Gedanke sich der Bühne widersetzen, hat er getrotzt, und wo er kein Theaterstück hervorbringen konnte, sich mit dem Lesedrama begnügt. Der Tradition gemäß begann er mit der Verstragödie. Dann wählte er, seine eigenen Wege gehend, im Gegensatz zur Gewohnheit für die historischen Stoffe („Frau Inger von Östrot“, „Nordische Heerfahrt“, „Die Kronprätendenten“) die ungebundene Rede, für die modernen dagegen („Komödie der Liebe“, „Brand“, „Peer Gynt“) den Vers. Fast scheint es, als habe er zwischen der historischen und der modernen Gattung vermitteln und versöhnen wollen, indem er ihre hergebrachten Formen des äußeren Ausdrucks umtauschte. Noch vor einem Vierteljahrhundert herrschte die gedankenlose Meinung, als ob im Zeitgenössischen der Inbegriff der Prosa, in der idealen Ferne die Poesie liege. Durch den Vers, der als poetische Sprache galt, wollte Ibsen für modernes Leben gehobene Empfindungen wecken, und andererseits erschien die Sprache des gewöhnlichen Umgangs ihm dadurch geadelt, daß er sie sagenhaften Helden und historischen Persönlichkeiten in den Mund legte.

Erst im „Bund der Jugend“ verwendete Ibsen den Prosadialog auch für das moderne Stück und behielt ihn zugleich für „Kaiser und Galiläer“ bei. Fortan war der Vers verbannt, und Ibsen hat nicht verfehlt, in einem Brief an eine Schauspielerin sich grundsätzlich gegen seine Anwendung fürs Drama auszusprechen, weil sich mit der gehobenen Sprache unwillkürlich auch die Empfindung des Sprechenden hebe und dadurch an Wahrheit und Naturtreue einbüße. Wir wollen dem Dichter in dieser Einseitigkeit nicht folgen, aber müssen hier eine seiner höchsten Meisterkünste anerkennen. Während bei uns in Deutschland die drama-

tische Prosa fast aufgehört hat, als Kunst zu gelten, während unsere Dichter ihre Personen nicht im Charakter der Personen, sondern im Charakter der Dichter selbst reden lassen, während bei uns Stallknechte und Universitätsprofessoren, Ladenmädchen und Comtessen eine und die nämliche Zunge zu haben scheinen, und ein geistreicher Autor, wenn er seinen Witz los sein will, ihn dem ersten besten Strohkopf giebt, während in Bezug auf Diktion und Dialog bei uns die ärgste Verwirrung und Verwahrlosung herrscht, hat Henrik Ibsen das Wort auf mehr als eine Wagschale gelegt, bevor er es ausspechen läßt. Die Sprache seiner Leute ist bei ihm ein Hauptmittel zu ihrer Charakteristik und zur Erweckung einer einheitlichen, die Situation bezeichnenden Stimmung. Hierin ist Henrik Ibsen der unübertreffliche Meister. Ihn aus dem Dänischen ins Deutsche zu übersetzen, ist darum ebenso schwierig wie ruhmvoll. Neben mancher Pfuscherei, die alle Zeichnung verwischt, stehen Übersetzungen von eigenem dichterischen Wert. Wenn Adolf Strodtmann „Den Bund der Jugend" und „Die Kronprätendenten", Emma Klingenfeld „Die Herrin von Östrot", „Das Fest auf Solhaug" und „Nordische Heerfahrt", Julius Hofforth „Die Frau vom Meere" und, von ihm unterstützt, Paul Hermann „Kaiser und Galiläer" verdeutschten, so haben sie in Stil und Ton und Wahl der Worte etwas den Urschriften Kongeniales nachgedichtet. Dagegen muß vor den Arbeiten der Herren Wilhelm Lange und Ernst Brausewetter ausdrücklich gewarnt werden.



Henrik Ibsen.

Wenn Henrik Ibsen auf die neueste

deutsche Bühnendichtung keine andere Wirkung gethan, als durch sein Beispiel den Kunstwert des charakteristischen Prosadialogs zur Anerkennung gebracht zu haben, so ist er schon allein deshalb zu jenen großen ausländischen Dichtern zu rechnen, die im Lauf der Jahrhunderte unsere Litteratur zu neuem Leben und neuer Blüte weckten. In unserer deutschen Dichtung liegt unversiegbare Kraft, Größe und Schönheit, aber sie hat Träumernatur und schließt von Zeit zu Zeit die tiefen, blauen Augen. Dann muß ein kräftiges Rütteln sie wecken. So ging einst Shakespeare an ihr freundnachbarlich vorüber und gab ihr jenen großen Ruck, der sie zuerst wild und dann wundervoll machte. Jetzt steht vor ihrer Schlummerstätte Henrik Ibsen, und schon scheint sie den herben Hauch seines Odems erwachend zu spüren. Herbheit weckt, und herb ist Ibsens Poesie aus dem Grund ihres Wesens und seiner Weltanschauung.

In dem hitzigen Kampf, der jetzt, oft mit recht plumpen Waffen, um Ibsens Daseinsberechtigung geführt wird, hallen hohle Schlagworte wieder, wie Realismus und Idealismus, Optimismus und Pessimismus; mit diesen Schablonenbegriffen, unter denen jeder etwas anderes versteht oder mißversteht, will man die eigenwilligste und eigenmächtigste Dichterpersönlichkeit unserer Zeit bald in den Himmel heben, bald zu allen Teufeln schicken.

Wie jeder überragende Mensch, der etwas kann und etwas will, ist Ibsen sowohl Realist wie Idealist, Pessimist wie Optimist. Sofern er seine dichterische Aufgabe seit mehr als dreißig Jahren darin gesucht hat, nicht das, was sich nie und nirgends, sondern das, was sich wahr und wirklich hat begeben, darzustellen, ist seine Kunst realistisch, und sofern ihn die Betrachtung der Wirklichkeit zu strengen und schroffen Urteilen führte, ist seine Anschauung des von ihm als wirklich erkannten Lebens pessimistisch. Seine Ansicht von der Besserungsbedürftigkeit der Welt hat ihm aber den Glauben an ihre Besserungsfähigkeit nicht geraubt; insofern ist er entschiedener Optimist; und da er dem Bestehenden ein schöneres Traumbild gegenüberstellt, ist er Idealist.

Man darf sagen: in dem, was er will, ist er Idealist, in dem, was er kann, ist er Realist. Der Wille des Denkers sucht eine edlere und freiere Sittenwelt, an deren Möglichkeit er glaubt; die Kraft des Künstlers zeigt die bestehende Welt in ihrem Abstand von jener. Nach Arkadien haben sich nur solche Dichter geflüchtet, denen ihr eigenes Dorf nicht sauber genug war und die daran verzagten, es reiner zu fegen. Der wahre Weltverbesserer bleibt in der Welt, die er bessern will, und zeigt sie in ihrem rechten Lichte. Kein Wunder, daß ihn dann tief pessimistische Stimmungen ergreifen. Sie sind die notwendigen Begleiterinnen jedes hochfliegenden Wollens, und niemand war davon weniger frei als Schiller, durch dessen typischen Idealismus so oft Ibsens Unerbittlichkeit bekämpft wird. Vom tintenklecksenden Säkulum, in welchem Karl Moors Ideale scheitern, bis zum Los des Schönen auf der Erde, das Thekla zu Tode betrübt, ist der Weltengram die Gefährtin seiner idealsten Gestaltung.

Fragen wir, wie Ibsen die Wirklichkeit sieht, und welches Ideal ihm im Gegensatz zu dieser Wirklichkeit und durch ihre Umwandlung vorschwebt. Seine Wirklichkeit ist sein Vaterland, denn auch in der Cäsarentragödie reflektiert die Heimat. Am 18. Juli 1872 wurde das tausendjährige Fest der Einigung Norwegens durch den großen Nationalhelden Harald Harfager gefeiert. Aus der Fremde ließ sich dazu auch Henrik Ibsen vernehmen:

Mein Volk, das mir den bittern Trank der Labe
In tiefen Kelchen bot, wodurch mit Qual
Zum Kampfe in des Tags gebrochnem Strahl
Als Dichter ich erstarkte, nah dem Grabe,
Mein Volk, das mich dem finstern Ernst empfahl,
Damit ich sorgenschwer am Flüchtlingsstabe
Mit Flügelschuh'n der Angst zu wandern lerne,
Dir send ich einen Gruß aus weiter Ferne.
Für jede Gabe dank ich tiefbewegt,
Für jede schmerzensreiche Läutrungsstunde.
Die Pflanzen, die mein Lebensgarten hegt,
Sie wurzeln doch in jener Zeiten Grunde.

Daß sie hier reichlich sprossen, üppig ranken,
Der trüben Luft der Ferne ist's zu danken.
Was Sonne löst, erhielt vom Nebel Feste; —
Mein Land, hab Dank! Du schenktest mir das Beste.

Schon in der „Herrin von Östrot" wird Norwegen mit einer hohlen Nußschale verglichen; in den „Kronprätendenten" erscheint der Baglerbischof Nikolas als die grandiose Verkörperung alles dessen, was zum Unheil Norwegens im norwegischen Volk nach des Dichters Meinung von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt. Der sterbende Bischof triumphiert in dem Bewußtsein, das Schicksal Norwegens für Jahrhunderte entschieden und so in gewissem Sinne das vielgesuchte Perpetuum mobile erfunden zu haben, da er den Gegner des Königs in Zweifel über dessen Kronrecht stürzte. Sie sollen einander bekämpfen, auf daß keiner von ihnen stark werde. Es ist die Rache des Schwächlings und Feiglings, den zeitlebens vergebliche Sehnsucht nach Kraft und Mut verzehrte. Als er tot ist, sagt eine edle Frau: „Aller Unfriede stirbt mit ihm." Aber er hat die Saat des Unfriedens für Jahrhunderte vorausgestreut, und da er noch einmal als düsterer Schatten vom Grabe wiederkehrt, freut er sich seiner finsteren Macht:

Beugt sich in Nordlands Männern der Sinn,
Willenlos taumelnd, er weiß nicht wohin,
Herrscht in den Herzen die Selbstsucht, die blinde,
Schwach wie das schwankende Rohr in dem Winde;
Können sie einzig sich darüber einigen,
Jegliche Größe zu stürzen und steinigen;
Stoßen die Ehre sie über die Schwelle,
Während das Banner der Schändlichkeit flammt:
Dann ist der Baglerbischof zur Stelle,
Bischof Nikolas wartet sein Amt

Den Geist des Baglerbischofs Nikolas endlich nach Jahrhunderten zu vertreiben, mahnt Ibsen auch am Ende jenes Festgrußes, nachdem er in glänzenden Bildern Norwegens ganze Geschichte hat vorüberziehen lassen:

Merk, wo du stehst, Normannenheld vom Tage,
Begreif die Zeit! Mit ihr bist du im Bund.
Bis heute legten wir nur schwachen Grund,
Der unsres Volkes größte Säule trage.
Das Zeitgesetz muß herrschen, lies es nur;
Denn auch für uns schrieb's Bismarck und Cavour,
Und viele Nachtgespenster fällte weiland
Der Held und Träumer von Capreras Eiland.

Während er so einen großen politischen Einiger forderte, zeigte er im „Bund der Jugend" eine politische Scheingröße, die sich in ihrem hohlen Strebertum lächerlich macht. Dann ließ er die Politik beiseite liegen und vertiefte sich in die Psychologie seines Volkes, gewissermaßen in das Individuum Norwegens. Schon „Brand" und „Peer Gynt" waren Früchte dieses Studiums.

Als Brand durch eine mutige That der Menschenliebe Eindruck gemacht hat und man ihm eine Pfarrstelle bietet, erklärt er sich bereit dazu. Er will das Volk der Heimat belehren und es mit Geduld zum Besseren bekehren. Er will dem eigenen Willen, der ihn zur großen Welt trieb, daheim im Tagewerk Genüge thun. Er ist zu der Einsicht gekommen, daß der Mann, der seine Heimat flieht, wie ein hölzernes Schwert ist. Aber seinem Ideal ist das Volk nicht reif. Er weiß es bis zu einem gewissen Grade für seine unverstandenen Ideen einzunehmen, und eine Weile gehen sie mit ihm, zumal da er nicht bloß mit Worten, sondern auch durch die That für sie gewirkt hat. Als sich aber die Vertreter der Öffentlichkeit gegen ihn wenden und persönlicher Vorteil vorgespiegelt wird, lassen sie ihn im Stich. „Stets ein Fremdling auf der Erde" stirbt er. Auch Peer Gynt gerät in Konflikt mit seinem Volk; aber nur deshalb, weil aller Spuk im Volk sich in seinem phantastisch-zerfahrenen Kopfe in gesteigerter Potenz vereinigt hat. In Peer Gynt tritt der norwegische Volkscharakter als Individualität hervor, die vergebens eine selbständige und sich selbst getreue Persönlichkeit sein will und zuletzt weder für den Himmel noch für die Hölle reif ist; so griff Ibsen in seinen sieben modernen Schauspielen den Volksgeist in der Darstellung einzelner gruppenweise vereinigter Charaktere auf, und gelangt so wieder dahin, wo er schon in der „Komödie der Liebe" gestanden hatte: zum Gesellschafts- und Familiendrama. Er zeigt, wie die Gesellschaft auf höchst bedenklichen Stützen steht und

wie es faul ist im Schoße der Familie, wie im Kampfe gegen Gesellschaft und Familie diejenigen scheinbar unterliegen, welche dem Ideal nachhängen. Aber in dem Verhältnis von Realität und Ideal zeigt sich eine Entwickelung, die über die schrillsten Dissonanzen hinaus der Versöhnung entgegengeht.

Die sieben Dramen sind chronologisch so erschienen: 1877 Die Stützen der Gesellschaft, 1879 Ein Puppenheim, 1881 Gespenster, 1882 Ein Volksfeind, 1884 Die Wildente, 1886 Rosmersholm, 1888 Die Frau vom Meere. Am Schluß des ersten dieser Stücke bekennt der Konsul Bernick, der seine ganze ehrenvolle Existenz auf einer Lüge aufgebaut hat und, um die Lüge zu retten, vor einem schweren Verbrechen nicht zurückschreckt, bis er in wenig wahrscheinlicher Weise den Mut zu der Wahrheit findet: „Die Frauen sind die wahren Stützen der Gesellschaft.“ Aber diejenige Frau, die ihn zur Wahrheitsliebe bekehrt hat, erwidert: „Die eigentlichen Stützen der Gesellschaft sind die Wahrheit und die Freiheit.“

Schon in der „Herrin von Östrot“ kommt das Wort vor: „Eine Frau ist das Mächtigste auf Erden, und in ihrer Hand liegt es, den Mann dahin zu leiten, wo Gott ihn haben will.“ In der „Nordischen Heerfahrt“ hieß es: „Es giebt niemand, der weiß, was ein Weib vermag“; und in den „Kronprätendenten“: „Der Rat der Frauen frommt jedem Mann.“ Brand gewinnt erst die Kraft zu seinem Walten dadurch, daß eine Frau sich völlig seinen Gedanken unterwirft, und auch Peer Gynts wüster Kopf kommt erst zur Ruhe im Schoß des Mädchens, das ein ganzes langes Leben hindurch treu und ohne Groll, aber fest vertrauend an ihn gedacht und auf ihn gewartet hat. Auch in den modernen Dramen liebt es Ibsen, die moralische Heldenthat auf eine Frau zu legen. Nora im „Puppenheim“ hat den Mut und die Kraft, Mann und Kinder zu verlassen, weil er ihre Liebe verscherzt hat und ein ferneres Zusammensein mit ihm ihr darum unsittlich erscheint; sie überläßt die Kinder dem Gatten, da sie ihn für einen besseren Erzieher hält als sich selbst, die nur sich und anderen eine Spielpuppe gewesen war. Helene Alving, die Heldin der „Gespenster“, hat um des Sohnes willen ihren ausschweifenden ehebrecherischen Gatten nicht verlassen, und sogar es vermocht, das eigentliche Wesen des Mannes vor der Welt und vor ihrem eigenen Kinde zu verheimlichen. Im „Volksfeind“ ist die einzige, die bis zuletzt an ihren Vater glaubt, seine Tochter. In der „Wildente“ opfert ein halbwüchsiges Mädchen dem geliebten Vater, in „Rosmersholm“ eine Frau dem geliebten Mann ihr Leben, und die „Frau vom Meere“ wird erst gesund und seelenfroh, als sie der liebevollen Entsagung des Gatten mit einer freien Neigung begegnen darf.

Die echt weibliche Tugend der Opferfreudigkeit führt den Menschen seiner idealen Vollkommenheit entgegen. Diese Forderung hatte schon Brand gestellt und für seine Person auch erfüllt. Als es gilt, einen Menschen in der Todesstunde zu trösten, scheut er keine Gefahr, und er findet nur ein Mädchen, das diese Gefahr mit ihm teilt. Aber Brand ist hartherzig in seiner Forderung. Der eigenen Mutter versagt er die letzte Seelentröstung, weil sie nicht vor dem Tode auf den Genuß der Erdengüter verzichten kann, und sein Weib quält er durch immer schwerere, grausamere Ansprüche an ihre Opferwilligkeit. Nachdem sie ihr Kind um seiner Mission willen verloren hat, treibt sie am Weihnachtsabend einen stillen Kultus mit dem Angedenken an ihr totes Kind. Sie weidet sich am Anblick der zurückgebliebenen Kleiderchen. Brand verbietet ihr dies als Abgötterei und bringt sie dahin, die Sächelchen einer bettelnden Zigeunerin zu geben. Sie thut es nicht willig, und eben darum gilt ihm ihr Opfer für nichts. Sie gesteht, ihn belogen zu haben; noch ein Andenken hat sie zurückbehalten, ihr das teuerste, ein Mützchen. „Giebst du es freiwillig hin?“ fragt er. Sie bejaht. Brand eilt dem Weibe nach und bringt

ihr auch das Mützchen. Jetzt erst wird Agnes ihres Opfers froh. Sie sieht den Himmel offen und ihr Kind unter den Engelscharen. Ihre Ekstase geht über in frohe Gewißheit ihrer nahen Erderlösung, und nun steht auch Brand vor dem größten Opfer, das er zu bringen hat, denn Agnes war auf seiner Lebensbahn der treue Stern. Sie stellt nun ihn selbst vor die freiwillige Entscheidung.

Aber indem Brand die Menschheit zur höchsten Opferfreudigkeit erziehen will, sah er nur auf einen Gott, der streng ist in seinem Walten. Gott aber ist der Gott der Liebe. Er fordert nur Opfer dort, wo sie die Liebe bringt. Ein solches Opfer bringt Solveig ihrem Peer Gynt, indem sie ihr ganzes einsames Leben hindurch an ihn denkt und seiner wartet, ohne sich ihrer That bewußt zu sein. Vor einem solchen Opfer steht Frau Alving, als sie am Schluß der „Gespenster", mit dem erlösenden Gift in der Hand, ihren Sohn verblöden sieht. Ein solches Opfer hatte sie gebracht, indem sie ein ganzes Leben daran setzte, ihrem Sohne die Achtung vor seinem Vater zu erhalten. Ein solches Opfer der Liebe hatte Nora gebracht, indem sie ihren Mann vom Tode rettete. Ein solches Opfer bringt Hedwig Ekdal, die kleine Wildentenmutter, da sie dem Vater einen Beweis ihrer Liebe mit ihrem Leben giebt. Am klarsten und rücksichtslosesten spricht es in „Rosmersholm" ein verkommener Ideologe bildlich aus: „Ich habe mir erzählen lassen, daß mein früherer Schüler eine Lebenssache zum Siege zu führen hat. Der Sieg ist ihm gewiß, aber — wohl aufgemerkt — unter einer unumgänglichen Bedingung: daß das Weib, welches ihn liebt, fröhlich hinaus in die Küche geht und ihren feinen, rosenweißen kleinen Finger abhackt." Er beeinflußt damit den letzten Entschluß des Paares, das nur im gegenseitigen Vertrauen auf die gegenseitige Liebe glücklich leben könnte und sich diesen Beweis dadurch giebt, daß es freudig miteinander in den Tod geht, wie es einst Rosmers Weib gethan hatte, um den beiden den Weg zu ihrem Glück zu bahnen. Wir denken dabei eines Wortes von Schiller:

> Und setzet ihr nicht das Leben ein,
> Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Diese frohe Bereitwilligkeit, aus Liebe sich zu opfern, hat aber eine scheinbar sehr egoistische Kehrseite. Es ist die andere Seite des Ibsenschen Menschheitsideals: die freie und selbständige Persönlichkeit, die sich unabhängig macht von der Rücksicht aufs Allgemeine, auf Herkommen und Sitte, auf alles das, was Frau Alving als „Gespenster" bezeichnet.

Nachdem Ibsen in der „Nordischen Heerfahrt" die großen rücksichtslos sich selber, ihrem Recht und ihrer Macht lebenden Persönlichkeiten der Sage lebendig gemacht hatte, nicht soweit sie sagenhaft, sondern soweit sie lebenswahr sind, trat er in „Komödie der Liebe" im satirischen Gegensatz dazu an das Pygmäengeschlecht des Tages heran und zeigte, wie alles in feiger Rücksicht auf gute Freunde und getreue Nachbarn sich erniedrigt und ernüchtert. Inmitten dieser kleinlichen, redseligen, klatschsüchtigen Welt läßt der Dichter die Frage stellen: „Wo ist der Held? Und wo sind die Walküren?" Im engen Leben erwacht die Sehnsucht nach der großen Poesie. Gottes Wunderwelt wird von Pfuschern plagiiert. Das „Weib" wird zur „Dame". Solche Gedanken bewegen inmitten eines Häufleins selbstzufriedener und selbstvergnügter Menschen einen Mann und ein Mädchen. Der Mann sieht im Mädchen die Walküre, obwohl sie Thee trinkt. Sie sind einander in Liebe ganz ergeben, aber rund um sich her sehen sie eine Art von Liebe, vor der ihnen graut. Kaum daß ein junger Schwärmer seiner Liebsten Jawort hat, wird er von Tanten und Basen umgarnt, und „Versorgung", „Aussteuer", „Rücksicht" sind die Worte, die sie ihm einschärfen. Falk und Schwanhild bedauern die Armen, deren Glück von dieser Welt ist. Falk will an die Stelle des Glücks das Kraut der Wahrheit pflanzen, und zu dieser Mission stählt

er sich durch Entsagung. Schwanhild selbst führt ihn zu diesem Entschluß; sie scheidet von ihm ohne Qual. Mit einer durch Leid geadelten Seele geht er fort, als Dichter, und entrinnt so der Gefahr, ein Philister zu werden, wie die anderen es sind. Seine Persönlichkeit hat sich frei ausgebildet, und er ist ihrem inneren Rufe gefolgt.

Der Verzicht Falks auf das Allerweltsglück zu gunsten des Lichtgedankens, der von oben kommt, ist das Leitmotiv durch die ganze moderne Dramatik Ibsens. Der Lichtgedanke aber heißt Wahrheit. Wie sich der Mensch zur Wahrheit stellt, hat den Dichter schon früh beschäftigt. Bereits in der „Herrin von Östrot" wird gefragt: „Weißt du, was mich krank gemacht hat? Eine Wahrheit. Eine häßliche, häßliche Wahrheit, die Tag und Nacht an mir zehrt." In der Wahrheit Gesundung und Glück zu finden, ist nur starken, selbständigen, freigewordenen Persönlichkeiten gegeben, die sich in der Ausbildung ihrer Individualität durch nichts anderes hemmen lassen als durch das große Naturgesetz, an das der menschliche Wille gefesselt ist. Als die morschen, mit Lug und Trug gebauten „Stützen der Gesellschaft" zusammenbrechen, kommt Konsul Bernick durch die Macht des Unglücks zur Erkenntnis, daß er dann erst frei und froh aufatmen kann, als er der Gesellschaft nichts mehr zu verschweigen und zu verheimlichen hat. Es ist vielleicht mehr ästhetisch befriedigend als psychologisch richtig, daß Konsul Bernick nun am Beginn eines neuen Lebens als ein neuer Mensch dasteht, denn nicht seine innere Natur, sondern nur eine große Erfahrung hat an ihm die Umwandlung bewirkt. Neben ihm ging ein junges Mädchen, das den Trieb nach Freiheit und Wahrheit von Kindesbeinen auf gespürt hat und diesem Triebe nachgiebt. Diese Dina Dorp kehrt im „Puppenheim" als Nora Torwald wieder. Aus der episodischen Figur ist hier die Hauptgestalt geworden. War Dina ein geduldetes Kind, so Nora ein verhätscheltes. Zuerst hat der Vater, dann der Gatte mit ihr getändelt, geliebkost, gescherzt, gespielt, und diese Erziehung lenkt ihren Charakter einem holden Leichtsinn zu, der sie ein bißchen verlogen macht. Aber ihr wahrer Charakter erhebt Anspruch darauf, ernst genommen zu werden, teil zu haben am Kampf ums Dasein, eine selbständige Meinung über die Dinge der Welt sich zu bilden. Die Puppe will eine Persönlichkeit werden. Nur unbewußt äußert sich dieser Trieb nach freier Selbstbestimmung schon früh. Weltfremd, wie sie ist, begeht sie im natürlichen Gefühl für das, was recht ist, eine ungesetzliche Handlung. Zum edelsten Zweck wendet sie ein Mittel an, von dem sie nicht einmal ahnt, daß es sie vor den irdischen Richter ziehen kann. Und als ihr diese Einsicht beigebracht ist, als sie Schmach und Ungemach über ihr Haupt hereinbrechen fühlt, als sie den Gatten, dem ihre That einst galt, eben durch diese That in schwerste Mitleidenschaft gezogen sieht, da geht ihr eine Ahnung auf vom Unterschiede zwischen dem geschriebenen Gesetz, das die Gesellschaft in Ordnung hält, und dem göttlichen Recht, das die natürliche Empfindung einer freien Individualität lenkt. Sie hat das bestimmte Bewußtsein, was sie vor dem irdischen Richter straffällig macht, eben dasselbe würde sie vor einem höheren Richter, wenn es einen solchen giebt, begnaden. Ihr Gatte war ihr Gott auf Erden. Von ihm erwartet sie nicht irdische, sondern himmlische Gerechtigkeit. Von ihm erwartet sie, daß er nicht ihre gesetzwidrige That, sondern ihren heiligen Zweck, den Zweck der Liebe, ansehen werde. Zwar zweifelt sie, aber sie hofft, und geht ihre Hoffnung in Erfüllung, so ist etwas geschehen, was sie in ihrer Sprache, halb Unvernunft, halb Heilige, „das Wunderbare" nennt. Das Wunderbare bleibt aus. Der Gatte entspricht nicht ihrer Erwartung. Sie war überzeugt gewesen, er werde, vom Beweis ihrer großen Liebe tief beglückt, alle ihre Schuld selber auf sich nehmen; und um ihm dieses Liebesopfer zu ersparen, war sie entschlossen ge-

wesen, vorher in den Tod zu gehen. Aber es kommt anders. Er wird böse und furchtsam, in seinem Groll und seiner Angst sogar äußerst brutal. Er denkt nur an sich und gar nicht an sie; nicht etwa weil sein Rechtsgefühl sich gegen ihre Verschuldung empörte, sondern um seiner äußeren Stellung, seiner äußeren Ehre willen; er steht vor der Frage: Weib oder Welt? Sie hatte gehofft, er werde sagen: Weib, und er sagt: Welt. Jetzt kennt sie ihn ganz. Jetzt hat er ihre Liebe verloren, und jetzt weiß sie, daß ein ferneres Beisammensein keine wahre Ehe mehr wäre, keine innige Übereinstimmung in dem, was wahr und gut ist. Eine andere Ehe aber erscheint ihr unsittlich, als Gemeinschaft mit einem „fremden" Mann. Sie spricht es ganz offen aus. Sie kann keine Stunde mehr im Hause des fremden Mannes bleiben, und diesem tiefen und unbezwinglichen Sittlichkeits- und Keuschheitsgefühl bringt sie das schwerste Opfer: die Mutter geht von ihren Kindern. Man hat sie dieserhalb getadelt, man hat ihr den Vorwurf der Gefühlsroheit gemacht. Ja, weiß man denn, ob nicht ihr Herz darüber brechen wird? Wir hören hinter ihr die Hausthür ins Schloß fallen, dann erfahren wir nichts mehr von ihr. Ihr Plan war, auf eigenen Füßen zu stehen und sich frei zu arbeiten vom Einfluß anderer, eine selbständige Persönlichkeit zu werden. Hatte sie früher in Kleinigkeiten kleine Lügen nicht verschmäht, so geht jetzt ihr ganzes Wollen und Wesen auf eine einzige große Wahrheit. In diesem Sinne stellt sie die Pflicht gegen sich selbst höher als die Pflicht gegen andere, und spricht damit einen Grundsatz aus, der vor der Alltagsmoral nicht stand hält. Daß er vor einer höheren Weisheit bestehen kann, geht aus dem nächsten Ibsenschen Drama hervor: „Gespenster."

Wie Dina Dorp auf Nora herüberwirkt, so wirkt aus dem „Puppenheim" der episodisch auftretende Doktor Rank, dessen Rückgrat für die lustigen Lieutenantstage seines Vaters büßen muß, hinüber auf den erblich schwer belasteten Oswald Alving. Aber Held der Tragödie ist nicht er, sondern wiederum eine Frau, seine Mutter. Während Nora freiwillig ihre Kinder verläßt, weil sie sich nicht für fähig hält, sie zu erziehen, giebt Frau Helene Alving ihren Sohn aus dem Hause, um ihn von schädlichen Einwirkungen dieses Hauses fern zu halten. Aber vergebens; denn er verkommt zwar nicht sittlich, wohl aber körperlich, weil er das Erbteil seines Vaters im Blute trägt, wo er auch sei. Helene Alving kommt zu der furchtbaren Erkenntnis, daß sie den Unglücklichen, der dem Tode verfallen war, noch bevor er geboren, niemals hätte gebären sollen. Sie hatte sich einem Geliebten versagt und auf gutes Zureden anderer einen anderen genommen; sie überzeugte sich bald, daß dieser andere ihrer nicht wert war, und flüchtete sich zu dem, den sie wahrhaft geliebt hatte. Dieser aber führte sie vom Standpunkt der Alltagsmoral zu ihrer ehelichen Pflicht zurück, und die Folge davon ist, daß Oswald zur Welt kommt: „wurmstichig". Hätte sie immer nur ihre innere Stimme befragt, wäre sie ohne Rücksicht auf Welt und Sitte dem Zuge ihres Herzens gefolgt, hätte sie ganz frei gewählt, so wäre das grauenhafte Unglück, das nun Seele und Gestalt angenommen hat, das sie mit der Liebe einer Mutter lieben muß, niemals geschehen. Was Wunder, wenn in dieser Frau, die mit heroischer Kraft gegen ihr Schicksal kämpft, revolutionäre Gedanken entstehen? wenn ihr Zweifel kommen, ob nicht Gesetz und Ordnung alles Unheil in der Welt anrichten? wenn sie, die ihrem inneren Herzenstrieb gefolgt war, in echt tragischer Maßlosigkeit nun schon vor der Geschwisterehe nicht erschrickt, sobald sie dem Drange eigenwilliger Herzen lieb ist?

Henrik Ibsens persönliche Abneigung gegen die Allerweltsmoral, wie sie im „Puppenheim" Noras Gatte, in den „Gespenstern" Helene Alvings Jugendgeliebter, der Pastor Manders, vertritt, wurde noch erheblich bestärkt durch die

Aufnahme, welche die „Gespenster“ im Norden gefunden hatten. Man wütete gegen den Dichter, schrieb gewisse nihilistische Äußerungen der Frau Alving, welche vielleicht auch das wunderliche Polizeiverbot in vielen deutschen Städten herbeigeführt haben, dem Dichter selbst zu und entsetzte sich über den pathologischen Teil des Inhalts. Der Eindruck, den diese allgemeine Wut auf Ibsen machte, führte ihn zur Abfassung des „Volksfeindes“, der gegen die Verlogenheit der Majorität eine leidenschaftliche Philippika hält, dadurch seine Existenz opfert, aber seine ganze freie und selbständige Persönlichkeit voll ausströmen läßt. Und wie Molières Menschenfeind durch seine Wahrheitsliebe und den freien Mut seiner Meinung schließlich in die Wüste geht, um ein anständiger Mensch bleiben zu können, so erklärt Ibsens Volksfeind, daß er der stärkste Mann ist, weil er allein steht, befreit von allen Rücksichten auf konventionelle Lüge. Und er ist nicht nur der stärkste, sondern auch der vornehmste Mann, denn er hat ohne plebejische Furcht und Selbstsucht nur das wahre Wohl der Menschheit im Auge gehabt. Dieser sittliche Adel läßt ihn stolz und froh sein Mißgeschick ertragen und, ein Optimist wie er ist, will er versuchen, aus verlumpten, von der Kulturlüge noch nicht angekränkelten Gassenjungen vornehme Männer zu erziehen. Die Menge hohnlacht, seine eigenen Knaben blicken bedenklich drein, die eigene Frau schüttelt wehmütig lächelnd den Kopf, und nur eine stolze, einsame Seele glaubt an ihn: seine Tochter.

Das Stück hält still vor der Frage, ob die Mission, die sich der idealistische Volksfeind giebt, erfüllbar sei. Und diese Frage wird Gegenstand der „Wildente“. Mit dieser idealen Forderung tritt Gregers Werle an seinen Jugendfreund Hjalmar Ekdal heran, den er tief in der Lebenslüge stecken sieht. Er will ihm die Lebenslüge nehmen und ihn dadurch wahrhaft glücklich machen. Aber Hjalmar Ekdal zeigt sich des wahren Glückes nicht gewachsen. Er wird noch haltloser, als er schon war, und erst als ihn die Lüge seines Lebens wieder beduselt, wird er ruhig und bleibt, wie er gewesen, ein an der eigenen Phrase sich benebelnder Windbeutel, von dem man nie weiß, ob er mehr sich selbst oder andere belügt, der in erheuchelten Gefühlen schwelgt und sich in seiner Borniertheit groß dünkt; eine der lebenswahrsten Verkörperungen des „schwachen Fleisches“, die je ein Dichter geschaffen hat. Aber vom grellen Lichte, das der Wahrheitsfreund plötzlich in das sittliche Duster des Ekdalschen Familienlebens hineinwirft, wird ein junges, nachdenkliches, naiv ringendes Leben getroffen. Das Evangelium der Opferfähigkeit und des Liebesbeweises, welches Gregers Werle den Ekdalleuten predigt, wird von der halbwüchsigen Hedwig halb verstanden und ganz empfunden. Sie hat die Liebe ihres Vaters verloren und will sie sich wieder erobern, indem sie ihm das opfert, was ihr in ihrer kleinen Welt die meiste Freude macht. Das ist eine flügellahme Wildente in der Bodenkammer. Während sie schußfertig vor dem unglücklichen Federvieh steht, hört sie nebenan ihren Vater perorieren, der an ihrer Liebe zweifelt und in seinem geckenhaften Pathos, halb angesteckt durch Gregerssche Gedanken, nicht an ihre Bereitwilligkeit glauben mag, für ihn ihr Leben zu lassen. Da antwortet aus der Bodenkammer ein Pistolenschuß, der Hedwigs Herz getroffen hat. Eine Kinderseele hat das Ideal des Wahrheitsapostels erfüllt, und dieser unverbesserliche Optimist glaubt nun, daß in seines Freundes Hjalmar Seele der Schmerz das Große frei gemacht hat. Aber ihm gegenüber steht sein Antipode Relling. Wähnt Gregers das Glück in der Wahrheit, so sieht es Relling bei den meisten Menschen (es ist die kompakte Mehrheit, der der Volksfeind gegenüber stand) in der Lebenslüge. Die ideale Forderung ist nicht für Dutzendmenschen. Und soweit es Hjalmar Ekdal betrifft, hat Relling recht. Was bei Gregers tiefinnerste Überzeugung ist, war

bei Hjalmar nur vorübergehende Redensart. Wie er sich in seinen „Sumpf“, zu seiner seelensguten, plumpen, sorgsamen und skrupellosen Gina wieder zurücksehnt, ist mit einer Meisterschaft zur Anschauung gebracht, welche nur mit Shakespeare verglichen werden kann.

Die ideale Forderung fordert einen idealen Sinn, der nur bei wenigen ist. Bei Hedwig nahm er die Form kindlicher Unschuld an, und wenn Hjalmar und Gina der Forderung nicht genügten, so genügen ihr Rosmer und Rebekka in Ibsens folgendem Drama „Rosmersholm“. Was jener Volksfeind sich vornahm, was Gregers Werle in der Ekdalschen Familie unheilvoll versucht, das schwebt auch dem Pastor Rosmer vor, der sich von angeerbten und anerzogenen Anschauungen über Staat und Kirche losgemacht hat und einem Zukunftsstaat frohe, edle Menschen erziehen will, welche das Ideal der individuellen Freiheit und der die Gefahren einer solchen Freiheit ausgleichenden Opferfreudigkeit verkörpern. War der Volksfeind ein naiver Hitzkopf gewesen, der aus einem gewissen Mangel an ruhiger Überlegung, an Sophrosyne, rücksichtslos und rückhaltslos auf sein Ziel einstürzte, war Gregers Werle ein vereinsamter Grübler, dessen ehrlicher, bornierter Hartsinn über ein trostloses Familienschicksal hinweg treuherzig-täppisch ein Weltglück sucht, so ist Johannes Rosmer eine feine, sinnende, im Edelsten und Reinsten lebende Seele, ein geistiger Aristokrat von Natur, zart empfindlich nach außen hin, tief eindringend nach innen. Hat Gregers etwas vom Don Quichotte, so hat Rosmer etwas vom Hamlet. Was der Volksfeind sich vornimmt, was bei Gregers scheitert, wird von Rosmer, in einem Falle wenigstens, erreicht. Er hat eine Seele geadelt. Rebekka West war aus unsauberen Verhältnissen mit einer schuldbeladenen Vergangenheit nach Rosmersholm gekommen, und auch hier begeht sie etwas, das einem Verbrechen verzweifelt ähnlich sieht. In den Hausherrn mit der ganzen Leidenschaft ihrer dämonischen Natur verliebt, erkennt sie sofort, daß Rosmer von seiner kränklichen, sanften Frau zwar innig und wahr geliebt, aber nicht verstanden wird, daß Rosmer in seiner Ehe des Glückes und der geistigen Gemeinschaft entbehrt. Rebekka dagegen ist fähig, sofort an seinem Seelenleben teilzunehmen. Und da ihr das Seelenleben nicht genügt, da auch ihre Sinne begehren, so klärt sie die Nebenbuhlerin über ihr Eheverhältnis auf; diese zarte Seele erkrankt an der traurigen Wahrheit, aber findet, wie Hedwig Ekdal, Mut und Kraft, ihr Leben der Liebe zum Opfer zu bringen. Halb umdüstert, halb hellsehend erkennt sie, daß Rebekka und Rosmer füreinander passen, und geht in den Mühlenbach. Jenes „Wunderbare“, das Nora von ihrem Gatten vergeblich erhofft hat, wozu sie selbst fähig gewesen wäre — ein zartes Kind, ein leidendes Weib vollbringen es.

Aber nun geschieht auf Rosmersholm noch etwas Wunderbareres. Die Opferthat ist geschehen, der Weg Rebekkas zu Rosmer ist frei, sie leben selbander, von der Welt beklatscht, auf dem einsamen Landsitz, aber sie verkehren wie Geschwister, wie brüderliche Freunde. Der geistige Umgang mit dem edlen, feinen, stillen, keuschen Mann hat tief in Rebekkas verwilderter Natur eine bessere Seele geweckt, ihre Leidenschaft geläutert, ihre Triebe geadelt, alles Große in ihr frei gemacht. Was Geburt, Gewöhnung, Erziehung in ihr erniedrigt, herabgedrückt, verschmutzt hatten, dringt hervor wie ein Edelstein aus dem Erdmoraste. Man könnte sie für eines jener zerlumpten Straßenkinder halten, welche in der Schule des Volksfeindes stark und vornehm werden sollten. Und wie Rosmers kontemplative Natur sie geläutert hat, so treibt ihre aktive Natur ihn zu mannhafter Thatenlust, denn Ibsen hat niemals ein Weib gezeichnet, das ohne starken Einfluß auf den Mann gewesen wäre, dem sie angehörte. Und doch können die beiden nicht auf der Welt zusammen-

bleiben. Aus Rebekkas Vergangenheit steigen die dunklen Gespenster auf.

Es tritt ein Augenblick ein, wo sie Rosmer alles bekennen muß, ihre Vergangenheit, ihren todbringenden Frevel an der verstorbenen Frau. Erst durch dieses Bekenntnis wird ihre Seele ganz frei; aber Rosmers Gefühl muß sich verwirren. Er durchschaut sie nicht so genau, daß er an ihre Umwandlung glauben darf. Sie ist ihm dafür einen Beweis schuldig, einen Liebesbeweis, der nicht hinter dem zurückstehen darf, welchen die Verstorbene ihm gegeben hat. Wie diese, muß sie gern und freiwillig ihr Leben für ihn lassen. Sie thut es; auch sie geht in den Mühlenbach, und er mit ihr. Seine Lebensanschauung hat ihre Seele geadelt, aber das Glück getötet, das ihr wildes Verlangen einst erjagen wollte. Sie kann über ihre eigene Vergangenheit nicht mehr weg. Fürs Leben kann sie dem reinen Manne nicht mehr gehören. Sie fühlt sich schuldbeladen, und nur Schuldlosigkeit ist nach Rosmers Lehre die Voraussetzung der edlen Lebensfreude. Nur die stille Liebe kann eine Schuld lösen, und ob Rebekka dieser stillen Liebe fähig ist, daran muß Rosmer nach allem, was vorangegangen ist, nunmehr zweifeln. Der Zweifel aber tötet, und nur der Glaube macht lebendig.

Rosmers Fähigkeit, Menschen umzuwandeln, hat sich an Rebekka erwiesen, und gerade Rebekka ist es, welche ihm den Glauben an seine Fähigkeit und den Glauben an die Fähigkeit der Menschenseele, sich adeln zu lassen, nur durch einen Beweis ihrer Liebe wiedergeben kann. Dieser Beweis aber kann nur ihr Opfertod sein, denn nach der alten Rosmerschen Lebensanschauung verlangt Verbrechen Sühne. Wohin sie Rosmers Weib getrieben hat, muß sie selber folgen, und Rosmers frei gewordene Lebensanschauung führt zu demselben Resultat: „Über uns ist kein Richter. Und daher müssen wir selbst Justiz üben.“ Und eins geworden im Leben wie im Tod, gehen sie zusammen froh und freudig in den Tod, da sie unter dem Schatten der Vorangegangenen nicht zusammen leben können. „Die selige Frau hat sie geholt,“ jammert ein Weib aus dem Volke.

Es ist ein freier und froher Entschluß, der hier gefaßt wurde, und derselbe freie und frohe Entschluß erhält die Heldin des jüngsten Ibsenschen Schauspieles, „Die Frau vom Meere“, nicht nur am Leben, sondern macht sie sogar gesund, giebt ihr die Fähigkeit, sich umzuwandeln und sich anzupassen, macht auch sie edel und froh. Wie Helene Alving, so war auch Ellida nicht der reinen Neigung ihres Herzens gefolgt, als sie dem verwitweten Doktor Wangel die Hand reichte. Sie hatte äußere Rücksichten gelten lassen. Sie kam in Verhältnisse, die ihr widrig waren; ihre kranke Sehnsucht symbolisiert sich in dem Meer ihrer Heimat, dessen freie Luft ihrem Atem, dessen Weite ihrem Auge fehlt, und personifiziert sich in einem fremden Manne, der ihr einst ein abenteuerliches Liebesversprechen abgerungen hat. Was sie durch ihre Ehe aufgab, lastet auf ihrem Gemüt und macht es krank. Der Gatte und seine Töchter leiden darunter. Der Zwang wird ihr immer unerträglicher und treibt ihre reizbare Einbildungskraft zu vagen Vorstellungen und Plänen. Als vollends der fremde Mann plötzlich da ist und sie an ihr Wort gemahnt, verwirrt sich ihr ganzes Herz. Aus den bescheidenen, engen, geordneten Verhältnissen lockt und zieht es sie mit unheimlicher Gewalt ins Ungewisse hinein: zum Manne, zum Meere. Je verständiger, eindringlicher der Gatte, der zugleich ja ein Arzt ist, ihr ins Gewissen redet, an ihr Gefühl und auch an ihre Intelligenz appelliert, desto verworrener wird sie, und endlich gelangt sie im Sturme widerstreitender Gefühle zu dem flehenden Rufe: Gieb mich frei! Er thut, was jeder Mann thun würde. Er hält sie fest. Er mahnt und warnt, er tritt der Verlockung schroff entgegen; als er aber sieht, daß gar nichts hilft, daß die Gewalt des Fremden, der sie nicht zwingen will, der

nur ihren freien Entschluß wünscht, stärker und stärker wird, da faßt er selbst einen großen Entschluß. Er giebt sie frei. Auf die Gefahr, daß sie ins Ungewisse, ihrem Tod und ihrer Schmach entgegengeht, stellt er sie vor eine freie Wahl. Die Probe, die Noras Gatte nicht bestand, Ellidas Gatte besteht sie, und während Nora von ihm geht und die eigenen Kinder verläßt, bleibt Ellida nun freiwillig und wird den Stiefkindern eine gute Mutter sein. Von dem Momente an, wo ihr Gatte ihr die Wahl ließ, wo sie selbst nach Pflicht und Gewissen, in Freiheit und unter eigener Verantwortung zu entscheiden hatte, sieht sie alles anders, umgewandelt durch seine opfermutige Liebe, die das freie Recht ihrer Persönlichkeit einräumte. Und den traurigen Opfern der Vererbung, die Ibsen vorgeführt hatte, steht hier versöhnlich ein beglückendes Anpassungsvermögen gegenüber. Die „Frau vom Meere" hat sich in Freiheit und unter Verantwortlichkeit fern vom Meere acclimatisiert. Ein Sieg des Willens über die Vorstellung, des Geistes über die Natur. Bei diesem Ergebnis hält Henrik Ibsen gegenwärtig still, und aus den düsteren Schatten, die seine Gestaltenwelt umlagerten, öffnet sich ein Sonnenblick auf das, was noch von ihm kommen wird. Seinem frohen, edlen Menschheitsideale werden seine Menschen reifer und reifer; die Bürger des „dritten Reiches", das schon der Magier Julians des Apostaten weissagte, da er das Ende der antiken wie der christlichen Welt vor Augen sah, des „dritten Reiches", in dem nach Ibsens Hoffnung die alten Lebensmächte sich zu einer neuen verschmelzend fortentwickeln werden. Wie Ibsen die naturwissenschaftliche Entwickelungslehre zur Grundlage seiner Weltanschauung gemacht hat, wie er den Menschen in seiner Abhängigkeit von natürlichen Bedingungen, von Land und Volk, von Klima und Wetter hinstellt und ihn nach Befreiung von diesen äußeren Einflüssen ringen läßt, so glaubt er auch an die Entwickelungsfähigkeit der geistigen und sittlichen Lebensfaktoren. Und ob auch alte Ideale fallen, es werden neue kommen, denen entgegenzustreben sich lohnt, dem Schicksal zum Trotz. Ibsens Poesie setzt sich das Ziel, zu zeigen, wie Charaktere im Kampf gegen das Schicksal erstarken, ohne es zu überwinden. Des Dichters Weltanschauung verwirft in Übereinstimmung mit der modernen Naturwissenschaft die Lehre von der absoluten Freiheit des menschlichen Willens, aber seine Kunst führt Menschen vor, die ihre ganze Kraft und ihre ganze Liebe daran setzen, ihren Willen frei zu machen von den dunklen Gewalten, die man früher Moiren oder Nornen nannte und die man jetzt Naturnotwendigkeiten nennt. Führt dieses Streben auch nicht zum Ziel, so macht es doch den Strebenden größer, besser und freier. Warum aber — so wendet man ein — warum dies nutzlose Streben? Warum bei so trostloser Weltanschauung nicht lieber quietistische oder fatalistische Weltentsagung? Warum? Weil es mit dem sittlichen Streben nach der nie erreichbaren Freiheit nichts anderes ist als mit dem geistigen Suchen nach der nie erreichbaren absoluten Wahrheit. Und wie nach Lessings groß-bescheidenem Wort für uns Menschen der Wahrheitstrieb zuträglicher ist als die doch nur für Gott bestimmte Wahrheit selbst, so darf man auch getrost dem lieben Gott den Besitz der Freiheit gönnen und sich mit dem seelenadelnden Freiheitstrieb begnügen. Ringet nach dem unbekannten Ziel, auch wenn ihr nie hoffen dürft, es zu erreichen.

Henrik Ibsen gehört zu denen, die an Bord des Fahrzeuges stehen, das in eine ungewisse Zukunft, dem „dritten Reich" entgegen segelt, und die mit geschärftem Auge hinaus in die Ferne blicken. Wer weiß, ob er schon einen Schimmer neuen Landes sieht, früher als die anderen?



Hochfjeldlandschaft. Nach einer Skizze des Verfassers.

Aus dem skandinavischen Hochgebirge.

Von

Karl Kollbach.



Die meisten Touristen, welche Norwegen bereisen, folgen der großen Route, die an der Westküste hinauf bis zum Nordkap geht. Bequeme große Dampfer vermitteln hier die Verbindung; auf kleineren Schiffen zweigt man von der Hauptlinie ab und dringt in das Innere der zahlreichen, wundervollen Fjorde, besucht auch wohl das eine oder andere der hier einmündenden Thäler, von deren Seitenwänden herrliche Wasserfälle herabstürzen und aus deren Hintergrunde beschneite Firnspitzen auftauchen. Bei all diesen Fahrten enthüllt sich dem Reisenden eine Fülle wundervoller Landschaftsbilder, die in dem reichen Wechsel ihrer Formen unwillkürlich an manche Partien der Alpen erinnern. Einen ganz ähnlichen Eindruck gewinnt auch derjenige, welcher das Gebirge von den tiefen Thälern aus betrachtet, durch welche die Verkehrsstraßen von Schweden und Süd-Norwegen gemächlich zu den Hochpässen und den Fjorden der Westküste hinüberführen.

Indes wäre es sehr gefehlt, von diesen Wahrnehmungen einen Schluß auf die Beschaffenheit des ganzen skandinavischen Hochlandes zu thun. Die wahre Natur desselben erschließt sich erst demjenigen, welcher durch die einförmigen nordischen Urwaldgebiete der östlichen Stufenland-

schaften von der Ostsee und Schweden her hinansteigt und so allmählich der Hauptfeste des Landes sich nähert, oder wer die Thalböden mit ihrer spärlichen Kultur verläßt und durch mehrstündige Wanderungen die Rücken der sie einschließenden Hauptkämme erklettert. Die vorhin angedeutete Ähnlichkeit mit den Alpenlandschaften ist dann verschwunden, ungeheure Hochflächen breiten sich vor seinen Blicken aus. Das sind die echten norwegischen Fjelde, gegen deren Ausdehnung die spärlichen Kulturstriche der Thäler und Küstenlandschaften förmlich verschwinden, auf denen die dürftige arktische Vegetation nur für kurze Monate an die Stelle der aufgehäuften Schneemassen der langen Winternächte tritt. Von diesen Standorten aus bietet sich das Gebirge als ein meilenbreites, nur von flachen Bodenwellen durchzogenes Hochplateau dem Beschauer dar. Einzelne wenig ausgeschnittene, mit riesenhaften Granitblöcken überstreute Kämme oder Kuppen ragen über seine Fläche empor, und hier und da sind ihm höhere Massive aufgesetzt, welche weit in die Region des ewigen Schnees hinaufragen, aber trotz ihrer mannigfachen Bildungen den eigentlichen Fjeldcharakter doch nicht ganz verleugnen. Infolgedessen übertreffen die Schneefelder dieser Hochmassive an Ausdehnung teilweise die mächtigsten der Alpen; und ihre Gletscher breiten sich tafelförmig über weite Strecken aus. Mit hohen senkrechten Abstürzen lagert das blaue Eis stellenweise über den Rändern dieser Hochflächen und



Holzkirche in Romsdal.

bildet, herabstürzend, an ihrem Fuße sekundäre Gletscher von beträchtlicher Größe in tiefen Regionen.

Der große Formenreichtum des Gebirges entfaltet sich also nur da, wo die tiefen Thalspalten seine Urfelsmassen durchbrechen oder das Meer mit seinen blauen Fjorden in die durch die Bildungsprozesse des Hochlandes entstandenen Klüfte und Schluchten hineingreift.

Wohl die gewaltigste dieser Senkungen zieht sich in nordnordwestlicher Richtung vom Fjord von Christiania aus quer durch ganz Skandinavien. Sie ist die Fortsetzung der inselreichen Bucht des Skagerraks, welche den tiefen Halsausschnitt der großen skandinavischen Halbinsel verursacht. In ihrem untersten Teile strömt der Vormen, ein Nebenfluß des Glommen, zum Meere. Er bildet den Abfluß des meilenlangen Mjösensees, dessen klare Fluten an ihren tiefsten Stellen selbst bis unter das Niveau des Skagerraks herabsinken. Weiter oberhalb bezeichnet das Thal des in den Mjösensee einmündenden Logenflusses die Richtung dieser mächtigen Gebirgskluft. Wiederholt unterbrechen in flachen Etagen übereinander liegende kleinere Seespiegel oder ehemalige Seebecken den Lauf dieses Gebirgsflusses, bis zur Wasserscheide und Paßhöhe, wo der sumpfige Lesjeverksvandsee die merkwürdige Erscheinung bietet, daß er sowohl einen Abfluß zum Skagerrak als auch zum Atlantischen Ocean entsendet. Ersterer ist der schon genannte Logen, letzterer die Rauma, der Fluß des Romsdal, der die romantischste Landschaft vielleicht von ganz Norwegen durchströmt.

Wir hatten lange genug von Süden her das Thal des Logen durchwandert. Allmählich ermüdete der Anblick seiner Bergformen, welche, mit alpinem Gewande geschmückt, stellenweise an einzelne ödere Gebiete des Gotthard erinnerten. Nur einmal hatten wir einen der das Thal umgrenzenden Gebirgswälle erstiegen und waren durch einen wundervollen Anblick belohnt worden; denn durch das Seitenthal der Otta aufwärts erblickten wir das Hochmassiv von Gotunheim, die höchste und bedeutendste aller Erhebungen des skandinavischen Hochlandes. Es war ein wundervoller Abend, als sich uns zuerst dieser Blick auf die Wunderwelt der nordischen Riesenberge erschloß. Durch die Wolken hindurch ragten finstere Bergmassen, und auf ihren Flächen erglühten ungeheure Schneefelder im rötlichen Abendlichte. Dann aber hatten wir die Reise im Thale fortgesetzt, und wir waren nun am Südufer des Lesjeverksvandsees angelangt, von wo die Wanderung über das Fjeld unternommen werden sollte.

Nach einem Frühstück, welches bei uns den guten Eindruck, den wir allerwärts von der norwegischen Küche empfangen, nur noch vermehrte, verließen wir den altertümlichen und reichen Bauernhof, in dem wir wohnten, und gingen zunächst im Thale eine Strecke aufwärts. Hier überraschten uns mächtige Schlamm- und Geröllbänke, welche auf den ersten Blick auf einen ehemaligen Seeboden hätten hinweisen können. Allein ihre Tiefe war dafür zu beträchtlich; und bei genauerer Untersuchung stellten sie sich als die Moränen vorzeitlicher Gletscher dar, die ehemals das ganze Thal ausgefüllt haben mußten. Im Gegensatz zu den Moränen der Alpen führten diese Ablagerungen auffallend wenig Gesteinsblöcke mit sich. Dies wird dadurch erklärlich, daß die Firn- und Gletschermasse die ganze Fjeldhöhe überlagerte und die Eisströme hier noch nicht weit zwischen steilen und hohen Bergmassen herabgeflossen waren; denn erst dadurch wird, wie in den Alpen, ihre Oberfläche von so beträchtlichen Schuttmassen überstreut, die an ihren Rändern und an ihrer Endigung beim Abschmelzen der tragenden Unterlage die mächtigen Seiten- und Stirnmoränen bilden. Noch in geologisch sehr junger Zeit muß diese Vergletscherung stattgefunden haben; denn die Auswaschung an ihren Ablagerungen ist noch erst in den Anfängen, und die vom rutschenden Eise

polierten Rundhöcker mit ihren Schmarren und Schliffen sind noch wenig verwittert.

Man kann sich bei dem Anblicke dieser Verhältnisse mit Leichtigkeit in jene Zeiten zurückversetzen, wo das ganze Fjeld eine einzige, ungeheure Schneemasse überlagerte, welche mit mächtigen Gletscherzungen durch die Thäler herabreichte und das vorrückende Eis bis zum Spiegel der zahlreichen Fjorde hinabschickte, wo es, abbrechend, in Form von Eisbergen die Fahrt über die nördlichen Meere, besonders über die Ostsee, begann. Auf ihrem Rücken trugen diese Eisberge noch die Granitblöcke, die ihre Oberfläche in den Gletschern überlagert hatten. Das sind die erratischen oder Findlingsblöcke, die mit dem strandenden und schmelzenden Eise an der Nordküste Deutschlands ausgestreut wurden und als seltsame Wahrzeichen der ehemaligen Eiszeit den Forscher der Heimat im Geiste zu dem langsam aus dem Meere emporwachsenden Hochlande Skandinaviens hinüberleiten. Ganz verständlich werden uns diese Zustände aber erst durch die Schilderungen neuerer Reisenden, welche die Küsten und Fjorde Grönlands und Spitzbergens besuchten, oder gar, wie in neuester Zeit Nansen, bis in die unermeßlichen Schneeeinöden des Inneren vordrangen. Für Skandinavien sind inzwischen die Verhältnisse ganz andere geworden. Das Klima hat sich geändert; der Einfluß des Golfstromes und die langen Sommertage mit der am Himmel kreisenden erwärmenden Sonne bringen den Schnee der Fjeldhöhen, wenn auch nur für wenige Wochen, durchweg zum Schmelzen. Die Grundbedingung für die Entstehung der ehemaligen Riesengletscher fällt damit weg; und heute zeigen nur noch die einzelnen Hochmassive die Erscheinungen, welche ehemals der ganzen Halbinsel bis herab zum Meere ihr Gepräge verliehen. Zugleich hob sich das Land mehr und mehr aus dem Meere empor und thut es noch weiter; und fern der Küste auftauchende Klippenreihen verkünden weitere und neue Bergketten der fernen Zukunft.

Der Fluß des Thales hatte wunderliche Auswaschungen in diesen Moränenablagerungen verursacht, und allerwärts drohten die hohen steilen Wände des losen Materials, vom Wasser unterspült, mit Einsturz. Aber auch kleinere Bäche, selbst die nach einem Regen zu Thal gehenden Gewässer hatten überall tiefe Furchen und Rinnsale ausgewaschen, die mich an die Beschaffenheit der niederrheinischen Lösbänke oder an die Uferstriche mancher Steppenflüsse erinnerten. Auf der Oberfläche dieser Bildungen entfaltet sich der kümmerliche Anbau des Thales. Hier stehen neben etlichen behäbigen Höfen die kleinen, armseligen Holzhäuser mit der schweren Rasen- oder Schieferbedachung, und mitten dazwischen das schmucke Holzkirchlein mit dem schlanken spitzen Turme. Und um diese Ansiedelungen herum liegen die Äcker mit Gerste, Hafer und Kartoffeln bepflanzt. Die Ernte ist in diesem Hochthale stets unsicher, und zu Ende des August war man eben dabei, den Hafer grün abzumähen und die Garben an aufrecht stehenden Pfählen zum Trocknen aufzubinden; die Kartoffeln standen noch in Blüte. Über diesen Ländereien steigen steile Bergwiesen an, auf denen weidende Rinder gehen und mutige Rosse sich tummeln. Oberhalb dieser Triften aber beginnt der buschige nordische Wald und überkleidet mit seinem filzigen Unterholz alle Kanten und Blöcke des festen Urgesteines. Freilich hier sind nicht mehr die hohen, stolzen Forste, welche wir in tieferen Lagen etliche Tage vorher südlich vom Gebiete des Snehätta durchwanderten und durch welche uns später die Reise im nördlichen Schweden führte. Hier in diesen Höhen schießen die Birken und Tannen nicht mehr turmhoch empor, wie drunten in den geschützten Thälern und an den warmen Fjorden der Westküste. Alles kriecht mehr in sich zusammen, und über die knorrigen Äste wallen lange Bärte von weiß-gelblichen Flechten.

Es ist ein eigentümlicher Mischwald, durch den wir hinaufklettern, in dem Tannen, von Wald-, Sumpf-, Heidelbeeren und Heidekraut den feuchten von schwammigen



Der Andfos im Gudbransdal.

Kiefern, Birken, Erlen, Espen und Vogelkirschen vorherrschend sind. Als Unterholz überwuchert ein dichtes Gestrüpp Moospolstern überlagerten Boden. Allmählich werden die Bäume des Waldes kleiner. Die letztgenannten Sträucher



Der Slettafall im oberen Romsdal.

blick auf die gegenüberliegenden, oberhalb der Thalabstürze flach ansteigenden Fjelde, und vor uns verrät die geringere Steigerung und das Zutagetreten rundlicher Granitrücken, daß auch wir uns der obersten Fläche des gigantischen Gebirgswalles nähern. Noch einige hundert Schritte, und wir haben jegliche Baumvegetation hinter uns gelassen, und vor uns dehnt sich die einsame Fjeldhöhe aus.

Es beschlich mich ein eigentümliches Gefühl, als wir nun nach einer kurzen Wanderung den Blick in das Thal verloren hatten und wir im meilenweiten Bereich keine Spur menschlichen Daseins mehr erblickten, sondern rings nur eine trübe Einöde, die an Stille und Verlassenheit kaum ihresgleichen hat in der Welt. Bald schon wurde das Wandern in der pfadlosen Wildnis

nehmen im Verein mit Zwergbirken und Kriechweiden ihre Stelle ein. Hinter uns entfaltet sich immer großartiger der Aus-

beschwerlich. Trübe, bräunliche Tümpel glänzten allerwärts; schleichende Gewässer rannen mit unschlüssigem Laufe lautlos

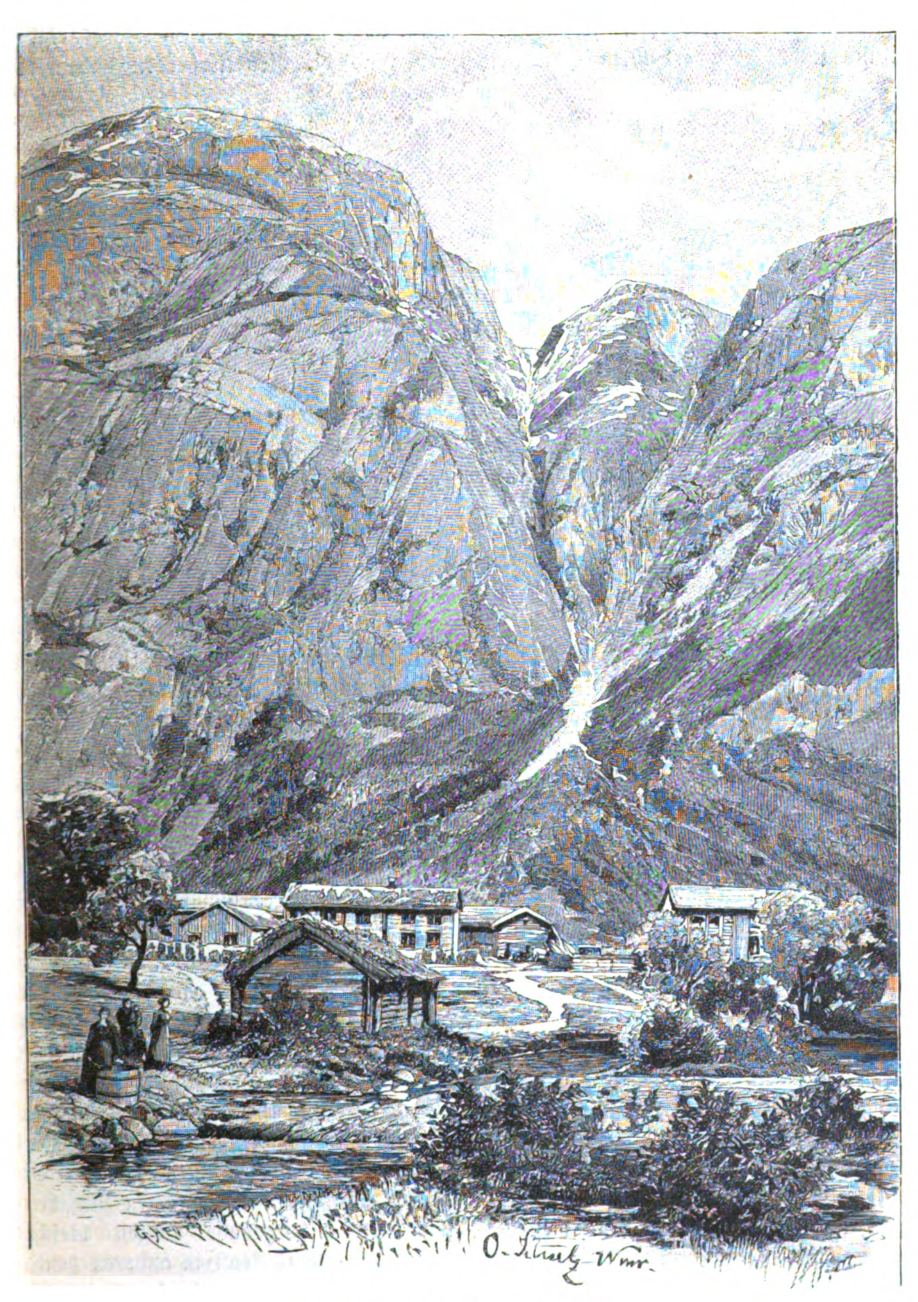
zwischen aufgequollenen Moospolstern und niederen Kräutern; hier und da ragten bleiche Gesteinsblöcke aus den schleichenden Wassern auf, über deren schwarzer Fläche nickende Wollgräser ihre weißen Haarbüschel neigten. Vorsichtig übersprangen wir die moorigen Rinnsale, und oft versank der Fuß bis zum Knöchel in dem schwarzen Grunde, aus dem jeder Schritt ein seltsam leises Glucksen und Quirlen weckte. Wo stellenweise der Boden fester wurde, nahm ein dichtes Gestrüpp von alpinen Kräutern die Stelle der Flechten und Moose ein. Dort standen Heidel-, Rausch- und Preißelbeeren, der Porst und die nordische Azalee im Verein mit Zwergbirken und Kriechweiden. Dazwischen blühten mancherlei niedrige Alpenkräuter; und auf dem Grunde bargen sich dichte Lagen aller möglichen Arten von Flechten, Laub- und Lebermoosen.

Wir machten auf einem Felsblock Rast und durchmusterten die Vegetation um uns herum. Am interessantesten war die Betrachtung jener Pflanzendecke, die, pelzartig und wie ein Filz durchwachsen, die hervortretenden Gesteinsblöcke überwucherte. Zuerst siedeln sich kleine, bunte Zirkelflechten auf den nackten Flächen dieser Felsen an. Sie leiten die Verwitterung ein und benagen das harte Gestein, bis größere Becher- und Bartflechten Halt und Nahrung auf der rauh gewordenen Oberfläche finden. Dann trägt der Wind auch die Samen höherer Pflanzen herbei, deren Wurzeln weiter in das Gestein und seine Ritzen eindringen und deren absterbende Teile und niederfallende Blätter im Laufe der Zeiten eine Schicht von Humus über die Felsen breiten und alle Vertiefungen mit fruchtbarem Nährboden ausfüllen. Zuletzt siedeln die kleinen Holzgewächse dieser Region sich an, und der ehemals kahle Felsblock ist nun ganz von der Vegetation übersponnen, die uns noch in schwachen Wellenlinien die Form des unter ihr liegenden Gesteins andeutet. So oft wir die Erde dieser Gesteine untersuchten, fanden wir die Maden und Larven von mancherlei Insekten darin, die hier, nahe der ewigen Erstarrung, ihr Dasein fristen. Sonst sahen wir nichts von höheren Tieren; nur zuweilen flog, von unseren Schritten aufgeschreckt, in hastigem Wellenflug und mit zwitschernder Stimme ein Schneefinkenpärchen aus dem niederen Gehölz empor. Freilich lebt hier auch das Renntier wild, und zwar noch in starken Herden; aber wir bekamen solche erst später an den Ostabhängen des Hochlandes in Nordschweden zu Gesicht.

Entzückend war der Reichtum der Flechten, die in den herrlichsten Farben strahlten und die ganze Landschaft mit gelblichem und rötlichem Schimmer übergossen. Durch die zierlichen wunderhübschen Bart- und Renntierflechten schlangen sich die kräftigeren Gestalten des isländischen Mooses. Dazwischen standen niedliche Becherflechten mit purpurnen Sporangien an den Rändern und grell leuchtende Pilze. Eine Unzahl von Torf-, Laub- und Lebermoosen in allen möglichen Gestalten und mit leuchtendem Grün vollendeten diese wundervolle Kryptogamenflora, die in wenigen Stunden mein Herbarium um zahlreiche Seltenheiten bereicherte. Von dem Reichtum dieser niederen Pflanzenwelt auf den Fjeldhöhen Skandinaviens mag die Thatsache zeugen, daß nicht nur hier zahlreiche Familien vorkommen, die das mittlere Europa nicht kennt, sondern daß auch gewisse Familien, die in Deutschland nur einen oder doch wenige Vertreter haben, hier eine große Anzahl wohl unterschiedener Arten aufweisen. In Throndhjem, wo ich später die Bekanntschaft eines der besten Kryptogamenkenner des Landes, des alten Botanikers und Arztes Dr. Kindt, zu machen Gelegenheit fand, trat mir in dessen Herbarien eine geradezu erstaunliche Fülle vorher nie gesehener Formen entgegen.

So oft ich meinen Blick von der Betrachtung dieser interessanten Kleinwelt der Vegetation aufrichtete, erfaßte mich die Stille und Einsamkeit der Umgebung mit verstärkter Macht. Wir wanderten

weiter und sahen vor uns eine stunden-weit ausgeschweifte sanfte Thalmulde, auf fast regungslos hinfließenden Flüßchens umsäumten. Jenseit dieses weltverlasse-



Bauernhäuser im unteren Romsdal.

deren Grunde vereinzelte niedrige Birken das Bett eines breiten, sumpfigen und nen düsterfarbigen Grundes stieg die Fjeldfläche zu derselben einsamen Höhe

an und zeigte auf ihren weiten Abhängen jene fleckenartig ausgestreuten Schneefelder, welche im Hochsommer für die norwegische Hochgebirgswelt so charakteristisch sind. Von erhöhtem Standorte aus traten über diesen näheren Bergrücken die fernen wechselförmigen Bergkuppen des Romsdal heraus, und ein heller Schimmer von Eis und Schnee umzog die stolzen Häupter und langgezogenen Felskanten dieses wunderbaren Hochlandes. Ein kühler Wind wehte von dort herüber, und die Nacht, obwohl erst Ende August, drohte mit Frost, der, wie sich am anderen Morgen zeigte, auch in der That, bis herab zum Thale, alles Wasser in Fesseln geschlagen hatte. So bleiben denn nicht einmal die drei Sommermonate auf diesen Höhen schnee- und eisfrei; der Winter aber wird hier zur wahren Schreckensnacht. Kaum ein bis zwei Stunden erhebt sich dann um Mittag die Sonne über die unermeßliche Schneefläche; weiter hinauf gen Norden kommt sie überhaupt nicht mehr am Horizonte empor. Wilde Schneestürme, vor denen alles Lebendige zittert, brausen dann zeitweilig über die Fjelde hin, und der flackernde Schimmer des Nordlichtes und der Schein der Gestirne ist das einzige, was die langen Polarnächte erhellt. Jede längere Wanderung über die Höhe birgt dann unvorhergesehene Todesgefahren, und die Renntierherden haben in kluger Voraussicht das Hochplateau gemieden und sind zu den einsamen Waldungen der Thäler und den ausgedehnten Stufenlandschaften der östlichen Abhänge des Gebirges hinabgestiegen, wo sie im Verein mit dem langsam aussterbenden Elche ihre kümmerliche Nahrung suchen.



Ärmliches Bauernhaus im obersten Gudbransdal. Nach einer Skizze des Verfassers.

Wir wollten uns den Genuß nicht versagen, die Nacht über das Fjeld heraufziehen zu sehen. Schon glühte am nördlichen Horizonte der letzte Schein der Abendröte, welcher als matter Schimmer bis fast um Mitternacht in schmalem Saum den Himmel umzog. Die höheren Bergwälle hatten sich in weiße Wolken gehüllt, und über dem einsamen Flüßchen im öden Moorgrunde stiegen bleiche Nebel auf. Was sonst in anderen Hochgebirgen die Stille unterbricht: das Rauschen der Sturzbäche, drang nicht bis zu dieser einsamen Höhe; nur der Wind spielte mit den Kräutern und Gräsern der Moore und pfiff seine stillen einför-

migen Weisen. Es war schon recht dunkel geworden, als wir nach mühsamem Marsche unten im Walde einen Pfad auffanden, der uns zu später Stunde in unser Gasthaus zurückführte.

Die Dämmerung war noch nicht völlig gewichen, als wir uns am anderen Morgen zum Aufbruch rüsteten; eine halbe Stunde später jagten wir in unserem, von zwei schmucken ausdauernden Pferdchen gezogenen Wagen auf der gut gehaltenen Straße des Thales weiter aufwärts. Bald erreichten wir das Ende des Sees, der die Wasserscheide bildet und, wie schon erwähnt, nach zwei entgegengesetzten Richtungen und Meeren seine Abflüsse entsendet. Wir folgten der Rauma abwärts, die anfangs über den moorigen Thalboden fast ohne Gefälle das buntschillernde Diamantnetz perlenden Taues verwandelte. In dieser obersten Thallandschaft verschwanden fast alle Anzeichen der Kultur. Nur einigen armseligen Wohnplätzen begegneten wir. Hier findet man nichts mehr von der Wohlhäbigkeit der Ansiedelungen und der Fruchtbarkeit der Fluren, welche das untere Gudbransdal so geschätzt und seine reichen, aus alten Geschlechtern abstammenden Bauern so stolz und selbstbewußt machen. Die nördliche Vegetationsgrenze der Gerste ist hier bereits überschritten, und selbst der Anbau des Hafers und der Kartoffel bleibt zweifelhaft. Viehzucht ist fast das einzige, was die zwar armen aber biederen Leute ernährt. Aber die Bäche und Seen liefern einen unerschöpflichen Reichtum köstlicher Forellen und



Blick auf den Fjord von Molde und das Hochgebirge von Romsdal.

hinfließt. Die bräunlichen Sumpfwiesen glitzerten im Schimmer des nächtlichen Reifes, der sich nun bald unter den ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne in Lachsforellen, und die Wälder und Fjelde mancherlei Wild. Die stattlichen Geweihe der Renntiere prangen fast an allen Giebeln der dürftigen Häuschen

als stolze Jagdtrophäen der glücklichen Schützen.

Zur Seite des Thales standen mehrere hohe Bergkuppen, die teilweise mit ewigem Schnee bedeckt waren. Sie erhoben ihre Gipfel nur einige hundert Fuß über die Sohle unseres Hochthales; aber von der nahen Westküste und dem Meere aus grüßen ihre Zinken in ergreifender Höhe. Bald erreichten wir eine Stelle, wo der fast ebene Thalboden endete und in einer steil abfallenden schiefen Ebene sich zu einer gähnenden Schlucht hinabsenkte, welche wie ein ungeheuerer Spalt die Felsmassen von Romsdal durchbricht. In diese klaffende Tiefe stürzt die junge Rauma mit überschäumender Kraft. In wenigen Minuten war uns der Blick des oberen Thales mit seinen einsamen Fjeldkolossen entzogen, und um uns breitete sich eine romantische walderfüllte Thallandschaft aus, an deren Gehängen die Straße in Schlangenwindungen neben dem Flusse hinabsteigt, der in rauschenden Fällen, allerwärts verstärkt von schäumenden Bächlein, der Tiefe zueilt.

Die Forste des Thales bildeten wieder einen wechselvollen Buschwald, der nach den letzten kalten Nächten in wundervollen bunten Herbstfarben leuchtete, wie man sie in gleicher Farbenglut im mittleren Europa niemals zu sehen bekommt. Die Bäume wurden beim Hinabkommen von Minute zu Minute höher und stattlicher. Sie streiften das krause Gewirr der Flechten von ihren Stämmen und Ästen und reckten sich mit frischem Lebensdrang und treibendem Wettstreit in die Höhe. Bald sahen wir denn auch wieder vereinzelt stehende Exemplare der Birke und Vogelkirsche, wie sie schon früher bei Christiania unser Entzücken erregt hatten. Hier, in der Nähe der Westküste, erschienen ihre Gestalten noch kräftiger und veredelter. Nichts kann wundervoller sein wie hier diese Birken mit ihren weißen Stämmen, ihrem malerischen, stattlichen Wuchs und ihrer festen Haltung, um deren kernige Formen in unbeschreiblicher Grazie die jungen Triebe herabhängen und im leisen Windzuge schaukeln. Die Vogelkirschen aber hatten sich ganz in das glühende Rot ihres Beerenschmuckes getaucht; und weiter abwärts, am Fjord von Molde gesellte sich zu diesen echt nordischen Bäumen die Esche mit schlank aufstrebenden Riesenstämmen und eichenfestem Wuchse.

Auf der obersten Thalstrecke bildet die Rauma mehrere Wasserfälle von bedeutender Schönheit. Einer derselben, der prächtige Slettafos, ist dem Reisenden zugänglich gemacht. Von einem schmalen Holzsteg aus schaut man in den tiefen Schlund, in dem der Fluß versinkt. Die Scenerie erinnert an die des Handeckfalles im Haslithale. Das Wasser stürzt, in einen einzigen Riesenstrahl zusammengepreßt, aus der feuchten Kluft hervor und donnert dann in vernichtender Gewalt in die unergründliche Tiefe der Höhlung, aus der aufwallende Wasserstaubmassen wie sprühende Raketen emporwallen. Wir machten uns das Vergnügen, Felsbrocken an den Rand des Abgrundes zu wälzen und in die Tiefe hinabzustoßen. Sekundenlang sah man sie dort in wirbelndem Sturze hinabsausen; aber drunten verschlang das Gebrüll der aufschäumenden Fluten den knatternden Schall der niederschmetternden Stücke. Auch von den fast senkrechten Gehängen des Thales kommen zahlreiche Wasserfälle zur Tiefe, von denen mehrere an Höhe und Wasserreichtum den Staubbach im Lauterbrunnthal übertreffen. Bei einigen ist es ein einziger, in schillernde Wolkennebel zerstäubender Strahl, bei anderen eine herrliche Folge zerteilter Kaskaden, die, von Wald und ödem Gestein unterbrochen, in ihrem wunderlichen Wechsel und geheimnisvollen Rauschen immer wieder aufs neue die Blicke auf sich ziehen. Diese Verhältnisse erinnerten mich wieder an den eigentümlichen Bau dieses Gebirges, den man wohl treffend mit der Einrichtung einer altmodischen Stadt verglichen hat, wo das Regenwasser, je zwischen zwei flach geneigten

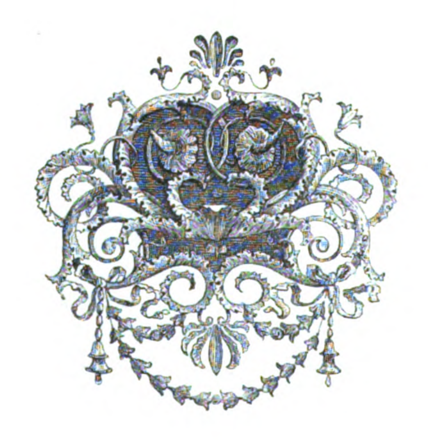
Dächern sich sammelnd, langsam weiter fließt und dann plötzlich zwischen zwei Häusern unvermittelt an den Giebeln entlang auf die Straße hinabstürzt. Der ergreifendste Teil des ganzen Thales empfängt uns aber erst unterhalb dieser Wasserfälle. Hier spottet die Wucht der einschließenden Bergmassen, die unvermittelte Steilheit ihrer schwindelerregenden Absätze jeden Vergleiches. Nicht ohne ein Gefühl des Schauderns schweift hier der Blick an den grauen Wänden empor, die viele tausend Fuß hoch fast senkrecht ansteigen und sich über unserem Haupt dräuend überzuneigen scheinen. Kein Absatz durchsetzt diese erschrecklichen Gehänge; nicht für das kleinste Sträuchlein bietet sich Raum; nur öde, trümmererfüllte Steilschluchten, durch die die Schnee- und Geröllmassen der Höhen donnernd und verheerend zu Thal stürzen, unterbrechen die glatten kahlen Felsschichten, deren oberste Ränder, wild zerfressen und zerrissen, wie alte zerfallene Bastionen trotzig in die wilde Schlucht hinabschauen.

Steilabstürze des Fjelds im mittleren Romsdal.

Doch nicht nur die Phantasie ist es, die uns beim Anblicke dieser finsteren Gebirgswelt mit geheimem Grausen erfüllt; die Wirklichkeit bietet hier in der That der Gefahren genug. Noch liegen unten auf den Schutthalden die vergletscherten Reste ungeheurer Schnee- und Eislawinen, aus deren bläulichem Gletscherthor nun das abschmelzende Wasser als rieselndes Bächlein ausströmt. Allenthalben ist die Thalsohle mit ungeheuren Gesteinsblöcken übersät, welche zahlreiche Bergstürze in die Tiefe streuten und um derentwillen die Straße eine Strecke weit über einen Damm in den Fluß hinein verlegt wurde. Oben bemerkt man an der helleren Färbung des Gesteines die Stellen, wo die Schichten sich löšten, und unten ragen die unheimlichen Sendlinge wie Riesenwürfel von Haushöhe wirr übereinander gelagert und oft in mächtigen Sprüngen zerborsten zur Seite der Straße und zwischen grünendem Buschwerk, welches ihre grauen Flächen umkleidet.

Ehe man den Fjord von Molde erreicht, erbreitert sich das Thal, aber immer gewaltiger ragen nun die einzelnen beschneiten Gipfel des Gebirges, die zerspaltenen Riesenkämme des Fjelds über die näheren Felsmassen hinaus. Am unvermitteltsten strebt das Romsdalhorn empor. Mit seinen düsteren Steilabfällen direkt aus der Tiefe der Schlucht aufwachsend, beherrscht sein Gipfel weithin die ganze Gegend. Inzwischen hatten wir die Ablagerungen des ehemals weiter in das Thal eindringenden Meeres erreicht; von ihrer Höhe aus fällt der Blick zum erstenmal auf den stillen, grünblauen Fjord, der regungslos wie ein Alpsee zwischen den schwarzen Riesenbergen eingebettet liegt. Dann grüßten an seinem Ufer die braunen und roten, schmucken Holzhäuschen von Veblungnäs aus anmutigem Grün hervor. Wer hier diese fruchttragenden Obstbäume, diese grünen Wiesenmatten und Äcker zuerst erblickt, sollte kaum vermuten, daß er sich unter einer Breite befindet, die nördlicher ist als die von Süd-Grönland und Süd-Island und welche der von Jakutsk in Sibirien entspricht.

Wenige Stunden nach unserer Ankunft in Veblungnäs sagten wir dem Romsdal Lebewohl. Ein kleiner schmucker Dampfer, welcher den Namen Rauma führte, trug uns hinüber nach Molde. Noch einmal öffnete sich der Blick in die verlassene Schlucht und in mehrere Seitenarme der vielfach zerteilten Wasserfläche, aus deren Hintergrund allemal vergletscherte Bergmassen hervorblicken. Dann erreichten wir den offenen äußeren Fjord. Inzwischen erhob sich ein starker Wind und das Meer bäumte sich in sprühenden Schaumkämmen auf. Vor uns traten die kleinen Felsenriffe näher, welche die Reede von Molde bezeichnen; hinter uns aber lag in rötlichem Abendlichte die ganze Kette des Romsdalgebirges mit seinen stolzen Gipfeln und blinkenden Firnspitzen.





Ein neuer Orestes.

Novelle
von
Gabriele Reuter.



Orestes Kimolos war ein Deutscher. Klingt der Name nicht eben germanisch, so ändert dieser Umstand doch an der Thatsache selbst nichts. Das Deutschtum des Orest war nur wenige Wochen jünger als das Deutsche Reich selbst. Sein Vater, Herr Petros Kimolos, Handlungs-Reisender für Südfrüchte, hatte sich und seinen Kindern den Schutz des neuen mächtigen Staatenverbandes erworben und sein Bürgerrecht befestigt, indem er für seine Ersparnisse in der Nähe von Potsdam ein wüstes Stück Feld kaufte.

Die deutschen Siege hatten gewaltig auf den heimatlosen Griechen gewirkt und seine Freude an Heldentum und Waffenglanz, die als ein unfruchtbares Erbe der Väter in seiner Brust begraben lag, zu dieser wunderlichen Bethätigung aufgerüttelt. Es war keine Aussicht vorhanden, daß Herr Petros aus seinem Grundbesitz großen Nutzen ziehen werde. Er konnte seine Familie durchaus nicht zu einer Übersiedelung in den barbarischen Norden bewegen.

Frau Kimolos zeigte wenig Sympathie für die weitschweifenden Ideale ihres Gatten und für seine Sucht nach neuen Vaterlanden. Ein gestickter Schlafrock wäre ihr lieber gewesen als der Kartoffelacker in der Ferne.

So mußte Herr Petros sie vorläufig an ihrem bisherigen Aufenthaltsorte zurücklassen. Es war das ägyptische Alexandrien, wo seine Vorfahren nach manchen Streifzügen durch die Levante endlich gelandet waren. Er begnügte sich während eines kurzen Besuches bei den Seinen, den kleinen Orest und dessen Schwester Iphigenia in der deutschen Schule zu Alexandrien anzumelden. Die Kinder lernten dort italienisch, arabisch, französisch und die deutschen Buchstaben.

Danach begab sich Petros Kimolos mit seinen Korinthenproben auf weitere Handelsreisen.

Frau Klytemnästra — wollte sagen Madame Kimolos — in der Okelle

Ricciotto, Rue d'Atarine, war seitdem der Meinung, sie habe einen Thoren zum Manne.

Für Iphigenia und Orestes erschloß der Besuch der deutschen Missionsschule eine reichströmende Freudenquelle.

Der Unterricht der Mädchen wurde abgesondert von dem der Knaben durch die blonde Missionarsfrau gehalten. Doch in den Frühstückspausen konnte Iphigenia wichtige Versuche mit der Anziehungskraft ihrer Augen für den französischen Lehrer, einen früheren Friseurgehilfen, anstellen. Auch fand sich Gelegenheit genug, in den Ecken der staubigen Gänge, wo die internationale kleine Schülerbande unter aufgehängter Kinderwäsche und altem Gerümpel ihre Spiele trieb, mit den Reiferen derselben Küsse zu wechseln. Der Austausch von Bonbons und Lebenserfahrungen zwischen ihr und gleichgesinnten Freundinnen war ebenfalls vergnüglich und ergänzte ihre Kenntnisse von den Genüssen, welche die Zukunft ihr versprach.

Orests Freuden waren von anderer Art. Er besaß nicht das muntere Temperament seiner Schwester, und die Neugier auf das Leben war noch nicht in ihm erwacht. Übrigens hatte er genug damit zu thun, seine Schularbeiten zu begreifen. Der Missionar beschenkte den stillen, blassen Jungen, um ihm seine Zuneigung zu erweisen, gern mit Traktätchen, die dieser zwar nicht lesen konnte, aber sorgsam aufbewahrte. Denn gegen die bunten Heftchen ließen sich wohl andere erwünschte Dinge einhandeln. Auch schickte Herr Wackernagel den Orest öfters auf die Galerie hinaus, wo er das Wägelchen mit dem Missionskindchen auf- und niederfahren durfte. Für diese Dienstleistung gab es regelmäßig Obst oder Kuchen zum Lohn; sie galt also bei den Schülern als etwas Erstrebenswertes. Die Missionarin vertraute ihr Kleines dem sanften Griechenjungen am liebsten an, und es bildete sich zwischen den beiden eine besondere Freundschaft.

Orest befand sich wirklich weit besser in der deutschen Schule, die von anderen Menschen vielleicht nicht als ein beneidenswerter Aufenthalt angesehen worden wäre, als unter der Obhut seiner lieben Mutter. Die Bewunderung, die er für sie hegte, wenn Madame Kimolos ihre Locken gekräuselt und künstlich aufgetürmt hatte und mit ihrer feuerroten Schleppe durch die dämmerigen Zimmer fegte, war stets mit ängstlichem Bangen gemischt. Die mütterliche Erziehungsweise hinterließ häufig schmerzende Stellen an seinen schlaffen, schlanken Gliedern. Und er war ein feiger kleiner Geselle, der Orest.

Geduldig beugte er sich unter die launische Macht, die über ihm waltete und ihm täglich zeigte, daß er durch eine geheimnisvolle Ursache die Liebe seiner Mutter verloren hatte und daß sie gänzlich auf seine Schwester übertragen worden war. Rühmte sich aber Iphigenia dessen in ihrer hämischen Weise, so geriet er in eine unbeschreibliche Wut und schlug mit seinen Fäusten auf sie ein, bis ihr Gekreisch Madame Kimolos herbeirief. Alle Kraft verließ den Knaben, sobald er die funkelnden Augen seiner Mutter erblickte und ihre Hand nach seinen schwarzen Locken greifen sah. Sie verstand so grausam zu peinigen, diese schmale, ringgeschmückte, gelbliche Frauenhand. Zitternd verkroch er sich vor ihr unter sein Bett, in die verstecktesten Winkel der Wohnung.

So war es auch heute morgen geschehen. Er hatte sich davongestohlen, um den Schulweg nicht mit der Schwester gemeinsam machen zu müssen.

An Orest vorüber jagten die Wagen, trabten die Esel, schwankten hochbeinige Kamele. Es schrien die Kutscher, es brüllten die Treiber. Eilig rannten die europäischen Kaufleute in ihre Kontore, und atemlos liefen die jüdischen und armenischen Makler ihnen nach. Schmetternd oder in langgezogenen Heultönen sangen Wasserträger, Milch- und Fischverkäufer die Liste ihrer Waren herunter; die Blinden, die Verkrüppelten, die von den schauerlichen Krankheiten des Südens

zerfressenen oder zu unförmlichen Klumpen aufgeschwollenen Gestalten jammerten fanatisch ihre Leiden der Menschheit entgegen. Sie alle waren von der Nacht und von dem Meerwind, der feucht und frisch durch die Straßen blies, mit erneuter Kraft ausgerüstet, einen Teil des Gewinnes, nach dem ein jeder jagte, um den ein jeder stritt und schrie und heulte und flehte, an sich zu reißen. Nur die Türken, die Herren über das ganze Land, über seine Pracht und sein Elend, schritten gleichgültig und erhaben durch die aufgeregte Menge.

Die Sonnenstrahlen funkelten von dem hellblauen Himmel nieder auf große Schaufenster, wo Brillanten blitzten wie Tau auf den Kleefeldern, wo silberne Geräte schimmerten wie der weiße Schaum der azurnen Flut, wo Stoffe und Gewänder die Farbenglut der Orientblumen übertrafen. Und all diese Herrlichkeit rief auf ihre Weise mit heiterem Hohn den Vorübereilenden entgegen:

„Kaufe! Schmücke dich! Prange! Siehst du nicht, daß die Springbrunnen glitzern? Die Akazien umgeben sich mit holden Düften, und Flammenbäume scheinen purpurn über Gartenmauern! Hörst du nicht, wie die See ihre durchsichtige Schleppe rauschend über den Ufersand schleift? Wer sich von der Natur beschämen läßt, ist ein Lump — er gehört nicht hierher in dieses Land der Farben und des goldenen Lichtes!“

Antoninus Mauros
Modes et Quincailleries

buchstabierte Orest aus der Inschrift über den allergrößten und allerprächtigsten Schaufenstern. Er blieb stehen, flüsterte etwas vor sich hin und starrte in verdrossener Träumerei hinauf.

Mit einer schmerzlichen, beengenden Empfindung im Halse, als müsse er weinen, erinnerte sich der Junge an einen Abend, als seine Mutter ein neues Kleid angelegt hatte — es war von blauem Sammet und sie trug kleine Perlen dazu in ihren weißgepuderten Ohrläppchen — und er war ihr in dem dunklen Drange seines Staunens über ihre Schönheit in den Salon gefolgt. Dort saß sie neben Herrn Antoninus Mauros auf dem Diwan. Beide sprachen kein Wort miteinander.

Orest kniete bei seiner Mutter nieder und strich mit der Hand über das weiche Gewebe ihres Kleides. Als er dabei an ihren Arm rührte, fühlte er, daß sie zitterte. Er wunderte sich darüber. Trotzdem ihre Blicke ihn aufforderten, das Zimmer zu verlassen, folgte er doch nicht; denn damals fürchtete er sich noch nicht vor ihr.

Aber als Herr Antoninus fortgegangen, war Madame Kimolos so zornig auf ihren Sohn geworden, wie er sie später oft genug sah. Sie war wie ein wildes Tier in ihrem Zorn. Orest wußte nicht, was er ihr gethan — sie litt die stumme Anbetung des Knaben sonst gern. Er hatte es auch bis zu diesem Tage noch nicht begriffen. Doch faßte er seitdem eine dumpfe Abneigung gegen Herrn Antoninus Mauros. Dieselbe äußerte sich kindisch; Orest spuckte nach dem eleganten Herrn, sobald er ihn sah, und nannte ihn mit häßlichen Schimpfworten. Herr Antoninus sprach die Befürchtung aus: das Betragen des Knaben werde ihm das Haus, in dem er sich so wohl fühle, verleiden. Dennoch kam er immer und immer wieder. Je mehr Strafe Orest erhielt, desto tiefer und heftiger wurde sein ohnmächtiger Groll gegen den Gast seiner Mutter.

Nun hielten die drei: Madame Kimolos, Iphigenia und der Fremde, zusammen. Orestes fühlte sich im Hause seiner Eltern ausgeschlossen und verfolgt.

Darum wiederholte er tückisch das anstößigste Wort, welches er kannte, als er den Namen seines Feindes über den Schaufenstern las.

Dann wurden die in seinem zehnjährigen Kopf wirr durcheinander taumelnden Gedanken durch den Duft frischgebackener, heißer Kuchen abgelenkt. Ein Verkäufer setzte sie dicht neben ihm auf einen Ständer nieder. Sie schwammen in Öl und Honig und reizten den Appetit des Kna-

ben heftig. Er war am Morgen von der Mahlzeit ausgeschlossen worden. Seine Mutter hatte vergessen, daß sie dasselbe Demütigungsmittel schon am vergangenen Abend angewendet hatte. So war er sehr hungrig. Aber er besaß kein Geld, um von den leckeren Kuchen zu kaufen, und verließ ihre Nähe nach einem letzten sehnsüchtigen Blick, sich mit der Aussicht tröstend, im Lauf der Schulstunden etwas Eßbares zu erlangen.

Trotz seiner mürrischen Traurigkeit ging Orest jedoch nicht auf der geraden Straße entlang, sondern kletterte, wie er es immer zu thun pflegte, über den Trümmerhaufen eines eingestürzten Hauses. Man sagte, dasselbe habe verwaisten Kindern gehört und ihr Vormund ließe es zerfallen, weil kein Geld zur Erhaltung da war, oder weil er die dazu nötigen Summen für sich selbst verwendete. Jedenfalls lag es schon jahrelang als eine wüste Ruine zwischen den anderen glänzenden Gebäuden, eine stille Mahnung, daß es in dem allgemeinen Wettkampf um den erhofften Reichtum auch Unterliegende giebt. An dem Rest einer Mauerecke hing ein Vogelbauer mit klaffendem Thürchen, gerade als sei das Glück des Hauses durch diese kleine Öffnung davon geflogen. Von den Steinen holten sich die Eingeborenen, denn sie bauten ihre armseligen Wohnlöcher aus dem Abfall, den die Fremden ihnen überließen.

Griffen sie einmal in deren Rechte, alles Gute im Lande zu brauchen und zu genießen, ein, so wurde ihnen die Frechheit ihres Übertrittes kräftig genug bewiesen.

An der Polizeiwache wurde wieder ein Mann durchgepeitscht. Weiber und Kinder seines Volkes standen umher, schauten mit wollüstiger Neugier der auf seinen Rücken niedersausenden Nilpferdpeitsche zu und hörten stumpfsinnig auf die heiseren, kaum noch menschlichen Schmerzenstöne, die sich stoßweise dem Munde des armen Ägypters entrangen. Der feuchte, köstliche Seewind fächelte seine schweißgebadete Stirn, die Sonnenstrahlen funkelten lustig über dem grausigen Schauspiel. Einige Damen hielten ihre Schirme vor die zartverschleierten Gesichter und gingen mit goldumränderten Gebetbüchern in die unweit des Wachtlokals liegende Kirche, aus der die Orgel feierlich zur Messe summte.

Orest gesellte sich zu den Gaffern.

„Was hat der Fellah gethan?“ fragte eine der ägyptischen Frauen die Polizeisoldaten.

„Gestohlen,“ lautete die gleichgültige Antwort.

Von dem Kirchturm schlug es neun Uhr. Orest schrak zusammen, seufzte und trabte schneller auf seinem Wege weiter.

Es war ein Unglückstag für Orest. Traktätchen wurden nicht begehrt. Die Frau Schuldirektorin gab vor seinen verlangenden Augen dem weinerlichen Herkules, dem Sohn des Eisenhändlers unten im Hof der Okelle, eine Handvoll getrockneter Datteln. Sie bereute es, noch ehe dieser die Früchte verschlungen, und drückte, da sie keine Datteln weiter besaß, ihre kühlen, rosigen Lippen begütigend auf die dunkle Braue des Knaben.

„Weißt du, er hat so viel Schmerzen an seinen kranken Augen zu erdulden — du wirst ihm etwas Gutes gönnen,“ lehrte sie den Orest. Frau Wackernagel konnte nicht wissen, wie schlecht der Zeitpunkt gewählt war, einem hungrigen Knaben neidlose Nächstenliebe einzuprägen.

„Du hast heut auch keine Belohnung verdient,“ fuhr sie fort. „Iphigenia hat über dich geklagt! Nicht wahr — morgen giebt es etwas Schönes, wenn du dann ein gutes Bübchen bist.“

Morgen —! Hätte Orestes nur gewußt, ob er morgen besser sein würde? Was mochte bis morgen alles geschehen!

Kinder reden selten von ihren dunklen und verworrenen Empfindungen. Wenn sie klein sind, kommen sie und legen ihren Kopf an die Brust dessen, den sie lieben; wenn sie herangewachsen, so verhindert sie die Scham, selbst in dieser stummen Weise zu klagen.

Orest fühlte ein überwältigendes Ver-

langen, seine Arme um den Nacken der freundlichen Frau Wackernagel zu werfen, sich auszuweinen, ihr seinen Hunger zu klagen, sie zu fragen, warum ihm so davor bange, nach Hause zu gehen, warum er vor seiner Mutter bebte, warum seine Hände noch immer danach zuckten, seine Schwester zu schlagen.

Aber wie hätte er das gekonnt!

Und so senkte denn der Knabe schweigend die schweren Lider über seine dunklen Sammetaugen und stand, innerlich ein ganz verlassenes, vereinsamtes Geschöpf, an dem Geländer der Galerie, auf der die kleine Scene vor sich gegangen war. Und während die Missionarin, welche es so gut mit ihm meinte, die kurze Freistunde dazu benutzte, ihr Baby und ihre Küche zu besorgen, starrte Orestes hinunter auf den sonnenlosen, grauen, von hohen Mauern und vielen Galerien umgebenen Hof der Okelle. Er verfolgte mit den Blicken einen struppigen, mageren Hund, der von der Straße hereingeschlichen kam und mit der Schnauze in den Abfallhaufen wühlte, die dort unten lagen. Des Jungen Interesse wurde rege. Er vergaß sich selbst und seinen unbegriffenen Kummer. Als das wilde gierige Tier mit einem verwesten Vogelbalg davonlief, freute er sich und lachte.

Da fiel ihm das fürchterliche Schreien des gepeitschten Mannes wieder ein.

Was er wohl gestohlen hatte?

* *
*

Trotz Herrn Wackernagels Ermahnung, daß es fein und lieblich sei, wenn Geschwister einträchtiglich beieinander wohnten, schlich sich Orest mit trotzigem bösem Gewissen gegen Mittag wieder allein davon. Er wollte nicht mit Iphigenia gehen. Er haßte sie, weil sie ihn wegen seiner Dummheit auslachte und mit Herrn Antoninus Mauros auf gutem Fuße stand.

Wenn nur sein Vater bald zurückkehrte!

Orest hatte das undeutliche Gefühl, dieser werde auf seiner Seite stehen. Einmal hatte er etwas davon zu Iphigenia gesagt und sie berichtete es weiter. Seitdem war alles noch viel schlimmer zwischen ihm und seiner Mutter geworden.

Müde schleifte Orest seine Büchertasche hinter sich her, durch den tiefen, mehlartigen Staub, in dem seine Füße die breite, lange Straße hinabwateten, welche aus dem Inneren der Stadt nach dem Viertel führte, wo seine Mutter wohnte. Das Licht um ihn her war nicht mehr golden wie am Morgen, sondern grellweiß. Man konnte kaum die Augen öffnen in dem schattenlosen Glanz, der von dem einförmig flimmernden Himmel herabströmte und von dem weißen Erdboden, den weißen viereckigen Häuserblöcken blendend zurückgeworfen wurde. Ihre Jalousien waren alle geschlossen, die Hüter schliefen, die Köpfe in ihre weißen oder blauen Gewänder versteckt, vor den Thüren. Die schöne kleine Gestalt des Griechenknaben mit dem roten Käppchen auf der schwarzen Lockenmähne wanderte einsam durch die unbarmherzige Sonnenglut. Ihm zur Rechten zog sich eine in Staub begrabene Kaktushecke entlang, welche steiniges Geröll und darüber hinkriechende dürftige Kürbisranken begrenzte. In den kurzen kohlschwarzen Schatten, den die phantastischen Verästelungen des Kaktus warfen, drückten sich ein paar herrenlose Hunde.

Gegenüber befanden sich die mit hellem Blau und Rot gemalten und mit goldenen Koransprüchen geschmückten Wände einer Moschee. Leicht und anmutig gegliedert, ragten ihre Minarets in das regungslose, glühende Lichtmeer empor, und der Halbmond auf einer ihrer Spitzen leuchtete dort, hoch oben, wie eine Flamme. Neben der Moschee ein Schöpfbrunnen mit barocken braunen Stangen und Eimern und eine Palmengruppe, deren schwanke Stämme sanft gegeneinander geneigt waren, so daß ihre Federkronen sich vermischten.

Mitten auf der Straße lag das Grab eines muselmännischen Heiligen: ein auf-

rechtstehender, von einem Turban gekrönter Stein, mit einem hölzernen Gitter umgeben und überwölbt. Hier sah man fast immer betende Gestalten sich niederbeugen und wieder aufrichten, die Arme auf die Knie legen oder dem heiligen Osten, wo Mekka und das Paradies liegt, entgegen breiten.

Die Gebeine des Heiligen galten als wunderthätig. Es wurden viele Gelübde dort abgelegt — gute und böse. Der tote Derwisch erfüllte natürliche und unnatürliche Wünsche. Von dem gegitterten Gewölbe hing ein grauenvoller Schmuck auf sein Grab nieder: ein Filz blutiger Lumpen, menschlicher Haare, Nägel und Zähne, die im Laufe von Jahren an dieser Stelle geopfert wurden. Ein Summen von Fliegen war immer um das Grab zu hören.

Auch jetzt kauerte dort ein Mensch, in ein zerlumptes, beflecktes dunkles Hemd gekleidet.

Er hatte gebetet. Eine zerrissene Strohmatte lag noch neben ihm auf dem Boden. Der Mann drehte dem vorüberschleichenden Knaben den Rücken zu, vertieft in die Betrachtung eines kleinen Gegenstandes, den er dicht vor die Augen hielt.

Sein Kopf war kahl geschoren und mit einer schmutzigen Kappe bedeckt. Das Hemd hing ihm nur noch in Fetzen von den mageren Armen nieder; der braune zusammengekrümmte Rücken war von langen bläulichen Striemen und roten Wunden bedeckt.

Es flog Orest durch den Kopf, daß dies der Ägypter sein könne, der am Morgen bei der Wache gepeitscht worden war. Mit dem gierigen Interesse des zehnjährigen Knaben an allem Grausigen stand er neben dem Manne still und fragte:

„Warst du es, der heut morgen in der Sheriff-Pascha-Straße die Nilpferdpeitsche bekommen hat?"

„Es war meines Vaters Sohn," antwortete der Mensch. Die braune Hautfarbe seines Gesichtes war fahl vor Erschöpfung und Qual.

Der Knabe starrte ihn neugierig an.

„Was hattest du gestohlen?" flüsterte er aufgeregt.

Der Ägypter lachte, ein stilles, unbeschreiblich höhnisches Lachen.

Er zeigte dem Knaben einen Knopf mit einem großen Brillanten. Die Sonnenstrahlen schienen nur darauf gewartet zu haben, bis der Mann den Stein triumphierend in die Höhe hielt, um ein Feuerwerk grüner, blauer und roter Funken daraus zu wecken. Der Schuljunge und der Dieb steckten ihre Köpfe zusammen und beobachteten ernst und schweigend eine Weile das reizvolle Spiel des Lichtes auf den flimmernden Facetten.

Dann begann der Ägypter den Knopf sorgsam in einen Zipfel seines blutbefleckten Hemdes zu wickeln.

„Wenn das Glück mich segnet, bekomme ich eine Guinee dafür," sagte er freundlich zu Orest.

Dieser äußerte seine Verwunderung, daß die Polizei ihm das Kleinod gelassen habe.

Der braune Mann nahm den Edelstein wieder hervor und klemmte ihn mit demselben stillen Hohnlächeln zwischen Daumen und Handfläche fest.

„So hielt ich ihn, während mich die Hunde schlugen," sagte er ruhig, als sei die ungeheure Leidenskraft, welche ihn befähigt hatte, die Hand nicht zu bewegen, während sein Rücken von Schlägen zerfleischt wurde, etwas Natürliches und Selbstverständliches.

Gleichgültig blickten seine müden Augen in den Sonnenschein.

„Mein Bruder schnitt seine Finger mit dem Messer ab und stach sein Auge aus mit dem scharfen Messer, damit der Schech ihn nicht unter die Soldaten nehme und sein Weib zur Witwe werde. Er that es selbst und seine Hand war fest. Sollte ich nicht halten, was der Prophet mich gewinnen ließ? — Allah schlug ihre Augen mit Blindheit, sie sahen nicht, was ich ihnen verbarg."

„Aber man darf nicht stehlen," wandte der Knabe schüchtern ein.

Der Ägypter schüttelte langsam das Haupt und hob feierlich die Hand.

„Ist nicht das Land unsere Mutter und seine Schätze unser Erbe? Siehe, unsere Mutter giebt ihren Reichtum den Fremden, und die Kinder des Hauses darben. — Mein alter Vater verlangt nach Speise und nach dem Fette des Hammels. Sollte ich nicht nehmen von dem ungerechten Gut der Fremden, meines Vaters Herz zu erfreuen? Es ist Gottes Wille, daß ich den funkelnden Stein nahm und Streiche dafür litt — die Räuber unseres Erbes werden sein wie das Aas eines Hundes auf dem Felde, das niemand berührt, weil es unrein ist! Allah ist groß und sein Wille geschehe — ja, es geschehe sein Wille! Er heilt die Kranken und zerschlägt die Gesunden!“

Nach diesem mystischen Klagegesange, den der ägyptische Dieb mit düsterem Pathos und einer unheimlich unter der Oberfläche brodelnden Leidenschaft vor sich hin mehr als zu seinem jungen Zuhörer sprach, erhob er sich und riß einen blutigen Fetzen von seinem Hemde. Durch das Gitter greifend hing er ihn zu den übrigen Opfern auf das Grab des toten Derwisch.

Nun wußte er, daß seine Wunden schnell und leicht heilen mußten. Und durch die geheimnisvollen Vorgänge der Sympathie wurden die Schmerzen, die er litt, von ihm genommen und in verdoppeltem Maße auf seine Peiniger übertragen.

Die Begegnung machte einen seltsamen Eindruck auf Orest. Der Gleichmut im Ertragen körperlicher Strafe, die blinde Unterwerfung unter das Schicksal, welches jenen zum Diebe gemacht, erschien ihm als etwas Bewundernswertes.

Hatte der Ägypter nicht auch von einer Mutter geredet, die das Erbe ihrer Kinder den Fremden gab? Mit seinen bilderreichen Andeutungen hatte der Orientale einen Samen ausgestreut, der in der Phantasie des griechischen Knaben gefährliche Giftblüten trieb.

Sich mit verworrenem Suchen nach einer Lösung für die Geheimnisse des Lebens quälend, saß der arme Junge auf der Schulbank.

Er war während der Mittagsstunden nicht zu Hause gewesen. Denn als er aus der Schule kam, sah er das kleine Hütchen und den sonderbar geschnitzten Spazierstock des Herrn Antoninus Mauros auf dem Flur liegen und hörte das scharfe Kichern Iphigenias und das tönende Lachen seiner Mutter. Da war er gleich umgekehrt und schnell davon gelaufen, als könne der Geruch des guten Tomatensalats und der gebratenen Zwiebeln ihn gegen seinen Willen hineinziehen. Er hatte sich in den Straßen umhergetrieben.

Nun malte er schläfrig die unverstandenen Schnörkel arabischer Schriftzüge von rechts nach links in sein Heft und beobachtete träumerisch den arabischen Schreiblehrer, der unbeholfen auf dem Katheder saß und in den Taschen seines schäbigen Tuchrockes nach seiner Kette von Rosenperlen suchte. Dabei streute er all sein Eigentum: Amulette, Rohrfedern, auf Pergament gemalte Koransprüche, Kupfer- und Silbermünzen mit unsicheren Händen um sich her. Die Jungen kannten diese Eigentümlichkeit schon an ihm.

In den hinteren Bänken knöchelten sie um Pistazien- und Melonenkerne. Die meisten von ihnen schliefen, die Köpfe auf den Armen, oder aufrecht sitzend, die Rohrfedern in der Hand. Da nickten rosige dumme, runde fröhliche Kindergesichter — da gab es blasse, schmale, wie aus Elfenbein geschnittene, denen dunkle Locken über zarte Brauen fielen, deren schön geschwungene Lippen schlaff und weichlich hingen, wie die Lippen entnervter Wüstlinge — und listige gelbe — und rauchgraue Mulattengesichter mit tierischen Kiefern — eine Mischung von Farbenschattierungen und Formenabweichungen, von Urzustand und Überreife, die das Schulzimmer des Herrn Wackernagel zu einem reichen Studienfelde für Psychologen und Physiologen gemacht hätte.

Trockene, eingeschlossene Hitze herrschte in dem staubigen, dämmerigen Raum mit seinen kahlen weißen Wänden. Die Fliegen surrten. Unruhig scharrten Knabenfüße, müde kratzten einige Rohrfedern.

Der arabische Lehrer ließ sie kratzen und starrte mit erloschenen Augen in unbekannte Gegenden voll goldener Vögel und roter Feuerfliegen, wo ambrafarbene Mädchen sich unter grünen Blätterzweigen in silbernen Reifen wiegten und Sterne und Sonnen aus den Locken gleiten ließen.

Sein Pharaonenkopf sank haltlos auf die eingefallene Brust, durch seine zitternden Finger tropften die Perlen der Gebetschnur, dahin — dahin in endlosen Kreisen — wie die Tage, die Jahre der Welt — wie sein Leben und das seines Volkes dahinrinnt in Träumen von sinnlicher Wollust, deren Erfüllung die Wirklichkeit versagt — bis der Tod sie in farblosem Dunkel verschwimmen läßt.

Ein schwüler Opiumduft ging von dem Manne aus, dem der gute Herr Wackernagel durch die anregende Beschäftigung mit der Jugend seine unheilvollen Verzückungen abgewöhnen wollte. Aber die Jugend war dem arabischen Lehrer ganz gleichgültig. Er sah nicht einmal, was die Knaben thaten.

Auch Orest schrieb nicht mehr. Immerfort mußte er über den schmalen Tisch auf die Erde blicken. Dort lag ein Goldstück. Orest hatte gesehen, wie der Ägypter dasselbe bei einer Bewegung seines Armes von dem Katheder herabstieß; er hatte es in der großen Stille mit feinem Klirren zu Boden fallen hören.

Wie mochte der arabische Lehrer in den Besitz eines Goldstückes gelangt sein? Und warum bemerkte es niemand in der Klasse, außer ihm selbst? — Es konnte verloren gehen.

Der Junge begann eine steigende Angst zu fühlen, es könne verloren gehen — man werde es suchen und nicht finden.

War es der schwache Mohngeruch, den Orest einatmete — war es das üble, leere Gefühl, das der Hunger in seinem Magen erzeugte — er geriet in einen fremdartigen Zustand von Schwäche und Überreizung.

Das Schreckliche, dem nicht zu entrinnen war, lag vor ihm, es kam immer näher, es wurde immer deutlicher — es faßte ihn an und hob ihn von seinem Sitze auf — es war nicht zu umgehen. Er sah keinen Ausweg — nirgend. — Er schwankte — er bebte — er hätte schreien können vor Jammer und Entsetzen, und doch mußte es still gethan sein.

Orest stolperte zum Katheder, dem Lehrer seine Arbeit zu zeigen.

Das Goldstück lag dicht vor ihm. Leise setzte er den Fuß darauf und zog es an sich. Und dann bückte er sich schnell und richtete sich wieder auf, während jener in das Heft mit den arabischen Tugendsprüchen starrte und murmelte: „Taïb, taïb ketir“ — es war alles gut, sehr gut.

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage machte der arabische Lehrer Herrn Wackernagel die Mitteilung, er vermisse einen goldenen Napoleon, den er während der Schulstunde vor sich auf das Katheder gelegt und dort vergessen habe.

Der Missionar und seine Frau wurden durch diesen Vorfall auf das unangenehmste betroffen.

Herr Wackernagel nahm den träumerischen Muselmann beiseite und warnte ihn innig vor dem Beharren auf einer Behauptung, die er bei seiner beklagenswerten Leidenschaft doch am Ende nicht mit Bestimmtheit aufrecht zu halten vermöge.

Der Opiumtrinker beteuerte, sich über sein einziges Goldstück nicht im Irrtum befinden zu können.

Herr Wackernagel beobachtete nun seine Schüler schärfer, als es sein argloses Gemüt sonst zuließ.

Die Entdeckung des Geschehenen folgte denn auch bald.

Orests leere Taschen waren seit jenem Nachmittag angefüllt mit Zuckerrohr-

stücken, Pistazienkernen und Sesamkuchen, von denen ihr Besitzer große Mengen vertilgte, ohne daß sein Magen ersichtlichen Schaden bei dieser ungeordneten Kost genommen hätte. Er verteilte auch von den Schätzen reichlich an seine Kameraden. Einigen derselben zeigte er kleine goldene Fünffrankenstücke, mit ihnen überlegend, wie das Geld schnell und freudebringend zu verwenden sei.

Herr Wackernagel schrieb infolge solcher Wahrnehmungen ein Billet an Madame Kimolos, mit der Anfrage, ob sie ihrem Sohne ein so reiches Geschenk gemacht habe, wo nicht, dann müsse er sich in einer fatalen Angelegenheit die Ehre ihres Besuches erbitten.

Frau Klytemnästra erschien. Orests Herz that einen gewaltigen Schlag und stand dann fast still vor Schrecken, als sie mit ihrer raschelnden Schleppe, ihrem weißen Schleier und roten Sonnenschirm plötzlich in das Schulzimmer trat.

Die Blicke sämtlicher Knaben vereinigten sich, nachdem sie die Dame gemustert, erwartungsvoll auf ihn. Orest wurde hervorgerufen und trat zitternd in der Angst vor dem, was geschehen würde, aber entschlossen, standhaft zu leugnen, vor Herrn Wackernagel.

Es bedurfte jedoch nur weniger Fragen, und seine Schuld war erwiesen.

Mit einer wilden Verwünschung stürzte sich die Griechin auf ihren Sohn. Der rote Sonnenschirm beschrieb einen leuchtenden Halbkreis in der Luft, sauste auf seinen zusammengeduckten Rücken nieder und zersplitterte in Stücke.

Orest litt stumm den Schlag. Darauf rettete Herr Wackernagel den blassen jungen Verbrecher vor der Wut seiner Mutter, die sich in leidenschaftlichen, erbitterten Anklagen über den Sohn, den Fluch ihres Lebens, Luft machte.

Die Mütter seiner Zöglinge, temperamentvolle Löwinnen heißer Zonen, waren der heimliche Schrecken des guten Herrn Wackernagel. Er stand ihrem Groll so machtlos gegenüber wie ihren schmeichelnden Bitten, wenn sie Bevorzugungen für ihre Lieblinge erlangen wollten, die gegen die Schulregel verstießen. Daß aber eine derselben gegen ihr Kind Partei ergriffen hätte, das war in Herrn Wackernagels Erfahrungen noch nicht vorgekommen.

Wer hätte geahnt, daß der stille Orestes ein so verdorbener Knabe sei, wie sich jetzt aus den Beschuldigungen seiner eigenen Mutter ergab, wie sein frecher Diebstahl es bestätigte?

Durfte man ein so entartetes Kind zwischen den anderen Schülern behalten?

Der tiefbekümmerte Herr Wackernagel zweifelte, ob er das Rechte that, als er seinen früheren Liebling mit der Hoffnung entließ, wenn er die vollständige Verzeihung seiner Mutter erlange und ein von Grund aus neues Leben beginne, solle er wieder zu Gnaden aufgenommen werden.

Seine Frau weinte eine Stunde lang bitterlich über die Erfahrung, wie Orest sie alle getäuscht habe. Um sich zu trösten, nahm sie ihren rosigen Säugling auf den Arm und küßte ihn und zitterte in dem Gedanken, was einmal aus ihm werden könne, und bestrebte sich dann, das schwarze Schaf in ihres Mannes kleiner Herde zu vergessen und an dem augenleidenden Herkules Ersatz dafür zu finden.

Denn Orestes Kimolos betrat die deutsche Schule nicht wieder.

Er war durchdrungen von seiner Schuld. All die seltsamen Phantasien, die sich in seinem armen, verwirrten Kinderhirn gebildet hatten, waren gleich nach seiner That verschlungen von einer peinigenden Reue, die sich wunderlich mit dem Bestreben verband, den größtmöglichsten Genuß aus seinem Raube zu ziehen, mit der Gier, mit der sein hungriger Magen die Leckereien aufnahm.

Er fühlte eine entschiedene Erleichterung, nun die erwarteten Schläge erlitten waren. An den heldenmütigen Ägypter dachte er gar nicht mehr. Wie eine böse Verzauberung war es von ihm gefallen. Jetzt wußte er doch, warum

die Strafe ihn getroffen und daß er sie verdient habe.

Vielleicht — vielleicht würde nun alles wieder gut zwischen ihm und seiner Mutter! Er wollte auch Herrn Antoninus Mauros artig und höflich begegnen!

Mit solchen zerknirschten Empfindungen schlich Orestes hinter Madame Kimolos her, wagte es jedoch noch nicht, sie anzureden.

Als Mutter und Sohn unter dem großen dunklen Thorweg angekommen waren, welcher durch das Vorderhaus der Okella Riccioto führte, wandte Frau Klytemnästra sich plötzlich nach dem Knaben um, packte ihn in seine schwarzen Locken, blitzte ihn mit haßerfüllten Augen an und flüsterte ihm mit vor Leidenschaft versagender Stimme zu:

„Du Qual meines Lebens — Spion deines Vaters! Ich will dein verwünschtes Gesicht nicht mehr sehen! Hinaus mit dir auf die Straße!“

Taumelnd von ihrem grausamen Stoß fiel der erschrockene Junge gegen die Mauer.

Dann folgte er, ohne ein Wort zu erwidern, ihrem Befehl.

* * *

Er verhungerte nicht. Die Levantinerkinder sind genügsam. Und dann — wer kennt in dem üppigen, trägemachenden Süden die Sparsamkeit, welche auch die Abfälle auszunützen weiß, die eifrig nach dem Überflüssigen umherspäht?

Die Straße bot Orestes wie vielen anderen seinesgleichen Lager, Kleidung, Nahrung.

Niemand wies die zerlumpten Bursche von den Schwellen der Hausthüren fort, wo milde Lüfte die Ausgestoßenen leicht umspielten und warme Sonnenstrahlen sie wachküßten.

Kaufte ein Fellah sich ein neues Hemd, so warf er das alte auf die Straße und es fand seinen Liebhaber; einen Liebhaber, der sich von Melonenresten und Rettigstrünken, von faulen Fischen und verdorbenen Kuchen zu nähren gelernt hatte und der daher auch nicht pedantisch in der Wahl seiner Kleidung war.

Nachdem Orest sich eine Weile an dem fremden Leben sattgeschaut, nachdem er genug geträumt und genug gefaullenzt hatte, erwachte in ihm die alte Handelslust seiner Ahnen, die dieselben seit Jahrhunderten in der Levante umhergetrieben hatte. Eine Art Familiengefühls, eine halb unbewußte Rücksichtnahme auf die Ehre seines Vaters hielt ihn davon zurück, den eingeschlagenen Weg der Erwerbung von fremder Leute Eigentum weiter zu verfolgen, hinderte ihn auch am Betteln und trieb ihn, als er die erste Schüchternheit des gehüteten Kindes überwunden, sich am Hafen den Fischern als Verkäufer ihrer Ware anzubieten.

Nun mischte sich auch die Stimme des Erben jenes verhängnisvollen Stückes Feld in das vieltönige Konzert des ägyptischen Handels und Wandels. Sein heller langgezogener Ruf klang über die Plätze:

„Borboni fresci —! Borbo — o — ni — fres — ci — fresci — fre — e — esci! Frutti del mare — O ya — o ya frutti del mare!!“

Und solange seine schwarzen Augen nicht durch das Schlafen im Freien von der Ophthalmie ergriffen wurden, spähten sie aufmerksam in der Menge nach Käufern für Krabben, Seesterne und Fische.

Er trieb sich viel in der Rue d'Atarine umher und sah Frau Klytemnästra in der Equipage des Herrn Antoninus Mauros zum Korso an die Ufer des Mahmudiye-Kanals fahren. Aber wenn sie ihren Sohn erblickte, wandte sie die Augen ab.

* * *

Die Nacht war schwül. Es lag Chamsin in der Luft. Die Sonne war in trüben, gelben Dünsten untergegangen. Diese stiegen über der Stadt empor; sog man sie ein, so fühlte man es wie Sand zwischen den Zähnen knirschen. Der

Meerwind schlief über der stillen dunklen See. War selbst auf den Uferklippen kein Hauch von Frische zu spüren, wie sollte sich etwas dergleichen bis zu der Rue d'Atarine verirren. Mit dem Schwefelgehalt der Luft vermischten sich hier die faden Gärungsgerüche, die aus den eingeschlossenen Höfen drangen. — Die wilden Hunde liefen in Rudeln umher und heulten aufgeregt.

In den schmutzigen griechischen Kneipen gab es Schlägereien, denn die Menschen waren traurig und erbittert.

Am inneren Thorweg der Okelle Riccioto kauerte Orestes Kimolos, seinen flachen Palmenkorb mit silbernen und rosig schimmernden Fischen vor sich auf den Knien haltend, und wartete auf den Morgen. Er hatte gehört, daß sein Vater zurückgekehrt sei.

Orestes wußte, daß Petros Kimolos seinen Sohn mehr liebte als Iphigenia — ja, daß er ihn sehr liebte.

Er erinnerte sich der Stunden, wenn der Vater ihn auf sein Knie genommen hatte, liebkosend mit der schwarzen Haarmähne des Knaben spielte und ihm von den alten Sagen seines Volkes erzählte — jene herrlichen, großen Sagen von Göttern und Helden, die als der kostbare Rest vergangenen Ruhmes durch alle Irrfahrten, alle Erniedrigungen selbst den fernhin verschlagenen, kleinen griechischen Handelsleuten lebendig geblieben sind, lebendig wie die Schönheit ihrer Frauen.

Der Knabe wagte es nicht, hinauf in die Wohnung seiner Eltern zu gehen, er fürchtete sich vor seiner Mutter. Wenn der Vater sich am Morgen in das Geschäft begab, in dem er angestellt war, dann mußte er seinen Sohn am Thorweg sitzend finden. Dann würde er den Verlorenen, Verstoßenen jubelnd begrüßen und die Arme um ihn schlingen, und nicht fragen, was er gethan hatte!

Orest bebte vor Sehnsucht nach diesem Augenblick. Das Verlangen nach der behütenden, führenden, verzeihenden Elternliebe erwachte so stark in ihm, daß er weinte, bis die stechenden Schmerzen in seinen entzündeten, eiternden Augen sich zur Unerträglichkeit steigerten und er die Hände krampfte, um die Thränen zurückzudrängen.

Dann wollte er seinen Vater bitten, so sehr er bitten konnte, ihn nicht wieder allein bei der Mutter zu lassen, sondern ihn mit sich auf seine Reisen zu nehmen. Und gewiß, Petros Kimolos würde es thun, wenn er sah, wie sie seinem Sohne mitgespielt hatte. — Welch ein Leben sollte dann beginnen!

Der kleine Borboniverkäufer in dem schmutzigen, übelriechenden Hofe träumte von großen Schiffen, die über blaue Meere fuhren, zu Ländern, wo es noch Kampf gab und glänzenden Sieg, wo Helden lebten und Führer des Volkes, wie in alten Zeiten. Und vor allem träumte er von der Liebe eines Vaters, die ihn vor allem Unrecht schützen, die ihm alle Wunder und alle Pracht der Welt zeigen sollte.

Während dessen verloschen die Lichter hinter den Fenstern auf den Galerien und es wurde immer stiller in dem großen Hause. Seine vielen Bewohner begaben sich zur Ruhe.

Da zitterte ein schriller Weiberschrei hoch oben aus dem dritten Stockwerk zu dem bange atmenden Knaben nieder. — Eine Thür wurde geschlagen — ein Fenster klang. — Ein Raunen, ein Bewegen begann in den langen Korridoren. Dazwischen wieder derselbe schrille Frauenschrei, aber nicht mehr vereinzelt — lautes Fragen und Rufen antwortete.

Die Nachbarn drängten sich, halb entkleidet, dort oben auf dem Flur vor der Wohnung seiner Eltern zusammen. Es wurde geschrien, gestritten, ratlos hin und her gelaufen.

„O jeh, o jeh, und gestern ist er erst heimgekehrt," rief eine Stimme.

Der Thürhüter wachte aus dem Schlafe auf, stolperte an Orest vorüber und versuchte, die Hand über den Augen, die Dunkelheit mit den Blicken zu durchdringen.

Olivenbraune Frauen liefen barfuß mit Lichtern über den Hof und riefen, was es gebe. Als ihnen in der allgemeinen Aufregung niemand antwortete, rannten sie neugierig hinauf nach der Unglücksstätte.

Der Knabe hatte sich erhoben und war dann zitternd wieder niedergekauert.

Eine Stille entstand dort oben — darauf ein lautes Klagen. Und Orestes hörte den Namen Petros Kimolos jammernd rufen.

Eine Thür wurde plötzlich weit aufgeschlagen. Den roten Schlafrock über der Brust auseinander gerissen, das schwarze Haar um die Schläfe fliegend, sah Orest seine Mutter in dem erhellten Raume erscheinen. Zwischen den lichtertragenden Frauen hindurch stürzte sie dem Geländer entgegen, als wolle sie sich von dort auf die Steine des Hofes hinabwerfen.

„Tot! Er ist tot!“ schrie sie und rang wie eine Mänade mit den Nachbarn, welche sie von dem Sturz zurückhalten wollten. Sie wälzte sich auf dem Boden und zerraufte sich kreischend das Haar.

Endlich brachte man die Zuckende in ihre Zimmer zurück, und die Menge verlief sich.

„Ein böses, neidisches Auge muß auf die Speise geblickt haben, die er genoß,“ sagte kopfschüttelnd eine Frau.

Orestes kauerte noch immer in seiner dunklen Ecke bei dem Thorweg, wo er auf seines Vaters Liebe hatte warten wollen, und ein wildes Schluchzen schüttelte seinen ganzen kleinen Körper.

Wieder verloschen die Lichter, bis auf eines. Das brannte bei seines Vaters Leiche. Und durch die stille, qualvoll bedrückende Nacht hallten die langgezogenen, durchdringenden Klageschreie der Witwe. Allmählich wurden sie seltener und kamen in Pausen, heiser und röchelnd — wie das Schreien jenes ägyptischen Mannes, der sich in Schmerzen wand und doch die Beute nicht fahren ließ.

Im Morgengrauen, als ein trockener, heißer Wind Wolken brennenden Sandes heranzuwirbeln begann und alle Tiere sich verkrochen, hob Orest seinen Palmenkorb auf den Kopf und wanderte weinend hinaus von seines Vaters Thür, zurück auf die Straße, wohin seine Mutter ihn gewiesen hatte — auf die Straße, die hinabführt zu den Abgründen einer großen Stadt.

* *
*

Das Jahr kam, in welchem das ägyptische Volk sich aufraffte, seiner Mutter Erbe zurückzugewinnen, in dem es über die Fremden herfiel und ihnen das geschändete, ausgesogene Land zu entreißen trachtete. Die stummen, geduldigen Lasttiere wurden zu rasenden Bestien. Und die Rache von Menschen, die Unmenschliches mit einer unbegreiflichen Leidenskraft erduldet hatten, die nur in dunklem, schmutzigem Aberglauben, in ungesunden Opiumträumen einen dumpfen Trost fanden, machte sich nun auch in unmenschlichen Greueln Luft.

— — Da war das zusammengestürzte Haus der betrogenen Waisenkinder nicht wiederzufinden unter den Reihen dampfender Trümmerhaufen — da lagen die Leichen der Europäer an einsamen Orten, vor den Thoren, in ihren Gärten, wie das Aas von Hunden, das niemand zu berühren wagt, weil es unrein ist.

Das war ein Fest für die von der Straße!

Zwei Tage gaben ihnen alles, was sie Zeit ihres Lebens im Besitze anderer gesehen hatten, oder was — schlimmer noch — ihnen selbst gehört und sie den Glücklicheren hatten abtreten müssen. Frauen und Mädchen, Gold und Speisen und Wein — alles gehörte ihnen und dazu die Macht, Wollust, Grausamkeit und Habgier nach Herzenslust zu sättigen.

Die Fackeln, die ihren Orgien leuchteten, schlugen als blutrote Flammensäulen zum pulverdunstigen Himmel auf.

— — — — — — — — — — — — —

Orestes Kimolos schlenderte, einen Petroleumgeruch in seinen zerrissenen Kleidern mit sich forttragend, durch einsame

Seitenstraßen, die von dem Aufruhr noch unberührt geblieben waren.

Er hatte geholfen, die Modemagazine von Antoninus Mauros in Brand zu stecken.

Und nun suchte er diesen selbst. Er ging, die Hände in den Taschen, mit den schlürfenden Schritten eines Mannes, der niemals auf sich geachtet hat, dem alles um ihn her so gleichgültig ist wie er den anderen.

Doch daß die goldenen Buchstaben:

Antoninus Mauros
Modes et Quincailleries

nicht mehr über den Konsulsplatz leuchten konnten, das freute ihn.

Jemand hatte ihm gesagt, Herr Antoninus Mauros sei längst aus Alexandrien geflohen. Das glaubte Orest nicht. Wozu all dieses Morden und Brennen, wenn er dabei seine Rache nicht haben sollte!

Und er war jetzt kälter und entschlossener. Es sollte ihm nicht wieder mißlingen wie jenes Mal, als er bei Nacht vor dem Café am Meer seinen Feind überfiel und nach einem schwachen Messerstich, von dem er nicht wußte, ob er getroffen, entfliehen mußte, weil jenem seine Freunde zu Hilfe kamen.

Dieser Fehlschlag hatte Orest für lange Zeit entmutigt. Er sank danach in die Trägheit zurück, die der ägyptische Boden zeugt und die Glutsonne ausbrütet, die wie eine Krankheit die Bewohner der Straße überschleicht und sie still ihr trostloses Wesen treiben läßt.

Nur wenn der Chamsîn wehte, dann erwachte jedesmal in Orest die Erinnerung an seines Vaters Tod und wühlte quälend in ihm und mahnte ihn an eine unabgetragene Schuld. Denn er hatte längst hineingeschaut in den Zusammenhang dieses dunklen Erlebnisses, das wie ein fürchterliches, unbegreifliches Schicksal über das Kind hereingebrochen war.

Das Leben hatte keine Geheimnisse mehr für ihn. Monate und Jahre wartete der im Elend langsam und kümmerlich aufwachsende Knabe auf die Strafe, welche die beiden, den Mann und die Frau, treffen und im Verhältnis zu dem stehen mußte, was sie ihm und seinem Vater angethan hatten.

Es geschah nichts. Und was sollte auch geschehen? Jetzt lachte er nur über seine Hoffnungen.

— Wenn ein Fellah stahl, so gab es für ihn eine schonungslose Gerechtigkeit. Aber Antoninus Mauros gehörte ja zu denen, die diese schonungslose Gerechtigkeit in Ägypten ausüben ließen.

Alles hatte Orestes nach und nach begriffen. Zu sehen, wie diese Menschen es wagten, zu nehmen, was sie begehrten und sich im hellen Tageslicht daran zu freuen — auch wenn andere dadurch zu Grunde gingen —, erfüllte ihn mit Haß, aber auch mit Furcht vor solcher unfaßbaren Macht. Dadurch wurde er gehindert zu vollbringen, was er doch thun mußte.

Und nun mit einemmal — Orest verstand nicht, wie es kam, warum es geschah — plötzlich war die Gewalt des Reichtums nicht mehr heilig und unantastbar —! Nichts blieb, wie es gestern gewesen!

— Jetzt hatte er Mut, Antoninus Mauros entgegenzutreten.

Nur an diesen klammerte sich sein Haß. Ein unerträgliches Schamgefühl hinderte ihn, sich darüber klar zu werden, wie weit seine Mutter schuldig sei.

— — In diesen Tagen, wo alles Getrennte durcheinander geschüttelt wurde, war Orest auf eine sonderbare Weise auch wieder mit der guten Frau Wackernagel in Berührung gekommen.

Sie stand, umgeben von einigen Kindern, in verzweifelter Unterhandlung mit einem Kutscher, der sich weigerte, sie aus der Stadt hinaus zu befördern. Orest hatte der Frau in den Wagen geholfen, die Kinder zu ihr gepackt, die Thüren und Fenster der Karosse geschlossen und dem Fuhrmann mit energischen Faustbewegungen zugeredet, sie auf dem nächsten Wege zum Hafen, wo sie Zuflucht auf einem europäischen Schiffe suchen wollte, zu fahren. Und weil die Heimat-

losen in diesen Tagen die Herren Alexandriens waren, half das Goldstück, das er hochmütig dem Araber zuwarf, vielleicht die Frau zu retten. Vielleicht —! Vielleicht auch nicht. Orestes war es im Grunde gleichgültig. Es war nur eine Aufwallung gewesen, als er seine frühere Schuldirektorin wieder erkannte — eher an der Stimme als an ihrem Antlitz, denn dieses war nicht mehr rund und rosig und lächelnd, sondern von kleinen Runzeln durchzogen und hart und scharf geworden in dem harten Kampf um ein ehrliches Auskommen. — Er war ihr natürlich fremd geblieben. Während der kurzen Scene hatte sie mit mißtrauischen aber tapferen Blicken den jungen, zerlumpten Burschen, von dem sie nicht wußte, ob er ihr helfen oder schaden wollte, in Respekt zu halten versucht.

Nachträglich überfiel Orestes eine dumpfe Wut, indem er diese Blicke mit dem Kusse verglich, den die weichen, frischen Lippen derselben Frau einst seinen kindlichen Brauen aufgedrückt — dem letzten guten Kusse, den er in seinem Leben, das alt an Erfahrung geworden war, empfangen hatte.

Er lachte wieder und begann ein cynisches Lied zu singen, verstummte aber plötzlich, weil ihn eine maßlose Traurigkeit überwältigte.

Wenn sein Vater noch lebte — er würde den Orest von ehemals so wenig wiedererkennen wie die Missionarin.

Orest ging schneller seinem Ziele entgegen, an einer langen Gartenmauer entlang, an deren Ende er ein grünes Thor weit offen stehen sah.

Er stutzte und blickte umher. Das Lid seines rechten Auges hing schlaff über die erblindete Pupille nieder, das linke kniff sich zusammen und blinzte, wenn es sehen wollte.

Sollte er Antoninus Mauros doch nicht finden? Sollten ihm seine Kameraden von der Straße hier zuvorgekommen sein?

Alle übrigen Häuser waren fest verrammelt. Der Sonnenschein brütete auf den weißen glühenden Mauern und dem weißen Mehlstaub der Straße. Ein fremdartiger Dunst und ein scharfer Brandgeruch schwebten in der Luft.

Als Orest in dem Gartenthor neben dem verlassenen Wärterhäuschen stand, fühlte er eine fürchterliche Enttäuschung im Herzen.

Seine halb erblindeten Augen starrten trübe auf den hohen Strahl des Springbrunnens, auf Sessel von chinesischem Porzellan, auf künstlich angelegte Beete, wo leuchtende Blumen blühten.

Feuchte Frische, ein süßer Wohlgeruch drang ihm entgegen.

Steinpostamente trugen weiße Marmorgöttinnen, unbekleidet und lächelnd, wie ein verweichlichter Geschmack sie liebt. Durch ihre Reihen führte der Weg zum Hause.

„Verfluchte Puppen!" schrie Orest, warf sich wie ein Rasender gegen eine der Nymphen und schleuderte sie mit gewaltiger Anstrengung von dem Postamente herab. Mit lautem Getöse zerbrachen ihre weißen Glieder bei dem Fall. Orest aber rannte in großen Sätzen dem Hause zu. Die wahnsinnige Begierde hatte ihn gepackt, vernichtend einzubrechen in die schwelgerische Üppigkeit, die das Verlangen stachelte, die zu Sünde und Schmach verlockte — der die Mutter das eigene Kind opfern konnte! Und ihr zuliebe war sein Vater gemordet!

Mit der Faust schlug er die Glasscheiben der Verandathür ein und fühlte es nicht, daß ihm das Blut an der zerschnittenen Hand herablief. Die Begier nach Rache verwirrte seine Gedanken.

Niemand war in den kühlen, einsamen Räumen, ihn zu stören.

Orest suchte nach Zündhölzern, nach Feuer.

Da, am Ende der langen Zimmerreihe raschelte ein Kleid — da suchten irrende Füße einen Rettungsweg und im Taumel der Angst lief eine Frau ihm gerade entgegen.

Seine Mutter ...

Er wich zurück — wieder wie als Kind

übermannten ihn Furcht und Zagen bei ihrem Anblick.

Sie erkannte ihren Sohn nicht in dem rauchgeschwärzten Gesellen mit dem wilden Ausdruck voll Haß und Jammer.

— Sie wußte, daß sie ganz allein mit ihm war — der Mann, dem sie gehörte, ihre Diener — alles war tückisch heimlich geflohen — schon eine Stunde hatte sie einsam in fürchterlicher Todesangst zugebracht.

— Und da war nun das Entsetzliche, was sie mit jeder Sekunde erwartete ...

Sie lief in das nächste Zimmer. Er folgte ihr.

Sie fiel vor dem fremden Eindringling auf die Knie und schrie laut um Barmherzigkeit.

Gerade so hatte sie sich auf den Knien gewunden mit falschem Schreien in der Nacht von Petros Kimolos' Tode!

Der Schrecken, das Zagen in Orest wurden durch diese Erinnerung überwältigt von wütendem Zorn.

— Der Mord, den keine Strafe gesühnt — das Elend seines Lebens standen vor ihm ... Sie war die Ursache ... Und er riß das Messer aus seinen Lumpen.

Eine Weile kämpften sie. Die Frau rang ächzend, ihr Haar von dem Griff der grausamen Faust zu befreien. Er stöhnte: „Vater — Vater!" sich zu dem fürchterlichen Werk zu stärken.

Sie rang noch immer. Da plötzlich verglasten ihre Augen in Schrecken und Haß. Sie hatte den Sohn erkannt, und ihre Arme fielen kraftlos nieder.

Es war gethan.

Sie sank zurück auf den Teppich.

Noch einmal zuckte ihr Leib schaudernd zusammen.

Orest sah seine Mutter verscheiden.

— — Das offene Gartenthor lockte eine streifende Bande aufständischer Ägypter an. Die Granaten der Fremden, die aus ihren Kriegsschiffen draußen vor dem Hafen zischend über die Stadt flogen und zerstörten, was von ihrer eigenen Rachewut verschont geblieben war, hatten sie aus ihren Forts vertrieben, ihren Mut und alle Disciplin zersplittert.

Alexandrien, der Schlüssel zum Lande Ägypten, war aufs neue den Fremden übergeben worden, seine Kinder irrten fliehend umher.

Jeder einzelne suchte jetzt, wo der Kampf um die allgemeinen Güter verloren war, für sich zu rauben und zu retten, soviel ihm möglich schien.

Die ägyptischen Soldaten brachen in die verlassene Besitzung ein.

Orest hörte das Gebrüll der Trunkenen im Garten, hörte, wie sie tobend über die Veranda hereinkamen.

Ein Gedanke fuhr ihm durchs Hirn: er mußte die Leiche vor ihnen schützen — er hatte Greuliches gesehen in diesen Tagen.

Noch war es Zeit, die Thürflügel zu schließen und ihre Riegel vorzuschieben.

Den blutigen Dolch von der Erde aufgreifend, stand er mit wild schlagendem Herzen und wartete ...

Die Ägypter verteilten sich in dem Gebäude, durchwühlten Kasten und Schränke und nahmen, was sie reizte. Sie schlugen gegen die verschlossene Thür und rüttelten an ihrem Griff, doch in der Hast und Angst, von denen sie beherrscht wurden, nahm sich keiner von ihnen die Zeit, sie zu sprengen.

Einige liefen mit silbernen Geräten über die bunten Blumenbeete, andere fanden den Weinkeller und hielten dort ein eiliges, wüstes Gelage.

Es wurde stiller in der Nähe des Zimmers, wo Orest seine tote Mutter hütete.

Ob sie den Sohn in ihrem Mörder erkannt hatte —? überlegte er.

Wieder lauschte Orest gespannt nach den Tönen, die von außen kamen.

Ob sie ihn erkannt hatte im letzten Todeskampfe?

— — Würden die Ägypter das Haus anzünden und er mit ihr hier verbrennen?

Am Himmel kämpfte die untergehende Sonne mit trüben Brandgluten um die Herrschaft, und beide füllten das Gemach mit rotem und orangegelbem Licht.

Orest war es, als empfinde er bereits steigende Hitze, als höre er das Knistern der Flammen.

Nein — es war jetzt alles still — lange Zeit.

Langsam kam eine Erinnerung über Orest. — Seine Mutter gehörte ihm wieder allein. Niemand — nichts stand mehr zwischen ihnen. Und der Ausdruck von Entsetzen war auch aus ihrem Antlitz verschwunden. Es war jetzt ruhig und feierlich. Ihre Wangen blühten noch immer rosig, ihre Lippen verblaßten nicht; lebloser Farbenstaub höhnte den Zerstörer des Lebens. Ein Rest hellenischer Anmut schwebte noch um die erstarrenden Glieder.

Scheu und zitternd schlich Orest sich näher, kauerte bei der Leiche nieder und tastete nach ihrer Hand.

Kühl und schwer — tot lag sie in der seinen.

Da kam ihm alles wieder zum Bewußtsein. Er schrie wild auf vor Jammer und taumelte nach der Thür. Mit Gewalt warf er sich dagegen, sie zu öffnen, er riß und rüttelte an dem Schloß und rief nach Hilfe.

Die That war gethan — Orest hatten die Furien ergriffen.

— Das Haus war von den Aufständischen verlassen worden. Die Furcht vor den die Stadt besetzenden Feinden trieb sie fort — hinaus in die Wüste.

Wohin sollte Orestes fliehen? Kein Orakel zeigte ihm den Weg zur Schwester. Iphigenia war durch keine rettende Gottheit dem Einfluß einer tiefgefallenen Mutter entrückt. Hätte Orest sie auch gefunden — ihr Herz und ihre Hände waren nicht rein genug geblieben, den Bruder segnend zu entsündigen.

Am Thor des Gartens fiel Orest einem Trupp englischer Marinesoldaten in die Hände, welche die Straßen von Räubern und Brandstiftern säubern sollten.

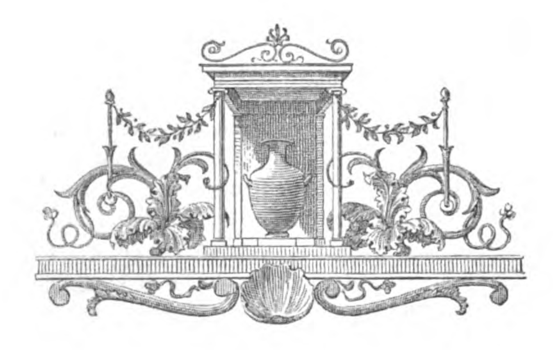
Sie nahmen ihn, der mit verstörtem Ausdruck den Namen „Petros Kimolos“ vor sich hin sprach, in ihre Mitte und durchsuchten die Besitzung.

Gefragt, ob er an dem Morde der Frau dort drinnen teilgenommen habe, antwortete er:

„Ja, ich that es, ich allein.“

Da lehnten sie ihn gegen die Gartenmauer und banden ihm die Hände.

Einige Schüsse krachten; die Furien verließen einen toten Mann, und das Drama des Hauses Kimolos war zu Ende gebracht.





Wäscher.

Leben der Hindus.

Eine Skizze

von

Richard Garbe.

Seit den Zeiten des Mittelalters ist Indien für die deutsche Sage und Dichtung das typische Land der Romantik, und als solches pflegt es bei uns bis auf den heutigen Tag ein größeres Interesse zu erwecken als irgend ein anderes Land des Orients. Dieses Interesse ist allerdings meistens weniger wirkliche Wißbegierde als eine phantastische Neugier, die am liebsten durch sentimentale Schilderungen befriedigt sein will. Daher denn auch immer noch die wunderbarsten Dinge, welche unserem Publikum über Indien erzählt werden, mehr Aussicht haben dankbar aufgenommen und geglaubt zu werden als sachgemäße Berichte. Nichts liegt mir ferner, als denjenigen zu tadeln, der das tief im deutschen Gemüt wurzelnde romantische Bedürfnis durch die indische Märchenwelt befriedigen will; aber man soll mit Bewußtsein die Gebiete der Poesie und der Wirklichkeit scheiden. Daß die Perle entstehe, wenn in der mondhellen tropischen Nacht ein Tautropfen vom Himmel in die geöffnete Muschel herabfällt, ist ein poetischer Gedanke, der jedes empfindsame Gemüt erfreuen wird; aber trotzdem darf man sich nicht den Resultaten der Wissenschaft verschließen, welche lehrt, daß die Perle in der That nichts an-

deres ist als ein Sekret aus der Muschelschale.

Es ist hiermit ohne weiteres klar, in welcher Weise ich meine Aufgabe auffasse, ein Bild von dem Leben der Hindus zu entrollen. Ich beabsichtige nicht ein duftiges, traumhaftes Gemälde von dem Leben und Weben einer fingierten Menschheit in einer idealen Welt zu geben, sondern das indische Volksleben so objektiv als möglich zu schildern. Daß es sich dabei nur um das Wesentlichste, um die Hauptzüge und Umrisse des Bildes handeln kann, das ist schon durch den Charakter und Umfang einer Skizze geboten. Auch wäre ich nicht einmal im stande, die Unterschiede in der Lebensweise der einzelnen Stände und Provinzen, die begreiflicherweise in manchen Hinsichten recht beträchtliche sind, eingehend zu erörtern; denn zu diesem Zweck hätte eine Fülle von Material zusammengebracht werden müssen, welches auch in nur einiger Vollständigkeit einem einzelnen noch heutzutage unerreichbar ist. Wer tiefer in das Detail einzudringen wünscht, dem empfehle ich die in gutem Englisch geschriebenen Werke zweier vorurteilsfreier und europäisch gebildeter Bengalen, die auch ich für ein paar nachfolgende Einzelheiten zu Rate gezogen habe: Shib Chunder Bose, The Hindoos as they are: a description of the manners, customs, and inner life of Hindoo society in Bengal (Second edition, Calcutta 1883), und Bulloram Mullick, Home Life in Bengal, an account of the every-day life of a Hindu home at the present day (Calcutta 1885).

Die Schwierigkeiten, welche der richtigen Beobachtung und Darstellung eines fremden Volkslebens im Wege stehen, sind selbst für denjenigen, der mit der Sprache und Geschichte, den staatlichen und socialen Einrichtungen des anderen Volkes vertraut ist, so große, daß im allgemeinen erst nach längerem Verweilen in dessen Mitte ein zutreffendes Urteil gewonnen werden kann. Wenn dies schon für diejenigen Nationen gilt, welche durch alle die Kulturelemente verbunden sind, deren Gesamtheit den Begriff der europäischen Civilisation ausmacht, und zwar in dem Maße gilt, daß selten einmal ein Volk in dem Bilde, welches ein Ausländer von ihm entworfen, sich selbst wiedererkennt, so wird die Aufgabe des Beobachters eine doppelt schwierige, sobald es sich um ein Volk handelt, dessen Kultur und Gedankenwelt auf völlig anderen Grundlagen ruht und dessen sociale Einrichtungen noch dazu dem Fremden den Zutritt zu der Familie und dem häuslichen Leben verschließen. Dies letztere ist bei den Hindus der Fall, und damit ist uns schon diejenige Eigentümlichkeit entgegengetreten, welche mehr als irgend eine andere dem indischen Volke sein Gepräge giebt, die Kaste.

Schon in den ältesten Erzeugnissen der indischen Litteratur sehen wir eine Gliederung des Volkes sich vollziehen, welche bald an Schroffheit alles übertrifft, was sich sonst in der Geschichte der Menschheit an ständischen Unterschieden herausgebildet hat. Die uns stammverwandten Arier, welche vermutlich im dritten Jahrtausend vor Christo in die vorderindische Halbinsel eindrangen, um mit der Zeit die nördliche Hälfte zum größten Teil zu unterjochen, organisierten sich in drei Kasten, Brâhmaṇa oder Priester, Kshatriya oder Krieger, Vaiçya oder Bürger und Bauern. Die Ureinwohner, die sich den Eroberern unterwarfen, wurden als Çûdra oder Knechte in eine vierte dienende Kaste zusammengeworfen, erhielten aber keinen Anteil an den bürgerlichen Rechten und der religiösen Gemeinschaft. Diese vier Kasten, durch die Satzungen einer über alle Maßen selbstsüchtigen Priesterschaft im Laufe der Zeit immer schärfer voneinander geschieden, treten uns in der ganzen indischen Litteratur auf Schritt und Tritt entgegen, und an diese Vierheit pflegt man deshalb bei uns zu denken, wenn von indischem Kastenwesen die Rede ist. Merkwürdigerweise aber sind diese vier Unterschiede, die noch im Mittelalter in voller Geltung standen, in der

Neuzeit — wir können nicht recht sagen, wann und wie — so vollständig verschwunden, daß von der alten Einteilung des Volkes nur die Brahmanenkaste übrig geblieben ist. An die Stelle der übrigen drei ist ohne eine gewaltsame Umwälzung eine unübersehbare Masse neuer Kasten getreten, welche voneinander womöglich noch schroffer geschieden sind, als jene es waren. Jeder einzelne Beruf ist zur Kaste geworden und dermaßen zur Kaste geworden, daß gemeinsames Essen und Trinken nur innerhalb ein und derselben Gilde erlaubt, Heiraten zwischen Leuten, die verschiedenen Berufsarten angehören, auf das strengste verboten sind. Der Schneider kann nicht mit dem Schuhmacher in abendländischer Weise befreundet sein und ihn zum Essen oder zu einem Familienfeste in sein Haus laden; der Sohn des Schuhmachers kann nicht die Tochter des Töpfers heiraten, der Sohn des Töpfers nicht die Tochter des Webers. Wenn nun aber — wird man fragen — der Sohn des Töpfers die Tochter des Webers liebt? Darauf ist die Antwort sehr einfach: das ist kaum möglich. Die Kinder verschiedener Kasten kommen erstens gar nicht in nahe Berührung miteinander, und zweitens werden Knaben und Mädchen von den Eltern in zartem Alter verlobt und verheiratet, jedenfalls so früh, daß die Entstehung einer spontanen Neigung fast ausgeschlossen ist. Wenn Eingeborene einem Europäer sehr vertrauensvoll gegenüberstehen, so klagen sie wohl gelegentlich über ihre Frauen und meinen, es wäre vielleicht besser gewesen, wenn sie sich selbst ein anderes Mädchen „aus ihrer Kaste" hätten wählen können. Dieser charakteristische Zusatz wird niemals fehlen; an einen Kampf mit allen den Sorgen und Mühen, welche der Verlust der Kaste, das Ausgestoßensein aus derselben mit sich bringt, denken die Leute nicht. Bemerkenswert ist, daß auch die Brahmanen, die Priester und Bewahrer des altheiligen Wissens, heutzutage in so und so viele Kasten zerfallen, und daß genau festgestellt ist, zwischen welchen Geschlechtern Verkehr und Konnubium stattfinden darf und zwischen welchen nicht. So schreitet in allen Schichten des Hindutums diese zersetzende Bewegung fort, und es ist nicht abzusehen, wo einmal dieser aller menschlichen Vernunft Hohn sprechenden Zerklüftung Einhalt geboten werden wird. Nicht nur jede Arbeitsteilung bedeutet das Entstehen einer neuen Kaste, sondern oft genug wird eine solche durch eine kleine Abweichung von der herkömmlichen Technik bei der Ausübung eines Handwerks ins Leben gerufen. In einem Teile Indiens sind zwischen denjenigen Fischern, welche bei der Anfertigung des Netzes die Maschen von rechts nach links arbeiten, und denen, die dies von links nach rechts thun, Ehen verboten. Eine bestimmte Klasse von Milchmännern hat diejenigen ihrer Berufsgenossen, welche die Butter herstellen, ohne die Milch vorher aufzukochen, aus ihrer Kaste ausgestoßen und giebt ihre Töchter nur solchen Männern zu Frauen, die ebenso buttern wie sie selbst. In Cuttack, der südlichsten Landschaft von Bengalen, heiraten die Töpfer, die ihre Scheibe sitzend drehen und kleine Töpfe anfertigen, nicht mit denen, welche die Scheibe stehend drehen und große Töpfe machen.*

Sieht man aber von diesen großen Umwälzungen in dem socialen Leben der Hindus ab und von den ebenso großen Umwälzungen auf dem Gebiete des Religionssystems und der Götterverehrung, so hat sich der Inder, als Individuum betrachtet, seinem Charakter nach in den Jahrtausenden seines geschichtlichen Daseins nicht so wesentlich verändert, als bisher gewöhnlich mit einer gewissen Vorliebe angenommen ist. Der moderne Inder steht als Mensch dem alten Inder viel näher als beispielsweise der heutige Deutsche oder Italiener dem alten Germanen oder Römer. Namentlich haben

* Die freundliche Mitteilung dieser Einzelheiten verdanke ich dem Herrn H. H. Risley, dem besten gegenwärtigen Kenner des indischen Kastenwesens.

sich die Schattenseiten des indischen Volkscharakters, die dem beobachtenden Europäer begreiflicherweise zunächst in die Augen fallen, nicht etwa erst durch den verderblichen Einfluß des brahmanischen Priestertums oder unter dem Druck der blutdürstigen mohammedanischen Fremdherrschaft entwickelt; vielmehr sind als echt indische Eigenschaften Unzuverlässigkeit, Mangel an Wahrhaftigkeit, Undankbarkeit, Eitelkeit und Habsucht in den frühesten Zeiten aus der Litteratur deutlich nachweisbar. Diesen unsympathischen Eigenschaften des Hindu stehen jedoch achtungswerte Züge gegenüber, unter denen die folgenden besonders hervorzuheben sind: die merkwürdig mit der maßlosen Geldgier kontrastierende große Genügsamkeit den Bedürfnissen des täglichen Lebens gegenüber, der ausgeprägte Familiensinn und bei den besseren Klassen der gleichmäßige Ernst des Wesens, der selbst durch die überraschendsten Dinge und Vorgänge nicht in seinem Gleichgewicht gestört wird. Ferner ist ein ausgesprochener Sinn für großartige Schöpfungen auf dem Gebiete der didaktischen Poesie bemerkenswert. Fast jeder gebildete Hindu kennt noch heute die Bhagavadgîtâ, die berühmte Sanskrit-Dichtung, welche in erhebender Weise die Pflicht für das höchste Gebot erklärt, von Anfang bis zu Ende auswendig; und von noch größerem Einfluß auf das innere Leben des Hindu ist ein anderes hochmoralisches Dichtwerk, das Râmâyana in der volkssprachlichen Bearbeitung des Tulsidâs, des größten indischen Dichters, der sich der Zunge des Volkes bedient hat. In den Hütten des Landmanns wie in den Palästen der Rajas ist dieses Werk zu finden, und auf den Märkten sieht man öffentliche Vorleser des Gedichtes von aufmerksamen Zuhörern aus den verschiedensten Volksschichten umgeben. Den Gegensatz, der zwischen diesem unverkennbaren Sinn des Hindu für das Schöne und Große und seiner Handlungsweise besteht, kann ich nur durch einen Mangel an sittlicher Kraft, den idealen Regungen des Inneren zu folgen, erklären.

Das Lebensglück des Hindu beruht auf dem Zusammenhang mit seiner Kaste, und deshalb sind die Satzungen derselben für ihn bindender als irgend ein Gesetz der Moral; ja man geht nicht zu weit, wenn man sagt: die Vorschriften der Kaste sind seine Religion. Das höchste Gesetz des Lebens ist für den Hindu: richtig zu essen, richtig zu trinken und richtig sich zu verheiraten; dem gegenüber treten alle anderen Lehren und Gebote der Religion in den Hintergrund. Der einzelne, der aus seiner Kaste ausgestoßen wird, ist in den meisten Fällen ein verlorener Mann; er wird von seinen nächsten Angehörigen verlassen und hat kaum die Möglichkeit, die nötigsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Viele solcher unglücklichen Existenzen sind in freiwilliger Verbannung in Elend und Verzweiflung zu Grunde gegangen, und oft haben Outcasts ihrem Leben gewaltsam ein Ende gesetzt. Für die meisten Versündigungen gegen die Kastengesetze giebt es allerdings Sühnen, aber diese kosten viel Geld, denn sie bestehen im wesentlichen aus großartigen Geschenken, die den ortsangehörigen Mitgliedern der Kaste zu machen sind. Nur ein Reicher kann deshalb hoffen, wieder Aufnahme in seiner Kaste zu finden; und bezeichnend für diese trostlosen Zustände sind die enormen Opfer, welche bemittelte Leute nachweislich zu diesem Zwecke gebracht haben. Bald nach der Begründung der englischen Herrschaft in Bengalen verlor ein Brahmane in Kalkutta dadurch seine Kaste, daß ein übermütiger Engländer ihm Fleisch und unerlaubte Getränke in den Mund einzwängte. Drei Jahre lang bemühte sich der Unglückliche mit allen Mitteln, seine Stellung wiederzugewinnen, bis ihm dies schließlich gelang durch die Zahlung von 200000 Rupien (d. h. nach dem nominellen Werte: von 400000 Mark).*

---

* Bose, Seite 165.



Brahmanenmädchen, Bombay.

In merkwürdigem Gegensatz zu der Sorgfalt, mit welcher die einzelnen Kasten der Hindus über der Reinerhaltung ihrer Geschlechter wachen, repräsentiert das gesamte Hindutum einen solchen Grad von Rassenmischung, daß es den Ethnologen schwerlich gelingen wird, Ordnung in dieses Gewirr zu bringen. Von Bom=

bay bis Kalkutta, von Kaschmir bis Assam sieht man eine wahrhaft unglaubliche Fülle von Volkstypen und Hautfärbungen, aus der nur einzelne Gruppen mit reinem Typus sich herausheben, wie die Marathen, Rajputen und Bengalen. Von der dunkelsten Bronzefarbe an sind alle Schattierungen des Braun, Grau und Gelb vertreten bis zu einer Fleischfarbe, welche fast dem Weiß der kaukasischen Rasse gleichkommt.

Eine ebensolche Mannigfaltigkeit weist die Sprache des Hindutums auf. Abgesehen von der Menge der uns hier nicht berührenden Idiome nicht-arischer Herkunft, die auf der Halbinsel, namentlich im ganzen Dekkhan gesprochen werden, leben in dem Munde derjenigen Stämme, welche glauben rein arisches Blut in ihren Adern zu haben, welche sich aber in der That nur einer kleinen Beimischung desselben rühmen können, die folgenden Sprachen arischer Abstammung: Bengâlî, Assâmî, Oriya, Nipâlî, Panjâbî, Kaçmîrî, Sindhî, Multânî, Hindî, Gujeratî und Marâṭhî. Innerhalb dieser Gruppen giebt es nun eine unübersehbare Masse von Mundarten und Untermundarten, so daß z. B. über die Sprache des Distrikts von Bihar im mittleren Nordindien kürzlich selbständige Grammatiken von sieben verschiedenen Dialekten abgefaßt worden sind.* Eine allgemeine Verkehrssprache, welche wenigstens in den Städten überall verstanden wird und welche dem Reisenden zu allen praktischen Zwecken genügt, ist das Hindustani, eine Mischsprache, die sich vom elften Jahrhundert nach Christo an in den Feldlagern der mohammedanischen Eroberer entwickelte und von dort aus allmählich über den ganzen Norden der Halbinsel und weiter verbreitete. Charakteristisch für das Hindustani ist die überaus große Menge der arabischen und persischen Ausdrücke, mit denen sein Wortschatz durchsetzt ist. In neuerer Zeit haben portugiesische Elemente wie kamrâ (Zimmer), sâbun (Seife), padre (Pater, das heißt Geistlicher, Missionar) und seit der Befestigung der britischen Herrschaft zahlreiche englische Worte, zum Teil in wunderbaren Entstellungen, Eingang in das Hindustani gefunden.

* George A. Grierson, Seven Grammars of the dialects and subdialects of the Bihârî language, Calcutta 1883 ff.

Die indischen Städte sind eng gebaut und dicht bevölkert; die Häuser der Eingeborenen — mit Ausnahme der Paläste der Rajas — sind im auffallenden Gegensatz zu den geräumigen luftigen Wohnungen der Europäer klein, gedrückt, schlecht ventiliert und mangelhaft ausgestattet, auch wenn die Besitzer in guten Verhältnissen leben; die inneren Räume sind winklig, dumpfig und, soweit meine Erfahrungen reichen, unsauber. Eine behagliche Behausung scheint nicht zu den Lebensbedürfnissen des Hindu zu gehören. Selbst in den Städten findet man massenhaft Lehmhütten mit wenigen Fensteröffnungen, im günstigsten Falle mit Schindeln gedeckt. Kommt man in Dörfer, so wird der Eindruck der allgemeinen Dürftigkeit ein gar großer: die Lehmhäuser sind nicht nur so klein, daß man kaum begreift, wie in ihnen eine ganze Familie Platz finden kann, sondern auch häufig so mangelhaft aufgeführt, daß sie sich während der Regenmonate einfach auflösen und zusammenfallen. In der kalten Jahreszeit sieht man die nackten, nur ein Amulet um den Hals tragenden, braunen Kinder dieser armen Leute frierend an der von der Sonne beschienenen und erwärmten Lehmwand sich zusammenkauern.

In wohlhabenden Familien herrscht noch heute ein ganz patriarchalisches System; unter der Leitung eines Oberhauptes, dem die Entscheidung aller wichtigen Fragen überlassen bleibt, leben nicht selten mehrere Generationen beieinander, so und so viele verheiratete Söhne mit ihren Frauen und Kindern, auch entferntere Anverwandte. Häufig führen Streitigkeiten unter erwachsenen Söhnen natürlich zur Trennung und Begründung eines eigenen Hausstandes, aber es ist wunderbar genug, daß es in vielen Fällen ge-

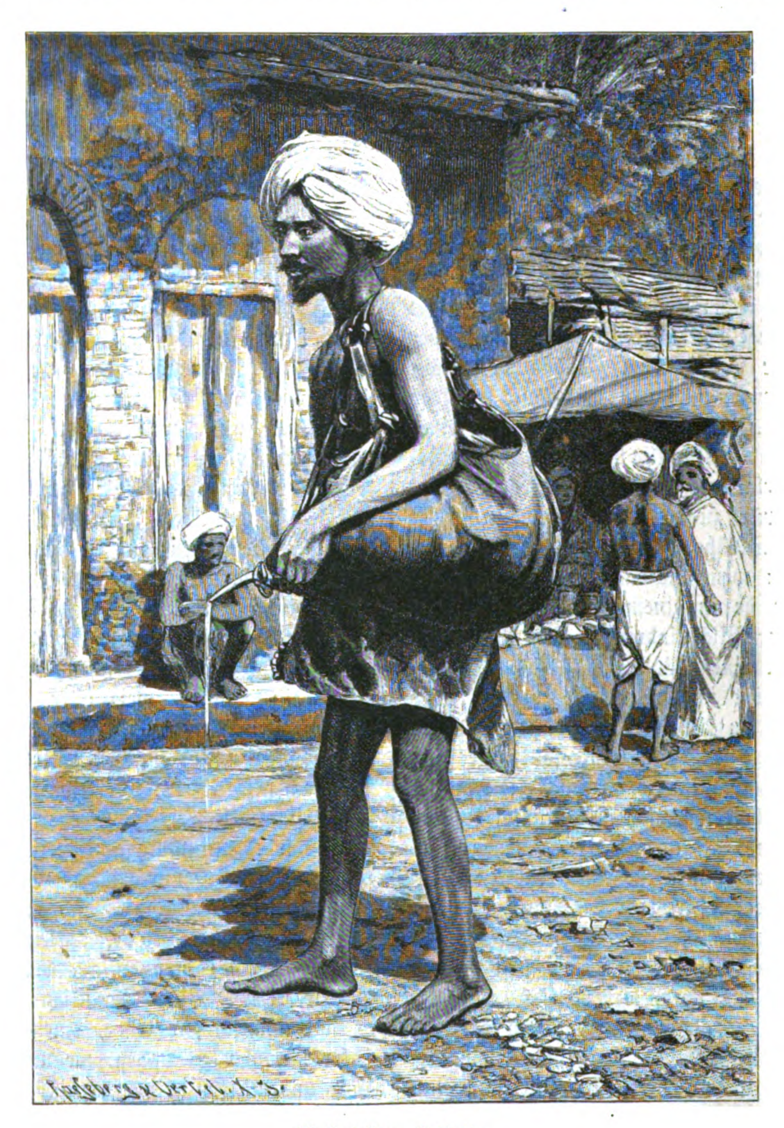
lingt, die Eintracht unter einer solchen Masse nahe verwandter, in demselben Hause zusammenwohnender Familien aufrecht zu erhalten.

Der charakteristischste Teil in dem Hause des Hindu ist die Zenana, das abgeschlossene Frauengemach, wie die gedrückte und unwürdige Stellung der Frau der bezeichnendste Zug des indischen Familienlebens ist. Wohl genießt die Gattin des Familienoberhauptes, welche das Hauswesen in Ordnung zu halten und für die leiblichen Bedürfnisse einer oft außerordentlich großen Zahl von Hausgenossen zu sorgen hat, eine hohe Achtung in ihrem engen Kreise; aber auch sie unterliegt den harten Bestimmungen der Etikette fast in dem gleichen Maße wie die übrigen in demselben Hause lebenden Frauen. Die weiblichen Mitglieder einer respektablen Familie bedürfen der besonderen Erlaubnis des Hausvaters, um aus der Thür zu treten und um eine in der nächsten Nähe wohnende Freundin zu besuchen; wenn sie das Haus verlassen, so fahren sie in einem Wagen, in den kein fremder Blick eindringen kann, oder werden in einem Palankin (pâlkî) getragen, das heißt in einem dicht verschlossenen Kasten, in dem sie nicht sitzen, sondern liegen. Im Hause selbst sollen sie nicht die äußeren Räume, in denen die Männer leben, betreten, ja nicht einmal so laut sprechen, daß ihre Worte in jenen Zimmern gehört werden. Am strengsten gelten diese Regeln für die in das Hauswesen eingetretenen Schwiegertöchter, deren Stellung begreiflicherweise eine sehr schwierige ist und deren Lebensglück in Indien noch mehr als in Europa von der Behandlung abhängt, die ihnen von dem Gatten zu teil wird. Eine zärtliche Mutter sieht deshalb ihre Tochter stets mit banger Sorge in das neue Hauswesen einziehen und erschöpft sich im Interesse ihres Kindes in Liebenswürdigkeiten gegen den Schwiegersohn, der ihrem Herzen näher zu stehen scheint als ein leiblicher Sohn. Die Zärtlichkeit der Schwiegermütter, die in Indien sprichwörtlich ist, fließt besonders an einem Tage des Jahres über, an dem mit den Schwiegersöhnen in der Zenana des elterlichen Hauses ein förmlicher Kultus getrieben wird, an dem diese mit Leckerbissen genudelt und mit Geschenken überhäuft werden. Es ist dies das im Mai gefeierte Schwiegersohnsfest (Jâmâi Shashthî).

Der Horizont der indischen Frau, die im günstigsten Falle schreiben und lesen lernt, bleibt natürlich bei dem abgeschlossenen Leben ein außerordentlich begrenzter; ihre Interessen sind nur auf Äußerlichkeiten gerichtet, ihre Zerstreuungen überaus kindisch. Wenn sie den Besuch einer Freundin oder einer europäischen Dame in der Zenana empfängt, so dreht sich das Gespräch fast nur um Schmuckgegenstände und deren Preis. Daß es an Zerwürfnissen mit Schwestern und Schwägerinnen nicht fehlt, versteht sich von selbst, und die sich daran schließenden Familienscenen mögen durch die große Beredsamkeit, welche einer scheltenden indischen Frau zu Gebote steht, zu doppelt unerfreulichen werden. Am trostlosesten sind die häuslichen Zustände, wenn ein Mann zwei oder mehrere Frauen genommen hat, was nach den bürgerlichen und religiösen Gesetzen immer noch gestattet ist, aber in der neuesten Zeit glücklicherweise seltener und seltener wird. In Polygamie leben heutzutage gewöhnlich nur Hindus von Rang oder vornehmer Abkunft, und merkwürdigerweise unter ganz besonderen Bedingungen auch Brahmanen aus berühmten Geschlechtern. Viele Familien schätzen es sich nämlich zur Ehre, einen solchen Schwiegersohn zu haben, wenn derselbe auch unbemittelt ist und bereits mehrere Dutzend Frauen besitzt. Unter diesen Umständen übernimmt der Mann gar nicht die Verpflichtung, für seine Frau und etwaigen Kinder zu sorgen. Die Frau bleibt ruhig in dem Hause ihrer Eltern und wird von ihrem Gatten gelegentlich besucht oder auch nicht besucht; im übrigen kann sie thun und treiben,

was ihr beliebt. Solche Brahmanen, die nachweislich bis an siebzig oder achtzig Frauen heiraten, mögen wohl Buch und Rechnung über ihre Gattinnen führen; um die Kinder aber kümmern sie sich

Selbst in einem wohlhabenden indischen Haushalt ist die Dienerschaft nicht so zahlreich und nicht so gut bezahlt als bei einer europäischen Familie unter den gleichen oder entsprechenden Verhältnissen.

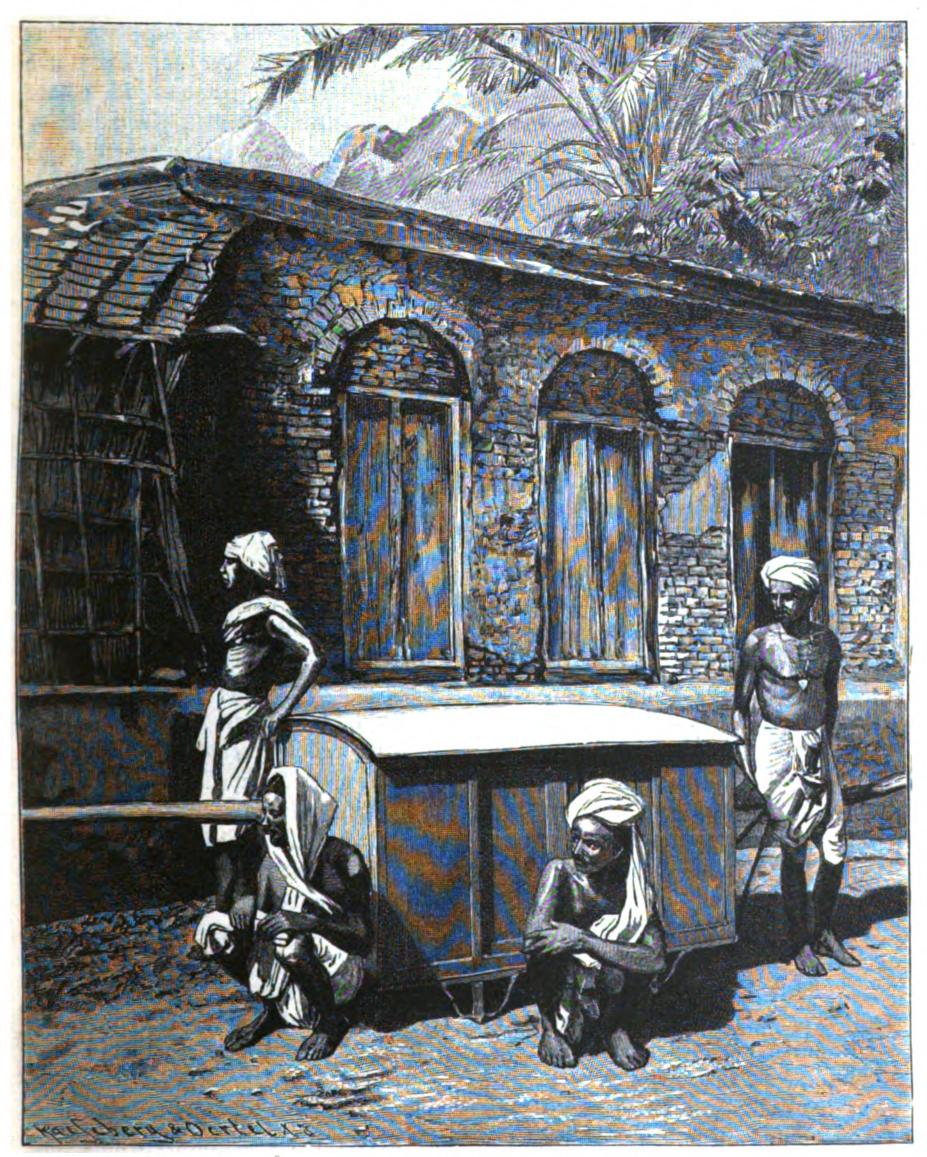


Wasserträger, Kalkutta.

nicht, sie wissen zuweilen nicht einmal, wie dieselben aussehen und wie viele es sind. Derartige Verhältnisse stellen jedoch, wie gesagt, eine Ausnahme dar und sind hier nur der Originalität halber erwähnt.

Die Köchin ist gewöhnlich eine Witwe; hält man einen Koch, so muß dieser aus der Brahmanenkaste genommen werden. Doch habe ich mit Verwunderung bemerkt, daß viele Männer besserer Stände

sich ihre Mahlzeiten selbst zubereiten; und öfter hatte ich Mühe, ernst zu bleiben, wenn gelehrte Eingeborene, mit denen ich zusammen in Benares arbeitete, die schwierigsten und tiefsinnigsten Erörterungen plötzlich mit der Bemerkung unterbrachen: „Jetzt muß ich aber nach Hause gehen und mein Mittagessen kochen.“



Palankinträger, Kalkutta.

Die Nahrung der Hindus besteht aus Fischen und Vegetabilien, vor allem Reis und sonstigen Hülsenfrüchten, aus Milch und etwas flüssiger Butter. Verpönt sind spirituöse Getränke, Eier und Fleisch, mit Ausnahme des von einem Opfer herrührenden Ziegen- und Schaffleisches, das zuweilen — aber nur von Männern — genossen wird. Die männlichen und

weiblichen Glieder einer Familie essen ihre Mahlzeiten getrennt; die Männer speisen zuerst und bekommen das Bessere. Nur an einem Tage in ihrem Leben, am Hochzeitstage, darf die Frau mit ihrem Gatten zusammen bei der Mahlzeit sitzen. — Cigarren oder Cigaretten raucht nur der Hindu, der europäische Lebensweise angenommen; der nach der Weise der Vorfahren lebende bedient sich der Hukka, das heißt einer Thon- oder Wasserpfeife, die mit Tabak oder auch mit einer Art gewürzten Hanfes gefüllt wird.

Die Tracht der Hindus ist außerordentlich mannigfaltig und nicht durch die Mode beschränkt wie bei uns. Die Männer der niedersten Klassen tragen nur einen grauen Schurz um die Lenden, während die besser situierten sich sehr pittoresk in allen möglichen Farben kleiden. Auf dem Haupte tragen sie gewöhnlich einen kunstvoll geflochtenen, meist weißen oder roten, aber auch gelben, grünen oder andersfarbigen Turban; daneben sieht man ganz kleine Deckel ohne Schirm und Rand, und bei den Aufwärtern, die den Tisch des Europäers bedienen, Kopfbedeckungen, welche wie umgekehrte Suppenteller aussehen. Der Oberkörper wird mit einem togaähnlichen Gewande umhüllt, das in geschmackvollem Faltenwurf bis auf die Knie herabfällt, häufig aber auch mit bis an den Hals geschlossenen Jacken und mit Kleidungsstücken, die in der Form unseren Schlafröcken nahekommen. An den Füßen werden Schnabelschuhe getragen, zuweilen darunter kurze Strümpfe; der untere Teil der Beine aber bleibt auch in kälteren Gegenden und im Winter unbedeckt. Die weibliche Kleidung besteht nur aus zwei Teilen, einem den Oberkörper umhüllenden, eng anschließenden ärmellosen Gewand und einem großen Tuch (sârî), welches um den ganzen Körper geschlungen, zuweilen auch über den Kopf gezogen wird. Doch würde ich den charakteristischsten Teil der weiblichen Ausstattung unerwähnt lassen, wenn ich hier nicht ein Wort über die auffallende Menge von Schmuckgegenständen bemerken wollte, mit denen eine indische Frau, die nicht verwitwet ist, sich auszuputzen pflegt. Sie trägt Ringe an den Fingern und Zehen, klirrende Spangen um die Arme und Fußgelenke, Halsbänder, Ohrringe, Haarschmuck, der auf Stirn und Schläfen herabhängt, und — ich glaube sagen zu können: fast ohne Ausnahme — einen stattlichen Nasenring; daneben noch häufig eine Art runder Brosche aus Gold, mit Perlen besetzt, auf einem der beiden Nasenflügel. Die beigegebenen Illustrationen werden von diesen Dingen eine bessere Anschauung gewähren als meine Schilderungen.

Bei der Beschreibung des Hinduhaushaltes muß ich noch des Raumes gedenken, der in den meisten respektablen Häusern zu gottesdienstlichen Zwecken eingerichtet ist. Während die ärmeren Klassen ihre täglichen Kultushandlungen in den öffentlichen Tempeln vornehmen, begnügen sich die besseren Stände im allgemeinen damit, nach uralter Weise einen Hauspriester (purohita) zu halten, der zweimal des Tages, morgens und abends, kommt und seinen Hokuspokus — gleichviel ob in Gegenwart oder Abwesenheit der Familienmitglieder — verrichtet. In diesen privaten Tempeln wird mit Muschelblasen, Klingeln, Tamtamschlägen ein ähnlicher Lärm gemacht wie in den öffentlichen, und wie dort werden vor dem Götzenbilde Spenden aus Milch, Blumen, Früchten und dergleichen dargebracht.

Wenn ich jetzt dazu übergehe, das Leben des Hindu durch die wichtigsten Abschnitte von der Geburt bis zum Grabe zu verfolgen, so beschränke ich mich auf die kulturell interessanten Dinge und übergehe die ungeheure Masse sinnloser Ceremonien, das ganze wüste Formelwesen, mit dem das Priestertum alle Ereignisse von Bedeutung in dem Leben des einzelnen, ja das ganze tägliche Leben ausgestattet hat. Mit den religiösen Verpflichtungen schleppt der orthodoxe Hindu eine Bürde durchs Leben, die notwendig

auf die Energie und Lebenslust lähmend einwirken muß und die in der That von unheilvollem Einfluß auf die ganze Entwickelung des Volkes gewesen ist.

betrogen. Ein indischer Spruch lautet: „Sowie eine Tochter geboren wird, beginnt hier sogleich eine große Sorge; dann folgt ein langes Hinundherdenken, an wen sie zu verheiraten sei; ist sie verheiratet, so fragt man sich, ob sie Glück finden werde oder nicht: Vater einer Tochter zu sein, ist fürwahr ein großes Übel!“*

Weberei, Kalkutta.

Die Geburt eines Kindes ist für eine Hindufamilie eine Begebenheit von sehr ungleicher Bedeutung, je nachdem es sich um einen Knaben oder um ein Mädchen handelt. Das Erscheinen eines Sohnes wird mit festlichen Klängen begrüßt; die Verwandtschaft und Nachbarschaft strömt zusammen, um zu gratulieren und um Geschenke entgegen zu nehmen; denn bei der Geburt eines Sohnes ist der Vater so überglücklich, daß er oft über seine Verhältnisse freigebig wird und sich in Schulden stürzt. Nichts von alledem geschieht bei der Geburt eines Mädchens; denn diese gilt für ein ausgesprochenes Unglück. Selbst die Mutter verflucht oft den Tag, der sie um alle ihre Hoffnungen

Jedem Kinde besserer Stände wird alsbald von einem Astrologen das Horoskop gestellt, und das Blatt, in welches die bei der Geburt herrschende Konstellation und die angeblichen zukünftigen Schicksale eingetragen werden, spielt im späteren Leben eine große Rolle, namentlich bei den Verhandlungen über die Heirat.

Die Kinder werden in Indien, sobald sie über das Säuglingsalter hinaus sind, von den Müttern nicht in den Armen getragen, sondern rittlings auf der Hüfte, das Gesicht natürlich dem mütterlichen

* Böhtlingk, Indische Sprüche. Zweite Auflage, Nr. 2390.

Körper zugewendet. Diese Praxis soll im Vergleich mit der unserigen so ungleich viel bequemer sein, daß viele europäische Damen in Indien sie unwillkürlich annehmen, wenn sie unbeobachtet sind. — Ein halbes Jahr nach der Geburt ist das Fest der Namengebung, annaprâçana, „die Fütterung mit Speise“ genannt, weil an diesem Tage das Kind zum erstenmal gekochten Reis zu essen bekommt, der von nun an seine Hauptnahrung bildet. Die Namen der Hindus bestehen gewöhnlich aus Zusammensetzungen mit dem Namen einer Gottheit und pflegen Bedeutungen zu haben wie „von der und der Gottheit gegeben“, „der Gnade der und der Gottheit verdankt“, „unter dem Schutze des und des Gottes stehend“, „Diener der Kâlî, des Vischnu“ u. s. w. So benennt man die Kinder in der abergläubischen Vorstellung, daß die unwillkürliche häufige Wiederholung des Namens der Schutzgottheit im täglichen Leben für den Träger dieses Namens von segensreichem Einflusse sei.



Verkäufer von Eß- und Süßwaren, Kalkutta.

Im Alter von fünf Jahren wird ein Knabe zur Schule geschickt, wo er die Elemente der Wissenschaften, Schreiben, Lesen und Rechnen, lernt. Es kann hier natürlich nicht meine Aufgabe sein, das Erziehungswesen in Indien zu schildern, wie es von der englischen Regierung und den Missionsgesellschaften betrieben wird, das heißt einen mehr oder weniger europäischen Charakter trägt; ebensowenig gehört als nicht volkstümlich die höhere und gelehrte Ausbildung hierher, die sich zum Teil von europäischer Beeinflussung frei gehalten hat. Die alte echt-indische einklassige Elementarschule muß man heutzutage auf den Dörfern suchen. Die Kinder bringen fast den ganzen Tag in derselben zu, haben aber dem Lehrer nur ein ganz geringes Schulgeld zu zahlen, zehn bis fünfundzwanzig Pfennige im Monat. Dafür erwartet jedoch der Lehrer bei allen festlichen Gelegenheiten und bei jedem neuen Stadium des Unterrichtes ein besonderes Geschenk an Kupfermünzen oder Naturalien. Als Zucht-

mittel dient nicht nur der Rohrstock; die kleinen Sünder werden auch, wie Bose erzählt, dazu verurteilt, längere Zeit auf einem Bein oder mit ausgestreckten Armen dazustehen, auch einen Ziegelstein mit einer Hand in die Luft zu halten; ja gelegentlich sollen ihnen gar die Blätter einer stacheligen Pflanze auf den Rücken geklebt werden. Selbst diese Dorfschulen stehen jetzt unter der Kontrolle eines englischen Inspector of schools, dem es indessen außerordentlich schwer ist, einen richtigen Einblick in den Stand der einzelnen Schulen zu gewinnen; denn vor der Ankunft des Beamten, der sein Erscheinen selten unvermutet bewerkstelligen kann, requiriert man die Kinder der Nachbarschulen, um eine möglichst große Frequenz aufzuweisen.



Schuhmacher, Kalkutta.

Während der kleine Hinduknabe in der Schule nützlich beschäftigt wird, ist der ganze Gedankenkreis des Mädchens mit der Hauptsorge seines Lebens ausgefüllt, einstmals glücklich verheiratet zu sein. Schon im zartesten Alter wird das Kind auf diese große Frage hingewiesen, und allerhand religiöse Begehungen halten den Gedanken an dieselbe rege. Die verschiedensten Götter müssen nacheinander von ihr angefleht werden, ihr einen guten Gatten zu verschaffen, sie vor einstiger Witwenschaft zu bewahren und davor, daß sie die Liebe ihres Mannes mit einer Nebenfrau zu teilen habe. Das große Ereignis selbst wird indessen, wie schon vorher angedeutet, von den beiderseitigen Eltern geschäftsmäßig behandelt, ohne daß die zunächst Beteiligten irgend etwas dabei zu sagen haben. Berufsmäßige Heiratsvermittler männlichen oder weiblichen Geschlechtes, ghaṭak „Veranstalter“ geheißen, pflegen das Geschäft einzuleiten, indem sie sich mit passenden Vorschlägen zu den Eltern des Knaben begeben, sobald dieser halbwegs erwachsen ist, und oft noch viel früher. Kom-

men die Verhandlungen in Gang, so müssen sich zunächst die Eltern des Mädchens zur Entrichtung einer oft über ihre Verhältnisse gehenden Abgabe verstehen. Wenn es sich um wohlsituierte Familien handelt, wird von den Eltern des Knaben ein Verzeichnis von Kostbarkeiten geschickt, mit deren Beschaffung die des Mädchens das Glück bezahlen müssen, ihrer Tochter eine passende Partie gesichert zu haben. Diese Liste wandert öfter mehrmals zwischen den beiden Häusern hin und her, bis eine Einigung erzielt ist. Erst dann begiebt sich die Familie des Knaben zu der des Mädchens, um dieses, oft nur ein Kind von wenigen Jahren, in Augenschein zu nehmen; bald darauf folgt der Gegenbesuch zur Prüfung des jungen Mannes. Bei beiden Gelegenheiten wird ein kleines formelles Examen mit den zukünftigen Ehegatten angestellt und im Anschluß daran ein üppiges Diner gegeben unter Aufbietung des denkbarsten Luxus. An reichen Geschenken für alle Anwesenden, für die Verwandten, die Mittelspersonen und die Dienerschaft darf es schon an diesen Tagen nicht fehlen; und ebensowenig bei allen folgenden Stadien bis zum Abschluß der Vermählungsfeierlichkeiten. Es ist in Indien gäng und gäbe, daß Familien sich durch die Ehrenausgaben ruinieren, welche die Verheiratung ihrer Kinder erfordern. In Benares hörte ich, daß selbst die armen Leute, welche sich als Diener in den europäischen Häusern vermieten und welche etwa sechs bis acht Rupien Lohn im Monat bekommen, auf die Hochzeit einer Tochter etwa zweihundert Rupien verwenden, eine Summe, die natürlich von einem Wucherer geliehen werden muß. Ein erschreckend großer Prozentsatz des Mittelstandes und der unteren Volksklassen ist deshalb verschuldet und so sehr verschuldet, daß die Unglücklichen nicht hoffen können, den Klauen der Wucherer jemals zu entrinnen. Wenn auch die Gläubiger in den meisten Fällen nie ihr Kapital zurückgezahlt erhalten, so stehen sich doch die Banquiers, die dem Leichtsinn des Volkes entgegenkommen, durch die außerordentlich hohen Zinsen vortrefflich.



Curry reibendes Weib mit Nasenring und den sonst üblichen Schmucksachen.

Den nächsten Abschnitt in den Vor-

bereitungen zur Hochzeit bildet die Unterzeichnung des Ehekontrakts von seiten der Eltern; doch naht damit noch nicht das Ende der Feierlichkeiten heran; denn vor dem eigentlichen Hochzeitstage liegt noch eine ganze Reihe festlicher Tage, die in den Häusern der beiderseitigen Eltern begangen werden und mit einer sinnverwirrenden Masse von Gebräuchen angefüllt sind, teils religiösen Ceremonien, teils volkstümlichen Handlungen, wie sie auch anderweitig ganz ähnlich sich vorfinden. Von allen diesen Dingen sieht der Außenstehende nur die Prozessionen, welche den Bräutigam in das Haus der Braut, die Braut in das Haus des Bräutigams geleiten. Diese abendlichen Prozessionen werden mit außerordentlichem Glanz und Lärm in Scene gesetzt und bilden natürlich mit ihren Musikbanden, Fackelträgern, ausgeputzten Männern und Frauen, Tänzern und Tänzerinnen das Entzücken des niederen Volkes; oft werden auch Elefanten für solche Umzüge gemietet. An Illuminationen und prasselndem Feuerwerk ist bei diesen Gelegenheiten kein Mangel.



Baumwollenreiniger, Kalkutta.

Ist endlich der letzte Festtag vorüber, an dem das Paar fürs Leben gebunden ist, so kehrt die junge Frau in das Haus ihrer Eltern zurück, denn sie ist gewöhnlich noch ein Kind, mindestens durch eine Schranke von zwei oder drei Jahren von dem Zeitpunkt getrennt, an dem sie in das Haus des Gatten übersiedeln kann. Dies geschieht, wenn sie das zwölfte oder dreizehnte Lebensjahr erreicht hat, in welchem Alter die Mädchen unter den Tropen als vollständig entwickelt betrachtet werden können. Die dann aufs neue erforderlichen Ceremonien stehen an Umfang und Bedeutung weit denjenigen nach, welche bei der ersten Hochzeitsfeier, dem rechtlich bindenden Akt, begangen wurden.

Obwohl die Ehen der Hindus in einer Weise geschlossen werden, die nach abendländischen Voraussetzungen die Bedingungen eines zukünftigen Glücks ausschließt, scheint das Familienleben in Indien doch in den meisten Fällen ein glückliches zu sein. Bei dem Manne freilich ist die Zuneigung zu seiner Frau in der Regel so vergänglich, daß er nicht selten, wenn er Witwer geworden, wenige Monate dar-

auf ein neues Ehebündnis eingeht. Die Trauerzeit währt bei den Hindus nur einen Monat, und selbst schon während dieser Zeit sollen nach Boses Mitteilungen öfter Verhandlungen zu einer neuen Heirat eingeleitet werden. Hat dagegen die Frau das Unglück ihren Gatten zu verlieren, so ist ihr nicht nur verboten noch einmal zu heiraten, sondern sie wird durch die Gesetze der Hindus zu einem Leben von Jammer und Elend verurteilt, das erst mit dem Tode ein Ende nimmt. Doch will ich bei dieser Nachtseite des indischen Lebens nicht verweilen, die ich bereits an einer Stelle in meinen „Indischen Reiseskizzen" * zu schildern versucht habe.

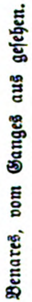
Ebenso will ich kurz über die letzten Stunden des Hindu hinweggehen. In den weitesten Kreisen bekannt dürfte es sein, daß dem Ganges, dem heiligen Strom, eine entsühnende Kraft zugeschrieben wird, und daß der orthodoxe Hindu es nicht nur im Leben für ein höchst verdienstvolles Werk hält, im Ganges zu baden, sondern daß er auch danach trachtet, an seinen Ufern oder im Anblick der heiligen Fluten zu sterben. Ein Spruch des Mahâbhârata, des großen nationalen Epos, sagt: „Wie von Hunger gequälte Kinder eine Mutter umlagern, so umlagern nach Heil verlangende Menschen hier auf Erden die Ganga." ** Wer dem Tode verfallen zu sein scheint, wird deshalb in den Orten, welche am Flusse liegen, von den Angehörigen an das Ufer hinausgeschafft und hat oft tagelang im Todeskampf unter den Unbilden der Witterung zu leiden; die Niederschläge der Regenmonate und die Kälte des Winters verschlimmern natürlich nicht selten die Krankheit und beschleunigen die Auflösung. In solchen Orten befinden sich auch die Verbrennungsstätten in unmittelbarer Nähe des Flußufers, damit die Reste des Körpers sofort ihren Weg in das geweihte Wasser finden können.

* Berlin 1889, Seite 120 ff.

** Böhtlingk, Indische Sprüche, Nr. 1308.

Wenn nun aber auch ein frommer Hindu sein ganzes Leben lang den Forderungen des priesterlichen Ceremonialgesetzes genügt hat, wenn er schließlich nach allen Regeln der Kunst gestorben und verbrannt ist, so ist doch für sein Seelenheil noch eine große Ceremonie erforderlich, die von altersher unter den religiösen Begehungen der Hindus eine hervorragende Rolle gespielt hat: die von dem Sohn zu leitende Totenfeier (çrâddha) nämlich, welche einen Monat nach dem Ableben des Vaters stattfindet und sich über mehrere Tage ausdehnt. Die Hauptsache bilden auch hier wieder splendide Diners und reiche Geschenke für die Leidtragenden, namentlich für die bei solchen Gelegenheiten in großer Zahl anwesenden Brahmanen, die sich zu Ehren des Verstorbenen in gelehrte Wettkämpfe einzulassen pflegen. Wohlhabende Hindus entfalten beim Çrâddha, gerade so wie bei den Hochzeitsfeierlichkeiten, zur Befriedigung ihrer Eitelkeit einen ungeheuren Luxus, und vornehme Leute haben sich ein solches Fest manchmal Hunderttausende, ja Millionen kosten lassen.

Die eben erwähnte Heiligkeit des Ganges ist von dem gesamten Hindutum, nicht nur von den Anwohnern des Flusses anerkannt; in allen Gerichtshöfen Indiens leistet der Hindu den Schwur auf das Gangeswasser, wie der Mohammedaner auf den Koran. Weil außerdem die Verwendung des heiligen Wassers bei verschiedenen häuslichen Ceremonien, wenn nicht gerade vorgeschrieben, so doch dringend empfohlen ist, wird ein schwunghafter Handel mit Gangeswasser über ganz Hindostan betrieben. Wochen und Monate sind oft die Träger unterwegs, die den kostbaren Stoff in ihre Heimat bringen. Eines Abends stieß ich etwa eine Stunde vor Benares auf ein Pilgerlager, das etwa vierzig Brahmanen aus Reva in Centralindien aufgeschlagen hatten, einfache Leute von ländlichen Sitten und einer bei Brahmanen seltenen Bescheidenheit und Freundlichkeit des Wesens. Sie waren nach Benares, der heiligen



Benares, vom Ganges aus gesehen.

Stadt, wo der Ganges schmutziger ist als irgendwo sonst, gekommen, um von dort Gangeswasser in feinster Qualität, echten Benares-Ausbruch, zu holen; wenn sie mit geringwertigerem Gangeswasser hätten vorlieb nehmen wollen, so würde ihnen der Fluß in etwa der Hälfte des Weges erreichbar gewesen sein. Jeder Pilger trug in üblicher Weise eine Tragbahre mit zwei kugelförmigen verschlossenen Körben, und in jedem Korbe befanden sich nach Angabe der Leute einige zwanzig Fläschchen, so daß dieselben mit der reichen Ausbeute von im ganzen mehr als sechzehnhundert Flaschen in ihre Heimat zurückkehrten. Über jeder Tragbahre war ein roter Baldachin angebracht mit mehreren gleichfarbigen Fähnchen und einigen Glocken, die bei der Bewegung erklangen. Als die Pilger es sich zur Ruhe bequem machten, stellten sie diese Utensilien in einem Quadrat zusammen. Meine Aufforderung aber, einen Korb zu öffnen — ich wollte gern die Form und Größe der Flaschen kennen lernen —, lehnten sie ab mit der freundlichsten Miene und der in Indien üblichen Bittgebärde, das heißt unter Vorstreckung der beiden zusammengelegten Hände; sie dürften, sagten sie, das Heiligtum meinen Blicken nicht aussetzen — als ob ich nicht täglich in Benares so viel Gangeswasser sehen konnte, als ich wollte!

Die religiösen Vorstellungen der modernen Hindus sind roh und sinnlos, soweit sie nicht bei den Gebildeten durch philosophische Gedanken geklärt und veredelt sind; die Darstellungen der Götter mit tierischen Gliedern und Häufungen der Körperteile zeugen von derselben Geschmacklosigkeit wie die Legenden, die sich an diese Darstellungen knüpfen. Es verlohnt sich nicht, in die Einzelheiten einzudringen. Sofern der Typus nicht ein feststehender ist, wie z. B. bei dem elefantenköpfigen Gotte der Wissenschaft Ganeça, den Schlangengöttern, die auf einer aufgerichteten Cobra sitzen, und anderen mehr, ist den Verfertigern der Idole ein großer Spielraum bei der Gestaltung der Formen gelassen. Kleine Götterbilder, welche ich gelegentlich erworben, konnten mir selbst von meinen Pandits (gelehrten Brahmanen) nicht bestimmt werden. „Das könnte Durgâ sein, vielleicht Lakshmî; am besten fragt man den Mann, der das Bild gemacht hat.“ Solchen Bescheid habe ich mehrfach zu meiner Verwunderung bekommen. — Die Herstellung von Idolen, die zum Privatgebrauch oder auch als Kinderspielzeug dienen, wird in Indien in einem schier unglaublichen Umfang betrieben; namentlich ist der Absatz der einfachen, bunt angestrichenen Thonfiguren, die für ein paar Pfennige zu kaufen sind, ein so ungeheurer, daß er in einer Stadt wie Benares jährlich nach Zehntausenden, wenn nicht Hunderttausenden von Exemplaren zu berechnen sein wird. Ebenso weisen die Städte der Hindus einen Reichtum an heiligen Plätzen auf, daß man kaum ein paar Schritte gehen kann, ohne auf einen solchen zu stoßen. Außer größeren und kleineren Tempeln findet man allerorts Nischen in den Mauern, in denen irgend ein unförmliches Götzenbild, aus Stein gehauen und meist mit roter Farbe besudelt, dasteht; häufiger noch symbolische Figuren, welche sich nicht zu näherer Beschreibung eignen, und oft genug einfache Schmierereien an den Wänden. Aber alles ist heilig, und bei allen diesen Dingen sieht man die Spenden der gläubigen Hindus, wenn auch gelegentlich nur ein paar Reiskörner oder Blumen. Diesen in ihrer erdrückenden Masse doppelt widerwärtigen Kultusstätten gegenüber sind die zahlreichen heiligen Bäume eine wahrhafte Erfrischung. Beinahe jeder stattliche Baum, der irgendwie isoliert steht, ist als ein heiliger daran zu erkennen, daß vor ihm ein Erdwall aufgeworfen ist, auf dem man die üblichen Opfergaben oder wenigstens deren Spuren wahrnimmt. Merkwürdigerweise wird oft, wenn von den modernen Religionsformen der Hindus die Rede ist, im engsten Zusammenhang die Verehrung der Bäume und der Schlangen genannt, und

doch sind diese beiden Kulte ihrem Ursprunge nach von der denkbar größten Verschiedenheit. Der Baumkultus ist ein Erbstück aus den ältesten Zeiten des arischen Altertums, die Verehrung der Schlangen dagegen sicher ein Brauch der indischen Aboriginer, der mit der Zeit auf die Nachkommen der eingewanderten höheren Rasse übergegangen ist. Wenn es den Europäer schon sehr unangenehm berührt, daß die Schonung alles Lebens, die für den Hindu eine religiöse Pflicht ist — ausgenommen sind nur die Tieropfer —, auch auf Schlangen, Skorpione und sonstiges schädliches Viehzeug ausgedehnt wird, so macht die abgöttische Verehrung der Reptilien in ihrer teuflischsten Form, der Cobra nämlich, deren Biß absolut tödlich wirkt, einen geradezu abschreckenden Eindruck. — In Benares giebt es einen großen künstlichen Teich, der den Schlangengöttern geweiht ist (nâga-tâlâb); sauber gearbeitete Stufen führen im Quadrat steil in die Tiefe hinunter; auf einer der Treppen steht ein scheußliches in die Stufen eingesenktes Cobrabild. Einmal im Jahre, Anfang August, sammelt sich hier das Volk, um seiner Verehrung vor dem grauenhaftesten Erzeugnis der Schöpfung Ausdruck zu geben. Ich ging an dem festlichen Tage im Jahre 1886 in Begleitung eines Missionars dorthin, trotz der fürchterlichen Hitze und der ebenso fürchterlichen Gerüche, welche die versammelten Volksmassen ausströmten. Das Götzenbild war mit Reis-, Milch- und Blumenspenden schon völlig überhäuft und sah kaum noch aus dem ekelhaften Mischmasch hervor. Mein Missionar rief dem fungierenden Brahmanen zu: „Was füttert ihr den Stein? Er kann ja doch nicht essen und trinken?“ Worauf der Priester erwiderte — in der üblichen halb gleichgültigen, halb cynischen Weise, welche die Missionare zur Verzweiflung treibt oder doch treiben sollte —: „Er kann allerdings nicht mehr essen; er hat schon genug bekommen und ist jetzt so satt, daß er zwölf Monate nichts mehr zu essen braucht.“ Damit war der Bekehrungsversuch erledigt.



Ein Sannyâsin (der diese Welt aufgegeben hat), Benares.

Die öffentlichen Feste der Hindus, welche ich als einen integrierenden Teil des Volkslebens nicht mit Stillschweigen übergehen kann, tragen alle einen religiösen Charakter. Wollte man aber nach

ihnen den Kultur- und Bildungszustand des Volkes beurteilen, so würde das Resultat ein zu ungünstiges sein; denn wie

Ein Pandit aus Benares.

überall in unserer Zeit halten sich auch in Indien die besseren Klassen von diesen öffentlichen Volksfesten fern. Das bedeutendste unter denselben ist das große Fest, welches der populärsten Göttin, der blutdürstigen Durgâ, zu Ehren während mehrerer Tage im Monat Oktober gefeiert wird, und zwar sowohl durch Lustbarkeiten in der Familie als auch mit blutigen Opfern in den Tempeln und mit lärmenden Aufzügen auf der Straße. In ihrer Bedeutung für das bürgerliche Leben entsprechen diese Tage ausgelassener Freude unserem Weihnachts- und Neujahrsfest: Verwandte beschenken sich und Freunde tauschen Glückwünsche aus. Mir wird noch alljährlich von einem Eingeborenen aus Kalkutta ein Gratulationsbrief zum Durgâfest geschickt.

In den letzten Tagen des Oktober wird das Lampenfest (dîvâlî) der Hindus zu Ehren der Glücksgöttin Lakshmî während mehrerer Tage oder vielmehr Nächte begangen. In allen Bazaren werden Süßigkeiten, Thonfiguren und dergleichen unter ungeheurem Andrang des Volkes verkauft; Straßen und Plätze sind illuminiert, namentlich durch kleine ölgefüllte Thonschälchen; schwimmende Lämpchen werden auf Teiche und Flüsse gesetzt, und je nachdem dieselben lange brennen oder bald verlöschen, zieht man daraus Schlüsse auf das materielle Wohlergehen im kommenden Jahre. Die Kaufleute zählen ihre Einnahmen und erweisen den aufgehäuften Schätzen Verehrung. Vor allen Dingen aber ist der Umstand für diese Tage charakteristisch, daß an ihnen die Regierung das öffentliche Hazardspielen gestattet. Tag und Nacht sieht man in allen Straßen Gruppen erregter und schreiender Männer auf dem Boden hocken, die erkennen lassen, mit welcher Begierde das ganze Volk der lang verhaltenen Spiellust frönt.

Diesem Fest läßt sich passend dasjenige gegenüberstellen, mit welchem im Frühling, Anfang Februar, die Sarasvatî, die Göttin der Wissenschaft, gefeiert wird (Sarasvatî-pûjâ oder Vasanta-pañcamî). Die Sarasvatî ist eine erklärte Feindin der Glücksgöttin Lakshmî, ein sinniger Hinweis darauf, daß Gelehrsamkeit und

Reichtum selten Hand in Hand gehen. Ich besuchte an diesem Tage, der mich besonders interessierte, die Häuser verschiedener Hindus, in denen das Fest begangen wurde. Vor dem Götterbilde, einer sitzenden weißen Frau mit vier — zuweilen auch nur zwei — Armen werden vormittags Blumenspenden niedergelegt, abends Lampen geschwungen. Außerdem türmt man Bücher und Manuskripte vor dem Idol auf, ja selbst europäische Drucke, wie z. B. Max Müllers kleine Ausgabe des Rigveda, welche ich in einem Hause zu Füßen der Göttin liegen sah. An diesem Tage darf der Hindu kein Buch öffnen und nicht die Feder anrühren; das wäre eine Beleidigung der Gottheit. Am folgenden Tage werden, wie dies auch bei anderen Festen üblich ist, sämtliche Privatidole, die zu der Feier benutzt worden sind, in den Ganges geworfen.

Nicht lange nach der Sarasvatî-pûjâ, gegen Mitte März, findet dem Gotte Krishṇa zu Ehren die Holî statt, ein in allen Provinzen ungemein volkstümliches zweitägiges Fest, welches die niedrigsten Leidenschaften der Massen entfesselt, eine Art Karneval, während dessen alle Bande gelöst sind. Allgemeine Trunkenheit und Schlimmeres als das ist an der Tagesordnung. Das Volk zieht durch die Straßen, singt obscöne Lieder und macht mit Trommeln, Blechpauken und sonstigen Instrumenten einen heillosen Lärm. Dabei hat sich jedermann das Gesicht und die weiße baumwollene Kleidung mit roter Farbe beschmiert; auch die Tiere, Ochsen, Ziegen und Schafe, sind ebenso angestrichen. Die Hauptbeschäftigung der Massen besteht darin, sich gegenseitig mit einem roten Pulver zu überschütten, das zu diesem Zwecke während der festlichen Tage in großen Körben in den Bazaren feilgehalten wird, — das indische Seitenstück zu dem Con-



Tänzerin, Benares.

fetti-Werfen auf dem südeuropäischen Karneval. Man riet mir in Benares ab, mich während der Holî in die Stadt zu begeben; denn das Volk sei zu sehr erregt und insultiere in dem Festtaumel auch Europäer. Aber ich wollte doch einen Gesamteindruck von dem Treiben haben und ritt durch die greulich aussehenden wüsten Volkshaufen, ohne belästigt und mit dem ekligen roten Stoff beworfen zu werden, was mir mit Sicherheit in Aussicht gestellt war.

Ich übergehe, um meine Leser nicht zu ermüden, alle diejenigen Festlichkeiten, welche von lokaler Bedeutung sind, wie z. B. das große Fest, das der Kâlî, einer besonderen Erscheinungsform der Durgâ, zu Ehren in Bengalen gefeiert wird, den Kult des Jagannâtha, einer Form des Vishṇu, zu Orissa und dergleichen mehr; doch möchte ich noch hier die kurze Beschreibung eines kosmischen Festes anreihen, das zwar nicht zu den hervorragendsten in dem Festkalender der Hindus gehört, das aber während meines Aufenthaltes in Benares in der Nacht vom 6. auf den 7. April 1886 wegen der Anwesenheit des Vicekönigs mit ungewöhnlichem Glanz, durch eine großartige Illumination des Ganges und der Uferbauten (Ghats), begangen wurde: das Burhva Mangal, das heißt das Fest der Planeten Merkur und Mars. Ich hatte von verschiedenen Eingeborenen Einladungen erhalten, die Nacht auf ihren Fahrzeugen zuzubringen, und begab mich deshalb um halb neun Uhr zu dem Landungsplatz der Barken und Boote. Ein Lichtmeer strahlte mir von dem ungeheuren Fluß und seinen Ufern entgegen; aber für die Nase war der Genuß weniger groß als für das Auge. Wir befanden uns schon inmitten der heißen Jahreszeit, und so verursachten mir die Ausdünstungen des Ganges am Ufer, wo das Wasser stagniert, zusammen mit den natürlichen Gerüchen von Tausenden sich stauender Eingeborener eine solche Übelkeit, daß ich in Eile eine Cigarre nach der anderen rauchen mußte. Als ich endlich aus dem Gedränge erlöst wurde und auf einem flachen Kahn das offene Wasser erreichte, verkündigten Kanonenschüsse die Ankunft des Vicekönigs, dem die einzige in Benares vorhandene Dampfbarkasse zur Verfügung gestellt war. Mit einem Schlage rauschten die üblichen Feuerwerkskörper in unzählbarer Menge auf den Ufern und auf dem Flusse in die Luft. Der Anblick der Ghats im Glanze bengalischer und anderer Flammen war einfach unbeschreiblich. Hunderte und Aberhunderte von erleuchteten Fahrzeugen aller Art wimmelten durcheinander; von den meisten erschallte Musik; auf den größeren waren private Festlichkeiten arrangiert, deren Mittelpunkt natürlich die üblichen Tänzerinnen bildeten. Den größten Festsalon mitten auf dem Flusse hatte der Sohn eines mir bekannten Raja dadurch improvisiert, daß er eine Anzahl Barken zu einem Floß hatte verbinden lassen. Dort fanden etwa hundertundfünfzig Personen Platz, Eingeborene und Europäer, welche letzteren mit Champagner bewirtet wurden. Der Salon war mit allem Komfort, mit Teppichen, Stühlen, Kronleuchtern u. s. w. ausgestattet. Nachdem die Tänzerinnen (nauchgirls) anderthalb Stunden lang mit ihrem einförmigen Getrippel und Singsang die Natives entzückt und uns Europäer gelangweilt hatten, öffnete sich ein Vorhang, der uns bis dahin ein kleines Parsitheater verhüllt hatte. Eine geflügelte Perie ließ einem buntkarrierten Sterblichen eine etwa halbstündige Ermahnung zu teil werden in dem sanften näselnden Gesang, der seinen Eindruck auf die Eingeborenen nie verfehlt. Dann erschienen noch zwei Teufel, ein schwarzer und ein roter, mit denen die Perie sich in ähnliche Unterhandlungen einließ; doch konnte ich einen Zusammenhang nicht entdecken, wie ich denn überhaupt bei der Gelegenheit bemerken muß, daß die künstlerischen Leistungen der Hindus auf dem Theater ebenso dürftige sind wie auf anderen Gebieten. — Als die Illumination des Flusses ihren Höhepunkt erreichte,

wurde zufällig ein Leichnam zu dem uns gegenüberliegenden Verbrennungsplatz gebracht, und bald flammte der Scheiterhaufen in dem allgemeinen Festjubel. Als ich am nächsten Morgen einen meiner Pandits fragte, wie ihm die Illumination gefallen habe, entgegnete der Mann, der in unmittelbarer Nähe des Flusses wohnte, er sei nicht aus dem Hause gegangen und habe nichts gesehen — ein richtiger Gelehrter, wie er sein muß.

Von besonderem Interesse ist es, den europäischen Einfluß auf das Leben der Hindus zu beobachten, der sich in unserer Zeit besonders durch die Einrichtungen der Engländer, durch Schulen und gelehrte Anstalten, durch Post, Eisenbahn, Telegraph, Druckereien u. s. w., auf Schritt und Tritt bemerkbar macht — von dem Handelsverkehr ganz zu schweigen, der auf die Bazare der entlegensten Orte englische Nadeln, schwedische Zündhölzer und dergleichen getragen hat. In den großen Städten und vor allen Dingen in Kalkutta geht das Hindutum mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegen. Die Eingeborenen leben dort in großer Zahl völlig europäisch, ja selbst in Speise und Trank, was ihrer auf leichtere Nahrung zugeschnittenen Konstitution übrigens nicht zuträglich ist.

Im inneren Lande hat die Einwirkung Europas eine Vermischung östlicher und westlicher Dinge hervorgerufen, die auf mich oftmals einen höchst originellen Eindruck gemacht hat. Ich kannte einen Saṃnyâsin, das heißt einen Mann, der „diese Welt aufgegeben“, was in praxi bedeutete, daß er das Gelübde des ehelosen Lebens übernommen und sich, ohne weltliche Zwecke zu verfolgen, ganz dem Studium der Philosophie widmete. Dieser indische Asket benutzte seine Mußestunden zum Photographieren, nicht um Geld zu erwerben, sondern zu seinem und seiner Freunde Vergnügen. Der Professor der Physik an der hohen Schule in Benares, ein Bengale, den ich in leidlichem Englisch Vorlesungen über Elektricität halten hörte, studierte nebenbei die schwierigsten Sanskritwerke über die Theorie der einheimischen Grammatik. Auf einem Spaziergang in der Umgegend von Benares machte ich eines Abends Halt bei einer Bahnwärterbude, um Feuer für meine Cigarre zu erbitten. Auf dem Teppich vor dem Hause, auf welchem der Wärter gesessen, sah ich ein Buch liegen und nahm es auf; es war ein medizinisches Werk auf Hindi geschrieben, das der Mann studierte: zuerst die materia medica in alphabetischer Anordnung mit kurzer Erklärung und darauf in einem systematischen Teil eine Beschreibung der Anwendung in den einzelnen Krankheitsfällen. Der Bahnwärter, der seine freie Zeit in so merkwürdiger Weise ausfüllte, bezeichnete sich auf meine Frage als einen Kshatriya, das heißt als einen Sprößling der alten Kriegerkaste, die einst durch jahrhundertlange Kämpfe das große heiße Land erobert; und nun stand dieser Mann da mit einer grünen Fahne in der Hand, im Dienste der großen Ostindischen Eisenbahngesellschaft! Eine hübsche Illustration zu den Worten, welche Edwin Arnold in seinem phantastischen Buche India Revisited (London 1886, S. 58) mehrfach ausruft: India does not change!

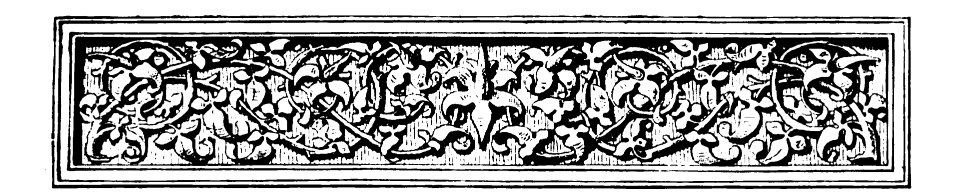
Daß der europäische Einfluß auf das Land in Verwaltung, Rechtspflege, Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, Herstellung neuer Kommunikationen und in vielen anderen Hinsichten ein äußerst wohlthätiger ist, darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen. Indien erfreut sich heute unter der englischen Regierung einer viel größeren Blüte als jemals unter den eigenen Fürsten oder unter den mohammedanischen Herrschern. Ob freilich das Vorbild des europäischen Lebens eine förderliche Einwirkung auf die Moralität des Volkes gehabt hat, darüber ist es nicht leicht, ein bestimmtes Urteil zu fällen. Ich bin überzeugt, daß ein solcher Einfluß in nicht zu ferner Zeit sich deutlich bemerkbar machen wird, wenn nicht etwa die friedliche Entwickelung des Landes durch große Umwälzungen oder

arge politische Mißgriffe aufgehalten wird. Vorläufig aber scheinen mir die Verhältnisse in Indien noch so zu liegen, wie fast überall in der außereuropäischen Welt: wo auch immer die Eingeborenen mit Europäern in Berührung kommen, pflegen sie zunächst die schlechten Eigenschaften der höheren Rasse zu erkennen und anzunehmen. Wenn man die zügellose einheimisch-indische Presse, der es erlaubt ist, alles in den Staub zu ziehen, als die berufene Vertreterin der allgemeinen Überzeugung ansehn dürfte, so wäre überhaupt von den Europäern nur Schlechtes zu lernen. Jeder Handlung der Regierung werden die niedrigsten Motive untergeschoben; die höchsten Beamten, der Vicekönig und die Gouverneure, werden unablässig als unfähig verspottet, als habgierig und bestechlich beschimpft. Dabei übersehen und verschweigen diese Wortführer der Hindus natürlich mit wenigen Ausnahmen die eigenen Mängel. Wenn auch die aufgeklärten und gebildeten Elemente von der Notwendigkeit einer Reform ihrer gesellschaftlichen Zustände überzeugt sind, so fehlt doch die treibende Kraft, welche allein wirkliches Leben in die vereinzelt angeregten Bewegungen bringen kann. Noch heute reicht das Nationalgefühl des Hindu nicht über die Grenzen des Distriktes oder der Provinz; gegen die Bewohner anderer indischer Länder empfindet er im besten Falle Gleichgültigkeit, häufiger jedoch Abneigung, Haß und Verachtung. Mit einem Worte: es fehlt dem Hindu, was die Triebfeder jeglichen Aufschwunges ist — der Patriotismus.



Ein Pandit aus Jeipur in der Râjputâna.





Ungedruckte Briefe Schillers.

Mit einer Einleitung
über einige Gesichtspunkte für eine neue Ausgabe von Schillers Briefen
von

Robert Boxberger.

ie bisherigen Sammlungen Schillerscher Briefe, deren Georg Döring allein drei herausgab, sind schon an sich, durch die Kritiklosigkeit, mit der sie zu stande gebracht wurden, ziemlich wertlos, und durch die seitdem zu Tage getretenen neuen Veröffentlichungen ganz unbrauchbar geworden. Die umfangreichste und relativ vollständigste der bisherigen Sammlungen ist die Berliner, so genannt, weil sie in Berlin in der Allgemeinen Deutschen Verlags-Anstalt erschienen war. Übrigens waren der Name des Verlegers sowohl wie der des Herausgebers und das Jahr der Veröffentlichung in völliges Dunkel gehüllt.* Noch rätselhafter aber wird die Geschichte dieses Werkes dadurch, daß zwei Abteilungen des ersten Bandes zuerst bei Gustav Hempel in Berlin erschienen waren. Der selige Hempel sagte mir einmal, er habe das Werk abgegeben, weil ihm ein Preßprozeß von seiten der Cottaschen Buchhandlung gedroht habe, die bekanntlich mehrere Briefwechsel Schillers, mit Goethe, mit Wilhelm v. Humboldt, mit seiner Braut und anderen, verlegt hat. Nach dem neuen Nachdruckgesetz ist ein solcher Prozeß nicht mehr zu fürchten. Wohl aber stellen sich dem Unternehmen einer neuen Ausgabe der Briefe Schillers, mit deren Plan ich mich schon seit einer langen Reihe von Jahren beschäftige, immer noch erhebliche Schwierigkeiten entgegen.

Wie es mit solchen Briefen zugeht, davon nur ein Beispiel: Durch Vermittelung eines gewissen Herrn Liliestrale in Stockholm erhielt Schiller den 28. März 1707 das Diplom eines Mitgliedes der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, die noch jetzt besteht, und dankt dafür den 14. April 1797 (Schillers Kalender S. 40 f.); auf meine Bitte, nach diesem Briefe zu suchen, hat mir die Akademie nicht einmal geantwortet. Glücklicherweise war Schillers Verbindung mit dem Ausland nicht sehr bedeutend. Am meisten stand er noch mit Dänemark in Verbindung, und zwar besonders durch das Geldgeschenk des Grafen Schimmelmann und des Prinzen von Augustenburg, des Ahnen unserer jetzigen deutschen Kaiserin; auch sind durch mit Dänemark in Verbindung stehende Gelehrte, unter denen ich besonders Michelsen nenne, schon wertvolle Schillerfunde zu Tage gefördert worden.

Nur vor einem möchte ich warnen, damit wohlwollende Leser nicht etwa sich selbst und mir vergebliche Mühe und Kosten machen. So wenig ich mich nämlich rühmen kann, ein großer Kenner von

* Jetzt erscheint, wie ich höre, eine neue, jedenfalls nur Titelauflage dieser Sammlung, die wieder mit den drei unechten Briefen an Moser beginnt.

Handschriften und den mechanischen Mitteln ihrer Vervielfältigung zu sein, so wollte ich mir doch wohl noch getrauen, ein Faksimile von einer Handschrift zu unterscheiden. Natürlich nicht nach der Form der Schriftzüge, denn darin erreicht das Faksimile das Original vollständig, aber nach dem mir sonst nicht weiter bekannten Material, welches zum Faksimile verwendet wird und welches den Buchstaben der Handschrift etwas Brüchiges giebt, was sie in dem freien Zug der Feder im Original nicht hat. Das lehrreichste Beispiel hierfür ist jener unglückliche Brief Schillers an seine Schwester Christophine, spätere Reinwald, vom 6. November 1782: „Teuerste Schwester! Gestern abend erhalte ich deinen lieben Brief“ u. s. w. Dieser Brief mag zugleich ein Beispiel sein für die Schwierigkeiten, die sich einem kritischen Herausgeber der Schillerschen Briefe darbieten. In der Berliner Sammlung erscheint er erst im Nachtrag (II, 2, S. 1187 ff.) mit dem Ortsdatum Oppersheim (was heißen soll Oggersheim), und dies ist allerdings das richtige Datum, steht aber nicht im Original, sondern dafür steht E., da Schiller, der auf der Flucht war, auch seinen nächsten Verwandten seinen Aufenthalt zu verraten nicht wagte. Ein Faksimile ist im Besitz des Peschelschen Körner-Museums in Dresden, wo es aber mit dem falschen Jahresdatum 1778 registriert ist. Zuerst wurde es veröffentlicht im Morgenblatt 1851, Nr. 134, dann bei Döring, „Schiller und Goethe“ 1852, S. 44, dann im Gedenkbuch des Leipziger Schiller-Vereins 1854, S. 285 nach einer Abschrift mit dem falschen Ortsdatum G., dann in der Dörptschen Zeitung 1867 Nr. 296 vom 23. Dezember und in den „Briefen von Goethe u. s. w. an Morgenstern“, in beiden letzteren nach dem vermeintlichen Original, welches sich (Briefe an Morgenstern S. 47) im Pleskauschen Gouvernement im Besitz eines Advokaten befinden sollte, und mit dem falschen Jahresdatum 1880, endlich, und natürlich richtig, im Briefwechsel Schillers mit Christophine und Reinwald, S. 5. Zum letztenmal, und hoffentlich nun auch für alle Zukunft zum letztenmal, habe ich von dieser Seeschlange gelesen im Gothaischen Tageblatt, Beilage zu Nr. 305 vom 29. Dezember 1888: „Weimar, 28. Dezember. Im Besitz des Lehrers Leser im nahen Friedmannsdorf soll sich ein Originalbrief Schillers befinden, den er auf der Flucht an seine Schwester geschrieben hat und in dem er seinen Entschluß kund giebt, eventuell nach Rußland auszuwandern. Der Brief scheint bisher noch nicht veröffentlicht zu sein.“ Aber schon vor vielen Jahren schrieb mir ein Professor aus Darmstadt über seine vermeintliche Entdeckung dieses wichtigen Schiller-Briefes, die er gehörig auszuschlachten bedacht war. Und im vorigen Sommer machte diese große Seeschlange die Runde durch ein gutes Teil unserer deutschen Zeitungen. Mir kam sie damals zu Gesicht in der ersten Beilage der „Berliner Börsenzeitung“ Nr. 322, Freitag, den 13. Juli 1888: „Im Besitze des Herrn Georg Friedrich Best, Gastwirt Zum Schwanen zu Osthofen bei Worms, befindet sich ein aus dem achtzehnten Jahrhundert datierter Originalbrief Schillers, der von der ‚O.-Ztg.‘ zum erstenmal eben veröffentlicht wird und folgenden Wortlaut hat: ‚E. L. (?) November 1780. Teuerste Schwester!‘“ u. s. w. Auch in der „Saale-Zeitung“ erinnere ich mich damals diesen Brief mit einer ähnlichen Einleitung gelesen zu haben. Das Original wurde von der Schillerschen Familie dem Weimarschen Schillerhause geschenkt und dort für die zahlreichen Besucher desselben faksimiliert.* Von Faksimiles anderer Briefe

---

* Vorstehendes war schon seit einiger Zeit geschrieben. Seitdem ist diese Seeschlange wieder aufgetaucht. Es heißt in Kürschners „Signalen“ S. 3149: „Ein Brief Schillers. Die ‚Nachrichten für Grimma‘ berichten über ein wertvolles aufgefundenes Schriftstück, einen Brief Schillers, den derselbe an seine Schwester geschrieben hat, als er heimlich Stuttgart verlassen hatte, weil ihm dort von Herzog Karl jede litterarische Thätigkeit ver-

sind mir erinnerlich: der Brief an den Bürgermeister von Heilbronn. „Es kann Euer Hochwohlgebohren nichts unerwartetes seyn“ u. s. w., datiert: Heilbronn, den 16. August 1793, und der an Körner „v. goldnen Engel Nr. 4. Eine Treppe“: „Guten Morgen in Dresden, lieber Körner!“ den der Wirt vom Engel den sich dafür interessierenden Gästen zu schenken pflegt. Doch giebt es dergleichen Faksimiles auch noch von anderen Schiller-Briefen.

Liegt hier nun durchaus keine Absicht der Fälschung vor und bedarf es nur eines schärferen Hinsehens und größerer Vorsicht, um nachgeahmte Schriftzüge nicht für echte zu halten, so haben einerseits ein zweideutiger Charakter, andererseits ein offenbarer Halunke dafür gesorgt, daß dem künftigen Herausgeber der Schillerschen Briefe auch nicht die Notwendigkeit erspart werde, angebliche Schiller-Briefe, mögen sie nun im Druck, in Abschrift oder im vermeintlichen Original vorliegen, auch nach ihrem Inhalt in Bezug auf ihre Echtheit zu prüfen, da, wo jener zweideutige Charakter im Spiele ist, wenigstens der Wortlaut, wo jener Halunke dahinter zu vermuten ist, der ganze Inhalt gefälscht ist. Von dem letzteren will ich zuerst reden. Es ist der Herr v. Gerstenberg oder schlechtweg Gerstenberg (den Adel hat er infolge seines Prozesses verloren), Graveur in Weimar, der auf den Gedanken verfiel, seine Geschicklichkeit in Nachahmung fremder Handschriften zur Anfertigung von Schiller-Manuskripten zu benutzen. Und dies verstand er so auszubeuten, daß allein Schillers Tochter, Frau Emilie v. Gleichen-Rußwurm, für 1400 Thaler angebliche Handschriften ihres Vaters von ihm kaufte. Die übrigen, die, wie ich höre, der Großherzog von Weimar für eine mäßige Summe anzukaufen und auf der Bibliothek zur Vergleichung mit den echten aufbewahren zu lassen beabsichtigt, habe ich in Händen gehabt. Ich muß gestehen, daß es auch einem gewiegten Handschriftenkenner schwer fallen sollte, bloß nach den Schriftzügen oder anderen Äußerlichkeiten die falschen von den echten Handschriften zu unterscheiden. Gerstenberg hat die Schillerschen Schriftzüge ganz in seiner Gewalt; und was das Papier betrifft, so hat er sich entweder noch unbeschriebenes aus dem vorigen Jahrhundert zu verschaffen gewußt oder ihm künstlich den Anschein des Alters gegeben. Aber unglaublich ist es, was für schales Zeug er dem Publikum für Schillersches Erzeugnis anzubieten wagte. Elende Polterabendscherze und Gelegenheitsdramen für Familienfeste in Kreisen, mit denen Schiller nachweislich nie in Verbindung gestanden hat, figurierten in dem beigelegten Verzeichnis als noch unbekannte Schillersche Dramen. Aber gerade diese Art der Fälschung hat durch ihre enorme Frechheit einerseits wohl die Entdeckung des Betruges erleichtert, andererseits überhaupt weniger Schaden gethan, weil Privatleute sich damit begnügten, statt der zu hohen Preisen angebotenen „unbekannten Dramen“ kleinere Sachen als Schillersche Autographen zu kaufen.

Diese fälschte er denn auch massenhaft; und wenn man jetzt, nachdem der Betrug entdeckt ist, die Fälschung leicht an der Ungeschicklichkeit, mit der sie in Scene gesetzt wurde, erkennt (immer von der geschickten Nachahmung der Handschrift abgesehen), so mag dies vor der Entdeckung, ja wohl auch noch jetzt, wenn scheinbare Zeugnisse für die Echtheit vorhanden sind, keine so leichte Sache gewesen sein oder auch noch sein. Aber glücklicherweise war Gerstenberg weder Dichter noch Schillerkenner; er wagte es z. B. nie, von dem bekannten gedruckten Schillerschen Texte abzugehen und uns etwa eine Ballade nach ihrem ersten Entwurfe zu geben. Seine Fälschungen haben ungefähr folgenden Zuschnitt: zunächst fehlt regelmäßig die Adresse, weil diese vielleicht die Fälschung verraten

boten worden war. Der für den Buchhandel besonders interessante Brief lautet: Teuerste Schwester!“ (und so weiter; das Datum fehlt ganz).

könnte; dann läßt er Schiller schreiben: „Lieber Freund! Soeben erinnere ich mich meines Ihnen bei Ihrem letzten Hiersein gegebenen Versprechens, Ihnen eine Abschrift meiner Ballade ‚Der Graf von Habsburg‘ zukommen zu lassen. Hier ist sie.“ Und nun folgt die Ballade ohne die geringste Abweichung von dem gedruckten Text. Daß Schiller keine Zeit hatte, für irgend einen „lieben Freund“, der sich den „Musen-Almanach“ oder das „Taschenbuch für Damen“ selbst kaufen konnte, Abschreiberdienste zu verrichten, läßt er unberücksichtigt. Oder er läßt Schiller an Göpferdt, den Jenaer Buchdrucker, schreiben: „Geehrter Herr! Die Stelle in der ‚Maria Stuart‘ S. 77 kann so nicht bleiben; das Blatt muß umgedruckt und dafür folgender Wortlaut gesetzt werden,“ und nun kommt wieder der allbekannte Text unserer gewöhnlichen Ausgaben.

Etwas anders verhält sich die Sache bei den von Gerstenberg gefälschten Schiller-Briefen. Denn weil das Original eines echten, durch den Druck bekannten Briefes doch nur einmal vorhanden, aber mit Wahrscheinlichkeit auch noch wirklich vorhanden sein konnte, so setzte er sich leicht der Gefahr der Entdeckung aus, wenn er gedruckte Briefe noch einmal abschrieb. Außerdem traute er sich in Prosa eine freiere Bewegung zu, und so fabrizierte er neue Schiller-Briefe. Aber auch bei diesen ist, nebst einem später noch zu erwähnenden äußeren Hilfsmittel, das sicherste Erkennungszeichen, nach meinen Erfahrungen, deren absolute Inhaltslosigkeit. Es ist, nur schlecht maskiert, wie wenn ein ehrsamer Spießbürger an seinen Gevatter, den Knopfmacher Lehmann, schreibt: „Wertester Freund! Schon lange haben meine Frau und ich uns darauf gefreut, Sie einmal mit den lieben Ihrigen wieder bei uns zu sehen. Wie schön ist es also, daß Sie uns diese frohe Aussicht auf nächsten Sonntag machen! Wir rechnen sicher darauf“ u. s. w. Dergleichen Briefe sind nun mehrfach in das Publikum gedrungen und zum Teil schon als echt wieder abgedruckt worden. So von Wilhelm Röseler in diesen „Monatsheften“ 1872, Februar, S. 549 f. Im folgenden Jahrgang, 1873, Januar, S. 444 f. äußerte ich zwar einige Bedenken über die Adressaten, besonders Nicolai, ohne aber im geringsten an eine Fälschung zu denken. Das Verdienst, eine solche hier ausfindig gemacht zu haben, gebührt dem Scharfsinn des Schiller-Forschers Dr. W. Fielitz in Pleschen, der in Schnorr von Carolsfelds „Archiv für Litteraturgeschichte“ VI (1877), S. 572 ff. dieselbe nachwies in dem Aufsatz „Drei gefälschte Schiller-Briefe“. Aber auch er bekennt, daß er sich früher durch dieselben habe hinters Licht führen lassen. Natürlich war sich Gerstenberg, schon um den Wert der Briefe zu erhöhen, der Notwendigkeit bewußt, dem Familienschwatz auch etwas Litterarisches beizumischen; aber dergleichen zu erfinden hatte er weder den Mut noch die Kenntnisse; er entlehnte es also aus irgend einer Biographie Schillers oder aus schon bekannten Briefen desselben. Ohne durch dieses Beispiel eines allzu großen Vertrauens auf die Echtheit mir vorliegender Urkunden übermäßig gewitzigt worden zu sein, war ich drauf und dran, auch den nachfolgenden Brief wieder für echt zu halten. Ich teile ihn mit und zwar auch mit meinen verschiedenen Versuchen, den Adressaten zu bestimmen, zur Warnung, nicht um Papier damit zu verschwenden, sondern im Gegenteil um solches zu ersparen, damit wir die Mitteilung von dergleichen Fälschungen als echten Briefen nicht noch öfter erleben. Er liegt mir nur vor in einer Abschrift des leider für die Schiller-Forschung zu früh verstorbenen Dr. Kuhlmey in Berlin, dessen auf Schillers Briefwechsel bezüglicher Nachlaß in meinen Besitz übergegangen ist. Ich konnte von vornherein um so weniger ein Arg gegen diesen Brief haben, als alle übrigen Abschriften Kuhlmeys in meinem Besitz unverkennbar echt sind und so sorgsam angefertigt, daß sie bessere Lesarten bieten

als die besten bisher bekannten Drucke. Kuhlmey war durch die Schiller-National-Lotterie und durch die Beiträge, die er für das zu deren Bestem 1861 herausgegebene „Schiller-Album“, besonders aus der reichen Handschriftensammlung des Berliner Musikdirektors Max Jähns lieferte, schon auf die Idee geraten, mein Vorgänger in der Herausgabe der Schillerschen Briefe zu werden. Und nun der erwähnte Brief mit den Anmerkungen, die ich dazu machte, ehe mir seine Unechtheit einleuchtete:

Schiller an ?

Jena, den 29. August 1797.*

Heute gleich am frühen Morgen wurde mir das Vergnügen, Ihre geschätzten Zeilen nebst Beischluß zu empfangen, und obgleich ich mich von dem Katarrfieber und hartnäckigem Husten, an denen ich seit 8 Tagen zu leiden hatte, noch sehr schwach und abgespannt fühle, so setze ich mich doch sofort nieder, um Sie über das Schicksal Ihrer Sendung keinen Augenblick in Ungewißheit zu lassen.

Für die mir in Ihren Geschäften aufs Neue an den Tag gelegten wohlwollenden Gesinnungen bin ich Ihnen sehr verbunden, doch bitte ich die zu Gunsten meiner und Göthe's gütig projektierte Antikritik zu unterlassen. Die Gründe, die mich für diesen Wunsch bestimmen, teile ich Ihnen mündlich bei dem Besuche mit, den Sie uns in der Kürze zu schenken gedenken, und auf welchen wir uns jetzt schon freuen. Übrigens werden wohl auch dergl. Angriffe auf mich und Göthen nicht so bald aufhören. Nicht längst erst wurde mir wieder von einem Freunde gemeldet, daß Manso mit einigen Andern auf eigene Kosten eine Erwiderung auf die Xenien hätte drucken lassen. Der Titel der etwa nur zwei Druckbogen enthaltenden Broschüre soll folgender sein: „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen 1797.“

Da, wie gesagt, Manso und Consorten das Schriftchen auf eigene Kosten drucken und an ihre Freunde verteilen ließen, so ist es nicht auf dem Wege des Buchhandels zu beziehen und muß ich ruhig abwarten, bis es einem meiner Freunde in die Hände gerät, der es mir mitteilt. Sollte es Ihnen zu Gesicht kommen, so werden Sie mich sehr (zu) Danke verpflichten, wenn Sie darauf Jagd machen und mir es zur Anzeige (? Ansicht) zusenden wollten.

So viel für heute, hoffentlich bald mündlich mehr. Leben Sie wohl, grüßen Sie von uns die lieben Ihrigen und kommen Sie bald in die Arme Ihres

Sie liebenden Schiller.

Ich mag nicht die Zeit mit Aufsuchen der Beweise für die Unechtheit verderben; doch würde ich dankbar sein, wenn es ein anderer für mich thun wollte. Nur will ich, um auf das versprochene äußere Hilfsmittel für die Erkennung der Echtheit zu kommen, nämlich den schon in meiner Anmerkung erwähnten Schillerschen „Kalender“, noch erwähnen, daß der Brief eben im Kalender fehlt. Hätte Gerstenberg diesen gekannt, so würde er freilich sich auch nach ihm gerichtet und uns damit die Arbeit erschwert haben;

* Schließlich habe ich darüber geschrieben: Echtheit fraglich. Vorher aber ging folgende Untersuchung: Das Jahr kann nicht richtig sein; es muß jedenfalls heißen 1796. Unter dem Adressaten könnte man den weimarischen Minister von Voigt vermuten und zwar daraus, daß der Brief auf der dritten Seite eines Halbbogens steht (in Kuhlmeys Abschrift), der mit einem solchen an v. Voigt vom 6. April 1795 beginnt. Vgl. Schillers Kalender unterm 1. Oktober 1796: „Geh. Rat Voigt hier gewesen.“ Er war der Pate von Schillers zweitem Sohn Ernst. Vgl. v. Urlichs, Briefe an Schiller S. 261. Der Brief an von Voigt vom 6. April 1795 ist jetzt gedruckt in Kuno Fischers Festrede auf Schiller 1860, S. 47. Einen noch ungedruckten Brief an denselben vom 1. November 1795 verwahrt das Großherzoglich Weimarische Hausarchiv. In Schillers Kalender S. 33 ist ein Brief an „Geh. Rat Voigt“ vom 25. November 1796 verzeichnet; dies könnte der Zeit nach der vorliegende sein. Ein anderer Brief an Voigt (?), vom 2. Mai 1801 (?), dessen Original auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin liegt, ist jetzt vollständig gedruckt in Schnorr v. Carolsfelds „Archiv für Litteraturgeschichte“ V, S. 477.

aber als seine Schiller-Fabrik in Blüte stand, war der „Kalender“ noch nicht im Druck erschienen. Dies geschah erst im Jahre 1865 unter dem Titel: „Schillers Kalender vom 18. Juli 1795 bis 1805. Herausgegeben von Emilie von Gleichen-Rußwurm.“ Stuttgart, Cotta. Gerstenbergs Schiller-Fälschungen waren mir mit der Bitte anvertraut worden, nachzusehen, ob nicht unter dem vielen Unechten doch einiges Echte vorhanden wäre, was ja immerhin sehr möglich war. In dieser stillen Hoffnung unterzog ich mich dem Auftrag mit Freuden. Auch fand ich wirklich in dem beigelegten Verzeichnis einen Brief an Luise Brachmann (leider erinnere ich mich in dem Augenblick nicht, von welchem Datum), der nach dem Kalender echt sein mußte und auch noch nicht bekannt war. Aber gerade dieser Brief fand sich unter den Handschriften nicht, und alles übrige war erweislich unecht.

Leider ist nun aber auch der Kalender nicht immer entscheidend für die Frage der Echtheit. Denn allerdings ist jeder im Kalender verzeichnete Brief von Schiller geschrieben worden, auch sind nach der Veröffentlichung des Kalenders, soviel bekannt, keine neuen Fälschungen vorgekommen. Aber es steht eben nicht jeder Brief Schillers im Kalender. Zunächst fehlen, wie schon der Titel desselben ergiebt, alle vor dem 18. Juli 1795 geschriebenen Briefe. Schiller empfand das Bedürfnis eines Kalenders erst, als er die „Horen“ herausgab, zunächst um den brieflichen Verkehr mit dem „ziemlich entfernt, in Tübingen, wohnenden Verleger Cotta zu kontrolieren“. Darum verzeichnete er aber auch nur diejenigen Briefe, die er mit der Post oder mit Gelegenheit beförderte. Es fehlen also, auch nach dem 18. Juli 1795, alle Billette oder auch umfänglicheren Briefe „von Haus“, wie man sie im vorigen Jahrhundert zu datieren pflegte, die durch dienstbare Geister befördert wurden. Wenn er verreiste, vergaß er wohl auch einmal, den Kalender mitzunehmen, und zeichnete dann nichts ein. Dies war beispielsweise der Fall, als Schiller den 5. März 1801 nach Jena abreiste, um dort seine „Jungfrau von Orleans“ zu vollenden. Den 1. April kehrte er nach Jena zurück, aber erst den 16. April konnte er in seinem Kalender verzeichnen: „Jungfrau von Orleans fertig.“ Aus dem März 1801 fehlt uns also die Kontrolle über die Echtheit der von dieser Zeit datierten Briefe. Nun würde man freilich den Zweifel zu weit treiben, wollte man z. B. den erst vor vier Jahren von G. Scheidel („Leo von Seckendorff.“ Vortrag. Nürnberg 1885. Seite 12) veröffentlichten Brief an L. v. Seckendorff, datiert Jena, den 16. März 1801, deshalb anzweifeln; aber wenn C. A. Böttiger von einem Briefe Schillers an ihn über die „Maria Stuart“ berichtet, der aus Jena geschrieben sei, und den er in der „Minerva“ 1813, Seite 70, veröffentlichte, so ist freilich schon durch die fehlende Bestätigung des Kalenders die größte Vorsicht geboten. Denn eben dieser C. A. Böttiger, früher Gymnasialdirektor in Weimar, seit 1804 Direktor der Kunstmuseen in Dresden, ist mit Gerstenberg der Zweite im Bunde, der sich wissentliche Fälschungen Schillerscher Briefe erlaubt und also dafür gesorgt hat, daß dem Schiller-Philologen die Gelegenheit nicht fehle, seinen Scharfsinn in der Erkenntnis des Unechten zu üben. Hier liegt nun freilich die Sache noch wesentlich anders als bei Gerstenberg. Ich darf meine Leser nicht mit Einzeluntersuchungen langweilen, um so weniger, als ein endgültiges Ergebnis noch immer nicht feststeht. Dies würde sich vielleicht erzielen lassen, wenn etwa ein angehender Jünger der Germanistik in Leipzig auf der Universitätsbibliothek oder bei Fräulein Rochlitz, der Schwester des bekannten Schriftstellers Friedrich Rochlitz, Nachforschungen nach dessen Tagebuche anstellen wollte. Ist dies zur Stelle geschafft, dann würde sich wohl endlich feststellen lassen, was ich als Vermutung schon öffentlich ausgesprochen habe, daß der, gleichfalls von Böttiger

mitgeteilte sogenannte Brief über die „Jungfrau von Orleans“ — und genau so verhält es sich mit den Böttigerschen sogenannten Briefen über die „Maria Stuart“ und den „Wilhelm Tell“ — zwar dem Wortlaut nach durchaus gefälscht ist, aber doch auf echten, mündlichen oder schriftlichen Mitteilungen Schillers, im ersten Fall an Rochlitz, im zweiten an Böttiger selbst, im dritten an Fräulein v. Göchhausen, die neuerdings als die Abschreiberin des Goetheschen „Urfaust“ vielgenannte, beruhen. Rochlitz sowohl wie die Göchhausen waren fleißige Korrespondenten Böttigers. Seine Mitteilungen über obige Schillersche Stücke sind also, wenn auch mit einiger Vorsicht, immerhin für die Kritik dieser Stücke, als Schillers eigene Ansichten, zu benutzen, aber von einer Sammlung Schillerscher Briefe sind sie unbedingt auszuschließen. Andere Fälschungen Böttigers, z. B. des Gedichtes auf den Geburtstag des Hofrats Loder, welches noch in Gödekes kritischer Schiller-Ausgabe als echt steht, seine Veruntreuung des Manuskriptes von „Wallensteins Lager“ nach Kopenhagen habe ich ausführlich an anderen Orten, und zwar aus Böttigers eigenem Nachlaß auf der Dresdener Bibliothek, nachgewiesen. Überall, wo der Name Böttiger im Hintergrunde steht, ist die größte Vorsicht geboten, und dennoch — und das ist gewiß sehr lehrreich für allzu scharfe Zweifler — ist der Brief Schillers an Böttiger über den „Wallenstein“ vom 1. März 1799 auch seinem Wortlaute nach sicherlich echt. Böttiger teilte ihn zuerst mit in Cottas „Taschenbuch für Damen“ 1808, S. XIV, dann in der „Minerva“ 1811, S. 34, hier aber mit dem so häufig vorkommenden falschen Monatsdatum „May“ für „März“, mit welchem falschen Datum er dann in die Döringschen und in die Berliner Sammlung überging. Im ersten Drucke trug er das falsche Jahresdatum 1791, und die Adresse hatte Böttiger wohlweislich weggelassen, weil der Inhalt des Briefes für ihn nicht rühmlich war. Er bezog sich auf Böttigers Bericht über die weimarische erste Aufführung der „beiden Piccolomini“ in Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden“, in der er unter anderem den Oktavio einen „Buben“ genannt hatte. Als dann Schiller die Veruntreuung von „Wallensteins Lager“ nach Kopenhagen erfahren, rieten sowohl er als Goethe sogleich auf Böttiger als den Urheber; Goethe stellte eine scharfe Untersuchung an und schrieb darüber an Schiller: „Eben die Hand dieses allgegenwärtigen Freundes (Böttiger, der Freund Ubique, wie sie ihn gewöhnlich nannten) werden Sie in den Akten über die Veruntreuung von Wallensteins Lager antreffen. Seine ganze Existenz gründet sich auf Mäkelei, und Sie werden wohl thun, ihn von sich zu halten. Wer Pech knetet, klebt seine eigenen Hände zusammen. Es paralysiert nichts mehr als ein Verhältnis zu solchen Schuften, die sich unterstehen können den Oktavio einen Buben zu nennen.“ Aber gleichsam um das Publikum dafür schadlos zu halten, daß er ihm in dem Briefe über „Wallenstein“ einmal etwas Echtes geboten hatte, schmiedete Böttiger aus seinem Aufsatz im Modejournal sofort einen Brief, den er vom 4. Februar 1799 datierte und an Schiller gesandt zu haben vorgab, worauf obiger vom 1. März 1799 die Antwort wäre.

Wenn nun zu Gerstenbergs Frevel die Ursache lediglich die Gewinnsucht war, so könnte man fragen, was denn Böttiger zu seinen Fälschungen bewogen habe? Vor allem war es die Eitelkeit. Böttiger wollte durchaus unter den Sternen erster Größe am weimarischen Musenhofe auch mit glänzen und als solcher in der gelehrten Welt genannt und gekannt sein. Dazu hielt er sich durch sein wirklich reiches philologisches und besonders archäologisches Wissen, aber auch durch seine gesuchte Schöngeisterei, durch seine Zotenreißereien in den Horazstunden, die den sittenstrengen Herder so gewaltig in Harnisch brachten, durch seine Allerweltsschreiberei, seine litterarischen Gefällig-

keiten und dergleichen für ganz hervorragend befähigt. Und hatte ihn der lebende Schiller stets kühl behandelt, so mußte es nun der tote entgelten und sich eine Vertraulichkeit aufdrängen lassen, von der der lebende weit entfernt gewesen war. Ja, diese Eitelkeit ging — so fasse ich wenigstens das Verhältnis auf — so weit, daß er sich für einen größeren Stilisten hielt als Schiller und meinte, dem Publikum einen Gefallen zu thun, wenn er ihm Schillersche Gedanken mit einer Böttigerschen Brühe auftischte. Auch nach den Kennzeichen der Böttigerschen Fälschungen dürfte man fragen. Bei Gerstenberg war es die Unbedeutenheit, bei Böttiger ist es die Überladung mit gelehrtem Kram. Wenn wir in dem sogenannten Briefe über „Maria Stuart“ lesen (über die Abendmahlscene): „Traurig genug, daß die Verhandlungen unserer Schaubühnen und die kirchlichen sich wie die entgegengesetzten Pole verhalten. Das haben wir den Kirchenvätern und ihrer pompa Satanæ zu verdanken. Soll aber darum niemand je eine Vereinigung des Getrennten versuchen? Was waren denn im christlichen Mittelalter die Autos sacramentales und die dramatisch vorgestellten Mysterien anders als wohlberechnete Versuche, die Schaulust des Volkes durch fromme Schauspiele zu heiligen, und das Alltägliche, Frivole mit Religion zu durchbringen?“ Oder in den Bemerkungen über die „Jungfrau von Orleans“: „Der Revisionsprozeß schien mir ebenso nötig mit den poetischen Akten vorzunehmen, als jener wirkliche, der im Jahre 1455 [schon an dieser Jahreszahl erkennt man den früheren Schulmeister] durch Papst Calixtus III. gegen die sündhaften zwölf Artikel verhängt wurde,“ oder in dem Briefe über „Wilhelm Tell“, von dem er zu verstehen geben will, daß er an Fräulein v. Göchhausen gerichtet gewesen (Minerva 1815, S. LXXI), über die „Barmherzigen Brüder“: „Sie selbst, mein gnädiges Fräulein, und unsere verehrte Fürstin waren nicht in der Zahl. Sie hatten während Ihres Aufenthaltes in Italien gewiß oft vernommen, wie die fast in allen größeren Städten seit uralten Zeiten bestehenden Brüderschaften der Barmherzigen nicht nur der Hingerichteten sich alsbald bemächtigen und sie, wenn sie nur vor der Katastrophe noch reuig gebeichtet haben, dem Schoße der geweihten Erde zuführen, sondern auch die Bestattung der Unglücklichen, die auf offener Straße durch Meuchelmord fielen, willig übernehmen;“ so dürfen wir sicher sein, Böttigersches Erzeugnis vor uns zu haben. Auch machte sich Böttiger kein Gewissen daraus, um seine Belesenheit zu zeigen, Schillern Bücher als Quellen anzudichten, die Schiller nie gesehen hat. So zum „Wilhelm Tell“ Meiners' „Briefe über die Schweiz“; zu der ersten Scene des zweiten Aktes der „Maria Stuart“, „wo ein sehr seltsames Turnier zu Ehren der Königin aus gleichzeitigen Nachrichten in der Ashmolischen Sammlung ausführlich beschrieben wird“, wie Böttiger in der Minerva 1813, S. 25 sich ausdrückt, macht er noch die gelehrte Anmerkung: „In den von Nichols 1788 in zwei Quartbänden herausgegebenen Processes and public proceedings of Queen Elizabeth.“ Erst durch Grabbe bin ich auf die wahre Quelle dieser Scene aufmerksam geworden, die keine andere ist als die Anfangsscene von Shakespeares „Heinrich VIII.“ Vergl. Frank, Taschenbuch dramatischer Originalien, II, S. LXXXI aus einem Briefe Grabbes an Immermann; Bodenstedt, Vom Hofe Elisabeths und Jakobs I., S. 34.

Und dies mag als Einleitung zu den nun folgenden, an sich freilich, mit Ausnahme des Briefes an Herder, nichts bedeutenden Briefen Schillers genügen. „Schiller war groß, und wenn er sich die Nägel beschnitt,“ hat einmal Goethe von ihm gesagt. Wenigstens soll mit meinem Willen keine Zeile verloren gehen, die er je geschrieben hat.

Dankbar habe ich mich schon bis jetzt mancherlei Förderung meines Unterneh-

mens zu rühmen. Wenn erst ein gedrucktes Verzeichnis der, nach dem Kalender und anderen zuverlässigen Nachrichten noch fehlenden Schiller-Briefe vorliegt, dann, hoffe ich, werden auch große Geschäftshäuser die Mühe einer erneuten Durchsicht ihres Briefwechsels nicht scheuen. Die Originale bleiben ihnen ja unbenommen.

An Gleim.*

Mannheim, den 26. November 1784.

Erlauben Sie, werthester Herr, einem Ihrer wärmsten Bewunderer und Verehrer, daß er Ihnen ein Herz voll Freundschaft und Wohlwollen anbiete und Ihnen gerade heraus bekenne, wie unendlich schätzbar ihm eine nähere Verbindung mit Ihnen seyn würde. Wenn Sie es nicht zur Bedingniß derselben machen, Ihnen an Geiste zu gleichen, so ist er vielleicht Ihrer Liebe nicht unwerth.

Jacobi, der auf seiner Reise nach Freiburg eine Zeitlang in Mannheim verweilte, und meinem Herzen sehr werth worden ist, hat mein Verlangen vermehrt, Sie zu kennen und meine Hoffnung bestätigt, einen Freund in Ihnen zu finden.

Beiliegende Blätter, welche ich Ihrer gütigen Aufmerksamkeit empfehle und deren Inhalt Ihnen vielleicht meine nähere Bekanntschaft machen wird, können Sie von einem Unternehmen unterrichten, dessen Beförderung nicht ganz unwichtig seyn dürfte. Sollte es Sie nicht zu sehr beschweren, einigen Antheil daran zu nehmen, so möchte ich Sie wohl bitten, derselben in Ihren Correspondenzen und übrigen Zirkeln zu gedenken und ihre Bekanntmachung zu beschleunigen. Uebrigens ersuche ich Sie, diesen Auftrag, der vielleicht schon ein zu großer Mißbrauch Ihrer Freundschaft ist, für nichts andres, als die Veranlassung anzusehen, welche ich ergriffen habe, Ihnen das aufrichtige Geständniß meiner Achtung zu thun, mit der ich Zeitlebens seyn werde

Ihr ganz ergebener Schiller D.

* Der Anfang gedruckt bei Palleske, Schillers Leben, 3. (Berlin 1860) und 4. Auflage (ebd. 1863), I, S. 557; 5. und folgende Auflagen I, S. 515.
Das Original dieses Briefes befindet sich in Halberstadt in Gleims Archiv. Dem Briefe lag ein Exemplar der Ankündigung der Thalia bei.

Schiller an Herder.*

Jena den 17. May 95.

Mit dem Geschenke der Terpsichore haben Sie mich aufs angenehmste überrascht. Daß Sie einen solchen Dichter aus seinem Grabe erwecken u. so schön erwecken muß Ihnen jeder Freund der poetischen und philosophischen Muse danken. Das Kleid, das Sie ihm gaben steht ihm wie angegossen, und mit Mühe kann ich mich überreden daß ich eine Übersetzung lese. Auch die Versarten könnten, so weit ich gelesen habe, nicht glücklicher gewählt, nicht glücklicher behandelt seyn, und wehe dem Ohre dem hier durch den Reim nachgeholfen werden müßte.

Ich würde mir das Vergnügen nicht nehmen lassen, dieß angenehme Produkt dem Publikum selbst anzuzeigen, wenn ich nicht fürchten müßte, die Anzeige dadurch um mehrere Monate aufzuhalten, da ich mich die nächsten drey oder vier Monate vor dringenden Arbeiten für die Horen und meinen Musenalmanach kaum zu besinnen weiß.

Aber ich sende es, sobald ich es ganz gelesen habe, an meinen Freund Körner, der ein trefflicher Beurtheiler ist, und, wenn er nicht zu blöd ist, die Arbeit zu wagen, sie gewiß vortrefflich ausführen wird.

Mit wahrer Sehnsucht sehe ich einem neuen Beytrag von Ihnen für die Horen entgegen, u. daß Sie den Musenalmanach mit dotieren helfen wollen, macht mir nicht wenig Freude. Die Arbeiten für die Horen, und überhaupt die gegenwärtige abstrakte Richtung meines Ge-

* Das Original ist im Besitz des Fräuleins von Seebach in Weimar.

müthes haben mir nicht erlaubt eine neue Form dafür auszudenken und meine Wünsche in Rücksicht auf diese Sammlung höher zu steigern, als ihr überhaupt durch Auswahl des Guten einen Werth vor ihren Schwestern zu geben. Alles was Sie dafür thun wollen wird zu Erreichung dieser Absicht in höchstem Grade dienen, und alle Formen stehen Ihnen frey.

Herrn Michaelis erwarte ich alle Tage hier. Ich werde ihm durch Eröfnung Ihres Versprechens große Freude machen. Die Luise von Voß, die jetzt ganz heraus ist, haben Sie ohne Zweifel gelesen. Sie ist ein gar artiges Produkt. Ich wünschte sehr zu wissen, was Sie zu dem harten Sturm sagen, den Prof. Wolf in Halle auf Homer gethan. Wäre es nicht interessant, über diesen Gegenstand auch in den Horen ein Wörtchen zu sagen?

Meine Frau trägt mir auf Ihnen auch in ihrem Nahmen für die Terpsichore recht verbindlich zu danken, und empfiehlt sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin aufs beste. Schiller.

Schiller an Crusius.*

Weimar 22. Jan. 1800.

Sie erhalten hier eine Zeichnung von Herrn Prof. Meyer, die er zu meinen Gedichten verfertigt hat. Sie ist mit sehr großem Verstand und Fleiß gearbeitet, nun kommt es darauf an, daß sie im Stiche nicht verdorben wird. Prof. Meyer wünscht, daß einer von den dreien entweder Hr. Bolt oder Hr. Jury oder Hr. Böhme den Stich besorgte. Einem andern möchten wirs nicht gern anvertrauen. Für den Kupferstecher ist die kleine Notiz, die hier beiliegt.

Ich wünsche nun, daß das Papier zu den Gedichten bald einträfe, damit Göpferdt kann anfangen lassen, weil er sonst schlechter druckt, sobald er eilen muß.

Die Zeichnung ist ein klein wenig zu breit ausgefallen. Ich bitte Sie also dem Kupferstecher anzuzeigen, daß er soviel davon abnimmt, als ich mit den Strichen angedeutet.

Ich empfehle mich Ihrer freundschaftlichen Gewogenheit.

Dero ergebenster Schiller.

Nach dem Preiß der Zeichnung habe ich zu fragen vergessen. Mich däucht, es werden 3 Ducaten bezahlt, doch will ich erst noch anfragen.

* Zur Ergänzung einer früheren Mitteilung in diesen Blättern, Januar 1873, S. 444 ff. und der Geschäftsbriefe Schillers, herausgegeben von Gödeke, S. 219 f.

Schiller an Mad. Unzelmann.*

Weimar, 11. May 1801.

Wir erwarten Sie mit großem Vergnügen auf den künftigen Sonnabend, und ich bitte Sie, mich in zwey Zeilen wißen zu lassen, wie bald Sie einzutreffen glauben, und ob Sie noch den Sonntag bleiben können. Auch Göthe wünschte sich darnach einzurichten. Er hat vorgezogen, auf den Sonnabend den Wallenstein spielen zu lassen; Maria Stuart kann nicht gegeben werden, weil die Elisabeth nicht besetzt ist. Unser Theater ist jetzt leider in einer Crise und ich habe mich für meine Person ganz davon zurückgezogen.

Leben Sie recht wohl bis auf Wiedersehen. Der Ihrige Schiller.

* Kalender S. 106. Hoffmeister, Schillers Leben IV, S. 322.

An Professor Starck, Arzt in Jena.**

Weimar, den 12. December 1801.

Mit Ernstchen geht es jetzt recht gut, bester Herr Hofrat, bis auf einen kleinen Überrest vom Husten. Karl und meine Frau leiden sehr von einem heftigen und angreifenden Husten, der sie sehr abmattet, mit Schmerzen auf der Brust verbunden ist und ihnen auch des Nachts keine Ruhe läßt. Karl klagt auch über ein beschwerliches Schlingen, und was

** Ein Bruchstück dieses Briefes ist veröffentlicht im Verzeichnis der Schiller-Ausstellung 1859, S. 15, Nr. 96.

ich am schwersten begreife, so sind ordentliche Maserflecken im Gesicht, besonders um die Augen zum Vorschein gekommen, ob er gleich in Jena vor 7 Jahren die Masern ordentlich gehabt hat, wie Sie wissen. Ich habe ihm die Senega nehmen lassen, wie Sie verordnet haben, und wegen des rastlosen und krampfhaften Hustens lasse ich ihn und meine Frau Ihren Linctus, wozu ich noch etwas Mass. pitul. d. Cynogloss. und fl. Zinci gethan, nehmen. Ich erwarte nun Ihre gütige Verordnung und ersuche Sie, wenn es nötig sein sollte, mir lieber einen Boten mit den Recepten herüberzuschicken. Unterdessen weiß ich nichts zu thun als mit dem Linctus fortzufahren. Ich bitte, auch zu bemerken, ob etwa noch Epispastica anzuwenden sein möchten. Meiner Frau habe ich gestern Spirit. Minder. mit der Tr. Thebaic. und einen bittern Extrakt verschrieben.

Mit herzlicher Ergebenheit der Ihrige
Schiller.

Ein Recept gegen den Katarrh hat sich Schiller in seinem Kalender zum Dezember 1801 notiert.

An Herzfeld, Theaterdirektor in Hamburg.*

Weimar, den 28. Juni 1801.

Nach meiner Zurückkunft von einer kleinen Reise finde ich Ihr wertes Schreiben. Die Jungfrau von Orleans erscheint im Oktober gedruckt und kommt früher nicht aufs Theater. Maria Stuart werden Sie von Lauchstädt aus, wo sich das hiesige Theater im Sommer befindet, in Abschrift erhalten, so wie dieses Stück hier, in Berlin und Leipzig gespielt worden. Da auch die Jungfrau von Orleans nicht ganz so gespielt werden kann, wie sie gedruckt ist, so steht Ihnen meine Bearbeitung dieses Stückes für die Bühne zu Dienst;* doch darf ich solche, zufolge meines Contracts mit der Verlagshandlung, erst im September aus den Händen geben.

Bedingungen mache ich Ihnen keine, da beide schon gedruckt sind, wenn sie gespielt werden. Neue und ungedruckte Stücke kann ich Ihnen künftig für 12 Ldrs. überlassen, vorausgesetzt, daß ich auf strenge Geheimhaltung der Manuskripte rechnen darf.

Ihr ganz ergebener Schiller.

An Göschen.

Weimar, den 23. December 1804.

Göthe, dessen Billet an mich** ich beilege, wünscht, daß die Schrift von Diderot nicht eher, als unmittelbar ehe sie ausgegeben wird, angezeigt werde, und daß man das Publikum im eigentlichen Sinn damit überrasche. Übrigens will er Ihrem Wunsche gemäß sich gern mit seinem Namen dazu bekennen. Die Verhältnisse unsers Hofs mit Herrn Grimm in Gotha*** und Grimm's mit den Diderotischen Erben machen jene kleine Vorsicht nötig, weil sonst allerlei dazwischen kommen könnte.

Der Schnupfen und Katarrh herrscht noch ganz gewaltig bei mir, und ich halte mich nur kaum so hin. Mögen Sie mit den Ihrigen sich desto besser befinden.

Herzlich grüßen wir. Sch.

---

* Jakob Herzfeld, 1763 zu Dessau geboren, wurde von Schröder 1792 nach Hamburg engagiert, von diesem 1798 zum Mitdirektor ernannt und befand sich nach Schröders noch in demselben Jahre erfolgtem Rücktritt mit in dem fünfköpfigen Direktorium, welches längere Zeit das deutsche Haupttheater in Hamburg leitete. Er starb dort am 24. Oktober 1826. (W. Vollmer in Gödeces kritischer Schiller-Ausgabe XIII, S. IX.) Drei Briefe Schillers an Herzfeld sind veröffentlicht bei Albrecht Herzfeld (Hofschauspieler in Mannheim, Sohn des Adressaten), Zur Erinnerung an Schiller. Frankfurt a. M. 1877, S. 31 ff.

* Diese Hamburger Handschrift ist von W. Vollmer genau beschrieben, ebenda S. XII.

** Vgl. Schiller-Goethescher Briefwechsel, 4. Auflage, Nr. 974, die danach vom 23., nicht vom 24. Dezember 1804 zu datieren ist.

*** Vgl. Zeitung für die elegante Welt 1808, S. 501 f.



Litterarische Mitteilungen.

Karl Frenzels neueste Novelle.

Wer in dem Bann der heute beliebten litterarisch-ästhetischen Kritik die Verpflichtung hätte, den Novellendichter Karl Frenzel sei es den sogenannten Realisten, sei es den sogenannten Idealisten zuzurechnen, würde, falls er ausnahmsweise von der kritischen Urteilskraft nicht ganz verlassen wäre, einen schweren Stand haben. Von einer gewissen Seite gesehen, ist oder scheint er völlig Realist. Und das in ausgezeichnetem Sinne. Welcher Realist überträfe ihn in der kühlen Ruhe, mit welcher er die menschlichen Dinge betrachtet, um sie — ganz nach Spinozas Doktrin — „nicht zu belachen, nicht zu beweinen, nicht zu verabscheuen, sondern zu begreifen"? Welcher Realist ließe sich weniger als er durch den Schein — sei es der Tugend, sei es des Lasters — blenden? hätte mehr als er den Mut, das Kind beim rechten Namen zu nennen? hätte — was schwer ins Gewicht fällt, und wovon die meisten Herren Realisten himmelweit entfernt sind — seinen Vortrag so abgeklärt und fein gestimmt, daß, durch dies klare Medium gesehen, alles, was er uns zeigen will, weder zu groß noch zu klein, weder zu grell noch zu matt, sondern in seiner natürlichen Größe und Farbe erscheint? — Soweit meine Kenntnis der realistischen modernen Novellistik reicht, übertrifft ihn in sämtlichen genannten Künsten keiner.

Nun aber die andere Seite der Medaille! Welcher Realist würde es wagen, mit so wenig Detail auszukommen wie er? Detail nicht bloß in der Wiedergabe der äußeren Natur, des häuslichen Drum und Dran, sondern ebenso in der Klarlegung der Gemütszustände, der geistigen Kämpfe und Entschließungen seiner Menschen? Welcher Realist würde jeder stärksten Versuchung, durch sprachliche Besonderheiten: dialektische Anleihen und dergleichen das Charakteristische seiner Figuren scheinbar zu erhöhen, mit solcher heiligen Scheu aus dem Wege gehen? Welcher Realist endlich würde in seiner nüchternen Seele den Mut oder in seiner zahmen Phantasie die Kraft finden, von dem alten epischen Rechte des Fabulierens einen so energischen Gebrauch zu machen? in der Erfindung und Durchführung seiner Geschichte dem nicht Alltäglichen, Absonderlichen, ja, dem im gemeinen Sinne Unwahrscheinlichen einen so breiten Platz einräumen?

Was ist nun das Wahre an der Sache? Dies: daß die beliebte strenge Unterscheidung zwischen Realisten und Idealisten ein wissenschaftlicher Nonsens ist; daß der Dichter sehr wohl das eine und das andere sein kann zu gleicher Zeit. Ja, daß er es sein *muß*, wenn er den berechtigten Anforderungen unserer Art zu sehen sich anschließen und fügen will, ohne darum die großen epischen Traditionen für nichts zu achten und in die Barbarei einer geistlosen Mache zu versinken, deren nüchterne Bettelsuppen durch den eingestreuten Pfeffer grobsinnlicher Scenen und Schilderungen für den feineren Geschmack wahrlich nicht genießbarer werden.

Diese Betrachtungen aber anzustellen, fordert Frenzels neueste Novelle* noch besonders heraus. Wenigstens wüßte ich in der langen Reihe seiner früheren Dichtungen keine, welche jene beiden Seiten seines Talentes so klar aufzeigte, keine, in der die beiden, wenn man den Neuerern glauben soll: unvereinbaren Methoden poetischen Sehens und künstlerischer Darstellung zu einem so harmonischen Ganzen zusammenflössen.

Scheint es doch — obgleich es in Wirklichkeit sicher nicht der Fall —, als habe der Dichter die Fabel, den Helden, die Technik selbst dieses seines neuesten Werkes darauf hin gewählt und gemodelt, damit das Resultat, wie ich es oben formuliert, möglichst rein herauskomme.

Was das letztere Moment, die Technik, die künstlerische Mache anbetrifft, so ist „Wahr-

---

* Wahrheit. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1890.

heit“ eine Ich-Novelle. Frenzel selbst hat gelegentlich die Äußerung gethan: die Form der Ich-Erzählung sei der Gefahr, in einen trockenen Polizeiberichtton zu verfallen, stets ausgesetzt. Ich will das zugeben mit der Einschränkung, daß diese Gefahr nur für die Lehrlinge und Gesellen, nicht für den Meister vorhanden ist. Beweis: die Unmöglichkeit, in dieser keineswegs kurzen Erzählung auch nur eine Zeile zu finden, auf welche jenes schlimme Charakteristikon zuträfe. Dagegen ist sich der Dichter der großen Vorteile, welche die Ich-Form für den hat, der sie zu meistern versteht, wohl bewußt gewesen und er hat sie mit dem feinsten künstlerischen Takt für seinen diesmaligen Zweck ausgenutzt. Es galt nämlich, eine im Grunde sehr komplizierte Geschichte, die, wenn sie in der gewöhnlichen Form ab ovo berichtet werden sollte, einen mehrbändigen Roman erfordert haben würde, auf den kleinsten Umfang zu reduzieren, gewissermaßen auf den einfachsten künstlerischen Ausdruck zu bringen. Für so löblichen Zweck ist die Ich-Erzählung ein wunderbar tüchtiges Vehikel. Der erzählende Ich-Held, indem er von seinem hohen Standpunkte auf das, was als Vergangenes hinter ihm liegt, zurückblickt, — auf das Vergangene, in welchem er zugleich objektiver Betrachter und leidenschaftlich Mithandelnder war — hat es in der Hand, bald diese, bald jene seine Eigenschaft hervorzukehren, ja, muß sie hervorkehren, wenn er die Stellung, die er selbst zu den Geschehnissen hatte, der Wahrheit gemäß fixieren will. Da ist es ihm dann ergangen, wie es uns überall im Leben ergeht: wir haben ein wenig selbst gethan; das Meiste ist von anderen gethan worden. Über unser Thun wissen wir so ziemlich Rechenschaft zu geben. Mit dem der anderen steht es nicht so gut. Es war uns, während es vor sich ging, vielfach unklar, verworren, weil es aus Motiven entsprang, die wir nicht verstanden: Folgen von Handlungen, Seelenzuständen u. s. w., die uns zur Zeit unbekannt waren, die wir erst nachträglich verstehen lernten durch eigene Schlüsse aus dem Gegenwärtigen auf das rückwärts Liegende; durch Mitteilungen anderer, die dem rückwärts Liegenden näher gestanden hatten, durch Geständnisse vielleicht, die uns die Handelnden selbst über die Motive ihres Handelns post festum machten. Wird das alles nun in der Form eines Berichtes rekapituliert und zusammengefaßt, so ist, ich möchte sagen: mathematisch klar, daß die Ich-Erzählung hinsichtlich der notwendigen Ausdehnung sich zu der gewöhnlichen Form verhält wie die Zeit, die der Ich-Erzähler brauchte, das alles zu erleben und an sich herantreten zu lassen, zu der Summe der Zeiten, welche alle jene anderen brauchten, um jeder für sein Teil das Betreffende zu erleben und an sich herantreten zu lassen. Um es anders auszudrücken: der Ich-Erzähler und der Er-Erzähler sollen zu demselben Resultat kommen; aber der Ich-Erzähler erreicht es als Facit durch Multiplikation, der Er-Erzähler als Summe aus so und so vielen Summanden.

Ich bitte den verständnisvollen Leser, sich Frenzels Novelle darauf anzusehen. Die Geschichte der Ehe des Superintendenten Wahrmund und seiner Gattin gewährt den Stoff zu einem spannendsten, an psychologischem Interesse wundersam reichen Roman, zu dessen Abwickelung eine George Elliot mehrere Bände beansprucht haben würde. Mit Recht; denn welche Tiefen müßten erschlossen werden, in welche Untiefen müßte das Auge spähen, um einen so komplizierten Charakter, wie der Wahrmunds ist, klar zu legen, die Rätsel, die uns der Mann aufgiebt, wenigstens annähernd zu lösen? Wieviel Bogen könnte, — müßte man füllen, die unglückliche Gerda auf ihrem Lebenswege zu begleiten, der so sonnig beginnt, um sich dann in den Dornen des Daseins hoffnungslos zu verlieren? Ein nicht so umfangreicher, immerhin komplizierter Roman ist die Geschichte der Hilde Gollnow und ihres treulosen Galans. Dann wieder Thaten und Meinungen der guten alten Dame Ulrike — welch köstliches Buch ließe sich daraus machen? Und das alles hat unser Autor auf den geringen Umfang einer einbändigen Erzählung zusammengebracht, die er mit Recht „Novelle“ nennt, ohne uns auch nur das Geringste, das wir wissen müssen, um diese Menschen und ihre Handlungsweise zu verstehen, schuldig zu bleiben. Das ist kein kleiner Triumph der Erzählungskunst!

Aber mit wie gutem Bedacht ist auch die Hauptperson gewählt! der geborene Held eines Ich-Romans! „Bisher hatte ich von dem Weltelend und dem Weltschmerz, von der Weltlüge und von der allgemeinen Schuldverstrickung in Dramen und Geschichten wohl gelesen, allein eine Selbstempfindung und Selbsterfahrung nicht davon gehabt. Großes und kleines Leid war an mich herangetreten — ich war trotz dieser Schmerzen gemächlich durch das Einerlei des Lebens geschritten — neugierig hatte ich die Welt als eine Komödie betrachtet und nur geseufzt, daß ich so wenig, nicht viel mehr von ihr als die vordersten Coulissen und die alltäglichen Auftritte gesehen.“ So schildert er sich. Er hätte noch hinzufügen müssen, was er als bescheidener Jüngling nicht wohl konnte: daß er eine gute, treue, liebevolle Seele ist, die allen Menschen wohl will, sich das Leid jedes Menschen zu Herzen nimmt: eine nicht auf das Handeln, sondern auf das Dulden gestellte Natur, die doch aber auch in den Augenblicken der Ent-

scheidung einer herzhaften Festigkeit nicht entbehrt. Wie ausgesucht ein so umschriebener Charakter ist, in die Mitleidenschaft und Mitwissenschaft von anderen heißblütigeren oder nach Rat und Trost verlangenden Personen gezogen zu werden, liegt auf der Hand. Und so kommt es denn auch. Ahnungslos, nur zu dem Zweck, die Hinterlassenschaft einer alten, reichen Tante anzutreten — ein Geschäft, das er in wenig Tagen abmachen zu können glaubt —, betritt er die kleine hinterpommersche Landstadt, die in dem Schatten ihrer Marienkirche den Schlaf des solidesten Philistertums zu schlafen scheint, und sieht sich alsbald in die fürchterliche Tragödie einer Familie verstrickt, mit der er in der oberflächlichsten Relation stand; in die grausigen Geschicke von Menschen verwickelt, die ihm bis dahin kaum ein flüchtiges Interesse abgewonnen, ja, die er nicht einmal gekannt hatte. Und das alles kommt so natürlich, so einfach, trotz der Seltsamkeit der Geschehnisse, daß es dem Leser ergeht wie dem Helden selbst, der sich gefesselt sieht, er weiß nicht wie, und, aus der gleichmäßigen, allem Abenteuerlichen abholden Denkungsart, mit der er bis dahin durch das Leben geschritten, immer kräftiger aufgerüttelt, von sich sagen muß: „So wunderlich war mir das Gemüt gestimmt, daß nur das Ungewöhnliche seinen Saiten einen Klang entlocken konnte."

Es ist nicht meine Gepflogenheit, dem Leser Romane, die ich ihm warm empfehlen will, dadurch zu verleiden, daß ich ihm die Geschichte erzähle. Ich fürchte sogar, ich habe diesmal von dem Inhalte mehr verraten als recht und billig. Und müßte doch noch mehr verraten, wollte ich motivieren, weshalb ich mit dem Schluß nicht ganz einverstanden bin. Nur so viel darf ich sagen: ich stimme dem Dichter darin völlig bei, daß der, welchem es um die Ruhe seines Herzens und seiner Seele zu thun ist, doch um Gottes willen sich an der gewiß nicht immer anmutigen, aber doch meistens leidlichen Oberfläche des Lebens genügen lassen möge. Daß er, thut er es nicht und wühlt in die Tiefe nach den verborgenen Wurzeln der menschlichen Handlungen, sich darauf gefaßt machen muß, Fürchterliches, Herzzerreißendes zu schauen und zu erfahren. Daß nichtsdestoweniger für den tiefergründigen Menschen „der magische Schimmer der Wahrheit stärker ist als die Lust am Leben und die Furcht vor dem Tode". Und diese Gesinnung notwendig der haben muß, der in einer Herzenssache von einer Ungewißheit gefoltert wird, welche ihm die Lust am Leben bereits der Art vergällt hat, daß bei ihm von einer Furcht vor dem Tode längst nicht mehr die Rede sein kann. In dem allen, sage ich, stimme ich dem Dichter völlig bei und bewundere die Kunst, mit der er diese theoretischen Einsichten in die ergreifendste dichterische Wirklichkeit übersetzt hat. Nur in der letzten Konsequenz, die er aus seiner philosophischen Theorie und poetischen Praxis zieht, weiche ich von ihm ab. Gewiß wird die Wahrheit dem, der durch Schuld zu ihr geht, nicht erfreulich sein; und, wenn es auch hart sein mag, so ist es billig, daß er seine Schuld büße. Aber es scheint mir grausam und unbillig, auch den büßen zu lassen, der solche Schuld nicht auf sich lud. Und das thut diesmal der Dichter.

Oder gehört das Dogma der sogenannten poetischen Gerechtigkeit: daß wenigstens in der Dichtung die Strafe nur den Sünder treffen soll, auch zu jenen idealistischen Schrullen, von denen das realistische Princip von heute nichts wissen will? Und hätte sich der Dichter in diesem Punkte wenigstens anstandslos zu dem realistischen Princip bekannt?

Vielleicht wird er mir antworten: Ich bin kein Principienreiter und Konsequenzenmacher. Gewiß können sich Unschuldige von den Folgen der Schuld anderer lösen, wenn — sie die Menschen danach sind. Das sind die meinigen eben nicht.

Ich muß ihm darin recht geben: so, wie er die Sache gestellt und gewandt hat, ist der Schluß unvermeidlich.

Wird er mir den Wunsch verstatten, er möchte sie dann ein wenig anders gestellt haben? Im Interesse — nicht der zärtlichen Herzen, die Goethe und jedem echten Poeten ein Greuel sind, — sondern derer, welche sich gern in der Überzeugung bestärken möchten, daß die Welt trotz alledem und alledem in Wahrheit den Guten und den Mutigen gehört, und die Dichter, wenn sie dieser Weltwahrheit die Ehre geben wollen, auch den Guten und Mutigen den Sieg lassen müssen.

Fr. Spielhagen.

Litterarische Notizen.

In seinem neuesten Roman Josua (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) hat sich Georg Ebers einen sehr dankbaren und seinem Talente besonders gefügigen Stoff gewählt. Die Farbenpracht der Schilderungen, die opernhaft-romantisch auf- und niederrollende Sce-

nerie, die seelenvoll belebte Handlung, Vorzüge, welche wir an allen Ebersschen Werken bemerkten, kommen hier an einem neuen Stoff wieder zu kräftiger Geltung. Wir betonen diese Vorzüge eingangs unserer Anzeige um so nachdrücklicher, weil sich in letzterer Zeit eine starke Reaktion in der Wertschätzung von Ebers bemerklich gemacht hat: man sucht die historischen Romane in Mißkredit zu bringen und dem Leser die Lust an solcher Lektüre zu rauben; daß sich dieser kritische Protest am heftigsten gegen Ebers, den erfolgreichsten Autor historischer Romane, richtet, ist selbstverständlich. Wir meinen, daß man Ebers großes Unrecht zufügt, weil man ihn und seine Werke von einem willkürlichen und falschen Standpunkt aus beurteilt. Georg Ebers wendet sich vor allem an jenes Publikum, das sich nach des Tages Last und Arbeit auf angenehme, gefällige Weise zerstreuen und durch das bunte Gaukelspiel der Phantasie über den Ernst und die Strenge des Daseins hinwegtäuschen lassen will; er wendet sich, ein moderner Märchenerzähler, an jene Leser, die mit klopfenden Herzen und flammenden Augen von fremden Völkern, von vergangenen Zeiten seltsame und interessante Kunde vernehmen, und daß jene Leser das dankbarste und treueste Publikum bilden, beweist der ungeheuere, mit den größten Erfolgen ausländischer Dichter rivalisierende Absatz der Ebersschen Werke. Ferner beruht das Geheimnis ihrer riesigen Verbreitung zum großen Teil auf der berückenden Wirkung, die sie auf die Herzen der Jugend ausüben. Darf man daher über einen Dichter die Achsel zucken, weil er es versteht, jenen Teil unseres Volkes zu rühren und zu entflammen, für den „das Beste gerade gut genug ist"? Darf man es ihm zum Vorwurf machen, weil er in seinen Werken kein physiologisch-pathologisches Programm entrollt und nicht über das sociale Elend unserer Tage die tiefsinnigsten Betrachtungen anstellt? Jedenfalls sind wir überzeugt, daß „Josua", unbedingt eines der besten Werke von Ebers, manchen seiner Gegner milder stimmen wird. Der Dichter schildert uns den Auszug der Juden aus Ägypten, welchen die jüngere Schule der alttestamentlichen Bibelkritik als kein historisches Faktum auffaßt, sondern ihn nur als eine sagenhafte Überlieferung gelten lassen will. Ebers befindet sich hier nun im richtigen Element, um dichterisch das glaubhaft und natürlich erscheinen zu lassen, was die Kritik ableugnet. Dabei kommt Ebers seine ja allseits anerkannte riesige Gelehrsamkeit zu statten, vermittels welcher er den Gebilden seiner frischquellenden Phantasie Leben und Farbe einzuhauchen weiß. In den Vordergrund der Handlung stellt er Josua, einen edlen, tapferen Hebräer, der im ägyptischen Heere zu hohem militärischen Rang gelangte; als Moses das jüdische Volk zur Auswanderung veranlaßte, fordert auch der greise Vater Josuas seinen bereits in ägyptischen Anschauungen wurzelnden und dessen Stammesgenossen entfremdeten Sohn auf, dem Ruf Moses' Folge zu leisten und durch seine militärischen Kenntnisse dem großen Kämpfen entgegenschreitenden Volke seinen Beistand zu leihen. Josua gerät in einen furchtbaren Zwiespalt, aber schließlich sagt er sich von den Ägyptern los, denn nicht allein der Befehl seines Vaters, sondern auch die Stimme eines geliebten jüdischen Mädchens ist stärker als all seine Hoffnungen auf Ehre und Ruhm bei den Ägyptern. Aber die Kabalen, die am Hofe des Pharao herrschen, werden ihm zu großem Verderben, man wirft ihn in Ketten und er muß wie ein Verbrecher nach einer Strafkolonie wandern, um dort in Bergwerken Tag und Nacht zu arbeiten. Unterdessen spielen sich im Lager der Juden die erhabensten und erschütterndsten Scenen ab. Moses und Aaron müssen ihren ganzen Einfluß aufbieten, um die unzufriedenen, vor der Rache des mit einem gewaltigen Kriegsheer nahenden Pharao zitternden Scharen zusammenzuhalten. Durch Gottes Gnade führen sie das Volk durch das zurücktretende Meer, dessen Wellen sich über den heranbröhnenden ägyptischen Soldaten samt dem König und seinem Hof erbarmungslos schließen. Josua wird befreit und übernimmt die militärische Oberleitung. So zieht das Volk unter großen Beschwerden und Gefahren durch die Wüste bis zum Fuß des Sinai. Dem Buch fehlt es an einem eigentlichen Abschluß der Handlung, wenn auch derselbe mit einer bedeutsamen Perspektive schließt. Dies liegt eben in der Natur des Stoffes. Eine Reihe lieblicher, interessanter Frauengestalten belebt die Handlung und rückt uns dieselbe in unmittelbare Nähe. Besonders wertvoll und von hoher dichterischer Schönheit sind die Naturschilderungen, die dem Verfasser deshalb so außerordentlich gelangen, weil er den Schauplatz der Handlung aus eigener Anschauung kennt. Atmen die Bilder und Scenen in der Wüste biblische Würde und Erhabenheit, so bieten die Kapitel, die sich am glänzenden Hofe des Pharao abspielen, ein eigenartiges kulturhistorisches Interesse. Es ist uns an dieser Stelle nicht möglich, auf den reichen Inhalt näher einzugehen und alles Erwähnenswerte einzeln hervorzuheben, wir können uns nur darauf beschränken, den zahllosen Verehrern Ebers' die Versicherung zu geben, daß auch sein neuestes Werk ihnen einige Stunden der schönsten Anregung gewähren wird.

Unter der Schellenkappe. Empfindsame Geschichten von Fedor Mamroth. (Breslau,

S. Schottlaender.) — F. Mamroth gehört zu den markantesten Charakterköpfen der Wiener Feuilletonistik; er besitzt aber auch Eigenschaften, die ihn über die engen Grenzen derselben hinwegheben und ihn zu einer interessanten Erscheinung der modernen deutschen Litteratur überhaupt machen. Nicht mit Unrecht versah er sein Buch mit obigem Subtitel: diese Geschichten verraten ein überzartes, mimosenhaftes Naturell, aber voll Leben, Geist und Gefühl. Was dem Leser bei Mamroths Novellen vor allem ins Auge springt, ist der glänzende Dialog. Derselbe ist bei Mamroth eigentlich alles, denn die Scenerie ist eine kleine, wenn auch sehr bizarre; Personen giebt es gewöhnlich nur zwei, „er und sie", und die Handlung besteht eben meistens nur aus einer Scene, aus einem Dialog. Aber was für Köstlichkeiten strömen aus solchem Zwiegespräch! Die Helden sind gewöhnlich Menschen, die im Spiegel der Selbstironie ihr Ich als das Symbol des Nichtigen und Vergänglichen betrachten, bis sich ihre Betrachtungen in ein cynisches Lächeln oder ein geistreiches Spötteln entladen. Dabei sind es im Grunde herzensgute Leute, die keinem Mitmenschen ein Haar krümmen können. Doch Mamroth führt uns nicht allein blendende und originelle einaktige Lustspiele in Feuilletonform vor, er bietet uns auch einige längere Geschichten, von denen wir die „Seufzerbrücke" für die beste und ergreifendste halten.

In der Welt verloren. Roman nach den Aufzeichnungen eines Konsulatsbeamten von Fedor v. Zobeltitz. Zwei Bände. (Jena, Hermann Costenoble.) — Der Autor läßt in diesem neuesten Werke seiner Phantasie vielleicht etwas zu sehr die Zügel schießen, denn was er uns erzählt, ist eine tolle, abenteuerlich-groteske, so vielfach verschlungene Reihe von Begebenheiten, so daß wir den Verfasser bewundern müssen, weil er niemals den Faden verliert, sogar mit Geschmack und feinem Gefühl das Grelle und Bizarre der Handlung mildert. Wahrscheinlich ist unserer Meinung nach keineswegs dieser Roman; aber eins hat Zobeltitz erreicht: er versetzt den Leser in maßlose Spannung. Die gesunde, geläuterte Weltanschauung des Autors, seine reiche Menschenkenntnis tritt auch in diesem Buche wohlthuend hervor, ein echtes Gemüt sucht hier in die Tiefen des Lebens zu tauchen und mit der Fackel der Menschenliebe grauenhafte Abgründe zu erhellen. Daher findet sich auch ein strenger Leser mit den hier und da allzu derben Effekten des Romans leicht ab und genießt um so mehr dessen feinere und edlere Vorzüge.

* *
*

Im Anschluß an das Theaterunternehmen „Freie Bühne" erscheint bei S. Fischer in Berlin eine neue Zeitschrift gleichen Titels, redigiert von Otto Brahm. Die ersten Hefte derselben brachten an Abhandlungen unter anderem: Zum Beginn. — Graf Leo Tolstoi: Was ist Geld? — Ludwig Fulda: Moral und Kunst. — Emil Schiff: Die naturwissenschaftliche Phrase. — Hans Land: Klüfte. — Bernhard Mänicke: Moderne Musik. — Ferdinand Simon: Frauenstudium. — Harald Hansen: Skandinavische Briefe. — Fritz Heine: Neue Rechtswissenschaft. — Johannes Schlaf: Realistische Romane. — Ferner Berichte über Novitäten an Berliner Bühnen von Paul Schlenther und Otto Brahm. — Und endlich das Drama von Gerhart Hauptmann: Das Friedensfest, und den Roman von Emil Zola: Die Bestie im Menschen.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Auf der Baar.

Novelle
von
Wilhelm Jensen.

II.

Ein Keltengrab.



So war die künftige Tages-, Jahres- und Jahrzehntordnung auf dem Archäushof festgesetzt, ohne dem freien Bemessen der beiden Bewohner eine fesselnde Schranke zu ziehen, und Berchtold Morneweg benutzte den noch nicht weit vorgeschrittenen Morgen in gewohnter Weise zur Unternahme einer archäologischen Wanderung. Nur schlug er heute nicht, wie sonst täglich in letzter Zeit, den Weg nach Bräunlingen ein, sondern folgte der Gauchach, einem nördlicheren Nebenarme der Mauchach, am gewundenen Bette aufwärts, um etwa in der Entfernung von zwei Stunden ein schon zu häufigen Malen von ihm besuchtes anderes Überbleibsel der Vergangenheit in Betracht zu nehmen. Es war dies ein Gesteinhaufen auf einem waldüberdeckten Hügel, rätselhafter Art, doch nach der Vermutung des Doktors ein Gedächtnismal der ältesten Menschengeschichte auf der Baar, das Grab eines keltischen Häuptlings. Kein anderes befand sich daneben oder im Umkreis, so daß die Hypothese einer späteren suevischen Begräbnisstätte abzuweisen war, da die Germanen, wie vielfache Funde ergaben, ihre Toten stets in Reihengräbern beerdigt hatten. Auch an eine Römergruft konnte nicht gedacht werden; solcher Annahme widersprach alles noch mehr. Die Sache lag sehr im Dunkel, doch es trieb den Forscher heute besonders an, zu versuchen, ob sich nicht einige Klarheit für seine Meinung darüber gewinnen lasse.

Der Weg führte durch völlig einsame, häuserlose Gegend. Nur das Wasser der Gauchach gluckte und glitzerte in der Sonne, tausend bunte Frühlingsblumen begleiteten ihre Ränder, überall rollten sich die Knospen am Laubgezweig auf, und Vögel zwitscherten ihre Braut- oder Honigmondsvergänglichkeit darin aus. Es schien Berchtold Morneweg unwillkürlich, als sei das alles in seiner Jugend zu die-

ser Jahreszeit ebenso gewesen und kehre mit dem Ende des April stets in der nämlichen Weise wieder. Allein das war nur eine flüchtige Anwandlung des Gedächtnisses; die Gegenwart besaß keine Bedeutung für ihn, und dem Ziel seiner Wanderung entsprechend, lenkte er die Gedanken in alte, von Dunkel überhüllte Tage zurück.

Nun zeigte sich doch eine Ortschaft, aber so klein, nur aus so wenigen auseinander gestreuten Häusern bestehend, daß sie keinen eigenen Familiennamen führte, sondern sich mit der allgemeinen Benennung „Weiler“ begnügte. Zwischen Busch und Baumwerk ließ sich da und dort ein niedriges Dach sehen, dann ward die Landschaft aufs neue leer und einsam. Nur wo von linksher der Krähenbach in die Gauchach einmündete, lag dicht an den Waldesrand gedrückt noch ein kleines letztes Häuschen von der Bauart der übrigen Bauernbehausungen, doch zierlicher im Aussehen gehalten, offenbar nachträglich von dem Inhaber freundlicher und ansprechender verschönert. Ringsum an den Wänden hin waren Rankgesträuche angepflanzt und hatten das ganze Gebäude übersponnen, so daß nur die Fenster wie helle, klare Augen heraussahen; über der Eingangsthür wölbte sich eine Laube mit zwei Sitzbänkchen an den Seiten zusammen. Vor dem Hause fand sich ein schmaler, aber höchst sorgsam gehaltener und im Sommer fraglos äußerst anmutender Garten. Die Rosenstöcke drin trieben jetzt freilich erst mit leisen grünen Sprossen aus, doch auf Beeten sah man das kräftige Emporschießen von Narcissen, Türkenbund, weißen und Feuerlilien, und unter der Hauswand entlang standen in der Südsonne Krokus, Hyacinthen und Tulpen in vollster Blüte, von Bienen umsummt und von bunten Frühlingsschmetterlingen überflattert. Unfern hinter dem Haus erhob sich der Hügel mit der alten rätselhaften Gruftstätte; die Eichenwipfel um diese her nickten über das Rieddach herüber.

Der Weg führte hart an dem Gartenzaun vorbei, und Berchtold Morneweg faßte jetzt unerwartet an seinen Hut und lüftete denselben. Aber er war ein grauhaarter Herr aus der alten, aufmerksam-artigen Zeit, welche keine Höflichkeitspflicht, besonders Damen gegenüber versäumt. Und eine solche saß, in einem Buche lesend, unter dem Laubendach vor der Thür; der Schritt des Vorüberkommenden hatte ihr den Kopf gehoben, und ihre großen, graugesternten Augen richteten sich ihm entgegen.

Natürlich kannte er sie von Ansehen, und natürlich kannte sie ihn ebenfalls, wie die Bewohner jedes Hauses in weitstündigem Umkreis um den Archäushof, da sein Wandern ihn schon manchmal hier vorbeigebracht. Das indes hätte ihm nicht die Schuldigkeit einer Begrüßung auferlegt; aber seine Bekanntschaft mit ihr war eine persönliche, sogar sehr alte, bereits aus einer Zeit herstammend, als sie noch in ihrer Vaterstadt Villingen fast ein Kind gewesen. Dort hatte sie mit ihrer verwitweten Mutter gelebt, die während der kriegerischen Unruhen des Jahres 1796 verstorben, und etwa ein halbes Jahr nach dem Tode der letzteren war sie zu irgendwo entfernt wohnenden Verwandten fortgezogen, um nicht allein in dem einsam gewordenen großen Elternhause bleiben zu müssen. Doch nach einigen Jahren ertrug sie den Aufenthalt in der Fremde nicht länger, Heimweh faßte sie an, nicht nach der Stadt Villingen, aber nach der Baar, und zog sie zu dieser zurück. Auch in ihr war ein Zug nach Weltabgeschiedenheit und Naturstille, sie suchte einen Fleck, der beides vereinige, fand solchen im vollkommensten Maße in dem kleinen Häuschen am Krähenbach und kaufte dasselbe für sich an. Sie mußte von einer seltenen, wenn auch mehr sanft-lieblichen als auffälligen Schönheit gewesen sein, denn diese that sich noch, nur wenig von der Zeit angetastet, in ihren Zügen kund, obwohl die Berechnung ergab, daß sie bereits in ihr fünftes Lebensjahrzehnt eingetreten sein müsse; doch trotz dieser bevorzugenden leiblichen Mitgift und dem hinzukom-

men günstiger Vermögensverhältnisse war sie unverheiratet geblieben, führte noch ihren Mädchennamen Benigna Baldewin. Der Vorname entsprach zugleich ihrer Erscheinung und ihrer Wesensart; sie war gütig und wohlthätig, die Bewohner der kleinen Ortschaft Weiler verehrten sie wie eine Schutzpatronin oder hilfreiche Fee jedes Hauses. Allein sie hatte den Reiz der gesuchten Einsamkeit ohne andere Genossenschaft als die einer Magd doch wohl überschätzt, eine Befriedigung darin zu finden geglaubt, die sich ihr nicht ausreichend bot. Die Sommerzeit mochte ihr gebracht haben, was sie erhofft, aber der Schnee lag viele Monate lang auf dem Hochland um das Häuschen, ließ nicht hinausgelangen, nichts grünen und blühen, und die einförmig schleichenden Tage, besonders die langen Abende ließen sich nicht einzig mit den Bücherschätzen des Zimmers ausfüllen. Es war zu einsam darin, und als der erste Winter vergangen, suchte Benigna nach einer Haus- und Lebensgefährtin für sich, zugleich auch nach einem Gegenstande, der sorgliche Thätigkeit erheischte, und fand dies durch Vermittlung ihrer entfernt lebenden Verwandten in einem kleinen, etwa ein Jahr alten Waisenmädchen, das sie ganz an Kindesstatt zu sich nahm. Der Pflege und dem Gedeihen des niedlichen Geschöpfes gab sie sich fortan mit unermüdlicher Sorgfalt und Opferwilligkeit hin; sie trug einen mütterlichen Zug ihres Geschlechtes in sich, der dem hilflosen Ding Liebe entgegenbrachte und solche von ihm für sich begehrte. So war beiden in der Lebensungunst ihrer Verlassenheit gleichmäßig geholfen, sie schlossen sich aufs innigste aneinander und senkten die Wurzeln eines friedlichen Glückes in den weltabgeschiedenen Erdenfleck hinein. Das stille Häuschen blieb nicht mehr so lautlos, die helle Stimme der kleinen Magdala klang darin und rief: „Mama", denn ihre Wohlthäterin wollte nicht, daß ihr Schützling das traurige Gefühl der Mutterlosigkeit haben sollte und ließ sich so von ihr benennen. In der Stadt wäre das nicht passend, überhaupt eine Aufrechterhaltung solcher Täuschung nicht durchführbar gewesen, aber hier war niemand, der sich darum bekümmerte, der Kleinen ihre schöne Heimatssicherung beeinträchtigen konnte. So unglaublich still war's in dem heimlichen Winkel am leis vorüberziehenden schmalen Bach, und so zogen die Jahre. Sie brachten durch das Aufwachsen des Kindes Lust und Wetteifer zur Verschönerung des einfachen Häuschens und des Gartens mit sich; Blumen wuchsen auf, und das grüne Gerank fing an, die Wände zu umspinnen. Dann kam die Zeit, daß auch das fröhliche Naturwachstum im Kopfe des Mädchens etwas nach der Schnur geregelt, auf abgeteilte Beete überpflanzt werden mußte, und ihre junge „Mama" übernahm auch diese Aufgabe. Sie that's nicht nur freudig, sondern ebenso mit voll ausreichender Befähigung dazu; kein Schulkind in der Stadt lernte so spielend leicht, so rasch und sicher, zu lesen und zu schreiben und, wie die Jahre fortschritten, gar manches, von dem andere Mädchen aus sogenannten gebildeten Häusern ihr Leben hindurch ohne eine Ahnung verblieben. Benigna hatte selbst vortrefflichen Unterricht genossen, doch mehr noch sich mit gereiftem Verständnis aus ihren guten Büchern hinzugethan und in der Einsamkeit mit eigenem Denken bereichert und durchdrungen. Sie war die beste Lehrmeisterin, die keiner Strenge, nur der Zärtlichkeit bedurfte, um ihre Schülerin zu leiten und anzuspornen; ein Kuß von ihr bildete der letzteren begehrteste und schönste Belohnung. Auch im Französischen unterrichtete sie Magdala, und dafür wohnte dieser eine besondere, fast merkwürdige Begabung inne. Schon als kleines Ding wußte sie die ihr einmal vorgesagten Worte mit richtigster Aussprache und Accentfärbung nachzuplappern und bald selbständig zu Sätzen zu verbinden. In diesen Lehrstunden benannte Benigna sie „Madeleine", und daher war's entsprungen, daß die erstere den fremdsprachlichen Namen ganz für sie beibehalten hatte.

Er klang allerdings etwas sonderbar in dem deutschen Hause auf der Baar, allein wiederum in „gebildeten Häusern“ hörte man oftmals seiner Art verwandte; es lag so im Ton der Zeit.

Manche Jahre waren vergangen, ohne in dem Bewohner des Archäushofes und der Bewohnerin des Häuschens am Krähenbach eine Ahnung zu wecken, daß sie, wenn auch in anderthalbstündiger Entfernung, Nachbarn seien. Dann hatten sie sich, als der Weg eines Tages Berchtold Morneweg vorübergeführt, zum erstenmal gewahrt und auch sogleich erkannt, obwohl fast zehn Jahre vergangen sein mochten, seitdem sie sich zuletzt gesehen. Wie es bei so unvermutetem Anblick wohl zu geschehen pflegt, sahen sie sich stutzend aus einiger Weite stumm an und wußten, wie es schien, gegenseitig nicht, ob sie sich begrüßen sollten. Aber dann griff der Doktor instinktiv an seinen Hut; es war doch selbstverständliche Höflichkeitsschuldigkeit, da er die Dame als junges Mädchen häufig gesehen und mit ihr gesprochen. So lüftete er den Hut und wanderte rasch vorbei.

Damals hatte er das mutmaßliche Keltengrab noch nicht ausfindig gemacht und besaß keinen Anlaß, diese Wegrichtung wieder einzuschlagen. Wohl zwei oder drei Jahre lang kam er nicht mehr hierher, bis er einmal eine Nachricht von dem Vorhandensein eines alten Steinhaufens auf dem Eichenhügel am Krähenbach erhielt. Das trieb ihn, dort eine Beaugenscheinigung anzustellen, und dabei traf er auf einer blumigen Felsmatte am Fuß der Anhöhe ein etwa zwölfjähriges, städtisch, doch einfach-hübsch gekleidetes Mädchen mit eigentümlich goldrötlichem wie krokusfarbigem Haar und dunklen, aber braungoldig schimmernden Augen an, das ein Buch auf den Knien liegen hatte, doch nicht darin las, sondern an dem einsamen Platz nach den weißen Sommerwolken am Himmel schauend, saß. Sie blickte dem Vorüberkommenden entgegen, und er rückte gewohnheitsmäßig ein wenig an seinem Hut und ging weiter. Allein nach wenigen Schritten hielt er den Fuß, wandte sich um und fragte, sie anblickend: „Kannst du mir vielleicht sagen, wo die alten Steine da droben liegen mögen?“

Sie nickte, sprang hurtig auf und antwortete: „Die kenne ich gut; wenn Sie die suchen, will ich Sie hinführen, Herr Doktor.“

Die letzte Anrede verwunderte ihn, daß er versetzte: „Woher weißt du denn, wer ich bin?“

Das Mädchen erwiderte: „Sie gingen schon früher einmal, es ist lange her, an unserem Garten vorüber, da hat die Mama es mir gesagt.“

„Und wie heißt du denn?“ fragte er.

„Magdala, aber die Mama nennt mich Madeleine.“

„So, so, nun das ist, wie man den Namen in Frankreich spricht.“

Sie stieg merkwürdig scheulos, fast wie altvertraut neben ihm den Hügel hinan, so daß er unwillkürlich eine Bemerkung darüber machte, ob sein grauer Bart ihr keine Furcht eingeflößt habe. Doch sie schüttelte den Kopf, blickte ihn zutraulich an und entgegnete:

„Nein, gar nicht; warum sollte er das thun? Die Mama sagt, Sie sind sehr gut.“

Seit dem Tage hatte sich zwischen Berchtold Morneweg und Magdala Baldewin ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Er sah sie nicht oft, aber wenn er an dem Hause vorübergelangte, kam sie ihm meistens entgegen oder lief ihm nach und begleitete ihn zu dem Hügel hinauf. Es schien, daß er seinen Schritt vor dem Garten etwas verlangsame, damit sie Zeit habe, ihn draußen zu bemerken; ihre Pflegemutter gewahrte er selten, aber wenn einmal, so begrüßten sie sich nur in bräuchlicher Weise aus der Entfernung; eine Anrede tauschten sie nie miteinander aus. Doch sichtlich hielt sie Madeleine nicht ab, sich ihm anzuschließen, sondern war damit einverstanden und machte die letztere, wenn diese es nicht selbst wahrnahm, darauf aufmerksam, daß er des Wegs daherkomme.

Nun waren auch über jene erste Begegnung zwischen ihm und dem Mädchen wieder fünf Sommer und Winter hingegangen und er seit dem letzten Herbst nicht mehr hierhergelangt. Und wie er jetzt an dem Garten entlangschritt, gewahrte er nichts von ihr, sie kam heut nicht auf ihn zu. Statt dessen saß ihre Hausgenossin unter dem Laubendach vor dem Thüreingang, und er lüftete nach gewohnter Art höflich vor ihr seinen Hut. Sie erwiderte den Gruß, erwartete offenbar sein übliches Vorbeiwandern. Doch nun zögerte er, mit suchenden Augen umblickend, blieb sogar stehen und sah die Sitzende nochmals an. Er machte den Eindruck, etwas sprechen zu wollen, aber daß es ihm schwer falle, von dem seit langen Jahren Herkömmlichen abzuweichen. Merkbar mußte seine Zunge erst eine Ungelenkigkeit überwinden, dann indes fragte er über die Gartenpforte hinüber: „Magdala befindet sich doch nicht unwohl?"

Es war zum erstenmal, daß hier ein derartiger Laut von seinem Munde klang und hatte etwas so Überraschendes, daß die Angesprochene unwillkürlich schreckhaft zusammenfuhr. Doch sie beherrschte ihre sichtlich durch das Unerwartete hervorgerufene Nervenerregung und folgte dem Gebot der Schicklichkeit, nicht von ihrem Sitz aus Antwort auf die Frage zu geben, sondern aufstehend trat sie gegen die Gartenthür hinan. Allerdings langsam; etwas unschlüssig Zögerndes lag in ihrer Bewegung. Wie Benigna Baldewin sich erhob, bot sie eine schlanke, höchst anmutreiche und noch an jugendliche Weichheit erinnernde Gestalt; nur beim Näherkommen zeigte sich das dunkle, an den Schläfen herabfallende und sich dann nach hinten umschlagende Haar schon von zahlreichen silbernen Fäden durchzogen, die vielleicht darauf aufmerksam machten, daß etwas sonst vom Blick kaum wahrgenommen Schmerzliches in dem Gesicht liege. Es prägte sich nicht in den Zügen aus, sondern verbarg sich eher; ein Gram, der sich früher wohl deutlicher kundgegeben, aber durch langes Verschweigen und von der stillen Hand der Zeit in seinen äußeren Merkmalen fast ausgeebnet worden sein mochte. Nur die frühzeitig das Haar grau durchädernden Striche ließen nach einer Ursache dafür suchen und dann auch einen verschwiegenen Leidenszug in dem mild-schönen, blassen Antlitz finden. So trat Benigna Baldewin heran; langjährige Gewöhnung, nur mehr mit der Natur und den einfachen Landleuten des kleinen Weilers zu verkehren, schien ihr Benehmen dem einem höheren Stande angehörigen Manne gegenüber zu einer halben Befangenheit entfremdet zu haben, denn ihre Augen gingen seitwärts an dem Gesicht Berchtold Morneweys vorbei. Doch ihr feingeschnittener Mund erwiderte jetzt auf seine Frage: „Nein, unwohl ist Madeleine nicht, aber, wie in letzterer Zeit meistens, nicht im Hause, ich weiß nicht wohin."

„So, so, nun da bitte ich, ihr einen Gruß von mir auszurichten," antwortete der Doktor, und er faßte wieder an seinen Hut, um sich zu verabschieden.

Doch sein Fuß hob sich nicht, sondern er blieb noch auf dem Fleck stehen, ohne etwas Weiteres zu sprechen. Das gleiche that auch Benigna; sie sahen sich nicht an und wußten nicht, worüber sie hätten reden sollen. Aber er war ein alter Herr und sie eine auch schon grau überflogene Dame aus der vorkaiserlichen Zeit, der Zeit, die noch in altmodisch gewordener ceremoniöser Höflichkeit erzogen, und die beiden unerwartet sich dicht gegenüber Geratenen standen und fanden nicht Art und Wort, nach der kurzen Wechselrede sogleich wieder auseinander zu kommen. Doch die Stille des beiderseitigen Schweigens hatte etwas Peinliches, ließ merkbar den Blick Morneweys nach einem Gegenstande umhersuchen, um noch einige Worte daranknüpfen zu können, und er sagte mit einer gewissen Hastigkeit, über den Gartenhag deutend: „Eine Adonisblüte — mich bedeucht, soweit das Gleichnis einer Blume zutreffen kann, bietet sie einige Ähnlichkeit mit der Magdala."

Die Augen Benignas wendeten sich ebenfalls in dieselbe Richtung, und sie gab zurück:

„Leider zu sehr, denn so freudig der Kelch aussieht, blickt doch etwas Schwermütiges aus seinem Grunde auf. Das liegt seit dem Winter auch im Gesicht Madeleines, obwohl es ebenso gesund blüht, und macht mir Sorge. Denn das zieht sie von mir, daß sie draußen die Einsamkeit sucht."

„So, so, deshalb ist sie nicht hier —"

Berchtold Morneweg war unverkennbar in seiner Abgeschiedenheit durch bald zwei Jahrzehnte ebensosehr dem Verkehr mit einer Dame entfremdet worden; er stand nach der kurzen Entgegnung abermals stumm und wußte nichts hinzuzufügen. Es war wiederum die nämliche peinliche Stille wie eben zuvor, die etwas von Atemlosigkeit an sich hatte; aber nun besann er sich, daß ihm als dem Herrn doch wohl die Pflicht obliege, der Dame über solche Konversationspause hinwegzuhelfen, und er sagte:

„Wir haben lange nicht miteinander gesprochen."

„Nein, lange nicht."

Als leise Erwiderung, beinahe nur wie ein Echo seiner Worte kam es ihm zurück. Zugleich indes, wie es schien, ging ihm erst jetzt ein rechtes Verständnis der vorhin über die Abwesenheit Magdalas erteilten Auskunft auf, denn er äußerte nun rasch:

„Oh, oh, nicht freudig ist sie? Das soll die Jugend sein — da müßte man sie nicht in der Einsamkeit belassen. Ich will gehen und sie aufsuchen — weißt — ich meine —"

Der Sprechende brach ab, als ob er wieder nicht recht gewußt, was er zu sagen beabsichtigt habe. Wie fragend sah er der jenseit des schmalen Zauns vor ihm Stehenden ins Gesicht, und sie wandte ihm gleichfalls den Blick entgegen. So schauten sie sich zum erstenmal an, doch nur in einem sich Vorbeigehen der Augen; dann fuhr Berchtold Morneweg fort:

„Ich meine, ob Sie wissen, wo Magdala sich befinden mag. Ich wollte zu dem Keltengrab — vielleicht ist sie dort. Aber ich besorge — da sie allein zu sein sucht — sie könnte sich verbergen, wenn sie mein Kommen gewahrt. Wäre es — wäre es unbescheiden, daß ich Sie bäte, mich dorthin zu begleiten — vier Augen sehen besser als zwei — damit wir zusammen nach ihr Umschau halten."

An sich war solche ausgiebigere Befähigung von vier Augen nicht zu bestreiten, doch für den vorliegenden Fall erschien sie eigentlich wenig erforderlich, und das Ansinnen des Sprechers entzog sich der Gefühlserweckung eines von ihm begründeten wirklichen logischen Zusammenhangs. Dies drückte sich auch in der Miene Benignas aus und ebenso in einem paar ihr abgebrochen von den Lippen kommenden Worten: „Ich soll — mit — mit Ihnen —?" Ihren Körper überlief's dabei mit einem leichten Zusammenschauern; es ging trotz der Frühlingssonnenwärme doch noch ein Anhauch von kühlen Schatten durch die Luft. Einen Augenblick lag wieder die schon einigemal eingetretene Lautlosigkeit zwischen den beiden, dann fügte die im Garten Stehende ihrer unbestimmten Erwiderung nach: „Wenn Sie es wünschen und für gut halten — nur — es ist doch noch kühl und ich bin etwas leicht gekleidet; ich will einen Shawl für den Gang nehmen."

Sie ging, sich schnell abwendend, ins Haus, allein es verrann ziemlich geraume Zeit, bis sie zurückkehrte; sie hatte wohl lange nach dem wärmenden Umschlagetuch suchen gemußt. Auch einen ländlichen Strohhut trug sie jetzt, dessen breiter Rand ihr Gesicht tief überschattete, dasselbe bei leichter Vorneigung des Kopfes fast gänzlich verdeckte. Nun schritten sie nebeneinander auf dem Weg davon, beide ohne zu sprechen; was erforderlich gewesen, hatten sie ja geredet. Über buntblumige Matten ging's, wo farbig leuchtende Schmetterlinge sich auf den Kelchen wiegten und in die Höhe flatterten, wenn die Schatten der Vorüberkommenden sie

mit ihrem wesenlos anfröstelnden Nichts berührten. Weiter den Hügel hinan, erst durch ausgrünenden Laubbusch, danach folgten alte, hohe Bäume, zwischen deren Stämmen von der Spitze der kleinen Kuppe der graue Gesteinhaufen herabschimmerte. Doch von einem Mädchenkleide war um ihn her nichts zu gewahren; der Doktor sagte, hinantretend: „Sie ist nicht hier," und seine Begleiterin wiederholte, mit den Augen umschweifend, mechanisch: „Nein, sie ist nicht hier."

Kurz stand Berchtold Morneweg schweigsam vor sich hinblickend, dann äußerte er mit dem Kopf nickend: „Ja, ein Grab aus alten Tagen." Er sah auf und fügte hinzu: „Das Heraufsteigen wird Sie ermüdet haben — ich bin Ihnen dankbar für Ihre Begleitung — wollen Sie sich nicht setzen, um ein wenig auszuruhen?"

Benigna Baldewin kam stumm der Aufforderung nach und ließ sich auf einen der Steine nieder. Die Eichenwipfel standen noch reglos winterlich kahl, aber die breiten Stämme hinderten doch den Zutritt der Sonne, und aus einer dunklen Höhlung zwischen dem Geblöck der alten Gruftstatt kam es mit frostigem Hauch herauf, daß die Sitzende vorgebückten Kopfes ihren Shawl fester um die Brust zusammenzog.

Römische Briefe.

Alwig Morneweg war zunächst keine nähere Verbindung mit dem ihn etwas verrunzelt anblickenden Matronengesicht der Archäologie eingegangen, sondern hatte sein angeknüpftes Verhältnis mit der Diana Abnoba weiter auszubilden versucht und die Tage hindurch in Wald und Heide, zwischen Fels, Matten und Wassergemurmel umherstreifend, ihren Spuren nachgetrachtet. Ihr Bruder begleitete ihn dabei, fröhlichen Lachens seine goldenen Strahlenpfeile auf ihn herunterschnellend, und heitere Stimmen im Gezweig verkündeten überall, daß man sich allgemein zu einem großen Frühlingskultusdienst der Schutzherrin des Schwarzwaldes bereite. Die jagdfrohe Haingöttin selbst freilich kam dem jungen Durchschweifer ihres Gebietes nicht zu Gesicht, aber das betrachtete er vorderhand auch nicht als Notwendigkeit. Vom grünen Diplomatentisch des Wiener Kongresses scholl kein Klang bis hierher in die Stille, und von der Ziehung eines Lebenslotterieloses aus Fleisch und Blut redeten die windflimmernden Grashalme und die hell sich aufrollenden Blättchen keine Silbe. Der Mangel der einengenden Uniform erzeugte auch körperlich ein angenehmes Gefühl, die Brust atmete entschieden freier so, und das Wandern, Steigen und Klettern fiel leichter. Dies alles zusammen verursachte mutmaßlich, daß der Heimkehrende eine Empfindung in sich trug, ja bisweilen von dieser geradezu nach Hause getrieben wurde, die er seit einigen Monaten nicht mehr gekannt hatte, die aber ihren Ausdruck darin fand, daß er sich sogleich an den von der alten Euphrosyne gedeckten Tisch setzte und den Inhalt der von ihr aufgetragenen Schüsseln meistens bis auf nicht eben stark mehr in Betracht Fallendes verschwinden ließ. Das enthielt immerhin eine, wenn auch nur schweigsame Anerkennung der kochkünstlerischen Zubereitung der Gerichte und beeinflußte die Urheberin derselben etwas zu einer Milderung ihrer Anschauungen über „den nicht wieder erkennbaren Buben".

Alwig Morneweg aber war — immer bis vor wenigen Monaten — von Kindheit auf an eine ständig-geregelte und sogar recht strenge Tagesthätigkeit gewöhnt gewesen, und das ausgestreckt auf dem Boden Liegen, sich Sonnen, nach den Wolken Gaffen, Grashalme Zählen, dazwischen krabbelnde Insekten Betrachten und nichts Denken oder die kommenden Gedanken Wegscheuchen — das alles entsprach trotz seiner Mannigfaltigkeit auf die Dauer doch nicht den einmal von der Ammenmilch großgezogenen Bedürfnissen des jungen Offiziers a. D. Wie sich schon zuvor leiblicher Appetit bei ihm eingestellt hatte, so bekam er geistigen Hunger, der ihm im Kopf zu knurren und nach

Befriedigung zu suchen anfing. Er besaß von jeher ein lebhaftes Interesse für alle Gegenstände der Natur, doch zoologische, ornithologische, entomologische und botanische Bücher enthielt die Bibliothek des Archäushofes nicht, auch von nicht-römischer Dichtung befand sich nichts darin, und um die historisch-archäologischen Werke, die der Onkel ihm nach seiner Verheißung auf den Tisch legte, bog er mit einem etwas mißtrauischen Seitenblick herum. Doch da nach altem Wort Not die Gottlosen beten und den Teufel sogar Fliegen fressen lehrt, so griff auch Alwig eines Tages nach der einzigen sich ihm darbietenden litterarischen Kost und hub vorsichtig an, davon zu probieren. Schmackhaft war sie allerdings nicht besonders; in der Aufzählung aller möglichen Altertumsfunde aller weit und breit bekannt gewordenen Fundstätten Süddeutschlands hatte sie einige Ähnlichkeit mit einem Regenwürmerragout, dem als Gewürzzuthat kleine tintebestrichene Scheibchen beigesellt waren. Die letzteren traten in der Gestalt zwischen die Seiten eingelegter, mit Excerpten und Anmerkungen Berchtold Morneweg versehener Blätter auf, und sein Neffe schüttelte sich gleichmäßig bei dem Hauptgericht wie beim Genuß der Beilagen. An einer Stelle des Buches indes befand sich eine solche von größerem, aus mehreren Blättern bestehendem Umfang, welche durch ihre Menu-Angabe seine eigentlich vollständig gesättigten Augen noch einmal auf sich zog. Es schien ein erst vor kurzem hergestelltes Gebäck zu sein, denn die Tinte machte noch einen sehr frischen Eindruck, und zwar eine Art Dessertkonfekt, nicht zur Ernährung und Kräftigung wichtiger archäologischer Organe, sondern zu einem spielenden Geknabber am Nachtisch zubereitet. Wenigstens besagte unter der Überschrift auf dem ersten Blatt: „Vorstellung einer Korrespondenz zwischen Brigobannæ und Aræ Flaviæ“ eine Klammereinschaltung des Doktors: „Dies enthält freilich nugas der Phantasie, die sich nicht auf einer wirklichen Auffindung begründen. Allein es ist dennoch vielleicht nicht ganz ohne nützlichen Ertrag, sich einmal in einer müßigen Stunde solch ein Bild zu gestalten, wie ungefähr vor mehr denn anderthalb Jahrtausenden im Decumatenlande ein brieflicher Austausch zweier Römerinnen stattgefunden und was er umschlossen haben mag. Er sollte zwar in lateinischer Sprache zur Wiedergabe gelangen, indes es besitzt auch einen gewissen Anreiz, den Versuch zu machen, unser heutiges Deutsch einigermaßen dem knappen Ausdruck der römischen Schriftweise anzupassen. Angehörige des weiblichen Geschlechtes habe ich als die Briefsteller erwählt, weil sie einesteils hinreichender über die Zeit, wohl auch die Neigung zum Schreiben verfügten und anderenteils aus ihren Mitteilungen unzweifelhaft mehr als bei Männern eine ausführlichere Darstellung der sie im fremden Lande umgebenden Verhältnisse, ihrer Empfindungen darüber und ihres täglichen Treibens hervorging.“

Alwig sah auf das Blatt nieder — das war ein unerwarteter Zwischengang der Regenwürmermahlzeit, und er begann zu lesen:

„Eudora Servilia, Tochter des Tribunus militum der XI. Legion, Lucius Sicinius Corbulo zu Aræ Flaviæ an Cynthia Valeria, Gattin des ersten Centurio der III. Kohorte der XI. Legion im castrum Brigobannæ, Marcus Severus Avienus.

Ad aras Flavias IV Calendas Apriles, Anno CCCXX nach der Schlacht bei Pharsalus, im zweiten Jahre des Cäsar Aug. Aurelianus. Eudora Valeriä, animæ suæ. Gruß dir, meine Valeritta. Der Tribunus minor Aufidius Pertinax geht auf Befehl des Legaten morgen mit einer Reiterturma unserer Kohorte über das Gebirge der Diana Abnoba nach Tarodunum. Er schlägt die Heerstraße über Brigobannä ein und wird bei euch Nachtrast halten. So kann ich dir durch seine Besorgung eine Nachricht von mir zukommen lassen.

Wie lang ist es schon her, daß wir zu-

sammen auf dem Schiffe über den Lacus Brigantinus fuhren und uns zu Constantia trennten. Ich schlug mit meinem Vater den Weg nach Brugodurum ein, und über das weiße Gebirge kamen wir hier herab in das Thal des Nicer. Dich sah ich mit deinem Neuvermählten den sonderbaren Berggipfeln entgegenziehen, die wir schon miteinander vom Wasser aus in der Weite gegen Abend gewahrt hatten. Erinnerst du dich, wir sagten, sie sähen aus, wie wir uns die Pyramiden von fern vorstellten.

Damals kamen wir von der Stadt und hatten noch vor einem halben Jahr bei dem buckligen Manilius die Verse aus Virgils Bucolica auswendig lernen müssen. Kaum zu glauben, bedünkte es uns. Wie lachten wir, wenn er zur heißen Sommerzeit mit seinem Sagummantel, wie die Soldaten ihn im Winter tragen, in die Schulstube hereingeschlürft kam und sein Rückenhöcker spitz darunter heraufstach. Er war zu komisch mit dem Pileus dabei auf dem kahlen Kopf, und wenn er mit seiner Fistelstimme zu deklamieren und das Landleben zu preisen anfing. Und wie er die Augen verdrehte, als ich ihm einmal sagte, Virgil wäre so langweilig wie altgebackenes Weizenbrot. Hätte er gewußt, daß wir im geheimen mit Clytia zusammen aus der Bibliothek ihres Vaters uns die Metamorphosen des Ovid vorlasen, ich glaube, da hätten wir von ihm wie die Knaben mit der Weidengerte Schläge auf die Finger bekommen.

Wie froh ich damals war, daß mein Vater als Tribunus militum nach Germanien versetzt ward und mich mit sich nahm, habe ich dir nicht recht gesagt. Doch zum Lachen war es mir trotzdem gar nicht zu Mut. Ich freute mich nur, aus Rom fortzukommen, wohin, blieb mir ganz gleichgültig. Dich aber sah ich während unserer gemeinsamen Reise immer so zärtlich mit deinem jungen Gatten, daß es mir vorkam, du würdest für nichts anderes Gehör und Teilnahme haben. Sonst hätte ich dir mein Herz ausgeschüttet, in dem es aussah wie in unserem kleinen Garten auf dem Aventinus, wenn es acht Tage immerfort geregnet hatte und alle Rosenblätter abgefallen, naß und verkrümmt auf der Erde lagen. Besonders noch, weil ich täglich ansehen und hören mußte, wie glücklich du warst und Verse vom Tibull vor dich hin summtest.

Da habe ich den Namen hingeschrieben, freilich nur den gleichen Klang, denn der, den ich meine, ist nicht Albius Tibullus. Aber wie es diesem mit seiner Delia erging, die ihm um eines reichen Patriciers willen ungetreu wurde, so geschah es mir von dem, der den nämlichen Namen wie er führt. Warum sollte ich dir's jetzt nicht mitteilen, zumal da ich es nicht zu sagen, sondern nur zu schreiben brauche; das Rohr thut's ja leichter als der Mund. Und wenn man keinen Schmerz mehr dabei fühlt, fällt's auch nicht mehr schwer. Ich hatte gehofft, mit Marcus Valerius Tibullus — du kennst ihn ja — ebenso nach Aræ Flaviæ zu kommen, wie du mit deinem Avienus nach Brigobannä. Aber die Livia Bulbilla — die Fuchshaarige — war eine Tochter des Ädilen und kaufte sich mit den Talenten ihres Vaters den Pfeil des Cupido, daß er ihn M. T. in die Brust — ich meine, in den Kopf — schieße. Heute bin ich so vernünftig, einzusehen, wie dankbar ich ihr dafür sein muß. Glaubst du aber nicht auch, Valeria, daß wir Frauen trotz aller Bosheiten vom Martial und Juvenal doch uneigennütziger sind als die Männer? Es mag ja wohl auch einmal vorkommen, daß ein Mädchen den Schlechteren vorzieht, weil er reicher ist, wie im vorigen Jahr die Statilia an der Ecke der Via lata. Doch wenn ein Mann solche üble Erfahrung macht, dünkt mich, ist das ein Unglücksfall, an dem er selbst die meiste Schuld trägt. Denn er muß derjenigen, die er liebt, doch in den Augen lesen können, ob sie ein echter Golddenar oder nur ein von Falschmünzern für die Einfältigen in den Provinzen nachgemachter ist.

Von meinem Leben hier kann ich dir

nicht gerade viel erzählen. Eigentlich ist jeder Tag wie der andere. Ich spinne und webe fleißig warme Wollenkleider für meinen Vater und meine Brüder, denn die thun hier zu aller Jahreszeit sehr not. Zum Malen komme ich gar nicht mehr, weil mir ein Lehrer fehlt, und Dichtwerke giebt es auch so wenig als Vorleser. Überhaupt nichts, kein Theater, keinen Cirkus, keine Bildsäulen, Hallengänge, Bäder, Kaufläden, Gesellschaften, Sänger und Musiker, Sänftenträger; wenn man irgend wohin will, muß man auf sehr schlechten Wegen zu Fuß gehen. Statt dessen liegt überall noch Schnee, jetzt wo wir dicht vor dem Monat April stehen. Nur der Nicer erinnert mich gegenwärtig, da er hochangeschwollen ist, mit seiner schmutzig gelben Farbe etwas an den Tiber, wenn er vom Schneeschmelzen im Gebirge recht häßlich aussieht. Aber nichts Grünes, keine Cypressen, Pinien, immergrüne Eichen, von Cedern, Lorbeeren und Myrten gar nicht zu reden. Vor ein paar Jahren hat der Legat für seinen Garten Kirschbäume und kleine Pfirsich- und Aprikosensetzlinge mitgebracht. Ein bißchen kümmerlich geblüht haben sie freilich im vorigen Sommer, doch keiner Früchte getragen. Mein Vater zeigte mir neulich die Richtung, wohin Brigobannä liegt. Er sagte, es sei dort viel höher als bei uns und müsse deshalb auch noch viel kälter und windiger sein. Da bedaure ich dich wirklich von Herzen. Germanien ist doch ein sehr trauriges Land. Ich wollte, daß ich jetzt mit meinem vernünftig gewordenen Sinn wieder in der Stadt wäre. Denn nun weiß ich mich besser zu hüten. Ich gebe dir mein Wort, du wirst mich, wenn ich eine grauhaarige Matrone bin, noch als Jungfer finden, so verabscheue ich alle Männer. Wäre es nur nicht so weit bis zu dir, da besuchte ich dich einmal. So gern spräche ich einmal wieder vertraulich mit dir, die Mädchen und jungen Frauen hier sind alle langweilig und dumm. Bei uns wird viel davon geredet, daß die Markomannen und Sueven immer unruhiger werden und von Mitternacht her gegen unseren Grenzwall herandrängen. Es sollen schon mehrere Kämpfe mit ihnen stattgefunden haben. Eigentlich möchte ich, daß sie siegten und hierher kämen. Das wäre doch einmal eine Abwechselung, und vielleicht hülfe es mir, wieder nach Rom zurückzukommen.

Sobald eine Gelegenheit ist, antworte mir auf diesen Brief, meine Valeritta, denn ich sehne mich sehr danach, Gutes von dir zu hören. Am liebsten freilich aus deinem hübschen Munde, der gewiß immer ganz rot blüht, ich brauche nicht zu sagen, wovon. Du Glückliche! Meine Lippen sind hier ganz blaß geworden. Ich glaube, wenn du mich zu dir einladen würdest, fände sich vielleicht in diesem Sommer eine Fahrgelegenheit, die mein Vater mir zu benutzen erlaubte. Nur bei dem Gedanken, daß es in Brigobannä noch kälter als hier ist, schaudert's mich, daß ich eine Gänsehaut bekomme. Seit fünfzehn Tagen schon sitze ich zumeist im Badezimmer, weil dort geheizt wird. Mich dünkt, wenn es Frühling sein sollte, friert man in diesem Lande am stärksten.

Meine Lampe will ausgehen, das Öl ist hier so dickflüssig und schlecht. Mir fällt gerade ein, ist der junge Prätorianer — ich glaube, er hieß Tullus Appianus — noch bei euch, der damals mit uns von Brigantium nach Constantia über den See fuhr und im Decumatenland schneller aufzurücken hoffte? Mein Vater meinte, er würde es auch bald zu etwas bringen, da er von guter Familie sei und ihm wie selten einer zum Soldaten geboren scheine. Gewiß würde es meinen Vater freuen, zu erfahren, wie es ihm ergeht. Er hat mir aufgetragen, wenn ich an dich schriebe, dich danach zu befragen, aber ich hätte es beinahe vergessen.

Also ich hoffe, bald etwas von dir zu lesen, anima mea. Der Sklave des Tribunus minor will den Brief holen, weil sie morgen mit Sonnenaufgang abmar-

schieren, und ich muß noch den Faden um die Blätter legen und meine Siegelerde suchen. Vale faveque!“

* *
*

Alwig Morneweg hatte den Brief der Eudora Servilia gelesen, hob den Kopf und sah mit einem ungewissen, eigentlich nicht gerade geistvollen Ausdruck vor sich hinaus. Das war in der That ein absonderlicher Zwischengang der alten Steingerichte in der ihm aufgedeckten archäologischen Mahlzeit. Er hatte sich so damit beschäftigt, daß er zunächst nicht recht wußte oder nicht darüber dachte, was er denn genossen habe, einen ins Deutsche übersetzten wirklichen alten Brief aus der Zeit des Decumatenlandes oder die erdichtete Vorgabe eines solchen. Was ihm durch den Kopf ging, war, daß ihn das Schriftstück sehr gegenwärtig anmutete, daß indes die Tochter des Tribunus militum in Aræ Flaviæ allerdings unter den bewandten Umständen an eine nach Brigobannä verschlagene Schulfreundin wohl nicht anders geschrieben haben werde; denn wie die Kultur zu Rom im dritten Jahrhundert derjenigen einer jetzigen Großstadt höchst ähnlich gewesen, so hatte sich fraglos auch die Natur eines römischen Mädchens der Zeit nicht erheblich von der eines heute lebenden unterschieden. Alwig nickte jetzt einmal mit der Stirn und äußerte halblaut: „Man kann ihr manches nicht übel nehmen, und sie versteht sich darauf, ihre Ansichten zu verfechten; überhaupt scheint sie mir ein kleiner Schlaukopf gewesen zu sein. Ich bin doch neugierig, was die Valeritta in dieser Beziehung über ihre ehemalige Mitleserin der Metamorphosen gedacht hat.“ Und mit sichtlichem Interesse ließ Alwig Morneweg den Blick auf das folgende Blatt niedergehen und las weiter:

„Cynthia Valeria zu Brigobannä an Eudora Servilia zu Aræ Flaviæ.

Im castrum Brigobannæ Nonæ Majæ Anno CCCXX nach Pharsalus, II Cæs. Aurel. Valeria Eudoræ.

Gruß dir, deliciæ meæ, meine Venus! Der Tribunus minor Aufidius Pertinax hat mir die hohe Ehre erwiesen, mir deinen Brief selbst zu überbringen und als Gast an unserer Mahlzeit teilzunehmen. Er aß, als ob er seit den letzten Kalenden dafür gehungert hätte, und mich wunderte, daß er schließlich nicht noch die leeren Schüsseln anbiß. Freilich Pfauenbraten, Seebarben und Austern aus Tarent habe ich ihm nicht vorsetzen können, auch nicht Feigen, Datteln und Wein von Chios. Aber wir hatten einen Bären der Diana Abnoba, den sie meinem Marcus gerade am Tage vorher vor den Speer getrieben, und Bier, das wir hier nach der hispanischen Art selbst brauen. Damit spülte der Tribun erst das Fleisch und dann die Knochen hinunter.

Ich war sehr glücklich, einmal von dir wieder etwas in der Hand zu halten, mea lux, wenn auch nur ein Papyrusblatt. Nun geht ein Viator, der von Tenedo über Juliomagus hierher gekommen ist, ganz bis nach Cana und Porta hinauf. Wo die eigentlich recht liegen, weiß ich allerdings nicht, ich war ja in der Schule nie sehr stark in der Länderkunde. Aber mein Marcus sagt, der Bote müsse über Aræ Flaviæ, deshalb setze ich mich heute rasch hin, um auf deinen Brief zu antworten.

Ja, der alte Manilius mit seinem Buckel! Wie merkwürdig ist es, sich vorzustellen, daß er noch jeden Morgen mit seinem ‚Salvete!‘ ebenso durch die Thür hereingeschlarrt kommt und daß die Tullia ihm wahrscheinlich noch immer mit dem Pinsel einen Affen oder Kater auf den Rücken malt, wenn er vor der Tafel steht und den Weg zeichnet, auf dem der Kaiser Trajan nach Mesopotamien gezogen. Was für Kinder das sind, und was für kindische Dinge sie betreiben! Aber es ist schrecklich, wie alt man wird! Vor dem Idus des Julius vollende ich schon mein achtzehntes Jahr, und über ein Jahr ist es nun schon her, daß wir damals zusammen von der Stadt nach Germanien fortreisten.

Von deiner Sache mit M. V. T. wußte ich bereits durch die geschwätzige Aurelia, die ja ihre Nase in allem hatte. Aber da du dir auf der ganzen Reise nichts merken ließest, so dachte ich, du wolltest auch mit mir nicht darüber reden, und fragte nicht danach. Du hast gewiß recht, ihn der Livia Balbilla von Herzen zu gönnen. Die wird's ihm gut heimzahlen, was der Narr an dir verschuldet hat! Er muß ein Glaucom vor den Augen haben, die Livia dir, meine Venus, vorzuziehen. In der ganzen Stadt sah ich nie Haar von solcher Farbe gleich der Blüte des Krokus wie das deinige und solchen Goldstaub in braunen Augen. Was die vornehmen Damen so gern mit Kunst nachzuahmen versuchen, das hast du von der Natur. Es kann kaum anders sein, als daß du eine Vormutter aus einem germanischen Stamme gehabt haben mußt. Vielleicht könntest du deine Herstammung von der Thusnelda ableiten.

Ich habe ja solche Erfahrung wie du nicht gemacht, denn mein Marcus war der erste und der einzige, auf den ich es abgesehen hatte. Doch ich glaube, es geht gar mancher wie dir und enthält gar kein so großes Unglück. Für viele ist es sogar sicherlich vorteilhaft, sich erst einmal getäuscht zu haben, um offene Augen zu bekommen, die, wie du schreibst, den Golddenar von dem falschen unterscheiden lehren. Das giebt eine bessere Bürgschaft für die zweite Wahl, denn eigentlich wird man bei der ersten nicht von dem anderen betrogen, sondern betrügt sich selbst. Nur, denke ich mir, will man das, wie die Natur des Menschen einmal ist, nicht gelten lassen und mißt dem anderen allein die Schuld bei. Aber ich brauche dir davon nicht zu sprechen und meine Gedanken darüber auszukramen, denn du willst ja keinen zweiten Versuch anstellen, vielmehr unvermählt bleiben. Von mir glaube ich nicht, daß ich durch einen ersten Irrtum zu solchem Entschluß gekommen wäre. Doch du besitzt einen festeren Charakter als ich und führst deine Vorsätze immer auch aus. Darum beneide ich dich ebensosehr, als ich dir Glück dazu wünsche.

Am meisten aber freue ich mich auf deinen Besuch, denn ich erwarte dich bestimmt vor den Kalenden des Junius. Bald nach dem Idus des Majus gehen nämlich mehrere Wagen von der großen Art der sarraci mit Sendungen aus Augusta Rauracorum von hier an euch ab. Sie müssen wichtig sein, da der dritte Legionsquästor, der nicht mehr zu Pferd steigen mag, sie begleiten soll, und die kleine Reisekutsche — wir haben hier nur ein einziges solches cisium —, in der er zu euch fährt, bringt dich dann mit hierher zurück, mea lux! Welche Freude, wie werde ich auf der Straße nach dir ausschauen! Platz in unserem Häuschen, das gar nicht so übel ist, haben wir genug für dich. Nimm nur eine recht kleidsame Tunika mit und, wenn du sie noch hast, die hellblaue Stola mit den Halbärmeln. Sie steht dir so gut, deine schönen Arme leuchten so, wie von Marmor, daraus hervor. Eine warme Palla für die Fahrt und am Abend kann nicht schaden.

Nach dem, was ich gehört, seid ihr freilich in Aræ Flaviæ doch immerhin noch beträchtlich großartiger als wir in Brigobannä, das nur ein sehr langes in einem Flußthal ausgedehntes Dorf, ein pagus ist, mit dem castrum ziemlich in der Mitte. Aber darin täuschest du dich ganz, daß es hier rauh und traurig sei. Mir ist es selbst im Winter nicht kalt vorgekommen, obgleich wir doch über sechs Monate lang im Schnee gesteckt haben. Allerdings mag das wohl zum guten Teil von meinem Marcus herrühren. Wenn man jemanden liebt und sich von ihm geliebt fühlt, da denkt man nicht ans Frieren; bei den cælibes halfen selbst die dicksten Pænulæ und Braccæ nichts, daß ich sie nicht doch oft vor Frost mit den Zähnen klappern hörte. Aber jetzt ist es hier ganz herrlich, und der Frühling um uns herum bedünkt mich, auch von meinem Marcus abgesehen, schöner, als ich ihn jemals in Rom er-

lebt habe. Wenn man nur ein wenig hinansteigt, sieht man gegen Mittag immer die hohen Schneeberge von Rhätien und nach dem Aufgang zu das lange weiße Gebirge, unter dem, wie Marcus mir sagt, Aræ Flaviæ liegt. Oben über dem Thal unseres kleinen Flusses Bregus oder Brigus, der in den Danubius einmündet, ist es nämlich fast eben mit großen dunklen Tannenwäldern, zwischen denen indes oft sonnige Strecken sind, auf welchen jetzt eine Blume dicht an der anderen steht. Du mußt dir's als ein Hochland ohne Berge denken, welches weit, wie es heißt bis ans Ende der silva Marciana, gegen Mitternacht reicht und das Bara genannt wird. Was das bedeutet, weiß ich nicht, aber man ist der Meinung, der Name stamme von dem Volke der Celtä ab, die früher auch hier gewohnt haben, wie jetzt noch in Gallien. Danach soll Bara den Sinn einer Grenzmark, was wir etwa confinium benennen würden, gegen die germanischen Völker besitzen.

Du kannst dir gar nicht vorstellen, meine Eudora, wie köstlich es auf unserer Bara ist. Ungefähr sechzig Stadien gegen Mittag vom Thal des Brigus bei uns befindet sich ein anderer sehr merkwürdiger Fluß, der vom hohen Mons Abnobæ herabkommt, aus einer völlig wilden und unbekannten Gegend. Er hat ganz senkrechte und tief hinunterstürzende Felsenufer, so daß weder ein Mensch noch ein Tier, das nicht Flügel hat, über ihn fort kann. Man erkennt noch, er sei ehemals, im goldenen Zeitalter oder wann es gewesen sein mag, vom Niedergang her weiter gegen Aufgang in den Danubius eingeflossen, aber nun biegt er sich bei dem kleinen vicus Ad fauces, wo er am allerwildesten wird, plötzlich nach Mittag um, wie ein furchtsames Mädchen im Dunkel vor etwas Weißem, und läuft zum Rhenus abwärts. Das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, weil wir dort auf der Straße von Tenedo unter dem castrum Juliomagus durch vorübergekommen sind. Ob der Fluß einen Namen trägt, weiß ich nicht. Aber ein kleinerer, der sich etwas oberhalb Ad fauces mit ihm vereinigt, entspringt nicht weit von uns auf der Bara. Er hat sehr viele Krümmungen, sie heißen ihn nur aqua. Dorthin gehe ich am liebsten, es sind etwa dreißig Stadien von Brigobannä bis zu ihm. Immer höre ich um ihn herum den Kuckuck rufen und habe das Wasser deshalb für mich aqua cuculi benannt. In der Mitte zwischen diesem und uns erhebt sich ein kleiner felsiger Hügel, einen schöneren Platz kenne ich nirgendwo. Man kann dort Sonne haben, so viel man will, und Schatten im Laubbusch, wenn es zu heiß wird. Seitdem es Frühling geworden, geht der Fuß drin überall auf weißen und gelben Blumen, und oben in einem Baumwipfel sitzt immer eine schwarze merula und singt. Ich glaube, solchen Gesang giebt es überhaupt nicht wieder, mich dünkt, keine Luscinia bei Bajä kann sich damit vergleichen. Aber vielleicht ist er besonders schön, wenn man ihm zu zweien zuhört. Niemand kommt dorthin, als mein Marcus und ich. Wir sitzen auf dem Hügel oft stundenlang nebeneinander; was wir bei dem Amselgesang sonst noch thun, brauchst du nicht zu wissen, deliciæ meæ. Freilich nach deinem vernünftigen Lebensentschluß hättest du auch kein Interesse daran.

Von den Sueven und Markomannen spricht man hier gleichfalls. Sie sollen so zahlreich sein wie ein Lokustenschwarm und auch so garstig. Komm nur bald, ehe sie alles wegfressen! Es ist doch gut, wenn man einen sicheren und starken Schutz hat, auf den man sich verlassen kann. Mein Marcus ist fast ungeduldig, daß es zum Kampf mit den Germanen kommen möge. Wir haben dann Aussicht, daß er zum Tribunus minor aufrückt. Wie glücklich und stolz ist eine Soldatenfrau doch mit der Hoffnung daran, daß ihr Mann sich auszeichnet und als der Tapferste genannt wird. So kann sich keine andere fühlen.

Ich lese deinen Brief noch einmal und sehe, daß ich fast die Antwort auf die Frage deines Vaters vergessen hätte.

Richte ihm von mir aus, Tullus Appianus sei noch hier und stehe in so vortrefflicher Achtung, daß er ohne Zweifel bei der Erledigung zum Centurio ernannt werde. Er ist ein ganz ausgezeichneter, verläßlicher und sehr unterrichteter junger Mann von feiner Art und doch nichts weniger als ein Forumstutzer. Mein Marcus bittet ihn öfter zu Gast, nur schade, daß er etwas schwermütig scheint. Mir kommt vor, als ob er unserem Geschlechte nicht zugethan sei und wohl auch einen ähnlichen Vorsatz wie du hege. Wenigstens bekümmert er sich um alle hiesigen Mädchen gar nicht. Dagegen liebt er die Blumen sehr, besonders die crocus. Ich habe in meinem Gärtchen ein Beet davon blühen, das in der Sonne herrlich wie lauter Gold leuchtet, und er bat mich neulich darum, daß er eine davon mitnehmen dürfe.

Es ist hohe Zeit, daß ich den Brief für den Viator zuschließe. Vale, mea Venus, et fave! Also du kommst gewiß mit der Kutsche, ich weiß es. Wie freue ich mich! Ich will endigen, wie es neuerdings in der Stadt bei den feinen litterarischen Leuten Mode geworden ist. Vermutlich damit sie am Schluß ihren berühmten Namen noch einmal vor Augen haben. So schreibe ich auch meinen, aller Welt — außer meinem Marcus und, wie ich hoffe, dir — gleichgültigen unter den Brief. Valeria tua."

* * *

Alwig Morneweg hatte, ohne inne zu halten, die Antwort auf den ersten Brief bis zum Ende gelesen, und zum erstenmal, seitdem er sich auf dem Archäushof befand, zuckte es mit einem leichten Anreiz zum Lachen um seine Mundwinkel. Halb murmelnd sprach er in Zwischenpausen eine Anzahl von kurzen Sätzen vor sich hin:

„Bei der, scheint mir, könnte die erste noch Unterricht in der Schlauheit nehmen.

Was für ein kluges Mundwerk solche Römerin mit achtzehn Jahren hatte!

Eigentlich wird man nicht von den anderen betrogen, meint sie, sondern betrügt sich selbst.

Dann mißt man, wie die Natur des Menschen einmal ist, dem anderen allein die Schuld bei.

Ich glaube, mit dieser Valeritta ist der Marcus im Grunde nicht angeführt gewesen.

Aber eine ganz raffinierte Kupplerin ist das treuherzige junge Geschöpf.

Die Eudora muß sich übrigens eigenartig ausgenommen haben.

Haar von einer Farbe wie Krokus habe ich noch nie gesehen.

Schön mag das sein, so wie voller Sonnenglanz.

Aqua cuculi — cuculi? Das ist ja wörtlich unsere Gauchach.

Schade, daß man nicht erfährt, was die harmlose Valeria hier auf der ‚Vara‘ zu stande gebracht hat.

Gekommen wird die ‚Venus‘ sein — natürlich.

Ob sie wohl in den Amselbusch gegangen ist?

Der Hügel kann übrigens nicht weit von uns liegen.

Natürlich war zufällig Tullus Appianus auch gerade da.

So viel bleibt gewiß, eine alte Jungfer ist nicht aus ihr geworden.

Es wäre auch zu einfältig gewesen — um dieses kaufmännischen Spekulanten M. V. T. willen."

Doch nun sah Alwig mit einem besinnungsammelnden Blick auf und murmelte hinterdrein: „Das ist ja Unsinn, denn das alles ist ja gar nicht gewesen, sondern das archäologische Gehirn meines Onkels hat es sich nur zur Verherrlichung von Brigobannä zusammenphantasiert."

Er hatte ganz vergessen gehabt, was als Vorbemerkung über dem ersten Brief stand, und ihm kam jetzt erst, daß er von dem Schriftstück mit Beihilfe seiner eigenen lebhaft angeregten Einbildung eine geraume Zeit lang noch nach dem Lesen betrogen worden. Aber das war doch auch wieder nicht möglich; wie hätte die

trockene, buchstäblich versteinerte Gelehrsamkeit solche Dinge erfinden können! Absolut undenkbar! Der Korrespondenz der beiden Freundinnen mußte doch irgend etwas Wirkliches zu Grunde liegen, das von dem Verfasser benutzt worden war. Aus seinem Kopf konnte sie nicht gekommen sein. Vermutlich gab es bei einem alten Autor erhaltene Mädchenbriefe aus der spätkaiserlichen Zeit, und er hatte nur die Zuthat daran gefügt, sie nach der Provinz Germania superior zu verpflanzen, um eine Beschreibung des damaligen Zustandes der Baar und eine keltische Ableitung ihres Namens drin einflechten zu können.

Die Sache ließ Alwig nicht Ruh, er ging mit den Blättern hinüber, um sich eine Aufklärung darüber zu holen, und sprach rasch die in seinem Kopf entstandene Hypothese aus. Berchtold Morneweg saß eifrig an seinem Schreibtisch beschäftigt, hob jedoch die Stirn und blickte zuhörend in das unverkennbar lebhafteren Ausdruck als sonst bietende Gesicht des Sprechenden. Dann erwiderte er: „Es ist mir nicht begreiflich, durch welcherlei Zufälligkeit die Blätter in das Buch geraten sein mögen. Aber du täuschest dich in deiner Mutmaßung, die mir eine litterarische Leistung zumißt, als könne man wirklich zu der Meinung verleitet werden, die Briefe böten eine Übertragung altrömischer Originale dar. Sie enthalten, wie das Vorwort es anmerkt, nur die Geistesspielerei einer müßigen Stunde und sind einer ernsteren Betrachtnahme durchaus unwert. Den Anlaß zu ihnen mag gegeben haben, daß ich ja selbst in meiner Jugend das Handwerk eines Lehrers in der lateinischen Sprache ein kurzes Weilchen ausgeübt; so kam mir wohl die Vorstellung, wie es in einer Schulstube in Rom zugegangen sein möge, und nach der Art der Einbildungsthätigkeit knüpften sich dann die Zuthaten von Lebensverhältnissen der Schülerinnen daran."

Der Doktor griff wieder nach der Feder, doch es war Alwig nicht entgangen, daß sich in den Augen des Sprechers nicht ganz die gewohnte ruhig-gleichmütige Sicherheit kundgegeben habe und daß er den Wunsch hegte, kurz von der Sache abzubrechen. Offenbar war ihm die Hypothese des Neffen nicht angenehm, und der letztere ertappte seinen Onkel auf einer kleinen Schwäche der Eitelkeit. Der eigentliche Inhalt der Briefe rührte nicht von ihm her, sondern fand sich irgendwo vor, doch er hätte gern für den Urheber desselben gegolten, um sich ein wenig mit seiner genauen Kenntnis aller großen und kleinen Umstände der altrömischen Zeit auf der Baar zu schmücken. Daß sein vorgegebenes Verständnis für das weibliche Geschlecht und für die Herzensangelegenheiten zweier junger Zugehöriger desselben bei demjenigen, der ihn kannte, ein stilles Lächeln hervorrufen mußte, hatte er bei seinem kleinen litterarischen Plagiat nicht in Bedacht genommen. Alwig äußerte nichts mehr, sondern that, als ob er dem Kommentar über den Ursprung der beiden Briefe vollen Glauben schenke. Aber sein Blick glitt unwillkürlich einmal über die Büchergestelle an den Wänden, wo dort wohl die alten Originale des Briefwechsels zu suchen seien. Vielleicht fand sich darin noch ein weiterer Bericht, daß Eudora wirklich mit dem Reisewagen gekommen und was sich danach zugetragen. Die Sache klang doch zu wahrscheinlich, mußte sich so oder ähnlich begeben haben, konnte vor allem keine Erfindung eines vertrockneten Gelehrten sein, dessen Leben mit dem Wort Liebe keine weiteren Begriffe verband, als daß er aus Wörterbüchern kennen gelernt, wie es in anderen Sprachen laute. Und außerdem bestand die Phantasie Alwig Mornewegs durchaus darauf, daß die Eudora gelebt und mit Tullus Appianus im Amselbusch zusammengekommen sein müsse.

Brigobannä.

Das Zusammenverweilen Berchtold Mornewegs und Benigna Baldewins an dem alten einsamen Keltengrab hatte eine

längere Unterredung zwischen ihnen mit sich gebracht. Hauptsächlich oder eigentlich beinahe ausschließlich über Magdala und ihren im Winter über sie gekommenen schwermütigen Hang zum Alleinsein. Und beide waren der gleichen Meinung darin gewesen, daß sie dies nicht für gut hielten, sondern eine geistige Anregung und Beschäftigung des Mädchens als wünschenswert erachteten. Ihre Gedanken müßten abgelenkt werden; wovon wußten die über sie Ratschlagenden zwar nicht, oder falls sie in dieser Hinsicht eine Mutmaßung hegten, sprach keiner solche aus. Das in Magdala sich Ausbildende mochte ein väterliches oder mütterliches Erbteil sein; woher es stammte, blieb ja auch gleich, es drohte mit einer Bedenklichkeit, der man rechtzeitig begegnen mußte. Zu diesem Behuf kam dem Doktor ein guter Gedanke. Er wollte suchen, sie für seine Forschungen zu interessieren und sie an die Stellen mitnehmen, wo er Funde aus alter Zeit vermutete. Sein Neffe, welcher vor kurzem zu ihm gezogen sei, um diese wissenschaftlichen Bemühungen mit dem nämlichen Eifer als Lebenszweck zu betreiben, diene ihm gleichfalls oft zum Begleiter; so werde sich ein für das Mädchen anregender Meinungsaustausch über das zu Tage Geförderte ergeben. Kurz schloß Berchtold Morneweg eine Mitteilung daran, aus welcherlei Gründen Alwig hierhergekommen und die Absicht hege, den Rest seines Lebens in der Stille auf der Baar zu verbringen.

Dem hatte Benigna, auf dem übermoosten, schattenkühlen Grabgestein sitzend, schweigend zugehört, nur einmal einen Blick mit den Augen des in einiger Entfernung vor ihr Stehenden ausgetauscht und dann geraume Zeit lang den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt. Der leise Windhauch allein summte in dem kahlen, seine braunen Knospen noch verschlossen haltenden Eichengezweig über der alten Grabstätte, und die Lippen der beiden neben dieser Verweilenden blieben sich lautlos gegenüber. Aber Benigna kannte von ihrer Jugend her den Doktor Morneweg als einen Mann von edler Sinnesart und wußte, daß er Madeleine lieb habe, es gut mit dieser meine, wie sonst niemand mehr auf der Welt. So hob sie nach einer Weile den Kopf, blickte ihm nochmals stumm entgegen und sagte dann: „Wenn Sie glauben, daß die alten Tage sich zu neuen wieder beleben können —“

Da war ein Windschauer durch das Geäst gegangen und die Antwortende hastig aufgestanden, um den Heimweg anzutreten. Doch unterwegs hatte sie sich mit dem Plan ihres Begleiters einverstanden erklärt, ihre Einwirkung auf Madeleine zur Ausführung desselben zugesagt und noch mancherlei mit ihm darüber beredet. So waren sie an die Gartenpforte zurückgekommen, wo Berchtold Morneweg in gewohnter Weise zur Verabschiedung höflich nach alter Herren Brauch seinen Hut vor der Dame abgezogen und sich zum Archäushof heimbegeben hatte.

Magdala war von frühester Kindheit auf gewöhnt, jeder Anordnung und jedem Wunsch ihrer Pflegemutter selbstverständlich nachzuhandeln. Sie verehrte und liebte die letztere, wie nur ein Kind die eigene Mutter lieben kann, wofür sie ihre Hausgenossin ja auch hielt, und wußte nichts anderes vom Leben zu verlangen, als was ihr in dem friedlichen Häuschen am Krähenbach zu teil ward. Wenigstens bis vor einigen Monaten nicht; doch seitdem hatte sich etwas daran verändert. Bisher war sie von frohsinniger, manchmal beinah übermütiger Natur gewesen; nun lag der zur Schwermütigkeit neigende Hang darüber. Ihrem Leben fehlte etwas, aber sie wußte nicht was. Wenn sie allein am Waldrand, am Feldrain saß, grübelte sie danach, ohne es zu finden. Es besaß keinen Namen und auch keine Gestalt; nur wie ein fliegender Wolkenschatten kam es daher und schauerte sie kühl an. Ihr war's zuweilen, als sei ein doppeltes Wesen in ihr, das eine sorglos und freudig wie der sonnige Tag. Dann auf einmal hob das andere sich mit Übermacht

dagegen auf, und es glich dem schnellen Geschehen, wenn der blaue Himmel sich ohne Wolkenzug hastig aus sich selbst heraus grau überspinnt, immer dunkler trübt und in kurzem alles heitere Licht mit bleiern schwerer Decke verhängt. So legte es sich, unbegriffen woher und warum, traurig drückend auf das Gemüt des Mädchens.

Dafür war in der That die Einsamkeit nicht gut, sie fühlte es selbst. Eine gleichaltrige Freundin, eine fröhliche Anregung hätte ihr Beihilfe gegen das trübsinnige Überkommenwerden aus ihrem Inneren geleistet. Doch das Haus und die Umgebung boten ihr nichts Derartiges; nichts floß ihr aus anderem Menschenmunde zu, als aus dem der Mutter, und unbestimmt rührte es Magdala manchmal an, obwohl die Liebe der letzteren Sonnenlicht und Sonnenwärme ihres Lebens war, so komme doch auch zugleich jener trübe Schatten von der Mutter her über sie, habe seinen geheimen Wohnsitz in den Augen, der Seele und dem Herzen derselben. Das freilich wollte Benigna nicht begreifen, sondern hatte gelacht, als das Mädchen einmal leise daran zu tasten versucht, und geantwortet, ihr Glück sei vollkommen, hänge nur davon ab, daß sie Madeleine glücklich sehe. Aber das überzeugte diese nicht im Innersten; seit dem Winter fühlte sie's, was ihr den heiteren Sinn beschwerte, entsprang nicht in ihr selbst, sondern einem verborgenen Trübsinnsquell in der Brust ihrer Mutter. Daß sie einen verschwiegenen Kummer derselben nicht teilen durfte, war der eigentliche Grund ihres eigenen Verlustes der ehemaligen sorglosen Freudigkeit.

Jetzt hatte der Doktor Morneweg veranlaßt, daß sie ihn öfter bei seinen Forschungen nach Altertümern in der Umgegend begleite. Sie verstand recht gut, zu welchem Zweck dies geschehen, daß sie dadurch ihrer Neigung zum Alleinsein und ihrem Grübeln entzogen werden solle, und sie empfand auch, das sei eine für sie wohlthätige Absicht. Wenn es noch jemanden gab, zu dem ihr Herz sie mit Liebe und mit vollem Vertrauen hinzog, so war er es; sie freute sich wirklich darauf, öfter mit ihm zusammen sein zu dürfen. Nur daß auch sein Neffe manchmal dabei mitanwesend sein werde, flößte ihr ein widerwilliges Gefühl ein. Sie schreckte vor allem Unbekannten zurück, hatte nicht gelernt, sich einem Fremden gegenüber zu benehmen. Außerdem war sie wohl bereit, mitzugehen, die Dinge, welche entdeckt würden, zu betrachten und zuzuhören, aber sie wollte nicht angeredet werden und selbst mitsprechen müssen.

Darüber indes beruhigte sie der Doktor. Er kam offenbar eigens zu diesem Behuf, sagte, es sei notwendig, daß er ihr vorher noch etwas über seinen Neffen mitteile. Er wolle diesen gerade nicht als unartig bezeichnen, allein ein gewisser Mangel an Lebensart und Höflichkeit sei ihm leider nicht abzusprechen. Sie müsse darauf gefaßt sein, daß er den Mund nicht aufthue und sie kaum begrüße. Er besitze für nichts auf der Welt Sinn und Interesse als für archäologische Untersuchungen, ein Steinüberrest aus alter Zeit bilde ihm das Wertvollste des Lebens, und besonders achte er das weibliche Geschlecht gering, als zu nichts brauchbar; es sei gleichsam inhaltslose Luft für ihn. Das entschuldigte Berchtold Morneweg bedauerlich, doch Magdala erwiderte ihm, so gerade sei es ihr am erwünschtesten und erst, da sie dies wisse, nehme sie ohne Scheu und gern an den gemeinsamen Gängen teil.

Der Doktor entfernte sich mit der Verabredung eines Stelldicheinplatzes für den nächsten Morgen. Dieser Zusammenkunftsort lag ziemlich gleich weit von dem Häuschen am Krähenbach und dem Archäushof in der Mitte zwischen der Gauchach und der Breg und kennzeichnete sich aus beiden Richtungen als ein mit Waldbusch bedeckter Hügel, der einzige auf der Fläche umher. An seinem Fuß sollte die Vereinigung stattfinden; von dort war es nur ein halbes Stündchen bis nach Bräunlingen hinüber.

Alwig Morneweg hatte sein bisheriges

Betreiben, zwecklos auf der Baar herumzuschweifen, aufgegeben. Es verlangte ihn nach einer geistigen Beschäftigung, und seine Phantasie drängte ihn in eine bestimmte Richtung. Sein öfteres Umhersuchen in der Bibliothek nach einem alten Autor, der die Originale der beiden römischen Briefe enthalte, war ergebnislos geblieben, allein die letzteren hörten darum nicht auf, in seinem Kopfe umherzugehen. Er fragte seinen Onkel, wann dieser wieder nach Brigobannä wandere, denn er hege den Wunsch, ihn dorthin zu begleiten. Berchtold Morneweg entgegnete, es sei mit nächstem seine Absicht, und äußerte rege Befriedigung über den Vorsatz seines Neffen. „Denn Brigobannä, lieber Alwig, bildet gewissermaßen die Eingangspforte zu allem, was uns zur erfreulichen Weiterförderung unseres Zweckes vorbehalten sein mag. Ich bezweifle nicht, wie ich das Streben in dir beurteile, daß sich allmählich auch dir diese Erkenntnis aufschließen wird. Nur ist es dir vielleicht nicht angenehm, daß ich beifügen muß, nicht allein das Vergnügen deiner Begleitung dorthin zu haben. Ich nehme eine junge Person aus unserer Nachbarschaft, einem kleinen Weiler aufwärts an der Gauchach, mit mir, gewissermaßen eine Famula, die sich mir recht nützlich erweist. Sie besitzt eine gewisse Befähigung des leiblichen Gesichtssinnes, Merkmale für gute Fundstätten ausfindig zu machen, gleichsam einer Wünschelrute ähnlich, so daß ich nicht wohl auf ihre Beihilfe Verzicht leisten möchte. Wenn du dich indes nicht überwinden kannst, ihre stumme Anwesenheit zu erdulden, so werde ich natürlich —"

Alwig fiel ein: „Gewiß nicht, lieber Onkel; es ist ja unsere Abrede, daß keiner von uns den anderen irgendwie beeinträchtigt. Solch eine hölzerne, ich meine, ländliche Wünschelrute kann mich nicht abhalten, auf den Vorteil deiner erfahrenen Ortskenntnis und Belehrung zu verzichten. Vielleicht kommt dem Besenreis eine Erleuchtung, auf die Stelle niederzuwippen, an der das ‚gar nicht so üble' Häuschen des Centurio Avienus und seiner klugen Frau Cynthia Valeria gestanden, und wir entdecken einen von den Bärenknochen, die der Tribunus minor Aufidius Pertinax doch nicht mit hinuntergespült hat."

„Nun, nun, wir werden ja sehen, was sich ergiebt," lächelte Berchtold Morneweg.

Die Wochen, welche Alwig bereits in der zuträglichen Luft der Baar verbracht hatte, waren nicht ohne Vorteil für seinen Gesundheitszustand wie für seine äußere Erscheinung abgelaufen. In ersterer Beziehung erregte er wieder den Eindruck eines keinerlei Bedenken verursachenden, durchaus kraftvollen jungen Mannes; seine eingefallenen Backen begannen sich erfreulich auszufüllen, ihre Farbe zugleich ansprechend zu verbessern, und wenn seine Augen auch nicht mit einem lebensvergnüglichen Glanz dreinblickten, so ließen sie doch keineswegs mehr durch teilnahmlose Mattigkeit auf einen bedrohlichen Krankheitskeim in ihrem Besitzer schließen. Mit einer Aufbesserung hinsichtlich seines äußeren Wesens sah es allerdings nicht in gleicher Weise fortschrittlich aus. Seine Haltung wie seine Kleidung vernachlässigte er wie zuvor, ging bequem-salopp und dachte an nichts weniger, als die von der Natur seinem Gliederbau verliehene stattliche Mitgift zur Geltung zu bringen. Dagegen hatte die Natur selbst in dieser Richtung vollbracht, wozu sie seiner Mitwirkung nicht bedurfte, ihm vermittelst kräftigen Wachstums den Bart so weit verlängert, daß er sich nicht mehr wie ein unerquickliches Stoppelfeld ausnahm, sondern eine lichtbräunliche Zierde des Gesichtes zu bilden anhub.

Nun war der Morgen angebrochen, an dem die Wanderung nach Brigobannä hinüber stattfinden sollte, und die beiden Bewohner des Archäushofes machten sich im Goldgefunkel der Sonne des Maitages auf den Weg. Eine Strecke an den Krümmungen der Gauchach entlang; Al-

wig blieb einmal aufhorchend stehen, so daß sein Onkel fragte: „Wonach hörst du?“ Der erstere antwortete: „Aqua cuculi — es ist merkwürdig, wie die Natur sich in anderthalb Jahrtausenden gleich bleibt. Da ruft der Kuckuck noch gerade so, wie zur Zeit, als die Valeritta hier gegangen und das Wasser hier nach ihm benannt.“ Berchtold Morneweg lächelte leicht: „Es ist für einen Autor erfreulich, daß seine Erfindung dir das Gefühl einflößt, als habe sie in Wirklichkeit stattgefunden.“ — „Ja so, lieber Onkel, ich vergaß, daß es nur von dir —“ fiel Alwig ein, doch in seinem abgedreht nach dem kreisenden Kuckuck suchenden Gesicht stand nicht undeutlich als Vollendung des abgebrochenen Satzes ausgedrückt: „Das hilft dir doch nicht, mich glauben zu machen, es sei deine Erfindung.“

Der Weg bog nun von der Gauchach in nördlicher Richtung auf einen bewaldeten Hügel zu, an dessen Fuß sich schon von weitem eine hellbekleidete Gestalt abhob. „Das ist wohl die Wünschelrute,“ meinte Alwig, und sein Begleiter erwiderte: „Ja, sie scheint bereits gewartet zu haben; die Pünktlichkeit ist eine der wünschbarsten Eigenschaften in wissenschaftlichen Angelegenheiten. Doch trifft man solche bei dem weiblichen Geschlechte im allgemeinen nicht häufig an. Guten Morgen, liebe Magdala; es freut mich, daß wir dich hier vorfinden.“

Der Blick Alwig Mornewegs richtete sich kurz etwas verwundert auf die Angesprochene. Er hatte in der „jungen Person aus dem kleinen Weiler“ eine stämmige Bauerndirne erwartet, doch statt einer solchen stand ein Mädchen wohl in ländlich-einfacher Kleidung, aber mit unverkennbarem Anstrich einer städtischen jungen Dame da. Ihr leicht bläuliches Kleid war aus schlichtem Stoff, indes von geschmackvoll gewähltem Zuschnitt und der schlank-anmutigen Gestalt vortrefflich angepaßt; unter dem kurzen Rock sahen feste, für die Wege auf der Baar notwendige Lederschuhe hervor, die aber dennoch durch die Kleinheit der darin eingeschlossenen Füße einen zierlichen Eindruck machten, und über ihnen ließ der Gewandsaum beim Ausschreiten noch, äußerst schmal und zart, an die Sprunggelenke eines Rehs erinnernd, um ein paar Fingerbreiten den Übergang von den Fußknöcheln nach oben zu Tage treten.

Das bläuliche Kleid umgab den Oberkörper mit kleinen Fältchen und schloß sich mit einem, ein wenig altmodischen feinen Spitzenkragen fest um den Hals; doch zu der ersten, frühlingsgleichen Jugend des Gesichtchens stand dies in einem eigentümlich reizvollen Gegensatz. Von der Bildung des Kopfes Magdala Baldewins ließ sich sonst nur eine Vermutung hegen, denn man gewahrte eigentlich nichts davon. Ein breitrandiger Strohhut, weich auf und nieder wippend, überschattete die Stirn und die Augen, und unter ihm hatte die sorgliche Hand Benignas den weißen Schleier vom Stirnrand an rund um den Kopf bis auf den zu schützenden Nacken derartig befestigt, daß kein noch so winziges Teilchen des Haares wahrnehmbar ward, über die Farbe desselben nicht die leiseste Ahnung aufzukommen vermochte. So tauchten aus der Verhüllung des ovalen Gesichtes im Grunde erkennbar nur das zierliche Spitzchen der Nase, die weich überdufteten Wangen und der Mund hervor. Die Lippen des letzteren besaßen, wie es schien, ursprünglich eine Anlage zu schelmischem Lächeln; jetzt indes hatte der letzte Winter seine nachdenkliche Ernsthaftigkeit darüber gelegt. Aber auch von diesen sichtbaren Dingen bot sich dem Blick zumeist kaum etwas dar, denn Magdala trug fast immer den Kopf ein wenig vorgeneigt, so daß der nickende Hutrand dann alles den Augen entzog.

Nur ganz flüchtig auch hob sie nun die Stirn, wie Berchtold Morneweg sehr kurz durch die Äußerung: „Meine Famula, von der ich dir gesprochen, lieber Alwig,“ die beiden miteinander bekannt machte. Magdala wußte offenbar nicht recht, wie sie sich dabei verhalten sollte; sie stellte

einen Versuch an, sich zu verneigen, blieb jedoch, merkbar in dieser Kunst höchst unbewandert, darin stecken, und Alwig wollte vermutlich mechanisch seinen Hut lüften, seine Hand vergaß indes unterwegs diese Absicht, war wohl der Meinung, er trage noch eine Offizierskopfbedeckung, und tickte nur mit einer kurzen Bewegung daran, wie wenn ein Gemeiner seiner Compagnie vor ihm salutiert habe. Dann schritten beide zur Rechten und Linken des Doktors stumm fort, von der gegenseitigen Wortlosigkeit befriedigt und der Befürchtung enthoben, irgend eine Grußredensart miteinander austauschen zu müssen. Die Wünschelrute zeigte sich allerdings von anderer Beschaffenheit, als Alwig sie sich vorgestellt hatte, aber sie war nur eine unschädliche Art von Luft zur Linken seines Onkels, und Magdala befand ihn ganz so erfreulich unhöflich und nicht für sie vorhanden, wie der Doktor ihn geschildert.

Der Weg begann bald sich zu senken und führte ins Bregthal hinab, aus dem sich links und rechts die Spitzen zweier Türme, der uralten Gottesackerkirche des Städtchens Bräunlingen und der im sechzehnten Jahrhundert umgebauten Kirche des Städtchens Hüfingen, aufhoben; der Turm der letzteren wies indes mit romanischen Rundstäben am Glockenhausgewölbe ebenfalls noch in altersgraue Tage zurück. Die beiden Ortschaften lagen ungefähr drei Viertelstunden voneinander, zwischen ihnen floß die Breg mit vielfachen kleineren Krümmungen und einer größeren durch stillen Thalgrund, und zur letzteren stieg Berchtold Morneweg mit seinen Begleitern nieder. Hier lag das Hauptfeld seiner Thätigkeit, deren bisherige Ergebnisse er nun zu einer kurzen Vorerläuterung zusammenfaßte. Das Ackergewann, auf dem sie sich befanden, trug den Namen „in Stetten“, und wo dieser auftrat, konnte man von vornherein stets auf das Vorhandengewesensein einer römischen Niederlassung schließen. Das hatte sich an dieser Stelle auch aufs vollste bewährt, denn die Erde förderte hier Fundamente alter Gebäude und Überreste mannigfachster Art ans Licht zurück. Da dies aber gleicherweise unmittelbar bei Bräunlingen und Hüfingen stattfand, war der Doktor zu der gewichtigen Schlußfolgerung — das noch nicht, doch zu der Hypothese — gelangt, der eigentliche Kern von Brigobannä, das castrum, habe in dieser Bregkrümmung gelegen und seine Ausläufer bis an die beiden heutigen Städtchen hinan erstreckt. Er schloß seine Auseinandersetzungen mit einer von der gewöhnlichen Trockenheit seines Tones abweichenden, lebhaft-anschaulichen Schilderung, wie am Ausgang des dritten Jahrhunderts die Sueven und Markomannen unwiderstehlich, einer ungeheuren Flutwelle gleich, auch hier hereingebrochen seien und zunächst ihre wildbarbarische Kraft darauf verwandt hätten, nicht nur die Befestigungen der Römer, sondern auch alle Kulturbauten und Einrichtungen derselben überall von Grund aus zu zerstören, so daß von jener ganzen Herrlichkeit nichts als geringfügige, vom Gang der Jahrhunderte mit Erde zugedeckte und überwucherte Schutt- und Trümmerreste übrig verblieben.

Der Boden zeigte sich ringsum an vielen Stellen durch die Nachgrabungen Mornewegs aufgewühlt, der letztere bückte sich jetzt einmal, einen Stein aufzuheben, den er Alwig darreichte. Und in der That hatte es Wunderliches, in der goldhellen Sonne des lautlosen Thalgrundes ein Bruchstück eines verwitterten Leistenziegels in der Hand zu halten, auf dem sich noch deutlich unterscheidbar in erhaben aufgedrückten Schriftzeichen die Buchstaben L. XI. C. P. F. kundgaben. Der Doktor erläuterte diese als den Legionsstempel; sie bedeuteten: Legio undecima . Claudia . Pia . Fidelis, und der Name wies auf den Cäsar Marcus Flavius Claudius II., den Besieger der Goten hin, nicht lange vor dem vernichtenden Einbruch der germanischen Völkerstämme ins Decumatenland. Wie etwas mit dem Hauch eines Mundes Ansprechendes kam's der lebendigen Phantasie Al-

wig Morneweg's aus dem Ziegelstein, der offenbar eine Dachpfanne gewesen, herauf; fraglos war oftmals unter dieser Cynthia Valeria, die Frau des Centurio, entlang geschritten und vermutlich Eudora Servilia ebenfalls, als sie von Aræ Flaviæ zum Besuch nach Brigobannä gekommen. In solchem alten Stein lag eine merkwürdige, wie von einem Zaubergeist hineingebannte und darin fortwirkende Kraft; er trug über anderthalb Jahrtausende zurück, schuf Gestalten um sich aus dem Boden herauf, machte sie zu lebendigen, anblickenden Menschen. Die beiden nach Germanien verschlagenen römischen Schulfreundinnen hatten bisher doch nur ein paar Schatten, wesenlose Begriffe für Alwig gebildet, doch nun plötzlich sah er sie in Wirklichkeit sich hier zwischen diesen nämlichen Thallehnen miteinander bewegen; der unanzweifelbare Stein verkörperte auch sie zu zweifellosen Geschöpfen von Fleisch und Blut. In der Tunica und Stola, mit der Palla und der Calvatica auf dem Scheitel gewahrte er sie, Schatten werfend, durch die Maisonne dahinwandern; nur ihre Gesichter waren abgewandt, ließen sich nicht erkennen, und er konnte sich keine Vorstellung von ihnen bilden. Und doch regte sich ein lebhaftes Verlangen danach in ihm, einen Anhalt zu finden, wie ihre Züge gewesen sein möchten. Sein Blick suchte mit einbildnerischer Anstrengung umher, ging dabei über die Famula seines Onkels hin und wich mit raschem Widerwillen an ihr vorbei. Es war lächerlich, unwürdig, beinahe blasphemisch, auf ein solches weibliches Geschöpf des heutigen Tages zu stoßen, wenn man danach trachtete, sich zwei junge Römerinnen der Kaiserzeit zu vergegenwärtigen. Aber ein Farbeneindruck war ihm dennoch in den Augen hängen geblieben und ließ diese unwillkürlich noch einmal zurückkehren. Die Valeritta hatte geschrieben, Eudora möge doch ihre hellblaue Stola mitnehmen, die ihr so gut stehe, und das bläuliche Kleid der Famula erinnerte durch seine Färbung etwas an jene. Unvermeidlich geriet auch der wahrnehmbare geringe Teil der Gesichtszüge Magdalas nochmals vor den Blick Alwigs und bot seiner suchenden Phantasie jetzt dennoch in gewisser Weise den erwünschten Anhalt. Ein Kinn, einen Mund, Nase und Wangen hatten die jungen Römerinnen ja ebenfalls besessen und wahrscheinlich die Natur in anderthalb Jahrtausenden im ganzen und großen auch daran nicht viel verändert. Cynthia Valeria dachte der flüchtig Bemessende sich allerdings von anderer, schärfer ausgeprägter Art, aber für eine Vorstellung des Untergesichtes der Eudora konnte vielleicht so im allgemeinen das hier augenblicklich gegenwärtige etwas als Hilfsmittel dienen. Sie erregte aus beiden Briefen die Vermutung, von einer weicheren, so zu sagen mädchenhafteren Erscheinung gewesen zu sein als ihre verheiratete Freundin.

Unter den mancherlei umher bloßgelegten Resten von Gebäudefundamenten, deren Bedeutung Berchtold Morneweg jetzt erklärte, befand sich ein umfangreicherer, bei dem er ausführlich eingehend verweilte. Nach seinem Dafürhalten konnten es nicht Grundmauern eines Wohnhauses, sondern mußten solche einer öffentlichen Anstalt, mutmaßlich eines Bades sein. Die Ausgrabung war erst wenig vorgeschritten und bildete die in Aussicht genommene Hauptaufgabe des Doktors für diesen Sommer. Er setzte große Hoffnung darauf, noch annähernd ähnliche Ergebnisse zu erzielen, wie die Entdeckungen in Aquæ villarum — Badenweiler — sie im vorigen Jahrhundert ans Licht gebracht, und er entwarf ein überraschendes Bild von der überaus großartigen, glanzvollen Einrichtung eines alten Römerbades. Mit Hallen und Wandelgängen war es umgeben gewesen, hatte im Inneren Atrien und Vestibüle, Dampf- und Mineralbäder, frigidaria, tepidaria, laconica, cameras probalneares, depositoria, spoliatoria, apodytoria, Frottierzellen, Lese- und Salbenzimmer enthalten, wie die gegenwärtige Zeit auch in den größten

Städten nichts Annäherndes von Luxusentfaltung kannte. Die lateinischen Bezeichnungen schwirrten Magdala freilich unverständlich am Ohr vorüber, allein man bemerkte, daß sie der Schilderung mit erwachtem Interesse zuhörte, dieselbe mit den aufgedeckten kargen Gemäuerüberbleibseln am Boden verglich und die letzteren sich vor der Einbildungskraft wieder erstehen zu lassen suchte. Zum erstenmal öffnete sie jetzt auch dann und wann den Mund zu einer Frage, welche Zeugnis von Verständnis, Wissenslust und eigenem Nachdenken ablegte. Auch Alwig that hin und wieder das Nämliche und bat seinen Onkel um eine Auskunft. Die alten unscheinbaren Dinge da drunten in der Erde übten eine geheime Macht, und eigen klangen zu ihrer stummen Rede die lebendigen Stimmen des heutigen Tages durch die Frühlingssonnenluft. Wenigstens von den Lippen der beiden jungen Menschen, der Ton des Doktors stand eher mit dem absonderlichen Gruftgefild der Vergangenheit im Einklang. Doch bei einer Frage seiner Famula drehte Alwig einmal unwillkürlich den Kopf. Es hatte sein Ohr eigentümlich berührt; so in der Art, nur in lateinischer Zunge, mußte einstmals auch die helle Stimme der Eudora hier geklungen und, von dem leichten, linden Windhauch fortgetragen, sich mit dem leisen Gemurmel der Breg vermischt haben.

Am heutigen Tage lag's noch nicht in der Absicht, wirkliche Nachforschungen anzustellen, die Hilfsarbeiter aus Bräunlingen mangelten auch dazu, und Berchtold Morneweg hatte seinen Begleitern nur zu einer ersten, im allgemeinen orientierenden Anschauung verhelfen gewollt; man stieg deshalb an dem Felsen des „Höhlensteins" vorüber wieder zur Hochfläche empor. Auf der Höhe über dem letzteren zeigten sich indes ebenfalls noch besonders interessante, einen Anhalt verursachende Reste. Es waren noch im Boden steckende grob gearbeitete Säulengestelle, als ob hier oben ein Tempel gestanden habe, doch aus ihrer Kunstlosigkeit schloß der Doktor, daß sie nicht von einem solchen herstammten; vielmehr ließen mannigfache Funde von thönernen Geräten umher ihn mutmaßen, es sei der Anlageplatz einer Ziegelei, mit einer Töpferwerkstatt verbunden, gewesen. Die Gründe hierfür entwickelnd, wanderte Morneweg weiter, bald ward der Rand des buschbedeckten Hügels wieder erreicht, der Doktor traf mit Magdala Abrede über die Stunde der Zusammenkunft am nächsten Morgen, an welchem mit den Nachgrabungen in Brigobannä begonnen werden sollte, und äußerte als letztes: „So, denke ich, wollen wir ein für allemal diesen Platz als den unseres ständigen Stelldicheins festsetzen." Dann trennten sie sich auseinander, die beiden Männer dem Archäushof und Magdala dem Krähenbachhäuschen zu. Sie hatte dem Doktor zur Verabschiedung die Hand gereicht, doch keine Wiederholung angestellt, Alwig durch eine mißratende Verbeugung zu begrüßen. Ebenso rückte auch seine Hand nicht am Hutrand; auf beiden Seiten empfanden sie das voll Überflüssige solcher Bemühungen; Luft brauchte von Luft nicht weiter Notiz zu nehmen. Alwig Morneweg drehte nur nach etwa hundert Schritten mit einer mechanischen Regung der Fortgewanderten einmal den Kopf nach und sagte: „Kann denn die junge Person so allein durch den Wald nach Haus gehen?" Das verstand sein Onkel offenbar nicht, denn er blickte den Fragenden an und versetzte: „Warum sollte sie das nicht? Die Bären und Wölfe sind in unserer Gegend bereits im siebzehnten Jahrhundert ausgerottet worden. Von den letzteren hat man allerdings noch im vorigen einige erlegt, allein das waren nur im Winter durch den Hunger von den französischen Gebirgen hierher verschlagene."

„So — das ist ja beruhigend, lieber Onkel — aber daran hatte ich eigentlich nicht gedacht." Die leibliche Schulter Alwigs verhielt sich zwar ruhig bei der Erwiderung, doch diese mit einem geistigen Achselzucken zu begleiten, konnte er nicht ganz unterlassen. Manchmal war's doch

kaum zu fassen, daß es bei einem mit Vernunft und Menschensinnen begabten Manne so weit zu kommen vermochte. Bei der Frage, ob man ein junges Mädchen derartig allein durch den einsamen Wald gehen lassen könne, kam ihm nichts anderes in den Sinn als Wölfe und Bären, wie sie zur Zeit Valerias und Eudoras hier gehaust hatten. Nun, es war seine Famula und ging ja lediglich ihn an. Sie selbst war offenbar zu einfältig, irgend ein Bedenken in dieser Richtung zu hegen. Die beiden paßten wirklich gut zusammen und hatten sich darum auch wohl gefunden; sie hätte seine Tochter sein können.

Die Archäushofbewohner folgten der Gauchach abwärts, und Magdala schritt an dieser aufwärts ihrem Heimathäuschen entgegen, vor welchem Benigna sie im Garten erwartete, die Ankommende mit einem prüfenden Blick überflog und ansprach: „Mich deucht, der Gang hat dir schon gut gethan, Madeleine, du siehst frischer und munterer aus als in den letzten Tagen. Hat dir gefallen, was du zu sehen bekommen?"

Das Mädchen schloß die Mutter zärtlich in die Arme und antwortete frohstimmig: „O ja, Mama, Brigobannä ist viel interessanter, als ich es mir gedacht, und der Neffe des Doktors Morneweg noch viel unangenehmer, als ich ihn mir vorgestellt. Ich freue mich wirklich darauf, morgen wieder hinzukommen. Du solltest auch mitgehen, Mama; wir wollen alten Schutt wegräumen und nachsehen, was wir drunter auffinden."

„Wohl Bruchstücke, mein Kind, die sich nicht wieder zusammenfügen lassen; das ist ein Thun, welches besser für deine Jahre paßt als für meine. Aber unser Mittagstisch wartet, ich hoffe, du hast Appetit mitgebracht."

„Nein — ich bin keine Französin — deutschen Hunger, Mama, als ob ich seit vorgestern nichts mehr gegessen hätte."

„Das ist ja erfreulich; da komm, Madeleine, und geh nur jeden Tag mit dem Doktor Morneweg zum Wegräumen des alten Schuttes!"

Im Amselbusch.

Der Fortschritt des Maimonats ließ die Gemüse im Küchengarten des Archäushofes vorzüglich aufgedeihen, wie er nach seinem alten Brauch überall Sorge für die zeitgemäße Weiterentwicklung der vom Frühlingssafttrieb ins Leben gerufenen Keime trug. Lediglich ein paar alte Bäume mochten hin und wieder in Zweifel stehen, ob die sommerliche Mahnung zum Ausgrünen sich auch auf sie noch mit erstreckte, doch selbst die Eichen über dem Keltengrab begannen jetzt, leise, fast unvermerkt ihre Knospen zu Blättern aufzurollen. In anderer Färbung freilich als das sonstige Laubgeflecht umher, denn sie kamen nicht mit dem allgemein bei den übrigen üblichen lichthellen Grün, sondern mit einem eher an Herbsttage erinnernden rötlichen Braun der Spitzen hervor. Aber immerhin zeugten diese von aufwachendem Leben auch in dem so lange winterhaft kahlen Gezweig.

Mit den nützlichen Gewächsen schoß unvermeidlich auch das Unkraut in Blatt und Blüte, und man konnte nicht genug davon rupfen. Der Rücken der alten Euphrosyne erlag beinah unter dieser täglichen Mühseligkeit, denn wo sie am Abend ausgereutet hatte, kroch am Morgen das „unnütze Zeug" schon wieder aus der fruchtbaren Erde herauf. Zum Glück besaß sie eine Hilfsarbeiterin, zwar unbegreiflicherweise, daß die Unmenschlichkeit des Steinmarders ihr diese erbärmliche Stütze ihres Alters fortbeließ. Aber das war wenigstens ein Gutes an seinen übersichtigen Augen. Sie sahen nichts von Meta Nebelthau, und er wußte gar nicht, daß sie im Haus vorhanden sei.

Seit gestern hatte die Tante sich nun beim Unkrautjäten eine Steifigkeit in den Knien zugezogen, die sie heut in der Küche und im Hause etwas humpelnd zurückhielt. Aber um so mehr war sie darauf bedacht, daß ihre Muttergottes nicht das tägliche Weihgeschenk entbehren solle, und nach längerem Überlegen band sie Meta auf die Seele, derselben die schönste und längste

Petersilienwurzel auf den Sockel zu legen, denn der „Peterling" sei ganz besonders für Gelenkweh, und sie wolle sich auch nachher die Knie damit reiben. Konfessionell wäre diese Opferbringung freilich gegen das Gewissen Meta Nebelthaus gegangen, da sie als Schwabenmädchen aus dem Unterland mit lutherischem Wasser getauft war. Doch in der Katechismuserläuterung erstreckte das vierte Gebot sich unfraglich auch noch auf weitläufige Tanten mit, und Meta besaß außerdem ein bewegliches, das Leidwesen anderer mitfühlendes Herz, das sie bei gegebenen Anlässen leicht einmal dazu bestimmen konnte, ihr ewiges Heil ein wenig unbedachtsam gegen eine irdische Hilfsleistung etwas aufs Spiel zu setzen. So zog sie nach vollendeter Gartenarbeit gegen Abend eine besonders Gutes verheißende Peterlingwurzel aus dem Boden, klopfte sich als ein auf Sauberkeit haltendes Mädchen die Erde über dem Knie vom Rock, weil sie auf ihrem Opfergang neben dem Platz vorbei mußte, an dem Jobst Stobwasser sich mit der Durchsägung eines störrigen Holzklotzes abmühte, und wanderte der sittig in ihre Tunica eingehüllten Ceres zu. Doch drehte sie, bei dieser eingetroffen, vor der Ausführung ihrer frommen Handlung den Kopf, da ein Schritt hinter ihr dreinkam; das ließ sie Jobst ins Gesicht sehen und fragen: „Machscht auch Feierschtund?" — „Jo, mit der Säg geht's nit," antwortete er; „'s Dingle isch zu hart, do muß man mit der Axt dran." — Das war eine ungewöhnlich große rednerische Leistung Jobst Stobwassers, an welche Meta die weitere Frage knüpfte: „Wo hascht denn deine Axt?" — „Die Axt isch im Schtall," erwiderte er, und diese Erläuterung reichte augenscheinlich für beide vollständig aus, zu begreifen, daß vorderhand in der Sache nichts weiter zu machen sei. Der vernünftigerweise von seiner anstrengenden Thätigkeit etwas Ausrastende war, genauer angesehen, kein übler junger Bursche, ein bißchen derb von Schädelform und Gliedmaßen, aber mit einem Paar guter Augen im Kopf und unübertrefflichen weißen Zähnen, über die seine Oberlippe sich nach jeder sprachlichen Kundgabe, als sei sie von dem unverhofften Gelingen derselben erfreut, beständig mit einem fröhlichen Grinsen heraufzog. Nun kam Meta doch ein Zweifel hinsichtlich ihrer konfessionellen Verpflichtung, so daß sie von ihrem Vorhaben redete und Bedenken äußerte, ob dies für sie erlaubt sei: „Och, das schadt jo wol nix," meinte Jobst Stobwasser, „ich bin jo auch evangelisch." Für die strengere Logik barg sich darin eigentlich kein Ermutigungsgrund, da eine Sünde durch doppelte Beteiligung an ihr nicht wohl erleichtert werden konnte; indes Meta fühlte ihr Gewissen durch die Beipflichtung beruhigt, legte ihre Bittgabe auf die Füße der Ceres nieder, und ihr protestantischer Mitschuldiger bemerkte dazu: „Besser wär der Peterling in der Supp, denn die ißt doch nix davon." Dann standen die beiden ein paar Augenblicke, wie wenn sie erwarteten, ob die steinerne Figur sich nach der Petersilienwurzel bücken werde, und daß sie dies durchaus nicht that, mußte ihnen gleicherweise spaßhaft vorkommen, denn sie platzten zu gleicher Zeit in ein lustiges Lachen aus. Dahinein klang das laute Geschmetter eines Buchfinken, und Jobst erwies sich heute abend ganz ungewöhnlich leistungsfähigen Mundwerkes, deutete mit der breiten Handschaufel nach einem Baum und sagte: „Das isch's Männle, was do singt; do isch's Weible auch g'wiß net weit. Wolle wir mal nachschaun?"

Es lief allerdings gegen das streng eingeschärfte Verbot der Tante, dort zwischen die Bäume und Büsche zu den Baalsgötzen und dem babylonischen Greuel hineinzugehen, aber Meta hatte heut, eigentlich gegen ihre Glaubensvorschrift, so viel für jene gethan, daß sie schon berechtigt war, auch für sich selbst eine kleine Übertretung zu begehen. Überdies hatte sie noch nie bemerkt, daß ein Buchfinkenweibchen anders aussehe als ein Buchfinkenmännchen, und es machte sie neugierig, diesen Unterschied kennen zu ler-

nen. So erhob sie keinerlei Einwand, sondern folgte dem Vorangehenden in die jetzt dicht übergrünte Gartenwildnis hinein, und der letztere sagte auch bald, vor sich hinweisend: „Siehscht, des isch's Weible. 's Weible isch doch viel netter als 's Männle."

Er sah Meta dabei, ihre Zustimmung erwartend, grinsend an, obwohl seine letzte Bemerkung unfraglich zur Anschauung sonstiger Augen im Widerspruch stand, und auch ihm mochte dies aufdämmern, denn er beeilte sich, diesen Fehlgriff durch Offenbarung gründlicherer ornithologischer Kenntnisse wett zu machen und nachzusetzen: „Weischt, wenn sie z'sammekomme, do baun's sich ihr Nescht. Aber wenn's noch zu früh in der Jahrszeit isch, do haben's noch kein Futter und müssen hungern."

Unglaublich redegewandt war Jobst Stobwasser heute, es schien, die Arbeit an dem störrigen Holzklotz hatte ihm die Zunge gelenkig gemacht. Und was er sagte, bedünkte Meta auch durchaus verständig, ja erregte ihr einen beinah tiefsinnigen Eindruck, so daß sie zustimmend nickte: „Das verhält sich wohl, wie du sagst; wenn's kein Futter giebt, giebt's Hunger. Das isch so bei den Tieren und bei den Menschen." Denn als Schwabenmädchen trug Meta Nebelthau den stammesangeborenen lehrhaften Zug in sich, einen vernommenen Weisheitsspruch noch etwas zu vertiefen, das hieß in diesem Falle ihn von den Buchfinken bis auf die ungefiederten Zweifüßler weiter auszudehnen.

Demgemäß herrschte über diese Futterfrage bei beiden vollständige Übereinstimmung der Ansichten, zu einer Weiterbehandlung des Themas bot sich also vorderhand keinerlei Anlaß, und Jobst benutzte die eingetretene Lippenmuße, um sich einmal mit dem Finger hinter der Ohrmuschel zu reiben. Diese Thätigkeit ließ natürlichem Hange gemäß den Kopf etwas schief in die Höhe drehen, und dabei gerieten seine Augen jetzt in nur geringer Entfernung auf die schweigsame weiße Gesellschaftsrunde, die nach den verschiedenartigen Anschauungsweisen eine olympische Götterversammlung und eine Lumpenpersonage bildete. Unverkennbar flößte der Anblick Jobst Stobwasser, und zwar wie es schien in Berücksichtigung seiner Begleiterin, ein bißchen Verlegenheit ein; doch er fühlte, daß man in solchem Fall am besten thue, mit einer gewandten Äußerung darüber wegzugleiten, und sagte grinsend: „Die habe nur wenig am Leib, die müsse leicht frieren." Meta, die bis heute niemals hierhergekommen, war von dem ersten Anblick allerdings ziemlich überrascht und hielt infolgedessen ihr Gesicht zu aufmerksamer Betrachtung auf die ungewöhnlichen Erscheinungen verwandt. Furcht vor denselben gab ihre Miene indes durchaus nicht zu erkennen, und ebensowenig schienen die absonderlichen Gestalten auf sie den Eindruck einer abschreckenden Lumpenpersonage zu machen. Nur der schwäbische Grundzug ward in ihr, einesteils durch die nicht landesbräuchliche Bekleidung, sowie anderenteils durch die daran geknüpfte Bemerkung Jobst Stobwassers, wieder angeregt und veranlaßte sie zu der lehrreichen Gegenäußerung: „Ja, siehscht, sie habe ebe kein Geld, um sich Kleider anzuschaffe, do müsse sie friere. So geht's ihne auch nit besser als dene Buchfinke, wenn sie kein Futter haben."

Über diese tiefsinnige Glosse zu seinen Worten mußte Jobst sich, bevor ihm eine geeignete Erwiderung einfiel, erst nochmals nachdenklich am Ohr reiben. Doch er kam überhaupt nicht zu einer Offenbarung seines Gedankenprozesses, denn wie er gerade im Begriff stand, seinen leicht dunkel überflaumten Mund aufzuthun, stieß Meta plötzlich halblaut aus: „Jesses, der Peterling für die Tante, sie will sich's Knie damit einreibe!" und sie lief, schleunig Kehrt machend, geradeswegs durch das raschelnde Gezweig wieder gegen den Küchengarten davon. Einen Augenblick sah Jobst Stobwasser ihr verwundert nach, aber dann begriff er und folgte, noch ausdrucksvoller als sonst grinsend, geräuschlos hinter ihr drein.

Es sprach nämlich, wie sich leider nicht verschweigen läßt, ein ziemlich hoher Prozentsatz von Wahrscheinlichkeit dafür, daß Meta noch etwas längerer Zeit bedurft hätte, aus sich selbst heraus an das Gelenkleid ihrer guten Tante erinnert zu werden, wenn das Gedächtnis daran nicht in ihrem Gehörgang geweckt worden wäre. Dies geschah durch einen vernehmlich vom Hause herankommenden Schritt, und sei's, daß sie von der gesunden Festigkeit desselben an ein krankes Bein gemahnt wurde, sei's aus irgend einer noch hilfreich hinzugeratenden sonstigen Empfindungsanregung, es kam ein Gefühl des Zeitgemäßen über sie, sich von hier fortzubegeben, und sie sprang davon. So fand Alwig Morneweg bei seinem Eintreffen die olympische Gesellschaft in ihrer grünen Wildnis ohne Zuthat einer Lautäußerung in heutiger schwäbischer Mundart, so feierlich schweigsam wie immer; nur sahen sie ihn im schon ziemlich stark dämmernden Licht an, als begriffen sie nicht recht, was er in ihrem Kreis suche. Im allgemeinen wollte er auch nichts von ihnen, sondern es trieb ihn nur im einzelnen an, der Diana Abnoba noch einen kurzen Abendbesuch zu machen. Nach philosophischen Definitionen bekundete dieser Trieb bei ihm eigentlich die nämliche, aus dem innerlichen Gefühl der Abhängigkeit entspringende echte Frömmigkeit wie im Busen der alten Euphrosyne; er unterschied sich von der letzteren nur dadurch, daß er seine Weihgabe, einen anmutigen Strauß mitgebrachter Feldblumen, nicht der christlich gewordenen Ceres, sondern der altheidnisch verbliebenen Diana zuwandte. Aber diese stand ihm näher, er war ja am ersten Tage von seinem Onkel unter ihren speciellen Schutz gestellt worden, und er fühlte eine Verpflichtung, seine Dankbarkeit ihr gegenüber zu bethätigen. Außerdem hatte sie unfraglich Cynthia Valeria und Eudora Servilia noch persönlich gekannt, konnte, wenn sie wollte, eine weitere Auskunft über die beiden geben. Vielleicht machte die Blumenspende sie dazu geneigt; Alwig sah sie erwartungsvoll an. Doch sie blieb beharrlich bei ihrer einmal hergebrachten Schweigsamkeit, es schien nur, als drehe sie ein wenig aus dem Augenwinkel einen Seitenblick nach ihrer Nachbarin zur Rechten hinüber. Er wandte sein Gesicht auf diese, aber das war die Olympierin, die ihn von allen am wenigsten anging, die Venus. Oder lag doch etwas in dieser Hindeutung verborgen? Die Valeritta redete in ihrem Brief mehrfach ihre Freundin „meine Venus" an. Das mochte freilich nur ein üblicher römischer Kosename, wie „mein Herz, mein Schatz" sein, aber es konnte doch auch eine individuelle Bezüglichkeit enthalten. Sehr reizend war die Eudora sicherlich gewesen, das ging aus allem hervor. Er betrachtete sich die Venus eine Weile und glaubte in der That in der Bildung des Untergesichtes, den Wangen, dem Kinn, auch den Lippen eine gewisse Ähnlichkeit zu finden. Das war freilich gedankenloser Unsinn, denn er kannte ja kein Bild der Eudora. Was ihm beim Anschauen des Gesichtes der Statue eingefallen, war nur gewesen, jene könne allerdings wohl etwas in der Art ausgesehen haben.

Es dunkelte zu sehr, um weitergehende Mutmaßungen über diese archäologische Frage heute anzustellen, und Alwig begab sich zum Hause zurück. Er fühlte sich auch angenehm schlafmüde, denn er hatte, wie schon seit Wochen, fast den ganzen Tag mit seinem Onkel, der Famula und den Gräbern desselben im Bregthal rüstig an der Aufdeckung von Brigobannä gearbeitet. Manches Neue und Bedeutungsvolle war aus der Erde heraufgefördert worden; ein eigener, sich steigernder Reiz lag doch in diesen Nachforschungen, hatte sich Alwigs wie Magdala Baldewins in gleichem Grade bemächtigt, so daß sie gewissermaßen in einen unausgesprochenen Wetteifer geraten waren, sich in der Erforschung und Erkenntnis der ausgegrabenen Gegenstände den Vorrang abzugewinnen. Nicht indes durch gegenseitig ausgetauschte Bemerkungen,

sie redeten wie am ersten Morgen keine Sterbenssilbe miteinander; ein Verkehr fand zwischen ihnen nur indirekt durch Vermittelung des Doktors statt, an den sie ihre Fragen richteten oder dem gegenüber sie bei einem Zwiespalt der Meinungen, der häufig eintrat, die ihrige verfochten. Dann entschied Berchtold Morneweg die Streitfrage und fügte wohl nach: „Es ist erfreulich, wahrzunehmen, wie euer Interesse sich von Tage zu Tage erhöht. Das bildet die Hauptsächlichkeit, das in Wirklichkeit Weiterfördernde. Der Irrtum schadet nicht, sondern ist eigentlich notwendig, denn durch ihn gelangt man zumeist erst auf den richtigen Weg."

Das mochte ein begründeter Erfahrungssatz sein, und in allem, was sich auf die Forschung bezog, legte er ja auch vollste Verständigkeit und gründlich gereifte Einsicht an den Tag. Doch es schien Alwig, ein klein wenig mehr hätten seinem Onkel manchmal auch die Erfordernisse des gegenwärtigen Lebens zum Bewußtsein kommen können. Aber diese waren unverkennbar gar nicht für ihn vorhanden, er besaß weder Auge noch Ohr dafür. Heute bethätigte er dies wieder an einem Fall; es sollten Untersuchungen am jenseitigen Ufer der Breg vorgenommen werden, und der Doktor wanderte mit seinen wasserdichten Stiefeln, die anderen zum Nachfolgen auffordernd, eifrig seinem Ziel entgegen durch den Fluß. Allerdings war dieser sehr sommerlich seicht, allein daß seine Famula es dennoch mit ihren langen Kleidern nicht ebenso machen könne, kam ihm nicht in den Sinn. Oder vielmehr, noch ärger, es geriet ihm vor die Augen, denn er drehte einmal, noch etwas umblickend, den Kopf und mußte sie hilflos auf einem Stein stehen und suchen sehen, wie sie zu einem anderen hinübergelange. Doch auch das beließ ihn vollständig gleichgültig; ohne nur einen Ratschlag zu erteilen, ging er unbekümmert weiter. Das war wirklich eine Rücksichtslosigkeit, die etwas Unwürdiges besaß und aufbringen mußte, denn immerhin gehörte seine Famula doch dem weiblichen Geschlecht an, das in einer Notlage Anspruch darauf machen durfte, von einem mitanwesenden Mann Beihilfe zu erwarten. Aber was dachte der Onkel sich von heutiger Mädchenkleidung! In seiner Vorstellung brauchte sie vermutlich nur ihre Tunica ein wenig aufzuheben und mit Sandalenfüßen durch das Wasser hinzugehen, wie Eudora es vielleicht gethan hätte oder möglicherweise an dieser selben Stelle wirklich einmal gethan hatte. Denn die Breg war damals jedenfalls im Sommer ebenso gewesen wie jetzt, „molli edito montis Abnobæ jugo effusus".

In der That, man konnte wohl die herkömmliche leere gesellschaftliche Höflichkeit außer acht lassen, aber sich brutal zu benehmen, war doch etwas anderes. Alwig fühlte Ärger über das unmännliche und geradezu unmenschliche Behaben seines Onkels, rief plötzlich kurz: „Warten Sie!" griff nach einem großen abgeplatteten Stein, ging damit vor und legte ihn so in das schmale Flußbett, daß Magdala auf ihn zu treten und von ihm aus einen weiteren zum trockenen Hinüberkommen ans andere Ufer zu erreichen vermochte. Sie äußerte nichts, nur drüben hob sie, ebenso kurz wie sein Zuruf gewesen, den Kopf und sagte: „Ich danke." Dabei wippte ihr Strohhutrand etwas nach oben und ließ darunter zum erstenmal einen Moment lang ihre Augen Alwig Morneweg ins Gesicht blicken. Das heißt, eigentlich sah er diese nicht, sondern da gerade die bereits schräge Nachmittagssonne in sie hineinfiel, kam ihm von ihnen her nur ein Geflimmer tanzender Goldpünktchen über einem dunkel-achatbraunen Untergrunde entgegen, das ihn an etwas erinnerte, ohne daß er sich zunächst sagen konnte, was. Dann fiel's ihm ein, es gab eine Herbstblume, die er einmal in einem stillen Gartenwinkel gesehen und die, von mittäglicher Septembersonne überflammt, solchen weichsammtnen bräunlichen Kelch und davor auch solches Goldfunkenspiel leicht im

Windhauch zitternder Staubfäden besessen hatte. Wie's ihn bedünkte, hatte sie zur Art der Pantoffelblümchen gehört. Der jenseitige Rand der Breg erwies sich im übrigen nicht so ergiebig, als der Doktor vermutet, und dieser kreuzte bald wieder über den Fluß zurück, natürlich abermals ebenso gleichgültig, wie Magdala dies bewerkstellige. Doch sie schien von ihrer Abkunft her auch etwas schwäbisches Mädchenblut in sich zu tragen, das keiner Repetition einer ihm einmal zu teil gewordenen Belehrung bedurfte, denn sie stand diesmal durchaus nicht unschlüssig, auf eine Hilfsleistung wartend, sondern eilte sogleich behend an die Stelle zurück, wo die Steine ihr beim erstenmal das Hinübergelangen ermöglicht hatten. Es war ziemlich weit dorthin, und Alwig, von der Wiederholung der Rücksichtslosigkeit seines Onkels fast noch mehr als vorhin geärgert, hegte in der Voraussicht derselben den Vorsatz, ihm sein geradezu unanständiges Benehmen einmal „durch die Blume" zu verstehen zu geben. Er bezweckte, eine vollständige Brücke für das Mädchen anzulegen, hatte schon einen ersten großen Stein dafür gehoben und rief ihr, allerdings in etwas offiziersmäßig kommandierendem Ton zu: „Kommen Sie hierher!" Doch sie hörte es nicht oder hörte vielmehr nicht darauf, sondern lief, ohne den Kopf zu wenden, weiter, und er warf die zwecklos gewordene erste Quader seines geplanten Höflichkeits-Bauwerkes achtlos vor sich hin. Daß der große Stein dabei platschend ins Wasser falle und ihm dies mit einem reichhaltigen Springquell bis ins Gesicht aufklatsche, hatte er nicht weiter in Erwägung gezogen. Um so mehr verdroß ihn diese Folge seines Thuns, die er nach menschlicher Neigung nicht sich, sondern dem unvernünftigen Gegenstande, für den er sich bemühen gewollt, beimaß, und er konnte sich nicht enthalten, vor sich hin zu äußern: „Das geschieht einem recht, wenn man einer Gans über's Wasser helfen will." Vielleicht meinte er dies nur gleichnismäßig, daß dieselbe eben schon ausreichend selbst von der Natur dazu befähigt sei; aber seine Miene ließ den Verdacht nicht unterdrücken, er habe die Auswahl aus der großen Zahl der Schwimmvögel nicht aufs Geratewohl getroffen und durch eine Stellvertretung von „Schwan" oder „Möwe" werde seine Empfindung nicht so befriedigend zum Ausdruck gelangt sein.

Man begab sich auf den Heimweg, die Sonne begann sich schon zu verschleiern, ehe sie noch drüben im Westen den Feldberg erreichte, zwischen langen, roten Wolkenstreifen nahm der Himmel über dem Horizont eine vollkommen lichtgrüne Färbung an, und die Luft war so weich, wie sie noch nie seit dem Anfang des Frühlings gewesen. So den Wellen eines lauen Bades ähnlich kam sie, von leisem Wind bewegt, daher, es lag etwas Traumhaft-Ahnungsvolles in ihrem köstlichen Anhauch. Doch Berchtold Morneweg empfand dies nicht oder zog vielmehr nur eine praktische, bedauerliche Folgerung daraus: „Ich besorge, daß wir Regenwitterung bekommen und uns genötigt sehen werden, unsere Nachsuchungen für einige Tage auszusetzen. So möchte ich den heutigen noch benutzen, um den Hügel unseres Stelldicheinplatzes einmal auf etwaige alte Überbleibsel näher in Augenschein zu nehmen. Wir werden ja noch ausreichende Zeit zu dieser Besichtigung haben; ich vermute nämlich, daß er als die einzige in der Umgegend zwischen der Gauchach und der Breg befindliche Erhebung zur Römerzeit irgendeinem besonderen Zwecke gedient haben dürfte, etwa einem Altare oder einem Signalwerk, um eine Zeichensprache an die Straßenwarttürme nach dem Paßübergang des Schwarzwaldes gegen Tarodunum hin zu übermitteln."

Der Sprecher bog auf einem schmalen Pfade zu dem Hügel hinan, und seine beiden archäologischen Gehilfen folgten ihm nach. Die kleine Anhöhe war unten von einem lichten, hellgrünenden Laubgebüsch umgürtet, zwischen dessen Lücken

der Boden vollständig hier von weiß-röt-lichen Anemonen, dort von gelben Him-melsschlüsseln überdeckt lag. Sie sahen Alwig Morneweg an, als nickten sie ihm bekanntschaftlich zu, doch beruhte dies offenbar auf einer Täuschung, denn er war noch nie hier herauf gekommen. Der Steig engte sich auf kaum Fußbreite zu-sammen, und der Doktor bildete einen lebens- oder wenigstens augengefährlichen Vormann. Für ihn gab's nur sein Ziel vor ihm. Hinter ihm war nichts vor-handen, und er ließ die Zweige, die er durchbrach, zurückschnellen, daß sie wie klitschende Peitschen der ihm nachfolgen-den Magdala entgegenfuchtelten. Einmal schwippte ihr eine Weidengerte auch wirk-lich fast ins Gesicht, ward nur noch von der breiten Hutkrempe aufgefangen und klatschte hörbar auf das feine Strohge-flecht. Hinter ihr gehend, zuckte Alwig die Achsel; wer so einfältig war, der mußte sich die Haut zerkratzen lassen. Es konnte sogar passieren, daß solch ein scharfer Zweig ihr ins Auge schlug und dies erheblich verletzte. Dann geschah's seinem Onkel recht, denn dessen eigen-süchtige Achtlosigkeit trug die Schuld daran und die Verantwortung dafür.

Eigentlich war das aber doch eine etwas zu harte Strafe für sein unbe-dachtes Handeln; es lag einmal so in seiner Natur, er konnte nicht anders, und es kam einem bei ihm Befindlichen zu, ihn wie ein unvorsichtiges Kind vor den möglichen Folgen seiner Nachlässigkeit zu behüten. Als sein Neffe obendrein hatte Alwig entschieden eine nächste Verpflich-tung dazu; er machte in dieser plötz-lichen Erkenntnis ein paar langausholende Schritte vor, brach zur Rechten Magda-las das Gebüsch rauschend und knackend herunter und begab sich, wortlos den Vortritt vor ihr einnehmend, zwischen sie und seinen Onkel. Ganz ohne selbstsüch-tiges Motiv hatte er dies freilich nicht ins Werk gesetzt, denn er brauchte so nicht mehr das langweilige blaue Kleid mit dem abgeschmackten weißen Schleier darüber vom Hinterkopf bis auf den Nacken beständig vor Augen zu haben.

Nach oben lichtete sich der Busch, graue Felsrippen traten aus dem Grund hervor, und einige hohe Buchen krönten die Hügelspitze. Der Doktor blieb, prü-fende Blicke ringsumher sendend, stehen; Magdala war ein wenig müde geworden und setzte sich auf eine bankartig aufge-wölbte Baumwurzel. Berchtold Morne-weg zeigte sich von dem Ergebnis nicht ganz befriedigt, obwohl es trotzdem die Überzeugung in ihm befestigte, die Höhe müsse ehemals zu einer Zeichengebung in die Ferne, nächtlicherweile durch Feuer-brände, bei Tage vermittels großer, an Stangen aufgehängter Holzklötze, wie Flavius Vegetius solcher Erwähnung thue, gedient haben. Dazu war aller-dings ein Unterbau in Turmart erforder-lich gewesen, von dem sich hier oben keine Spur mehr wies. Aber es lag in der Wahrscheinlichkeit, das allmählich brüchig gewordene Gemäuer desselben werde durch Wassereinflüsse schließlich an der nach Westen steil hinunterfallenden Seite der Kuppe abgestürzt sein und sein Ge-stein sich noch tiefer drunten im Gebüsch verbergen. Dieser Hypothese wollte der Doktor doch nachgehen, bedurfte dazu in-des einer Beihilfe, die ihm darüber Aus-kunft erteile, ob er zwischen dem Laub-geflecht drunten auch die erforderliche Richtung der Absturzmöglichkeit einhalte. Er sann einen Augenblick über ein Mit-tel dafür nach und fand dies, indem er äußerte: „Es wird am sichersten sein, wenn ihr hier bis zu meiner Rückkunft verbleibt und auf meinen Zuruf mir durch euren Stimmenschall bestätigt, daß ich zu der richtigen Stelle unter diesem Niederfall hinabgelangt bin. Es bedarf nur eines ‚Ja' oder ‚Nein', daraus werde ich schon entnehmen, was ich zu wissen wünsche."

(Fortsetzung folgt.)



Im Flußgebiet der Schwarza.

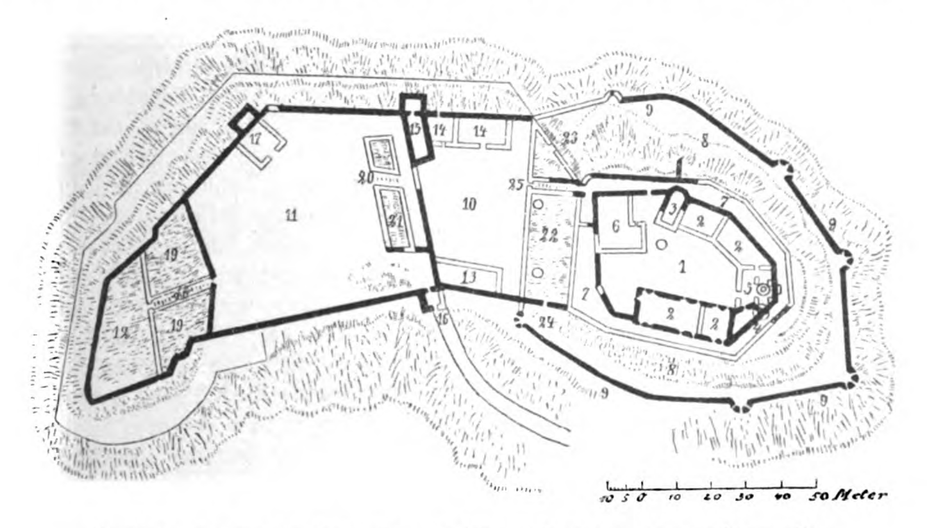
Von
Georg Lehnert.



Dort, wo die auf dem Fichtelgebirge entspringende Saale sich nach vielgebogenem, die nördlichen Abhänge des Franken- und Thüringerwaldes umfassendem Laufe in mehreckigem Knie nach Nordosten wendet, um in dieser und nördlicher Richtung dem Elbstrome zuzueilen, vereint sich mit ihr ein Kind des Thüringerwaldes, die Schwarza. An der Mündungsstelle liegt der schwarzburg-rudolstädtische Marktflecken Schwarza, zugleich diejenige Station der Saalbahn, auf welcher man übersteigt in den nach Blankenburg im Schwarzathale führenden Zug. Dem Laufe der Schwarza entgegen rollt der Dampfwagen in weit geöffnetem Thale zwischen Feldern, Wiesen und lauschigen Hainen dahin, zur Rechten das Thal begrenzt von waldigen Bergen, zur Linken von sanftgeschwungenen Hügeln. Kurz ehe der Zug in den Bahnhof Blankenburg einläuft, tritt zur Rechten hinter den Thalwänden eine Bergkuppe hervor. Aus der Buchenwaldung, welche die Kuppe umkleidet, ragt graues Gemäuer. Das sind die Ruinen des Greifensteins, der Feste Blankenburg.

An dem Hause vorüber, in welchem der Pädagog Friedrich Fröbel von 1837 bis 1845 wohnte und die erste Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen errichtete, führt der Weg vom Bahnhof Blankenburg über die Schwarza und das in diese einmündende Rinneflüßchen hinweg, am alten, malerisch gelegenen Friedhofe der Stadt empor zum Schloßberge und hier unter prächtigen Buchen zur Burgruine. Durch das noch gut erhaltene Hauptthor betritt man dieselbe. Langgestreckte Mauern, welche große Plätze umschirmen, zeigen sich dem Auge; tiefe Gräben, umwehrt von Mauern, Bastionen und Türmen, umspannen die Plätze oder trennen die einzelnen Teile der Burg voneinander. Überreste von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, das spitzbogige Fenster einer Kapelle ragen in die Luft. Gras und Kraut sind auf den Mauern gewachsen, Epheu hat sie umsponnen, Bäume wurzeln in ihrem Gefüge fest. In den Höfen des Schlosses breitet sich dichter Rasen, grünen Wacholderbüsche, strecken Laub- und Nadelbäume die Äste. Dem tiefen Schloßgraben entsteigen stämmige Buchen, mit mächtigen Kronen die Trümmer weit überragend. So ruhen die Reste dieser Burg: wehmütig stimmend durch den Gegensatz zu der sie einschließenden, üppig sprossenden Pflanzenwelt, durch den Widerstreit gegen das lachende Bild der Landschaft ringsumher. Zu Füßen des Schloßberges liegt das freundliche Städtchen Blankenburg; jenseit desselben bauen sich waldbedeckte Berge auf. Zur Rechten, nach Westen zu, weitet sich das anmutige Thal der Rinne. Wie Versatzstücke eines Theaters schieben sich hier die Berge zu den Thalwänden zusammen, an immer neuen Vor-

sprüngen und Berghängen gleitet das Auge vorüber, bis es endlich am Horizonte den Goethe-berühmten Kickelhahn bei Ilmenau und den kahlen Kopf des sagenreichen Singerberges begrüßt. Zur Linken von Blankenburg, nach Osten zu, sieht man das Thal der Schwarza, sieht die Saale, wie sie in krümmendem Laufe das hohe, vielgliedrige Muschelkalkmassiv des Saalfelder Kulms umfließt, sieht weiter die Saale hinauf nach Saalfeld mit seinen Türmen und den Resten der alten, von Karl dem Großen gegen die nicht kannte, wohl geeignet erscheinen zur Anlage eines festen Platzes. Frei nach dem Schwarza- und Rinnethal abfallend, am Rande einer Hochebene entspringend, welche im Norden begrenzt wurde von dem langgestreckten, fast überall steil abfallenden Zuge der Kesselberge, beherrschte der Greifenstein die Zugänge zu zwei Thalpässen und gewährte weiten Ausblick auf das Saalthal und die dasselbe einrahmenden Gelände. — Die Burg, welche auf dem Scheitel des Schloßberges errichtet war, bestand aus drei Teilen.



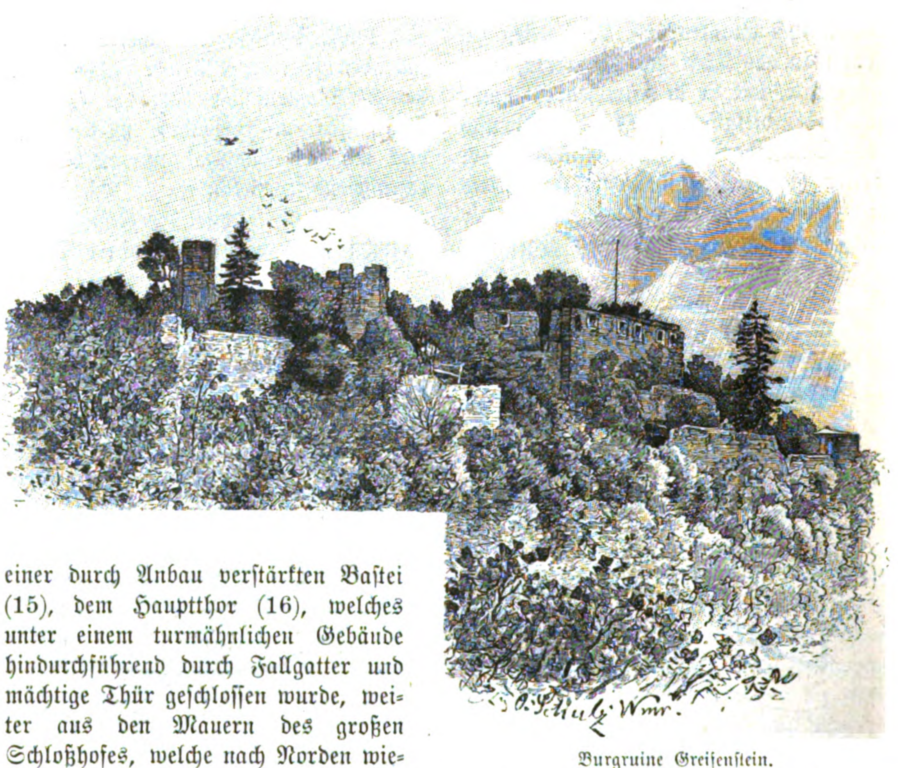
Grundriß der Burgruine Greifenstein. Nach der Aufnahme von Theodor Bauermeister.
(Die nur in Konturen gezeichneten Mauern sind nicht mehr vorhanden.)

Sorben errichteten Burg, sieht endlich hinüber über die Saale auf weite Feldfluren, aus denen, umringt von Häusern und Bäumen, die Schlösser von Ranis und Könitz sich erheben. Doch auch auf einer blutigen Stätte deutscher Geschichte weilt der Blick, auf dem Schlachtfeld von Saalfeld und der Stelle am Ausgange des Dorfes Wöhlsdorf, an welcher Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen in diesem der Schlacht von Jena vorausgehenden Gefechte vom 10. Oktober 1806 durch die Hand des französischen Quartiermeisters Guindey den Tod fand.

Die Bergkuppe des Greifensteins mußte einer Zeit, welche die Feuerwaffen noch

Der erste Teil wurde gebildet von dem inneren Schloßhofe (1) mit den Wohngebäuden (2), der Kapelle (3), dem Turm (4), der Küche (5) und der Kellerei (6), der zweite Teil von dem Zwinger (7), der dritte von dem Burggraben (8) mit der äußeren, durch Bastionen verstärkten Mauer (9), dem mittleren und äußeren Schloßhofe (10 und 11) und dem Verteidigungs-(Defensions-)Platze (12). Die dritte Abteilung war die äußerste und größte. Sie mußte, wenn die Burg angegriffen wurde, vom Belagerer zuerst berannt werden. Die Verteidigungslinie, welche sie bot, setzte sich zusammen aus der äußeren Mauer mit ihren Bastionen,

den Mauern des mittleren Schloßhofes mit mehreren, zu Verteidigungszwecken bestimmten Gebäuden (13 und 14) und einer durch Anbau verstärkten Bastei (15), dem Hauptthor (16), welches unter einem turmähnlichen Gebäude hindurchführend durch Fallgatter und mächtige Thür geschlossen wurde, weiter aus den Mauern des großen Schloßhofes, welche nach Norden wiederum in einer Bastei (17) vorsprangen, und endlich aus den Mauern des Defensionsplatzes. Mußte der Defensionsplatz geräumt werden, so zogen sich seine Verteidiger über die Zugbrücke (18), welche den zwischen Defensionsplatz und großem Schloßhofe befindlichen, von Mauern umgebenen Graben (19) überspannte, nach dem großen Schloßhofe zurück. Wurde dieser genommen, so überschritten die Verteidiger auf einer zweiten Zugbrücke (20) einen zweiten mauerumwehrten Graben (21) und hielten den mittleren Schloßhof, dessen Einnahme wegen der in ihm befindlichen Verteidigungsräume (13, 14, 15) schwierig genug war. Zwischen dem mittleren Schloßhofe und dem Zwinger öffnete sich ein breiter, nach allen Seiten, auch gegen den Burggraben durch starke Mauern geschlossener Graben (22). Von ihm aus gelangten die Verteidiger durch Thore (23 und 24) zu dem Burggraben und



Burgruine Greifenstein.

dessen Befestigungen. Wurden Burggraben und mittlerer Schloßhof erobert, so nahmen die Verteidiger ihren Rückzug über die Zugbrücke (25) nach dem Zwinger, und wenn auch dieser verloren ging, boten der innere Schloßhof und dessen starke Gebäude noch lange Widerstand. Es ist klar, daß bei einer solchen Befestigungsanlage die Insassen der Burg auch dann, wenn die Einnahme an einem anderen Punkte der äußeren Verteidigungslinie begann als am Defensionsplatze, den Kern des Schlosses geraume Zeit zu halten vermochten.

Das war die Feste Blankenburg, für eine Zeit, welche keine Feuerwaffen besaß, wohl so gut wie uneinnehmbar. Sie ist auch, soviel wir wissen, niemals erobert worden. Nach Erfindung der Feuer-

waffen freilich bot sie keinen Schutz mehr, da man von den Kesselbergen aus in das Innere der Burg Geschützkugeln werfen konnte. Sie wurde daher aufgegeben und verfiel allmählich.

Die Zeit ihrer Erbauung ist nicht bekannt. Erwähnt wird die Burg zuerst unter dem Namen Greifenstein 1137 in einer Urkunde, welche ein Graf Sizzo von Kevernburg und Schwarzburg dort ausstellte. Sie befand sich also damals geboren, jener nachmals als deutscher König so schnell (an Gift) gestorbene Fürst. Beim Tode des Grafen Heinrich XXXVII. von Schwarzburg (1538) fiel die Burg seiner Gemahlin Katharina der Heldenmütigen (bekannt durch ihr tapferes Auftreten gegen Alba: „Fürstenblut für Ochsenblut!") als Wittum zu. Katharina bewohnte sie nicht, und auch als 1571 bei Teilung der schwarzburgischen Lande die Burg an die rudol-



Schwarzathal: Blick auf den Kirchfelsen.

schon im Besitz der Grafen von Schwarzburg. Im Jahre 1304 wurde auf ihr Graf Günther XXI. von Schwarzburg städtische Linie kam, wurde sie nicht mehr bewohnt. So ging ihr beginnender Verfall rasch vorwärts; Wind und Wetter

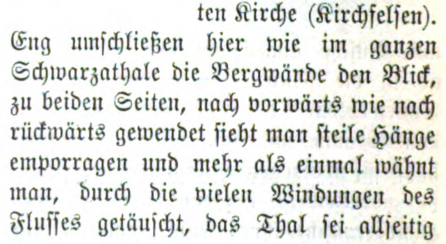
legten sie, da der Sandstein, aus welchem sie aufgeführt worden war, leicht verwittert, gar schnell in Trümmer. Unter der Regierung des kürzlich verstorbenen Fürsten Georg von Schwarzburg-Rudolstadt ist viel geschehen, um dem gänzlichen Verfall der Burgruine zu steuern.



Schwarzathal: Blick von der steinernen Brücke.

* * *

Im Süden des Greifensteins, jenseit der Stadt Blankenburg, bricht die Schwarza aus engem Bergthal hervor. Dem Laufe des Flusses entgegen führt auf dem linken Ufer die Straße, auf dem rechten der Fußweg in reichlich zwei Stunden von Blankenburg nach Schwarzburg. Wir folgen der Straße. An dem Denkmal Friedrich Fröbels vorüber, welches in den Blankenburger Parkanlagen errichtet wurde, an freundlichen Villen vorbei leitet der Weg zu der schmalen Bergpforte, aus welcher die Schwarza über ein Wehr stürzend hervorsprudelt. Hier treten wir ein in den vielgewundenen, tief zwischen Berge und Felsen eingeschnittenen Teil des Schwarzathales, welcher ob seiner Schönheit alljährlich von Tausenden besucht wird. Zur Linken erheben sich steile, waldbedeckte Berge, zur Rechten steigen kahle, von Schieferblöcken übersäte, hier und da nur mit Gebüsch bestandene Hänge empor. Mächtige Felsen zeigen sich, oft in wunderlicher Gestaltung. Scheint es hier, als habe eine Riesenfaust Steinblöcke zu einer Treppe übereinander geschichtet (Teufelstreppe), so trägt dort ein Felsgebilde Ähnlichkeit mit dem Turm einer in gotischem Stil erbauten Kirche (Kirchfelsen).



Eng umschließen hier wie im ganzen Schwarzathale die Bergwände den Blick, zu beiden Seiten, nach vorwärts wie nach rückwärts gewendet sieht man steile Hänge emporragen und mehr als einmal wähnt man, durch die vielen Windungen des Flusses getäuscht, das Thal sei allseitig

geschlossen. Murmelnd und plaudernd fließt die Schwarza über den Schotter in ihrem Bette, oder sie rauscht in mächtigen Sprüngen über große Schieferblöcke hinweg, oder zwängt sich gischtsprühend zwischen Felsenstücken hindurch. Tiefe Löcher hat das Wasser in die Steinmassen gewühlt, oben auf den Blöcken haben sich Gräser und Büsche angesiedelt und nicken hinab in die Fluten. Graugrün sind die Schieferblöcke der Thalgehänge, doch dunkelbraune und schwefelgelbe Flechten haben sie überzogen, grünsammetnes Moos sie überkleidet, blühende Kräuter und Himbeerbüsche ihren Fuß umhüllt. Auf dem anderen Ufer der Schwarza aber stehen ernst und schweigsam die mächtigen Nadelbäume des weit sich streckenden Forstes.



Schwarzathal: Blick auf den Eberstein.

Vorwärts geht es im engen Thale, Straße wie Fußweg zur einen Seite vom Bergeshang, zur anderen von dem Wasser des Flusses begrenzt. Nach und nach schwindet die Kahlheit der Thalseiten zur Rechten und stämmiger Hochwald tritt an die Straße heran. Da grüßt vom jenseitigen Berghange, mit zackigen Zinnen aus Laub- und Nadelwald auftauchend, ein Jagdschloß herüber, der Eberstein. Fluß und Straße führen um die steile

Hünenkuppe,* auf welcher das Gebäude errichtet ist, herum, immer neue Windungen von Wasser und Weg werden sichtbar, immer wieder scheint es, als müßten die aufsteigenden Berge den Pfad verschließen. Bei jeder neuen Biegung enthüllt sich ein neuer, reizvoller Anblick der schönen Thallandschaft. Bald sind es groteske Felsbildungen, welche das Auge fesseln, bald prächtige Gruppen alter Waldbäume; hier taucht der Blick hinein in ein lauschiges Seitenthal, dort steigt er empor an steilen Wänden. Über steinigen Untergrund springt hier die Schwarza schäumend hinweg, steht dort fast still unter den breiten, überhängenden Ästen der alten Fichten, unter den nickenden Wedeln des Farnkrautes; dann tost sie wieder wie ungebärdig gegen einengende Felsen und fließt wenig Schritte weiter ruhig dahin zwischen schmalen, von jungen Bäumen umstandenen Wiesenstreifen. Binsen und allerlei Blattwerk schließen die Ufer ein, die Heckenrose blüht daneben, Holunder- und Stachelbeerbüsche, Weiden und sonstiges Strauchholz spiegeln sich in den Wassern. Schlanke Buchen und knorrige Eichen, düstere Nadelbäume mit langwehenden Flechtenbärten stehen hier in dichten Massen vom Gipfel der Berge bis hinab zu den Flußufern, umrahmen dort in lichten Beständen felsige Klippen. Drossel und Amsel flöten im Gezweig der Waldbäume, Finken schmettern lustig drein, Schwalben

Schloß Schwarzburg von Nordosten.

* Man hat in der Hünenkuppe und ihrer Umgebung Örtlichkeiten wieder erkennen wollen, welche in Gustav Freytags Roman „Ingo und Ingraban“ eine für Ingo bedeutsame Rolle spielen, und hat daher eine weiter thalabwärts gelegene Felspartie Ingoklippe, eine gegenüber im Thalgrunde des in die Schwarza mündenden Werrabaches stehende mächtige Eiche Gustav-Freytag-Eiche getauft. Man befand sich mit jener Voraussetzung, wie auch aus Freytags Selbstbiographie hervorgeht, im Irrtum. Das Schwarzathal und seine nähere Umgebung finden nur gegen Ende des Romans, in der Erzählung von Ingraban, Erwähnung. Auch der Name Hünenkuppe hängt nicht, wie man annahm, mit dem Worte Hüne zusammen, sondern ist, wie alte Forstkarten ergeben haben, entstanden aus der Bezeichnung Hohe (Huche) Kuppe.

segeln durch die Luft, der Eisvogel in blauschillerndem Gefieder fliegt über den Wasserspiegel, und in die schäumenden Fluten stürzt sich der Wasserstar, Kerbtierlarven zu jagen. Im Wasser selbst, das bald hellgrün wie junge Buchenblätter, bald gelblichgrau und schwärzlichbraun, bald auch dunkelgrün erscheint wie das Glas der alten deutschen Trinkgefäße, schießt die Forelle pfeilgeschwind dahin, und in den schmalen Buchten zwischen den Felsblöcken am Ufer, wo das Wasser im Wirbel langsam sich dreht, sinken winzige Goldkörner nieder, welche die Schwarza aus den Bergen des Thüringerwaldes hinwegführt. Nur sehr spärlich war die Ausbeute, welche hier einst das Waschen des Goldes gewährte, und niemand betreibt es mehr, seit vor wenigen Jahren der letzte Goldwäscher der Schwarza gestorben. Aus dem Schwarzagolde ließen einmal die Herzöge von Hildburghausen Dukaten schlagen, deren Herstellung freilich das Dreifache ihres Goldwertes kostete, und noch gegenwärtig werden die Trauringe für die Angehörigen des schwarzburgischen Fürstenhauses aus Schwarzagolde gefertigt.



Schloß Schwarzburg von Westen.

Vorüber an dem im Schweizerstile erbauten Hause des Wildwärters führt der Weg. Auf den Bergen längs der Schwarza hausen Wildschweine, welche in dem zum fürstlich schwarzburgischen Tiergarten gehörigen Saupark gehalten werden. Oben am Eberstein ist die Fütterung des Schwarzwildes, dort kann man zur Fütterungsstunde die trotzigen Gestalten der „Schwarzkittel“ zu vielen nahe vor sich sehen.

Eine Strecke thalaufwärts vom Hause des Wildwärters ändert sich das landschaftliche Bild. Von beiden Seiten tritt auf steilen Berglehnen der Hochwald bis an die Schwarza heran, welche schäumend und sprudelnd in engem, felsigem Bette dahinströmt. Die Straße verläßt das Ufer des Flusses, steigt am Hange empor und gewährt endlich durch die Waldbäume hindurch einen Blick auf Schloß Schwarzburg. So schön diese Ausschau bereits ist, eine bessere gewinnt man, wenn man, jetzt die Straße verlassend, den Berghang hinaufsteigt zum Trippstein. Dort oben tritt man in ein aus Holz und Borke gezimmertes Häuschen und sieht von hier aus im Rahmen des großen Fensters Schloß und Dorf Schwarzburg vor sich liegen wie ein Märchenbild.

Von dem Bergzuge, welchem der Trippstein angehört, springt über einen Kilometer weit vor ins Thal eine Felsennase und zwingt den Schwarzafluß, um sie herumströmend sie von drei Seiten einzuschließen. Auf dem Rücken der Felsennase liegt das Schloß, an ihrem Ostfuße im Thale das Dorf Schwarzburg. Rings um das Thal aber ragen hohe, mit Nadel- und Laubwald bestandene Berge. Welche Fülle von landschaftlicher Schönheit der Blick vom Trippsteinhäuschen auf Schwarzburg gewährt, vermag weder Stift noch Feder erschöpfend wiederzugeben. Tief unten im Thale der blitzende Spiegel der Schwarza, daneben grünende Wiesen und schmucke Dorfhäuser, dann steil aufsteigend der Schloßberg, hier bedeckt von grünen Matten, dort von alten Laubbäumen, zwischen denen das nackte Gestein hervorlugt, auf dem Grate aber das Schloß, aufleuchtend aus den Baumkronen, wirkungsvoll sich abhebend von dem dunklen Hintergrunde der Waldberge. Zur Linken schließt den Ausblick weit draußen am Horizont auf luftiger Höhe ein Dorf, dessen schindelgedeckte Häuser im Sonnenlichte blinken, zur Rechten blauen, fast verschwimmend mit den Wolken, die Bergketten des Thüringerwaldes. So baut das Bild sich auf, herrlich zu jeder Tages- und Jahreszeit, aber wie verzaubert anzusehen, wenn die aufgehende Sonne die Berghöhen übergoldend ihre Strahlen auf das Schloß wirft, während das Thal noch in Dunkel und Nebel liegt, oder wenn die Sonne hinter den Bergen des Thüringerwaldes zur Rüste geht, im Thale sich der Abend breitet, die Schatten der Berge an den jenseitigen Hängen höher und höher steigen, über das Schloß jedoch, in seinen Fenstern vielfältig sich wiederspiegelnd, die glühendroten Lichter des scheidenden Tagesgestirnes spielen.

Um die Abendstunde auch tritt das Wild heraus aus den Wäldern des Tiergartens und äst auf den weiten Wiesenflächen, welche unterhalb des Schlosses im Thalgrunde der Schwarza sich erstrecken. Dann sieht man, über das Geländer der nach dem Schlosse führenden Straße gebeugt, oder auf der Terrasse des Hotels zum Weißen Hirsch sitzend, die oft fünfzig und mehr Stück zählenden Rudel Rotwild sich hin und her bewegen, erblickt reckenhafte Hirsche, erfreut sich am Treiben der Hirschkühe und -kälber, gewahrt wohl auch hier und da ein schlankes Reh oder sieht einen Hasen durch den Grund springen.

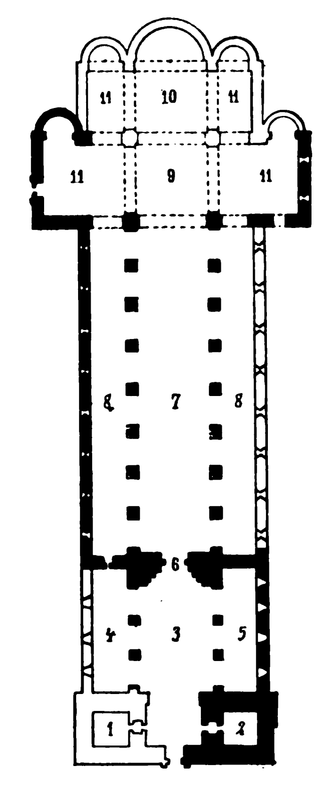
Schloß Schwarzburg besteht aus vier Teilen, der Burgvogtei, dem Zeughause, dem Wohngebäude mit der Kapelle, und dem Kaisersaale. Man betritt das Schloß von Norden her durch den unter der Burgvogtei hinwegführenden Thorweg. Zur Rechten liegt das Zeughaus. Dasselbe enthält eine große Zahl von Feld-

geschützen alter und neuer Zeit, eine Menge von Spießen, Schwertern, Rüstungen und Panzerhemden, dann alle Arten Handfeuerwaffen von der alten Donnerbüchse an bis hinab zu den Erfindungen unseres Jahrhunderts. Viele Gewehre und Pistolen mit schöner eingelegter Arbeit sind darunter; unter den Gewehren mit Feuersteinschloß befindet sich ein Hinterlader, ebenso unter den alten Geschützen eines, welches als Hinterlader eingerichtet und mit Keilverschluß versehen war.

Ein breiter Fahrweg führt in den Schloßhof. Dieser wird begrenzt im Süden durch die Kapelle, im Westen durch das langgestreckte Wohngebäude, in dessen Verlängerung der Kaisersaal liegt. Vor dem Wohngebäude bilden mächtige Sandsteinsäulen eine Kolonnade; im Inneren des Schlosses steigt man auf Treppen, deren Stufen aus im Fürstentume gebrochenem schwarzem Marmor gehauen sind, empor zu den Korridoren, deren Wände mit vielen, prächtige und auch seltene Geweihe tragenden Hirschköpfen geschmückt sind. Von den Zimmern werden mehrere dem Besucher gezeigt, ebenso der große Speisesaal, welcher mit den lebensgroßen Bildnissen schwarzburgischer Herrscher geziert ist.* — Die Schloßkapelle ist ein hoher, würdig ausgestatteter Raum mit schönem Altar und großen, St. Hubert und St. Georg darstellenden, gemalten Glasfenstern.

Den ältesten Teil des Schlosses bildet der Kaisersaal, eine viereckige, weite Halle, deren gewölbte, reich ornamentierte Decke in der Mitte einen hohen, viereckigen Lichtschacht trägt. An den Wänden des Lichtschachtes befanden sich ehemals die roh gemalten Bildnisse deutscher Kaiser. Diese sind jetzt entfernt und an ihre Stelle die überlebensgroßen Ölbilder von Karl dem Großen, Heinrich I., Friedrich I. und Günther von Schwarzburg getreten. Die Wände des Saales tragen ebenfalls Malereien, deren Stoffe der deutschen und schwarzburgischen Geschichte entnommen sind.

Wann das Schloß erbaut worden ist, weiß man nicht. Es ist möglich, daß es gleich der früher erwähnten Saalfelder Burg als eine Grenzfeste gegen die Sorben errichtet wurde. Dann könnte die Zeit seiner Erbauung in die Regierungsjahre Karls des Großen fallen. Durch die Grafen von Schwarzburg scheint das Schloß erst vom zwölften Jahrhundert an bewohnt worden zu sein; wenigstens wird 1123 zuerst ein Graf von Schwarzburg genannt. Seit jener Zeit dürfte es aber auch immer im Besitz der Schwarzburger gewesen sein. 1584 kam das

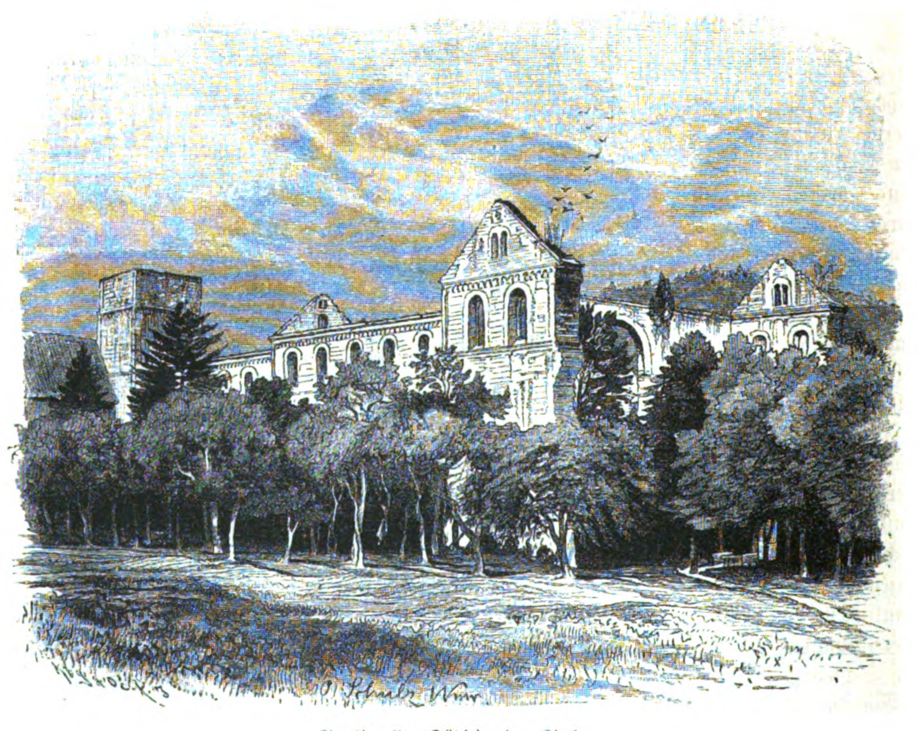


Grundriß der Kirchruine Paulinzelle.
Nach der Aufnahme von Ed. Himmelreich.
(Das nur in Umrissen gezeichnete Mauerwerk ist nicht mehr vorhanden.)

* In diesem Saale befindet sich auch die schwarzburgische Jungfer und die schwarzburgische Auerhenne. Dem Gaste, welcher das erste Mal auf Schloß Schwarzburg weilte, wurde die Jungfer, oder wie sie auch genannt wird, das Joch, nämlich ein nicht zu leichtes, gekrümmtes Holz, über die Schultern gelegt und vor seiner Brust die eiserne Kette des Joches geschlossen. Nicht eher wurde das Joch ihm abgenommen, als bis er die aus Schwarzagold gefertigte, mit Wein gefüllte Auerhenne geleert hatte.

Schloß, nachdem es 1370 und 1453 schon unter zwei Besitzer geteilt gewesen, an die Rudolstädter Linie. Im Jahre 1695 brannte es teilweise, 1726 aber bis auf den Kaisersaal und wenige andere Reste nieder. Es wurde bis 1744 in seiner jetzigen Gestalt aufgebaut, jedoch in unserem Jahrzehnt mehrfachen Erneuerungsarbeiten unterworfen.

Erst seit 1840 etwa werden Schwarzburg und das Schwarzathal viel besucht. Früher war der Weg durch das Schwarzathal schwer zu benutzen, man mußte achtmal den Fluß durchkreuzen. 1799 begann die Anlage der jetzigen Kunststraße, aber bis 1840 waren es meist nur Gäste der schwarzburgischen Fürsten, welche das Schloß und seine schöne Umgebung sahen.



Paulinzelle: Südseite der Kirche.

Als solche Gäste erschienen unter anderen auch Schiller, Jean Paul Richter und Kaiser Wilhelm I. als Prinz von Preußen. Jetzt ist Schwarzburg zu einer sehr beliebten Sommerfrische geworden und viele Hunderte von Vergnügungsreisenden besuchen es jährlich.

* *
*

Mit dem Besuche des Greifensteins, des Schwarzathales und Schwarzburgs pflegt man den Besuch der Klosterruine Paulinzelle zu verbinden. Paulinzelle liegt im Thale der Rottenbach, welche in die Rinne mündend durch diese der Schwarza zugeführt wird. Der zwei bis zweieinhalb Stunden in Anspruch nehmende Weg von Schwarzburg nach Paulinzelle eröffnet, namentlich wenn man nicht den bequemen Pfad durch die Thäler, sondern den über die Berge wählt, manch reizenden Blick in thüringische Landschaft. Weiche, schön geschwungene Bergformen, lang sich streckende Rücken, schroffer aufsteigende Kuppen, alles gekrönt von Wald, dazwischen Wiesen und Felder, freundliche Thäler, von silberhellen Wassern unter grünenden Büschen

durchflossen, Städte und Dörfer im Mantel der Obstbäume, das sind die Stücke, aus welchen die auf dem Wege in reichem Wechsel sich bietenden Bilder zusammengesetzt sind.

Endlich gelangt man, mag man über die Berge oder durch die Thäler gewandert sein, ins Thal der Rottenbach, an die alten Klosterteiche von Paulinzelle, auf denen dem kundigen Auge Wildenten und Bleßhühner sichtbar werden, und bald darauf in den stillen Waldwinkel, in welchem die Klosterruine selbst liegt. Von allen Seiten treten hier hohe, waldbestandene Berge zusammen, einen Thalkessel einschließend, dessen Grund durch saftige, von kleinen Wasseradern durchzogene Wiesen gebildet wird. Mitten im Wiesengrunde, im Schutze alter Bäume, erheben sich in starken Mauern, in spitzen Giebeln, in mächtigem Bogen und viereckigem Turm, die Ruinen der Klosterkirche. In ihrer Nähe liegen die wenigen Häuser der Ortschaft Paulinzelle und das einfach gehaltene, aber schmucke Jagdschloß des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt.

Von der Westseite her betritt man die Ruine. Zur Rechten ein hoher, viereckiger Turm, geradeaus eine mächtige Giebelwand, unter welcher die bogen- und säulengeschmückte Pforte zum Kirchenschiff, zwischen Turm und Pforte schlanke, vielgliedrige Säulen, durch Bogen verbunden, dahinter eine weit aufsteigende, von rundbogigen Fenstern durchbrochene, Turm und Giebel verbindende Mauer, endlich zur Linken Reste von Mauern und Säulen, das sind die übrig gebliebenen Teile der Vorhalle, welchen man beim Betreten der Ruine gegenübersteht. Die Vorhalle, von zwei Türmen (1 und 2) flankiert, bestand aus drei Räumen, einem mittleren (3) und zwei seitlichen, durch Säulen abgetrennten (4 und 5). Von diesen Nebenräumen und den Türmen sind nur die südlich gelegenen noch erhalten. Die Eingangspforte (6) zum Kirchenschiff hat einen wagerechten Thürsturz, auf welchem noch von früherem,



Paulinzelle: Westseite der Kirche (Portal).

auf den Mörtel gemaltem Bilderschmuck drei Heiligenscheine sichtbar sind. Über dem Thürsturz spannen sich, auf schlanken Säulen zu beiden Seiten der Pforte ruhend, vier Rundbogen im Kreuzgewölbe, dann springt über den Kreuzbogen die Mauerung ein und bildet eine Empore. Auf dieser Empore sitzend wohnten die Nonnen des Klosters dem Gottesdienste bei, durch die sieben rundbogigen Fenster, welche die Empore nach der Kirche zu abgrenzen, blickten sie nach Osten zum Hauptaltare. Höher noch hebt sich über der Empore der Giebel, zwei Rundbogenfenster und darüber noch ein Fenster öffnen sich in seiner Höhe.

Die Vorhalle ist jünger als die Kirche. Diese selbst hat die Form eines lateinischen Kreuzes. Den Längsstab des Kreuzes bildet das von West nach Ost gerichtete Hauptschiff (7) mit seinen zwei Seitenschiffen (8); den von Süden nach Norden gelegten Querstab des Kreuzes formen die Altarräume (9, 10 und 11). Das Hauptschiff der Kirche wird rechts und links begrenzt von je sechs mächtigen, viereinhalb Meter hohen Säulen und je zwei ebenso hohen Pfeilern. Zwischen den Säulen und zwischen Säulen und Pfeilern spannen sich Bogen, auf welchen jederseits eine hohe, von rundbogigen Fenstern durchbrochene Mauer ruht. Die Seitenschiffe der Kirche wurden nach außen abgeschlossen durch etwa achtzehn Meter hohe Mauern, von welchen die nördliche noch erhalten ist.

Am östlichen Ende des Hauptschiffes, dem Portale gegenüber, tragen die beiden letzten Pfeiler einen mächtigen Bogen, durch welchen man eintritt in die Vierung (9), den Raum, in welchem Längs- und Querstab des Kreuzes sich schneiden. Nur dieser eine eben genannte Bogen ist erhalten von denen, welche nach allen Seiten hin die Vierung überspannten. Die beiden hohen Giebel, welche den Querstab des Kreuzes nach Süden und Norden abschließen, stehen noch, ebenso die von Rundbogen überspannten Pforten, welche von den Seitenschiffen der Kirche in den Chorraum führen. Das halbkreisförmige Mauerwerk aber, welches den Hauptaltar (10) und die Nebenaltäre (11) umschloß, ist bis auf einen Rest nur noch in seinen Grundmauern sichtbar. Auch in den Altarräumen spannten sich einst hohe Bogen; die Nischen der Altäre waren oben von Kuppeln überwölbt, wie an der wohlerhaltenen Nische des südlichsten Nebenaltares noch erkennbar ist. Der Chorraum allein hatte gewölbte Decken, das Kirchenschiff wurde nach oben geschlossen durch eine gerade, wahrscheinlich hölzerne Decke, über welcher sich das wenig spitze Dach erhob.

Das Material, aus welchem die Kirche erbaut wurde, war ein gelbgrauer Sandstein. Die eigentliche Kirche zeigt wenig Schmuck. Die mächtigen Säulen des Schiffes haben schwach nach oben sich verjüngende Schäfte, ihr Fuß ist einfach gehalten, ihre Kapitelle stellen massige, an den unteren Ecken abgerundete Würfel dar, auf deren Seitenflächen ein an geschürzte Vorhänge erinnerndes Linienornament angebracht ist. Auch an den Wänden der Kirche ist wenig Steinmetzarbeit zu finden: an den Innenseiten schlichte Simse, über den Säulen schachbrettartige, geradlinig verlaufende Zierate, an den Außenseiten Lisenen, welche durch einen Fries von Halbbogen verbunden sind. Der Dachsims wird gebildet von zwei Wülsten, einer Hohlkehle und mehreren Plättchen. Weit mehr Schmuck weist die Vorhalle auf. Sie hat noch Anzeichen von gotischen Gewölben, und die noch erhaltenen Säulen und Bogen tragen zierliche Steinmetzarbeit, namentlich die Knäufe der Säulen.

Von geringem Belang ist auch die Steinmetzarbeit an den sechs Leichensteinen, welche einst die im Schiff der Kirche befindlichen Gräber von Klosteräbten und eines schwarzburgischen Amtmannes Georg v. Witzleben überdeckten und jetzt an der südlichen Mauer des Schiffes aufgestellt sind. Von dem einstigen, auf dem Stein oder dem Bewurf angebrachten reichen Bilderschmuck der Kirche ist nichts übrig

geblieben als jene drei Heiligenscheine über der Eingangspforte.

Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Klosters sind bis auf eines nicht mehr erhalten; sie lagen südlich, südwestlich und wohl auch östlich der Kirche.

Die Stifterin des Klosters und Erbauerin der Kirche war Pauline, die Tochter des Grafen Moricho von Woldenberg und der Gräfin Uda von Querfurt. Pauline war mit einem Edlen Namens Udalrich vermählt und hatte zwei Söhne, Werner und Friedrich, und drei Töchter, Engelsina, Gisela und Bertrad. Paulines Gemahl starb in Merseburg; Pauline blieb dort bis zum Tode ihres Oheims Werner und erbaute dann in dem jetzt Paulinzelle genannten stillen Winkel des Waldes Louba des Gaues Langewiz (wie es in der Bestätigungsurkunde des Kaisers Heinrich V. heißt) eine Zelle. Ihre drei Töchter, von denen Bertrad vermählt gewesen, aber Witwe geworden war, begleiteten sie. Aus der Zelle entstand bald ein kleines Frauenkloster, eine Kapelle der Maria Magdalena wurde erbaut, und als Paulines Sohn Werner, ein schöner Mann, ein kühner, tapferer Krieger, dem weltlichen Leben den Rücken wendend zur Mutter zurückkehrte, errichtete diese mit Hilfe des schwäbischen Mönches Siegebertus ein Mönchs- und Nonnenkloster, wie solche in Thüringen nicht selten waren. Dies der Jungfrau Maria, Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten geweihte, nach der Regel des heiligen Benedikt dienende Kloster hieß ursprünglich Marienzelle, wurde aber bald ausschließlich Paulinzelle genannt. Die Bestätigung des wohl schon zu Ende des elften Jahrhunderts erbauten Klosters holte Pauline selbst in Rom von Papst Paschalis II., wahrscheinlich im Jahre 1106, ein.

Der Bau der Klosterkirche begann, allem Vermuten nach unter der Leitung schwäbischer Mönche, im Jahre 1105. Aus dem Kloster Hirschau in Schwaben, wo ihr Vater Moricho begraben lag, erbat sich Pauline den ersten Abt und Mönche; als sie, um diese abzuholen, nach Hirschau reiste, stürzte sie unterwegs vom Pferde, brach den Arm und starb am 14. März 1107 im Kloster Schwarzach bei Würzburg, wo sie Aufnahme und Pflege gefunden hatte. Ihr Leichnam wurde nach Paulinzelle gebracht und vor dem Hauptaltare der Klosterkirche beigesetzt. Ums Jahr 1150 wurde sie als Paulina reclusa heilig gesprochen.

Pauline hatte dem Kloster all ihr ausgedehntes weltliches Besitztum überwiesen, dazu kamen später noch eine Menge anderer Vermächtnisse, so daß das Kloster in seiner Blütezeit als ein sehr reiches neunzehn Dörfer sein eigen nannte, aus mehr als hundert Ortschaften Zinsen und Zehnten bezog, über zwanzig Kirchen und Kapellen das Patronatsrecht ausübte. Auch mit mancherlei Vorrechten war das Kloster ausgestattet. Es unterstand keiner weltlichen Obrigkeit, nur der Herrschaft seines Abtes; die Konventualen konnten selbst den Abt ernennen und entsetzen und mit dem Abt zusammen den weltlichen Schirmvogt wählen oder entlassen. Abt Gerhard (1163 bis 1195) erhielt vom Erzbischof von Mainz, dessen Diöcese das Kloster angehörte, das Recht, bei feierlichen Gelegenheiten die Bischofsmütze zu tragen, und nannte sich zuerst „Abt von Gottes Gnaden". Gerhard erbaute auch die Vorhalle zur Kirche. In wissenschaftlicher Hinsicht hat, wenn auch Pauline und andere Familienglieder Anregung gegeben hatten, das Kloster im Gegensatz zu anderen Benediktinerklöstern nichts von Belang gethan.

Im Bauernkriege (1525) wurde das Kloster gründlich ausgeplündert, um 1534 aber vom Grafen Heinrich XXXIV. von Schwarzburg aufgehoben. Im siebzehnten Jahrhundert wurde die Kirche vom Blitz getroffen und des Daches beraubt; später, nachdem die anderen Klostergebäude schon zerfallen waren, fand auch das Mauerwerk der Kirche teilweise zu dörflichen Bauten Verwendung.

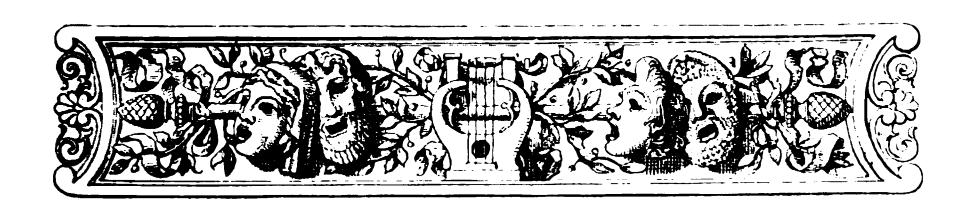
In der Kirchruine wurden mehrfach Ausgrabungen vorgenommen. Die bedeutsamste derselben fand 1804 an dem Platze statt, auf welchem einst der Hauptaltar gestanden hatte. Man entdeckte hier einen steinernen Sarkophag und in demselben menschliche Gebeine, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die der Stifterin des Klosters waren. Auf Befehl des Fürsten Ludwig Friedrich II. von Schwarzburg-Rudolstadt, welcher der Eröffnung beigewohnt hatte, wurde der Sarkophag mit seinem Inhalte an derselben Stelle, aber tiefer, wieder eingesetzt. 1814 grub man östlich von der Kirche die Reste eines Totengewölbes aus und in neuerer Zeit endlich sind die von Erde und Gras bedeckten Grundmauern des Altarraumes bloßgelegt.



Paulinzelle: Inneres der Kirche.

Um die Reste der Klosterkirche zu erhalten, wurde im Laufe dieses Jahrhunderts viel gethan. Die letzte durchgreifende Restauration erfolgte 1877 auf Befehl des Fürsten Georg von Schwarzburg-Rudolstadt. Sie hatte große Schwierigkeiten zu überwinden (viel Mauerwerk war dem Einsturze nahe), hat aber auch die wertvollen Überreste für lange Zeit dem Verfall entzogen.

Was so durch den Kunstsinn eines Fürsten uns erhalten geblieben ist, stellt das Beste dar, was wir von kirchlicher Baukunst des zwölften Jahrhunderts in Deutschland besitzen. Großartig und ehrwürdig sind diese Reste, und auch auf den nicht mit künstlerischem Verständnis sie Betrachtenden wirken sie erhebend. Haben auch Bäume, Gräser und Kräuter auf den Mauern der Kirche sich angesiedelt, nicken auch Himbeerbüsche zu den Fenstern herein, durch welche einst die Nonnen nach dem Hauptaltare blickten, der Eindruck des Ganzen wird dadurch nur vertieft, nur packender. Unvergeßlich wird derselbe, wenn man die Ruine sieht in stiller Nacht, im Schein des Mondes, dessen milde Strahlen über Kanten, Wände und Säulen gleiten.



Franz Schubert.

Von

August Reißmann.



Unter gleich ungünstigen, mehr hemmenden als fördernden äußeren Verhältnissen hat sich der Genius wohl nur einmal in kürzester Zeit zu herrlichster Blüte entfaltet, in: Franz Schubert.

War auch die Jugend einzelner großer Tonmeister nicht gerade an Freuden reicher, so doch gewiß weniger arm an Anregung und Gelegenheit zur Erkenntnis und Ausbildung ihrer Begabung.

Der Genius eines Händel und Gluck lenkte erst im reiferen Mannesalter in die Bahnen zu einer welthistorischen Thätigkeit, und doch waren beide früh durch die äußeren Verhältnisse schon auf den Weg hierzu geführt worden. Wie Händel, so wurde auch der große Bach durch die Organistenschule für seine Mission vorbereitet.

Nicht nur innerer Drang, sondern auch sein Lebensgang führten Josef Haydn auf das Gebiet, auf welchem er die Hauptaufgabe seiner künstlerischen Thätigkeit fand. Mozart aber wurde nicht nur durch die geniale Begabung, sondern auch durch die sorgfältige Unterweisung, welche er von seinem kunstverständigen Vater erhielt, zum Wunderkinde ohnegleichen, selbst auf dem Gebiet der Kunstschöpfung, so daß er als neunjähriger Knabe bereits die Formen des musikalischen Ausdrucks mit seltener Meisterschaft beherrschte und in den Werken, die er im zwölften Lebensjahre schrieb, schon erkennen läßt, wie er dazu gelangte, aus dem deutschen Liederspiel und der Opera seria seiner Zeit den neuen Opernstil zu entwickeln.

Erwies sich auch der Einfluß, den der Vater von Karl Maria v. Weber auf seinen gottbegnadeten Sohn gewann, nicht in gleichem Grade günstig, so wirkte er doch auch entscheidend auf die Richtung ein, welche sein Sohn einschlug, um der eigentliche Begründer der musikalischen Romantik zu werden.

Unbehaglicher, als die Verhältnisse in Beethovens Elternhause waren, mögen sie wohl bei keinem der bisher erwähnten Meister gewesen sein; aber sie legten doch der Entfaltung seines Genius keinerlei Fesseln an, und daß sein Lebensweg sich so leid- und dornenvoll gestaltete, ließ ihn zum Verkünder der Lebens- und Leidensgeschichte der ganzen Menschheit in ewig mustergültigen Kunstwerken werden.

Hinlänglich bekannt ist, daß die lichthelle Klarheit und so anmutende Weichheit der Schöpfungen Mendelssohns in der emsigen und zielbewußten Pflege hauptsächlich begründet sind, welche die Vielseitigkeit seines reichbegabten Geistes bereits in der Kinderstube seines Elternhauses fand. Unter kaum weniger glücklichen äußeren Verhältnissen verlief die Jugend von Robert Schumann, allein für seine Einführung in die Darstellungsmittel der Musik, der er sich früh mit leidenschaftlichem Eifer zuwandte, geschah fast nichts, so daß er sich bei seinen Versuchen,

die Töne zur Offenbarung seiner Gedanken und Empfindungen zu machen, hauptsächlich seinem künstlerischen Instinkt überlassen mußte, ganz ähnlich wie Franz Schubert unter ähnlichen Verhältnissen. Auch er wurde nicht eigentlich durch Unterweisung in Theorie und Komposition mit den musikalischen Darstellungsmitteln bekannt und vertraut, sondern vielmehr durch die praktischen Musikübungen, an welchen er im Elternhause und in der Kirche und dann als Zögling des Wiener Stadtkonvikts teilnahm.

Sein Vater, Sohn eines Bauern und Ortsrichters in Mährisch-Neudorf in Österreichisch-Schlesien, war früh nach Wien gekommen und, nachdem er seine hierauf bezüglichen Studien vollendet hatte, 1784 Schulgehilfe bei seinem Bruder — Karl Schubert, Lehrer in der Leopoldstadt — geworden. 1786 erhielt er die Lehrerstelle bei der Pfarre zu den vierzehn Nothelfern in der Vorstadt Lichtenthal. Im Alter von neunzehn Jahren verheiratete er sich mit seiner Landsmännin Elisabeth Fitz, die als Köchin in Wien diente, und vierzehn Kinder gingen aus dieser Ehe hervor, von denen indes nur fünf am Leben blieben, unter ihnen unser Franz, der am 31. Januar 1797 in der Vorstadt Himmelpfortgrund geboren wurde und in der am 1. Februar erfolgten Taufe die Namen Franz Peter erhielt.

Nach dem 1812 erfolgten Tode seiner Mutter verheiratete sich der Vater wieder mit Anna Klayenböck, der Tochter eines Fabrikanten aus Gumpendorf bei Wien, welche ihm noch fünf Kinder schenkte. Daß ein so reicher Kindersegen im Hause eines deutschen Schullehrers Sorgen und Entbehrungen aller Art jedem einzelnen Genossen desselben auferlegte, ist erklärlich, und sie sind dem genialen Knaben Franz bis an seinen so früh erfolgenden Tod unverbrüchlich treu geblieben.

Nach des Vaters eigenen Aufzeichnungen begann er mit seinem so reich begabten Sohn den Unterricht im Violinspiel in dessen achtem Lebensjahr und sandte ihn dann, als er bereits in leichten Duetten mitzuwirken im stande war, in die Singklasse des Chordirektors in Lichtenthal, Michael Holzer; dieser sowohl, wie der ältere Bruder Ignaz, der ihm den ersten Unterricht im Klavierspiel erteilte, erklärten aber nach kurzer Zeit: daß Franz alles erlernt habe, was sie ihn zu lehren nur fähig waren, und wir erfahren nicht, daß andere Lehrmeister an deren Stelle traten, ehe er in das Stadtkonvikt aufgenommen wurde.

Auch von Kompositionsversuchen erhalten wir Bericht, die in diese Zeit fallen und die der Knabe unternahm, ohne auch nur die mindeste Anleitung dazu erhalten zu haben.

Anregung gaben ihm die Musikübungen im Elternhause und seine Mitwirkung im Kirchenchor der Lichtenthaler Pfarrkirche, dem er sowohl als Sänger wie als Violinspieler angehörte. Seine schöne Sopranstimme entwickelte sich früh so glänzend, daß ihm in der Messe und den anderen Kultusgesängen bald die Soli übertragen wurden und daß er dann als Sängerknabe in der kaiserlichen Hofkapelle Aufnahme fand, als welcher er zugleich in das Stadtkonvikt eintrat, in welchem neben der wissenschaftlichen Ausbildung der Zöglinge auch die Musik eifrig gepflegt wurde.

Hier erhielt Franz auch Unterweisung in der Theorie der Musik, und namentlich seine Komposition eines Liedes: „Hagars Klage“ erregte die Aufmerksamkeit des Hofkapellmeisters Salieri so, daß er ihn dem Musikdirektor der Anstalt Ruczizka warm zum Unterricht empfahl, und als dieser nur zu bald erklärte, daß Franz seiner Unterweisung entwachsen sei, übernahm Salieri diese selbst. Wie wenig auch er damit Einfluß auf den wunderbaren Knaben gewann, das beweisen uns schlagender als jedes andere Zeugnis die uns aus dieser Zeit erhaltenen Kompositionen desselben. Diese sind einzig von jenem künstlerischen Instinkt geleitet, der durch die praktischen Musikübungen bereits weit hinaus über diese Unterweisung geführt worden war, der sich aber auch in gewissen Ungeheuerlichkeiten bemerkbar

macht, vor welchen eine zielbewußte Leitung auch den genialen Schüler zu bewahren vermag.

Außer dem erwähnten und noch einigen anderen Liedern sind aus den Jahren 1810 bis 1813 eine größere Phantasie zu vier Händen,* die sogenannte Leichenphantasie, zwei kleinere Phantasien und Klaviervariationen uns erhalten. Sie zeigen unzweideutig, daß ihm die dabei verwendeten Kunstmittel fast nur durch die praktischen Musikübungen, und nur im geringen Grade durch die Unterweisung des Vaters und Bruders und durch die Lehrer im Konvikt vermittelt worden waren.

Bei den Quartettübungen im elterlichen Hause wie bei den Instrumentalübungen im Konvikt wurden die Werke der großen Meister vorzugsweise ausgeführt, und sie namentlich machten ihm die Mittel des musikalischen Ausdrucks bekannt und in gewissem Sinne auch geläufig. Am lebendig gewordenen Kunstwerk studierte er die Technik desselben, und da er zugleich auch hier Gelegenheit fand, selbst zu hören, was er in dieser Zeit schrieb, so lernte er in gewissem Sinne unbewußt die Darstellungsmittel seiner Kunst verwenden. Dabei strebte er nur danach, seinem Denken und Empfinden treuesten Ausdruck zu geben, unbekümmert um die Formen, deren er augenscheinlich noch keine einzige kannte. Daher auch lehnte er sich selbst bei seinen Klavierwerken an bestimmte Dichtungen an; die erwähnte Leichenphantasie ist augenscheinlich durch das gleichnamige Gedicht Schillers: „Mit erstorbnem Scheine" angeregt. Das Stück umfaßt zweiunddreißig enggeschriebene Seiten und enthält ein Dutzend Tonstücke von verschiedenem Charakter und in verschiedenen Tonarten. Auch an den übrigen Instrumentalwerken aus dieser Zeit: einer Quintett-Ouverture, mehreren Streichquartetten, einer Sinfonie, einem Oktett für Blasinstrumente erkennt man unzweideutig, daß der geniale Knabe nur danach trachtet, von seinem kindlichen Empfinden, dem Walten seiner jugendlichen leichterregten Phantasie Kunde zu geben, unbekümmert um die Formen, oder doch nur so weit darauf achtend, als sie ihm bereits aus der Praxis geläufig geworden waren.

Noch augenscheinlicher tritt das an den Liedern aus dieser Zeit hervor. In dem bereits erwähnten „Hagars Klage" (am 30. März 1810 komponiert) zeigt er überall das Bestreben nach möglichst treuem Ausdruck des Gedichtes, einer reichen Illustration der Worte, aber daß er dabei den strophischen Versbau beobachten müsse, davon hat er augenscheinlich noch nicht die leiseste Ahnung. Er zerlegt das Gedicht in einzelne Teile, die er ziemlich selbständig behandelt und dann nur ganz lose aneinander reiht, ohne sie so ineinander zu fügen, wie es die Liedstrophe erfordert.

Auch in der Führung und Behandlung der Singstimme zeigt es sich, daß er die Melodien singend erfand, sie gewissermaßen improvisierte; der weite Umfang, der plötzliche Wechsel von Höhe und Tiefe und die Sorglosigkeit, mit welcher er die äußersten Grenzen der Stimme überschreitet, beweisen unwiderleglich, daß sie für ein Organ erfunden wurden, welches zwischen Knaben- und Jünglingsalter liegt.

Ganz in derselben Weise ist auch ein anderes: „Der Vatermörder", gehalten, welches er am 26. Dezember komponierte, bei dem die Klavierbegleitung noch reicher und freier ausgeführt ist. Nur an dem wachsenden Bestreben, die gewählte Tonart festzuhalten, was die früheren Werke ganz vermissen lassen, erkennt man, daß das Gefühl für Form in ihm lebendig wird. Recht deutlich zeigen dies die verschiedenen Bearbeitungen derselben Texte aus verschiedenen Jahren. Aus dem Jahre 1813 sind namentlich eine Reihe von Schillers „Versen", die er in Musik setzte und später ganz neu behandelte, erhalten.

* Das Manuskript trägt die Bezeichnung: „Den 8 Aprill angefangen. Den 1 May vollbracht 1810."

Von besonderem Wert für Schuberts Entwickelung wurden die „Sprüche aus dem Elysium“ und die „Sprüche des Confucius“, welche er als dreistimmige Kanons behandelte. Diese sind nicht aus der Schule des älteren Kontrapunktes, der sie, mühselig von Intervall zu Intervall sich fortschleppend, entwickelt, hervorgegangen, sondern es sind wohlgeformte Melodien, die mit sich selbst kontrapunktiert, mehrstimmig, hier dreistimmig werden. Sie sind deshalb reizvoller und wohlgebildeter als die seiner Instrumentalkompositionen aus dieser Zeit.*

Diese zeigen wie die Vokalwerke mancherlei pikante Einzelheiten, aber sie sind durchweg nur Phantasien und stehen namentlich formell noch tiefer als jene. Während man in den Liedern an einzelnen Stellen erkennt, daß er die Notwendigkeit einer organischen Entwickelung der Formen ahnt, die er denn auch in den Kanons bereits beachtet, stellt er die Partien seiner Sonatensätze mit einer an Willkür grenzenden Freiheit zusammen, so zwar, daß man häufig die Haupttonart nur aus der Vorzeichnung erkennt.

Als Schubert sechzehn Jahre alt geworden war, erfolgte mit dem Eintritt der Mutation seine Entlassung aus dem Sängerchor der Hofkapelle und dementsprechend auch die aus dem Konvikt, im Oktober 1813. Zwar war ihm durch kaiserliche Entschließung einer der sogenannten Merveldtschen Stiftsplätze angewiesen worden, unter der Bedingung, daß er während der Ferien sich für eine neue Prüfung vorbereite, aber Franz verzichtete darauf und kehrte ins Vaterhaus zurück, wohl in der Absicht, ganz seiner Kunst zu leben, die er freilich zunächst nur sehr beschränkt ausführen konnte.

Der Wille des Vaters, wie die ihm drohende Einziehung zum Militär veranlaßten ihn wohl gleichmäßig, den Lehrerberuf zu wählen. Nur so entging er dem nicht beneidenswerten Los, eine ganze Reihe von Jahren durch den Militärdienst jedem anderen Beruf entzogen zu werden, und so fügte er sich leichter dem Wunsche des Vaters, der ihn bald in einer einigermaßen gesicherten Stellung sehen und zugleich seine reiche Begabung dem eigenen Stande nutzbar machen wollte. Nachdem Franz ein Jahr in der Schule zu St. Anna seine praktische Lehrthätigkeit erprobt hatte, übernahm er (1814) die Stelle eines Schulgehilfen bei seinem Vater, und obwohl der erwählte Beruf seinen Neigungen gewiß recht wenig entsprach, hielt er doch drei Jahre treu aus, und alle Zeugnisse aus jener Zeit besagen, daß er mit Eifer seine Pflichten erfüllte.

Staunen muß unter solchen Umständen die Masse der Werke erregen, welche er in dieser Zeit schrieb, und namentlich, daß unter ihnen schon einzelne von unvergänglicher Bedeutung sind.

Er unterhielt auch jetzt seine Beziehungen zu Kirchenchören und zu den Kreisen seiner Bekannten, in welchen musiziert wurde. So komponierte er in den drei Jahren drei Messen, welche in den verschiedenen Kirchen Wiens zur Aufführung gelangten.

Der Quartettverein, der sich im Hause des Vaters zu Übungen versammelte, hatte sich allmählich zu einem Instrumentalverein erweitert, für welchen er ebenfalls mehrere Sinfonien schrieb.

Auch drei Gelegenheitswerke entstanden in diesen Jahren: eine Kantate zur Feier des fünfzigsten Jahrestages des Eintrittes Salieris in den kaiserlichen Dienst; eine zweite zur Huldigung, welche die Studenten dem Professor der politischen Wissenschaften Heinrich Wattenrath darbrachten; und eine dritte zu Ehren des Schuloberaufsehers Joseph Spendou, die als Op. 128 im Klavierauszuge von Ferdinand Schubert, dem Bruder des Komponisten, veröffentlicht wurde.

* Veröffentlicht in des Verfassers „Franz Schubert. Sein Leben und seine Werke.“ Berlin, als Notenbeilage Nr. 1. In diesem Werke werden auch die vorerwähnten frühesten Werke Schuberts unter Mitteilung zahlreicher Beispiele aus den ungedruckten Liedern ausführlich behandelt.

Alle diese, mit Beifall in die Öffentlichkeit gelangten Werke vermochten nicht, ihn in eine andere, seiner außergewöhnlichen Befähigung entsprechendere Lebensstellung zu bringen. Dazu eröffnete sich ihm zwar bereits 1815 eine Gelegenheit: er gehörte mit zu den Bewerbern um die Musiklehrerstelle an der damals neu errichteten öffentlichen Musikschule in Laibach; allein die warme Empfehlung, die der Hofkapellmeister Salieri einem gewissen Jakob Schaufel zu teil werden ließ, veranlaßte dessen Wahl.



Franz Schubert.

Doch sollten es die bereits geschaffenen Werke sein, welche unseren jungen Künstler in die Lage brachten, wenigstens in den nächsten Jahren ausschließlich seinem Beruf leben zu können.

Franz v. Schober, ein junger Student, hatte in Linz im Hause des Herrn von Spaun, eines älteren ehemaligen Konviktsgenossen Schuberts, mehrere seiner Lieder kennen gelernt, die ihm ein so lebhaftes Interesse einflößten, daß er den jungen Tondichter in Wien aufsuchte und ihm im Hause seiner Mutter Aufnahme erwirkte, damit er in seiner Schaffensthätigkeit durch nichts gehindert würde. Zwar wurde Schubert nach einiger Zeit wieder veranlaßt, das Schobersche Haus zu verlassen, um einem zweiten Sohne desselben Platz zu machen; aber Franz v. Schober hatte dafür gesorgt, daß sein Schützling nunmehr bei Johann Mayrhofer, einem seiner Zeit bekannten österreichischen Dichter, von dem auch Schubert eine Zahl Lieder komponierte, Aufnahme fand (1819 bis 1821).

Später wohnte er wieder mehrere Jahre bei Schober, der ihm gleichfalls

eine Reihe Texte für seine Kompositionen schrieb. Durch ihn machte er auch die Bekanntschaft mit dem Sänger und Gesanglehrer Joh. Michael Vogl, der dadurch, daß er nicht nur erfolgreich für die Verbreitung der Lieder Schuberts thätig war, sondern ihm auch mit Rat und That bei der Auswahl der Texte und selbst deren musikalischer Umdichtung beistand, von hochbedeutendem Einfluß auf seine Entwickelung geworden ist.

Doch auch dessen Thätigkeit als Schulmeister war hierauf nicht einflußlos geblieben; die zweistimmigen Schullieder, die er augenscheinlich für den Gesangunterricht schrieb, sind ganz im Geist der Melodien zu den Liedern im „Weiseschen Kinderfreunde“ gehalten, und sie bilden in ihrer Einfachheit durchaus bedeutsame Momente in der ganzen Entwickelung des Komponisten. Sie erschlossen ihm, ebenso wie die dreistimmigen Kanons, den Organismus der Liedform, nach dem er anfangs ganz vergebens suchte, und sie halfen ihm jene Herrschaft über das Darstellungsmaterial gewinnen, mit welcher er den neuen Liederfrühling heraufbeschwor, der, in seinen Folgen bis auf unsere Tage reichend, umbildend und neuzeugend gewirkt hat. Unter den in dieser Zeit entstandenen Werken befinden sich bereits eine große Zahl solcher, welche dauernde Bedeutung gewonnen haben. So hatte sein Genius unter den ungünstigsten Umständen sich herrlich entfaltet, und man wird nicht wagen dürfen, zu sagen, daß ihn äußerlich günstigere Umstände mehr und rascher gefördert hätten.

Es sind, wie bereits angedeutet wurde, auch jetzt schon namentlich Lieder, in denen er den ganzen Reichtum seiner Innerlichkeit entfaltete.

Wie früh sein Genius seine eigenste Aufgabe erfaßte, zeigt sich auch darin, daß er schon in der ersten Zeit seiner künstlerischen Schaffensthätigkeit sich nicht nur darauf beschränkte, einzelne Gedichte in Musik zu setzen, sondern vielmehr versuchte, ganze Dichterindividualitäten musikalisch nachzugestalten. Im Jahre 1814 sind es besonders die Lieder von Matthisson, die ihn zur Komposition anregten und deren er eine ganze Reihe in Musik setzte. Sie kommen meist an Bedeutung den anderen aus dieser Zeit nicht gleich, die Texte vermochten ihn eben nur anzuregen, aber nicht auch tiefer und nachhaltiger zu bewegen. Sie machten mit ihrer traumhaften Mondscheinseligkeit wohl einzelne Saiten seines Herzens erklingen, aber nicht so, daß sie in mächtigeren Accorden ertönten. Aber dennoch wurden sie bedeutungsvoll für seine Entwickelung, indem ihre weiche Sentimentalität die Herbheit seiner Empfindungs- und Ausdrucksweise, die seine früheren Werke als Grundton beherrschte, in jene süße Melancholie auflöste, welche bald alle seine Schöpfungen durchzieht und, weil ein Hauptzug im deutschen Gemüt, in diesem bald lauten Wiederhall fand.

Nach dieser Seite gewannen schon einzelne Lieder der nächsten Jahre nicht nur bleibenden Wert, sondern sie erscheinen zugleich als weithin leuchtende Marksteine in seiner Entwickelung, wie die „Ossians Gesänge“, die er in den Jahren 1815, 1816 und 1817 komponierte.

Zur höchsten Vollendung sollte er in dieser Richtung doch erst gelangen, als er die musikalische Umdichtung der Lieder des unsterblichen Meisters der modernen Lyrik — Goethe — unternahm. Erst als in diesem das unbeirrte Naturgefühl wieder wie einst zur Blütezeit des Volksliedes im Liede sich ausschließlich schaffend zeigte, begann auch für das gesungene Lied die neue Periode, in welcher es als der treueste und unmittelbar wirkendste Herzenskünder gelten muß, als unmittelbarer Erguß alles dessen, was in der erregten Innerlichkeit des fühlenden und denkenden Menschen lebendig geworden ist und laut werden will.

Zunächst sind es vier Berliner Tonkünstler, von denen jeder in seiner Weise zu Goetheschen Liedern Musik schrieb: J. Fr. Reichardt, C. Fr. Zelter, Ludwig Berger und Bernhard Klein.

Die beiden ersterwähnten haben bände-

weise Goethesche Lieder mit Melodien versehen, und sie beschränkten sich dabei hauptsächlich darauf, das, was in den Versen bereits als Sprachmelodie klingt, in Tönen von meßbarer, bestimmter Höhe zu fixieren, und Zelter geht nur insoweit einen Schritt über Reichardt hinaus, daß er seine aus den Accenten gewonnenen Melodien etwas freier aussingt und ihnen durch die gewähltere Harmonik und etwas klangvollere Klavierbegleitung größeren Reiz verleiht. Namentlich in dieser Richtung versuchten Berger und Klein weiter vorzugehen, aber auch sie fanden den die Goethesche Lyrik vollständig musikalisch erschöpfenden Liedstil nicht.

Die beiden großen Meister Mozart und Beethoven erreichten die vollständige Umdichtung der Goetheschen Lyrik in Ton und Klang, aber nicht in der knappen Form des Liedes, sondern in der neuen, zur Scene erweiterten Liedform. Dabei wird jeder einzelne Zug der Dichtung in möglichst selbständiger Ausführung behandelt, in dem Bestreben, den Textgehalt möglichst vollständig erschöpfend musikalisch zu gestalten. Dabei müssen dann auch so bedeutende harmonische und rhythmische Mittel aufgeboten werden, daß sie ganz naturgemäß die knappe Liedform sprengen, die strophische Gliederung unmöglich machen. Daß auch Schubert in seinen ersten derartigen Arbeiten sich ganz dieser Weise anschloß, wurde bereits erwähnt, ebenso wie daß ihm namentlich erst durch die Kanons und zweistimmigen Lieder die organisch entwickelte Liedform geläufig wurde. Dieser gab er nun durch seine gewaltige Harmonik, die uns ebenfalls schon in seinen ersten Kompositionsversuchen in Staunen versetzt, die rechte Wirkung. Er hält jetzt an der ursprünglichen, durch das strophische Versgefüge bedingten einfachsten Liedform fest, indem er sie durch Melodie und Rhythmus und selbst durch die Harmonik streng nachbildet. Seine Melodien entwickelt er von nun an vorwiegend aus den Sprachaccenten, steigert diese aber zugleich zu einer Gewalt selbständigen Ausdrucks, die bisher nur einzelne Volksmelodien besitzen. Dabei bildet er ihnen jenes reizvolle Klangkolorit an, das schon seine Lieder zu Matthissons Texten tragen und das Sinn und Herz gleichmäßig berückt. Innerhalb der so gewonnenen knappen Liedform verwendet er dann aber ebenso reiche harmonische Mittel der musikalischen Darstellung, wie sie nur die erwähnten beiden Meister für das zur Scene erweiterte Lied verbrauchten, und erreichte nun auf engstem Rahmen, was jenen nur in oft ermüdender Weitschweifigkeit gelang. Damit war die knappe Liedform gewonnen, in welcher zunächst der durch Goethe heraufgezauberte neue Liederfrühling auch der Tonkunst zu einem neuen, wunderbar reichen Leben verhalf.

Bereits in den Jahren 1813 und 1814 hatte sich Schubert an einzelnen Goetheschen Liedern versucht, aber ohne Erfolg, und wie wenig er selbst damit zufrieden war, das beweisen die wiederholten Neubearbeitungen einzelner dieser Lieder in den verschiedenen Jahren. Er gewann den neuen Stil auch erst am einfachen Strophenliede. „Das Heideröslein“ (1815), „Jägers Abendlied“ (1816), „Nähe des Geliebten“ (1815), „Wonne der Wehmut“ (Februar 1815), „Trost in Thränen“, „Der Fischer“, „An die Thüren will ich schleichen“, „Über Thal und Fluß getragen“ oder „Meeresstille“ zeigen die einfachste, wie das Volkslied aus Tonika und Dominante organisch entwickelte Liedkonstruktion, die zugleich eine getreue Nachbildung des strophischen Versgefüges ist. Wie dies nur dadurch gewonnen wird, daß die gesetzmäßig gegliederten Verszeilen unter sich durch den Reim verbunden werden, so die Form des gesungenen Liedes durch die Wechselbezüge von Tonika und Dominante. Damit erst, durch die Nachbildung des metrisch gegliederten strophischen Versbaues, wird das gesungene Lied in vollendeter künstlerischer Form gewonnen, in welcher der Liedinhalt faßbare Darstellung findet. In dieser einfachsten Form ist es die

Melodie, welche diesem treffenden Ausdruck giebt, und sie ist bei Schubert um so höher wirkend, weil er nicht nur deklamiert, sondern zugleich singt. Er erhöht die Wirkung der Deklamation durch weitere und klangvollere Intervalle, die er noch durch reizende Melismen ausschmückt, zugleich aber auch durch fein erwogene Abstufungen zur geschlossenen Form zusammenfaßt. Man muß, um zu erkennen, wie viel höher diese Weise der Behandlung steht, trotz ihrer gleichen Einfachheit und Natürlichkeit, als die der Berliner Meister, die Bearbeitung der erwähnten und der Lieder: „Über allen Wipfeln ist Ruh“, „Ich denke dein“ u. v. a. durch Reichardt, Zelter, Berger oder Klein mit denen von Franz Schubert vergleichen.

Weiterhin wird dann auch die Klavierbegleitung zu immer entscheidenderer Bedeutung für den Ausdruck der Stimmung herbeigezogen. Nur selten ergänzt sie bei Schubert, wie doch noch vorwiegend bei den Liedkomponisten bisher, nur die harmonische Grundlage, wie im „Heideröslein“ oder „Meeresstille“, meistens löst sie der junge Meister jetzt schon in ein feines Gewebe auf, das dem Gesange als hebender und nicht selten schon erläuternder Untergrund dient. Die Grundstimmung des Gedichts wird in einem Begleitungsmotiv zu treffendstem Ausdruck verdichtet und dies dann zur Unterlage für den Gesang verarbeitet, der ihn zugleich mit ihrem eigensten Vermögen an der Darstellung der Stimmung unterstützt.

Da, wo ihm diese Mittel nicht ausreichend erscheinen, erweitert er sie zunächst harmonisch, wie in dem Liede: „An Mignon“, „Über Thal und Fluß getragen“, in welchem der Schluß der, sonst einfach treu nachgebildeten und eng geschlossenen drei Strophen durch weite und ziemlich unvermittelnde Modulationen bedeutsamer wirkend gemacht wird. Auch die Lieder Goethes, bei denen die strophische Abteilung nicht festgehalten ist, wie „Rastlose Liebe“ oder „Erster Verlust“, „An Schwager Kronos“, „Ganymed“ oder die spruchartig gehaltenen Harfnerlieder (Op. 12), behandelt der junge Tondichter mit viel größerer Sorgfalt auch in betreff der formellen Abrundung, und dies gilt selbst für die Lieder, welche er nicht strophisch im gewöhnlichen Sinne singt, sondern durchkomponiert, wie „Schäfers Klagelied“ (aus Op. 3). Goethe hat es als Strophenlied gegliedert; Schubert wechselt von Strophe zu Strophe Tonart und Ausführung bis zur fünften, für die er die Musik der zweiten wiederholt, während er für die letzte die der ersten wieder aufnimmt. Das ist eine wirklich vokale Erweiterung der Stimmung, bei welcher die Form durchaus gewahrt ist in ganz organisch erfolgender Ausweitung.

Es ist bezeichnend, daß Schubert auf dieser Stufe bereits zur Lyrik Schillers kein rechtes Verhältnis mehr gewinnen konnte. Von den zahlreichen Liedern des Dichters, die er noch in dieser Zeit schrieb, haben nur die beiden Thekla-Lieder Bedeutung gewonnen; von diesen allerdings das aus Wallenstein: „Der Eichwald brauset“ so, daß es zu den ewig mustergültigen für alle Zeiten zählt.

Außer diesem ist noch „Gruppe aus dem Tartarus“ zu erwähnen als wunderbares Zeugnis für die Gewalt, mit welcher er die grandiose Malerei, die Qualen des Tartarus auszuführen im stande war. Auch nach dieser Richtung sind seine Bearbeitungen der Schillerschen Balladen nicht hervorragend geworden, so viel interessante Einzelheiten sie immer zeigen. Die rechte Balladenform zu finden war ihm überhaupt nicht vergönnt, wie emsig er auch danach suchte. Selbst sein unstreitig bedeutendstes dramatisches Werk „Der Erlkönig“ entspricht, wie genial es auch ausgeführt ist, doch nicht der Idee der Form so, wie die Behandlung des Gedichts durch den jüngeren, weit weniger begabten Komponisten Karl Löwe. Schubert führt uns Bilder und Personen in blendender Treue und ergreifender Lebendigkeit vor, aber ohne den einheitlichen Gesamtton, von dem aus die Einzel-

heiten erst die rechte Würdigung gewinnen und den Löwe bei weniger Lebhaftigkeit der Einzelzeichnung herstellt.

Von zeitgenössischen Dichtern, von denen Schubert noch einzelne Lieder komponierte, wurden Hölty und Kosegarten nach derselben Richtung wie Matthisson für ihn wichtig, mit welchem beide Dichter entschieden Verwandtschaft haben. Doch herrscht in ihnen mehr gesunder Realismus, so daß ihre Lieder weniger Bilder- als vielmehr Gestaltenreichtum entfalten; sie waren deshalb leichter in faßbare Musikform zu bringen. Namentlich scheinen ihn die Lieder von Kosegarten angesprochen zu haben, zu einigen derselben erfand er wundervolle Melodien, wie zu „Erscheinung“ (aus Op. 108, Nr. 3), „Der Geist der Liebe“ (Op. 118), „Das Finden“ u. s. w. Es ist bekannt, daß er an einem Tage (am 19. Oktober 1815) sechs Lieder des genannten Dichters komponierte, am 15. Oktober aber hatte er neun von verschiedenen Dichtern in Musik gesetzt.

Von der außerordentlichen Fruchtbarkeit seiner Phantasie namentlich in jener Zeit zeugt es auch, daß er die Ballade „Amphiaros“ von Th. Körner am 1. März 1815 in fünf Stunden niederschrieb; und sie enthält wieder eine Reihe lebendig und charakteristisch ausgeführter Tonmalereien. Das gilt auch von einigen anderen Balladen wie „Minona“ von Bertram und der „Nonne“ von Hölty, die als Romanzencyklus von ihm behandelt ist. Von anderen Dichtern, die ihn in dieser Zeit vorübergehend beschäftigten, erzeugte nur Georg Schmidt von Lübeck die Musik zu einem seiner populärsten Gesänge in ihm: „Der Wanderer: Ich komme vom Gebirge her“, während die Lieder von Kind, Fouqué, Werner, Baumberg — Fellinger — Deinhardstein und selbst die von Stolberg und Schlegel keinen nachhaltigeren Eindruck auf ihn machten.

Nur noch in die Dichtungen der Freunde Mayrhofer, Schober, Stadler und Collin versenkte er sich mit aller Hingebung, und er gestaltete sie in seiner reichen Innerlichkeit so um, daß seine Darstellung in Tönen die in Worten meist weit überragt. Mayrhofers „Sieg“ (in Liefer. 22 gedruckt), ganz besonders aber den in Op. 8 gedruckten Liedern „Erlafsee“ und „Auf dem Strom“ und auch einigen Liedern von Schober verhalf Schubert durch seine Musik zu einer gewissen Popularität, wie „Schmücket die Locken mit duftigem Kranz“ (Op. 16 für Männerchor), „Pax vobiscum“ (Liefer. 7), „An die Musik“ (in Op. 88).

Nicht annähernd mit gleichem Erfolge, wenn auch mit dem ganz gleichen Eifer, war er auf dem Gebiete der Instrumentalmusik thätig. Da, wo er sich hierbei nicht an die Werke von Haydn, Mozart und Beethoven anlehnt, versucht er, wenn auch unbewußt, den neuen Liedstil auf das instrumentale Gebiet zu verpflanzen.

Die Notwendigkeit einer mehr gegensätzlichen Gruppierung der einzelnen Partien, wie sie sich für die Instrumentalformen herausstellt, hat Schubert weder jetzt noch später so recht empfunden, und so gelangt er in seinen Sonaten und Sinfonien zu einer Fülle von wunderbar empfundenen und reich ausgeführten Einzelzügen, die aber in ihrer ganzen Anordnung keinen so gewaltigen, vor allem keinen so einheitlichen Gesamteindruck ergeben wie doch die gleichen von Haydn, Mozart und Beethoven.

Um aber auch so den ansprechenden Ausdruck für seine Innerlichkeit zu finden, war er darauf bedacht, den Reiz der instrumentalen Darstellungsmittel zu erhöhen. Dies gelang ihm zunächst in überraschender Weise beim Klavier, bei den großen im Jahre 1817 komponierten Sonaten für Klavier in D-dur (Op. 53), A-dur (Op. 120), Es-dur (Op. 122), A-moll (Op. 145) und H-dur (Op. 147). Mit dem Klavier und seinen Ausdrucksmitteln hatte er sich, wie wir sehen, bereits früh vertraut gemacht, um sich ihrer nicht nur zur näheren Erläuterung der vokalen Ergießungen seiner Innerlichkeit, sondern auch zum selbständigen Ausdruck

derselben zu bedienen. Daher war er emsig bemüht, dem Klangwesen besonderen Fleiß zuzuwenden. Das ist ein Hauptmerkmal der neuen Lyrik, daß sie bemüht ist, eine möglichst große Fülle von Klangfarben zu erzeugen. Sie beachtet die sinnlich reizvolle Seite des musikalischen Darstellungsmaterials immer mehr und findet dazu die Instrumente viel mehr geneigt und geeignet als die Menschenstimmen.

Die gesamte Klaviertechnik erfuhr daher auch schon durch Beethoven in diesem Sinne eine bedeutende Umwandlung, und sie wird noch eigentümlicher gestaltet durch Franz Schubert und seine unmittelbaren Nachfolger in dieser Richtung. Äußerlich halten seine Sonaten noch an der ursprünglichen Form fest, aber die einzelnen Themen sind mehr liedmäßig erfunden und verarbeitet, und zwar weniger durch einen besonderen Inhalt als vielmehr durch das Klangwesen beeinflußt, in dem Bestreben, diesem recht wirksame Entfaltung zu geben.

Dies reichere instrumentale Kolorit, das ihm wieder nur die praktische Thätigkeit allmählich erschloß, lernte er zumeist dann zuerst bei seinen Werken für Gesang mit Orchester, in den Messen und anderen kirchlichen Tonstücken, die er in dieser Zeit schrieb, verwenden. Die Opern instrumentierte er vorwiegend in hergebrachter Weise. In seinen kirchlichen Werken dagegen versuchte er schon mancherlei ungewöhnliche Mischungen, wie in dem „Stabat mater“ (nach Klopstocks Textbearbeitung), dessen Einleitung von Streichinstrumenten und einem aus Oboen und Posaunen gebildeten Bläserchor ausgeführt wird; bei der dem ersten Chor folgenden Arie „Bei des Mittlers Kreuze standen“ treten an Stelle der Posaunen Fagotte; erst zu dem folgenden Chor zieht er Hörner hinzu; ein besonderes Kolorit giebt er dann dem Doppelchor durch Mischung von Flöten, Oboen und Posaunen, und so ist er unermüdlich in Zusammenstellung neuer Klangfarben. Fast reicher noch ist in dieser Weise das „Magnificat“ ausgestattet, und auch den beiden italienischen Ouverturen giebt namentlich das Instrumentalkolorit besonderen Reiz. Sie wurden bekanntlich von Schubert geschrieben, um den zweifelnden Freunden zu beweisen, wie wenig Mühe es ihm koste, in der Weise Rossinis Erfolge zu erreichen. Mit diesen beiden Werken namentlich hatte er sich den Organismus des Orchesters ganz und voll angeeignet, den er bald zu einigen der bedeutendsten Schöpfungen der ganzen Richtung beseelen sollte. Dabei wurden auch seine dramatischen Versuche dieser Zeit fördernd, wie wenig sie auch sonst auf der Höhe stehen, welche er mit anderen Werken bereits erklommen hatte.

Die Oper „Des Teufels Lustschloß“, welche er bereits im Jahre 1813 begann und 1814 beendete, verrät zwar überall den mit dem Darstellungsmaterial noch wenig vertrauten Schüler, aber sie enthält daneben einzelne interessante Partien, wie die Scene mit dem Geisterspuk im ersten Akt, das Vorspiel zum zweiten, die Harmoniemusik und den türkischen Marsch.

Die Musik zu einem anderen dramatischen Werke „Fernando“, zu welchem ihm sein Freund Albert Stadler den Text geschrieben hatte, komponierte Schubert in der Zeit vom 3. bis 6. Juli; aber Dichter und Komponist scheinen nicht viel Freude am Werk gefunden zu haben, da sie es selber beiseite legten.

In wenig Monaten schrieb er weiter die Musik zu „Claudine von Villabella“ von Goethe und in der Zeit vom 18. November bis 31. Dezember 1815 die Musik zur Oper „Die beiden Freunde“, zu welcher ihm Mayrhofer den Text verfaßt hatte. Außer diesen ist noch ein Bruchstück seiner Musik zu Kotzebues dreiaktiger Oper „Der Spiegelritter“ vorhanden, ebenso wie ein Fragment zur Oper „Die Bürgschaft“ aus dem Jahre 1816.

Bedeutender als alle diese Arbeiten erscheinen die Kantaten, namentlich die zu Ehren des Schuloberaufsehers Spen-

don verfaßte. In ihr zeigt sich die wunderbare Gabe des jugendlichen Meisters, seine Phantasie auch an den dürrsten Poesien zu entzünden, in strahlendem Glanze. Der von Hocheisel gedichtete Text ist die hausbackenste, trivialste Prosa, die nur je einem gottbegnadeten Meister zur Illustration übergeben wurde, und, ein zweiter Moses, entlockt er diesem dürren Gestein den erquickendsten, sprudelndsten Quell erhebender Gedanken. Die Recitative sind charakteristisch erfunden und werden instrumental reich illustriert; die Arien singt der jugendliche Meister mit der Einfachheit und Treue Glucks, doch harmonisch und instrumental reicher ausgestattet, so daß namentlich das Duett „Willkommen du Tröster im Leide" bereits mit allem Glanz und Schimmer der Romantik ausgestattet ist, ebenso wie der Schlußchor „Vater unter Seraphsreihen".

Seine Messen dagegen verraten überall, daß sie für bestimmte Kirchenchöre und die beschränkte Auffassungsfähigkeit im Dienste mehr praktischer Zwecke geschrieben sind. Nur einzelne Sätze derselben, wie das Kyrie oder Credo der G-dur- oder das Agnus Dei und Sanctus der B-dur-Messe, erheben sich über diesen Standpunkt.

Doch waren auch diese Werke hochbedeutsam für seine Entwickelung, insofern sie ihm seine eigenste Mission: für den lyrischen Ausdruck die entsprechende neue Form nicht nur vokal, sondern auch instrumental zu finden und damit den Anstoß auch zur Erneuerung der breiten Instrumentalformen und selbst der dramatischen Formen zu geben, so glanzvoll erfüllen halfen.

Im Jahre 1818 wurde Schubert Musiklehrer im Hause des Grafen Johann Eszterhazy, der im Sommer auf seinem Landgut Zelesz in Ungarn wohnte, im Winter aber in Wien. Diese Stellung, die er im Sommer antrat, befriedigte ihn namentlich deshalb, weil sie ihm hinlänglich Zeit ließ zu einer ausgebreiteten Schaffensthätigkeit. Dabei fehlte es auch nicht an Anregung hierzu, die aus der Familie des Grafen selbst hervorging. Die Gräfin Rosine sang Alt, der Graf selber hatte eine gute Baßstimme, die ältere Tochter Marie aber war mit einer wunderschönen Sopranstimme begabt, und da in dem Freunde des Hauses, dem Freiherrn v. Schönstein, dem kleinen Kreise, der noch durch die jüngere Tochter, die ebenfalls Alt sang, vermehrt wurde, auch ein Tenor zur Verfügung stand, so konnten auch mehrstimmige Gesänge ausgeführt werden. Schubert schrieb für diesen Kreis unzweifelhaft mehrere seiner Lieder und mehrstimmigen Gesänge. Wenn weiter behauptet wird, daß er zur jüngeren Tochter, Gräfin Karoline, eine tiefe Neigung im Herzen trug, so darf man dies wohl glauben, wenn auch keine unzweideutigen Beweise dafür vorhanden sind.

Hochbedeutsam wurde der Aufenthalt in Zelesz nach zwei Seiten für Schubert, indem er ihn mit dem Freiherrn von Schönstein bekannt machte, der ihm einer seiner treuesten Freunde wurde, und dadurch, daß er mit der Eigentümlichkeit der ungarischen Musik vertraut wurde, die einzelne seiner bedeutendsten Instrumentalwerke in ihm erzeugte, wie zunächst das Divertissement à la Hongroise (Op. 54), dessen Thema er aus der Küche des Eszterhazyschen Hauses holte, wo es eine Magd sang, während er vorüberging. Unter dem gleichen Einfluß sind entschieden auch das Scherzo und der Schlußsatz der A-moll-Sonate (Op. 42), wie die Menuett des A-moll-Quartetts entstanden. Aus dem gleichen Boden treiben unzweifelhaft auch verschiedene seiner „Impromptus" und „Moments musicales" empor.

Von entscheidendem Einfluß wurde es auch für ihn, daß er in dieser Zeit dem Marsch und Tanz besondere Pflege zuzuwenden sich veranlaßt sah. Wir wissen, daß seine Phantasie sich gern in objektlose Schwelgerei verliert, wo sie nicht durch das formale Band des Strophenbaus seiner Texte gezügelt wird. Auch die ungarischen Volksweisen wirkten zügelnd

auf seine Innerlichkeit, mehr noch die Formen des Tanzes und Marsches. Diese verfolgen bekanntlich den besonderen Zweck, die Bewegungen größerer Massen nach bestimmter feststehender Ordnung zu regeln; deshalb ist die Musik gezwungen, ganz bestimmte Formen anzunehmen, von denen sie nicht abweichen darf; ihrem Einfluß fügt sich denn auch Schuberts erregte Phantasie. Das bezeugen die als Op. 9 gedruckten Walzer, welche er zum größten Teil in Ungarn schrieb. Sie sind streng formell abgerundet und doch voll sprühenden, phantastischen Lebens. In einzelnen, namentlich dem größeren Teil der achtzehn des zweiten Heftes, erkennt man unschwer Einwirkungen der ungarischen Volksweise.

Für seine künstlerische Entwickelung wurden auch die vierhändigen Variationen (Op. 10) von Bedeutung, da das Thema seiner Phantasie immer wieder die Zügel anlegt, auch wo sie sich von Variation zu Variation immer lebhafter entfaltet.

Im Spätherbst 1818 war er mit der Familie des Grafen wieder nach Wien zurückgekehrt, und hier bemühte er sich, mit seinen Werken an die Öffentlichkeit zu treten, aber trotz der energischen Unterstützung seiner Freunde, zunächst ohne Erfolg. Obwohl seine Oper „Fierrabras" die Censur passierte, kam sie doch nicht zur Aufführung.

Im Sommer des Jahres machte er mit seinem Freunde Vogl einen Ausflug nach Oberösterreich, welcher ihm wieder reichen Stoff für sein künstlerisches Schaffen bot. Im September kehrte er nach Wien zurück und vollendete als reifste Ausbeute des Jahres sein Quintett (Op. 115), unter dem Namen „Forellen-Quintett" bekannt, weil es Variationen über sein Lied „Die Forelle" bringt. In dieser Zeit hatte er auch ein geschriebenes Heft seiner Komposition Goethescher Lieder an den Dichter gesandt, ohne aber von diesem auch nur eine Antwort zu erhalten. Daß dem Dichter das Heft zugegangen war, darf als erwiesen gelten. Nach der Mitteilung des Frh. Alfred von Wolzogen in seinem Buche über Wilhelmine Schröder-Devrient sang die unvergleichliche Sängerin dem Dichter bei einem Besuch, den sie ihm im April 1830 in Weimar machte, auch Schuberts „Erlkönig" vor, und der Dichter war mächtig davon ergriffen und bekannte zugleich, daß er die Komposition schon früher einmal gehört habe, daß sie ihm aber damals gar nicht zugesagt habe.

Am 14. Juni 1820 hatte er endlich die Freude, ein dramatisches Werk mit seiner Musik in Scene gehen zu sehen: es war das Singspiel „Die Zwillinge", welches am genannten Tage im Kärnthnerthor-Theater zur Aufführung gelangte. Er errang damit einen unbestrittenen Erfolg, und die erste Nummer, das Morgenständchen „Verglüht sind die Sterne", mußte sogar wiederholt werden.

Nicht so gut erging es seiner Musik zum Zauberspiel „Die Zwillinge", das bereits am 19. August desselben Jahres in Scene ging. Für Schubert hatte namentlich die Musik insofern ganz besonderen Wert, als sie an seine Fähigkeit der Charakteristik ganz bedeutende Anforderungen stellte und sie damit außerordentlich erhöhte.

Fast mehr noch gilt dies von dem Oratorium „Lazarus" oder „Die Feier der Auferstehung", mit dem sich Schubert in jener Zeit gleichfalls beschäftigte und das uns nur bruchstückweise erhalten ist.

Zu beklagen ist, daß Schubert bei dem Stoff, den er noch in demselben Jahre in einer geschickten Bearbeitung in Musik zu setzen begann, „Sakuntala", nicht über die leichte Skizzierung der ersten beiden Akte hinausgelangte, weil er seiner Individualität wohl am meisten zusagen mußte, gewiß noch besser wie der, den er bald darauf auf dem Schlosse Ochsenburg bei St. Pölten, wo er im Spätherbst einige Zeit verweilte, begann: „Alfonso und Estrella", die er 1822 beendete.

Außerdem komponierte er noch in dieser Zeit eine Reihe seiner bedeutendsten Werke und bekanntesten Lieder, wie „Früh-

lingsglaube" von Uhland — „Gretchen am Spinnrade" — „Was bedeutet die Bewegung" — „Auch um deine feuchten Schwingen" — „Lob der Thränen" — „Sei mir gegrüßt"; ferner den 23. Psalm für Frauenchor und Pianoforte, und Goethes Gesang der Geister über den Wassern für achtstimmigen Männerchor mit Begleitung von zwei Violen, zwei Violoncellen und Kontrabaß. Am 1. Dezember 1820 sang ein kunstgeübter Dilettant, August Ritter v. Gymnich, den „Erlkönig" im Hause des k. k. Rat, Professor Dr. Ignaz Edler v. Sonnleithner vor einer Reihe von Kunstfreunden und dann am 25. Januar 1821 öffentlich in einer Abendunterhaltung des kleinen Musikvereins mit einem Erfolge, der die Freunde des Komponisten zu energischen Schritten bestimmte, die Herausgabe der bedeutendsten Lieder Schuberts zu veranlassen, und da es nicht möglich wurde, einen Verleger dafür zu gewinnen, selbst nicht unter Verzicht auf jedes Honorar, so veranstaltete der Sohn des oben erwähnten Sonnleithner, Dr. Leopold v. Sonnleithner, im Verein mit mehreren Freunden die Herausgabe des „Erlkönigs" auf eigene Kosten, die bereits im Februar 1821 erfolgte. Rasch wurde die Auflage von hundert Exemplaren verkauft, damit waren die Herstellungskosten für das zweite Heft gewonnen, und in dieser Weise kamen ziemlich schnell hintereinander zwölf Hefte Schubertscher Lieder in die Öffentlichkeit. Das veranlaßte auch wiederholte Aufführungen seiner Werke in Konzerten und brachte ihm mancherlei neue gesellschaftliche Verbindungen, die sein äußeres Leben etwas behaglicher machen zu wollen schienen. Doch es schien nur so! Die Freunde waren unermüdlich thätig für ihn, aber die große Masse vermochten sie ihm nicht zuzuführen, und noch weniger ihm zu einem Erfolg auf dramatischem Gebiet zu verhelfen, nach welchem er immer noch unabläßig rang.

Vergebens waren seine und seiner Freunde Bemühungen, „Alfonso und Estrella" auf die Bühne zu bringen. Er sandte die Oper auch an die berühmte Sängerin Anna Milder — eine Schülerin seines Freundes Vogl —, die in Berlin engagiert war, allein sie hielt den Stoff für Berlin nicht geeignet; auch Karl Maria v. Weber hatte ihm zugesagt, sich für eine Aufführung der Oper in Dresden zu verwenden, allein auch diese kam nicht zu stande. Unter den Werken dieser Zeit ragen zwei weit hervor, das erwähnte „Forellen-Quintett" und die große Phantasie für Pianoforte in C (Op. 15), und sie sind namentlich deshalb hoch beachtenswert, weil sie handgreiflich beweisen, wie sehr des Meisters Instrumentalmusik auf dem durch ihn geschaffenen Vokalstil — speciell seinem Liedstil — beruht. Die Phantasie ist im Grunde durchaus durch sein Lied „Der Wanderer" erzeugt, und im Quintett ist es der vorletzte Satz, die Variationen, die, wie erwähnt, aus der Liedmelodie „Die Forelle" erwachsen.*

Auch im Jahre 1823 finden wir ihn wieder mit dramatischen Arbeiten beschäftigt; er schrieb die Musik zum Drama „Rosamunde" von Helmine v. Chezy und zwei neue Opern, eine dreiaktige große „Fierrabras" und eine Operette „Die Verschworenen" (Der häusliche Krieg). Nur die letzterwähnte ist lange nach des Komponisten Tode** auf einer ganzen Reihe von Bühnen zur Aufführung gelangt und hat sich selbst auf verschiedenen dauernd auf dem Repertoire erhalten, damit den Beweis liefernd, daß der Meister gewiß auch berufen war, der deutschen Oper eine veränderte Richtung geben zu helfen, wenn er aus eigener Erfahrung erkennen lernte, wie die dramatische Musik beschaffen sein muß, wenn sie die beabsichtigte Wirkung machen soll. Die dazu nötige Routine ist nur von der Bühne herab zu erlernen. Seine früheren Opern würden sich nicht auf der Bühne erhalten haben; aber er selbst

* Ausführliches in des Verfassers „Franz Schubert-Biographie".

** Zum erstenmal in Frankfurt a. M. am 29. August 1861.

hätte aus einer einzigen Aufführung ersehen, was er verfehlte und wie er es anders machen müsse; so würde er gelernt haben, mit seinem neuen Liedstil, mit seiner wunderbar accentuierten und doch so berückend süßen Kantilene auch den dramatischen Vokalformen erhöhte Wirkung zu geben.

Daß er das selber fühlte, beweist der Eifer, mit welchem er immer und immer wieder den dramatischen Arbeiten sich zuwandte, und das Mißlingen seiner Bestrebungen gerade auf diesem Gebiete versetzte ihn hauptsächlich im Jahre 1824 in die hoffnungslose und fast verzweifelte Stimmung, welche ihn auch nur selten bis an sein so frühes Ende verließ.

Selbst in Zelesz, wohin er im Mai 1824 wieder ging, fand er nicht die frühere Behaglichkeit seiner Stimmung wieder. Seine Schaffenskraft aber vermochten auch diese traurigen Zustände nicht zu hemmen, wie eine Reihe hochbedeutender Werke bezeugen, darunter der Liederkreis „Die schöne Müllerin", der allein geeignet ist, ihm seinen Platz unter den größten Genies aller Zeiten und Länder anzuweisen. Nicht minder bedeutsam in dem früher angedeuteten Sinne sind einzelne zu gleicher Zeit entstandene Instrumentalwerke, wie die drei Streichquartette in A-moll (Op. 29) und in Es-dur und E-dur (Op. 125). Mit den „Müllerliedern" und dem „Quartett in A-moll" hatte er den äußersten Höhepunkt künstlerischer Größe erreicht, auf dem er dann noch eine ganze Reihe von unvergänglichen Kunstwerken schuf, die nur insofern noch einen Fortschritt bedingen, als sie den neuen Inhalt noch entschiedener und in noch fester und greifbarer ausgeprägter Kunstform darstellen. Der neue Vokalstil war damit ebenso geschaffen wie der durch ihn wieder stark beeinflußte Instrumentalstil.

Nur seine äußeren Verhältnisse gestalteten sich nicht freundlicher, ja eher noch freudloser. Die Freunde, vor allen Vogl, wurden nicht müde, seinen Lebenspfad zu erhellen. Vogl hatte ihn wieder im Frühling 1825 zu einem Ausfluge nach dem Salzkammergut veranlaßt, der den wohlthätigsten Einfluß auf ihn ausübte, wie uns die Briefe bezeugen, in denen er selbst davon berichtet.

Im nächsten Jahre 1826 eröffnete sich ihm dadurch, daß nach dem 1825 erfolgten Tode Salieris durch die Beförderung des Vice-Hofkapellmeisters Eybler dessen Stelle erledigt worden war, eine Aussicht zur Besserung seiner Lage. Franz Schubert bewarb sich um dieselbe, ohne indes berücksichtigt zu werden. Die Stelle erhielt der Hoftheater-Kapellmeister Weigl.

Nicht besser erging es ihm bei seiner späteren Bewerbung um die Kapellmeisterstelle, welche am Kärnthnerthor-Theater durch den Abgang des Kapellmeisters Karl August Krebs erledigt worden war.

Wie sehr ihn auch das Scheitern aller seiner Pläne zu einer Besserung seiner Lage bedrücken und verstimmen mußte, seine künstlerische Schaffensfreudigkeit vermochte es nicht zu lähmen.

Unter den Werken dieser Zeit der getäuschten Hoffnungen gehören wieder einige zu den wunderbarsten Erzeugnissen künstlerischer Schaffensthätigkeit, wie das Trio in B (Op. 99), die beiden Streichquartette in D-moll und G-dur, die Männerchöre „Nachthelle", „Grab und Mond", „Das Ständchen" und vor allem der erste Teil der „Winterreise".

Auch die Komposition einer Oper begann er wieder, zu welcher ihm Bauernfeld den Text schrieb: „Die beiden Grafen von Gleichen", und der Dichter selbst erzählt uns, daß Schubert die Musik dazu bis auf die Instrumentation fertig gestellt hatte, und daß, was er ihm davon vorführte, poetisch und reizend geklungen habe; der Tod nur verhinderte ihn an der Vollendung des Werkes.

Ein kurzer Aufenthalt Schuberts in Graz im Herbst des Jahres 1827 ist insofern noch von Bedeutung geworden, als wir ihm eine ganze Reihe bedeutender Werke für Klavier, wie der Grazer Galoppe und Grazer Walzer, der Valses

nobles verdanken. Von Vokalwerken dieses Jahres sind u. a. der „Nachtgesang im Walde“ für Männerchor mit Hörnerbegleitung und das „Ständchen“ für Alt-Solo mit Chor zu erwähnen. Im Oktober vollendete er auch den Cyklus „Die Winterreise“. Im November entstand das Es-dur-Trio (Op. 100), und auch die hochbedeutsamen kleinen Klavierstücke, die unter dem Namen „Impromptus“ (als Op. 124, III bis VIII) erschienen, gehören in dieses Jahr.

Um ihn aus seiner sorgenvollen Lage wenigstens auf einige Zeit zu befreien, hatten seine Freunde ein Konzert für ihn veranstaltet, in welchem nur Kompositionen von ihm aufgeführt wurden und das am 26. März 1828 stattfand. Es hatte einen allseitig günstigen Erfolg und brachte auch, wie Bauernfeld mitteilt, einen Reinertrag von nahezu achthundert Gulden. Den Haupterfolg sah Bauernfeld aber darin, „daß Schubert sein Publikum gefunden habe und mit frischem Mute erfüllt sei“. Das aber erwies sich nur zu bald als Täuschung. Selbst die von ihm für das Frühjahr oder den Sommer geplante Reise nach Graz konnte er nicht ausführen, da ihm dazu die Mittel fehlten.

Durch diese aufreibenden Verhältnisse war seine Gesundheit bereits bedeutend erschüttert, und sie litt noch mehr unter dem Einfluß einer naßkalten Wohnung, so daß er sich bereits zu unwohl fühlte, um einer Einladung des ihm befreundeten Franz Lachner, der Aufführung von dessen erster Oper „Die Bürgschaft“ in Pest beizuwohnen, Folge zu leisten.

Wie in Vorahnung seines nahen Todes schuf der Meister in diesem Jahre noch eine Reihe seiner bedeutendsten Werke: Die große Sinfonie in C-dur, das Quintett für Streichinstrumente in C, die Kantate „Mirjams Siegesgesang“, die drei letzten Sonaten für Klavier, die Es-dur-Messe und neben anderen vortrefflichen Liedern den größten Teil der Sammlung, welche der Verleger unter dem Gesamttitel „Schwanengesang“ veröffentlichte.

Da sich sein Gesundheitszustand allmählich verschlimmert hatte, war er auf den Rat seines Arztes zu seinem Bruder Ferdinand in die Vorstadt Wieden gezogen, weil er von dort aus bequemer Spaziergänge im Freien machen konnte, und die Lust an der Arbeit war bei ihm wieder so rege geworden, daß er noch am 4. November den in jener Zeit als Kontrapunktisten bekannten Hoforganisten Sechter besuchte, um sich als Schüler im Fugensatz bei ihm anzumelden. Zu dem von beiden besprochenen Beginne der Lektionen aber kam es nicht mehr. Am 11. November schon konnte Schubert das Bett nicht mehr verlassen, und am 19. November 1828 starb er.

Mit der großen Reihe seiner reifen Werke hat der junge Meister nicht nur den Kunstschatz der Nation durch kostbare Kleinode von unvergänglichem Werte bereichert, sondern er hat damit zugleich die Weiterentwickelung der Tonkunst entscheidend beeinflußt, indem er ihr einen neuen Inhalt zuführen half.

Den Meistern, denen es der Knabe anfangs nachzumachen versuchte, schwebten andere Ideale vor bei ihrer Schaffensthätigkeit als die, welchen er, wenn auch unbewußt, in seiner frühen Jugend nachstrebte. Während sie noch unter der Herrschaft der höchsten und heiligsten Ideen schufen, und dadurch Händel zum Sänger der Wunderthaten des Reiches Gottes wird, Bach aber zum Verkünder ihrer Wunderwirkung im Gemüte, und Gluck sich dem unmittelbaren Eindruck der, der realen Welt nachgebildeten großartigen mythischen Welt unterstellte, verpflanzten die nachfolgenden Meister Haydn, Mozart und Beethoven das Kunstwerk auf den Boden der realen Welt, indem sie der Liebe Lust und Leid, das gemütliche Verhalten zur Natur, die Wunder der Schöpfung und die Macht der Weltbegebenheiten auf ihre Phantasie und ihre gesamte Innerlichkeit wirken ließen. Nachdem so in dieser Richtung namentlich Beethoven die ganze Lebens- und Leidensgeschichte der Menschheit in tönen-

den Kunstwerken dargestellt hatte, lag es nahe, daß die eigenste Kunst der Innerlichkeit auch das Einzelsubjekt mit seinen Tiefen und Höhen in einseitiger Selbstbeschaulichkeit zum Stoff und Ausgangspunkt der künstlerischen Darstellung machte, und der erste, der das mit durchgreifendem Erfolge that, ist unser Franz Schubert. Dabei mußte er dem Banne der, aus der fessellos waltenden Phantasie des nur mit sich beschäftigten Einzelsubjekts heraustreibenden Romantik verfallen, welche die Zeit seiner frühesten Thätigkeit bereits zu beherrschen begann.

Seine frühesten Kompositionsversuche bezeugen es, daß ihm dies romantische Ideal bereits früh vorschwebte. So nur ist es zu erklären, daß er zunächst nicht die Formen nachzuahmen sich bemühte, sondern in Phantasien seinen kindlichen Ideen Ausdruck zu geben unternimmt. Diese aber entstammen nicht der freundlichen, harmlos fröhlichen Kinderzeit, sondern sie gehören schon der verdüsterten und umflorten Welt der Romantik an; er schreibt eine „Leichenphantasie", und auch die Lieder dieser Zeit sind mit den Schauern und Schrecken der romantisch konstruierten Welt ausgestattet. Die praktische Musikübung erst machte ihn allmählich mit den Formen bekannt, und besonders bedeutsam wurden für ihn in dieser Richtung die zweistimmigen Schullieder und die dreistimmigen Kanons, die er wahrscheinlich auch für Schulzwecke schrieb. Damit erst hatte er den Boden gewonnen, von welchem aus er den neuen Stil fand, der für die Umdichtung der durch die Romantik hauptsächlich gezeitigten neuen Lyrik der einzig entsprechende ist. Er hat damit nicht nur einzelne Lieder komponiert, sondern ganze Dichterindividualitäten von Ossian bis Goethe und auch Rückert, Platen, Wilhelm Müller, Walter Scott, Shakespeare u. a. musikalisch umgedichtet, und indem er, wenn auch nur an einzelnen Liedern, zeigte, wie die neue Lyrik eines Heinrich Heine wieder einen neuen Liedstil bedingt, hat er zugleich die gesamte Weiterentwickelung der Vokalmusik und selbst der dramatischen Musik beeinflußt.

Mit Heines Liedern konnte der Meister nur kurze Zeit vor seinem Tode bekannt geworden sein; er hat nur sechs Lieder des Dichters in Musik gesetzt, die in der nach Schuberts Tode veröffentlichten Sammlung „Schwanengesang" erschienen; aber er hat mit ihnen den mehr recitierenden Liedstil fest bestimmt, welcher für diese Weise der knappsten Form der Lyrik der einzig entsprechende ist.* Dieser Stil fand namentlich in Robert Schumann an den Heineschen Liedern den weitesten Ausbau, und er hat in unserer Zeit fast die ganze kunstvolle Gestaltung der Vokalformen in Frage gestellt, woran Schubert und auch noch Schumann keinen Anteil haben, da beide Meister auch da, wo sie sich auf energische Ausprägung der Accente beschränken, doch die formelle Festigung anstreben. Mit seinen mehr als sechshundert Liedern und ausgeführten Gesängen schon hat sich Schubert demnach bereits ein unvergängliches Denkmal in der Geschichte und im Herzen seines Volkes gesetzt. Daß er nicht die gleiche Bedeutung für die historische Entwickelung der breiteren Vokalformen finden konnte, wurde bereits dargethan. Dagegen wirkte er umgestaltend auf dem Gebiet der Instrumentalformen, auch die breiten und mächtigeren Orchester- und Kammermusikformen nicht ausgenommen.

Wie ebenfalls erwähnt wurde, findet die Romantik namentlich in den Instrumenten dienstwillige Organe zu ihrer Darlegung, und wir erkannten bereits, daß sie es hauptsächlich ist, welche Schuberts Klavierstil selbst in seinen Sonaten fast ausschließlich beherrscht; daß sie ihn zu immer erhöhter Ausbildung des sinnlich reizvollen Klangmaterials veranlaßte. Wo sich aber mit diesem blendenden Glanz noch blühendes Leben der Phantasie und warme Empfindung vereinigen, wie im B-dur- und dem Es-

* Den näheren Nachweis giebt der Verfasser in seiner mehrfach erwähnten Biographie des Meisters.

dur-Trio, dem D-moll-Quartett und der großen Sinfonie in C-dur, da schuf er auch auf diesem Gebiet unvergängliche Kunstwerke.

Von nachhaltig neu zeugender Bedeutung wurde er aber noch durch seine kleinen Klavierstücke: die „Impromptus“ oder „Moments musicales“ und seine Tänze und Märsche.

Mit den „Bagatellen“ von Beethoven haben die kleinen Klavierstücke eigentlich wenig Ähnlichkeit; diese sind im Grunde nur in der Entwickelung zurückgebliebene Sonatensätze oder Skizzen solcher, die der Meister weiter auszuführen nicht für gut befand. Schuberts derartige Sätze sind eine notwendige Ergänzung seines Liedstils. Die reiche Fülle seiner Innerlichkeit auszutönen, erwiesen sich die vokalen Mittel nicht ausreichend, weshalb der Meister die instrumentalen in immer ausgedehnterer Weise hinzuzieht. Es lag dann aber auch zu nahe, diesen vokal nicht auszutönenden Gefühlsüberschuß zu selbständigen Instrumentalformen zu verwenden, und so entstanden jene kleinen Klavierformen, welche von Mendelssohn dann als „Capriccio“ oder „Lieder ohne Worte“, von Robert Schumann als Phantasiestücke, Charakterstücke, Kinderscenen u. s. w. weitergebildet wurden.

Mit seinen Tänzen, seinen Walzern, Galoppen und Eccossaisen, seinen Polonaisen und den Märschen hat er auch diesen untergeordneten Musikformen zu neuer Entwickelung verholfen. In den Ätzenbruckern, den Grazer und Wiener Walzern und Ländlern gab er der überströmenden gesunden Sinnlichkeit des Südens lebendigen Ausdruck, und er bildet ihr zugleich jene anmutende und anziehende Melancholie an, die gleichfalls einen wesentlichen Teil seines Charakters ausmacht, und er gab damit nach beiden Seiten Anregung zur Weiterbildung auch dieser Formen. Chopin wandte sich der letzteren zu; er hat in seinen Polonaisen, Walzern und Mazurken der tiefen Melancholie ausführlicheren und erschöpfenden Ausdruck gegeben; Strauß und Lanner aber führten den Schubertschen Tanz nach jener anderen Seite weiter, als künstlerischen Erguß der übersprudelnden Lust am sinnlich angeregten Leben.

Wenn Schubert endlich auf dramatischem Gebiet nicht erreichte, was er mit ungebrochenem Eifer erstrebte, so tragen gewiß nur die ungünstigen Umstände die Schuld daran, aber er hat zu einer Erneuerung auch dieser Formen unzweifelhaft den Grund gelegt. Die Dramatik ist im Grunde nichts weiter als die personifizierte Lyrik, daher muß ein aus der Schubertschen Lyrik naturgemäß entwickelter und zu entsprechender Wirkung gesteigerter Gesang dramatisch in höchster Bedeutung des Wortes werden. Die höchste Form des gesungenen Dramas wird demnach vom Schubertschen Liede ihren Ausgang nehmen müssen.





Skizzen aus dem Westen Nordamerikas.

Von

Friedrich J. Pajeken.

Indiantrader.



o im weiten wilden Westen das Urvolk Amerikas in seinen Dörfern, von den Befestigungen entfernt, haust, giebt es überall auch Indiantraders. Es sind dieses Leute, die mit allerlei Waren, besonders auch solchen, welche dem Indianer zu verabreichen von der Regierung untersagt sind, wie hauptsächlich Whisky und Schießbedarf, von einem Camp (Indianerniederlassung) zum anderen ziehen und meistens ein einträgliches Geschäft betreiben. Stets ist das der Fall, wenn sie durch langjährigen Umgang mit den verschiedenen Stämmen bekannt geworden sind und, oft sehr unverdient, deren unbegrenztes Vertrauen genießen. Dann handeln die Männer und Weiber lieber von ihnen ihre Bedürfnisse ein, als daß sie solche in der Befestigung kaufen, trotzdem sie wissen, daß dort in der unter Kontrolle der Regierung stehenden Agency, welche den Handel mit den Indianern erleichtern soll, eine Übervorteilung ihrerseits vollkommen ausgeschlossen ist. Die Büffelfelle werden dort genau nach ihrem Werte bezahlt, und die Waren haben ihre festen Preise.

Diese Agencies sind dem Indiantrader, welcher die Forderung für seine Artikel je nach der vorhandenen größeren oder geringeren Wunschesäußerung des Käufers einrichtet, ein Dorn im Auge. Sie machen ihm mit ihrer Konkurrenz viel zu schaffen, denn es bleibt nicht aus, daß ein oder der andere Kunde bei seinen im Frieden häufigeren Besuchen in der Befestigung auch dort einmal seine Felle eintauscht und bemerkt, daß er bisher nicht sehr wohlfeil bedient wurde. Solche Entdeckungen ziehen dann den Abfall weiterer Kunden, wenn auch nur langsam, nach sich, denn besitzt ein Indiantrader einmal das Vertrauen des roten Volkes, so wird es nicht so leicht erschüttert.

In beinahe jeder Befestigung des Westens befindet sich eine derartige Agency. Gewöhnlich liegt dieselbe eben außerhalb des Forts. Im Frühjahr sieht man oft die Einwohner eines ganzen Indianerdorfes mit Weib und Kind dorthin ziehen, wenn sich im Laufe des Winters eine größere Anzahl Büffelfelle angesammelt hat. Alles lagert dann in der Nähe des Agenturgebäudes so lange, bis die Männer ihr Geschäft abgeschlossen haben. Nachher werden von den Weibern die eingehandelten wollenen Decken, Kleidungsstücke, Äxte, Messer, Blechkannen, Näpfe, Kessel und Lebensmittel wie Bohnen, Erbsen, Kaffee, Salz, Reis, Speck u. dergl. auf die Pferde gepackt, und fort geht es wieder nach dem Dorfe zurück oder nach einer anderen Gegend, wo man beabsichtigt, für die Sommermonate die Wigwams aufzuschlagen.

Dem Gesetze nach darf in den Befestigungen, außer der Agentur für die In-

dianer, nur stets ein größeres Verkaufslokal vorhanden sein. Dort versorgt sich der Indiantrader mit seinen Waren. Fünf oder sechs Pferde dienen ihm zur Fortschaffung derselben. Er selbst ist ebenfalls beritten, und so zieht er wochen-, oft monatelang über die weiten Prärien oder unwegsamen Berge bis zu den Dörfern desjenigen Volkes, dessen Männer er zu seinen Freunden zählen darf. Abends sucht er sich im hohen Grase oder in einer Schlucht ein Unterkommen. Dort packt er seine Gäule ab und läßt sie laufen, damit die Tiere sich ihr Futter suchen. Dann entzündet er ein Feuer und bereitet daran sein einfaches Mahl, bestehend aus Kaffee, Brot und gebratenem oder gekochtem Wildfleisch, mit dem er sich in dem menschenarmen aber wildreichen Lande stets hinreichend versorgen kann. In seine Decken und Büffelfelle gehüllt, verbringt er die Nacht, um dann am anderen Morgen früh wieder aufzubrechen.

Im Sommer ist dieses Wanderleben noch erträglich; dann giebt es Futter vollauf für die Gäule, und ist die Hitze zu drückend, wird nachts gereist. Doch im Winter, wenn in eisiger Kälte hoher Schnee die Wege in den Bergen kaum passierbar macht, wenn über die endlosen Prärien der Schneesturm heult, dann gehört die ganze Ausdauer und Kraft eines Mannes dazu, den übermäßigen Strapazen zu trotzen. Dem Indiantrader werden dieselben mit der Zeit zur Gewohnheit; bringt ihm doch gerade der Winter den meisten Gewinn, und dieser lockt ihn, unbekümmert um das Wetter, immer von neuem weiter. Mangelt es dem Indianer an barem Gelde, so fehlt es ihm in dieser Jahreszeit nicht an Büffelfellen, um damit einzutauschen, was ihm wünschenswert erscheint. Bietet der Händler ihm derartiges, dann ist ein gutes Geschäft für diesen gesichert; denn hat der Indianer sich einmal den Besitz irgend einer Sache in den Kopf gesetzt, so wird ihm so leicht keine Forderung zu hoch.

Viele Indiantrader finden bei den Indianern ihr eigentliches Heim, d. h. sie nehmen sich in dem Stamme, bei dem sie häufiger verkehren, ein Weib, welches treu für sie sorgt, solange sie sich in der Niederlassung aufhalten. Sehr oft besitzen sie auch mehrere Weiber in verschiedenen Dörfern. Ich kannte beispielsweise einen alten Indiantrader, der fünf Frauen besaß: zwei bei den Arapahoes, eine bei den Crows, eine bei den Cheyennes und eine bei den Sioux. Ihnen erwächst daraus der Vorteil, daß sie gewissermaßen als mit zu dem Stamme gehörig betrachtet werden.

Auch die Regierung benutzt für ihre Zwecke bisweilen die Indiantrader, da diese genau des Landes und auch der Sprache einzelner Indianerstämme kundig sind. Sie dienen daher als Führer, Unterhändler in Streitfragen mit den Indianern oder als Dolmetscher. Ferner werden sie zum Aufsuchen gestohlener oder verlaufener Pferde und Maultiere auch von den Ranchern (Viehzüchter [siehe Bd. LXV, S. 152]) gebraucht. Mit den Wegelagerern und Pferdedieben im Lande sind sie befreundet, und in den meisten Fällen wissen sie, wo das verlorene Gut zu finden ist. Sie bringen es wieder zurück, indem sie dafür an den unrechtmäßigen Besitzer einen Teil ihres ihnen von der Regierung oder von den Ranchern versprochenen Lohnes auszahlen.

Die Wegelagerer und Pferdediebe, welche hauptsächlich in den Territorien und noch wenig bevölkerten Staaten des Westens ihr Handwerk betreiben, halten gute Freundschaft mit den Indiantradern, weil diese ihnen von großem Nutzen sein können. Die Indiantrader besorgen den Verkauf gestohlener Gegenstände (auch Pferde), oder vertauschen solche bei den Indianern. Sie warnen zu rechter Zeit, wenn etwa von der Regierung eine Razzia gegen das allzu freche Gesindel unternommen werden soll. Nie kommt es daher vor, daß von den Wegelagerern ein Indiantrader in irgend einer Weise belästigt wird; auch dessen Freunde werden von jenen geschont und sogar unterstützt, wenn sie sich in Not befinden.

Wie unter den Wegelagerern und Pferdedieben, so begegnet man auch unter den Indiantradern manches Mal intelligenten und gebildeten Leuten, welche eine harte Kette von Schicksalsschlägen nach und nach zu diesem eintönigen, strapaziösen und gefahrvollen Handwerk getrieben hat. Ich kannte unter ihnen einen Menschen — mir gegenüber in seinen Manieren ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle —, welcher neben verschiedenen Indianersprachen auch die spanische, deutsche, französische und englische Sprache vollkommen beherrschte. Wenn ich seinen Worten Glauben schenken darf, so besaß er einst ein bedeutendes Geschäft und großes Haus in New-Orleans. Ein anderer war in der Rechtswissenschaft ungemein bewandert und hat mir seinerzeit bei der Abwickelung einer gerichtlichen Streitfrage gute und wohldurchdachte Ratschläge erteilt.

Die sonderbarste Figur, welche mir während meines Aufenthaltes im Territorium Wyoming unter den Indiantradern begegnete, war jedoch der im Lande allgemein bekannte „Old Tex“. Auch er besaß vier Frauen, und durch ihn wurde ich zuerst bei den Arapahoe-Indianern vorteilhaft eingeführt, bei welchem Stamme er sich eines ganz besonders freundschaftlichen Entgegenkommens zu erfreuen hatte.

Old Tex war ein wohlgenährtes Männchen mit kleinen, lebhaften braunen Augen, stark ergrautem, kurzgeschorenem Haar und struppigem Schnurrbart unter der etwas gebogenen, geröteten Nase. Letzteres bewies, daß er seinen Haupthandelsartikel, Whisky, selbst nicht verschmähte. Winter und Sommer trug er neben Lederhemd und Lederbeinkleidern einen dicken wollenen Shawl um den Hals. An einem seiner hohen, bis zum Knie reichenden Stiefel saß ein mächtiger Sporn, an dem jedoch das Rad fehlte. Sein kleiner, einst schwarz gewesener Hut, dessen Rand vom Zahne der Zeit ausgefranst war, verließ ihn auch des Nachts nicht, wenn er sich in seine Büffelfelle und Decken stets unter freiem Himmel zur Ruhe legte. Als er einst im Winter bei einer grimmigen Kälte von 28 Grad (Réaumur) in der Nähe meiner Blockhütte auf dem Wege nach den Arapahoes, deren erste Niederlassung etwa fünfzehn englische Meilen von mir entfernt lag, mit seinen Packpferden Halt machte, gelang es mir, ihn zu überreden, in der Hütte sein Lager aufzuschlagen, welche ein mächtiges Feuer wenigstens einigermaßen erwärmte. Doch nach einer Stunde war der Alte bereits mit seinen Decken und Fellen wieder daraus verschwunden, und als ich mich nach ihm umsah, schnarchte er draußen im hohen Schnee. Auf meine Frage am anderen Morgen, weshalb er während der Nacht nicht bei mir geblieben sei, antwortete er in seiner kurzen Weise: „I couldn't sleep inside, Sir.“ (Ich konnte drinnen nicht schlafen.)

Old Tex sprach ungern; doch zeigte er mir stets seine Dankbarkeit für die Aufnahme, welche ich ihm zu teil werden ließ. Eines Tages war ich hinter meiner Hütte mit dem Ausspannen einiger Wolfsfelle beschäftigt, als der Alte zu mir trat, sich nicht weit von mir auf einen Holzblock niederließ und dichte Rauchwolken aus einer kurzen, steinernen Indianerpfeife blies, welche er beständig zwischen seinen braunen Zähnen mit sich führte. Nach einer geraumen Weile fragte er plötzlich: Tell me, Sir, wat's that: An der Quelle saß der Knabe, Blumen wand er sich zum Kranz?“ Ein Donnerschlag bei heiterem Himmel hätte mich nicht mehr in Erstaunen setzen können, als es die Worte unseres Schiller in jener Umgebung und aus dem Munde des Alten thaten. Old Tex lächelte, und nun erzählte er mir auf mein beharrliches Drängen, daß er in England geboren sei und in Stuttgart die Schule besucht habe. Später wäre er von Haus fortgelaufen, um Abenteuer zu erleben, und nach einem längeren Aufenthalt in Texas, dem er seinen Namen Tex zu verdanken habe, hätte ihn das Schicksal endlich nach Nebraska und Wyoming Territory geführt, wo er nun bereits seit dreißig Jahren

auf die mannigfaltigste Art, zuletzt als Indiantrader, seinen Unterhalt verdiene. Er wisse genau die Zeit, denn in der Nähe des Cloud Peak stünde eine alte Pechtanne; die besuche er einmal im Jahre, um eine Kerbe in den Baum zu schlagen; vor einigen Monaten habe seine Axt zum dreißigsten Male den Baum berührt.

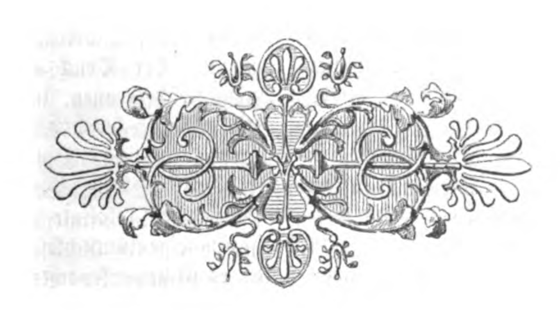
Mein Interesse für Old Tex war durch dessen Mitteilungen nur noch reger geworden, und aufrichtig freute ich mich stets, wenn der Alte bei mir einkehrte. Auch er wurde seit der Zeit gesprächiger, und oft berichtete er mir unaufgefordert von seinen reichhaltigen Erlebnissen.

Einer meiner Freunde sandte mir nach der etwa sechzig englische Meilen von meiner Blockhütte entfernten verlassenen Befestigung Old Fort Mc Kinney, wo sich eine Poststation befand, von der ich monatlich meine Briefe abzuholen pflegte, die in Nordamerika sehr beliebte Zeitschrift „Harper's Weekly". In diesen Heften blätterte Old Tex gern. Eines Tages entdeckte er darin eine vortreffliche Übersetzung von Heinrich Heines Loreley. Lächelnd bat er mich um Bleistift und Papier, und nun schrieb er mit Hilfe der englischen Worte die Verse deutsch beinahe ohne Fehler nieder. Lange betrachtete er, in Gedanken verloren, sein Schriftstück; dann begann er mit zitternder Stimme die uns so bekannte Weise zu singen:

> Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
> Daß ich so traurig bin;
> Ein Märchen aus alten Zeiten,
> Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Aber schon nach der ersten Strophe verstummte der Gesang des Alten. Über seine wetterharten, gebräunten Wangen rollte eine Thräne nach der anderen, und schluchzend sank sein Kopf auf die über dem Tische gekreuzten Arme nieder. Die Erinnerung an längst vergangene, vielleicht vergessene Zeiten rief das Lied in ihm noch einmal wach.

Leise schlich ich mich zur Hütte hinaus, um den bedauernswerten Mann in seinem Schmerze nicht zu stören. Mit der Büchse auf der Schulter durchstreifte ich die Berge. Als ich nach einigen Stunden zurückkehrte, war Old Tex fort. Schämte er sich seiner Thränen, die ihm der Gedanke an die ferne Heimat, welche er im jugendlichen Übermut verließ, die Erkenntnis seines leichtsinnig verscherzten Daseins in die Augen drängte? Ich weiß es nicht. Niemals habe ich den Alten wiedergesehen.





Die leuchtenden Fische der Tiefsee.

Von

Robert v. Lendenfeld.



ie Tiere, welche die abyssalen Tiefen der Meere beleben, sind in mehrfacher Hinsicht von ganz besonderem Interesse, denn einerseits finden wir unter ihnen einzelne Repräsentanten alter Formen, die nur fossil bekannt waren, ehe ihre völlig unveränderten Nachkommen aus den Meerestiefen hervorgezogen wurden; und andererseits sind die Tiefseetiere vielfach den eigentümlichen Verhältnissen, in denen sie leben, in sehr bemerkenswerter Weise angepaßt.

Im Laufe der geologischen Entwicklung wechseln auf der Oberfläche der Erde die physikalisch-klimatischen Verhältnisse fortwährend. Diesem Wechsel müssen sich die Tiere anpassen, und so verändern sich die Formen in den aufeinander folgenden Generationen. Die physikalischen Verhältnisse der Tiefen hingegen blieben immer so ziemlich die gleichen, und so gab es denn keine Veranlassung für die Tiefseetiere, sich anzupassen und zu verändern. Während also die oberflächlich lebenden Organismen in raschem Wechsel der Formen eine große Mannigfaltigkeit und zum Teil einen hohen Grad von Differenzierung erlangten, blieben die Tiefseetiere konservativ und behielten ihre Gestalt bei. Doch gesellten sich zu den alten, erbgesessenen Bewohnern abyssaler Tiefen häufig neue Formen hinzu, die von oben herabkamen und sich den für sie neuen Verhältnissen der Tiefsee anpaßten.

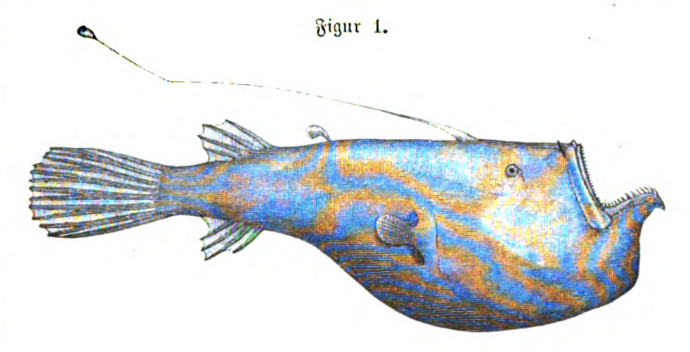
Ehe wir die Anpassungserscheinungen, welche die Tiefseetiere auszeichnen, betrachten, wollen wir uns mit den physikalischen Verhältnissen vertraut machen, die in den abyssalen Meerestiefen herrschen.

Tiefen von 8000 Metern und darüber, welche etwa den Höhen der Kulminationspunkte des Himalaya gleichkommen, sind bis nun nur im nördlichen Stillen Ocean unweit der Küste von Japan angetroffen worden; es ist jedoch der größere Teil der Weltmeere über 5000 Meter tief. In einer solchen Tiefe — von 5000 Metern —, welche die Höhe des Montblanc um etwas übertrifft, herrscht ein sehr hoher Druck, ein Druck von ungefähr 500 Atmosphären. Der Druck auf die Oberfläche eines spannlangen Fisches in seichtem Wasser beträgt etwa 180 Kilogramm. Der Druck auf die Oberfläche eines gleich großen, in einer Tiefe von 5000 Metern lebenden Fisches aber 900 Tonnen — das ist das Gewicht eines mittelgroßen Dampfschiffes. Es scheint jedoch dieser kolossale Druck keine Organisationseigentümlichkeiten zu verursachen und es ist bemerkenswert, daß unter demselben alle Lebensfunktionen ganz ebenso vor sich gehen wie unter dem geringen Druck einer Atmosphäre an der Erdoberfläche. Bei den Fischen der Tiefsee, welche Schwimmblasen besitzen, ist die Luft in derselben natürlich unter diesem hohen Druck stark komprimiert. Wird so ein

Fisch gefangen und heraufgezogen, so dehnt sich mit abnehmendem Drucke die Luft in der Schwimmblase aus und verursacht, wenn sie keinen Ausweg findet, schließlich eine Explosion des ganzen Fisches. Abgesehen hiervon können aber die Fische bedeutende Druckunterschiede ohne Schaden vertragen, wie ihr Vorkommen in verschiedenen Niveaus zu verschiedenen Jahreszeiten deutlich zeigt. Keinesfalls aber gelangt ein Fisch im Schleppnetz aus abyssalen Tiefen lebend an die Oberfläche.

Die Temperatur an der Oberfläche ändert sich mit der Jahreszeit und ist im allgemeinen im Sommer etwas niedriger und im Winter etwas höher als die Temperatur der Luft. In der Tiefe herrscht dem entgegen jahraus, jahrein eine konstante Temperatur von wenigen Grad über Null.

Figur 1.

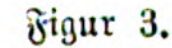


Ceratias uranoscopus von der Seite (natürl. Größe).

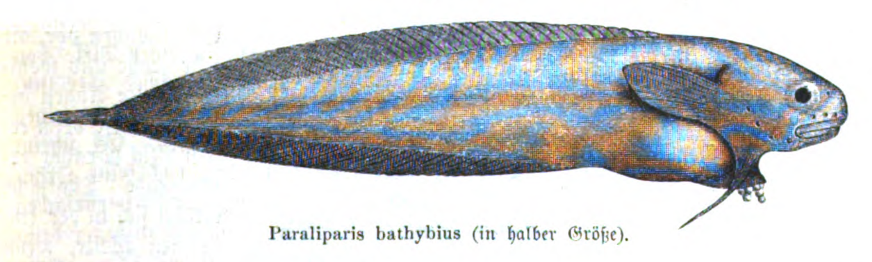
Figur 2.



Ceratias uranoscopus von oben (natürl. Größe).



Figur 3.



Paraliparis bathybius (in halber Größe).

Das Sonnenlicht vermag nicht tiefer ins Wasser hinabzudringen als 150 Meter: in den abyssalen Tiefen herrscht ewige Nacht.

Die chemische Untersuchung von Proben des Wassers aus großen Meerestiefen ergiebt, daß dasselbe reicher an Kohlensäure und viel ärmer an Sauerstoff ist als das Wasser an der Oberfläche.

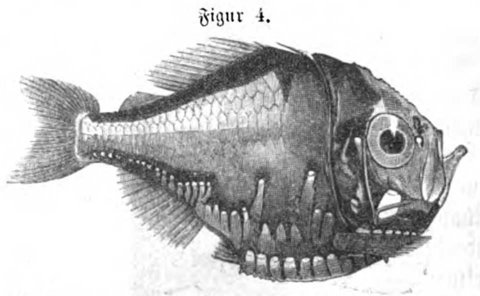
Unter dem gewaltigen Druck einer fünf Kilometer hohen Wassersäule leben also die Tiere jener Tiefen in sehr ungünstigen Verhältnissen. Der Mangel an Sauerstoff und die niedrige Temperatur erschweren den Fortgang der Lebensfunktionen. Die Monotonie behindert Formveränderung und progressive Entwickelung. Es giebt nicht Sommer und nicht Tag in jenen Tiefen: ewig herrscht die eisige Winternacht.

An diese ungünstigen Lebensbedingungen nun müssen sich die Tiere anpassen,

welche das Licht des Tages und die Wärme der Sonne verlassen und hinabsinken in die kalte und finstere, unwirtliche Tiefe. Entsprechend der großen Differenz in den Existenzbedingungen, die uns selber an der Oberfläche der Erde umgeben, und jenen, die in abyssalen Meerestiefen herrschen, sind auch die Anpassungserscheinungen unter den Tieren der Tiefsee ganz andere als unter den Tieren der Oberfläche. Die wichtigsten unter den letzteren kennt ein jeder, die ersteren aber sind erst in neuester Zeit entdeckt worden, und sie sind, der Eigentümlichkeit der Existenzbedingungen der Tiefsee entsprechend, so eigenartig und von den bekannten Anpassungserscheinungen oberflächlich lebender Tiere so verschieden, daß sie wohl allgemeines Interesse beanspruchen können. Unter diesen Anpassungserscheinungen nun ist es vorzüglich die Anpassung an die Finsternis, welche interessant ist.

Die ewige Nacht der abyssalen Tiefe wird erhellt durch den phosphoreszierenden Schimmer, welcher von den zahlreichen, mehr oder weniger leuchtenden Tiefseetieren ausgeht. Die Finsternis ist daher keine absolute; wenn auch das Licht in jenen Tiefen ein sehr schwaches ist, viel schwächer wie an der Oberfläche beim Meeresleuchten.

Figur 4.

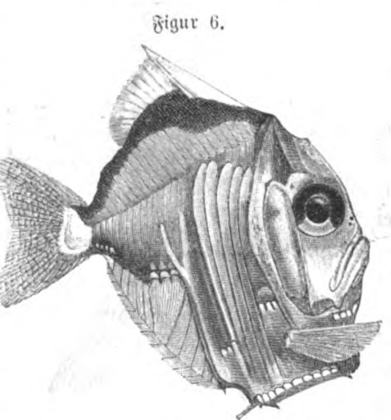


Polyipnus spinosus von der Seite (natürl. Größe).

Figur 5.

Polyipnus spinosus von vorn (natürl. Größe).

Figur 6.

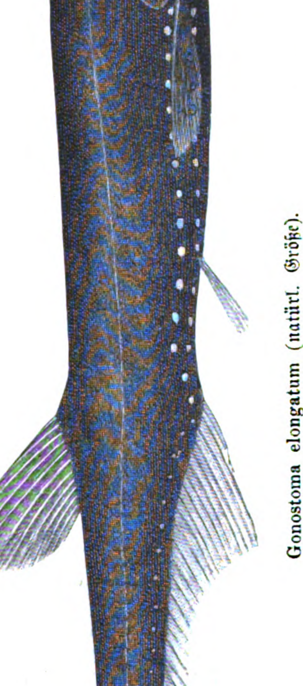


Sternoptyx diaphana (natürl. Größe).

Der Lichtmangel wirkt dort, wo wirkliche absolute Finsternis herrscht, derart auf die Tiere, daß ihre Augen rudimentär werden und schließlich ganz verloren gehen. Dies beobachtet man bei Maulwürfen, Grottenolmen und anderen Tieren. Auch einige der Tiefseefische haben sehr kleine, halbrudimentäre Augen, wie Ceratias (Figur 1), Bathypterois (Figur 8), Saccopharynx (Figur 24) und andere. Ein Fisch ist aus der Tiefsee bekannt, dem die Augen sogar vollkommen fehlen (Ipnops). Bei der Mehrzahl der Tiefseefische werden sehr wohlentwickelte und große Augen angetroffen, Augen, welche viel größer sind als die Augen der im seichten Wasser lebenden Fische. Besonders große Augen haben Paraliparis (Figur 3), Polyipnus (Figur 4), Sternoptyx (Figur 6), Malacosteus (Figur 11) und viele andere Tiefseefische. Es kommen also in der Tiefsee Fische mit kleinen rudimentären Augen neben solchen vor, die sehr große und wohlentwickelte Augen besitzen. Diese beim ersten Blick paradox erscheinende Thatsache erklärt sich in der einfachsten Weise, wenn man bedenkt, daß die Fische der Tiefsee mit ihren abnorm kleinen oder abnorm großen Augen von solchen abstammen, die in seichtem Wasser lebten und Augen von normaler Größe besaßen.

Allmählich, während der Aufeinanderfolge zahlloser Generationen, steigt die Fischart hinab von der sonnenglänzenden Oberfläche in die kalte und finstere Tiefe. Anfänglich ist bei Tage noch etwas Sonnenlicht vorhanden. Es wird schwächer, um so tiefer die Fische hinabsteigen. Die Individuen mit den schärfsten Augen sind hier, im dämmerigen Halbdunkel, den anderen gegenüber viel besser situiert. Die Zuchtwahl und Auslese bedingen deshalb die Entstehung, Ausbreitung und stetig fortschreitende Specialisierung einer großäugigen Rasse, welche schließlich allein übrigbleibt, da sie den neuen Verhältnissen (Dunkelheit) so viel besser angepaßt ist.

Im weiteren Verlauf des Hinabsteigens kommen nun diese Fische mit ihren großen Augen ganz aus dem Bereich des Tageslichtes hinaus, allein ihre Augen sind so gut geworden während des langsamen Herabsteigens, daß sie selbst bei dem schwachen phosphoreszierenden Licht in der Tiefsee sehen können. Ihre Augen sind daher auch hier noch nützlich, vergrößern sich wohl noch etwas mehr und bleiben, da sie ja nützlich sind, wohlerhalten. In der Weise erlangen die großäugigen Tiefseefische ihre großen Augen.



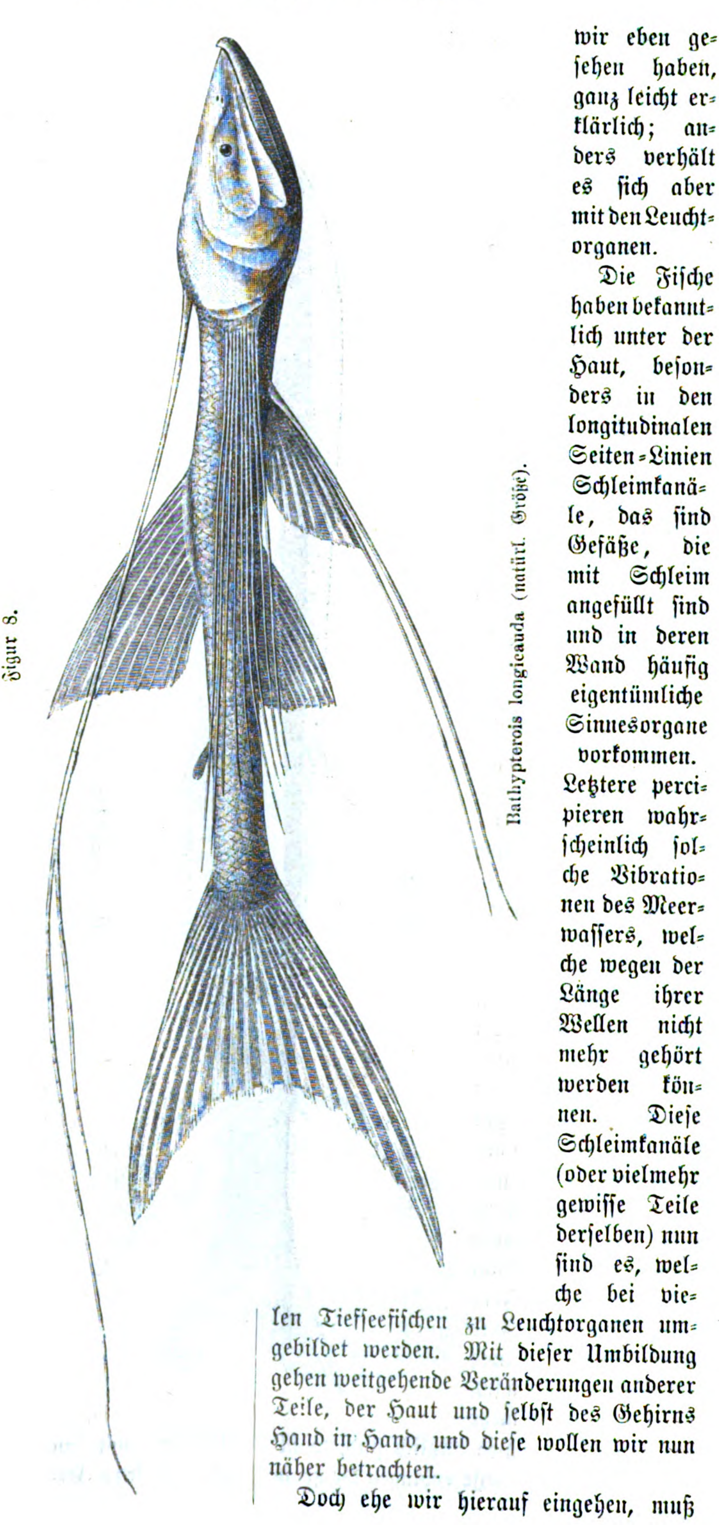
Figur 7. Gonostoma elongatum (natürl. Größe).

Es ist klar, daß die normalen Augen oberflächlicher Fische sich nur dann in der angegebenen Weise vergrößern werden, wenn sie erstens anfänglich schon gute Augen waren, und wenn zweitens die Fischart nur sehr langsam in größere Tiefen emigrierte.

In einigen Fällen nun wurde die eine oder andere dieser beiden Bedingungen nicht erfüllt und die Augen waren deshalb nicht im stande, sich der Dunkelheit anzupassen. Als diese Fische in die Region der ewigen Nacht hinabtauchten, waren ihre Augen noch zu wenig weiterentwickelt worden, um sie zum Sehen bei dem schwachen phosphoreszierenden Licht der Tiefsee geeignet zu machen. Diese Fische befanden sich demnach, weil sie das schwache phosphoreszierende Licht gar nicht sehen konnten, in derselben Lage wie etwa der Grottenolm. Ihre Augen waren nutzlos und sie wurden daher rudimentär und gingen zuletzt ganz verloren (Ipnops).

Auch unter anderen Tieren, wie z. B. unter den silurischen Trilobiten, kommen großäugige neben blinden Arten vor. Die Großäugigkeit, sowie die Blindheit bei den Trilobiten sind jedenfalls in derselben Weise entstanden wie bei den Tiefseefischen.

Die Fische der Tiefsee haben nicht nur ihre Augen in dieser oder jener Weise dem phosphoreszierenden Licht angepaßt, sondern sie haben zum Teil sogar angefangen, selber Licht zu erzeugen.



Figur 8.

Bathypterois longicauda (natürl. Größe).

Sehr viele niedere Meerestiere leuchten. Von Fischen ist aber erst in neuester Zeit bekannt geworden, daß sie leuchten können, doch kommen nur den Tiefseefischen sowie einigen wenigen Arten, die nachts öfter zur Oberfläche des Meeres hinauf schwimmen, tagsüber jedoch mehrere hundert Meter tief sich aufhalten, Leuchtorgane zu. Alle übrigen Fische leuchten nicht.

Die Entstehung besonders großer oder besonders kleiner — rudimentärer — Augen ist, wie wir eben gesehen haben, ganz leicht erklärlich; anders verhält es sich aber mit den Leuchtorganen.

Die Fische haben bekanntlich unter der Haut, besonders in den longitudinalen Seiten-Linien Schleimkanäle, das sind Gefäße, die mit Schleim angefüllt sind und in deren Wand häufig eigentümliche Sinnesorgane vorkommen. Letztere percipieren wahrscheinlich solche Vibrationen des Meerwassers, welche wegen der Länge ihrer Wellen nicht mehr gehört werden können. Diese Schleimkanäle (oder vielmehr gewisse Teile derselben) nun sind es, welche bei vielen Tiefseefischen zu Leuchtorganen umgebildet werden. Mit dieser Umbildung gehen weitgehende Veränderungen anderer Teile, der Haut und selbst des Gehirns Hand in Hand, und diese wollen wir nun näher betrachten.

Doch ehe wir hierauf eingehen, muß

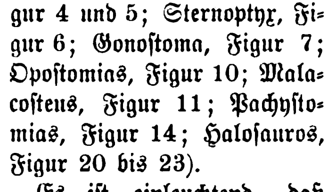
eine Frage besprochen werden, welche sich gewiß einem jeden von selbst aufdrängen wird, die Frage nämlich, wieso die Schleimkanäle dazu kamen, sich in Leuchtorgane zu verwandeln.

Es ist bekannt, daß gewisse Frösche leuchtenden Schleim produzieren, und die Annahme liegt nahe, daß der Schleim, den Fische und Amphibien erzeugen, überhaupt häufig eine, wenn auch sehr geringe Leuchtkraft besitzt, eine Leuchtkraft, die jedoch so unbedeutend ist, daß wir dieselbe nicht wahrnehmen können.

Das Leuchten ist offenbar von großem Nutzen für die Fische, welche hinabsinken in die finsteren Tiefen, und die Zuchtwahl bewirkt eine progressive Entwicklung der Leuchtfähigkeit des Schleimes in aufeinander folgenden Generationen. Die hohe Specialisierung der Leuchtorgane ist nur eine weitere Folge der in dieser Richtung fortdauernd wirkenden Zuchtwahl.

Nun haben aber nicht alle Fische der Tiefsee Leuchtorgane, und wir finden, daß die Entwickelung der Leuchtorgane in der strengsten Koordination steht zu der Entwickelung der Augen. Die Fische mit rudimentären, kleinen Augen, welche offenbar in der finsteren Tiefe gar nicht sehen können, haben keine Leuchtorgane (Ceratias, Figur 1 und 2; Bathypterois, Figur 8; Idiacanthus, Figur 9; Saccopharynx, Figur 24).

Die Fische aber, welche große Augen haben und in der finsteren Tiefe sehen können, haben auch Leuchtorgane (Paraliparis, Figur 3; Polyipnus, Figur 4 und 5; Sternoptyx, Figur 6; Gonostoma, Figur 7; Opostomias, Figur 10; Malacosteus, Figur 11; Pachystomias, Figur 14; Halosauros, Figur 20 bis 23).



Figur 9. Idiacanthus ferox (natürl. Größe).

Es ist einleuchtend, daß blinde Fische keinen Vorteil aus dem Lichte ziehen können. Je finsterer es ist, um so besser für sie. Darum besitzen auch die blinden Fische keine Leuchtorgane. Sehende Fische aber können von dem Lichte, das sie erzeugen, besonders dann sehr guten Gebrauch machen, wenn es, gleich dem Lichte einer Blendlaterne, nach dem Willen des Tieres reguliert und in Gestalt von intensiven Lichtkegeln in bestimmte Richtungen geworfen werden kann. Aber nicht nur zur Exploration des finsteren Wassers ist das Licht für die Fische von Nutzen.

Sämtliche Fische der Tiefsee sind gefräßige Raubtiere, und sie beherrschen wahrscheinlich das Gebiet, in dem sie leben. Die niederen Tiere nun, besonders die Krebse, die auch in abyssalen Tiefen zahlreich sind, haben gleich den nächtlichen Insekten die Gewohnheit, dem Lichte zuzustreben. Der leuchtende Fisch wirkt auf diese lichtliebenden Tiefseetiere wie ein Magnet, er benutzt sein Licht gewissermaßen als Köder, um seine Beute heranzulocken.

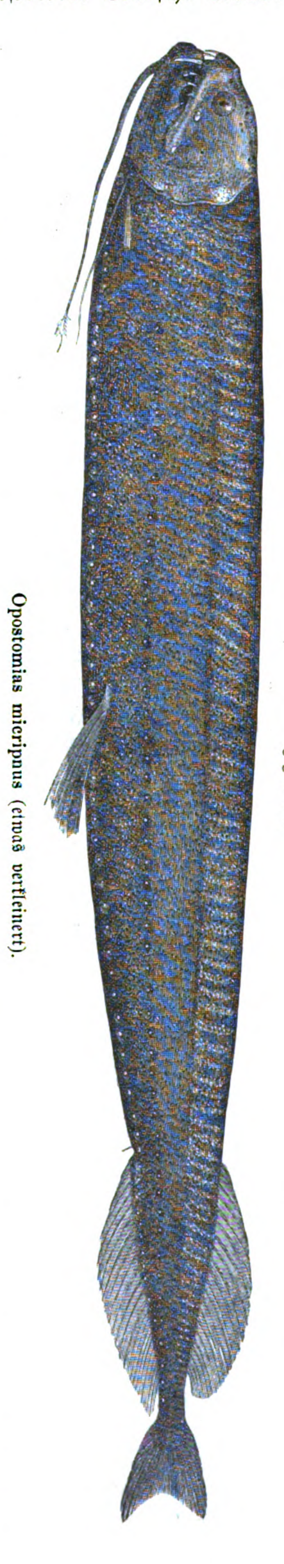
Die verbreitetsten Leuchtorgane sind solcherart als Lockmittel aufzufassen; sie kommen besonders an der Bauchseite, sowie an den Barteln, an differenzierten Flossenstrahlen und auch wohl unregelmäßig über den Körper zerstreut bei den Tiefseefischen vor.

Die einfachsten Organe dieser Art sind die weißen Flecken an der Stirn und an den Seiten von Astronesthes. Es sind drüsige Organe, welche durch ein dichtes Netz von kapillaren Blutgefäßen ernährt werden. Diese Organe bestehen aus vertikalen, von Drüsenzellen erfüllten Röhren und erzeugen wahrscheinlich einen Schleim, der zu leuchten beginnt, sobald er mit dem Meerwasser in Berührung kommt.

Bei Sternoptyx (Figur 6) und einigen anderen Fischen finden sich ähnliche, einfach drüsige Leuchtorgane an der Unterlippe.

Bei Opostomias (Figur 10) und anderen kommen sie an Barteln und modifizierten, weichen und fadenförmigen Flossenstrahlen vor. Selbst auf der Innenseite des Kiemendeckels sind einfache Organe dieser Art, besonders bei Halosauros (Figur 20 bis 23), beobachtet worden.

Häufiger als diese werden viel kleinere segmental und häufig sehr regelmäßig angeordnete Leuchtorgane von Stecknadelkopf- bis Reiskorngröße am Bauche und an den Seiten von Tiefseefischen angetroffen. Ich habe die Leuchtorgane dieser Art ocellare Leuchtorgane genannt, weil sie etwas Augenähnliches haben und von einigen früheren Forschern in der That für Augen gehalten worden sind.



Figur 10.

Opostomias micripnus (etwas verkleinert).

Solche Organe kommen in geringer Zahl am Kopf von Paraliparis (Figur 3) vor. Sie finden sich in Reihen an den Seiten und am Bauche von Polyipnus (Figur 4), Sternoptyx (Figur 6), Gonostoma (Figur 7), Malacosteus (Figur 11), Halosaurus (Figur 20 bis 23) und vielen anderen. Bei wenigen Formen nur sind sie, wie bei Opostomias (Figur 10), über die ganze Körperoberfläche zerstreut.

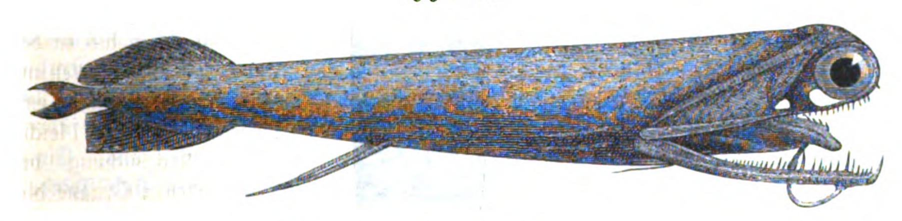
Die verschiedensten Grade der Entwickelung, von den einfachsten bis zu den kompliziertesten, treten uns unter diesen Organen entgegen, und es ist leicht, durch Vergleichung der verschiedenen Organe dieser Art eine Vorstellung zu erlangen, wie die höchst entwickelten unter ihnen entstanden sind.

Die einfachsten ocellaren Leuchtorgane finden sich auf dem Rücken von Opostomias (Figur 10). Hier erscheinen sie als zerstreute weiße Punkte auf der schwarzen Haut des Fisches. Die Organe sind etwas in die Körperoberfläche eingesenkt, linsenförmig oder halbkugelig. In ihrem unteren Teile finden sich zahlreiche Nerven und Blutgefäße, von deren Geflecht kurze und breite Röhren sich erheben, welche gegeneinander abgeplattet, prismatisch und mit rundlichen körnigen Zellen ausgekleidet sind.

Höher entwickelt sind die einfachen, über die Oberfläche des Körpers von diesem Fisch (Opostomias), sowie von Pachystomias zerstreuten Leuchtorgane. Regelmäßiger angeordnete Organe dieser Art kommen auch bei Astronesthes, Malacosteus (Figur 11) und Echiostoma (Figur 12) vor. Diese Leuchtorgane sind ganz in die Körperwand eingesenkt und erscheinen unregelmäßig halbkugelig mit ebener Außenfläche. Die hochkonvexe Innenfläche ist umgeben von einem dunklen, undurchsichtigen Pigmentmantel, welcher es verhindert, daß das in dem Organ erzeugte Licht nach irgend einer anderen Richtung als nach außen strahlen kann. Das Leuchtorgan selber besteht aus pyramidalen zur konvexen Innenfläche senkrechten Röhren, welche mehr oder weniger ausgefüllt sind von rundlichen, körnigen Drüsenzellen. In der Mitte des Organes findet sich ein Hohlraum, in welchen die pyramidalen Drüsenschläuche münden. Die Haut, welche außen das Organ bedeckt, ist uhrglasförmig, glashell, durchsichtig.

Die nächste Stufe der Entwickelung dieser ocellaren Leuchtorgane tritt uns in den zusammengesetzten ocellaren Organen entgegen. Diese bestehen aus einem inneren kugelförmigen und äußeren becherförmigen Teil. Sie finden sich in zwei longitudinalen Reihen angeordnet auf jeder Seite des Körpers von Opostomias (Figur 10), Echiostoma, Astronesthes (Figur 17) und anderen Tiefseefischen. Die Pigmenthülle umzieht, durchaus die gleiche Dicke beibehaltend, den proximalen kugeligen und den distalen becherförmigen Teil. Nur gegen die Oberfläche hin wird der Pigmentmantel etwas dünner (Figur 17). In der Einschnürung zwischen Becher und Kugel findet sich zuweilen ein mächtigerer Pigmentring. Auf der Innenfläche des Pigmentmantels ist eine sehr dünne und zarte lichtreflektierende Membran ausgebreitet. Der innere kugelige Teil des Organes wird eingenommen von radialen Röhren, welche in einen centralen Hohlraum einmünden. Ähnliche, aber longitudinal verlaufende Röhren finden sich in dem äußeren becherförmigen Teil des Organes. Alle diese Röhren sind erfüllt mit körnigen Drüsenzellen. Zwischen den Drüsenschläuchen des Bechers und jenen der Kugel liegt — in der Einschnürung — eine linsenförmige Scheibe, welche aus großen Zellen zusammengesetzt ist und bei durchfallendem Licht etwas dunkler erscheint als die Drüsenschläuche (Figur 17). Außen wird das Organ von mehreren glashellen Membranen bedeckt.

Figur 11.



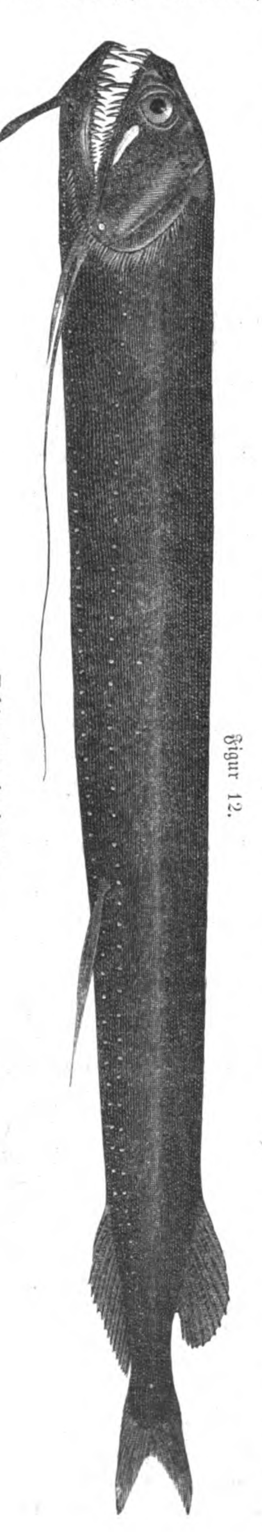
Malacosteus indicus (natürl. Größe).

Es ist wohl anzunehmen, daß in diesen Organen von den Drüsenschläuchen ein Sekret abgesondert und auf die Scheibe großer Zellen in der Einschnürung ausgegossen wird. Hier produzieren dann die großen Zellen Licht mit Hilfe dieses Schleimes. Das Licht wird von der glänzenden Membran, welche den Pigmentmantel auskleidet, reflektiert. Das in den kugeligen Raum hinter der Scheibe geworfene Licht kehrt zum Ausgangspunkt zurück, und sowohl dieses, wie das ursprünglich in den Becher —

dessen Form streng rotationsparabolisch ist — ausgestrahlte Licht wird, durch Reflexion an der glänzenden Becherwand zu einem intensiven Lichtkegel vereint, hinausgeworfen in das dunkle Meer.

Die höchst entwickelten ocellaren Leuchtorgane können ohne Schwierigkeit aus diesen abgeleitet werden. Sie unterscheiden sich in der That im wesentlichen nur dadurch von ihnen, daß ihre Reflektoren viel höher entwickelt sind und daß ihre optische Achse häufig sehr schief zur Oberfläche des Körpers liegt. In diesen Fällen ist dann die eine Seite des Bechers viel länger als die andere. Solche zusammengesetzte ocellare Leuchtorgane mit dicken und auffallenden, hell silberglänzenden Reflektoren finden sich in der Mittellinie des Körpers hinter der Rückenflosse bei Scopelus und in zwei Reihen auf jeder Seite des Körpers bei Gonostoma (Figur 7), Polyipnus (Figur 4 und 5), Sternoptyx (Figur 6), Opostomias (Figur 10) und anderen. Bei Paraliparis (Figur 3) kommen einige Leuchtorgane dieser Art am Kopfe vor.

Diese Organe bestehen aus einer mächtigen äußeren Pigmentlage, auf welche eine dicke, aus feinen Fädchen zusammengesetzte hell silberglänzende Schicht folgt. Diese beiden Hüllen sind in allen Teilen der Oberfläche des Leucht-



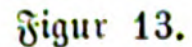
Echiostoma barbatum.

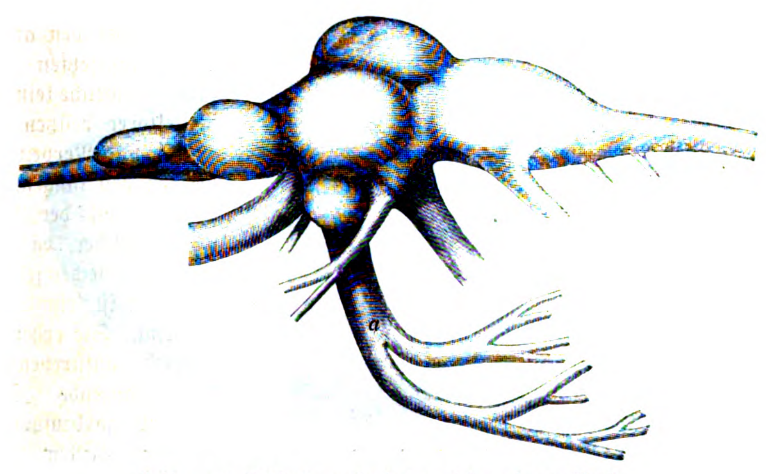
Figur 12.

organes gleichmäßig entwickelt. Der proximale, kugelige Teil des Organes ist erfüllt von Drüsenschläuchen. Das Gewebe, das den Becher einnimmt, ist aber komplizierterer Natur als bei den ähnlichen zusammengesetzten Leuchtorganen, welche keine dicken Reflektoren besitzen. Blutgefäße und Nerven durchbrechen den langen, anliegenden Teil der Becherwand, welcher, da der parabolische Becher sehr schief abgestutzt ist, rinnenförmig erscheint. Sie erheben sich senkrecht aufstrebend über die glänzende Schicht. Schlanke, garbenförmig angeordnete Zellen strahlen von diesen senkrechten, Blutgefäße und Nerven führenden Säulen aus. Einige von diesen sind spindel-, andere keulenförmig. Die letzteren enthalten in ihrem verdickten Distalteile je einen ovalen stark lichtbrechenden Sekrettropfen oberhalb des Zellkernes. Oben ist dieses eigentümliche Gewebe bedeckt von einer Schicht großer, multipolarer Zellen.

Die Leuchtorgane dieser Art, welche bei Sternoptyx (Figur 6) und Polyipnus (Figur 4, 5) vorkommen, sind reihenweise zu drei bis zehn und mehr mit ihren proximalen kugeligen Teilen verschmolzen. Diese Gruppen von Leuchtorganen erscheinen daher als Röhren oder Taschen — die verschmolzenen Proximalteile —, von denen drei bis zehn regulär parabo-

lische oder schief abgestutzte, rinnenförmige Becher abgehen. Die Taschen und Röhren sind von Drüsenschläuchen erfüllt. Im feineren Bau stimmen diese vereinigten ocellaren Organe vollkommen mit den isoliert stehenden überein.


Figur 13.



Gehirn von Echiostoma barbatum (viermal vergrößert).
a Leuchtnerv (Trigeminusast)

Außer den hier beschriebenen, eine kontinuierliche Entwickelungsreihe darstellenden ocellaren Leuchtorganen finden wir noch zwei etwas abweichende Formen bei Halosaurus und Xenodermichthys.

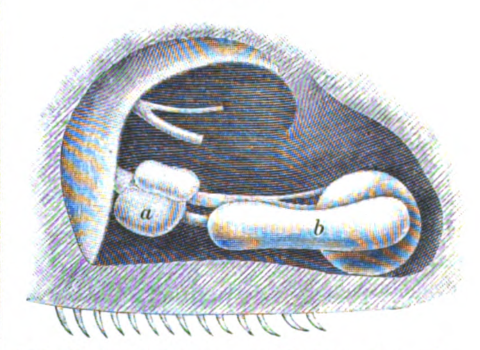
Figur 14.



Suborbitales Leuchtorgan von Pachystomias microdon. Seitenansicht des Kopfes (natürl. Größe).
a vorderes, b hinteres Leuchtorgan.

Die Leuchtorgane von Halosaurus (Figur 20 bis 23) bilden eine Reihe zu jeder Seite des Körpers, welche der „Seitenlinie" anderer Fische entspricht. Sie bestehen aus kleinen spindelförmigen, langgestreckten Polstern, welche den Schuppen außen aufsitzen. Unterhalb des Leuchtorgans findet sich ein schiefer Kanal, welcher die Schuppe durchsetzt. Durch diesen Kanal treten Nerven und besonders mächtige Blutgefäße zu dem Leuchtorgan heran und breiten sich in dem basalen Teil desselben aus. Von der, aus Blutgefäßkapillären und nervösen Zellen zusammen-

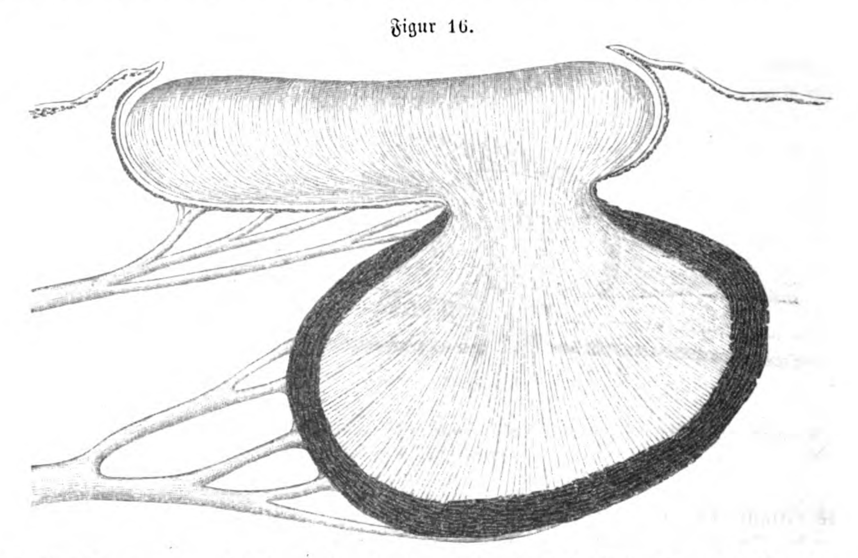
Figur 15.



Suborbitales Leuchtorgan von Pachystomias microdon. Die Suborbitalorgane freigelegt (viermal vergrößert).

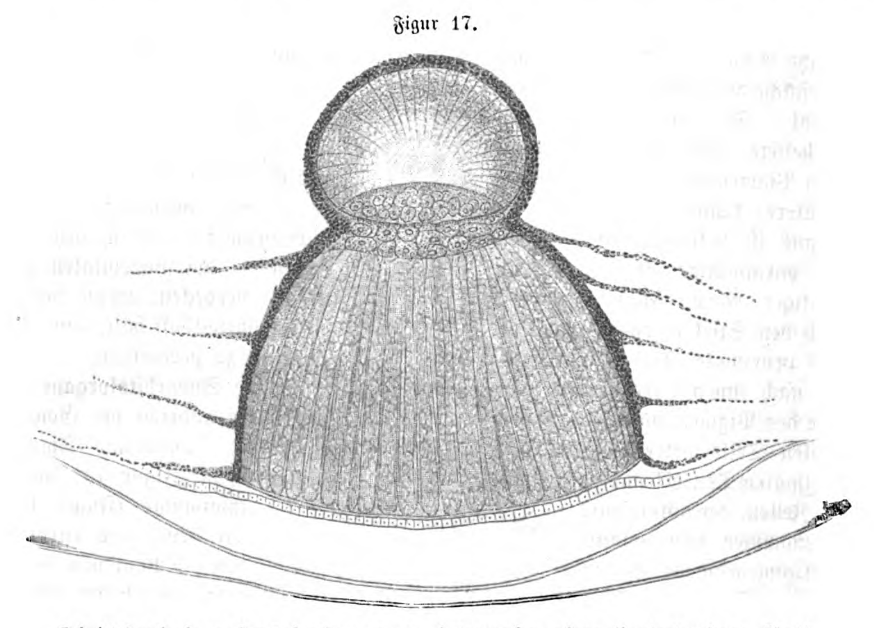
gesetzten Basalschicht erheben sich schlanke, spindelförmige Zellen, welche gegen die konvexe Oberfläche des Organs ausstrahlen. Ihre distalen Enden sind gekrümmt und laufen in feine Fäden aus, welche sich auf der Oberfläche des Organs tangential ausbreiten. Die Spindelzellen liegen nicht dicht beisammen, sondern werden durch eine glashelle Zwischensubstanz voneinander getrennt. Außen sind diese Organe von einer Membran bedeckt, welche von dem hinteren Rand der vorhergehenden

Figur 16.



Suborbitales Leuchtorgan von Pachystomias microdon. Schnitt durch das hintere Organ (b) (25mal vergr.).

Figur 17.

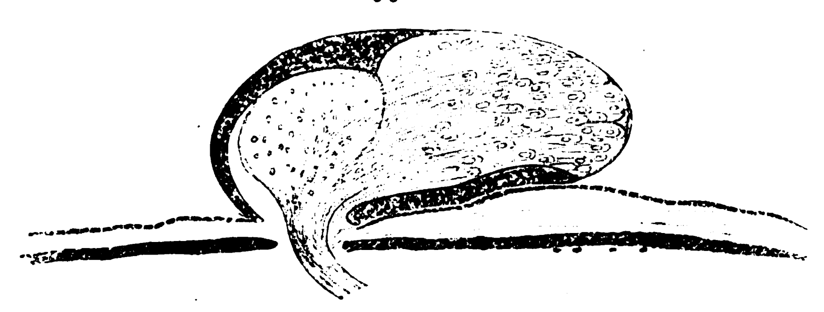


Schnitt durch ein ocellares Leuchtorgan von Astronesthes niger (hundertmal vergrößert).

Schuppe — auf jeder Schuppe der Seitenlinie liegt ein solches Organ — abgeht.

Besonders eigentümlich gebaut sind die ocellaren Leuchtorgane des Xenodermichthys (Figur 18, 19). Diese ragen frei über die Oberfläche des Körpers vor und sind mit demselben nur durch einen schmalen Stiel verbunden. Der Stiel ist sehr kurz. Das ganze Organ ist eiförmig, am dickeren Ende seitlich derart an der Haut befestigt, daß es dicht an derselben anliegt. Die optische Achse des Organs ist der Oberfläche des Fisches parallel (tangential). Der proximale, dickere, angeheftete Teil wird von einem dicken Pigmentmantel umgeben; der schmälere, distale, freie Teil des Organs ist bekleidet mit einer feinen, durchsichtigen Cuticula. Ein mächtiger Nerv (Figur 18) tritt durch den Stiel in das Organ ein. Der proximale Teil wird durch eine nach innen vorragende Querleiste des Pigmentmantels von dem distalen Teile getrennt. In dem proximalen Teil erkennt man klumpige Zellen, der distale wird eingenommen von longitudinal angeordneten, keulenförmigen Elementen (Figur 19), welche den entsprechenden Zellen in den zusammengesetzten ocellaren Organen mit dicken Reflektoren sehr ähnlich sehen und wie diese je einen größeren oder mehrere kleinere auffallende ovale Sekrettropfen im verdickten Distalende enthalten.

Figur 18.



Freivorragendes Leuchtorgan von Xenodermichthys nodulosus. Längsschnitt durch das Organ (hundertmal vergrößert).

Figur 19.



Freivorragendes Leuchtorgan von Xenodermichthys nodulosus. Zwei Leuchtzellen (achthundertmal vergrößert).

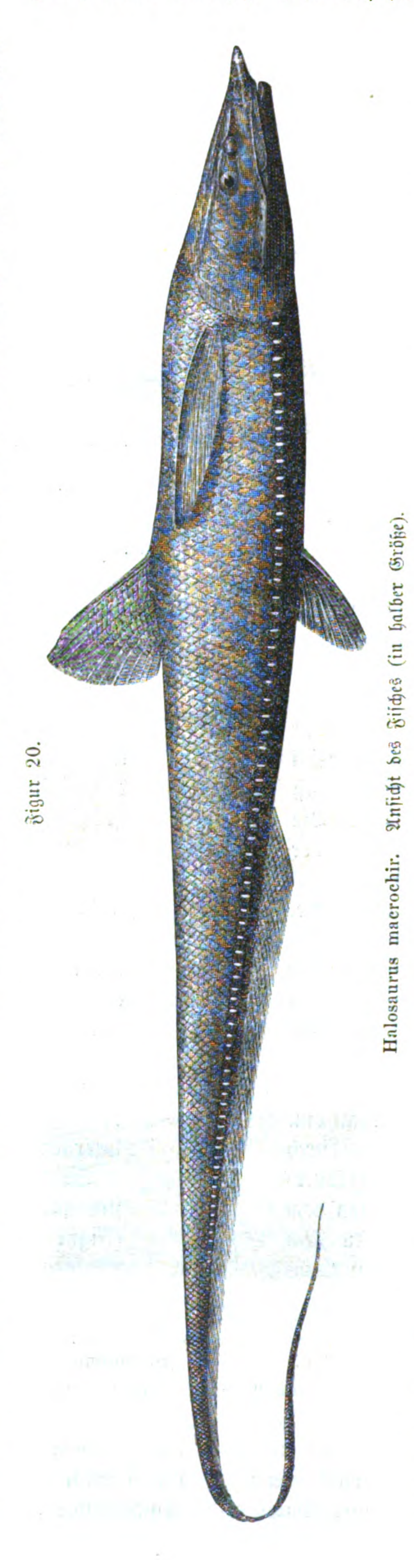
Die Leuchtorgane, welche zur Exploration des dunklen Meerwassers dienen, liegen stets in der Augenhöhle, dicht unter den Augen. Ich nenne sie daher Suborbitalorgane. Der von den Suborbitalorganen ausgehende Lichtkegel erleuchtet das Gesichtsfeld des Fisches. Diese Organe sind die größten und höchst entwickelten Leuchtorgane, welche überhaupt bei Fischen vorkommen. Sie sind außen in der Regel von dunklen, pigmentreichen, augenlidartigen Membranen mehr oder weniger bedeckt, und es ist wohl anzunehmen, daß diese Membranen — gleich den Augenlidern — die suborbitalen Leuchtorgane verdecken, wenn der Fisch es für vorteilhaft hält, seine Blendlaternen zu verdunkeln.

Solche Suborbitalorgane finden sich unter anderen bei Gonostoma (Figur 7), Opostomias (Figur 10), Malacosteus (Figur 11) und Pachystomias (Figur 14 bis 16). Während Astronesthes nur ein Paar von Suborbitalorganen besitzt, finden sich bei Opostomias zwei Paare. Jedes dieser vier Organe besteht aus einem mehr oder weniger kugeligen inneren, und einem langgestreckten oder flächen-

haft ausgebreiteten äußeren, dicht unter der Haut liegenden Teil. Der innere Teil ist mit Drüsenschläuchen erfüllt. Der äußere besteht aus zwei Lagen: einer unteren Lage gewundener Drüsenschläuche und einer oberflächlichen Lage hoher und schlanker spindelförmiger Zellen, zwischen denen zahlreiche kurze und dicke Keulenzellen liegen. Die Stiele der letzteren stehen in Verbindung mit großen multipolaren, nervösen Zellen, die über den Drüsenschläuchen liegen. Ein mächtiger Nerv tritt an den proximalen Teil des Organs heran. Seine Verzweigungen breiten sich vornehmlich zwischen den Drüsenschläuchen und der Spindel- und Keulenzellenlage aus. Diese Organe entbehren einer dicken lichtreflektierenden Schicht.

Etwas anders entwickelt sind die Suborbitalorgane bei Pachystomias (Figur 14 bis 16), Malacosteus (Figur 11) und andern. Diese sind nämlich mit mächtigen Reflektoren (Figur 16) ausgestattet. In der Regel finden sich zwei Paare von Organen dieser Art. Dicht unterhalb und etwas vor dem Auge liegt ein kleineres und weiter unten und hinten ein größeres Organ. Auch diese Organe bestehen aus einem kugeligen inneren und einem flächenhaften äußeren, dicht unter der Haut gelegenen Teil. Der letztere ist länglich, wurstförmig. Die beiden Teile des Organs sind durch eine tiefe Einschnürung voneinander getrennt: sie stehen nur durch einen schmalen Hals miteinander in Verbindung. Der proximale, kugelige Teil ist von einer sehr dicken, silberglänzenden, lichtreflektierenden Kapsel umschlossen (Figur 16), welche von zahlreichen Kanälen durchsetzt wird. Durch diese treten die Nerven und Blutgefäße an das Organ heran. Der oberflächliche, wurstförmige Teil des Organs entbehrt des Reflektors. Die silberglänzende Kapsel, die den proximalen Teil des Organs umgiebt, endet an der halsförmigen Einschnürung mit einem scharfen Rande. Das Innere ist größtenteils von Drüsenschläuchen erfüllt.

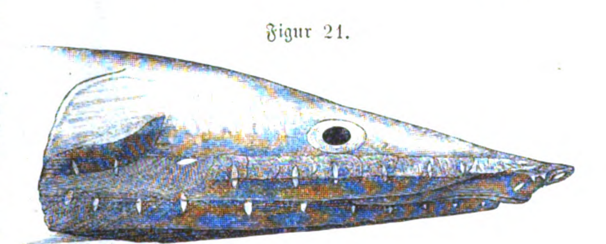
Die kleineren, über die Oberfläche des Körpers zerstreuten Leuchtorgane werden von Zweigen der gewöhnlichen Spinal-



Figur 20. Halosaurus macrochir. Ansicht des Fisches (in halber Größe).

nerven versorgt. Anders verhält es sich aber mit der Innervation der großen Suborbitalorgane. Wir finden, daß zu diesen ein mächtiger, bei nicht leuchtenden Fischen gar nicht vorhandener Gehirnnerv hinführt. Dieser entspringt direkt aus dem Gehirn und ist als ein Zweig des Nervus trigeminus aufzufassen. Dieser Nerv ist außerordentlich dick (Figur 13), der stärkste vom Gehirn abgehende Nerv. Es ist bemerkenswert, daß der mächtige Nerv, welcher das elektrische Organ des Zitterrochens (Torpedo) versorgt, auch ein unmäßig entwickelter Zweig des Trigeminus ist, wie dieser Leuchtnerv.

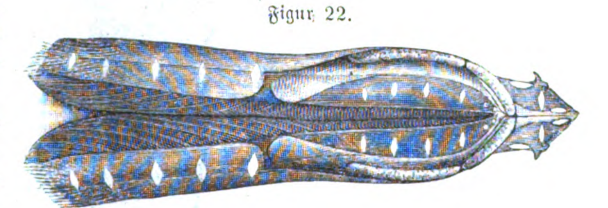
Figur 21.



Halosaurus macrochir. Kopf von der Seite (natürl. Größe).

Wenn wir die Leuchtorgane der Fische mit den Leuchtorganen anderer Wassertiere vergleichen, so werden wir finden, daß sie die höchst differenzierten Organe dieser Art sind.

Figur 22.



Halosaurus macrochir. Kopf von unten (natürl. Größe).

Niedere Organismen, wie der leuchtende Nordseebacillus, Noctiluca, der neuseeländische Gehirnpilz (Ileodiction) ꝛc. leuchten in toto. Bei den leuchtenden Quallen (Pelagia noctiluca) ist es der abgeschiedene Schleim, der das Licht erzeugt und zwar im Momente seines Entstehens, wenn er mit dem Meerwasser in Berührung kommt. Bei Phyllirhoë bucephala, einer leuchtenden Meeresschnecke, werden dicht unter der Körperoberfläche zahlreiche isolierte rundliche Zellen angetroffen, die je einen Tropfen einer stark lichtbrechenden Substanz enthalten und nach Reizung Licht ausstrahlen. Diese Zellen stehen mit nervösen Elementen in Verbindung. Sie sind im Bau den oben mehrfach erwähnten Keulenzellen der Fische ähnlich. — Bei Pyrosoma, der bekannten hell leuchtenden Seewalze, finden sich Haufen von Zellen, welche das Licht produzieren. Es sind Drüsenzellen, welche ein fettiges Sekret abscheiden und mit dem Nervensystem des Tieres in Verbindung stehen. Dieses Sekret wird unter dem Willensimpuls des Tieres unter lebhaftem Leuchten (man kann, wie ich selber beobachtet habe, dabei lesen) verbrannt. Die Leuchtorgane der Pyrosoma sind den einfachen ocellaren Leuchtorganen der Fische sehr ähnlich. Höher entwickelte Leuchtorgane kommen bei gewissen Krebsen (Euphausia) vor.

Figur 23.



Halosaurus macrochir. Kopf von oben (natürl. Größe).

Die einfachen drüsigen Leuchtorgane der Fische und übrigen Wassertiere erzeu-

gen einen Schleim, der im Moment des Entstehens leuchtet. Bei den höher entwickelten Leuchtorganen der Fische, wo neben den Drüsen noch andere Elemente (Spindel- und Keulenzellen, multipolare Zellen) vorkommen, ist anzunehmen, daß ebenfalls Schleim produziert wird, Schleim aber, der nicht an sich leuchtet, sondern erst durch einen Eingriff von seiten anderer Zellen zum Leuchten veranlaßt, das ist verbrannt, wird.

Eine solche Funktion kommt der Scheibe großer Zellen in der Einschnürung der zusammengesetzten ocellaren Leuchtorgane (Figur 17), sowie wahrscheinlich den Keulen- und Spindelzellen zu. Die silberglänzenden Kapseln sind vorzügliche Hohlspiegel, welche die Lichtstrahlen vereinigen und in Gestalt von Lichtkegeln nach bestimmten Richtungen entsenden. Wo mehrere Leuchtorgane parallel nebeneinander stehen — mit parallelen optischen Achsen —, wie bei Sternoptyx (Figur 6) und Polyipnus (Figur 4, 5), müssen wir annehmen, daß ganze „Breitseiten“ von Lichtblitzen abgegeben werden.



Saccopharynx ampulaceus (in halber Größe).

Figur 24.

Jedenfalls erzeugen auch die Suborbitalorgane Lichtblitze, welche, nach der Größe dieser Organe zu schließen, wohl im stande sein mögen, das Gesichtsfeld auf beträchtliche Entfernung hin zu erleuchten.

Durch die Erzeugung von Licht helfen diese Fische dem größten Übelstande ab, der mit dem Leben in abyssalen Tiefen verbunden ist. Ihre großen Augen ermöglichen ihnen, bei dem schwachen phosphoreszierenden Lichte zu sehen. Nur wenige der Fische, welche hinabstiegen in die Tiefe, haben sich den neuen Verhältnissen nicht durch Lichtproduktion und Vergrößerung ihrer Augen angepaßt. Sie sind erblindet und können sich jetzt wohl nicht mehr mit den leuchtenden und sehenden Fischen messen im Kampfe ums Dasein. Sie haben sich, ohne Versuch dem Übel abzuhelfen, möchte ich sagen, in das ihnen unvermeidlich Scheinende gefügt, und die Strafe, die jede widerstandslose Unterwerfung unter feindliche Verhältnisse begleitet, hat sie ereilt: es ist eine natürliche und daher gerechte Strafe.



Gräfin Kathinka.

Eine Erzählung in Briefen

von

Xanthippus.

I.

Schloß ..., den 10. Mai 18..

ie gestern mein Geburtstag verlaufen ist, willst du haarklein wissen? Gut, aber unmöglich kann ich das alles zu Papiere bringen, teils ist's zu viel, teils zu dumm. Unglaublich schon, falls du nicht baldigst dich mit eigenen Augen davon überzeugen wolltest, was sehr gescheit wäre, unglaublich ist schon allein, was mein guter Papa mir wieder geschenkt hat. Da ist zum Beispiel ein gar scherzhafter Papagei. Denke dir, er spricht: ah, c'est drôle! und fi donc! und est-il possible? und die üblichen Schimpfworte, die aber zum Glück meistenteils spanisch oder portugiesisch sind. Das mögen ihm Matrosen beigebracht haben; mich lüstet es nicht, sie zu verstehen. Aber herrlich ist Clandestina. Das ist eine prächtige Fuchsstute, die Papa von Graf von Romiroff-Charkowicz gekauft hat. Sie ist ganz fromm und hört aufs Wort. Du sollst sie reiten, wenn du herkommst. Dazu Sattel und Zaumzeug, fürstlich.

Doch da rede ich dir wirklich vom Toko und der Clandestina und vergesse beinahe die allerwichtigste, allermerkwürdigste, allerunglaublichste Neuigkeit. Ah, c'est drôle! Papa hat mich nicht nur überaus reich beschenkt, er hat mich auch, da er einmal in der heitersten Schenklaune war, selber verschenkt. Ich bin also verlobt, wirklich und ganz ordentlich verlobt. Natürlich mit Graf Leo Romiroff, dem großen schwarzen Herrn, der dich so interessant findet. Papa hielt mir erst eine lange, lange Rede und das war alles so — überzeugend, daß ich gar nichts dazu sagen konnte. In der That, als er mit der Bitte schloß, ich sollte mir's überlegen, war ich schon längst mit aller Überlegung fertig und sagte: Ja, Papa, wenn du meinst!

Aber war dir das eine Situation, Ludoiska, als Leo nun selbst kam mit seiner chère maman und ein langes, lan-

ges Diner stattfand und er sich erst allmählich Courage trank und mich dann die Gräfin-Mutter ins Gespräch brachte und wie sie dann mit einemmal weg war und Papa und die anderen Hausgenossen und Gäste den Kaffee im Billardzimmer oder im Musiksalon nahmen und ich dann plötzlich mit Leo allein da stand und konnte nicht fort! Ach, beste Ludoiska, stell dir das gar nicht lustig vor. Das ist eine höchst peinvolle Geschichte, so eine Verlobung. Man denkt sich das ganz anders, als es in Wirklichkeit ist. Ich weiß bei Gott nicht, was ich ihm gesagt habe, unbescheiden war ich hoffentlich nicht. Sehr viel Behaltbares muß er auch nicht gesagt haben. Wie gesagt, äußerst penibel.

Er führte mich dann an der Hand durch das Billardzimmer in Papas Rauch- und Spielzimmerchen und ich lag in Papas Armen, und die Mama Romiroff küßte mich auf die Stirn und dann kamen die Leute und starrten uns an und knicksten und küßten mir die Hand und ihm die Rockschlippen und dann machten wir viel Konversation und dann wurden die Pferde vorgeritten um den Rasenplatz vor der Veranda, und dann kam wieder ein langes, langes Souper und dann rollte der Wagen vor und mein Bräutigam war fort.

Wie ist das doch kurios, nicht wahr, Ludoiska? Er ist ja sehr gut, sehr reich und wir werden gewiß sehr glücklich leben. Alle fanden, wie gut wir zueinander paßten. Nun habe ich entsetzliche Furcht vor den Visiten. Aber das Glück verpflichtet. Die Hochzeit soll bald sein. Später geht's nach Paris, Leo hat dort ein Hotel geerbt, das er neu einrichten läßt. Schreibe mir nur ja sofort; ich kann es nicht ertragen, nicht zu wissen, was du davon denkst.

* *
*

Den 15. Mai.

Daß du so diplomatisch sein kannst! Fi donc! Ludoiska. Du freust dich wirklich unendlich? Nun, dann will ich aufrichtiger sein. Ich freue mich ja auch, aber meine bräutliche Freude ist sehr endlich, mehr Hoffnung eigentlich als herzliche Freude, mehr Gebet als Hoffnung und ach! mehr Sorge als Gebet. Schilt mich nicht, Liebe, ich muß mich ja immer fragen, tauge ich denn auch für ihn? Ist es überhaupt gut, daß ich mich, so weltunerfahren, als ich bin, in eine solche Lage schon jetzt bringen ließ? Ich glaube, ich hätte mein Ja an eine Bedingung knüpfen sollen, zum Beispiel, daß der Brautstand mindestens zwei Jahre zu dauern hätte. Ich bin ja viel zu jung. Es soll alles so schnell gehen. Du weißt, wie fatal mir das Hasten ist. Und ich stehe nun so allein; die gute Miß Chatterton ist auch fort; ich soll jetzt selbständig sein. Das ist so unweiblich, selbständig zu sein. Ich will es aber lernen, da ich keine Mutter mehr habe. Das liebe, einzig gute Mütterchen! Weißt du, Ludoiska, es ist doch das einzige Herz auf der Welt, in betreff dessen uns nie auch nur der leiseste Hauch eines Zweifels entstehen konnte, daß es uns wahrhaft liebt. Nur eins ist vielleicht nicht gut, was ich von ihr habe, Gott verzeih mir, daß ich es ausspreche, das thörichte deutsche Blut. Da ist was Zigeunerhaftes drin, Genügsamkeit und Unzufriedenheit, die Heimatsliebe der Schwalbe mit Sehnsucht nach allem Schönen der Welt.

Mein Papa ist so unendlich gut, aber das ist's eben, er ist viel, viel zu gut, zu allen, auch zu mir.

Leo kommt alle Tage auf einige Momente herüber. Gestern waren wir allein; er ritt neben mir. Es war entzückendes Wetter. Ich war sehr dumm, ich will nur sagen, außergewöhnlich dumm; es muß das tausendfache Licht des jungen Laubes gewesen sein, das mir das Hirn verwirrte und betäubte. Glücklicherweise war er auch nicht hervorragend geistreich. Von Clandestina geriet er auf das Gestüt seines Vaters, es war eigentlich kein rechtes Thema, aber er hörte gar nicht

auf. Ich habe zuletzt wirklich nicht mehr hingehört. Wenn er es bemerkt hätte, es wäre immerhin für mich fatal gewesen.

Wenn er lacht, zeigt er sehr hübsche weiße Zähne. Er reitet ein wildes, junges Tier; ein paarmal wurde mir bange, aber er riß es zusammen, daß ich nun wieder mit dem armen Pferde Mitleid hatte. Es stand keuchend, ganz naß geworden, schaumbedeckt und zitternd da. Hu! was hat er für Kraft! Das ist schön, Ludoiska, aber man sieht sie nicht gern so athletisch zur Schau gestellt. Er reizte das Tier, bloß um ihm dann seine Überlegenheit zu zeigen. Ob die Männer es so auch mit den Frauen machen? Mich schaudert, wenn ich mir das denken soll. Ich trat endlich für Rinaldo ein, und er war artig genug, das triefende Tier zu begüten und in Ruhe zu lassen.

Ich lese noch einmal, was ich dir geschrieben, und bekomme einen Schreck, daß es gar nicht so aussieht, als ob eine glückliche Braut von ihrem Verlobten spräche. Ich lasse es aber doch so stehen, damit du, beste Ludoiska, sehest, daß ich mein Herz gar nicht verstelle. Nur eins bitte ich dich flehentlich, laß nie und nimmer dritte Augen diese meine kindischen Plaudereien sehen. Und nicht wahr, Liebe, ich darf auch von dir immer volle, rückhaltslose Ehrlichkeit erwarten? Ich denke mir übrigens, es wird unser Glück nur um so solider machen, wenn ich jetzt in eine Schwärmerei mich nicht künstlich hineinlüge. Er ist übrigens auch gar kein Freund von Exaltationen. Ich glaube, er hat mir noch gar nicht einmal gesagt, daß er mich liebt, wenigstens so, wie ich es gern gehört hätte, nicht. Im allgemeinen kann's sein, ich weiß es nicht. Er kann sehr heftig und leidenschaftlich werden. Für Frauenherzen soll er gefährlich sein, das gilt ja als Empfehlung, ich verstehe mich nicht darauf, für mich ist er es nicht gewesen, denn daß er mich so leicht erobert hat, ist — das kann ich sagen, da er es selber ganz genau wissen muß — nicht sein Verdienst, das hat er Papas Fürsprache zu verdanken.

Es muß doch sehr verschiedene Arten von Liebe geben. Die meine ist so frei von aller Aufregung, daß ich darin gar nichts Ungewöhnliches erblicken kann, sondern nur den Beweis meiner dir wohl hinlänglich bekannten vollständigen Poesielosigkeit. Was magst du nur von mir denken? Aber ich kann mir doch nicht helfen. Soll ich mich verliebt stellen, da ich es wahrhaftig gar nicht bin? Selbst was man so an jemand denken nennt, das Bedürfnis meine ich, durch die Phantasie den Abwesenden sich lebhaft zu vergegenwärtigen, getrennt mit ihm weiter zu leben, wie man das in Romanen liest, ich gestehe es mit Beschämung, habe ich gar nicht. Du siehst, Ludoiska, ich bin eine schlechte Braut und wäre das Glück nicht wert, das, wie man sagt, in der Liebe besteht. Wenn Leo einen Tag nicht käme, würde mir sein, als wenn man zur gewohnten Stunde nicht zu Tisch gerufen würde. Man hat keinen Hunger, aber es ist doch sonderbar, es wird sonst immer um vier gegessen. Eine größere Alteration traue ich mir, bis jetzt, nicht zu. So träume ich auch nie von ihm. Doch das soll ja ein Zeugnis äußerster Verliebtheit sein. Du wirst wissen, ob du es in diesem Falle dafür zu nehmen hast. Aber ums Himmels willen, teure Ludoiska, all diese dummen Plaudereien bleiben ganz unter uns!

* *
*

Den 16. Mai.

Man soll nichts berufen, Ludischka. Ich sagte dir gestern, ich träumte nicht von ihm, und jetzt zittern mir noch alle Glieder von einem abscheulichen, gräßlichen Traume. Ich weiß nicht, wie solch dummes Zeug mit so völliger Täuschung auf unser armes Gehirn wirken kann, daß noch Stunden danach die aufgeregten Nerven nachschwingen. Denke dir — es ist gräßlich albern und lächerlich, wenn ich es schreiben muß, und es im Traume

zu erleben, war so gar nicht zum Lachen — denke dir also, ich bin Signorina Caterina und als graziöse Tänzerin in einem großen Cirkus engagiert — siehst du, das kommt davon, daß ich mich vor Jahr und Tag so nach einer Cirkusvorstellung gesehnt hatte und Papa keine Ruhe gab, bis er anspannen ließ. Also, ich bin Caterina und reite in einem sehr mythologischen Kostüme auf meiner Clandestina in die Arena hinein; das Publikum empfängt mich mit grüßendem Applaus. In der Mitte der Bahn sehe ich Leo mit großen Reiterstiefeln, im Frack, die lange Peitsche in der Hand. Er war also der Direktor. (Ah! c'est drôle, ruft Toko.) Ich verneige mich, springe auf und mit leichtem Schnalzen setze ich Clandestina in Bewegung. Glatter Trab, währenddessen ich über Guirlanden und Bänder hüpfe und möglichst malerische Attituden einnehme. Und der eine Clown klatscht dazu in die Hände und kollert sich quer durch die Arena und ruft: brava, brava, signorina mia graziosissima! ah, che gentilezza perfetta! und solch Zeug. Du kannst dir also vorstellen, daß mir diese Sprünge trefflich gelangen und wie hübsch ich dabei muß ausgesehen haben. Es muß wenigstens dem hohen Adel und verehrten Publiko zugesagt haben, denn als mir während des allmählich lebhafteren Trabens das Haar aufging und weit fortflatterte, was ich gar nicht sogleich bemerkt hatte, erscholl lebhaftes Bravorufen. Das Pferd stand; man nahm den Sattel fort, und bald begann das Pferd zu rasen, daß ich noch immer die Schläge gegen die Bretter zu hören, den Sand der Arena in die Sperrsitze hinauffliegen zu sehen glaube. Anfangs war ich noch ziemlich ruhig dabei, aber als nun Leo das Tier in allerlei Windungen jagte, wurde ich unruhig. Dennoch hielt ich mich, parierte jede unerwartete Schwenkung durch geschickte Bewegung — es gelang eben im Traum, ob es in der Wirklichkeit überhaupt möglich wäre, weiß ich natürlich nicht. Eigentlich, das fühlte ich wohl, war es das Publikum, die Rücksicht auf die Tausende von Augen, die mir im Grunde ganz gleichgültigen, unbekannten Menschen, was mich hielt, was mich hinderte, laut aufzuschreien oder Halt zu rufen. Ich warf flehende Blicke auf Leo, aber er schien sich an meiner Herzensangst zu weiden und trieb jetzt erst recht; ich höre noch sein schadenfrohes hep! hep! So ging das fort. Mein verstörtes Aussehen, das unwillkürliche Hinsinken an die Mähne des Pferdes und das gezwungene Wiederaufschnellen, die heftig zuckenden Muskeln bei den plötzlichen Wendungen, müssen mir den Anschein einer Mänade gegeben haben, während ich doch nur ein Mitleid flehendes, geängstetes Geschöpf war. Ich sehe, wie mit einemmal Leo sich dem Tiere gerade entgegenwirft, die Peitsche dicht vor seinen Nüstern schlagend; es bäumt sich hoch auf, ich fliege über den Hals — — und bin erwacht, aber in Schweiß gebadet und an allen Gliedern zitternd. In meinem Zimmer konnte ich mich lange nicht orientieren, obwohl Licht brannte. Noch jetzt, wie gesagt, bin ich aufgeregt.

Aber ist es nicht albern, so etwas zu träumen? Der gute Leo kann gar nicht so aussehen wie dieser schändliche Direktor. Man deutet ja Träume gewöhnlich ins Gegenteil, Bitteres bedeutet immer das Süße, Unheil, Mord und Brand bringen uns Glück, Erbschaft und Schätze. Danach erwarte ich von diesem dummen Traume also Glück. Vielleicht ist es schon da. Toko schimpft alle seine spanischen Schimpfwörter herunter, Leo wird also gekommen sein. Addio!

* *
*

Den 17. Mai.

Mitte Juni soll unsere Hochzeit sein. Leo hat Groß-J.....owicz gekauft. Dort wollen wir die ersten Monate zubringen. Er freut sich auf die Einsamkeit in den weiten Wäldern, wo es noch Bären und Wisente giebt! Ich sehe nun mit Beschämung, daß ich von der gro-

ßen Wirtschaft gar nichts verstehe, von der kleinen also erst recht nicht. Leos Mama, die ja immer sehr besorgt um mich ist, will mich dort einführen und anlernen. Ich bin doch eigentlich noch zu jung. Im Herbst gehen wir dann nach Paris.

Was ich treibe, möchtest du wissen? Ich mache und empfange Visiten und konferiere mit Tante Wera über mein Trousseau. Gestern haben wir Porzellan gekauft, für einige tausend Rubel im ganzen. Es ist eigentlich sündhaft, aber manches ist dafür auch zum Küssen hübsch. Denke dir, Papa sprach heute ganz feierlich über die Bestimmungen unserer Ehepakten. Er wolle mich, sagte er, für alle Eventualitäten sichern. Er läßt sich von allerlei Kautelen, die mir beinahe peinlich sind, nicht abbringen. Er scheint den Rominoffs Habsucht zuzutrauen. Ich soll ganz freie Disposition über das Erbe meiner seligen Mutter erhalten; nach Papas Tode soll Leo für den Fall, daß männliche Nachkommenschaft vorhanden, Schloß und Gut T. gegen eine an Papas Schwestern auf Lebenszeit zu zahlende Rente übernehmen, im anderen Falle fiele dies an Papas Agnaten.

Solange er lebt, bleibt Papa mein Finanzminister, das hat er sich ausbedungen. Er verhandelt mit Leos Mutter, die damit nicht recht zufrieden zu sein scheint. Sie wird wohl nachgeben, meint Papa.

Leo hat mir ein reizendes Collier geschenkt. Sage mir doch, was ich zum Brautkleid nehme, aber bald. Doch komm lieber selbst; morgen kommen Proben aus Lyon.

* *
*

Schloß T., den 25. Mai.

Der Tag ist festgesetzt, es ist der 14. Juni. Mir ist recht bange, Ludischka. Es ist gut, daß ich furchtbar viele Besorgungen habe. Tante Wera billigt deine Wahl und ist auch für den Spitzenbesatz bereits gewonnen. Die Rosen fangen schon an zu blühen. Die Hochzeit fällt in die volle Rosenpracht. Ich schlafe gewöhnlich sehr spät ein und bin des Morgens sehr früh wieder munter. Das ist ein Geschluchz und Jauchzen der Nachtigallen hier um das Schloß! Und doch ist mir immer, als ob das alles nicht für mich sei.

Kannst du dir vorstellen, daß ich mich oft auf Thränen ertappe? Tante Wera darf natürlich nichts merken. Wenn ich dich doch wieder hier hätte! In deiner Gegenwart, meine ich, kann man nur ganz ruhig und vernünftig sein, wie ein Kind, wenn die Mutter wieder da ist. Ich habe mit Leo schon ausgemacht, daß du unser erster Logierbesuch in Groß-J.....owicz sein mußt.

Ich verstehe es nicht, wie man so ängstlich sein kann; Leo ist doch gewiß so gut.

Ich bin übrigens schon eifersüchtig — auf Toko. Wenn er hier ist, unterhält er sich stets viel lebhafter mit ihm als mit mir. Er ist außer sich vor Vergnügen, wenn die Bestie auf seine Frage: „Toko, ist Kathinka nicht schön?“ kreischt: „Fi donc! fi donc!“ „Ob sie mich wohl liebt, Toko?“ „Est-il possible?“ ruft er dann. Ein kurioses Tier, nicht wahr? Adieu, liebe, liebe Ludischka. Halte mich nur nicht für schlecht.

* *
*

Den 1. Juni.

Papa kommt eben von Charkowicz; der Ehekontrakt ist von ihm, der Mama und Leo unterzeichnet. Ich darf mich nicht sperren, es auch zu thun, wiewohl er manches enthält, wozu mein Herz nicht ja sagen kann, besonders eine merkwürdige Klausel, in die ich schwerlich gewilligt hätte, wenn nicht der gute Vater absolut darauf bestünde. Sie ist immerhin verbindlich genug, da wir in erster Linie auf das Familien-Ehrengericht gewiesen sind, welches sie acceptierte. Papa sagt, ich kennte die Welt doch zu wenig; er wolle es nicht hoffen und erleben, aber

es könne wohl sein, daß ich noch einmal mit herzlichem Segen seines Andenkens das Beneficium dieser Klausel genießen würde. Ich will sie dir mitteilen, Ludoiska, bist du ja doch einmal

de mon cœur l'unique secrétaire
et de touts mes secrets le grand dépositaire.

„Dafern, was Gott gnädiglich verhüten wolle, in Zukunft unter den Eheleuten Mißhelligkeiten entstehen möchten, so versprechen beide Teile hiermit auf Ehrenwort, daß sie sich ohne Klage einander die Freiheit zugestehen wollen, bis zu einem vollen Jahre von dem anderen Teile getrennt zu leben. Ist in dieser Zeit kein beide Teile befriedigender Ausgleich gefunden, so soll ein jeder sich für so frei erachten, als es die Staatsgesetze und die gute Sitte ihnen gestatten, das heißt, sie sollen sich wie Geschiedene bei den Protestanten ansehen können, wobei ihrem eigenen Gewissen überlassen bleibe, wie sie dasselbe mit den Forderungen unserer heiligen Kirche ins Gleiche zu setzen meinen. Sie versprechen für diesen, wie bemerkt, nur als möglich gedachten Fall, in keiner Weise die von einem jeden hinfort beliebte Lebensführung zu bemängeln oder zu beeinflussen, willigen auch in eine gütliche unter Anrufung und Mitwirkung unseres Familien-Ehrenrates zu bewirkende Vermögensauseinandersetzung auf Grund der im Principe von ihnen gebilligten hier angebogenen Andeutungen."

Es ist, wie du siehst, Liebste, nichts als eine Hinterthür, durch die wir brave Katholiken, die wir sind, uns eventuell dem Rigorismus der Kirche entziehen zu können glauben, ohne daß wir, weil es uns vermögensrechtlich benachteilen würde, zum Protestantismus förmlich überzutreten brauchten. Du wirst das unwürdig, unsittlich finden, aber was soll ich thun? Das Schlimmste ist dabei, daß mein Verhältnis zu Leo mir gar nicht mehr so heilig vorkommen will, als es doch sollte. Eine Ehe mit solchem Vorbehalt des sich allenfalls auch gegenseitig gütlich zu gestattenden anderweitigen Konkubinates wäre für mich, falls ich sie so meinen könnte, von vornherein keine Ehe, nur eine Probe, ein Versuch. Vielleicht ist es die Ehe der Zukunft, nach meiner französischen Lektüre möchte ich es fast glauben. Mich dünkt, wenn wir nicht mehr den Mut haben, eine Ehe auf jede Gefahr hin zu schließen, so sollten wir wenigstens nicht die Heuchelei üben, die Kirche ins Mittel zu setzen. Es wäre anständiger, wir machten einen reinen Gesellschaftspakt auf Zeit und erfänden einen anderen Namen für diese bequemere Liaison. Und denke dir, unser Kaplan weiß davon, Papa hat ganz offen mit ihm davon gesprochen und — er hat nichts dawider. Um mögliche Sünden der Zukunft habe er sich nicht zu kümmern; es könne sogar kirchlich verdienstvoll werden, den sich offen gehaltenen Pfad der Sünde nicht zu betreten. Das ist die Moral für uns vornehme Leute, für die kleinen sorgt man insofern besser, als man ihnen die Möglichkeit solcher verdienstlichen Werke gar nicht läßt.

Was Leo für Einwendungen gemacht hat, habe ich nicht gehört. Wenn er mir's nicht von selbst sagt, frage ich ihn auch nicht. Es ist zu eklig.

* *
*

Den 2. Juni.

Ich konnte nicht schlafen; der unglückselige Paragraph war mir so furchtbar demütigend. Es war noch ganz früh, da ging ich, übernächtig wie ich war, zum guten Papa und flehte ihn an, diese Bestimmung rückgängig zu machen; ich wollte alle Nachteile, wenn einmal solche entstehen könnten, auf mich nehmen, ich wollte ihm gern alle Freiheiten gestatten, die ihm jemals belieben würde, für sich in Anspruch zu nehmen, nur mir wollte ich sie nicht auch vorbehalten haben. Papa zuckte die Achseln und wiederholte, was er mir gleich gesagt hatte, es sei nun einmal so abgemacht und sei auch gut so; ich sei zu unerfahren, um das jetzt zu begreifen, er wolle mir auch nicht wünschen,

daß ich es jemals begriffe, aber bestimmend für ihn sei mein Wohl gewesen; er dürfe sich nicht auf die Erörterung von Möglichkeiten einlassen, die ich als ewig ausgeschlossen zu betrachten im Rechte sei; meine Vorstellung von der sakramentalen Heiligkeit der Ehe sei sehr liebenswürdig — dabei klopfte er mir die Wange —, aber sie sei leider nicht den Bedingungen der heutigen Gesellschaft gemäß.

Wie soll ich denn werden, teure Ludoiska, wenn mir das mein guter Vater sagt, jetzt, da ich mit allen edlen Vorsätzen mich rüste, eine brave, pflichttreue Gattin zu werden? Und daß Leo eine solche Reserve sich gefallen ließ! Ach! mich schaudert's, daß ich ihn vom ersten Tage der Ehe an wie einen Fremden anzusehen habe, der wieder abreist, wenn es ihm nicht mehr gefällt. Dann werde ich frei sein.

Doch nicht wahr, Ludoiska, ich darf darin auch einen Stachel sehen, immer recht gut und brav und liebenswürdig zu sein; dann kann er ja gar nicht an den dummen Freiheitsparagraphen denken; dann muß auch er gut und treu sein. Vielleicht wollte man uns nicht sowohl demütigen, als zu Gemüte führen, daß die eheliche Treue sich im Grunde, auch vor Gott und trotz allen Sicherheitsmaßregeln der Kirche und des Staates, nicht versprechen und mit Eiden schirmen lasse, daß sie, soll sie wahr und echt sein, nicht dumpfe Sklavengewohnheit, sondern die schöne Blüte der Liebe ist. Ich bitte Gott, daß er mir diese ins Herz gebe und stärke. Aber es will mir nicht eingehen, die Furcht zum Wächter der Liebe zu haben. Bedarf die Liebe desselben?

Meine Ausstattungssachen sind reizend; ich freue mich über jedes Stück. Und meinen Papa solltest du dabei sehen, wie er sinnt und sorgt, wie ein Bräutigam, würde ich sagen, aber für Leo wäre es wohl nicht. Er denkt zu großartig und vornehm über derlei Dinge.

Wenn ich denke, daß das alles für mich sein soll, so ist's mit der Freude schnell vorbei. Das ist's ja nicht, was man braucht. Leo ist seit drei Tagen nicht hier gewesen. Ich hätte mich vielleicht zu Erörterungen über die Klausel doch hinreißen lassen. Es ist besser so.

*   *
*

Den 6. Juni.

Dein lieber Brief hat mich ziemlich beruhigt. Du bist mein süßestes Herz. Hast auch ganz recht: die Hauptsache ist und bleibt, daß man sich liebt, mit dem Pflichtgefühl, so schön und nützlich es sein mag, kommen wir nicht aus. Ob wir uns nun lieben? Ja, ich glaube es, aber, bei Gott, Ludoiska, ich weiß es nicht. Neulich habe ich irgendwo gelesen, das sei nicht wahr, ein Mädchen wisse genau, ob sie liebt und wieder geliebt wird. Dann wär's traurig für mich. Ich denke, die Liebe ist nicht sofort, was sie werden kann, sie wächst und kann auch eingehen. Sie ist Schonung und verlangt sie auch. Was ich sonst wohl für Vorstellungen von Liebe hatte, die passen ja freilich auf unsere Situation nicht. Das mögen ungesunde Früchte der Lektüre gewesen sein. Ich muß mich drein finden, wir sind eben beide etwas prosaische Naturen; ich sehe wenigstens jetzt mit Erschrecken, daß ich recht nüchtern und fad geworden bin. Findest du das nicht auch, Ludischka? Finde es doch, ja? Tante Wera fragt mich öfter, wie es komme, daß ich gar nicht mehr singe.

Papa fing auch gestern davon an und ich versuchte es mit dem lieben Schubert, aber es wurde nichts Gescheites. Laß nur, Kind, sagte Papa, du bist heute nicht disponiert. Das war mir noch nicht passiert. Leo scheint auch keine Passion für Musik zu haben. In J.....owicz, wenn du da bist, wollen wir aber fleißig alles nachholen. Morgen über acht Tage ist Hochzeit. Es werden gegen vierzig Gäste sein. Wir stellen zwanzig Logierbetten. Man hat viel zu erörtern über die Art, wie diejenigen Gäste, welche einige Tage zu bleiben beabsichtigen, würdig zu

unterhalten seien. Die Gutsnachbarn beteiligen sich daran sehr lebhaft. Für die Herren sind große Jagden durch die Jahreszeit ausgeschlossen, also vorzugsweise durch Diners, Tanz und Spiel. Hoffentlich kommt ein sogenanntes Karussell zu stande, Herren und Damen in alten Kostümen.

Mein Hochzeitskleid ist fertig, lauter Duft. Mama Romiroff wird mir einen Wagen mit einem Zug von vier Ponnies verehren, hab ich gehört. In J.....owicz wird noch fleißig gearbeitet, doch ist das Erdgeschoß fertig. Meine Zimmer sind im rechten Flügel, seine links, in der Mitte der Speisesaal mit der Aussicht auf den Park. Ich denke es mir entzückend. Leo baut eine Schneidemühle; es ist schade, er will einen Teil des Waldes zu Brettern zersägen. Es müssen auch neue Leutewohnungen gebaut werden; der frühere Besitzer hat alles verfallen lassen. Meine Mädchen sind strahlend; ich habe jeder einen neuen Anzug und unechten Schmuck geschenkt. Es glitzert und macht sie glücklich. Ich habe Negligés, hinreißend schön, Ludischka! Doch was ich schwatze. Adieu! Mama Romiroff ist da, ich werde gerufen.

* *
*

Den 11. Juni.

Gestern sind drei schwerbepackte Wagen nach Groß-J.....owicz abgegangen. Was hat man alles für Kram, Ludischka! und was braucht man alles! Es ist schön, es zu haben, aber es ginge wohl auch mit wenigerem. Auf die roheste Notdurft dürfen wir uns indes nicht beschränken lassen; eine reiche Umgebung ist für uns Notdurft. Es giebt Menschen, die nicht einmal ein Pianino haben, ich wäre wahrhaft unglücklich, hätte ich nicht außerdem meine zwei großen Flügel.

Nun wird es hier recht öde. Ich nehme Abschied von allen Menschen und allen Orten. Die guten Leute weinen und segnen mich und ich muß jedesmal mit ihnen weinen.

Papa schenkte mir ein großes Medaillon mit dem Bilde meiner seligen Mutter; er hat dasselbe genau nach dem alten machen lassen, welches er selbst trägt.

Leo hat natürlich nicht mit einer Silbe von dem Kontrakt gesprochen. Er bleibt öfter des Abends und spielt mit Papa und Pater Konstantin. Ich sitze mit Tante Wera am Sofatisch. Bei der Gelegenheit habe ich ihn gezeichnet; en face sieht er aber besser aus, weil die Nase etwas flach ist. Ich habe bemerkt, daß man nicht bloß alle Dinge, sondern sogar seinen eigenen Bräutigam erst dann genau sieht, wenn man sie zeichnet. Es geht das ganz gewiß auch mit dem inneren Menschen so.

Ich will also versuchen, dir Leos Charakter zu zeichnen, wie ich ihn allmählich sich entfalten oder mir offenbaren sehe. Sehr tief bin ich noch nicht gekommen damit, habe auch dieses Zeichnen nicht geübt bisher.

Er ist, scheint mir, keiner von den scharf ausgeprägten Charakteren — pfui der Tautologie! — etwas undeutlich, gleichsam verwischt, ich darf nicht sagen, abgegriffen, daher nicht leicht zu fassen. Ich bemerke kaum eine ausgesprochene Vorliebe oder Abneigung. Er gilt für einen guten Gesellschafter, und da er viel gereist ist, so hat er allerlei Stoff. Französisch spricht er sehr geläufig, aber mit merkwürdiger Ökonomie, was die Benutzung von Wendungen und Vokabeln betrifft. Es ist einmal die Hauptsprache für unsere Konversation; ich wollte, es wäre die deutsche, unser armes Polnisch hat ja leider keine Chance. Von seinem inneren Leben erfährt man wenig. Doch kenne ich ihn ja kaum. Er hat einmal ein Duell gehabt wegen einer Pariser Dame; ich mag nicht danach forschen. Du weißt ja, Ludoiska, ohne solche Affaire geht es einmal nicht in unserer guten Gesellschaft. Er ist etwas bequem, trinkt gern scharfe Getränke, doch nicht übermäßig, raucht fast ununterbrochen. Als Zuhörer ist er sehr dankbar; er kann über die harmloseste Geschichte unbändig lachen.

Doch wie gesagt, ich kenne ihn noch gar wenig. Allzu kompliziert ist er jedenfalls nicht.

* *
*

Den 14., morgens fünf Uhr.

Wenn du dieses Blatt erhältst, teure Ludoiska, so bin ich Gräfin Romiroff. Bete für unser Glück, Liebste, ich fühle, wir bedürfen es.

Ich werde sehr blaß aussehen. Tante Wera darf nicht wissen, daß ich schon auf bin. Ich muß dir noch schreiben, aber was? Wie ist mir denn? O Gott! verzeih mir die Schuld, wie einem, der auf dem Schaffott steht und noch etwas sprechen will, das ihm der Trommelwirbel übertönt.

Eben geht der Schulmeister mit seiner Schar in die Kirche; sie schleppen mächtige Guirlanden und Körbe voll Rosen.

Der Kalenderheilige ist St. Basilius; er soll ein sehr gelehrter und geistvoller trefflicher Mann gewesen sein, doch gestand mir Pater Konstantin, er habe auch weiter nichts von ihm gelesen — was kann der mir helfen? Ach, überhaupt die Kirche. Du siehst, man wird gottlos im Anblick des großen Glücks.

Ich möchte zu Papa, aber er schläft noch. Und was sollte ich ihm auch sagen? Ach, daß du doch hier wärest! Daß du nicht gekommen bist, ist mir das Fatalste. Ich sehe es geradezu für ein böses Omen an.

Es ist ein prächtiger Morgen nach dem Gewitter in der Nacht. Im Westen hängen noch die zerrissenen Wolken.

Ich gehe um sieben mit Tante Wera in die Hauskapelle, beichte noch einmal die gewöhnlichen albernen Sünden und gehe mit der gewöhnlichen Absolution an meine kaum erkannten großen. Könnte ich dir alles beichten!

Ich habe eben das Bild meiner Mutter betrachtet, sie um ihren Segen angefleht. Einen Segen verlieh sie mir gleich, ich konnte mich ausschluchzen. Tausend Dank der Guten! Ach, wie war sie schön und wie sieht sie glücklich aus! Wenn ich nur nicht heute noch in den Spiegel zu sehen brauchte!

Da! was ist das für Rauch? das ist Feuer! —

Es war nichts, drüben in der Schenke hat's im Giebel gebrannt. Die Leute liefen zusammen und haben es bald gedämpft. Papa ist aber sehr erschrocken.

Feuer bedeutet Freude, meine ich. Im Traum, ja, und man muß helle Flammen sehen!

Schon neun Uhr. Um zwölf ist die Einsegnung. Ich muß mich anziehen lassen. Will recht tapfer sein. Nach der Ceremonie wird man sich im Garten belustigen bis zum Diner, das in dem großen Treibhause serviert wird. Gegen sechs Uhr fahren wir ab. Es sind noch fünf starke Meilen bis nach J.....owicz. Tante Wera ruft mich schon. Behalte mich immer lieb und bete viel für deine

Kathinka.

* *
*

Groß J.....owicz, den 2. Juli.

Es wäre ja allerschnödester Undank, einzig geliebte Ludoiska, wenn ich mich über meine gegenwärtige Lage beklagen wollte. Sie bietet so viel äußere Annehmlichkeiten, daß ich viel eher ein Gegenstand des Neides sein muß, denn des Mitleids. Ich genieße der vollkommensten Freiheit, größerer, als ich sie mir gewünscht, als ich sie wenigstens in der Ehe für möglich gehalten hatte. Es hat was für sich, weißt du, wenn auch der eigentliche Quell dieser schönen Himmelsgabe für mich etwas beschämend ist. Es interessiert eben Leo gar nicht, was ich denke und treibe, wünsche, lese, schreibe oder spiele. Du weißt ja, es liegt eben nicht in seinem Temperament, mehr aus sich herauszugehen, und er ist in seiner Unbekümmertheit um so vieles Schöne, das ihm durch seine Erziehung nicht näher gebracht worden, doch immer aufrichtig; er heuchelt kein Interesse, das er nicht hat. Und zu mir ist er rücksichtsvoll und gütig. Er scheint zu fürchten, daß ich anfange, mich hier zu langweilen, und fragt mich

öfter, ob ich mir nicht Freundinnen einladen möchte, also in erster Reihe dich, süßeste Ludoiska. Du weißt genau, wie herzlich gern ich auf diesen Gedanken einginge, den ich ja immer gehegt. Wenn ich nun aber doch noch eine Weile damit zögere, so mußt du ja nicht etwa glauben, daß meine Sehnsucht nach dir nur eine Stunde schliefe; ach nein! es geschieht — ja du wirst mich auslachen, aber es ist so, es geschieht, um bei meinem Manne den Argwohn nicht aufkommen zu lassen, als genügte mir seine Gesellschaft nicht völlig. Du wirst dieses Motiv, das vielleicht auf einer gar nicht zutreffenden Voraussetzung beruht, bei einer jungen Ehefrau wenigstens nicht unschön finden. Lächeln steht dir frei. Ich leide ja darunter, aber es ist hübsch von mir, nicht wahr?

Damit ich nun aber doch nicht allzu opfermutig sei, nicht zu lange die liebste Freundin entbehre, so bitte ich dich recht dringend, daß du in spätestens, allerspätestens vier Wochen dich selbst zum Logierbesuche bei uns anmeldest, wobei ich es dir freistelle, mich recht tüchtig wegen meiner Vergeßlichkeit und Gleichgültigkeit gegen meine Freunde auszuschelten.

Diese kleine Kriegslist, denke ich, dürfen wir uns gestatten. Leo empfindet das gar nicht, sonst würde mir das allerdings unredlich vorkommen. Du fragst also an, hörst du?

Von meinem Leben ist sonst nicht viel Merkwürdiges zu berichten. Eine der größten Tagesfragen ist allemal das Wetter. Ob die große Hitze und Trockenheit nicht zu lange anhält, ob die Ernte darunter ernstlich leiden werde. Wir beobachten Wind und Wolken, Thermometer und Barometer und Leo seinen Laubfrosch. Der Inspektor weissagt aus dem Betragen seiner Katze und aus allem Möglichen und Unmöglichen. Die Raupen haben im Forst schauderhaft gewüstet, daher geht die Schneidemühle sehr flott. Auch die Spiritusfabrikation wird schwunghaft betrieben. Leo hat den Kopf voll Wirtschaftssorgen und ist oft verdrießlich. Dazwischen lese ich viel, schreibe Briefe, musiziere, kutschiere mit meinem Ponnygespann, nehme auch Unterricht im Küchen- und Hausstandwesen und der gar nicht so leichten Führung der Hauskasse bei der chère maman, die mich aber, scheint's, nun doch bald aufgiebt. Ich glaube nicht, daß ich es ihr je zu Dank machen werde. Ich begreife zum Beispiel nicht, wozu ich jeden Kopeken buchen soll, da es völlig einerlei ist, ob ich tausend mehr oder weniger ausgebe. Gespart wird nämlich bei all dieser Peinlichkeit der Buchführung von Mutter Romiroff durchaus nicht.

Ich fange an zu begreifen, daß die idealen Anschauungen, wie sie die Erziehung in uns erzeugt und pflegt, für das heutige Leben keine genügende Vorbereitung sind. Vielleicht ist es jedoch von vornherein falsch, von der Erziehung Vorbereitung auf das Leben zu fordern, so selbstverständlich eine solche Forderung erscheint. Das Beste, was sie uns mitgiebt, ist immer das Unpraktische. Den Übelstand müssen wir nun hinnehmen, daß das Leben unseren unausrottbaren Idealen nicht entsprechen will, daß es an den Postulaten des Gemütes und Verstandes rücksichtslos vorübersaust. Da empfindet man allerdings unglücklicher-, aber notwendigerweise eine gewisse Unausgefülltheit — du siehst, wie ängstlich ich das abscheuliche Wort „Leere" vermeide, als ob Unausgefülltheit nicht bloß fünfsilbig statt zweisilbig wäre.

Einen schwachen Charakter wird das leicht in Konflikte bringen, ein starker wird sich resignieren lernen.

Sieh, wie tapfer und brav sich das auf dem Papier ausnimmt! Ist das nun Glück? Ich habe wohl Stunden, Ludischka, wo ich mich durch den Gedanken solcher Resignation auf die Ansprüche des Herzens erhoben und gekräftigt fühle, aber dann auch wieder manche, wo mir ist, als könne das Herz überhaupt nicht ehrlich verzichten, als sei das bloße Sache der Vernunft. Für das Herz, sage ich dann, bedeutet Resignation eine kindische Renom-

misterei; es macht doch höchstens aus der Not eine Tugend. Oder ist es anders? Sage mir, was du darüber denkst.

* *
*

Den 16. Juli.

Was habe ich dir, liebste Ludoiska, für Weh bereitet durch meine thörichte Frage! Ich sehe nur zu gut, ich habe dir Wunden aufgerissen, an deren Vorhandensein ich gar nicht denken konnte, so gut hast du die schwach verheilten Narben zu verdecken gewußt. Welcher böse Dämon hat meine Feder geleitet? Wie konnte ich Unerfahrene mit der unechten Lebensweisheit, die aus Schule und Lektüre fließt, mir einfallen lassen, an deinem lieben, armen Herzen zu zerren. Ich habe es ja nicht gewußt, nicht gewollt. Kannst du mir vergeben? Schwebte mir doch die vollendete Harmonie deines Wesens als Ideal vor. Wie konnte ich ahnen, welche bitteren Kämpfe du hast durchkämpfen müssen, um zu ihrem Anschein zu gelangen. Verzeih, daß ich jetzt von Anschein rede und an den echten Frieden deiner liebenswürdigen Seele also nicht mehr glaube.

Deine Abhandlungen, so möchte ich es nennen, haben kein Resultat, sie haben erst recht das aufregendste pro et contra in meinen Gedankenkreis geschleudert. Der erzählende Teil deines Briefes stimmt nicht zu dem didaktischen, verzeih mir, daß ich das so ausspreche. Du verwechselst, wie so viele, die gewaltige Not, gegen die wir nicht ankommen, gar mit der Aufgabe des Lebens selbst, die das Innerst-Persönliche zerreibende Kraft mit der ehrlich-treuen Hingabe an die lebenschaffende, Ich-setzende. Du rufst allem, was in dir Ja schreit, ein kaltes Nein zu. Es ist ja doch nicht wahr, Ludoiska, du strafst dich selber Lügen. Denke doch nur, Liebe, was du alles in einem Atem sagst! Du weißt es selbst nicht. Glück sei die volle Hingabe des Herzens, das reine Ausleben einer großen, schönen Neigung, und daneben dann wieder, Glück sei die Erkenntnis, daß alles Täuschung und Schein sei; Glück ist Leidenschaft und Glück ist Entsagung, Besiegen des sündigen Wollens, Glück ist höchste Selbstbethätigung und Glück ist Selbstvergessen, Selbstvernichtung. Das alles steht in deinen Zeilen. Die Frage bleibt unbeantwortet, man sollte sie nicht stellen. Aber mich reut es doch insofern nicht, daß ich nun Grund habe, dich noch sehr viel mehr zu lieben als bisher.

Nun, Liebchen, wir wollen uns über das Rätsel den Kopf nicht zermartern. Laß uns sehen, wie wir es praktisch durch das Leben selbst lösen. Ich nehme mir vor, ehrlich und treu mein eigenstes Selbst darzustellen. Aber nehme ich denn nicht schon Partei für die Ansprüche des verwöhnten Herzens? Warum sage ich nicht, ich will mein ganzes eitles Selbst aufgeben, verleugnen, in den Dienst der Tugend stellen? Warum? Weil ich nicht kann, weil Hingebung, Sichselbstaufgeben nie das Resultat des Willens sein kann. Es ist der Tod.

Der Tod — oder die Liebe. Ach, ich kann es ahnen, was es für eine Wonne sein muß, sich ganz hinwegzuschenken, um sich im anderen ganz wiederzufinden, aber ich sehe nur zu gut, man kann dazu hingerissen werden mit derselben Absichtslosigkeit, wie wir ins Leben treten, aber man kann sich nicht dazu entschließen, man darf es also auch keiner Seele versprechen. Die Liebe ist eine Thatsache, ein Ereignis, aber keine sittliche That.

Es kann auch keiner von uns fordern oder erwarten, daß wir ihn lieben. Wenn ich religiöser, oder sage ich richtiger, kirchlich frommer wäre, als ich bin — aber mein guter Papa hat mir das Hirn frei gehalten —, so ließe ich vielleicht auch den Scheintrost der Frommen gelten. Völlige Hingabe an Gott, Ludischka, was ist sie uns, wenn sie nicht ein solches unfreiwilliges Hingerissensein ist, kein freier Entschluß und doch das tiefste Bedürfnis der Seele? Ein Wort, ein Schall! Was ist auch Gott anders, als im redlichsten Falle eine Vorstellung, die ich von ihm

habe? Ich weiß nichts von ihm außer ihr und sie wird mir unklarer, je schärfer ich ihr ins Gesicht sehen will. Ich kenne ihn nicht. Es wäre eine Lüge für mich, zu sagen, daß ich ihn liebe. Man hat nur so lange Respekt vor dem „du sollst“ unserer religiösen Vorschriften, bis die Frage an uns tritt: „Kannst du auch?“ Die Gesetze sagen uns viel, was wir nicht sollen. Das hilft uns nicht sehr weit. Es kann uns nicht belehren über das, was wir sollen. Und dann selbst, warum sollen wir nicht? Warum, zum Beispiel, sollten die ersten Menschen nicht vom Baume der Erkenntnis essen? Sie mußten es ja. Wir wissen ja, sie wurden betrogen, sie aßen vom Baume der Täuschung.

A propos. Da ich so viel über Gott und Welt, über Liebe und Pflicht und alles, was ich nicht verstehe, philosophiere, so will ich doch noch fragen: kennst du den Angelus Silesius? Ein verschmitzt tiefsinniger Witzbold über die höchsten Menschheitsprobleme. Z. B.: Sich nicht verstellen, ist nicht sündigen.

Was ist nicht sündigen? Du darfst nicht lange fragen:
Geh hin, es werden's dir die stummen Blumen sagen.

* *
*

Den 10. Juli.

Ich spiele jetzt viel Chopinsche Sachen. Es ist nicht gut für mich, Ludoiska, ich weiß es. Ich nehme überhaupt Musik zu ernst, das heißt, ich dichte ihr, wozu ihre Allgemeinheit verleitet, ganz bestimmte individuelle Stimmungen, ja Situationen an, und so wirkt gerade Chopin auf meine Phantasie, fast sagte ich, aufrührerisch. Nicht durchaus, versteht sich, also gar nicht das lieblich-anmutige Des-dur-Notturno. Aber das leidenschaftlich-düstere Cis-moll-Stück kann ich tagelang nicht wieder los werden, wenn ich es einmal gespielt. Es ist ganz gewiß nicht gut für mich. Auch das weiche, schmeichelnde und süß-schmerzliche in H-dur, du wirst es kennen, sollte man nicht zu oft wiederholen. Es wirkt wie ein laues Bad; da ist eine kalte Douche, eine Bachsche Fuge, gut drauf. Vor dem Zubettegehen muß ich immer noch ans Klavier. Leo schläft dabei regelmäßig ein. Der arme Kerl ist aber auch redlich müde und matt. Die Erntearbeiten gehen bis in die Nacht hinein, und dann kommt der Inspektor und der Rendant. Verlangst du, daß er sich für ein Notturno begeistern soll? Eine eigentümliche Genugthuung war mir's neulich: er wollte schon ins Schlafzimmer gehen, da blieb er an der Thür stehen und horchte. „Du, das ist ja eine merkwürdige Musik,“ rief er aus. Es war Op. 48, das großartig ernste C-moll-Stück. Ja, eine merkwürdige Musik! Als er fort war, hab ich lange geweint. Wie danke ich Chopin für diese Thränen!

* *
*

Den 24. Juli.

Du hast leider recht, meine Beste: ich werde träge in meinen Mitteilungen. Ich fürchte immer, ich werde dir langweilig. Komm, Liebste, frische du mich auf! Leo ist heute früh nach Charkowicz gefahren; sein Vater ist bedenklich erkrankt. Ich nehme an, daß du bald reisefertig bist und schicke den Wagen gleich mit. Wenn er leer zurückkäme, wäre wirklich unglücklich deine

K. Romiroff.

* *
*

Den 20. Oktober.

Leo thut wahrhaftig alles Seinige, um die Romantik einer jungen Ehe in mir nicht aufkommen zu lassen. Verlangt er etwa, daß ich ihm zärtliche Briefe schreiben soll, während er mir höchstens durch den Reitknecht eine Bestellung zukommen läßt? Nein, das verlangt er auch nicht, ich darf nicht unbillig sein. Es ist lediglich ein Resultat der Erziehung, daß ich ihm unter Couvert melde, seine Anordnungen seien ausgeführt; er würde es natürlich finden, wenn der Reitknecht ihm

mündlich wieder sagte, die gnädige Frau Gräfin ließe sagen, es wäre gut so.

Die Regulierung in Charkowicz zieht sich sehr in die Länge, manchmal will mir scheinen, es sei nur Vorwand. Nun, ich habe ja Toko. Meine einzige wahre Freude sind jetzt die Briefe meines Papas und die deinigen. Schreibe daher ja recht fleißig.

Der Papa ist Philosoph, was man so nennt. Er ist es durch das Leben geworden und überzeugt, daß man es überhaupt nicht anders wird. Die Gedankenspinnereien der Jugend ins Blaue hinein belächelt er. Was gäbe ich darum, wenn sich seine schöne Ruhe und Heiterkeit der Seele übertragen ließe! Aber man kann sie eben nur erleben. Werde ich es je dahin bringen? Ich habe wohl leider dazu zu viel von dem Blute meiner einzigen Mutter.

* * *

Den 30. Oktober.

Was sagst du dazu, liebste Ludischka? Eben schickt mir mein Herr Gemahl die Anzeige, er müsse notwendig nach Petersburg und es sei sehr wahrscheinlich, daß er wieder als Offizier eintrete und gegen die Kirgisen oder Turkmenen zöge. Er denkt dann an einen Gouverneursposten, vielleicht an dem gemütlichen Weißen Meere. Natürlich pressiert die Sache dermaßen, daß gar nicht daran zu denken ist, daß er sich noch einmal nach Haus und Hof, nach Weib und — so weit ist's ja noch nicht — nach seiner Hausfrau umsehen könnte. Tausenderlei große und kleine Aufträge hat er aber für diese. Dafür ist er mein Herr. Das habe ich ihm auch geschrieben. Gewiß ist er Herr seiner Entschlüsse. Ich war nahe daran, noch zu sagen, er möge mir gestatten, diesen nicht zu begreifen, doch sträubte sich mein Stolz dagegen. Wozu? Ihm ist's ja doch egal, was ich begreife oder nicht.

Das ginge alles noch hin, aber empörend ist es, daß er nach meinem Zustande noch gar nicht gefragt hat, auch jetzt nicht fragt. Ich will ihm nun auch die Überraschung nicht verderben, in absentia zum Vater promoviert zu werden. Sie wird ihm hoffentlich nicht schaden.

Du siehst wohl, teure Ludoiska, es wird sich alles entwickeln gemäß dem famosen Heiratskontrakt; ich werde die Mutter eines vorläufig vaterlosen Grafen oder einer Comtesse Romiroff sein — was möchtest du lieber? —, aber eine beneidenswert freie Dame, deren Gatte bei den Herren Kirgisen sie durchaus nicht genieren wird. O, es wird prächtig! In Petersburg wird ihn die süße Pariserin erwarten, deren unorthographische, nach Patschuli stinkende Briefe — ich war so albern, einen davon zu lesen, wahrhaftig nur einen — er so unbesorgt in dem vergessenen Notizbuch liegen ließ. Ich wäre versucht, ihm diese Reliquien zuzusenden. Doch nein! was geht's mich an?

* * *

Den 31. Oktober.

Ich eifersüchtig? Du lieber Gott! Ich denke, nur seinen Herrn Sohn etwas besser zu erziehen, falls mir das gegönnt wäre. Ich kann dem Vater ja nichts vorwerfen, nur mir, meiner Unerfahrenheit, meiner Blindheit und — noch eins, Ludischka, entre nous, daß ich auf einen ganz leisen Warner in meiner Brust nicht hingehorcht hatte.

Der alte Sokrates nannte es sein Dämonion. Passons là-dessus!

Es ist also richtig: Leo reist über Hals und Kopf ab, kann mich nicht mehr sehen. Der brave Patriot! Sein Kaiser ruft und er steht bereit. Nachträglich erfuhr ich durch Papa, daß man es bei Hofe und unter den Kameraden sehr ungern gesehen hatte, daß er die Polin geheiratet. Sein Rücktritt in die Armee bedeutet, daß man die Liaison mit der nicht uniert gewordenen Polin als nicht vorhanden betrachtet. Für den Privatmann hatte es eines Konsenses nicht bedurft. Das ist nun ein Fall, den mein weitsichtiger Papa doch nicht in Betracht gezogen hatte.

Vorläufig sendet Leo einen General-Verwalter mit umfassenden Vollmachten. Auch die alte Romiroff hält es für nötig, die überstürzte Abreise ihres Herrn Sohnes zu melden und zu entschuldigen. Ich darf sogar bei ihr wohnen, wenn Groß-J.....owicz mir zu einsam würde. Sie zeigt sich unwissend in betreff der zu erwartenden Änderung ihres Familienstandes. Übrigens bewahre mich der Himmel vor ihrer Freundschaft!

Meine Lage ist nicht schön, Ludischka, aber ich entbehre doch den tieferen wirklichen Seelenschmerz, einen offenbaren Treubruch zu erfahren. Du weißt ja, was er bricht, das war nie heil, und was er löst, war nie zusammen. Das ist jetzt mein Glück, mein einziger Trost. Die volle Hingabe der Seele, deren ich fähig sein mag, hat er nicht besessen, nicht einmal gewollt.

Gleichwohl bin ich nicht so frivol, Teuerste, daß ich es nicht doch für ein heiliges Band, für eine ernste Pflicht hielte, Mutter seines Kindes zu werden. Davon kann und soll mich nichts lossprechen.

Ich begreife, daß er sich in mir getäuscht hat, und zwar leichter, als ich begreife, daß ich mich in ihm täuschen konnte. Er hat mich nicht verstanden; ich genierte ihn. Ich hatte ihn doch nicht für so gänzlich null gehalten, als er ist. Er scheint es nicht ertragen zu können, mit solchen zu leben, die ihm ein Fünklein Geist zutrauen.

Glaube aber ja nicht, meine Liebe, daß ich Leo für besonders schlecht halte. Bewahre! Er ist im Grunde eine ehrliche Natur. Es wäre eine zu große Anstrengung für ihn gewesen, sich zu gebärden, als fühlte er sich durch mein Dasein beglückt, und daß er es nicht vor der Welt erheucheln mag, daß er auch nicht einmal stillschweigend daran will glauben lassen, sondern lieber davongeht, das ist immerhin kein Beweis niedriger Denkart.

Er hatte ja keine ausgesprochenen Passionen, aber er war doch, schien's, in der großen Landwirtschaft in seinem Aise; er bringt also in der That kein geringes Opfer, der arme Schelm; ich schlage es bei seinem Hange zur Bequemlichkeit nicht gering an. Er dauert mich.

Noch ist, wie du siehst, liebe Ludoiska, kein eigentliches Glück zerstört, wo ja keines gebaut war. Ich komme noch leidlich aus dem Schiffbruch. Dich hat's böser gepackt.

Wie wird mein Vater die Nachricht aufnehmen? Ich will zu ihm, er hat mich wieder.

* *
*

Schloß T., den 30. April.

Mein Papa hat dir die Anzeige geschickt, daß ein Gräflein angekommen ist. Ich bin zum erstenmal aufgestanden heute und schreibe dir mit zitternder Hand, daß ich glücklich bin. Mutter zu sein, ist für uns unter allen Umständen ein holdes, einziges Glück, müßte es selbst dann sein, wenn man, wie ich jetzt, keinen Vater zu dem Kinde hat.

Man hat dem Grafen Romiroff, der bisher nichts verlautbarte, was mir indessen nachgerade gleichgültig ist, vom Notar durch Vermittelung des kaiserlichen Kriegsdepartements die Anzeige zugefertigt.

Großmutter Romiroff war gestern hier; ich ließ mich nicht sprechen; das Kind hat sie gesehen. Es ist ein kleiner prächtiger Mensch, der mit großen Augen selbstbewußt in die Welt hinausblickt.

* *
*

Wir übergehen die folgenden sieben Jahre und greifen aus den vorhandenen Briefen der Gräfin an Ludoiska die für ihre Geschichte bedeutsamen heraus.

Schloß T., den 13. Mai.

Ich hatte dir wohl geschrieben, meine gute Ludoiska, was für einen wunderbaren Kauz von Informator für meinen Kleinen ich engagiert habe. Der Mensch war mir sehr gut empfohlen, und ich gestehe, daß ich daran keinen Anstoß nahm,

daß er Zögling eines Jesuitenkollegs ist. Mir und Papa, den ich natürlich in solchen Sachen immer als erste Autorität befrage, kam es vor allen Dingen darauf an, einen tüchtigen Pädagogen zu haben, und ich muß sagen, Konstantin hat in kurzer Zeit sehr hübsch gelernt. Die Manieren des jungen Mannes waren nicht recht nach unserem Geschmack, da man ihn indessen fast nur bei Tische sah und er im allgemeinen sich still und bescheiden zeigte, so fiel er wenig auf. Unsere häufigeren Gäste bemerkten ihn kaum noch. Wurde er, was besonders ich als Mutter seines Zöglings für Pflicht hielt, zu thun, ins Gespräch gezogen, so bewies er sich wohl unterrichtet und taktvoll, und wenn man nur die kirchenpolitischen Tagesfragen zu vermeiden wußte, denn in diesem Punkte verstand er keinen Spaß, so konnte man an seinen maßvollen und verständigen Bemerkungen seine Freude haben.

Es ist ein recht häßliches Ding, daß wir Menschen, die uns dienen, so wenig nach ihrer menschlichen Seite zu behandeln wissen, daß wir sie immer nur nach ihrer amtlichen Stellung nehmen.

Aber wer hätte auch denken mögen, daß Pater José so kuriose Menschlichkeiten entfalten würde, als er that.

Mir war nämlich schon seit einiger Zeit aufgefallen, daß er mich über Tafel oft ganz sonderbar anstarrte, daß er zerstreut und träumerisch da saß, und selbst Konstantin enthielt sich nicht immer einer neckenden Bemerkung, aus der denn aber doch immer noch die Liebe, ja Verehrung durchklang, die er für seinen Lehrer hat, wenn er merkte, wie dieser mitunter gar nicht wußte, wovon geredet wurde. Da er aber ein Gelehrter ist — er hatte sich neuerdings auch auf Sanskrit geworfen — so schob ich es auf die von solchen Leuten auch in die Gesellschaft hineingetragene Grübelei über irgend ein Problem ihrer Wissenschaft und verfehlte nicht, Konstantin zurecht zu weisen und unseren José der Verlegenheit zu überheben, in die er hätte geraten müssen. Das war nicht immer ganz leicht, wie du dir denken kannst.

José empfand wohl den Dienst, den meine Gutmütigkeit ihm zu leisten suchte, aber die Art, seine Dankbarkeit durch einen Blick auszudrücken, gefiel mir immer weniger, und ich war nahe daran, meine Bemühung zu bereuen.

Er blieb übrigens in seinem Pflichteifer nach wie vor gewissenhaft und treu, und Konstantin hing an ihm mit einer Anhänglichkeit, die mich eifersüchtig hätte machen können. So sorgte er gern für manche seiner Bedürfnisse und verstand es, auch darüber hinaus ihm manchen kleinen Genuß zuzuwenden, an den er selber gar nicht gedacht hätte. Dabei war der Knabe folgsam auf Wort und Blick des Lehrers.

Überhaupt war mir die Art wohlthuend, wie er mit dem wilden Jungen umging. Gemütlos, wie er auf den ersten Blick erscheinen konnte, war er gewiß nicht.

Die Sache wurde aber immer schlimmer; er erschien körperlich leidend und ich bildete mir ein, daß wohl eine geheime Herzensneigung, die ihn mit seiner geistlichen Stellung, mit seinen religiösen Anschauungen in Konflikt brächte, der Grund dieses aufgeregten Wesens und oft seltsamen Betragens sein möchte.

Als wir eines Tags in der Veranda beim Kaffee saßen — Papa hatte sich zu seinem Mittagsschläfchen zurückgezogen, und die Seidel, meine jetzige Gesellschafterin, eine thörichte und etwas kokette Person übrigens, saß drinnen am Flügel und rabastelte das Blaue vom Himmel herunter; es ist eine Schwäche, daß ich das leide —, kam das Gespräch auf Selbstbeherrschung, und José sprach so verständig und, wie es scheinen sollte, erfahren, daß mir der Gegensatz seines Bezeigens zu seiner schönen Weisheit recht auf die Seele fiel. Ich rief daher, wohl von der Überraschung hingerissen, aus: „Und Sie können sich so gar nicht beherrschen!" O daß ich es nicht gesagt hätte! Kaum hatte ich das unbesonnene, übermütige Wort

herausgestoßen, so that es mir bitterlich leid. Er errötete über und über, stotterte das konfuseste Zeug, aus dem ich nur das Erstaunen heraushörte, sich durchschaut zu sehen. Wie ich das meinte, fragte er, was er denn thun solle, er ringe ja mit allen Kräften der Seele nach dem Gleichgewicht, das man haben müsse, ohne welches jeder erzwungene Schein von Ruhe und Sicherheit doch nur eine schlecht verhüllende Maske sei. Und was redete er nicht alles noch, bis er schließlich emphatisch ausrief, er danke mir unendlich für dieses Wort. Ich glaubte, kein Recht zu haben, diesen gerührten Dank anzunehmen, und schnitt überhaupt das peinliche Gespräch schnell ab.

Ich werde nun wirklich aus dem Menschen nicht mehr klug.

Konstantin läßt dich grüßen. Ich gebe ihm selbst Klavierstunden, da die Seidel trotz ihrer Kunststückchen, die sie kann, absolut unfähig dazu ist. Ihr Spiel bringt mich zur Verzweiflung; es ist grausenhaft geschmacklos. Konstantin hat Talent und macht schnelle Fortschritte. Es ist ein herrlicher Genuß, ihn zu leiten und wachsen zu sehen.

* *
*

Schloß T., den 20. Mai.

Aus einer Zeitung ersehe ich, daß Graf Romiroff wieder bei Hofe in Petersburg ist. Er hat den Michaelsorden erhalten. Unsere Beziehungen haben gänzlich aufgehört, was ich bedaure, wenn der Grund seinerseits nur Schamgefühl wäre. Es wäre so leicht, der Welt gegenüber als treu verbunden dazustehen. Es ist aber besser so, ich würde die schändliche Komödie schlecht genug spielen. Er will aber offenbar vor der Welt darthun, daß er durch mich in keiner Weise mehr gebunden sei, und so fürchterlich es mir im Anfang war, den Leuten klaren Wein darüber zu geben und ohne von der Welt zu begreifenden Grund und ohne Urteil und Recht als entlassene Geliebte dazustehen, so hat die alles vergütende Zeit doch auch dieses Peinliche gemildert, ja ich habe das Glück gehabt, nicht nur in der Gesellschaft in unverminderter Achtung bestehen zu bleiben, sondern sogar nicht unwesentlicher Vorrechte zu genießen. Merkwürdigerweise erhält sich sogar die kühle Freundschaft zu meiner Frau Schwiegermutter. Es ist eben gut, daß das schlechte Gewissen auf dieser Seite ist. Den Vorteil davon hat Konstantin, insofern man durchaus nicht beansprucht, auf seine Erziehung Einfluß zu üben. Das einzige war bisher, daß der Wunsch geäußert ward, den ich als berechtigt anerkennen muß, seine religiöse Erziehung möge derartig geleitet werden, daß es ihm dermaleinst keine Gewissensbedrängnis verursachte, wenn er wegen Eintritts in den russischen Staatsdienst sich äußerlich zur Staatskirche zu bekennen hätte. Pater José hat diese Bedingung gelten lassen. Seinerzeit werde ich freilich dem Vater die Disposition über Konstantin nicht versagen dürfen. Daran darf ich noch nicht denken und hoffentlich werde ich ihn bis dahin zu einem tüchtigen, selbstbewußten Menschen erzogen haben. Die Liebe zu seiner Mutter kann aus seinem Herzen nicht mehr getilgt werden.

* *
*

Den 24. Mai.

Leider, herzliebste Ludoiska, werde ich über kurz oder lang doch genötigt sein, den Pater José zu entlassen. Wenn es nicht schon geschehen ist, so hielt mich nur die Rücksicht auf Konstantin zurück. Der gute Junge würde geradezu unglücklich sein.

Wozu täusche ich mich? Ist es mir doch völlig deutlich, wohin die Leidenschaft Josés zielt. Daß ich sie kaum verstehe, geschweige erwidern kann, wirst du mir zutrauen. Ich meine damit nicht etwa die gesellschaftliche sogenannte Undenkbarkeit, den sogenannten Skandal, wahrhaftig nicht. Du wirst mir zutrauen, hoffe ich, daß ich dazu zu einfach und menschlich denke. Gleichwohl will ich

nicht leugnen, es hat für uns immer Reiz, das Bewußtsein, einem Manne, den wir achten, eine Leidenschaft einflößen zu können. Ich sage das nicht im Sinne einer Kokette. Mein Gott, ich und kokett!

Aber glaubst du wohl, liebe Ludischka, daß ich den armen Menschen noch gar um seine aussichtslose Neigung beneide? Wenn ich sehe, wie der unbeholfene, mürrische Mann eine nie geahnte Energie seines Wesens entfaltet, wie alle Kräfte der Seele ihm erhöht sind, wie er, der sonst einsilbige, wortkarge Priester, von Geist und Witz übersprudeln kann, wie er der reizendsten Laune fähig ist, wie er jetzt unserer Gesellschaft ein fast unentbehrliches Mittel der Unterhaltung geworden ist, dessen wahre Liebenswürdigkeit jeder zu rühmen weiß, wenn ich dann sehe, wie er auf der anderen Seite seine Fürsorge für Konstantin in wahrhaft väterlicher Weise übt, und das alles um ein freundliches Wort, das ich an ihn wenden soll, muß uns da nicht eine Ahnung beschleichen, welche Wonne es sein muß, lieben zu können? Sein Gang ist freier und edler, seine Stimme voller und wärmer geworden, mit einem Worte, er ist ein anderer Mensch. Wenn ich nur wüßte, wie ich unseren armen Werther heilen soll! Schroff und undankbar kann ich nicht sein. Fort muß er, ja, das ist klar, fort muß er jedenfalls. Mein armer Konstantin! Warum mußte es so kommen? Armer José!

* *
*

Schloß T., den 26. Mai.

Welcher böse Dämon mußte doch gestern in unserer kleinen Gesellschaft es eingeben, den Pater José zum Vorlesen zu ersuchen und den albernen Wunsch der Seidel gut zu heißen, die Goethes Tasso wollte! Wie oft hatte er das in letzter Zeit gern gethan! Wir hatten doppelten Genuß durch die schöne Vortragsweise — es giebt gar nicht so viele Menschen, Ludischka, die zu lesen verstehen — und dann aber durch die feinen Bemerkungen über das Gelesene, die er einzustreuen wußte.

Ich kann mir die Schwäche nicht vergeben, aber ich bin hart gestraft dafür, die mich dem allgemeinen Verlangen nachgeben hieß.

José sah mich ängstlich fragend, fast flehend an. Ich konnte doch nicht nein sagen; ich hätte unter einem Vorwande mich dem Genusse entziehen sollen. Es war fast, als weidete ich mich an dem stummen Flehen des Geängsteten, und ich Unglückselige sagte ihm ruhig lächelnd: „Sie sehen wohl, lieber José, daß es vergeblich wäre, gegen den allgemeinen Wunsch anzukämpfen. Es ist anstrengend für Sie, aber bringen Sie heute, wie so oft, der Gesellschaft das Opfer Ihrer persönlichen Stimmung.“

Schon lief die Seidel zum Bücherschrank. „Ihr Wunsch ist Befehl,“ sagte José, als er mit zitternder Hand das Buch hielt und die alberne Person, die Seidel, errötete.

Mit welcher Pein folgte ich dem Vortrage! So hatte José noch nie gelesen. Das war nicht die Sprache der Wahl, der auf Effekt bedachten Bemühung, die den Dichter zur Geltung bringt, das waren Lavaströme der inneren vulkanischen Glut. Mit Staunen und Verwunderung saßen alle da, ich in erbarmungswürdiger Herzbeklemmung, mit nichtswürdig lauernder Freude auch die alte Romiroff. Und als nun in den peinvollen Scenen zwischen dem Dichter und der Prinzessin er alles um sich her zu vergessen und nur für mich zu sprechen schien, wie er denn auch nicht zu bemerken schien, daß er sich nur an mich wandte, fühlte ich, wie es in mir kochte. Ich war empört und hatte kein Mittel, die Qual zu enden. Ich sah, er konnte es nicht durchhalten. „Schonen Sie sich, José,“ rief ich ihm endlich doch zu und pries mein Schicksal, daß ich wenigstens diese armen Worte hatte hervorstoßen können. „Gehorchen ist mein Los und nicht zu denken,“ rief er gepreßt und stürzte davon.

Ich hatte zunächst, und das war mein Glück, für den Eclat keine Empfindung, schien wohl äußerlich ruhig. Alles, was in mir wogte, hatte Eleonore gesagt:

Wenn ich dich, Tasso, länger hören soll,
So mäßige die Glut, die mich erschreckt!

Bei allem Unglück aber, heißt es, pflegt ein Glück zu sein. So hier. Du wirst lachen, teure Ludoiska, wie sich der bittere Ernst mit dem Scherzhaften berührt. Unsere gute Seidel nämlich hatte sich zu meinem rettenden Engel hergegeben. Ich muß ihr dankbar sein. Ihr ganzes Benehmen war so unzweideutig, daß mit Ausnahme der verschlagenen Frau Schwiegermama die Zeugen dieser auffälligen Scene kaum etwas anderes annehmen konnten, als daß diese Explosion verhaltener Leidenschaft durch ihre aufregende und begehrenswerte Existenz veranlaßt sei. Die arme Thörin fiel nämlich jetzt schnurstracks in Ohnmacht, ja in eine Art von Starrkrampf. Man trug sie auf ihr Zimmer und ich habe sie — aus Dankbarkeit! — nachträglich tüchtig ausgescholten.

Dabei kam es nun heraus, nicht nur, was ich ihr ja vergeben könnte, daß sie in ganz unsinniger Weise in José verliebt ist, sondern daß ihre grenzenlose Eitelkeit sie sogar hat glauben machen, er erwidere ihre Leidenschaft. Du wirst begreifen, Liebchen, daß sich so was im Hause einer Gräfin und zwischen Untergebenen derselben schon aus Schicklichkeitsgründen nicht als möglich denken läßt. Sie hat es denn auch zu hören bekommen. In ihrer kindischen Phantasie hatte sie einen romantischen Entführungsplan fix und fertig. José mußte der geistlichen Stellung entsagen, und die Liebenden gingen dann nach Amerika, sie als Musiklehrerin, er als Professor oder Schriftsteller. In ihrer Lebhaftigkeit vergaß sie schließlich ganz, daß ich es eigentlich war, die sie zur Rede zu stellen hatte, und so entlud sich über deine ärmste Freundin eine Flut von Vorwürfen, wie sie nur die Eifersucht eingeben kann. Nicht nur jedes freundliche Wort, das ich einmal an José soll gewendet haben, hatte sie in treuem Gedächtnis, auch meine gleichgültigsten, absichtslosesten Äußerungen wurden zu Berechnung und Koketterie gestempelt. Ich hätte selbstverständlich diese Expektorationen nicht mit angehört, wenn sie nicht so interessant und belustigend gewesen wären. Wohin bringt uns die Liebe, Ludischka!

Das Ende war denn doch, daß ich einfach grob wurde. „Heiraten Sie doch in Gottes Namen Ihren José,“ rief ich ihr zu, „aber lassen Sie mich in Ruhe! Was meine Beziehungen zu dem Lehrer meines Sohnes angeht, so verbiete ich Ihnen, sie in irgend einer Weise weiter zu erwähnen; sie werden Ihnen ohnehin bald klar genug sein. Sie können jetzt gehen, ich will kein Wort mehr von Ihnen hören!“

Dabei liebt mich die kleine Blondine offenbar. Es ist der Zorn der Liebe, der aus ihr redet.

Heute kann ich nicht weiter, so erschöpft bin ich. Ich werde wohl auch das Feld räumen müssen, man ist hier toll geworden.

* * *

Den 25. Mai.

Hier, edelstes Herz, hast du das Concept meiner gestrigen Epistel an Pater José. Ich kann nicht dafür einstehen, daß ich es ganz wörtlich so habe abgeben lassen.

Hochwürdigster Herr und sehr geschätzter Freund!

Ich erachte es in Ihrem und meinem Interesse, wenn ich Sie bitte, unser Haus zu verlassen, nachdem sich leider gezeigt hat, daß wir nicht im stande sind, das reine Gefühl der Dankbarkeit, das uns beherrschen sollte, gegen Sie unvermischt zu erhalten. Lassen Sie mich hoffen, daß wie ein trüber Anhauch vom Spiegel weicht, so jenes reine Gefühl in meiner Seele wieder auftauchen werde. Ich bitte Gott, daß er Ihnen Kraft verleihe, einer Leidenschaft Meister zu werden, die

ich begreifen kann. Ich verurteile Sie nicht, aber ich bin verpflichtet, Ihr Arzt zu sein, weil ich allein es sein kann. Leben Sie wohl und bewahren Sie Ihre Freundschaft Ihrer

Kathinka Romiroff.

Kaum hatte ich dieses Schreiben auf Josés Zimmer tragen lassen, so quälten mich Zweifel aller Art. Vor allem machte ich mir den Vorwurf elender Feigheit, daß ich einer letzten persönlichen Begegnung auswich. Konnte es nicht von José als Zeugnis für das Vorhandensein einer Gesinnung in meiner Brust genommen werden, an die er eben nicht glauben sollte, deren letzte Hoffnung ich ihm auszutilgen bemüht war?

Und war das ärztlich, war das freundschaftlich gehandelt? War es nicht die kalte, herzlos vornehme Dame, die so sprach? Ist nicht der Arme wirklich krank? Soll man dem Schwachen so ohne Vorbereitung die Amputation ankündigen, während er von Genesung träumt? Hätte ich nicht besser gethan, meinen guten Papa in das Geheimnis einzuweihen? Ich stellte mir die Wirkung des Briefes vor und schauderte. Bin ich denn in der That ohne Schuld? War mir die stille Huldigung Josés nicht süß? Hat mich die Beobachtung nicht entzückt, wie er in voller Blütenpracht dastand wie ein Apfelbaum, habe ich mich nicht geweidet an dem Bewußtsein, daß ich besitze, was dem klugen, klaren Manne jetzt das Begehrenswerteste erscheint? Ach, Ludischka, rette mich aus dieser Pein, aus diesem Labyrinth sich anklagender und entschuldigender Gedanken!

Noch hörte ich kein Wort des Vorwurfes aus Josés Munde. Käme er doch nur und ergösse seinen Unmut auf mich! Es wäre eine Erleichterung. Aber er setzt sich nicht ins Unrecht. Viel lieber, daß er mit Verachtung von mir ginge, als daß ich den Wunsch in seinem Herzen lasse, an dem er verbluten muß. Oder sind Männerherzen anders organisiert als die unseren? Man sagt, das Leben und die großen idealen Zwecke desselben lassen sie schneller vergessen. Glaubst du es? Bei unserem armen José kommt hinzu, daß er mit seiner einseitig-jesuitischen Erziehung, ja mit der ganzen Theologie, mit den Tendenzen seiner Partei, mit seinem Gelübde gebrochen hat. Und auch daran bin ich mitschuldig. Wie gern hörte ich zu, wenn Papa mit ihm disputierte! War ich doch entzückt, zu sehen, wie er eine seiner Stützen nach der anderen drangab, wie immer mehr die herrliche Begabung bei ihm durch Nebel und Wolken der Befangenheit hervorbrach. Papa sagte einmal, José ist ein kostbares Gefäß edlen Metalles, das, von Rost und Erde geschwärzt, noch seines natürlichen Glanzes entbehrt, doch ich zweifle nicht, daß wir es einst in heller Pracht werden erglänzen sehen.

Du weißt nun alles, Ludischka, ja mehr, als ich selber wußte, denn indem ich dir beichte, werde ich klarer über mich selber.

Doch ich will mich ermannen, ich muß es. Da sitze ich nun hier und zittere, sobald eine Thür geht, ein Schritt der Bedienten auf dem Korridor knarrt.

Eben war ich aufgesprungen und habe die Thür verschlossen und — es ging zurück. War er es? Gewiß, Ludischka, er war es. Es ist grausam von mir, aber wenn ich jetzt nicht grausam bin gegen ihn, so bin ich's tausendmal mehr gegen mich. Die Stimmung, in der er mich fände, würde mich opferfreudig finden lassen, aus Mitleid, aus Eitelkeit; ich würde ihn betrügen, um ihm Schmerz zu ersparen. Und wie sollte das enden! Nein, ich darf nicht weich sein.

Wo nur Konstantin bleibt? Lektion kann er nicht mehr haben. Was wird der arme Kerl sagen?

Ich wage nicht, das Zimmer zu verlassen, meine Furcht blockiert mich. Die Seidel hat sich krank melden lassen, sie gebärdet sich auf ihre Weise verzweifelt.

Adieu nun, einzige Ludoiska. Gott gebe, daß ich dir morgen Besseres schreiben kann!

* * *

Schloß T., den 29. Mai.

Gott sei Dank! José ist fort. Seine Effekten sind noch hier; man soll sie ihm nachsenden, wenn er darum schreiben und den Ort bezeichnen werde.

Mein armer Konstantin kann sich gar nicht beruhigen. „Warum geht José?“ fragte er mich, „liebe, einzige Mama, sage mir doch, warum schickst du ihn fort?“ Ich sagte: „Hat er dir das gesagt?“ „Nein, aber von selbst würde er uns nicht verlassen haben, das weiß ich, Mama, er hat uns alle viel zu lieb dazu. Hat er dich doch beleidigt, oder den Großpapa?“

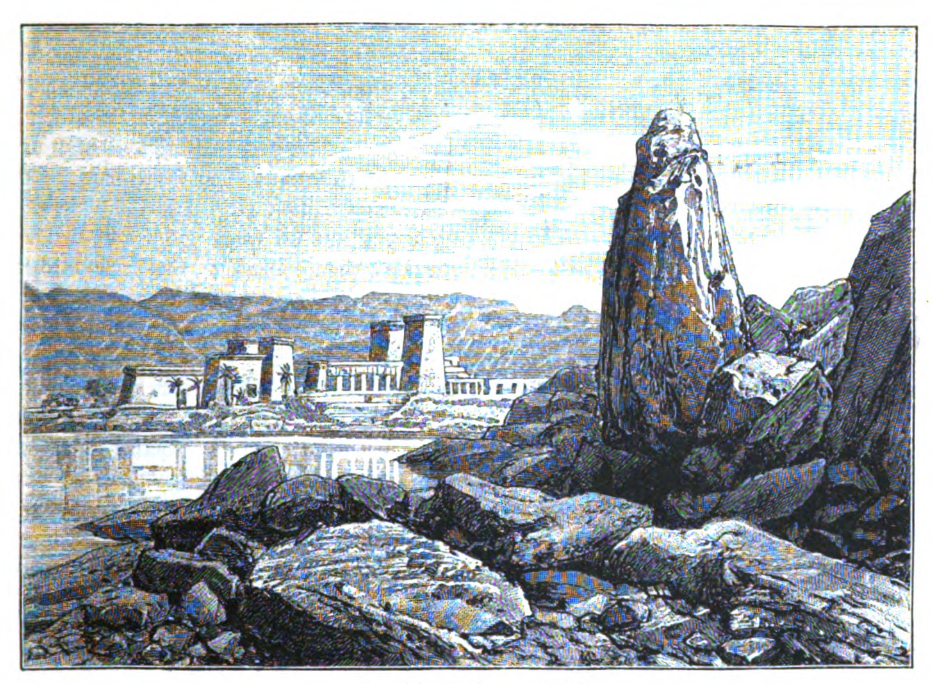
Was sollte ich thun, Ludischka? Belügen thue ich nun einmal mein Kind nicht. Ich zog ihn an mich und küßte ihn und sagte: „Nein, mein Liebling, dein guter José hat mir nichts zuleide gethan; seine Schuld ist, was du nicht begreifst, mein Sohn, und was du auch nicht zu begreifen brauchst, darum grüble auch nicht darüber, er liebt uns zu sehr.“ — „Uns?“ sagte Konstantin, und seine großen klaren Augen strahlten mich an wie die Augen meines Gewissens. Ich war meiner nicht mehr Herr und vergaß die Rücksicht auf einen kaum achtjährigen Knaben und brach in ein unendliches Schluchzen aus. „Mich, mich, deine Mutter!“ rief ich laut und immer von neuem.

Hat so ein Kind doch mehr Verständnis, als man ihm zutraut? Ich glaubte es immer und fand eine völlige Thorheit voraussetzende Vertuschungsmethode der Erziehung stets albern, verlogen und unwirksam. Konstantin war plötzlich ganz still geworden und schaute mich lange verwundert an und dann wurde er zärtlich und hätschelte mich, es war eine Schäferei à la Guarini. „Meine süße, gute Mama, dich muß man ja lieben,“ sagte der Schelm.

„Du darfst mich auch lieben und du sollst auch immer mein einziges Liebchen sein,“ sagte ich unter Thränen.

(Schluß folgt.)





Der Isistempel von Philä.

Philä und seine Umgebung.

Von
Theodor Barten.



iejenigen, welche von Assuan aus Philä und den Katarakt besuchen wollen, haben sich zunächst am Ostufer des Nils entlang nach der Insel zu begeben, von wo ab der Ausflug nach den Stromschnellen von Süden her mittels Bootfahrt unternommen wird. Obgleich die vom Khedive Ismail zur schnelleren Umgehung des Kataraktes erbaute Bahnlinie Assuan-Philä mit Berücksichtigung der Touristen an den großartigsten Stellen jener an Überraschungen so reichen Landschaft vorbeiführt, wählten wir für den Hinweg den freilich sehr ermüdenden, dafür aber außerordentlich lohnenden Ritt am östlichen Ufer hin, um zugleich auch einen der urältesten und seltsamsten Verkehrswege der Erde kennen zu lernen, die „Straße von Philä" nämlich, auf deren heißem Wüstengrund Diocletian einst zur Sicherung des Verkehrs gegen Räuberhorden eine gewaltige Mauer aus rohen Backsteinen errichten ließ, die jetzt aber vom Flugsand fast ganz verschüttet ist.

Nachdem wir von der Höhe des alten Syene noch einen bewundernden Blick auf die zerklüftete Felsenlandschaft und auf das nilumworbene Elephantine geworfen hatten, bogen wir — an dem ungeheuren, zwölf Jahrhunderte umfassenden Gräberfelde von Assuan vorüber — in jene Wüstenstraße ein, wo sich durch glutatmendes Gestein, dessen innere Farben-

pracht ein düsteres Braun überdeckt, das lose Element des Sandes ergießt, als wollte es den Wassermassen nachahmen, die weiter seitwärts sich durch das Kataraktenthor wälzen. Und wie von den blinkenden Klippenrändern der Eilande des Stromes, so auch von den Granitfelsen, welche die Marksteine dieser unvergänglichen Straße bilden, tönt uns in der Form mehrtausendjähriger Inschriften der Nachhall ehemaligen Lebens und Denkens wie ein Gruß aus fernen und fernsten Tagen und wie die Mahnung entgegen, derer zu gedenken, die vor uns hier gewandelt haben.

In der Richtung der nördlichsten Stromschnelle bogen wir nach rechts ab, einem von nubischen Schiffern bewohnten Kataraktendorfe, am Nilufer, zu, von dessen Höhe der siegreich aus hartem Kampf hervorgehende Strom einen herrlichen Anblick gewährt, dem die schlichten Hütten am Ufer keinen Eintrag thun. Die leuchtend grüne Vegetation an diesem Orte und die großartige Felsenscenerie im Hintergrunde geben ein Bild, das sich auf immer in voller Lebensfrische vor dem geistigen Auge des Beschauers erhält.

Nach dem Verlassen dieser Oase reiten wir hart am Ufer weiter, immer stromaufwärts, wo sich dem Auge ein Bild trostlosester Öde zwar, aber großartigster Felsen- und Wasserwüstenei darbietet, ein ergreifend düsteres Bild, zu dem die umgebende Wüste den passenden Rahmen liefert. Hier hat der Nil die granitenen Flanken des sich ihm dreimal trotzig entgegenstellenden Gegners zu durchbrechen, eine schwere Aufgabe, die er mit zornigem Eifer löst. Doch ist hier zugleich auch der Wohnort des gefürchteten Typhon, des ruchlosen Gottesmörders, und der alten Legende zufolge verdunkelt der große Schatten des geopferten Osiris bis in alle Ewigkeit hinein an diesen fluchbeladenen Gestaden das Licht der Sonne, sowie der Hauch des Typhon, des Feindes alles dessen, was leben und gedeihen möchte, die gesamte Natur ringsum verstummen und erstarren macht, so daß kaum hier und da ein schwacher Pulsschlag organischen Lebens bemerklich wird. Obwohl den alten Vorurteilen dieser Art enthoben, atmen doch auch wir erleichtert auf, als wir endlich, wenn auch von weitem nur, die Isisinsel, das Asyl des Friedens, vor uns erblicken.

Unter den Palmen von Mahattah stehend, ward uns der erste Anblick von Philä zu teil, das trotz der Entfernung, die uns noch von ihm trennte, überraschend deutlich sichtbar war: gen Norden von metallisch glitzernden Klippen umgürtet, mit Ruinen geschmückt und von Palmen linde gefächelt, lag es unter dem leuchtenden Dunkelblau eines nubischen Morgenhimmels auf dem blanken Spiegel des dort über tausend Meter breiten Stromes da. Dem ersten unwillkürlichen Ausruf der Bewunderung folgte Schweigen, denn eine Art wehmütigen Schmerzes durchzog uns bei dem märchenhaft schönen Anblick die Seele — die Gewißheit nämlich, daß wir zeitlebens Heimweh haben würden nach dieser Perle unter den klassischen Landschaftsbildern. Auch giebt nichts als eigene Anschauung eine richtige Vorstellung von dieser wunderbaren Insel, die so unsagbar lieblich in ihrer Trauer um das Dahingeschwundene dasteht; denn wer hätte je selbst auf den besten der zahlreich von Philä angefertigten Darstellungen die unbeschreibliche Pracht des tiefwarmen Kolorits und den Hauch romantischer Poesie wiedergefunden, die das Eiland der Isis wie ein zauberkräftiges Fluidum umgeben? Derselbe Strom, welcher bei Mahattahs Klippenwänden seine unwiderstehlich vorwärts drängenden Wogen brausend und brandend gen Norden rollt, wie hält er nur wenige Kilometer südwärts so linde und sanft die stille Insel umfangen, als fürchte er, sie unsanft aus ihren Träumen von dem, was einst gewesen, zu erwecken!

Unweit der spärlichen Reste eines koptischen Klosters und einer aus den frühesten Zeiten des Islam stammenden Moschee steigen wir von unseren Tieren ab. Der Insel gerade gegenüber befindet sich

die Station Schelāl, zwar nur eine Haltestelle einfachster Art, die aber durch ihre Lage am Ausgang eines Palmenhaines sehr gewinnt und uns infolgedessen zu kurzer Rast im Schatten auffordert, ehe die Inselfahrt angetreten wird. Durch das nach dem Sudan abziehende ägyptische und englische Militär, welches hier zwei Tage biwakiert hatte und sich nun marschfertig machte, bot die Stätte an jenem Morgen einen überaus lebhaften Anblick dar, den Hunderte von Beduinen und lange Reihen von Dromedaren (letzere von der Armeeverwaltung angekauft) noch besonders malerisch machten.

In wunderbarstem Gegensatz zu dem lauten und bunten Durcheinander rings um uns her stand „die Insel der Inseln“, der unser Ausflug galt; mit ihren weißen Tempeln lag sie in tiefstem Schweigen — wie im Traume befangen — auf dem dunklen, stillen Gewässer da, aus welchem ihr schönes Spiegelbild emporleuchtete, und bewährte an uns aufs neue ihre seit langen Jahrhunderten auf das Menschengemüt ausgeübte Anziehungskraft.

Wir landeten unfern des kleinen Osttempels, jenes hocheleganten Hypäthron, das unter dem Namen „Kiosk des Tiberius“ bekannt ist und das Wahrzeichen von Philä bildet. Weithin sichtbar, ist es besonders bewunderungswürdig frühmorgens von Mahattah aus gesehen, da sich dann die schlanken, kunstvoll verzierten weißen Säulen einzeln und in unvergleichlicher Anmut vom Hintergrunde der strahlend azurblauen Morgenluft abheben.

Dieses Hypäthron, welches verfallen wird, ohne je vollendet gewesen zu sein, ist augenscheinlich eine idealisierte Nachbildung des kleinen Nectanebo-Tempels von Philä und erinnert überdies an den ebenfalls durch malerische Umgebung ausgezeichneten Tempel von Ghertassi (Kerdasch) in Nubien.

Als ich in ungeduldiger Hast meinen Gefährten voraneilte, um eine besonders schöne Palmengruppe zu erreichen, die eine lohnende Fernsicht versprach, trat aus dem Schatten einer seitwärts stehenden Sykomore ein nubischer Knabe von außergewöhnlich schönem Gesicht hervor und näherte sich mir mit jener schüchternen Vertraulichkeit, die seiner Rasse eigen ist und die ganz eigenartig mit dem Selbstbewußtsein kontrastierte, das aus seinen lebhaften braunen Augen hervorleuchtete. Das anmutige Kind hielt mir mit unausgesprochener Bitte ein etwa sechzehn Centimeter langes, zierlich gearbeites koptisches Kreuz von Eisen vor, das es in einem der Schutthaufen der Insel gefunden hatte. Selbstverständlich kaufte ich den Gegenstand, der mir um so interessanter erschien, als seine Form deutlich an das altägyptische 'onch* erinnerte, wodurch im voraus bewiesen war, daß dieses Kreuz aus der Zeit der ersten Christengemeinden in Oberägypten stammte. So wurde ich also auf der Götterinsel, über die jetzt der Halbmond Gewalt hat, vom Kreuze Christi zuerst begrüßt! Dies rief mir die fernliegenden Tage vor das innere Auge

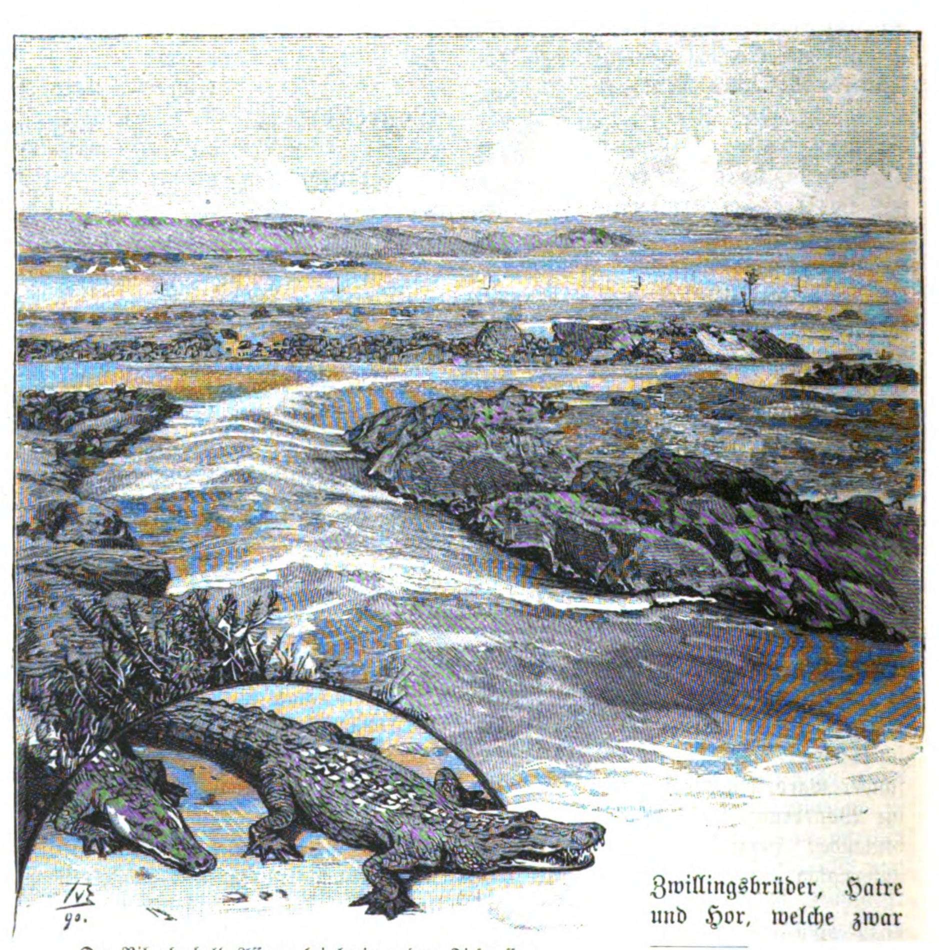
* Das 'onch, (☥ ♀) ursprünglich nur das Hieroglyphenzeichen für „Leben“, ward später als Symbol des wiederkehrenden Lebens angesehen und bezieht sich als solches wie alles in Altägypten auf den sich stets erneuernden, Leben gebenden Nil. Da nun die gewaltige, nie versiegende Schaffenskraft des Stromes durch Osiris personifiziert wird, und da der Vogel Phönix das Sinnbild der Unsterblichkeit ist, so kommt der ägyptischen Idee nach ganz besonders diesen beiden das angegebene Zeichen als Attribut zu.

Es ist gesagt worden, daß der Kreis des 'onch nicht nur die unaufhörliche Wiederkehr, sondern auch das menschliche Haupt bedeute, während das Kreuz die Gestalt des Menschen mit den ausgebreiteten Armen — und somit die vier Weltgegenden und die Grenzen des Irdischen, dessen Beherrscher der Mensch ist — darstelle; doch so schön diese Deutung auch ist, so beruht sie schwerlich auf altägyptischer Anschauung.

Die Bedeutung des 'onch wurzelte so tief in der Seele des ägyptischen Volkes, daß die zum Christentum Bekehrten dasselbe noch eine geraume Zeit lang statt des Kreuzes Christi über den Gräbern ihrer Glaubensgenossen anbringen ließen. Unsterblichkeit bedeutete das altgewohnte Zeichen ja ebenfalls, wenn freilich in weniger idealem Sinne. Zuweilen auch verschmolz man die beiden Formen, wovon das mir gegebene Kreuz (☥) ein Beispiel sein mochte, bis endlich nach dem gänzlichen Erlöschen des Isiskultus das 'onch (koptisch ⲱⲛϩ : ⲱⲛϧ) gänzlich zurücktrat, um das Todeszeichen von Golgatha, welches die Fülle alles Lebens in sich birgt, allein herrschen zu lassen.

zurück, wo sich inmitten des siegreich aufrecht erhaltenen Isiskultus die „Kataraktengemeinde“ (der Nilinseln) bildete und immer mehr befestigte. Schwer hatte es gehalten und lange Zeit unmöglich geschienen, die „Herrin von Philä“ und die „Beschützerin der Menschen“ von dem Thron zu stoßen, der ihr seit Jahrtausenden in den Herzen von Ägyptens standhafter Bevölkerung errichtet war, und lange Zeit hatten es nur vereinzelte christliche Mönche wagen dürfen, sich hier oder dort auf der heidnischen Insel ein bescheidenes Asyl zu gründen. In den Legenden der ägyptischen Heiligen wird Philä öfter genannt, doch erst in verhältnismäßig später Zeit. Ein koptischer Priestergreis in Fostat, Namens Kyrillos, teilte mir vor Jahren die nachstehende von Hatre und Hor mit, die er in seiner Jugend aus einem halb vernichteten Folianten des Klosters Kalamun* im Fayumdistrikt entziffert haben wollte und die immerhin originell genug ist, um hier erwähnt zu werden:

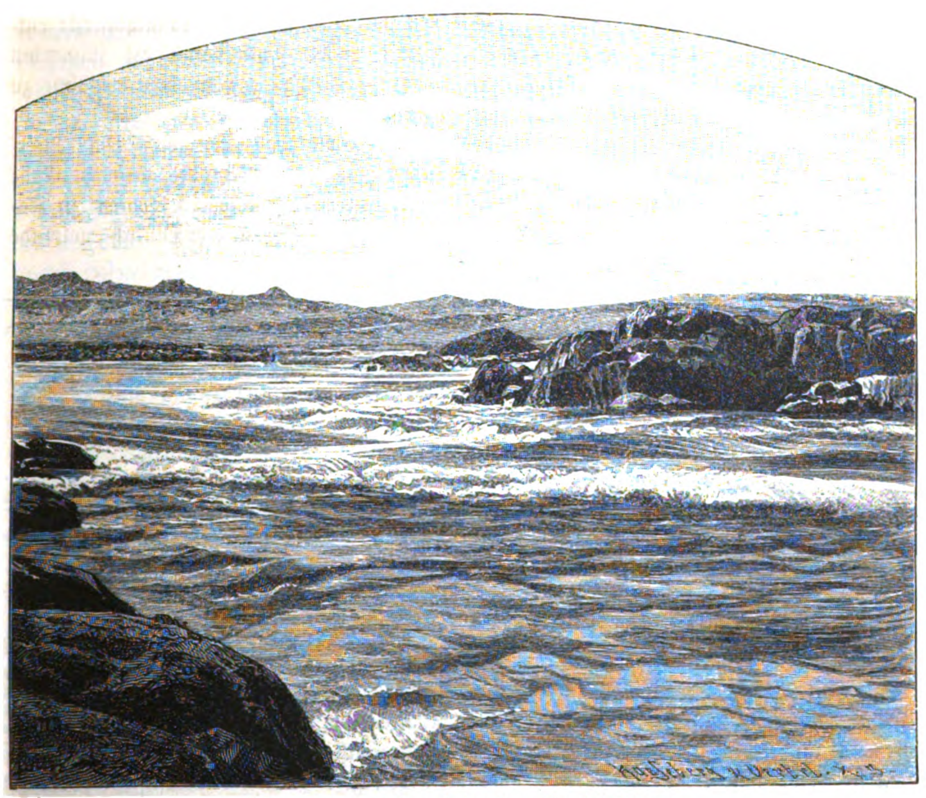
Zur Zeit des heiligen Abu Nefr' (Ὀνύφριος) von Memphis, also zu Ende des vierten Jahrhunderts, lebten zu Kalamun zwei als unzertrennlich geltende Zwillingsbrüder, Hatre und Hor, welche zwar



Der Nil oberhalb Assuan bei beginnendem Tiefwasser.

* Das zu Ehren des heiligen Samuel erbaute Kloster Kalamun lag auf einem Hügel, welcher ganz mit Perseabäumen (hieroglyphisch schube — vielleicht Zugehörige der Laurineenfamilie balanites ægyptiaca Del.) bepflanzt war; es galt nächst dem

sehr fromm und weise waren, aber dennoch ihr höchstes Glück in ihrem ungestörten Beisammensein sahen. Eines Tages



Felsengruppe aus dem Kataraktengebiet bei Assuan.

jedoch erschraken sie über die Selbstsucht ihrer Liebe und beschlossen, sich von dieser sündhaften Übertreibung durch eine lange Trennung zu heilen, um Gott nicht ferner noch zu betrüben. Das Los entschied: Hor ging nach Philä; fast allzu schwer ward ihm der Abschied, dazu war die Wanderung lang und mühsam, und blutenden Herzens der Pilger, der sie unternahm.

In einer selbsterbauten Hütte aus Palmenzweigen lebte er dann auf der fernen Insel als Einsiedler, aber er verzehrte sich in Gram, und die Schönheit Philäs tröstete ihn nicht. Doch auch der zurückgebliebene Hatre ward von bitterstem Leid erfaßt und klagte vergeblich den duftenden Perseabäumen von Kalamun seinen Sehnsuchtsschmerz.

Als dann der Mond wieder zu wachsen begann, entschloß sich ein jeder der beiden Brüder, die beschwerliche Wallfahrt zu unternehmen, den teuren Vermißten heimlich zu belauschen — zu erspähen, ob er — ohne den anderen — zu leben vermöge, und dann stillschweigend zurückzukehren.

Mitleidige Schiffer nahmen sie hier und da eine Strecke Weges unentgeltlich mit, und so gelangte Hatre schließlich nach

---

Kloster El-Kosseir für das schönste Ägyptens. El-Makrizi erfreute sich noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts an der wohlerhaltenen Anlage und bemerkt ausdrücklich, daß dann der in den Hieroglyphen so bedeutungsvolle Baum, „an dem alles schön, duftend und segensreich“ war, im ägyptischen Lande fast vergessen sei, und daß man nach Kalamun gehen müsse, um ihn zu bewundern.

Balbana, Hor dagegen nach dem am selben Nilufer gelegenen Koft. Es war Abend und der Vollmond stand groß und leuchtend über Strom und Wüste. Keiner der beiden Wanderer wollte die helle Nacht verlieren, jeder pilgerte rastlos und sehnsuchtsvoll weiter. Doch der steinige Pfad riß Hors Füße blutig; Ermattung und Hunger übermannten ihn und er sank trauernd am Wege nieder. „O Hatre, Hatre, werde ich dich jemals wiedersehen?“ rief er laut, indem er schmerzlich die Arme gen Norden ausbreitete.

In diesem Augenblick kam ein müder Pilger dahergeschritten; schwer atmend, beugte er sich auf seine Palmrippe und beschloß ein wenig zu rasten, als der laue Nachtwind seines eigenen Namens Klang ihm zweimal ans Ohr führte. Sich plötzlich neu belebt fühlend, eilte er, die geliebte Stimme erkennend, auf den Dasitzenden zu, und in einer langen Umarmung fanden sich die getrennten Brüder wieder. Als sie endlich gegen Morgen entschlummerten, verkündete ihnen Gott durch ein von beiden gleich gesehenes Traumbild, daß sie hinfort nicht mehr auf Trennung zu sinnen, sondern treulich vereint ihm zu dienen hätten. Da kehrten sie beide nach Kalamun zurück; aber nach Verlauf einiger Zeit fügte es das Geschick, daß sie vom Kloster als ihren Wirkungskreis die Tempelinsel angewiesen erhielten, auf der sie, nach langer, gesegneter Arbeit, in einem gemeinschaftlichen Grabe die wohlverdiente Ruhe fanden. —

Entstammte das Kreuz in meinen Händen etwa ihrer friedlichen Hütte? — Ich entriß mich meinen Betrachtungen darüber und schritt der Anhöhe zu, auf welcher der großen Göttin verlassenes Heiligtum steht. Von hier aus übersieht man alle Schutthaufen und Ruinen, mit denen die etwa 364 Meter lange und 135 Meter breite granitene Insel bedeckt ist. Einst galt sie für heilig — als Versinnbildlichung von Alu, dem Gefilde der Seligen —, und sie zu bewohnen, kam der Gewähr höchsten Glückes gleich. Seltsamerweise dient sie in unseren Tagen jedoch keinem einzigen Menschen zur bleibenden Wohnstätte, und nach den Erfahrungen, welche die französische Expedition hier gemacht hat, kann man sich im Grunde nur darüber freuen. Vor nun ungefähr neunzig Jahren nämlich war die Insel von Nubiern bewohnt; das braune Volk hatte sich im großen Tempel eingenistet und glaubte, daß niemand ein Recht habe, es daraus zu vertreiben. Die Franzosen waren nicht dieser Ansicht, und da sie von den Nubiern mit stets gesteigertem Unwillen empfangen wurden, sich schließlich sogar offener Feindseligkeiten zu versehen hatten, machten sie kurzen Prozeß mit ihnen und trieben sie mit Gewalt von der Insel weg.

Hierzu war es hohe Zeit gewesen, denn nicht nur hatten die Barabra (Nubier) sich auf den Tempeldächern zu verschanzen angefangen, sondern sie waren sogar willens, wie einer von ihnen mit trotzigen Worten dem französischen Kommandanten Desaix de Voygoux, einem milden Manne, erklärte, alle noch vorhandenen Altertümer Philäs mit vereinigten Kräften zu zerstören, „damit wir endlich Ruhe finden und nicht immer wieder von neugierigen Fremden belästigt werden“. Nach der Vertreibung dieser unbequemen Gäste wurden nun zwar ihre Hütten abgerissen und der Tempel wieder gereinigt, doch durch den Anbau neben und zwischen den Säulen war leider der Grund bedeutend aufgetragen, was natürlich dem Ganzen Eintrag thun mußte.

Philä ward von den Alten iat n lak = die Insel Lak, genannt, auch wohl Ilak und (mit dem Artikel) P'ilak, woraus die Griechen später Φίλαι machten, wohl deshalb in die Mehrzahl gesetzt, weil alle Kataraktinseln in diesem Namen inbegriffen waren. Die Römer schrieben Filæ statt Philæ (so z. B. im Itinerarium Antonini), während die Kopten das Wort von lakh = Ecke ableiten und aus diesem Stamm Pilakh bilden. Andere wieder meinen in „Philä“ das semitisch-hebräische

und arabische Phalahh und Phälehe = absondern, zu erkennen und leiten davon ab: Phälahh, ein abgeschnittenes Stück.

Die Araber, in ihrer höchst anschaulichen Benennungsweise, bezeichnen Philä mit dem Namen Gesiret-el-birbe (Tempelinsel). Die Frage, wie lange schon sie eine solche für Ägypten gewesen, bedarf noch sehr der eingehendsten Untersuchung, vor allem auch neuer Beleuchtung durch entsprechende Texte und Inschriften, da gewöhnlich die schnell gegebene Antwort auf die Zeit Nectanebos I. (XXX. Dynastie) lautet. Man fügt dann wohl noch hinzu, daß die weit ältere Denkmäler aufweisenden benachbarten Katarakteninseln Biggeh, Konosso und Sehele im Laufe der Zeit einen Teil ihrer eigenen Heiligkeit gewissermaßen auf das landschaftlich schönere, sonst jedoch bis auf die letzten Jahrhunderte vor Christo hin ganz unbedeutende Philä übertragen hätten.

Gegen diese Meinung wird bereits Widerspruch erhoben. Fehlt es doch auch nicht an Andeutungen, daß Philä sich schon der Fürsorge Thutmes' III. (XVIII. Dynastie) zu erfreuen gehabt habe, und läßt sich aus einigen Texten sogar verstehen, daß zur Zeit der XII. Dynastie, welche die zweite Glanzperiode Ägyptens zu großartigster Vollendung führte, unsere Insel von Tempeln bedeckt und ein Ziel frommer Pilger gewesen sei; verbürgte Nachrichten darüber sind jedoch noch abzuwarten. Immerhin ist die Möglichkeit nicht mehr ausgeschlossen, daß schon um 2000 v. Chr., wie noch im fünften Jahrhundert unserer Ära, dem frommen Ägypter eine Wallfahrt nach Philä als etwas Unerläßliches gelten und den Brennpunkt seines religiösen Lebens bilden mochte.

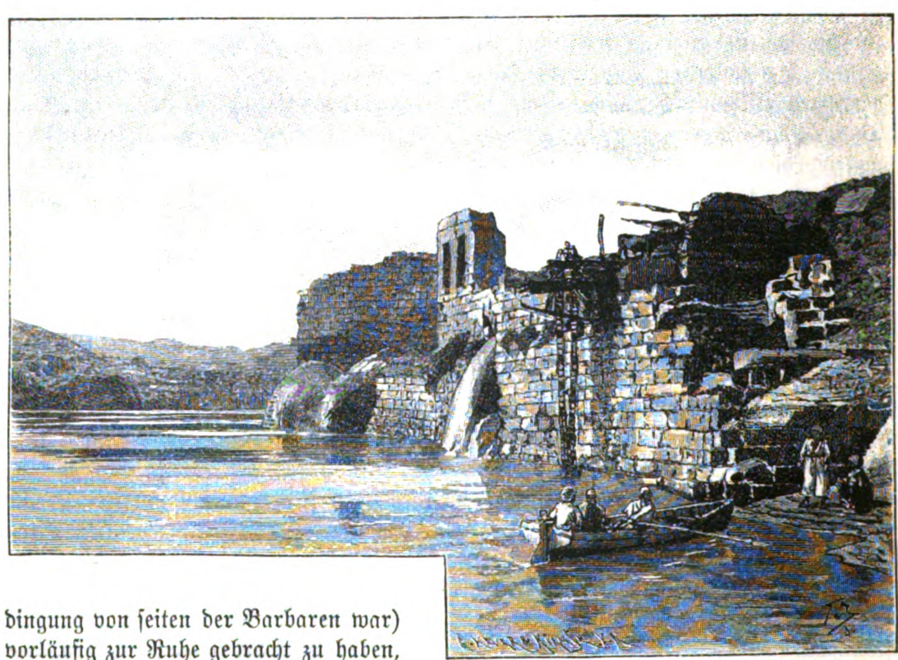
Wäre Vorstehendes auch nur eine bloße Vermutung, so erschiene sie doch noch annehmbarer als die fast widersinnig zu nennende Ansicht, daß eine so ausnahmsweise zur Beachtung auffordernde Stätte, wie Philä es von der Natur schon ist, von dem rastlosen Schaffenseifer der Ägypter bis zur Zeit des letzten Verfalls hin unberücksichtigt geblieben sein sollte, während um sie her und bis über Nubien hinaus die zahllosen Expeditionen ägyptischer Soldaten, Baumeister, Künstler und Gelehrten seit unvordenklichen Zeiten für Erinnerungen an ihre Thätigkeit gesorgt hatten. Oder muß man wirklich die laut gewordene Meinung annehmen, daß die Insel sich erst spät im Neuen Reiche, infolge veränderter Stromverhältnisse, gebildet habe?

Erfreulicherweise fehlt es uns wenigstens nicht an ausgiebigen Berichten über der Isisinsel Blütezeit unter den Lagiden und Römern, sowie auch einiges über den abermaligen — letzten — Aufschwung vorliegt, den Philä im neunten Jahrhundert nach Christo nahm.

Das weite Trümmerfeld, wo eine Stadt nach der anderen sich erhoben hat, um, wenn ihre Zeit gekommen, in den Staub dahinzusinken, wird von den Arabern Hessa genannt. Zur Zeit der Lagiden nahm die dann glanzvolle Stadt die ganze Oberfläche der Insel ein und ward von allen sehr bewundert. Das schöne Eiland war damals mit einem Magneten zu vergleichen, dessen Anziehungskraft niemand widerstand, der das Mutterland abendländischer Kultur betreten hatte. Und wissen wir nicht, daß die Weisesten und Mächtigsten es sich zur Ehre rechneten, dies zu thun? Die Insel hatte später viel von den räuberischen Blemmyern zu leiden, doch schaffte die kluge Politik* des Kaisers Diocletian Abhilfe. Dieser stolze Herrscher, dessen weniger gute Eigenschaften sich ausschließlich den Christen gegenüber geltend machten, war für das damals noch ganz heidnische Philä von freundlichster Fürsorge beseelt. Nicht zufrieden damit, die beutegierigen Blemmyer durch

* Das nördliche Nubien — „bis zu sieben Tagemärschen von Syene entfernt" — bildete zu jener Zeit eine Art von Militärgrenze. Dies „collimitium" (griechisch *συνορία* genannt) war ein armseliger Distrikt und ward trotz der römischen Garnison stets von Blemmyern und Nobaten beunruhigt. Diocletian zog daher seine Soldaten zurück und verlegte sie in die inzwischen gut befestigten Grenzorte des eigentlichen Ägyptens, wodurch ruhigere Zeiten erzielt wurden.

einen für Rom allerdings wenig rühmlichen Vertrag (in welchem die Mitbenutzung des Isistempels eine Hauptbedingung von seiten der Barbaren war) vorläufig zur Ruhe gebracht zu haben, machte er die Insel überdies zu einer starken Festung, in die er seine besten Truppen (die legio prima Maximiana) legte. Noch jetzt ist an der Nordostseite des Eilandes das (irrtümlich mit Diocletians Triumphbogen bezeichnete) Stadtthor von Philä zu sehen, das sich genau der Stelle gegenüber befindet, wo am Ostufer des Nils das „Thor von Syene“ die lange Schutzmauer abschloß, welche bereits erwähnt ist; an diesem Thore mußte von den Passanten ein regelmäßiger Straßenzoll entrichtet werden.



Der Nilometer und die Sakkiehe auf Elephantine.

Besonders interessant war der stattliche Wall der Insel; er ist, aus seinen Überresten zu schließen, von soliden Bruchstücken älterer Bauten errichtet, die, bunt durcheinander verarbeitet, dem Auge ein seltsames Gemisch von Hieroglyphen, fürstlichen Wappenschildern und Götterbildern darboten. Welche andere Festung hätte je einen solch denkwürdigen Wall aufzuweisen gehabt? Damit er dem Druck der Erdmassen sowohl, wie auch dem Anprall des Nils (zur Zeit der Hochflut) gut widerstehe, war er wie ein Gewölbe gebaut, nach außen konkav, nach innen konvex, welches Verfahren der ägyptischen Baumeister praktischen Sinn bezeugt.

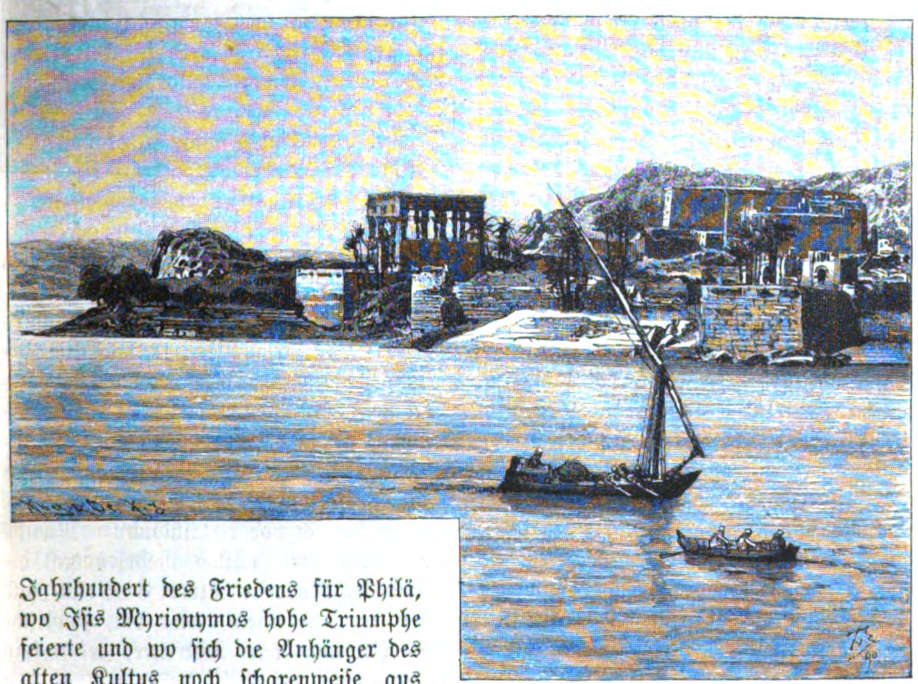
Zur Zeit der christlichen Kaiser ward vielfach der Versuch gemacht, Philäs Bevölkerung dem neuen Glauben zu gewinnen, aber alles zu diesem Zweck Unternommene ward durch die fanatische Isisverehrung der gefürchteten Blemmyer vereitelt. So waren — seltsam genug — die politischen Feinde des südlichsten Nomos Ägyptens (und Philäs insbesondere) die Erhalter von dessen altem Götterkult und herrlichen Tempeln, was die ägyptische Bevölkerung dieses Distriktes, welche kein Verlangen nach Christi Lehre empfand, den Barbaren Dank zu wissen nicht umhin konnte. Im Jahre 452 schloß der Feldherr Maximus mit den Blemmyern einen neuen Vertrag auf hundert Jahre ab, der im Isistempel unterzeichnet ward. Die selbstbewußten Widersacher Roms, das ihnen gegenüber auf seinen Stolz zu ver-

zichten schien, waren so erfreut, ihre den Isiskult betreffenden Forderungen genehmigt zu sehen, daß sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, die vornehmsten ihrer Kinder zu Geiseln gaben. Sie konnten fortan zu festgesetzten Zeiten in feierlicher Prozession die kostbaren und aufs höchste verehrten Bildnisse der Göttin aus dem Tempel hinweg in ihre Heimat führen, von wo dieselben, nach erfolgter Orakelceremonie, von ägyptischen Bootsleuten nach der heiligen Insel zurückgebracht wurden. Nach Maximus' baldigem Tode hatte sein Nachfolger Florus das unruhige Volk von neuem zu bekriegen, worauf dann derselbe Vertrag erneuert ward. Trotzdem die Blemmyer, wie Procopus spottend sagt, „nicht die Sklaven ihres Eides waren", folgte doch ein Jahrhundert des Friedens für Philä, wo Isis Myrionymos hohe Triumphe feierte und wo sich die Anhänger des alten Kultus noch scharenweise aus ganz Ägypten zusammenfanden. Aber ach! nach Ablauf des hundertjährigen Friedens (etwa 554) zog von Konstantinopel her ein schweres Unwetter auf, und der vernichtende Blitzstrahl, in Gestalt eines erneuerten Anathems, ließ nicht lange auf sich warten.

Justinian, welchem die ihm angedichtete Frömmigkeit in diesem Falle ein bequemer Deckmantel für seine zunehmende despotische Härte war, wollte mit einem Schlage die ganze Sachlage anders gestalten. Daher denn diese gewaltsamen Massenbekehrungen und sonstigen grausamen Maßregeln, die selbst ein ernstlich gemeinter Glaubenseifer nicht entschuldigt hätte.

Ein tausendfacher, lang nachklingender Weheruf stieg nun von der unglücklichen Insel empor, aber ihre Götter erwiesen sich machtlos, und der Vandalismus Justinians — der seinen Feldherrn zu schonungslosem Vorgehen verpflichtete — nahm ungehindert seinen Lauf.

Hatte bisher der Isiskultus, wie ein Felsen im Wogendrang, seinen Feinden Trotz geboten, so erwuchs ihm nun aus dem immer mächtiger heranflutenden Christentum, das infolge endgültiger Besiegung der Blemmyer alle Schranken niederriß, der lange verzögerte Untergang:



Philä von der Südostseite aus gesehen.

es war im Frühling des Jahres 565, als Philäs Götterdreiheit, Isis, Osiris, Horus, vom letzten Schlag ereilt ward. Der kaiserliche Feldherr Narses ließ die Priester ins Gefängnis werfen und ihre Habe veräußern; er entkleidete die Tempel ihrer zahllosen Kostbarkeiten — die er nach Konstantinopel sandte —, verschloß ihre Eingänge und ließ dieselben bewachen. Den heiligen Vogel (zu Strabos Zeiten ein buntgefiederter, großer äthiopischer Falke, ἱέραξ) hatte man längst schon aus seinem goldenen Käfig im Allerheiligsten gerissen; jetzt nun — man kann sich die Greuelscenen leicht vorstellen — wurden die Götterstatuen, bislang ein Gegenstand liebevollster Verehrung, von rohen Söldnern unter Hohngelächter zertrümmert und verächtlich hierhin und dorthin geschleudert.

Auf Philäs thränenüberströmtes Antlitz ward solchergestalt mit eiserner Hand das Zeichen des Kreuzes gedrückt. Im Hypostyl des Tempels stand es bereits seit längeren Jahren an den umfangreichen Säulen, deren schöne Hieroglyphen und farbenprächtige Götterbilder mit Kalk oder Nilschlamm überdeckt worden waren, um dem hart und düster blickenden Symbol des Leidens und den in grellen Farben roh gemalten Apostelbildern Raum zu machen.

Manch geballte Faust mochte sich in ohnmächtiger Wut gegen die unwillkommenen Eindringlinge erheben, welche der heiligen Insel den strahlenden Glorienschein von der schönen Stirn gerissen, um ihn durch eine Dornenkrone zu ersetzen, und sicher hat es sehr schwer gehalten, die tief verwundeten Gemüter der Bewohner Philäs mit der neuen Lage der Dinge zu versöhnen. Als dies kaum geschehen war, zog bereits der Halbmond des Islam gegen das Kreuz Christi zu Felde, und ein unerbittliches Geschick fügte es, daß die Tempelinsel zu den Orten gehörte, wo die entfesselte Kriegsfurie am schlimmsten wütete. Dem im Jahre 578 vom Bischof Theodorus feierlich zur „Stephanskirche“ geweihten Isistempel wurde hierbei von neuem schlimm mitgespielt, und wie einst der großen Göttin Kultus gewaltsam beseitigt worden war, so geschah jetzt der christlichen Lehre das Gleiche.

Erst einige Jahrhunderte später bietet uns das schwer heimgesuchte Eiland wieder ein freundlicheres Bild dar. Es war dann nach wie vor der Grenzpunkt Ägyptens, stellte jedoch eine Art von Freigebiet vor, auf dem sich die Grenzvölker, denen das Betreten des eigentlichen Ägyptens (das nördlich vom ersten Katarakt begann) untersagt war, frei bewegen durften. Die Stadt war, wenn auch bei weitem weniger glanzvoll, so doch vollständig wieder aufgebaut, stark bevölkert und, wie El-Makrizi erzählt, von herrlichen Palmen umgeben. Wie kostbar zu jener Zeit den Ägyptern die Perseabäume erschienen, zeigt eine demotische Inschrift, welche sagt, daß man einen solcher Bäume für Abaton, einen anderen für den Dromos des Isistempels und zwei für die Stadt habe kommen lassen. Der große Tempel jedoch stand inmitten des neu ihn umflutenden Lebens schon ebenso da, wie wir ihn heute sehen, unbenutzt, alles Schmuckes beraubt und völlig verödet. Dagegen erhob sich am Nordende der Insel die St. Athanasiuskirche, deren Hauptportal Ägypten zugekehrt war, und am südlichsten Punkt Philäs, nach Äthiopien sehend, stand die St. Michaelkirche, von der christlichen Bevölkerung des letztgenannten Landes unterhalten.

Die Bewohner des südlichen Grenzstaates, mochten sie Blemmyer oder Nobaten, Nubier oder Äthiopier heißen, hatten niemals ganz von Philä lassen können. Heliodorus erzählt uns, daß die Insel in ganz alten Zeiten von ägyptischen Verbannten bewohnt ward, weshalb Äthiopien sie als nicht ägyptisch betrachtete und sie beständig beanspruchte, während Ägypten in Philä eine ihm nicht zu bestreitende Kolonie sah.

Die altarabischen Schriftsteller, welche den Namen des Ortes auffallend variieren lassen (z. B. Bilak, Jalak, Wailak), erzählen uns ferner von einer Moschee, von

einer theologischen Fakultät des Islam, von neuen Festungswerken und unterirdischen, aus alter Zeit stammenden Gängen und Gelassen, sowie von den gut gebauten Häusern der Stadt.

Von den Plünderungen durch Räuberhorden, meistens Beduinen, die zu jener Zeit die ägyptischen Städte nicht zu ruhigem Gedeihen kommen ließen, vor allem von den Heimsuchungen durch die über alles gefürchteten schwarzen Ritter d'al Belium,* „die gleich dem Sturmwind kamen und gingen" und von denen El Edrisi viel Schlimmes berichtet, scheint Philä dank seiner Lage und guten Befestigung ganz verschont geblieben zu sein. Als aber mit der Mamelukenherrschaft der Anarchie Thür und Thor geöffnet ward, als die blutigen Fehden der Emire, denen viele Städte ganz zum Opfer fielen, sowie Greuel aller Art unter der Dynastie der Bahariden ihren Höhepunkt erreichten, da ward auch Philä wiederum von schwerstem Unheil getroffen, und so nachhaltig lastete die Hand der Vernichtung auf der Insel, daß sie seitdem verödet steht. Alles, was an die vorübergehende Herrschaft des Kreuzes und des Halbmondes dort erinnern könnte, ist „bis zum Nichtsein" verschwunden; das aber, was noch steht, die erhabenen Reste der alten Bauwerke, ist nach wie vor dem Andenken der „großen Göttin" gewidmet, so daß Philä, allen Bekehrungsversuchen zum Trotz, noch heute ist, was es einst gewesen: die Isis-Insel!

Der vorstehende kurze Abriß von Philäs wechselvoller Geschichte zeigt zur Genüge, wie reich an Erinnerungen das nun so still gewordene Eiland ist. Giebt es doch kaum ein anderes Stückchen Erde von solch verschwindend kleinem Umfang, auf welches der Griffel der Geschichte so mannigfaltige und so schwerwiegende Ereignisse eingeschrieben hätte, wo strahlendster Ruhm mit tiefster Erniedrigung und stolzes Glück mit grenzenlosestem Leiden erstaunlichererweise abgewechselt hätten!

Und ob wir auch vieles über Philä bereits wissen, sollten wir deshalb weniger wünschen, daß der dichte Schleier gelüftet werde, der noch über ihrer älteren Vergangenheit liegt? Möchten wir nicht vielmehr diese erhabenen Monumente und die urgewaltigen, anscheinend viel älteren Fundamente, die sie tragen, selber sprechen hören, um endlich Aufklärung zu erhalten? — Welch jugendlich frisches Aussehen haben nicht diese, sowie überhaupt alle ägyptischen Tempelruinen! Die Reinheit und Festigkeit des Materials, selbst in den zerstreuten Trümmern, beweisen, daß roheste Gewalt der Menschen oder der Naturgewalten (in Ägypten waren Erdbeben nicht selten), nicht aber der Zahn der Zeit, sie geschädigt hat. Sie gleichen daher rüstigen Leuten, welche zwar durch einen Unglücksfall verstümmelt sind, aber trotz der fehlenden Glieder einen gesunden, lebensvollen Eindruck machen, während die Ruinen unserer Länder morschen Greisen ähneln, die aus sich selbst heraus verfallen, weil es ihnen an Lebenskraft gebricht.

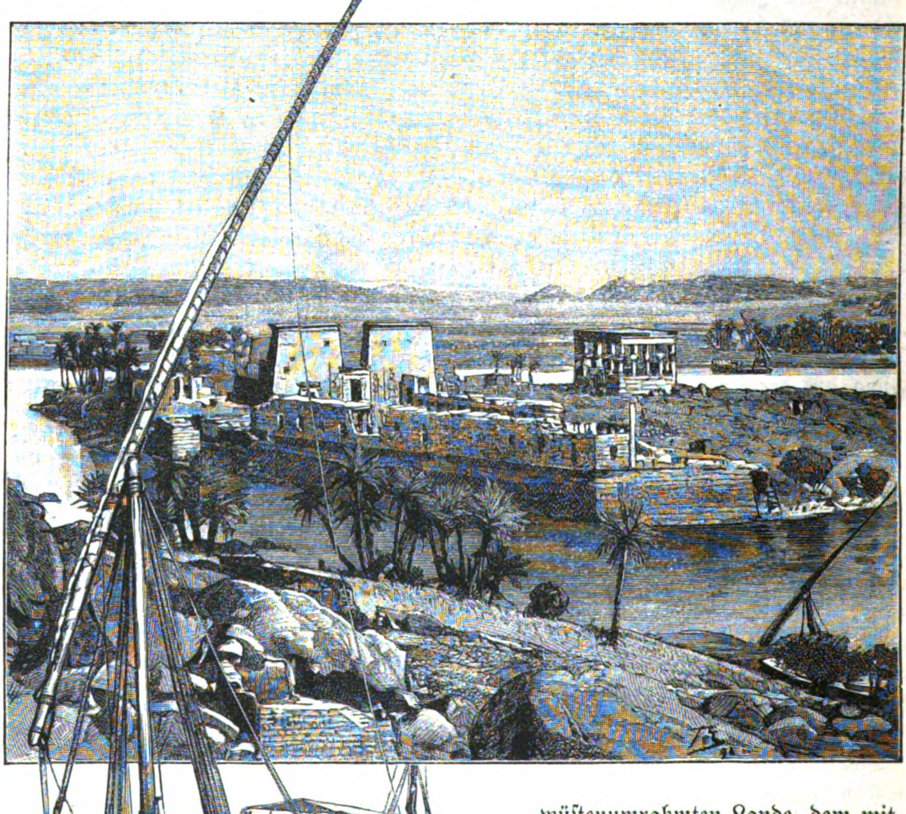
Der große Isistempel, dessen imposante Pylonen und schöne Säulenhallen die Insel beherrschen, ist von dem König Ptolemäus II. Philadelphus um 284 v. Chr. gegründet, aber erst im Jahre 49 v. Chr. von Ptolemäus XIV. als vollendet erklärt worden. Dennoch ward noch Jahrhunderte lang an der Ausführung der Details gearbeitet, und obgleich fast jeder Kaiser für einen Mitarbeiter gelten wollte, so blieb doch die östliche Säulenhalle vor dem ersten Pylonenpaar stets unvollendet. Daß dieser Tempel eigenartig durch seine heitere Schönheit dasteht, entgeht selbst dem naivsten seiner Beschauer nicht; auch hat er von jeher so unwiderstehlich zu rückhaltloser Bewunderung hingerissen, daß selbst der schweigsame Diocletian, dem nichts einen Laut der Überraschung abzugewinnen vermochte, beim ersten Anblick dieses herrlichen Baues sein Erstaunen über dessen

* Schismatische Jakobiten, in der Gegend von Bugah ansässig, auch Beliner genannt, wohl Nachkommen der alten Blemmyer.

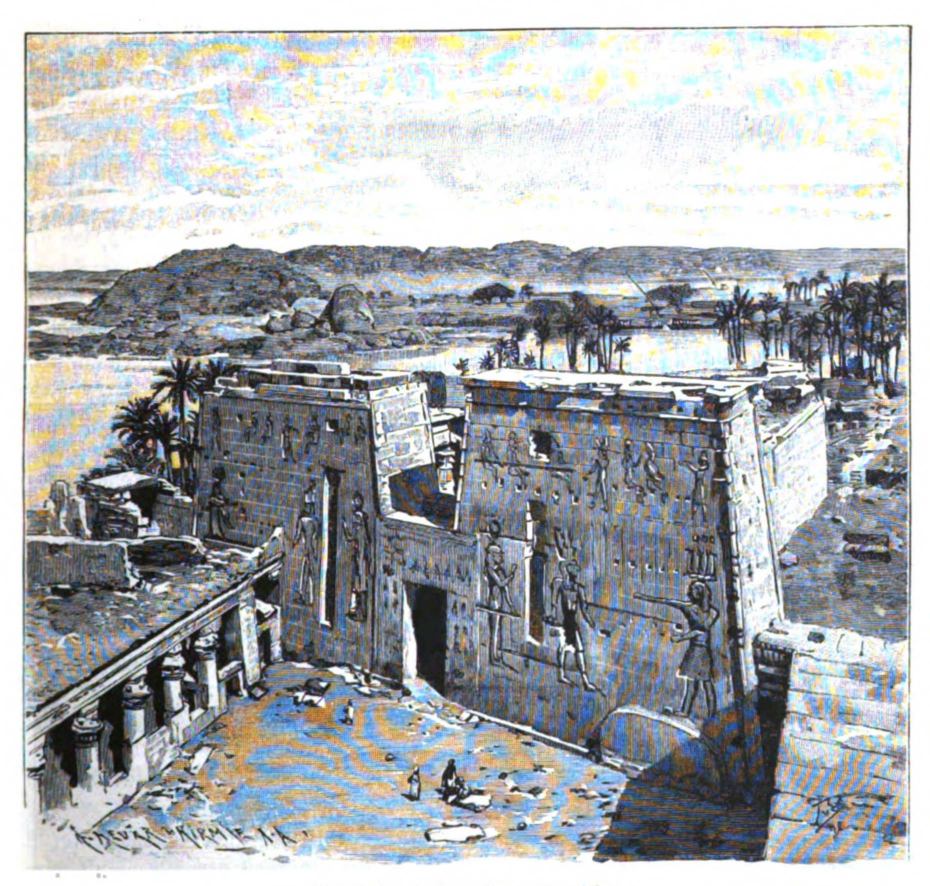
Anmut nicht ganz unterdrücken konnte. Da er gerade dann mit Regierungssorgen förmlich überhäuft war, so hatte er sich vermutlich bislang nicht erklären lassen, wie sehr dieser Tempel vom altpharaonischen Stil abweicht, da bei seiner Errichtung geniale Willkür der überlieferten Steifheit und Einförmigkeit des Planes Trotz geboten hatte. Es findet sich hier eine Fülle origineller Ideen, so daß man sich bald über die wunderbare frappierende Abwechselung von Licht und Schatten, bald über die Kühnheit in der Verteilung großer Dimensionen, immer aber über die Nichtbeachtung mehrtausendjähriger Regeln zu wundern hat.

Der echt pharaonische Tempel imponierte durch das Gewaltige seiner Anlage und den Ideenreichtum seiner Ausschmückung; er suchte die Schönheit in überwältigender Erhabenheit, während der Isistempel erhaben dasteht durch seine Schönheit.

Trotz der Nachbarschaft der Tropen erfreuen uns hier Schatten und Kühle; die Sonne, sonst so rücksichtslos in diesem wüstenumrahmten Lande, dem mittags der Schatten entflieht, hat für den herrlichen Bau nur Gunstbeweise, da sie sich nämlich gefällt, unser Interesse an ihm noch zu erhöhen. Man beachte nur, wie gegen Mittag die anfangs so lang gewesenen Schatten sich immer mehr verkürzen und auf die Mauern des Tempels zurückfallen, bis sich dieser schließlich, wenn die Sonne im Zenith steht, von



Philä von Südwesten aus gesehen.



Philä vom Tempelpylon aus gesehen.

allen Seiten im Schatten befindet, ohne selbst Schatten zu werfen. Dies ist ein eigenartig schöner, schon von der französischen Gelehrtenexpedition bewunderter Anblick, der vom Baumeister genau berechnet zu sein scheint.

Die nicht von den Ptolemäern stammenden Grundmauern des auf granitenem Felsengrund stehenden Tempels sind breiter als die von ihnen gestützten Mauern und so ungemein solide, daß sie schon zwei vorhergegangene Tempel getragen haben könnten und auch den jetzigen noch überdauern werden.

Übrigens birgt das schöne Bauwerk noch andere Reste aus der seiner Entstehung vorhergehenden Zeit, denn vor Jahren schon entdeckte man in einer arg beschädigten Säule des Portiko mit Bildern und Hieroglyphen bedeckte, zum Teil bemalte Steine, deren nähere Untersuchung gezeigt hat, daß sie von älteren Bauten herrühren, die einst an dieser Stelle standen. Viel interessantere Aufschlüsse würde wohl eine Untersuchung der alten Steine und Steinfragmente geben, die zum Bau des Inselwalles und des weit älteren Westquais einst verwendet worden sind.

Als wir, die fragliche Säule umstehend, dies Problem gerade lebhaft besprachen, ward uns eine sonderbare Überraschung zu teil. Im äußeren Tempelhof arbeiteten nämlich ägyptische Gefangene unter Leitung eines gut bewaffneten Aufsehers an der Bloßlegung von schuttbedeckten Quadern. Einer der Leute, dessen ganzes Gebaren die Rastlosigkeit eines wild eingefangenen Raubtieres hatte,

schien von einem plötzlichen Wutanfall überkommen zu sein, denn er stürzte auf uns ein und rief in beschwörendem Ton: „Ihr Fremden, helft mir, denn ich bin unschuldig, und doch soll ich sieben Wochen mit diesen schlechten Menschen zusammen bleiben!“ Trotz seiner Ketten gestikulierte er aufs heftigste und hielt sieben Finger empor, um sich besser verständlich zu machen. Wir meinten, den Aufseher in Zorn geraten zu sehen, doch weit gefehlt. Mit echt orientalischer Gelassenheit kam er auf uns ein und sagte zu dem Manne: „Mein Bruder (Achûja!), sag siebenmal siebenmal sieben Wochen, und du wirst der Wahrheit näher sein.“ — „Um so schlimmer für euch, daß ihr so grausam seid!“ schrie ihm der aufgeregte Mensch wütend ins Gesicht. „Seht!“ rief er uns zu, indem er dem Aufseher ganz unversehens eine schallende Ohrfeige gab, „nur so gering ist mein Vergehen gewesen an dem Manne in Assuan.“ — Der Aufseher trat zur Seite und versicherte sich seiner Waffen, aber trotz der erlittenen Schmach blieb er vollständig ruhig. Im Gefühl, seiner gekränkten Würde aufhelfen zu müssen, sagte er jedoch, zu uns gewandt: „Er weiß nicht, was er thut, nur Allah kann ihm helfen — oder der Kurbatsch!“ setzte er lächelnd mit einem Anflug von Humor hinzu. „Die Ohrfeige, welche du, mein Bruder, dem Ghafihr des Hauses gabst, in das du einbrechen wolltest, sandte ihn ins Paradies, dich aber ins Gefängnis, wohin du gehörst!“ sagte er dann laut und mit ruhiger Würde zu dem Rebellen, der ingrimmig an seinen Ketten zerrte und dem er befahl, an seinen Platz zurückzukehren. — „Ich will nicht,“ knirschte der Mann mit funkelnden Augen, „diese Frangi werden mich schützen!“ Aber ehe er sich noch auf den Aufseher stürzen konnte, hatte dieser ihn im Genick gepackt und warf ihn nun aufs Gesicht nieder; er stemmte ihm beide Knie auf den Rücken und drohte, ihm bei der geringsten Bewegung das Genick zu durchbohren. Auf seinen Ruf kam dann ein Kollege, dessen Leute weiter ab arbeiteten, zu Hilfe geeilt. Man knebelte den Gefangenen und ließ ihn bis auf weiteres ganz unbeachtet im Staube liegen.

Es mag an dieser Stelle erwähnt werden, daß auch englische Militärgefangene* auf der Insel arbeiteten, und zwar an der Westseite des großen Tempels, wo sie neben dem Inselwall Schutt wegräumten, den sie in den Nil warfen. Kapitän Jackson hatte bereits eine wohlerhaltene steinerne Treppe bloßlegen lassen, die mit einem unter dem Nilbette hinführenden Gang nach der westlich gelegenen Insel Biggeh zusammenhängen mag. Unweit davon fand mehrere Monate später der unermüdliche Kapitän Handcock eine andere Steintreppe, welche indessen nichts Geringeres als ein gut konstruierter Nilometer aus alter Zeit ist, von dem nur der unterste Teil Schaden erlitten hat.

Der Aufenthalt im Tempelhypostyl war uns durch die stattgefundene Scene und den dort liegenden Gefangenen arg verleidet worden, und wir beeilten uns daher mehr, als uns lieb war, mit der Besichtigung dieses schönen Raumes.

Von geradezu wundervollem Eindruck ist hier das kunstvoll verteilte, sanft einfallende Oberlicht, das die vielen Göttergestalten an Decke und Wänden mit geheimnisvollem Leben überweht, sowie es die herrlich erhaltenen Farben an den Säulen zu bester Geltung bringt und zur Besichtigung der überreichlich vorhandenen astronomischen Figuren und wissenschaftlichen Symbole völlig ausreicht. Hier wurde einst manche gelehrte Konferenz der Isispriester abgehalten, und mehr als einem Beschauer dieser Stätte mag schon der Wunsch gekommen sein, den Beratungen jener würdigen Herren haben lauschen zu dürfen. Wohl niemand hat ihm energischeren Ausdruck verliehen, als dies in einer Vollmondnacht des Jahres 1884 John Hawthorn aus Canada that. Dem Spiritismus ergeben und selbst als Medium fungierend, auch mit der kabba-

* Von der Militärstation Schelâl am Ostufer.

listischen Geheimlehre und mit den arabischen Beschwörungsformeln vertraut, verbrachte jener Geisterfreund die Nacht einsam in diesem geheiligten Raume, überirdischer Offenbarungen harrend, die indessen ausblieben, was zu bekennen er aufrichtig genug gewesen ist, es aber mit dem Umstand zu erklären gesucht hat, daß die Mumifizierung des Körpers die freie Bewegung des Geistes der Verstorbenen beschränken möge. Nach altägyptischer Anschauung dürfte freilich eher das Gegenteil behauptet werden können.



Philä von Norden aus gesehen.

Daß dieses Hypostyl einst zu christlichen Gottesdiensten benutzt worden, ist noch jetzt aus den Heiligenbildern an den Säulen ersichtlich. Mariette, unerbittlich seiner Überzeugung folgend und sich stets nur auf den Standpunkt des Konservators altägyptischer Monumente stellend, ließ auch hier zu gunsten der heidnischen Skulpturen die primitiven Reste der christlichen Zeit möglichst entfernen.

Durch eine Reihe von Tempelzimmern, deren jedes ehemals seinen bestimmten Zweck hatte, gelangten wir nach dem Allerheiligsten, wo ehemals der heilige Vogel — als Symbol der Gottheit — die Huldigungen der Priester entgegennahm, wo jetzt aber nur Turteltauben und Fledermäuse ihr Wesen treiben. Da wir zu den Krypten und unterirdischen Gängen, in die man an dieser Seite hinabsteigt, keinen Zugang erhalten konnten, so wendeten wir uns nach oben, der Terrasse zu, wo uns nebst der schönen Aussicht vor allem das Osiriszimmer interessierte. Hier finden sich Darstellungen von des Gottes Tod und Auferstehung, sowie mehrere griechische Inschriften, unter welchen die drei mit eingemeißelten Fußabdrücken versehenen einer ägyptischen Priester-Familie von hoher Bedeutung sind: Pachumios,* Prophet der Isis, seine Frau Tsensmet und ihre Söhne Smetchem und Smet rühmen sich in ihr, volle zweiundsechzig Jahre nach dem Edikt des Theodosius noch ganz öffentlich der gro-

* Siehe Letronne, Inscript. grec. et lat.



Die Kolonnaden auf Philä von Norden gesehen.

ßen Göttin zu dienen und ihre pomphaften Feste in der hergebrachten Weise zu feiern. Wie schade, daß sie diese von Selbstgefühl zeugende Demonstration, die sich in demotischer Schrift ebenfalls vorfindet, in dem schlechten Griechisch der Nachwelt aufbewahrt haben, welches in jenen Tagen in Ägypten an der Tagesordnung war.

Durch eine andere Reihe von Zimmern schließlich ins Doppelportiko, dieses eleganteste aller Hypostyle, zurückkehrend, treten wir durch das innere Pylonenpaar in den großen Tempelhof, der nach Osten und Westen von gleichfalls geheiligten Räumlichkeiten eingeschlossen wird, unter denen die frühere Bibliothek und das Geburtshaus des Gottes Horus besonders interessant sind.

Während das innere Pylonenthor durch eine schön ausgeführte Kopie des Dekretes von Rosette ausgezeichnet ist, sehen wir am südlichen Ausgang des Hofes ein anderes Schriftstück von ebenfalls weltgeschichtlicher Bedeutung, denn dort, an der Ostseite des gewaltigen Propylon des äußeren, 120 Fuß breiten Pylonenpaares, ruft die große Gedenktafel Bonapartes die Niederlage der Mameluken und den Einzug französischer Soldaten in Philä ins Gedächtnis zurück. Die Tafel hat folgende Inschrift: „L'an VI de la République française, le 13 messidor, une armée française, commandée par Bonaparte, est descendue à Alexandrie. L'armée ayant mis, vingt jours après, les Mamelouks en fuite aux Pyramides, Desaix, commandant la première division, les a poursuivis au-delà des cataractes, où il est arrivé le 13 ventôse de l'an

VII. Les généraux de brigade, Davoust, Friant et Belliard; Donzelot, chef de l'état-major; Latournerie, commandant l'artillerie; Eppler, chef de la 21e légère. Le 13 ventôse, an VII de la République (3 Mars, an de J. C. 1799).“ Die Engländer hatten die Inschrift arg beschädigt, aber Prinz Napoleon ließ sie im Jahre 1858 wieder herstellen und fügte die Worte hinzu: „On ne salit pas une page d'histoire.“

Dies schöne südliche Tempelthor, welches den Namen seines Erbauers Nectanebo trägt, ist, wie es scheint, der letzte Rest der Reste des vorigen Heiligtums, die nun verschwunden sind, außerdem aber auch auf die Unebenheit des felsigen Bodens zurückzuführen sein.

Am verfallenen Asklepiostempel vorüber wenden wir uns nach der schönen, aber niemals vollendet gewesenen Ostgalerie, die in der Nähe der fast ganz zerstörten Landungstreppe endet. Hier, am Südwestende Philäs, war einst der Platz, wo von den Priestern in großartigem Gepränge die zahlreichen, mit kostbaren Geschenken beladenen Prozessionen von nah und fern herbeikommender



Galerie des Isistempels auf Philä.

eines von den Persern unter Ochus zerstörten Isistempels. Die stellenweise bedeutende Unregelmäßigkeit in der Anlage des gegenwärtigen Baues wird daher auf die ehemals genommene Rücksicht auf

Isisanbeter in Empfang genommen wurden, um von dort aus durch das festlich geschmückte Propylon in den inneren Hof und nach dem Hypostyl geleitet zu werden.

Seitwärts von der alten Landungs-

treppe steht der kleine, einst mit einer Reihe von Sandstein-Obelisken verziert gewesene Nectanebo-Tempel, von jenem weisen und heldenmütigen Herrscher der XXX. Dynastie errichtet, welcher der letzte wirklich bedeutende Pharao des alten Ägyptens war. Daß er manches gebaut haben mag, was bald darauf dem Zerstörungseifer der Perser zum Opfer gefallen, ist schon erwähnt worden. Nectanebo I. (378 bis 359 v. Chr.) war es wohl auch, dessen persönlicher Gunst sich Plato während seines Aufenthaltes in Ägypten zu erfreuen hatte.

Durch die lange und interessante Säulengalerie am Westquai, deren letzte Reihen gleich einem ehemals daranstoßenden älteren Bauwerk von den Persern zerstört wurden, gelangen wir auf die Höhe der Insel zurück, an jene Stelle, von wo ab die große Göttin einst am Tag der Totenfeier nach der Insel Biggeh, dem alten Abaton (hieroglyphisch Senem), überfuhr, um am Grabe des Osiris zu klagen. Biggeh mit seinen wilden Felspartien und seinen uralten Inschriften liegt westlich von Philä. Von seinen ältesten Bauwerken ist kein Stein mehr auf dem anderen, dagegen sieht man dort einen kleinen Ptolemäertempel, der zu römischen Zeiten restauriert und später behufs Umgestaltung in eine Kirche mit einem Rundbau versehen ward.

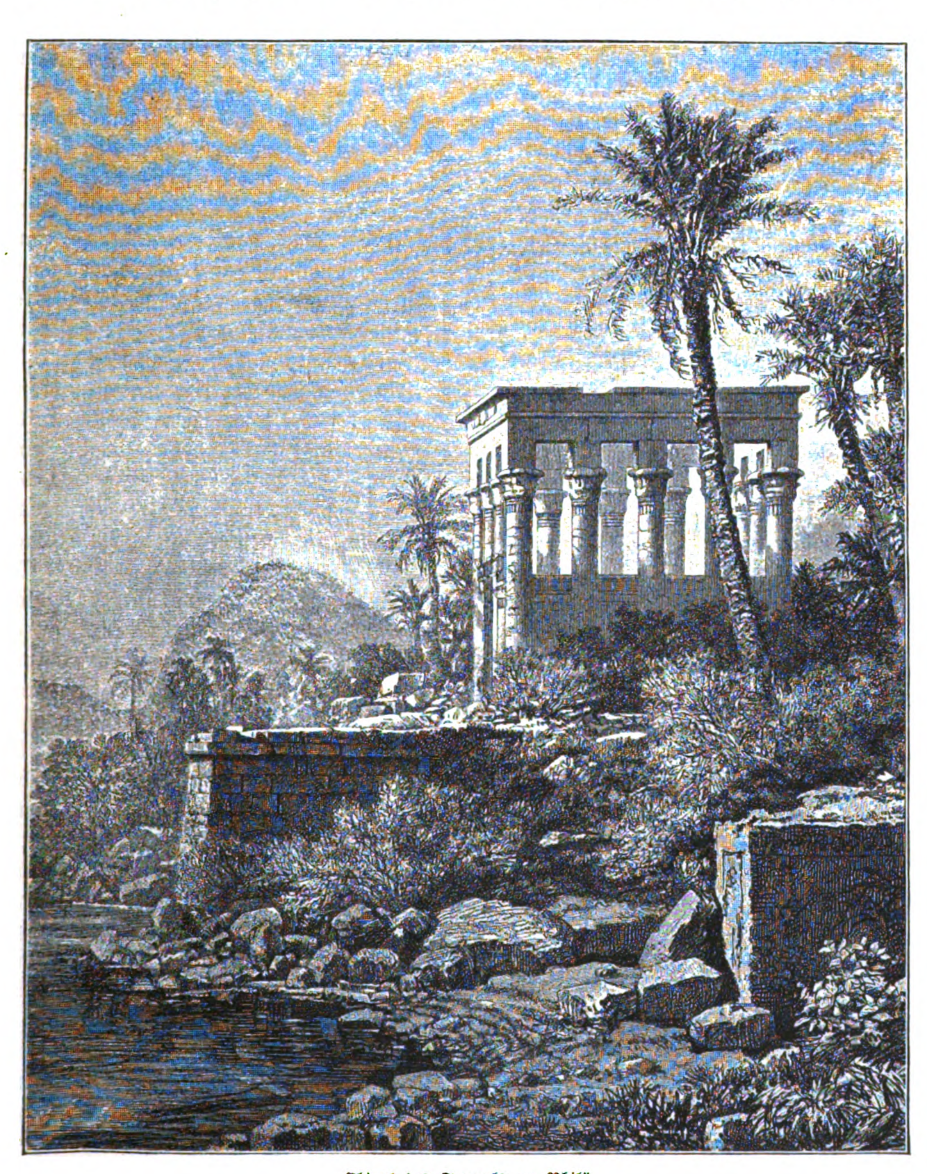
Wohin wir uns auch wenden auf diesen Stätten der Erinnerung, überall spricht die Vergangenheit zu uns. Von den offiziellen Inschriften und Dekreten der Könige und Priester ganz abgesehen, finden sich hier eine Menge privater Kundgebungen von Menschen, die einst, gleich uns, vorübergehend auf Philä weilten, um alles zu sehen und zu bewundern. Zweitausend Jahre etwa sind vergangen, seit diese einfachen, zum Teil so beredten Worte hier und da auf den geheiligten Steingrund geschrieben wurden, und doch meinen wir die Schreibenden vor uns zu sehen, die Worte aus ihrem eigenen Munde wiederholen zu hören. Wir haben hundert Fragen auf den Lippen, möchten uns über dies oder jenes aus den fernen Tagen von Philäs Glanzzeit belehren lassen, aber die Stelle ist leer, wo der ernst blickende Isispriester dem stolzen Römer und dem weltklugen Griechen, dem dunklen Äthiopier und dem weitgereisten Phönizier die Geschichte des Heiligtums erzählte und die Vorzüge der Insel pries. „Zwanzig Jahrhunderte stehen zwischen euch!“ raunt uns der Geist der Zeiten ins Ohr, und wir verstehen die Mahnung. Werden sich andere beim Lesen unserer Namen nach abermals zweitausend Jahren ähnlichen Betrachtungen überlassen? Oder wird der Isistempel alsdann der Vergänglichkeit den schuldigen Tribut bereits entrichtet haben?

An einer Ecke des Nectaneboprophylons haben wir ein bescheidenes Plätzchen für unsere Inschrift ausfindig gemacht; eine geübte Hand hat die Arbeit schnell beendet, und ein kundiger Begleiter macht uns nun auf mehrere berühmte Namen aus der Vergangenheit aufmerksam. Da stehen dicht vor uns, am selben Propylon und inmitten der kriegerischen Figuren desselben, zwei lateinische Namen mit römischem Datum (31. März des Jahres 752 der Stadt Rom): C. Numonius Vala und sein Freund Trebonius Oricula, beide damals — im Jahre 2 v. Chr. — als Offiziere in Ägypten stehend. Cajus Numonius, einer ausgezeichneten Familie entstammend, war ein Freund des Horaz, in dessen Schriften er erwähnt ist, und derselbe Vala, welcher elf Jahre später als Legatus in der Hermannsschlacht an des Varus Seite stritt, während der Flucht aber getötet ward.

Verschieden von den einfachen Namensinschriften sind die Proskynemata im eigentlichen Sinne des Wortes, da sie neben einer Anrufung der Gottheit, welcher zu Ehren der Autor gekommen, auch oft noch ein der Fürbitte gleich geachtetes Gedenken an Abwesende enthalten. Mehrere sind in Versen geschrieben und geben zugleich der Begeisterung für die Schönheit des Ortes Ausdruck.*

* Siehe Letronne, Inscript. grec. et lat.

Da ist — neben dem im Jahre 147 v. Chr. verfaßten Proskynema des Theodorus — das ohne Datum stehende des Eraton, des Oberpriesters und Oberpro-



Chiosk des Tempels zu Philä.

pheten des Isistempels, mit dem Titel „Verwandter des Königs". Es stammt, meint man, aus der Regierungszeit des Lathyrus Soter II. und zeigt uns, daß um diese Zeit die höchsten Ämter der Geistlichkeit bereits von Griechen verwaltet wurden, deren geschmeidige Religion ja so sehr alle fremden Formen und Ideen in sich zu verschmelzen geeignet war, daß es schwerlich eine ägyptische Gottheit gab, in der sie nicht eine griechische wiedererkannt hätten. Eine prunkhafte Weiheschrift des Kallimachos, Militärgouverneurs der Thebaïs, Kriegsmini-

sters Ägyptens und Kommandanten des Indischen und des Roten Meeres, vom 5. Pachon des Jahres IX des Ptolemäers Dionysos I. (25. Mai 72 v. Chr.), beweist genügend, daß auch die militärische Verwaltung des Landes nicht den Ägyptern anvertraut wurde. (Es scheint überhaupt, daß seit Alexanders des Großen Zeiten Ägypten nur **einen** seiner Eingeborenen als ersten Militärchef gehabt hat: sein Name war Phommutis.)

Gleich neben den selbstbewußten Worten des Kallimachos steht die bescheidene Bitte des Demetrius um der Göttin Huld für seine Kinder und alle, die ihn lieben (*τῶν φιλούντων με*).

Ein gewisser Apollonides dankt der Göttin für seine Genesung und nennt sie daher Isis Sotira (Erretterin), während ein anderer, desselben Namens, „beauftragt, den Transport der Bausteine für die Herrscherin Isis von Philä zu leiten“, eine Fürbitte für Herkules, den Vermieter von Lastbarken, ausspricht. — Ptolemäus, des Demetrius Sohn, erfleht den Segen der Göttin für seine Untergebenen, und Celsus, der die Isis mit Demeter vergleicht und sie *καρποτόκος* = Fruchterzeugerin nennt, bittet für seine „liebliche Vaterstadt Ptolemäus, den heiligen Ort der Griechen an den Ufern des Nils (*Ἑλλήνων νιλογενές τέμενος*)“.

Daß im allgemeinen die Bitten sich meistens auf den Landesherrn und auf Verwandte und Freunde beziehen, ist selbstverständlich. Aber auch an scherzhaften Inschriften und Rätseln fehlt es nicht, und um diese interessante Autographensammlung in jeder Beziehung vielseitig zu machen, sehen wir unter den Verfassern die verschiedensten Elemente vertreten, so auch Mimen und Tänzer (z. B. Struthion und Tryphon vom Hofe des leichtlebigen Ptolemäers Dionysos I., Vaters der vielgenannten Kleopatra).



Überreste aus christlich-sarazenischer Zeit auf Philä.

Bemerkenswert sind die poetischen Ergüsse eines Anonymus aus der Zeit des Augustus, deren Inhalt etwa so ist: „Wir sind an die Grenze Ägyptens gekommen, um die überaus schöne Insel zu sehen,



Der „Triumphbogen“ auf der Insel Biggeh.

das Gebiet der Isis Inachinis, sowie die gewaltige Strömung des Nils, der alljährlich das fruchtbare Ägypten erneuert. Zum Heil des Kaisers sei gegrüßt, Herrscherin von Philä! Sei gegrüßt auch du, o Sarapis, der du das ehrwürdige Abaton bewohnst! Möchtest du uns nach krankheitlosem Leben in den Hafen des Kronos (Gefilde der Seligen) geleiten!“ — Die zweite Inschrift lautet: „An Ägyptens Endpunkt, in der reizenden und ehrwürdigen Insel der Isis angelangt, sehen wir auf dem Nilstrom eilende Fahrzeuge gleiten, die von der äthiopischen Erde Tempel* bringen in unser Land, das getreidereich und sehenswürdig ist und von allen verehrt wird.“ — Es sei hier noch ein letztes Proskynema erwähnt, welches am 12. Phamenoth (26. März) d. J. XXIII (7 v. Chr.) von Catilius aus Alexandrien zu Ehren des Augustus, aber gleichzeitig auch zum Gedächtnis des weisen Gouverneurs Turranius und zur Verherrlichung von Philäs Schönheit geschrieben ward. Catilius, ein gottbegnadeter Dichter, war der Großsohn des Philosophen Arius von Alexandrien, ehemaligen Lehrers des Augustus, der zeitlebens ihm selbst und seiner Familie ein huldreicher Gönner blieb. — Der Autor hat dem Cäsar eine religiöse Inschrift gewidmet und dem großen Statthalter eine Stele errichtet, „. . . damit ein jeder, der seine Schritte in dieses Heiligtum der Insel lenkt, den Wohlthäter des Landes an eben der Stelle segne, wo Philä ausruft: ‚Ich bin die herrliche Grenzstätte Ägyptens und der Anfang des fernen Landes der Äthiopier!‘“

Und dieses Wort ist noch heute wahr, wenngleich der heiligen Insel Tempel in Ruinen stehen und ihre Obelisken, bis

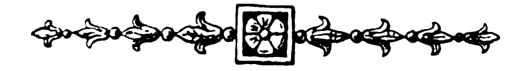
* Die tempelförmigen Bilderschreine der großen Göttin.

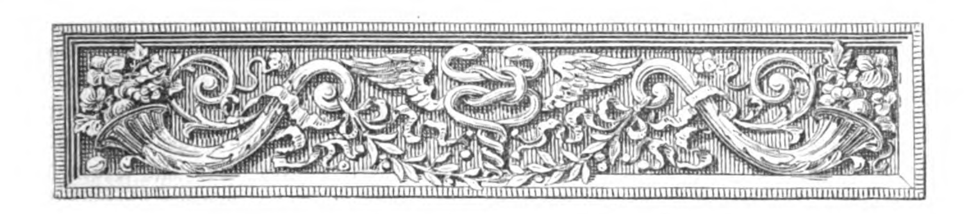
auf einen zerbrochenen, verschwunden sind! Auch ihre Löwen von Alabaster oder Rosengranit haben kaum mehr eine Spur hinterlassen, und doch war dies edle Tier überall in Ägypten, in Philä aber besonders oft durch Bilder und Statuen dargestellt, indessen ist der Löwe hier nicht das Symbol der königlichen Würde, wie vielfach geglaubt worden, sondern dasjenige der Überschwemmung,* weshalb man ihn häufig aus einer Urne Wasser gießen sieht. Dieses segensreiche Element, welches in Ägypten zur Zeit der Sonnenwende in mächtigen Strömen heranflutet und sich gewaltsam neue Wege bahnt, vertreibt alsdann den infekten Schlamm und das faulige Sumpfwasser, den Herd der Epidemien, spendet Leben und Fruchtbarkeit und erfüllt alles mit Freude und Dank. Die Sonne hat nunmehr den Höhepunkt ihres Wirkens erreicht; sie selbst und das Zeichen des Tierkreises, in das sie dann tritt, wurden daher den alten Ägyptern zu Symbolen jenes Naturereignisses, welches die vollständige Wiedergeburt des Landes zur Folge hat. — Obwohl nun der Löwe länger als zweitausend Jahre mit Recht als ein Verkünder der kommenden Erneuerung Ägyptens angesehen werden konnte, mußte er doch endlich einem anderen Zeichen des Tierkreises diese Würde überlassen. Aber die hohe Schönheit der Figur, sowie die altgewohnte Darstellung derselben mochten die Ägypter bewogen haben, das ihnen teuer gewordene Symbol des Segens auch ferner beizubehalten.

Nach kurzer Besichtigung des Nordendes der Insel, welches zwischen und auf hohen Schutthügeln verschwindend geringe Überreste von römischen, christlichen, sarazenischen und arabischen Bauten bunt durcheinander aufweist, wandten wir uns einem kleinen Ptolemäertempel am Ostufer zu, der durch viele Inschriften interessiert, wurden aber bald wegen der vorgerückten Stunde von den Bootsleuten an die Rückkehr gemahnt. Durch den gelegentlichen Ruf eines der Männer hatten wir ausfindig gemacht, daß die drei göttlichen Patrone des Eilandes demselben in einem mehrfach-mehrsilbigen Echo ein schönes Geschenk gemacht haben. Als wir an der uns durch die Schiffer bezeichneten Stelle standen, die besonders günstig für den Wiederhall ist, riefen drei unter uns mit aller Kraft und gleich hintereinander her die Namen der Götterdreiheit von Philä gegen den Isistempel hin: der Erfolg war ein unvorhergesehen ergreifender, denn als die drei bedeutungsvollen Namen solchergestalt auf den unsichtbaren Tonwellen über die im Abendlicht verklärte Insel hinüber und herüber wehten, ward uns zu Mute, als ob **die**, welche längst zur Ruhe gegangen, wieder lebendig geworden seien; halb freudig, halb schmerzlich schien uns dies Rufen und Antworten, bis es schließlich leise und bebend wie in der Trauer ungestillter Sehnsucht dahinstarb: „Isis — — Osiris — — Horus!“

Die Wiederkehr aus der versunkenen Mythenwelt war nur eine trügerische gewesen, denn „Die, welche ein und alles ist, die Göttin mit den Myriaden Namen“, und „Er, der in Philä ruht, — — der Gott, den kein Namen nennt“, sie beide nebst ihrem lichtvollen Sohn vermögen nicht mehr an ihre verlassenen Altäre zurückzukehren! Im Gedächtnis der Menschheit aber ist ihnen ein ehrenvolles Gedenken und somit gewissermaßen eine Fortdauer des Lebens gesichert.

* Description de l'Égypte.





Sehen und Hören.

Von
Johann Winckelmann.

enn das Reich des Lichtes uns die Herrlichkeit und Schönheit der Welt erschließt, zur Erkenntnis der Dinge um uns verhilft und deren Bilder zum Bewußtsein bringt, so ist es andererseits das Reich des Schalles, das dem seelischen Leben Reize verleiht, durch welche unsere Gedanken und Gefühle zum Ausdrucke gebracht werden. Während das Auge in einer trefflichen beinernen Höhle hoch am Haupte und hell glänzend wie Sterne an der Oberfläche seinen Sitz hat, reicht dagegen das Ohr bis weit in das Innere der festesten Schädelknochen hinein. In beiden Höhlen aber finden Erregungszustände der Nerven statt, die durch die Wahrnehmungen äußerer Objekte zu stande kommen und unser Vorstellungsvermögen bethätigen. In den anderen Organen des Körpers sind auf bewunderungswürdige Weise die Enden vieler Nerven verbreitet, die ebenso die Fähigkeit haben, äußere Eindrücke aufzunehmen und zum Bewußtsein zu bringen. Aus diesem Grunde nennt man die Sinnesorgane wie Gesicht, Gehör, Gefühl, Geschmack und Geruch äußere, zum Unterschied von dem inneren Sinnesorgan, wo sich alle Eindrücke vereinigen und zum Gedanken reifen, dem Gehirn. Unter allen Sinnen des Menschen erhebt sich das Auge als das wunderbarste Organ, das die Fähigkeit besitzt, vom Lichte erregt zu werden. Und doch können wir nicht sagen, daß die Fähigkeit der Lichtempfindung etwa nur eine hohe Steigerung der Empfindlichkeit sei; denn wäre der Sehnerv gegen jeden Reiz, der von anderen Nerven wahrgenommen wird, im höchsten Maße empfindlich, so müßten die zartesten Erschütterungen des Körpers starke Lichterscheinungen bewirken. Der Sehnerv ist aber für mechanische Erschütterungen nur in sehr mäßigem Grade empfindlich. Der Gehörnerv dagegen wird durch die Lichterscheinungen nicht berührt, wohl aber durch den Schall, der in einer oscillierenden Bewegung der Moleküle elastischer Körper besteht. Während unser Ohr den Ton hörte, sah unser Auge das Instrument oder den Körper, von welchem der Ton stammte; fühlte die Hand das Schwingen der Saiten und Zucken der Stimmgabeln; und endlich erfolgt das Zucken der Flammen, durch die Schwingungen der Luft und die Stärke des Luftdruckes herbeigeführt, ganz ohne Mitwirkung unserer Sinne, nur erst unser Auge gewahrt die Bewegung des Schalles durch das Zucken oder Verlängern eines Flammenkegels und bringt es dann zum Bewußtsein. Aus diesem folgt, daß Gesicht und Gehör ihre eigene Art von Empfindung ausdrücken, vermöge deren jeder ausschließlich gewisse Eindrücke aufnimmt und bestimmte Empfindungen hat, die den anderen Sinnen nicht anpassend sind; der Gefühlssinn ist jedoch allgemein im Körper verbreitet. Ohne diese Werk-

zeuge würde unser Leben die Bewegung einer empfindungslosen Maschine sein und kaum den Namen Leben verdienen. Unsere Phantasie hätte keinen Stoff zu lieblichen Schöpfungen, unsere Vernunft nichts, das sie fassen, unser Verstand nichts, das er vergleichen könnte. Auch sind sie die treuesten Wächter der Gesundheit und des Lebens. Ist ja der Schmerz selbst ein wachsamer Schutzgeist unserer Erhaltung. Würden wir ohne ihn die Annäherung einer zerstörenden Kraft gewahr werden und Hilfe suchen?

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Verlust des Augenlichtes der härteste Verlust genannt werden müsse. Obwohl der Erblindete noch der Eindrücke der Naturerscheinungen, der Gestalten, die um ihn weilen und weilten, ihrer Schönheit und Erhabenheit bewußt ist und durch das Geräusch und durch Musik liebliche Bilder in seinem Geiste wiederkehren, ist ihm doch das Wesentlichste in allen seinen Handlungen genommen: die Sicherheit und Genauigkeit, die Lage, Entfernung und Größe eines Gegenstandes zu beurteilen oder zu bemessen. Es ist daher kein Wunder, daß dem Physiker das Auge als das unübertrefflichste Vorbild optischer Apparate gilt und dessen Zusammensetzung mannigfache Nachahmung gefunden hat. Durchblickt man mit geistigem Interesse dieses edelste Werkzeug, so muß die Vollkommenheit angestaunt werden, die Genauigkeit und gesetzmäßige Aneinanderreihung der Teile, die den Lichtstrahlen Eingang gewähren, diese sammeln und durch ihren Reiz auf den Nerven das Sehen bedingen. Fürwahr, es waltet hier ein göttliches Gesetz, nach welchem unseren Sinnen ihr Verhältnis bestimmt und auch ihrer Schärfe die nötigen und die bestimmten Grenzen gesteckt sind.

Das Auge ist einer Camera obscura zu vergleichen, deren Apparates sich der Photograph zur Aufnahme der Porträts oder Landschaften bedient. — Eine Beinhaut, die aus einer Fortsetzung der äußeren Lamelle der zarten Hirnhaut besteht, bekleidet die Wände derselben, und eine Menge Fett macht das Lager sanft. Verzehrt Kränklichkeit oder Alter dieses, dann sind die Augen hohl und eingefallen. Starke Bogen, die Augenbrauen, beschützen sie von oben und gleich Pallisaden von vorn herum, damit nicht leicht etwas hineinfalle und es beschädige. Steife Haare verbrämen dicht jene Bogen, die ein schön gewölbtes Schattendach über ihnen bilden und das überflüssige Licht, das von oben hinabfällt und mehr blenden als nützen würde, abhalten. Durch eigene Muskeln können sie noch tiefer hinabgezogen werden, wobei sich die Haut zwischen ihnen etwas faltet, was bei tiefem Nachdenken, bei angestrengter Beobachtung, bei Sorgen und Kummer geschieht. Über jedes Auge ist eine bewegliche Decke gezogen, die Augenlider, die mit fast unwiderstehlicher Kraft sich plötzlich schließen, sobald eine Gefahr naht. Die den Tag über angestrengten Muskeln, welche die Augenlider offen erhalten, ermüden gegen die Nacht hin und lassen ihre Last sinken. Da aber dieses unwillkürlich geschieht, doch aber wir die Augen willkürlich und fest in besonderen Fällen, etwa wenn der Wind eine Staubwolke aufwirbelt, verschließen müssen, so dient dazu der Augenlidschließmuskel. Die Ränder der Augenlider sind knorpelig und mit steifen Haaren, den Augenwimpern, besetzt. Wären sie nicht knorpelig, müßte die Haut beim Schließen der Augenlider sich in unordentliche Falten legen, und fehlten die Wimpern, so würden die Thränen die Haut immer befeuchten, durch ihre Schärfe verletzen und die Insekten würden wahrscheinlich dem Auge beschwerlich werden. Damit die Schärfe der Thränen von innen die zarten Teile nicht verletzen könne, ist durch zahllose kleine Drüsen Sorge getragen. Aus ihnen sondert sich nämlich ein klebriger Saft ab, der diese Teile einfeuchtet und die etwa ätzende Schärfe unschädlich macht. Reihenweise und höchst regelmäßig geordnet liegen diese Drüsen in der Haut und schwitzen ihren Saft durch fast unsichtbare Mün-

dungen am Rande der Augenlider aus. Sie sind die Ursache, daß diese zuweilen im Schlafe zusammenkleben, wenn sie Mangel an verdünnenden Säften haben. Im inneren Augenwinkel liegen zwei erhöhte Thränenpunkte, welche mit der Thränendrüse, die sich über dem äußeren Augenwinkel unter dem knöchernen Bogen befindet, in Verbindung stehen. Eine Menge kleiner Drüsen bilden sie. Sie hat ungefähr die Größe einer kleinen Haselnuß. In ihr sind die feinsten Äderchen ineinander gleich einem Knoten geschlungen. Aus dem Blute sondert sich in ihnen das Thränenwasser ab, ergießt sich durch zarte Schläuche über die Augen, nimmt alle Unreinigkeiten mit sich fort und fließt gegen die inneren Augenwinkel herab, wo es die beiden gedachten Thränenpunkte einsaugen und in die Nase durch einen schiefen Kanal, den Thränengang, leiten. Hierdurch wird zugleich die Luft, welche die Nasenhöhle durchstreicht, feucht erhalten. Damit sich aber dieses scharfe Wasser nicht zu tief in die unteren Augenlider hineinsenke, hat die Vorsehung in die Ecke der inneren Augenwinkel ein kleines Schwämmchen, die Karunkel (caruncula lacrymalis), gelegt, die zuweilen wie mit weicher Watte überzogen ist. Sie erblickt man zwischen den Armen des Thränenableiters. Diese Schwämmchen haben die Aufgabe, die Thränen gegen die gedachten beiden Punkte zu leiten und auch selbst Feuchtigkeit abzusondern. Aber nicht nur aus der Thränendrüse, sondern auch aus gewissen feinen Gefäßen an der vorderen Halbkugel des Augapfels quillen Thränen hervor. — Welch einen schönen Anblick giebt uns nicht das ruhige, fehlerlose Auge mit dem Blicke des Lebens, der oft in den trefflichsten Gemälden vermißt wird. Wie schön und wahr unterscheidet sich das männliche und weibliche Auge, an dem alles länglicher, zarter, dünner, sanfter ist, die Augenbrauen weniger struppig sind und sich in sanftem Bogen anschmiegen. — An dem Auge des Negers tritt alles sichtbar hervor, der stärkere Wulst der Augenlider, die dickere sich kreuzende Wimper, die etwas kleinere Spalte darauf berechnet, daß es die blendenden Lichtstrahlen des heißen Klimas besser ertragen könne und in eben dem Grade alle Vollkommenheiten, um das meiste Licht zu ertragen, in sich vereinige, in welchem des Kakerlaken Auge, mit den gelblich weißen zerstreuten Augenbrauen, den stark gekrümmten Wimpern, der gleichsam durchbrochenen Regenbogenhaut, durch deren blasses Blau das Rosenrot der Aderhaut schimmert, das Äußerste von Schwachheit und Lichtscheu vereinigt enthält.

Das Auge, aus seiner Höhle genommen, zeigt die Gestalt einer Kugel, welche aus verschiedenen Häuten, die Feuchtigkeit einschließen, zusammengesetzt ist. Von diesen macht die derbe weiße Augenhaut, aus festem Bindegewebe mit elastischen Fasern bestehend, die äußere Haut des Augapfels aus und liegt am hinteren Teile und den Seitenflächen desselben. Sie wird von dem Sehnervenstamm — ein aus feinen Nervenfasern zusammenhängender Strang — durchbohrt. Aber nicht ganz umfaßt diese derbe Haut den Augapfel. Wo sie nach vorne zu aufhört, fängt die Hornhaut an, die an Festigkeit der weißen Augenhaut, von der sie nur der durchsichtige vordere Abschnitt ist, gleichkommt. Sie enthält nur an ihrem Randsaume Blutgefäße; ihre Grundsubstanz ist mit wässeriger Feuchtigkeit durchzogen, in deren Kreuzungsräumen verästelte Hornhautzellen liegen. Wohlthätig schützt die feste durchsichtige Hornhaut, die wie ein Uhrglas über dem Zifferblatt liegt und an der die Lichtbrechung stattfindet, das Auge von vorn und ist nicht wirklich kugelig gewölbt, sondern sehr nahe ein Abschnitt eines Rotationsellipsoids, das um seine längere Achse, deren Ende im Mittelpunkte der Hornhaut liegt, gedreht erscheint. Unter der weißen Augenhaut liegt die aus Blutgefäßen bestehende Gefäß- oder Aderhaut. Diese dünne schwarze Haut kleidet innen die weiße Augenhaut in ihrem hinteren Abschnitte tapetenartig aus, läßt wie die derbe Augenhaut den

Sehnerv durchdringen, geht mit dieser konzentrisch bis zu jener Stelle, wo diese sich mit der Hornhaut verbindet und ein weißer Ring die Verbindungsstelle rings herum bezeichnet. Vom Ringe aus zieht sie sich in die inneren Teile des Auges nach der Linsenkapsel zu. Dieser ringförmige Teil liegt hinter der Iris oder Regenbogenhaut und trägt den Namen Ciliarkörper. Je mehr sich die Gefäßhaut der Linse nähert, desto faltiger wird sie und bildet so einen Faltenkranz, in dessen Furchen die Erhabenheiten des Ciliarkranzes passen, der von der Membrane des Glaskörpers gebildet wird. Sie ist mit einem dunkelbraunen Farbstoffe, der das überflüssige nur blendende Licht auffaugt, überzogen. Er schwitzt aus den Blutgefäßen und läßt sich abspülen. Durch diesen Farbstoff wird das Auge einer Camera obscura ähnlich, in der die durch das vordere Fenster einfallenden Strahlen sich hinten abbilden. Wo dieses Pigment oder Farbstoff fehlt, erscheint das Auge, wie oben erwähnt, rosenrot, weil die Blutgefäße der Aderhaut durchschimmern und nicht von dem Farbstoff verdeckt werden. Solche Augen sind krank, wie bei den Kakerlaken, weißen Kaninchen und Mäusen. Sie blendet das helle Licht. — Hinter der Hornhaut schwimmt in einer wässerigen Feuchtigkeit die Iris oder Regenbogenhaut. Diese hat auf ihrer hinteren Fläche bei allen Augen eine braune Pigmentschicht; kleidet letztere auch das übrige Gewebe der Regenbogenhaut aus, so erscheint diese schwarz. Ersteres lassen „braune Augen" letzteres „schwarze Augen" erblicken. Befindet sich aber nur auf der Rückfläche derselben, nicht in ihrem Gewebe selbst Pigment, so erscheint die Regenbogenhaut, wie der Himmel, als ein trübes Medium von einem dunklen Hintergrunde „blau". Da sich die Pigmentzellen im Regenbogenhautgewebe erst nach der Geburt färben, so sollen, wie schon Aristoteles behauptet hat, alle Kinder mit mehr oder weniger dunkelblauen Augen geboren werden. Ist das Gewebe der Regenbogenhaut sehr schwach vom Pigment durchzogen, so erscheint ihre Farbe von ihrem dunklen Farbstoff auf der Rückwand grau. — Zahllose feine Gefäße und Nerven durchkreuzen und schlängeln sich in der Iris.

Die Iris reguliert die einfallenden Lichtstrahlen und gestattet es nur so vielen, als zur Darstellung eines Gegenstandes nötig sind. Eine merkwürdige Eigenschaft derselben und der Pupille ist, daß die letztere sich erweitert und verengt, je nachdem es die Menge oder die Seltenheit der Lichtstrahlen nötig macht. Das helle Licht nämlich, das durch die Pupille auf die hintere Wand des Auges wirkt, reizt die feinen Nerven und Muskelfasern, aus denen die Äderchen jener schwarzbraunen Tapeten bereitet sind. Sie ziehen sich stärker zusammen und pressen das Blut schnell in die Äderchen des Vorhangs. Seine Gefäße werden dadurch dicker und straffer und machen die Öffnung enger, so daß nicht zu viel Licht hindurchdringen kann, das ja nur blenden würde. In der Dunkelheit ist der Reiz nicht so stark. Alles wird da schlaffer und weiter, wodurch man auch bei wenigerem Lichte sehen kann, indem sich die Pupille erweitert.

Unter der Aderhaut liegt noch eine überaus wichtige Haut, die Netzhaut, die aus ungefähr zehn Schichten besteht und dem aus dem Gehirn tretenden Sehnerven stammt. Sie ist von Nervenfasern durchzogen, in denen Nervenzellen verschiedener Form, größere Ganglienzellen und kleinere Körner eingebettet sind, weich, glatt und von weißgrauer Farbe. Die Nervenfäserchen dringen zu den peripherischen optischen Endapparaten der Netzhaut, den Stäbchen und Zapfen vor. Diese ersteren stellen glashelle senkrechte Cylinderchen dar, während die Zapfen einer schlanken Flasche ähnlich nach oben zugespitzt erscheinen. Beide sind mosaikartig nebeneinander gereiht und die Endglieder derselben mit Pigmentzellen ausgekleidet. Die Zapfen stehen am dichtesten an derjenigen Stelle der Netzhaut, welche von einer von vorne durch die

Mitte des Auges gelegten Linie, der Sehaxe, getroffen wird. Diese Stelle wird wegen ihrer Farbe der gelbe Fleck genannt. Er ist durch ein mit sehr dünner, zarter Haut ausgekleidetes Grübchen, dessen Zusammensetzung auf diejenigen Elemente zurückgeführt ist, die zum genauen Sehen unbedingt notwendig, zu erkennen. Gerade dieses Netzhautgrübchen, dessen Durchmesser etwa einem Winkelgrade im Gesichtsfelde entspricht, ist für das Sehen von größter Wichtigkeit; es ist in diesem kleinen Abschnitte des Gesichtsfeldes die Genauigkeit des Sehens so groß, daß Abstände zweier Punkte von einer Winkelminute noch unterschieden werden. Diese Distanz entspricht der Breite eines Zapfens der Netzhaut. Dadurch, daß nun in der Netzhautgrube die Zapfen am engsten liegen, findet die genaueste Raumunterscheidung statt. Von jedem dieser Zapfen zieht sich eine Nervenfaser durch den Sehnervenstamm nach dem Gehirn, leitet daher den empfangenen Eindruck dorthin, und es kann somit der Erregungszustand jedes einzelnen Zapfens auch isoliert von den übrigen zur Empfindung kommen. Es wird daher das Licht jedes einzelnen Punktes des Gesichtsfeldes eine besondere Erregung hervorbringen und auch die Unterschiede der Lichtwirkungen oder der Helligkeit erkennen.

Den inneren Raum der Netzhaut füllt eine glashelle, gallertartige, von der feinen Glashaut umschlossene Masse, der Glaskörper, aus. Vorn trägt sie eine tellerförmige Vertiefung, in der ein gleichfalls äußerst durchsichtiger, glasheller und linsenförmiger Körper, die Krystallinse, eingebettet ruht und mit Ausnahme des Sehloches von der Regenbogenhaut bedeckt wird. Ein feines, durchsichtiges Häutchen umgiebt sie, einer Halskrause ähnlich und in strahlenförmige Falten gelegt. Man nennt es das Strahlenblättchen. Am Rande der Hornhaut entspringt ein Muskel, der Ciliarmuskel, der die Spannung jenes Häutchens verringern kann. Dann wölbt sich namentlich die vordere Fläche der Linse, und ein stärkeres Lichtbrechungsvermögen vermag das Auge geeignet zu machen, Bilder näherer Gegenstände auf der Fläche des Hintergrundes zu entwerfen.

Dem englischen Arzte Sanson gelang es, schwache Lichtreflexe innerhalb der Pupille zu beobachten, die an den beiden Flächen der Linse zu stande kommen. Es war dies eine der unscheinbarsten Erscheinungen, bei starker Beleuchtung von der Seite her im dunklen Raume und bei einer bestimmten Stellung des Beobachters und auch da nur einen schwachen nebeligen Schein zu sehen. Dieser schwache Schein erhellte aber ein bisher dunkles Gebiet der Wissenschaft, denn es war dies das erste Zeichen, das am lebenden Auge wahrgenommen worden und von der Krystallinse herrühren mußte. Sanson, dieses Reflexbildchen benützend, konnte deswegen auch untersuchen und feststellen, ob in einem kranken Auge die Linse in einer regelrechten Lage sei. Es blieb dem deutschen Gelehrten Helmholtz die Aufgabe, ein der Form nach verändertes Heliometer (ein optisches Instrument, mittels dessen die Astronomen am Himmelsgewölbe sehr kleine Sternabstände trotz ihrer scheinbaren Bewegung so genau messen, daß sie dadurch die Tiefen des Fixsternhimmels sondieren konnten) auf das bewegliche Auge anzuwenden und daher zu untersuchen, wie am lebenden Auge die Krümmung der Hornhaut, der beiden Linsenflächen, die Abstände dieser Flächen voneinander mit größerer Schärfe gemessen werden könne, als bisher am toten Auge geschehen, und um dadurch die ganze Breite der Veränderungen des optischen Apparates, soweit sie die Accomodation beeinflussen, festzusetzen. Dies Instrument wird Ophthalmometer (Augenmesser) genannt.

Außerhalb des Auges umgeben sechs Muskeln den Augapfel, die ihm die Beweglichkeit verleihen und von welchen vier gerade und zwei schiefe sind.

So kunstreich und herrlich sind unsere Sehwerkzeuge eingerichtet; aber wie wir-

ken sie, wie sehen wir? Fragen, welche nicht übergangen werden sollen. Wie in dem Vorhergehenden erwähnt worden, ist das Auge eine Camera obscura. Es ist bekannt, daß, wenn man ein viereckiges Gehäuse von Pappe oder Holz herstellt, es auf der inneren Wandung schwarz ausfüttert und in eine einzige Öffnung desselben ein konvexes Glas setzt, alle Gegenstände in einer gewissen Entfernung von dem Glase sich auf dem weißen Papier im Hintergrunde jener finsteren Kammer mit allen Farben und Bewegungen, jedoch verkehrt, abbilden. Gerade so wirkt unser Sehorgan. Es nimmt das Bild des Gegenstandes auf, wie man sich täglich an dem vorsichtig ausgeschnittenen Auge eines Tieres überzeugen kann. Da aber die Lichtstrahlen, je weiter sie gehen, desto mehr auseinander laufen, so mußten sie mehrmals im Auge gebrochen, vereinigt und auf einen Punkt gebracht werden, um ein Bild des Gegenstandes, von dem die Lichtstrahlen ausgehen, darzustellen. Dazu waren die verschiedenen Feuchtigkeiten und das dreimalige Brechen der Lichtstrahlen nötig. Erst wenn die Strahlen durch die Hornhaut, dann in die Krystalllinse hinein- und endlich wieder herausdringen, dann bilden sie hinter der Linse einen lichten Kegel, dessen Spitze der Punkt ist, von dem das Licht ausging. So werden nun von jedem Punkte des Gegenstandes, den wir sehen, solche Lichtkegel gebildet, ihre Spitze ist ein Punkt auf der Netzhaut und die tausend Spitzen setzen nun auf ihr ein herrliches punktiertes Miniaturgemälde zusammen. Aber welch ein Gemälde! Die Lichtstrahlen sind die Pinsel, die ihren Farbenreichtum selbst enthalten; das Bild kommt zum Bewußtsein in dem Gehirne und ist für die Seele bestimmt. Doch wir kehren, nachdem die Lichtstrahlenbrechung im Auge betrachtet worden, zur Vergleichung des Auges mit der Camera obscura zurück. Soll in ihr ein deutliches Bild erscheinen, so dürfen die Lichtstrahlen nur durch eine Öffnung gehen. Daher nehmen auch im Auge alle den Weg durch die Iris oder Pupille. Neben dieser fehlt auch das gewölbte Glas im Auge nicht, dies ist die Linse.

Damit wir aber nicht erst den Standpunkt, die gehörige Entfernung vom Auge suchen dürfen, in der allein wir etwas ganz deutlich sehen, damit wir das, was soeben zehn Schritte von uns entfernt war, auch dann noch deutlich sehen möchten, wenn es sich uns nun auf fünf Schritte genähert hat, so ist der Linse das Vermögen verliehen, daß sie sich bald vor-, bald rückwärts bewegen kann, je nachdem es die Annäherung oder die Entfernung des Gegenstandes erfordert, und unsere mütterliche Lehrerin, die Natur, lehrte uns, ohne unser Bewußtsein und ohne überdachte Bemühung, das Auge in die gehörige Lage zu bringen, je nachdem es die Umstände nötig machen. Ohne Bild auf der Netzhaut ist kein Sehen denkbar, aber von unendlicher Kleinheit ist dieses, insbesondere wenn man bedenkt, daß die Fäserchen des Nervennetzes auch den feinsten entfernten Gegenstand durch unendlich zarte Lichtstrahlen abbilden lassen und ein Miniaturbild der schönen, weiten Aussicht aufnehmen!

Aber wie kommt es nun, daß die Seele den Gegenstand nach seiner eigentlichen Größe empfindet? daß sie die Bilder, die alle umgekehrt auf der Netzhaut erscheinen, alle aufrecht, daß sie, obgleich die zwei Augen ihr auch zwei Bilder zuführen, doch nur eins sieht? Es ist nicht zu leugnen, daß diese Fragen einige Schwierigkeiten haben. Vor allem aber ist wohl ausgemacht, daß Gewohnheit, Erfahrung und Gefühl die Seele von der wahren Größe einer Sache überzeugen, so daß die Kleinheit des Bildes auf ihre Vorstellung keinen Einfluß hat. Ein blindgeborener Mensch kann keinen Begriff für rund und eckig, dick oder dünn haben, bis ihn die Erfahrung durch den Tastsinn und die Auffassung belehrt. Die Verschiedenheit der Krystalllinse läßt den Schluß zu, daß nicht alle Menschen alles gleich groß sehen.

Das Bild, welches auf der Netzhaut erscheint, ist nur das Mittel, wodurch die Lichtstrahlen je eines Punktes des Gesichtsfeldes auf je ein lichtempfindliches Netzhautelement konzentriert werden, wir sehen das Netzhautbildchen also selbst nicht. Deshalb sehen wir die Gegenstände, obgleich sie sich verkehrt auf der Netzhaut abspiegeln, doch aufrecht.

Unter den subjektiven Einflüssen auf das Sehen seien die Spiegelbilder oder entoptischen Erscheinungen bemerkenswert, die ihren Ursprung darin haben, daß die Lichtstrahlen, welche in das Auge fallen und nicht gebrochen werden, eine Reihe im Auge selbst befindlicher Objekte sichtbar machen. So werfen dunkle Teilchen ihren Schatten auf die Hornhaut, besonders aber solche im Glaskörper auf die Netzhaut, die man als „fliegende Mücken" kennt. Die Netzhaut zeigt deutliche Ermüdungserscheinungen, welche in subjektiven Gesichtsempfindungen sich geltend machen. Jeder Gesichtseindruck hinterläßt eine kurze Zeit ein subjektives Nachbild. Ein Farbenkreisel, ein glühendes Eisen oder Kohle in rascher Umdrehung zeigen einen Farbenring, der längere Zeit auf unserer Netzhaut eine Einwirkung hat, und die Reizung dauert mit der letzteren, wie sie sich mindert, wenn die Einwirkung des Reizes in einiger Zeit aufhört. Beschattet man mit der Hand das Auge, wenn helle Gegenstände ihr Licht in dasselbe werfen, oder schließt hernach das Auge, so nimmt man diese subjektiven Nachbilder am leichtesten wahr. Der lichte Gegenstand stellt das positive Nachbild, bei welchem sich die hellen Stellen desselben hell zeigen, dar, während bei dem negativen Nachbild die hellen Stellen dunkel, die dunklen hell erscheinen. Blickt man daher auf eine helle Fläche, während das positive Nachbild, in dem normaler Sehreiz andauert, besteht, so verwandelt sich das positive Nachbild sofort in das negative, das heißt es kommt uns die geringere Empfindlichkeit des Lichtes der Netzhaut, auf der das Nachbild entsteht, zum Bewußtsein. Dasselbe ist der Fall bei farbigen Gegenständen, bei welchen positive und negative Nachbilder entstehen. Das positive Nachbild erscheint bei kurzer Einwirkung wie der gesehene Gegenstand in seiner gleichen Farbe, während das negative die komplementären Farben besitzt. Es läßt sich dies als Ermüdungserscheinung der Organe deuten, welche die Grundfarbenempfindungen veranlassen. Starke und grelle Erregung durch raschen Blick zur Sonne erzeugt farbige Nachbilder, die in ihrem Farbenwechsel, der als farbiges Abklingen der Nachbilder bezeichnet wird, jedermann bekannt sind. Aus allem diesem möge nun hervorgehen, daß die Gesichtswahrnehmungen nicht etwa einfache Empfindungen, sondern zum größten Teil Resultate unseres Urteils, unserer Erfahrung sind. Jeder Anschauung, die auf Erfahrungen gerichtet, liegt das Urteil zu Grunde, obwohl meist jedes Bewußtsein fehlt. Die Verknüpfungen der Vorstellungen geschehen nicht bewußt und nicht willkürlich, sondern wie bei den unmittelbaren Wahrnehmungen, wie durch eine zwingende Macht, wie durch eine blinde Naturgewalt hervorgerufen; sie geben uns Anschauungen von der räumlichen Anordnung der Körper mit sinnlicher Lebhaftigkeit.

Überall spielt der Geist in das materielle Geschehen mit hinein. Wir bekommen in der Seele Vorstellungen, wie sie Gewohnheit und Erfahrung berichtigt. Die Seele hat nichts mit Bildern zu thun, sondern mit der Sache selbst, daher hören und sehen wir nicht doppelt und schmecken nicht hundertfach.

Das Sehen selbst ist eine Kunst, die der Mensch wie das Sprechen und Gehen durch Übung erlernen muß. Ein Blinder, dem sein Augenlicht wieder gegeben wurde, glaubte nach Erlangung seines Gesichtes, alles, was er sehe, berühre seine Haut. Von Gestalt hatte er keinen Begriff und mußte alles, was ihm durch das Gefühl schon zuvor bekannt geworden war, durch das Gesicht aufs neue kennen lernen. Er verwunderte sich, wie

das, was seinem Gefühle am angenehmsten gewesen war, nicht gerade immer auch diesen Eindruck durch das Auge auf ihn machte. Gemälde kamen ihm als buntscheckige Flächen vor und da er hernach wirklich die Figuren, die sie darstellten, sah, so erstaunte er, daß sich alles glatt anfühlte, und fragte: welcher von den beiden Sinnen ein Betrüger sei, das Gefühl oder das Gesicht? Fast noch rührender äußerte sich die Freude eines Blinden, der eine glückliche Operation überstand. Die ganze Verwandtschaft stand um ihn, um die erste Äußerung zu beobachten. Im Augenblicke, als er die ersten Lichtstrahlen empfand, blickte er mit Entzückung auf den Arzt und schien ihn mit sich zu vergleichen. Jetzt konnte sich die gerührte Mutter nicht länger halten und fiel ihm laut weinend um den Hals. So wie er ihre Stimme hörte, rief er: Gott! wo bin ich? Sind Sie meine Mutter? und nun fiel er in Ohnmacht. Wie er wieder zu sich kam, machte vorzüglich das Frauenzimmer, für das er noch blind eine besondere Zuneigung gefühlt hatte, einen großen Eindruck auf ihn. Wo bin ich? rief er; was habt ihr mit mir gemacht? Das heißt ihr sehen? Seid ihr auch so entzückt, wenn ihr sagt, ich bin erfreut, Sie zu sehen? Wie diese Blinden, so lernt auch der Mensch die Kunst des Sehens nur nach und nach. Das Kind greift nach Gegenständen, die viel weiter als die Länge seines Armes von ihm entfernt sind, wirft kleine Spielsachen in eine Öffnung, die kleiner ist als seine Hand, und will sie herauslangen und hat noch keine richtige Vorstellung von Entfernung, Verhältnis, Umfang. Alles scheint ihm eine bunte Fläche zu sein und erst das Gefühl muß diese Vorstellungen berichtigen. Was ihm in einer Fläche zu liegen scheint, das hält es für gleich nahe, und erst die verschiedenen Wege, die es zu machen hat, um dahin zu gelangen, belehren es über Nähe und Entfernung. So kommen eine Menge Schlüsse und Erfahrungen dem Gesicht zu Hilfe. Die Erfahrung ist demnach die Lehrerin unseres Gesichts, und in hundert Fällen sagen wir, wir sehen etwas, wo wir bloß mit unbegreiflicher Schnelle aus ähnlichen Erscheinungen schließen. Aber es wäre sehr unrecht, unseren Gesichtssinn für einen mangelhaften, trügerischen Sinn zu erklären. Wie viele tausend Vorstellungen, welche herrlichen Wohlthaten und Genüsse verdanken wir ihm! Unermeßlich ist sein Wirkungskreis.

Es ist bekannt, daß nicht alle Menschen in gleicher Entfernung die Gegenstände gleich gut sehen. Übung und Gewohnheit leisten hierin unglaublich viel, und nach und nach gewöhnt sich das Auge wie die übrigen Sinneswerkzeuge an alles, ohne daß es einen besonderen Reiz oder Eindruck mehr macht. Die entzückende Aussicht wird an Reiz verlieren, wenn sie immer vor Augen sich bewegt und in ihrem Farbenspiele nicht ermüdet; dagegen übt eine minder reiche durch Neuheit und Abwechselung einen immer wieder anmutigen Eindruck aus. Dem Alpenbewohner werden die schauerlichen Schlünde und Klüfte der Felsen, wie dem Maurer die steilen Dächer so gewöhnlich, daß sie ohne Furcht dieselben übersteigen und die Furchtsamkeit anderer bei diesem Anblicke nicht begreifen können.

Bei einer großen Menge Menschen findet man, daß die einen weitsichtig, die anderen kurzsichtig sind. Die Ursache hiervon ist entweder und in der Regel der Struktur des Auges oder einer fehlerhaften Angewöhnung zuzuschreiben. Vermöge des oben erwähnten Augenmessers ist der individuelle Fehler der Accomodation zu erkennen. Ist die Krystalllinse zu rund oder zu platt, oder ist ihr Vermögen, sich vor- und rückwärts zu bewegen, verloren gegangen, so entsteht der eine oder andere Fehler. Um diese zu verbessern, gebrauche der Kurzsichtige konkave oder Hohlgläser, der Weitsichtige konvexe oder erhabene. Jene zerstreuen die einfallenden Lichtstrahlen und vereinigen sie weiter hinter der Kry-

stalllinse; diese, die erhabenen, brechen die Lichtstrahlen und vereinigen sie näher hinter der Krystalllinse.

Gleich solcher Formverschiedenheit zeigt auch manchmal die Hornhaut in einer Richtung eine stärkere Krümmung, so daß statt des Lichtpunktes eine Lichtlinie entsteht, wodurch ungenaue Bilder gesehen werden. Hiergegen dienen sogenannte Cylinderbrillen, die nur nach einer Richtung gekrümmt sind. Wenn wir auch noch einer Formverschiedenheit gedenken wollen, so bietet solche das Auge des Japaners, Chinesen und des Koreaners, das als „schiefes Auge“ oder Schlitzauge als Rassenunterschied zu gelten hat. Der Augapfel ist nicht im mindesten verschieden von dem des Europäers, sondern der Unterschied, wie er gerade gedacht wird, liegt in den dem Augapfel umgebenden Knochen und Weichteilen, namentlich in den Lidern. Am oberen Lide des Auges des Japaners befindet sich eine Falte und es fehlt die dem Auge des Europäers eigene Einsenkung zwischen Lid und Stirnrand. Die Falte liegt tiefer als beim Europäer, sie hängt herab und bedeckt den freien Lidrand, wo die Augenwimpern angewachsen sind; sie zieht sich schief und scharf über den inneren Augenwinkel weg und schlägt sich nach unten um, den Augenwinkel und mit ihm den roten Wulst, die Thränenwarze, verdeckend. Das Schiefstehen der Augen, welches die Gesichtszüge der chinesischen Rasse zeigen, ist nach Ph. v. Siebold nur ein Schiefstehen der Augenlider, ein Herabsinken derselben gegen die Nase. Bei den inneren Augenwinkeln zieht sich nämlich eine Hautfalte in einer schiefen Richtung vom oberen Augenlide über das untere herab. Es ist nicht zufällig (krankhaft), nicht gekünstelt, sondern eine im Baue der Schädel- und Gesichtsknochen dieses Volksschlages gegründete eigentümliche Bildung der äußeren Teile des Auges.

Ein verdienstvoller russischer Forscher, E. Metschnikow, weist nach, daß das charakteristische Mongolenauge bei der kaukasischen Rasse als provisorische Bildung vorkommt. Bei den Russen tritt das Mongolenauge unzweifelhaft als provisorische Bildung bei den Kindern auf. Auch bei den Juden kommt sie vor.

Die Augenärzte bezeichnen eine in Europa vorkommende Mißbildung der Augenlider, welche die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Mongolenauges in einem stärker ausgeprägten Grade wiedergiebt, als Epikanthus, welche Regelwidrigkeit nach v. Ammon in einer „halbmondförmigen, nach außen konkaven Hautfalte besteht, die nach innen zu von den beiden inneren Augenwinkeln an der Nasenwurzel sich erhebt, oben in die Brauen, unten in die Wangenhaut übergeht“. Diese Beschreibung beweist, daß der Epikanthus mit dem Mongolenauge übereinstimmt, nur daß bei ihm die Seitenfalte nicht nur die Thränenkarunkel, sondern auch einen mehr oder weniger großen Teil des übrigen Auges verdeckt. v. Ammon nennt den Epikanthus eine excessive Entwickelung der Haut an der Nasenwurzel.

Obwohl nun das Sehorgan in seiner einzigen Auffassung den Anspruch erheben kann, ein ausgefülltes Gemälde mit richtiger Schatten- und Lichtverteilung zu sein, so darf doch hier nicht außer acht gelassen werden, daß eine unterstützende Aufgabe dem Gehörsinn obliegt, um jene Füllung zu vervollständigen und dem individuellen Denken freies Spiel zu lassen.

Denkt man sich eine Wahl, ob blind oder taub zu sein, „es tagt nicht“ und „kein Laut schallt“! Wer — wie Klopstock an Hegewisch, den Blinden, seine Gefühle ausdrückt — entschlösse sich schnell, wen erschreckte nicht das Grauenvolle der Wahl? Bei des Gehörs Verlust lebst du mit den Menschen nicht mehr. Willst du blind sein, entfliehst den Sterblichen nicht; das freundliche Wort des Geliebten entbehrst du nicht. Vom leisesten Hauch bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten lei-

denschaftlichen Schrei bis zum sanftesten Worte der Vernunft spricht zu dir die Natur und offenbart dir ihr Dasein, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältnisse, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sehbare versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann.

Entbehrst nicht die Bezaubrung, wenn beide, darreichend die Schwesterhand,
Durch Eintracht sich erhöhn.
Und gelehriges Ohres, entzückt, die Trommel und das Horn vernimmt
Den Nachhall im Gebirg.
Wer taub dann ihn gewahrt in der Freude, den Blinden,
Der trübt den Blick
Vor Mitleid mit sich selbst.

Wir hören den Ton der Glocke und sagen: die Glocke tönt, wiewohl sie nur schwingt und der Ton erst im Ohr des Hörers entsteht, denn keine Bedeutung haben jene Schwingungen für den Tauben. Die schwingende Saite bedingt den Ton insoweit, als sie zunächst durch ihre Stöße die Luftteilchen in Bewegung setzt, die dann ihrerseits das Trommelfell erschüttern, wodurch nach und nach verschiedene Teile eines besonderen Sinnesapparates in Erzitterung kommen, die zuletzt auf eine für uns unerklärliche Weise jenen Seelenvorgang hervorruft, dessen wir uns als Tonempfindung bewußt werden. Ähnlich verhält es sich mit der Farbenempfindung, welche wir bei dem Anblick verschiedener Körper haben. Die Blätter der Rose sind nicht rot, sondern die Empfindung nur ist es, welche durch sie in dem Auge des Sehenden hervorgerufen wird und für den Blindgeborenen nicht vorhanden ist. Die Blätter setzen die zwischen ihnen und dem Auge liegenden Teilchen einer nicht greifbaren Flüssigkeit, des Lichtäthers, in eine oscillierende Bewegung; indem diese Bewegung dann an den Enden des Sehnerven im Hintergrunde des Auges anlangt, wird abermals auf eine uns verborgene Weise ein Seelenvorgang erweckt, den wir als Lichtempfindung bezeichnen. Dieselbe Wirkung drückt der am Gehörnervenende befindliche Apparat aus; er wandelt sie in eine Schallempfindung um. Eine Bestätigung für die Richtigkeit dieser Aussage finden wir in folgender Thatsache: die Elektricität erregt alle Nerven; reizen wir nun den Sehnerven durch einen elektrischen Schlag, so haben wir Lichtempfindung, dagegen eine Schallempfindung, wenn der Gehörnerv gereizt wird. Wenn die Nervensubstanz vom Licht durch das Auge, vom Schall durch das Ohr getroffen verschiedenartige Empfindungen erhält, so kann der Grund davon nicht in ihr selbst liegen, sondern nur in der Art, wie sie erregt wird. Der Augennerv würde hören und der Gehörnerv sehen, wenn die inneren Endapparate ihre Stellen gegeneinander vertauschten.

Wenn dem Auge die schwingende Bewegung durch das Vibrationsmikroskop sichtbar gemacht wird, so ist es im stande, alle verschiedenen Formen von Schwingungen voneinander zu unterscheiden, auch solche, welche das Ohr nicht zu unterscheiden vermag. Aber das Auge ist nicht im stande, unmittelbar die Zerlegung der Schwingungen auszuführen, wie es das Ohr thut. Das Auge unterscheidet die Form der Schwingungen als solche und unterscheidet alle verschiedenen Formen der Schwingungen; das Ohr dagegen unterscheidet nicht alle verschiedenen Schwingungsformen, sondern nur solche, welche in pendelartige Schwingungen zerlegt verschiedene Bestandteile ergeben, aber indem es eben diese Bestandteile einzeln unterscheidet und empfindet, ist es dem Auge, welches dies nicht kann, wieder überlegen. Diese Zerlegung der Schwingungen in einfache pendelartige ist eine sehr auffallende Eigenschaft des Ohres. Diese drückt sich aus, wenn der Dämpfer des Klaviers gehoben und irgend ein Klang kräftig gegen den Resonanzboden wirkt. Eine Reihe von Saiten wird in Mitschwingung gebracht, nämlich alle die Saiten und nur die Saiten, welche den einfachen Tönen entsprechen, die in dem angegebenen Klange enthalten sind. Auf rein mechanischem Wege tritt eine ähnliche

Trennung der Luftwellen ein wie durch das Ohr, indem die an sich einfache Luftwelle eine gewisse Anzahl von Saiten in Mitschwingung bringt und indem das Mitschwingen dieser Saiten von demselben Gesetze abhängt wie die Empfindung der harmonischen Obertöne im Ohre. Könnten wir jede Saite eines Klaviers mit einer Nervenfaser so verbinden, daß die Nervenfaser erregt würde und empfände, so oft die Saite in Bewegung geriete, so würde in der That genau, so wie es im Ohr der Fall, jeder Klang, der das Instrument trifft, eine Reihe von Empfindungen erregen, genau entsprechend den pendelartigen Schwingungen, in welche die ursprüngliche Luftbewegung zu zerlegen wäre, und somit würde die Existenz jedes einzelnen Obertones genau ebenso wahrgenommen werden, wie es vom Ohre wirklich geschieht. Die Empfindungen verschieden hoher Töne würden unter diesen Umständen verschiedenen Nervenfasern zufallen und daher genau ganz getrennt und unabhängig voneinander zu stande kommen. Gestattet das Auge in die mikroskopisch kleinste Organisation zu blicken und daraus unser Denkvermögen zu stählen und zu erweitern, so wird durch den Gehörsinn der Zusammenhang der Sinnesempfindlichkeit mit dem Baue des empfindenden Organs dadurch wenn nicht zum Verständnis gebracht, doch geahnt. Ist das Sehen von Lichtempfindungen, das Hören von Schallempfindungen abhängig, so werden diese Wirkungen nur hervorgerufen, wenn die Lichtstrahlen in gerader Linie auf die Netzhaut fallen; denn Finsternis, verschlossene Thüren, Schlummer machen es unwirksam. Das Ohr dagegen nimmt von allen Seiten den Schall auf und ist durch keinen Riegel in seiner Wirksamkeit gehemmt, selbst im Schlummer bleibt es noch ein treuer Wächter.

Bei alledem müssen wir noch der menschlichen Stimme gedenken, dieses unentbehrlichen Dolmetschers unserer Gefühle und Gedanken, durch deren Klang die innersten und die innigsten Schwingungen des Seelenlebens geoffenbart werden, für die das einfache schlichte Wort nicht ausreicht, und eine Kunst, die unsere ganze Seele gefangen nimmt — wir nennen sie Musik. Um auch diese verständlich zu machen, müssen wir in das Innere des Ohres blicken und daran unsere weiteren Betrachtungen knüpfen. Bei den Gehörwerkzeugen werden, um sie bei ihrer Mannigfaltigkeit unter gewisse Gesichtspunkte zu bringen, dreierlei unterschieden, das äußere, das mittlere und das innere Ohr.

Zum äußeren Ohr gehört die Ohrmuschel mit den vielen Krümmungen, Erhöhungen und Vertiefungen, die alle ihre eigenen Namen führen und geeignet sind, die Schallwellen aufzufassen und fortzuleiten. Sie überzieht straff die Haut, ohne daß Fett dazwischen läge. Außer der Haut befestigen diese stark hervorragende und uns zur Erleichterung sehr biegsame Ohrmuschel eigene Bänder an den Kopf, sowie mehrere Muskeln dazu da sind, ihn nach mehreren Richtungen etwas bewegen zu können. Zwei Knorpel schützen den Eingang des äußeren Gehörganges; der eine liegt eckig vorn, der andere ihm gegenüber.

Zwischen beiden ist der Ausschnitt, das Thor des Schalles. Dieser Gang selbst fängt in den Vertiefungen in der Mitte des Ohrknorpels an und bildet eine Röhre, die bis zum Trommelfelle reicht. Nach vorn zu ist sie knorpelartig, nach hinten zu knöchern und eigentlich zu den Schläfenbeinen gehörig. Das noch ungeborene Kind hat statt dieses Ganges bloß einen Ring mit einer schmalen Furche, worin das Trommelfell befestigt ist. Erst nach der Geburt bildet sich dieser Gehörgang und nimmt zu. Ihn bekleidet die äußere Haut und geht bis zum Trommelfelle. Unter ihr sind eine Menge Drüsen, welche das sogenannte Ohrenschmalz absondern. Dieses ist von bitterem Geschmacke und hält fremde Gäste ab, wie es auch letztere ob der Klebrigkeit gefangen hält. Die Scheide-

wand zwischen dem äußeren und mittleren Ohr macht das Trommelfell, das mit seinem Ringe ziemlich schlaff ausgespannt ist.

Es ist dies eine zarte, durchsichtige Haut und etwas schräg oben nach vorwärts gehend ausgespannt und in gesundem Zustande völlig verschlossen. Sie besteht aus zwei Lamellen, deren eine von der Beinhaut des Gehörganges, die andere von der Beinhaut der Trommelhöhle gebildet wird. Zwischen beiden liegt ein sehr feines Netz von Gefäßen. Dieses merkwürdige zum Auffangen der Luftschwingungen und ihrer Fortleitung nötige Trommelfell kann angespannt und erschlafft werden. In der Mitte ist es nabelförmig eingezogen. Helmholtz hat nachgewiesen, daß Häute, Membranen, welche wie das Trommelfell nabelförmig ausgespannt sind, besonders stark und leicht von verschiedenen Tönen in Mitschwingungen versetzt werden können, während flach gespannte Membranen je nach ihrer Größe und Spannung — gespannten Saiten entsprechend — wesentlich nur für einen Ton abgestimmt sind.

Hinter dem Trommelfelle befindet sich der Teil der Gehörwerkzeuge, den man das mittlere Ohr nennt. Zu diesem gehört die Trommel- oder Paukenhöhle, ein mit Luft gefüllter Raum, der sich vom Trommelfelle bis zum Labyrinthe erstreckt und einen gewölbten, etwas aufrecht gekehrten Boden hat. Vier kleine Knöchelchen verschiedener Gestalt liegen in der Paukenhöhle. Diese heißen: Hammer, dessen Gestalt Kopf, Hals und Handhabe unterscheiden läßt, der Amboß und Steigbügel mit dem linsenförmigen Beinchen. Der Hammer ist mit seinem Griffe an das Trommelfell eingewachsen, indem er zwischen die innere und mittlere Hautschicht desselben hineingeschoben ist; sein Ende liegt in der Mitte des Trommelfelles und zieht diese so nach einwärts, daß dadurch der oben erwähnte nach außen konkave, nach innen konvexe Nabel des Trommelfelles entsteht. Der Kopf des Hammers bildet mit dem anliegenden Amboß eine Gelenkverbindung. Der Amboß ähnelt einem Backenzahne mit zwei Wurzeln, deren längere frei in die Paukenhöhle hineinragt und den mit der Fußplatte nach oben gerichteten Steigbügel trägt, die kürzere liegt rückwärts gegen die hintere Wand der Paukenhöhle. Drei Muskeln bewegen und spannen die Gehörknöchelchen.

Die Paukenhöhle steht mit der hinteren Nasenöffnung im Rachen durch einen 3 bis 4 cm langen Kanal, die „Eustachische Röhre“ oder „Ohrtrompete“, in Verbindung. Letztere hat den Zweck, die Luft der Trommelhöhle mit der äußeren Luft in Verbindung zu setzen, so daß also auf beiden Seiten des Trommelfelles der gleiche Luftdruck lastet, ein Umstand, der für die Schwingungen dieser Haut von besonderer Wichtigkeit ist. Eine Verstopfung der Ohrentrompete kann daher Schwerhörigkeit zur Folge haben. Sie ist für die Sicherung des Trommelfelles gegen sehr starke Stöße von größter Wichtigkeit. Wenn die Erschütterung der Luft, die beim Abfeuern einer Kanone entsteht, nur von einer Seite gegen das Trommelfell stieße, so würde sie dasselbe unbedingt zerreißen; da dieser Stoß aber gleichzeitig von außen durch den Gehörgang und von innen durch die Eustachische Röhre erfolgt, so ist die Gefahr der Verletzung des Trommelfelles eine viel geringere. Aus diesem Grunde wird dem angehenden Artilleristen das Öffnen des Mundes beim Abschießen der Kanone empfohlen.

Den dritten Teil des Ohres bildet das Labyrinth, ein kompliziertes System von Kanälen, in welchem die Endorgane des Gehörnerven, die von einer wässerigen Flüssigkeit umspült werden, liegen. Das Labyrinth besteht aus dem Vorhofe, den drei Bogengängen und der Schnecke. Der Vorhof bildet den mittleren Teil und besteht aus einer kleinen Höhle, die sich hinter der Trommelhöhle befindet. Zwei Vertiefungen hat dieser Behälter, die

durch eine Hervorragung voll feiner Löcher hervorgebracht werden. In ihnen liegen kleine Säckchen, mit einer hellen Flüssigkeit gefüllt. Hinter diesem Vorhofe befinden sich die drei Bogengänge des Labyrinths. Sie sind gekrümmt und öffnen sich mit zwei Mündungen in den Vorhof. Vor ihm liegt in einer schrägen Richtung die Schnecke, deren Windungen um einen kegelförmigen Körper herumlaufen. Dieser ist hohl, an seinen Seitenflächen wie ein feines Sieb durchlöchert und dient als Hauptkanal für die Nervenmasse in der Schnecke. Seine Grundfläche liegt nach dem inneren Gehörgange gekehrt und seine Spitze trägt einen trichterförmigen hohlen Körper, der einen Deckel von Knochenmasse hat und eine Kuppel bildet. Um diesen Kegel läuft ein Kanal, der zwei Windungen und eine halbe macht. Im rechten Ohr ist er rechts, im linken links gewunden. Eine ebenfalls gewundene Scheidewand teilt diesen Kanal in zwei kleinere, wovon die eine sich durch das runde Fenster in die Paukenhöhle, die andere in den Vorhof öffnet. Kanäle und Wasserleitungen verführen und verbreiten in diesen Teilen eine feine, helle Feuchtigkeit, die man Gehörwasser heißt. Zarte Gefäße hauchen diese unaufhörlich aus, damit die weiche Nervenmasse immer feucht erhalten werde und den Eindruck des Schalles empfinde. Andere Kanäle führen den Überfluß wieder ab. In der Schnecke sind drei neben- und übereinander liegende Gänge enthalten, welche untereinander in keiner Verbindung stehen. Der untere Gang, die Trommelhöhlentreppe, steht durch das runde Fenster mit der Trommelhöhle in Verbindung. Diese Verbindung ist jedoch keine unmittelbare, da das runde Fenster durch eine zarte Haut, das Nebentrommelfell, verschlossen ist. Von den oberen Gängen heißt der nach innen zu gelegene die Vorhoftreppe, der äußere die mittlere Treppe oder der Schneckenkanal, beide münden in den Vorhof. Die innere Oberfläche des Labyrinths ist mit einem zarten Häutchen ausgekleidet, das, wie oben berührt, eine Flüssigkeit (Cotunnisches Wasser) absondert. Von diesem Wasser umspült, liegen im Vorhofe nebeneinander zwei häutige Säckchen, das eiförmige und das kugelförmige Säckchen. Von dem eiförmigen Säckchen gehen als dessen Verlängerungen die häutigen Bogengänge aus, welche die knöchernen nicht ganz ausfüllen und, wie diese, Ampullen bilden. Das kugelförmige Säckchen hängt mit der mittleren Treppe zusammen. Das eiförmige Säckchen und die drei Ampullen empfangen den einen Ast des Gehörnervs — den Vorhofnerv —, während der zweite, der Schneckennerv, ein Ästchen für das kugelförmige Säckchen abgiebt, dann in die Achse der Schnecke eindringt und seine Fasern zur mittleren Treppe sendet. In den beiden Säckchen und den drei Ampullen finden sich nervöse Endorgane von gleichem Baue: die Wand jener Teile ist nämlich an einer Stelle verdickt und bildet dort eine nach innen vorspringende Leiste, welche sich durch gelbliche Färbung auszeichnet. Diese Leisten sind mit Zellen überkleidet, zwischen welchen die Nervenenden als feine Hörhaare hervortreten. Sodann sind Säckchen und häutige Bogengänge mit einer eiweißhaltigen Flüssigkeit erfüllt, in welcher sich den Hörhaaren anliegend Kryställchen kohlensauren Kalkes (Otolithen, Hörsteinchen) vorfinden. Überaus künstlich endigt der Gehörnerv in der Schnecke. Dort dringt derselbe durch das Spiralblatt in die häutige Schnecke, in welcher seine Fasern zwischen Schneckenkanal und Trommelhöhltreppe auf der Membrana basilaris das sogenannte Cortische Organ bilden. Diese Gebilde wurden erst in neuester Zeit vom Marchese Corti entdeckt und nach ihm Cortisches Organ genannt. Jene feinen Fasern sind akustisch, bilden zum Teil ein sehr feines Fibrillennetz, schicken wieder Fasern in die Hörzellen ein und setzen sich in Form elastischer Stäbchen, die Hörstäbchen genannt werden, fort. Diese Stäbchen werden durch die mittels äußerer Schallwirkung

im Labyrinthwasser erzeugten Wellen in Mitschwingungen versetzt und dadurch die Nervenfasern in Erregung gebracht. Es ist das Cortische Organ zwar nicht das eigentliche musikalische Organ, jedoch müsse immerhin in demselben das Hauptinstrument zu der außerordentlich feinen Tonunterscheidung gesucht werden.

Die vorher genannte Membrana basilaris besteht aus außerordentlich feinen Fasern — wie oben dargelegt worden —, auf welchen sich, an die Hämmerchen eines Klavieres erinnernd, die in zwei Reihen gestellten s-förmig gekrümmten Cortischen Bögen erheben. Neben diesen liegen dann nach innen zu eine, nach außen zu mehrere Reihen von Zellen, welche an ihren oberen Enden Haare tragen und daher Haarzellen heißen. Zu diesen Haarzellen tritt direkt der Nerv. Die s-förmig gekrümmten Gebilde steigen mit einer unteren Endanschwellung von der Grundmembran auf und endigen oben mit einer Art Gelenkstück, das Fasern zweiter Reihe verbindet. Letztere bilden den absteigenden Teil des Bogens und sind glatte biegsame cylindrische Fäden mit verdickten Enden.

Die Cortischen Bögen werden von der Grundmembran aus erschüttert und deren Schwingungen den Endorganen der Nervenleitung mitgeteilt. Nach Waldeyer sind etwa 4500 äußere Bogenfasern in der menschlichen Schnecke enthalten. Rechnen wir, wie Helmholtz darthut, 300 auf die außerhalb der in der Musik gebrauchten Grenzen liegenden Töne, deren Tonhöhe nur unvollkommen aufgefaßt wird, so bleiben 4200 für die sieben Oktaven der musikalischen Instrumente, das heißt 600 für jede Oktave, 50 für jeden halben Ton, jedenfalls genug, um die Unterscheidung kleiner Teile eines halben Tones, soweit eine solche möglich ist, zu erklären.

Nach W. Preyers Untersuchungen können geübte Musiker in der zweigestrichenen Oktave Unterschiede von 0,5 einer Schwingung in der Sekunde sicher erkennen. Das wären 1000 unterscheidbare Tonstufen in der Oktave zwischen 500 und 1000 Schwingungen für die Sekunde. Gegen die Grenzen der Skala hin ist die Unterscheidungsfähigkeit eine geringere. Mit Berücksichtigung davon erscheinen die 4200 Cortischen Bögen wohl als ausreichend, um diesen Grad von Feinheit der Unterscheidung herzustellen. Aber selbst wenn sich herausstellen sollte, daß eine viel größere Zahl als 4200 Tonstufen in der ganzen Skala unterscheidbar wären, so läge darin kein Hindernis für die Annahme des gelehrten Helmholtz. Denn wenn ein Ton angegeben wird, dessen Höhe zwischen der von zwei benachbarten Cortischen Bögen liegt, so wird er beide in Mitschwingungen versetzen, denjenigen aber stärker, dessen eigenem Tone er näher liegt.

Wird ein einfacher Ton dem Ohre zugeleitet, so müssen diejenigen Cortischen Bögen, die mit ihm ganz oder nahehin im Einklang sind, stark erregt werden, alle anderen schwach oder gar nicht. Es wird also jeder einfache Ton von bestimmter Höhe nur durch gewisse Nervenfasern empfunden werden, und verschieden hohe Töne werden verschiedene Nervenfasern erregen. Wenn ein zusammengesetzter Klang oder ein Accord dem Ohre zugeleitet wird, so werden alle diejenigen elastischen Gebilde erregt werden, deren Tonhöhe den verschiedenen in der Klangmasse enthaltenen einzelnen Tönen entspricht, und bei gehörig gerichteter Aufmerksamkeit werden also auch alle die einzelnen Empfindungen der einzelnen einfachen Töne einzeln wahrgenommen werden können. Der Accord wird in seine einzelnen Klänge, der Klang in seine einzelnen harmonischen Töne zerlegt werden müssen.

Den Kopfknochen kommt ebenfalls eine Schallleitung zu, denn schlägt man eine Stimmgabel an, setzt sie auf die Kopfknochen, z. B. auf das Scheitelbein oder an die Zähne, so hört man den Ton durch die Knochenleitung. Die Richtung, woher der Schall kommt, zu unterscheiden, können wir annähernd bestimmen,

wenn die Schallwellen in der geradlinigen Verlängerung des äußeren Gehörganges rechtwinkelig auf das äußere Ohr auftreffen; in diese Linie verlegen wir die Richtung des schallenden Körpers nach außen. — Je größer die Masse des schallenden Körpers ist, je schnellere und weitere Schwingungen er macht, desto mehr wird das Schallmittel verdichtet und verdünnt, also desto stärker ist der erzeugte Schall. Hohe Töne sind unter übrigens gleichen Umständen stärker als tiefe.

Von gewissem Interesse sind die Klangfiguren. Wenn man nämlich eine regelmäßig geformte Glas- oder passende Metallscheibe in eine Schraube einspannt und dann mittels eines starken mit Kolophonium gut geriebenen Bogens an einem der etwas abgerundeten Ränder vertikal abwärts streicht und dadurch zum Tönen bringt, so zerlegt sich dieselbe in mehrere Teile, von denen je zwei benachbarte nach entgegengesetzter Richtung schwingen und durch in Ruhe bleibende Linien, „Knotenlinien", getrennt sind. Letztere macht man ersichtlich, wenn auf die tönende Platte etwas trockener feiner Sand geworfen wird. Er sammelt sich an den ruhenden, das ist an den Knotenlinien, wodurch dann eine Klangfigur entsteht. Die Klangfigur hängt im allgemeinen von der Gestalt der Scheibe, von der Stelle, wo sie eingespannt ist und wo sie gestrichen wird, ferner von der Höhe des Tones ab. Je höher der Ton ist, desto zusammengesetzter ist die Klangfigur, das heißt in desto kleinere schwingende Teile teilt sich die Platte ab. — Füllt man eine Glasglocke teilweise mit Wasser, bestreut dessen Oberfläche mit Hexenmehl und streicht die Glocke am Rand, so kann man vermöge der Figur, welche das Hexenmehl zeigt, zwei sich rechtwinkelig kreuzende Knotenlinien deutlich wahrnehmen. Die dabei entstehenden Wasserwellen sind äußerst niedlich und schön, und man kann sie auch bekommen, wenn man auf tönende ebene Platten Wasser bringt.





Litterarische Mitteilungen.

Friedrich Spielhagens Selbstbiographie.



Friedrich Spielhagen hat seine Selbstbiographie* wesentlich als Theoretiker seiner Kunstübung entworfen. Wohl berichtet er, woher er stammt, woher sein Geschlecht, wo die Stätten seiner Kindheit waren und welche Fata der Jüngling erlebte; doch tritt das biographische Detail hinter einer anderen und, wie mir scheinen will, wichtigeren Behandlungsweise zurück: die Einflüsse will der Biograph schildern, welche dem Dichter die Richtung gaben, die in seinen Werken lebendig vor unseren Sinnen liegt. Die Quellen will er aufspüren, aus denen seine Phantasie ihre Nahrung sog; die Gestalten schildern, welche ihm die Modelle für die meisten seiner Helden waren. Der innere Entwickelungsgang beschäftigt die rückdenkende Phantasie des Lebensschilderers in viel höherem Grade als die äußeren Geschehnisse. Ist die Werkstatt des Dichters ein Mysterium für alle Draußenstehenden, so vermag vielleicht der Dichter selbst, in sich hineinschauend, einige Beiträge zum Verständnis des Rätsels aufzuspüren. Spielhagen nennt seine Biographie in der Vorrede eine „Generalbeichte", und er nennt sie so, weil er getreulich berichten will, was er fand, damit die Kenner seiner Werke zu beurteilen vermögen, was er außer dem Gefundenen erfand. Diese Doppelwirkung des realen Lebens und der Phantasie ist der Kern der durch ein fleißiges Schriftstellerleben praktisch und theoretisch befestigten Ansicht Spielhagens über die geheimnisvolle dichterische Thätigkeit. Finder ist der Dichter und Erfinder zugleich, und die Rolle, welche Spielhagen dem Erfinder zuweist, unterscheidet ihn vorzugsweise von dem modernen Realismus, welcher das Erfinden bis zur Auflösung der Kunstformen – freilich nur theoretisch — perhorresziert. Ich halte die Gelegenheit noch nicht für gekommen, Spielhagens Abwägung von Finden und Erfinden einer Prüfung zu unterziehen, denn in dem ersten Bande, der vor uns liegt, sehen wir zunächst den jugendlichen Finder, der mit begierigen Sinnen die Bilder von Welt und Menschenleben in sich aufnimmt. Auch wird man, solange es sich ums Finden handelt, am wenigsten in Widerspruch mit den scharf ausgeprägten Meinungen des Dichters geraten, der als Kunsttheoretiker dasselbe stürmische Temperament verrät wie als Romanzier. Im zweiten Bande, der uns bis zu den „Problematischen Naturen" führen soll, werden wir erfahren, wie weit die Rolle des Erfindens in Spielhagens Kunstschaffen gegangen ist. Gerade das Abwägen dieser beiden Elemente wird, wie es scheint, die wichtigste Aufgabe des Rechenschaftsberichtes sein, als welchen Spielhagen seine Selbstbiographie faßt. Mag man mit der Abwägung der beiden Einflußarten, wie Spielhagen sie bestimmen wird, einverstanden sein oder nicht, das eine scheint mir gewiß, daß wir nur durch solche selbstsondierenden Versuche der schaffenden Künstler zu einer brauchbaren Theorie des poetischen Schaffens gelangen werden. Nachdem die professorale Ästhetik, welche sich vermaß, das Wesen und Wirken der Kunst von einem centralen metaphysischen Satz abzuleiten, völlig abgewirtschaftet, ist in der Kunsttheorie eine Leere eingetreten. Sie kann nur wieder durch die Künstler selber ausgefüllt werden, und durch liebevolle, naturwissenschaftlich untersuchende Betrachtung ihrer Schaffensweise. Für die kommende Ästhetik sind darum die Selbstbekenntnisse, die Selbstanalysen der Künstler das wichtigste Material, und daß Spielhagen seine „Erinnerungen" in diesem Sinne gefaßt, erhebt seine Lebensbeichte zu einem normgebenden Buch.

Im ersten Bande dem Finder gegenüber-

* Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Spielhagen. Erster Band. Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1890.

gestellt, bemerken wir die Durchführung einer wahren und für die litterarhistorische Untersuchung äußerst fruchtbaren Idee: die Phantasieanregungen, welche der Dichter sein Leben hindurch verwertet, stammen aus seiner Jugend. Ich glaube, diese höchst wertvolle Beobachtung ist bisher noch nirgends in der klaren Schärfe ausgesprochen und durchgeführt worden wie in Spielhagens Selbstbiographie. Die historische und psychologische Untersuchung der Figuren eines Dichters läßt sich, genügendes biographisches Material vorausgesetzt, fast immer bis auf wenige Menschen zurückführen, welche dem Blicke des Knaben und des werdenden Jünglings als typische Repräsentanten der Menschheit erschienen. Es finden sich oft bei Dichtern von mächtiger Phantasie gewisse Gestalten, die nicht aus dem Innersten heraus entwickelt sind, die ein schattenhaftes Dasein führen; man kann gewiß sein, daß sie ihre Entstehung späteren Anregungen verdankten; sie hatten kein Urbild in der Jugend des Schöpfers. Dagegen mögen die gelungenen Figuren des Dichters sich noch so geschickt verkleiden, ihre Züge verändern und entwickeln, der Kern ihres Wesens wird dem Dichter in seiner frühen Jugend einmal unbewußt aufgegangen sein an einem Menschen, der oft in den Kreis seiner Anschauung trat. Schopenhauer sagt einmal, der Denker habe seine grundlegenden Ideen mit dreißig Jahren ausgebildet; diesem wahren Satze könnte man den anderen an die Seite stellen: der Dichter hat seine grundlegenden Anschauungen mit zwanzig Jahren empfangen.

Die Durchführung dieses Gedankens ist der für den litterarischen Forscher gewichtigste Bestandteil des Buches. Der gebildete Leser wird sich an allen Partien erfreuen. Wer läse nicht gern persönliche Mitteilungen des Romanziers, dessen Gestalten die Köpfe der Zeitgenossen erfüllen, des liebenswürdigen Menschen, der viel Städte und Menschen gesehen und von ihnen zu erzählen weiß, des Dichters, der außerdem ein vollendeter Plauderer ist, wie man aus seinen Romanen weiß (weniger aus seinen Dramen, denn Spielhagen ist Monologist), und der uns in seiner hurtigen und doch behaglichen Rede leichthin über die Zeiten führt.

Spielhagens Bemerkungen über Kinkel, Schurz, Welcker, Ritschl, den Astronomen Julius Schmidt sind knapp und doch das Wesen der Männer vortrefflich charakterisierend. Am meisten wurde beim Erscheinen des Buches die Episode bemerkt, welche mir die unwesentlichste von allen zu sein scheint: Spielhagens Begegnung mit dem damaligen Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich III. in Koburg. Diese Episode war das Unglück des Buches. Die Tagesblätter stürzten sich darüber her, zogen sie aus und glaubten dem Buche damit genug gethan zu haben, obwohl jene flüchtige Anekdote mit der Absicht und der Bedeutung des Lebensberichtes herzlich wenig zu thun hatte. Die Biographie eines Spielhagen wäre sonst besser gewürdigt worden. Bei jener flüchtigen Begegnung mit dem Kaiser wird nichts erzählt, was nicht schon bekannt gewesen wäre; sie ist nicht einmal an der betreffenden Stelle des Buches die interessanteste Mitteilung. Merkwürdiger und für die litterarische Stellung Spielhagens wichtiger ist zweifellos seine bei derselben Gelegenheit erfolgte Zusammenkunft mit Gustav Freytag. Die eisig-kalte Art, in der er von seinem Strebensgenossen spricht, eine Art, die von dem sonst bei ihm auch dem kleinsten Licht gegenüber üblichen, vielleicht etwas zu gönnerhaft warmen Tone absticht, ist höchst auffallend. Und wenn Spielhagen endlich gar von „Herrn Freytag“ spricht, dann ist man gewiß, daß eine tiefe Gegensätzlichkeit, sei sie im Wesen oder in der Rivalität der Männer begründet, sie unüberbrückbar geschieden haben muß, und nicht nur eine ungünstige Recension Spielhagens über die Fabier des älteren Genossen.

Es ist interessant zu beobachten, wie Spielhagen die Genesis seines epischen Berufes bis in die früheste Jugend zurückverfolgt. Homer ist sein frühester Freund, sein Meister und Lehrer. Und der Homer der modernen Gesellschaftsgestaltung zu werden, war ja seit je seines Strebens Ziel. Dann wirkte in dem empfängnisfähigsten Alter Walter Scott auf den Knaben ein. Nur in der Kinderstube war dem poetischen Sinnen eine Konkurrenz erwachsen: die Baulust. Darin regte sich das väterliche Erbteil. War doch der Vater preußischer Baurat und sind alle seine Brüder Baubeamte geworden! Und dürfte man nicht vielleicht auch die Neigung zu großen und komplizierten Konstruktionen in Spielhagens Romanen auf diesen ererbten Zug der Seele zurückführen? In Friedrichs Entwickelung wog bald das mütterliche Erbe vor, das poetische. Mit aller Inbrunst eines heißen Knabenherzens liebte Spielhagen seine Mutter, die er als eine bedeutende phantasievolle Frau schildert, auf welche er sein Können, Dichten und Trachten zurückführt. Sichtlich vermeidet es Spielhagen, obwohl er mehrfach nahe genug daran streift, das Goethesche Wort auf sich anzuwenden: Vom Vater hab ich die Statur u. s. w. Mit Unrecht. Wenn Schopenhauers Theorie einen Halt besitzt, daß die Intelligenz bedeutender Phantasiemenschen von der Mutter stamme, der Charakter und die Gemütsart aber vom Vater, so ist Spielhagens Selbstbiographie ein glänzender Beweis dafür. Merkwürdig genug, daß des Vaters Gestalt in der Schilderung viel plastischer hervortritt

als die der Mutter. Jenen sehen wir: die steife, stumme Beamtenerscheinung, aufgerichtet im Bewußtsein tadellos erfüllter, trostlos gleichmäßiger Pflicht. Von der Mutter hören wir jedoch nur: viel Worte der Bewunderung, viel Worte der Liebe. Die kränkliche, zurückgezogene, allmählich selbst ihrer Familie entfremdete Frau erscheint uns stets nur hinter einer Wolke von Verehrung. Wahrscheinlich ist dem Dichter die Figur des Vaters in ihrer Ganzheit deutlicher aufgegangen, wahrscheinlich fühlte er sich ihm verwandter, trotz aller Gegensätzlichkeit, die die verschiedene Intelligenz der Männer bedingte. Was Spielhagen von dem melancholischen Grundzug seiner Natur berichtet, stimmt mit dem Bilde des Vaters, nicht aber mit dem stets gleichmäßig heiteren Temperament der Mutter überein. Gerade daß die beiden Männer, Vater und Sohn, bei aller vorhandenen Liebe kein Verhältnis zueinander finden konnten, daß die Scheu des Sohnes so ganz der des Vaters glich, scheint ein Beweis von innerer Wesensgleichheit zu sein.

Über das unvollendete Werk läßt sich kein abschließendes Urteil sagen. Wenn Spielhagen nach dem Erscheinen des zweiten Bandes die Rechenschaftslegung über seinen Entwickelungsgang beendet haben wird, werden wir ein Vollbild entwerfen und prüfen können, ob es mit demjenigen, das uns aus seinen Werken vertraut ist, übereinstimmt. Wahrscheinlich werden wir in unserem Bilde nur wenige Züge zu berichtigen, wenige nachzutragen haben. Spielhagen hat den Inhalt seines Geistes während eines langen, von Arbeit und Mühe erfüllten Daseins in seltener Vollständigkeit ausgeprägt, ihn uns durch dichterische Thaten und ästhetische Auseinandersetzungen in all seinen Falten kennen gelehrt. Wir werden wohl wesentlich nur die Bestätigung dessen aus seinem Munde hören, was wir schon gekannt oder doch geahnt; aber gerade eine solche Ergänzung einer zu vollem Ende geführten Lebensarbeit gewährt uns die Genugthuung eines abgeschlossenen Kunstwerkes.

Otto Neumann-Hofer.

Litterarische Notizen.

Glück. Roman von Oskar v. Redwitz. (Berlin, Wilhelm Hertz.) — So oft Oskar v. Redwitz mit einem neuen Roman erscheint, kann er des aufrichtigen und warmen Beifalls seiner zahlreichen Leser sicher sein. Hat er in seinem vorigen Roman „Hymen“, der auch an dieser Stelle die verdiente Würdigung fand, an einer Fülle bunter, bald heiterer, bald ernster Bilder uns das Ideal eines echten ehelichen Glücks vor Augen gezaubert, so giebt er uns diesmal das Geheimnis zu erkennen, worin das Glück im allgemeinen besteht. Das Glück ist nicht die Göttin Fortuna, schwebend auf flüchtiger Kugel, der wir alle in rastlosem Ringen und Streben nacheilen, um nur ein leises Lächeln ihres Antlitzes zu erhaschen, ohne daß wir jemals im stande sind, sie zu erreichen und uns willfährig zu machen, das Glück ruht in uns, es ist da, so oft wir es rufen, es ist treu und verläßlich, es enttäuscht uns nicht, es ist unser köstlichstes Besitztum. Aber nicht jeder vermag den Schatz, der in seinem Inneren ruht, zu heben, im Gegenteil, die wenigsten Menschen können es und darum sind die meisten so unglücklich. Das echte und rechte Glück besteht eben in der Erkenntnis der Unzulänglichkeit und Mangelhaftigkeit irdischer Dinge, vor allem aber im eisernen Pflichtgefühl, in der ruhigen Neidlosigkeit, in der Zufriedenheit mit dem, was uns das Los beschert oder was wir uns mit eigener Kraft erworben haben, ohne daß wir dabei lässig die Hände in den Schoß legen. Dies ist ungefähr die Tendenz des Romans. Der gefeierte Autor bewegt sich keineswegs in dürren, blutlosen, doktrinären Auseinandersetzungen; er zwängt seine gesunde Weltanschauung nicht in die Grenzen einer mühsam erkünstelten und ersonnenen Geschichte, seine Gestalten sind von Fleisch und Blut und im edlen, künstlerischen Sinne die Träger, die Verkörperungen der Ansichten des Dichters. Traut und idyllisch hebt der Roman an. Wir werden in die Familie eines trefflichen preußischen Beamten eingeführt, der seinen Kindern, soweit seine Mittel reichen, die sorgfältigste Erziehung angedeihen läßt. Knapp vor einem Avancement stirbt der Vater und läßt die Seinen in bitterster Not zurück. Der älteste Sohn, ein talentvoller, hochstrebender Jüngling, dessen Herz aber schon früh von Vergnügungssucht zerfressen wird, findet in der reichen Familie seines Freundes und Studiengenossen Unterkunft. Die Mutter zieht mit ihren beiden anderen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, in die benachbarte Stadt, um dort durch strenge Arbeit die kargen Mittel zum Lebensunterhalt zu erwerben. Aber den braven, armen Leuten geht es zuerst sehr schlecht, das bleiche Gespenst des Hungers klopft an ihre Thür und scheint sie zu seinen Opfern auserkoren zu haben. Nach unsäglicher Mühe

gelingt es ihnen, Arbeit zu erhalten, langsam aber sicher kommen sie in immer bessere Verhältnisse. Sie sind stets arbeitsam und bescheiden, und selbst dann, als das Glück sie mit vollen Strahlen bescheint, bleiben sie die guten und fleißigen Menschen wie zu Zeiten der Not. Der jüngere Bruder erringt sich eine angesehene Lebensstellung, und das Mädchen heiratet einen reichen Gutsbesitzer. Der ältere Sohn absolviert mit größtem Erfolge seine Studien; da er aber nie Sorge und Not gekannt, erringt er keine rechte Zufriedenheit; er heiratet die Tochter seines Gönners, ein seelenvolles Mädchen, und wird durch diese Heirat zum mehrfachen Millionär. Aber sein Reichtum macht ihn hartherzig. Die Möglichkeit, alle seine Genüsse zu befriedigen, läßt ihn lechzen nach Glück, dem echten, ehrlichen Glück, das sich seine Geschwister errungen. Er stirbt einen frühen Tod und die Gruft schließt sich über einem das Höchste versprechenden, das Größte begehrenden Leben. Dem Werk wohnt nicht nur eine schöne, tiefe ethische Idee inne, es besitzt auch einen künstlerischen Wert. Der poetische Zauber, den dies neue Buch von Redwitz ausatmet und ausstrahlt, wird jedermann erfreuen und erquicken.

Die fromme Witwe. Roman von Karl v. Perfall. (Düsseldorf, Felix Bagel.) – Es ist ein eigentümliches Werk, mit dem uns der mit Recht gekannte und geschätzte Autor diesmal beschenkt — schwül, lodernd und doch urgesund, düster-phantastisch und doch in die heiteren Regionen echter Kunst emporführend. Der Schauplatz der Handlung ist offenbar Köln, obwohl der Verfasser den Namen der Stadt nicht ein einziges Mal nennt. Eine schöne, junge, reiche Frau wird plötzlich durch den Tod ihres Gatten aufs schmerzlichste betroffen; sie fühlt sich durch das rauhe, unerbittliche Eingreifen des Todes in ihrem Glauben an irdisches Glück schnöde betrogen, und giebt sich um so eifriger den Lehren ihres geistlichen Schwagers hin, der ihr predigt, das Leben ist eine Sünde, der Mensch ist nur zu dem Zwecke da, sich ohne Unterbrechung auf die himmlische Seligkeit vorzubereiten, man muß den irdischen Genuß wie die Pest fliehen, denn er ist die Verlockung höllischer Mächte, die uns um die Seligkeit nach dem Tode berauben wollen. Die junge Witwe spürt, daß in den Worten des Geistlichen viel Wahres liegt, daß aber sein religiöser Fanatismus weit über das Ziel hinausschießt. Allmählich neigt sie sich ganz den Ansichten ihres Beichtvaters hin und wird zur weltabgeschiedenen Büßerin. Mit bewundernswerter Seelenkenntnis und trefflicher Kunst läßt der Dichter nach und nach die junge Witwe zur Erkenntnis kommen, daß sie ohne Verletzung der göttlichen Gebote, ohne Verleugnung ihrer echten und tiefen Gottesfurcht ihr Herz der Liebe wieder zu erschließen berechtigt sei, und so reicht sie einem jüngeren Verwandten ihre Hand. Der Roman richtet sich durchaus nicht gegen die Kirche und hat auch keine wie immer geartete Tendenz. Er verletzt daher kein gläubiges Gemüt und will nur als Kunstwerk betrachtet, beurteilt und genossen werden. Wir müssen gestehen, daß wir mit seltenem Interesse das Buch gelesen haben, und können es den reiferen Lesern aufs beste empfehlen.

Der Katzensteg. Roman von Hermann Sudermann. (Berlin, F. u. P. Lehmann.) — Weise Beschränkung und richtiger künstlerischer Takt sind notwendige Eigenschaften, welche der Dichter besitzen oder sich aneignen muß, will er sein Talent zur höchsten Entfaltung bringen. Im vorliegenden Romane hat Sudermann sich eine Aufgabe gewählt, an welcher er die ungewöhnliche Kraft seiner Darstellung und die Schärfe der Charakterzeichnung zeigen konnte, ohne jedoch den Stoff völlig zu bewältigen. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Stoff sich gar nicht künstlerisch bewältigen läßt. Wir staunen über die Kühnheit des jungen Baron Boleslav, der ganz genau weiß, daß sein Vater ein gemeiner Landesverräter ist, und es sich trotzdem zur Aufgabe stellt, das Andenken desselben zu Ehren bringen zu wollen; wir bewundern den Dichter, der es gewagt hat, neben diesen Boleslav ein junges Weib zu stellen, das in jugendlicher Verkommenheit die Genossin und Geliebte von Boleslavs eigenem Vater war und nun in der leidenschaftlichen Hingebung für den Sohn die Macht einer unverfälschten Liebe zu erkennen giebt, aber unser Staunen und unsere Bewunderung werden nicht zur inneren Ergriffenheit, und der Dichter hat durch die Ungeheuerlichkeit seiner Probleme sich auf einen Standpunkt gestellt, der ihn uns entfremden muß. Dieser Roman ist eben ein großartiger Versuch, der eine Menge vortrefflicher Einzelheiten aufweist, aber im ganzen unbefriedigt läßt. Daß schließlich eine Kugel — die Geschichte spielt während der Gefangenschaft Napoleons auf Elba und endigt beim Wiederausbruch des Krieges — dem Leben Boleslavs ein Ende macht, nachdem auch Regine einen gewaltsamen Tod gefunden, kennzeichnet schon die unüberwindliche Schwierigkeit der eigentlichen Lösung aller dieser Verwickelungen.

Die klugen Jungfrauen. Roman in drei Bänden von M. G. Conrad. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — In diesem wie in den früheren Romanen von M. G. Conrad tritt der pessimistische Philosoph weit mehr in den Vordergrund als der Dichter. Vieles von den Einrichtungen in dieser unvollkommenen Welt mißfällt ihm gründlich und er wählt die Form

des Romans, um sein persönliches Urteil in Gesprächen und Betrachtungen, die er im Verlauf der Handlung mit vielem Geist und großer Schärfe zum Ausdrucke bringt, in möglichst weiten Kreisen geltend zu machen. Diesmal läßt Conrad ganz besonders die Freimaurerei, daneben auch die modernen Frauenbestrebungen und mancherlei einzelne Erscheinungen auf den Gebieten der Litteratur und Kunst seine Geißel fühlen. Darin gleicht Conrad Alberti, ein jüngerer Nachahmer Conrads, seinem Meister, und wie der letztere die Kunststadt München, so hat Alberti die Reichshauptstadt Berlin zum Schauplatz für seine Romane gewählt. Auch diesmal wieder hat Conrad die Stadt München zur Scenerie für die Vorgänge erkoren. Der Titel bezieht sich auf ein Preisausschreiben für die gelungenste Darstellung der Legende von den klugen Jungfrauen, und wie der Leser hierbei unwillkürlich an ein vielbesprochenes Gemälde der neueren Münchener Schule erinnert wird, so hat man auch bei anderen Vorgängen und Gestalten dieses Buches fortwährend das Gefühl, als handle es sich um ganz bestimmte Anspielungen, und man kommt schließlich nicht zur Klarheit, ob man es mit einem Roman oder einer Streitschrift im Gewande der Erzählung zu thun hat.

Seitdem Berlin sich zur Weltstadt aufgeschwungen hat, ist naturgemäß auch der Berliner Lokalroman zu größerer Bedeutung gelangt. Den großen Erfolgen, welche Paul Lindau auf diesem Gebiete erreicht hat, stehen viele Versuche zur Seite, die nicht immer ästhetische Ziele im Auge haben, andere wieder, wie namentlich der zweibändige Roman **Die Bergpredigt** von Max Kretzer (Dresden, E. Piersons Verlag), zeigen unverkennbares Talent und redliches Streben, dem nur eine größere Beherrschung des Stoffes und jener höhere Standpunkt zu wünschen wäre, von welchem der Dichter, über den Parteien stehend, Licht und Schatten gleichmäßig verteilt. Diesmal behandelt der Kretzersche Roman mancherlei geistliche Verhältnisse, wie die Berliner Stadtmission, in greller Beleuchtung.

Neuerdings ist auch Friedrich Dernburg mit einem Berliner Roman hervorgetreten, der den Titel **Der Oberstolze** führt (Berlin, Walther u. Apolant) und in zuweilen allzukräftigen Zügen höchst spannende Begebenheiten vorführt, die nach vielen Seiten interessante Schlaglichter auf öffentliche Zustände werfen. Das Leben des Helden bietet wechselnde Schicksale; überall zeigt sich dabei der Verfasser als genauer Kenner der Lokalverhältnisse wie der Triebfedern menschlicher Handlungen.

Wer ist der Stärkere? Berliner socialer Roman von C. Alberti. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) – Zola, Tolstoi, Dostojewskij sind dem Verfasser Vorbilder gewesen. So ist auch die Entwickelung der Handlung nicht Hauptsache geworden als vielmehr die Darstellung einer Reihe von Charakterbildern modernen Lebens, unter denen ein Doktor Breitinger der interessanteste ist. Die symbolische Titelfrage: Wer ist der Stärkere? wird dahin gelöst, daß die landesläufige Moral, die auch Unmoral geworden sein kann, siegt. Abgesehen von einigen naturalistischen Auswüchsen, die ohne Schaden hätten fehlen können, steckt doch in dem Ganzen ein vielversprechendes Talent, welches, wenn es erst völlig abgeklärt ist, auf diesem Gebiete mit noch mancher erfreulichen Leistung erscheinen dürfte.

Auf ganz anderem Gebiete bewegt sich der zweibändige Roman **Der Küster von Horst** von August Becker. (Jena, Hermann Costenoble.) Hier wird die stille Heide und das weltabgelegene Dorf mit seiner alten Kirche und dem friedlichen Pfarrhause durch die poetische Kunst des Dichters zum Schauplatz eines finsteren Verbrechens gemacht, das erst nach vielen spannenden Mißverständnissen und Verwickelungen sich befriedigend aufklärt. Schon die sorgliche Ausführung aller Einzelheiten, die schöne Sprache und das stimmungsvolle Naturgefühl stellen diesen Roman als Kunstwerk auf eine andere Stufe als die vorhergenannten, bei denen es hauptsächlich auf den scharfen Blick für wirkliche Zustände ankam.

Mehr dem gewöhnlichen Unterhaltungsbedürfnisse entspricht: **Quisisana.** Roman von R. Orthmann. (Leipzig, Carl Reißner.) Die Handlung ist spannend, Vater und opponierender, hochherziger Sohn, der verschuldete Adlige nebst Tochter sind zwar keine neuen Figuren, aber doch lebenswahr dargestellt. Die Lösung der Herzenskämpfe wird in dem bekannten Görbersdorf zwar etwas schnell, aber glücklich herbeigeführt; daher der Titel, der von Spielhagen nach der italienischen Villa bei Sorrent schon früher angewendet wurde.

Kraftvoll, eigenartig, die bekannten Vorzüge der Verfasserin zu vollster Geltung bringend, ist Ida Boy-Eds neuester Roman: **Eine Lüge** (Leipzig, Carl Reißner), der freilich auf einer unmöglichen Voraussetzung beruht; denn unser polizeiliches Anmeldewesen lüftet den Schleier vergangener Geheimnisse. In dieser Beziehung kann man von den russischen Erzählern sehr vieles lernen: ist doch nichts so romantisch und an Überraschungen reich als das Leben selber: wozu dichterische Hypothesen, die, aus der Luft gegriffen, nicht der Realität des modernen Lebens ihr Dasein verdanken?

Episode Hopkins. Zu spät. Zwei Studien von G. Reuter. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Das Motiv der zweiten Erzählung, daß sich zwei Menschenwesen zu spät

begegnen, um sich hienieden zu vereinigen, ist zwar nicht neu, aber poetisch anmutig durchgeführt. Von echtem Humor durchweht ist die erste Geschichte: eine Episode Hopkins hat wohl jedes Mädchenleben zu verzeichnen gehabt, d. h. jemanden für ein Ideal zu halten, durch sein bezauberndes Auftreten, der sich später als ganz gemeiner Sterblicher entpuppt, wobei natürlich der andere, bisher in den Schatten gestellte, in seinem wirklichen, nach bürgerlichem Maße gemessenen Werte erkannt, geschätzt und zu Gnaden wieder aufgenommen wird.

Eine neue Ausgabe von **Friedrich Spielhagens Ausgewählten Werken** erscheint soeben in neun Bänden oder sechzig Lieferungen bei L. Staackmann in Leipzig. Diese Ausgabe wird diejenigen Romane umfassen, welche ganz besonders den Namen des Verfassers als Träger allgemeiner Zeitideen zuerst in weitesten Kreisen bekannt gemacht haben, also: „Problematische Naturen", „Die von Hohenstein", „In Reih und Glied", Hammer und Amboß" und „Sturmflut". Alle diese Romane sind seit ihrem Erscheinen fortwährend im Vordergrunde der litterarischen Interessen geblieben, was durch die immer neuen Auflagen derselben bewiesen ist. Sie werden auch in der neuen Zusammenstellung ohne Zweifel dem Publikum willkommen sein.

Im Verlage von Heinrich Minden in Dresden und Leipzig erschien nun auch in sehr hübscher Ausstattung der Roman **Die schöne Helena** von Alex. Baron v. Roberts. Unseren Lesern wird diese ausgezeichnete Dichtung noch von ihrem ersten Erscheinen in den Monatsheften her in angenehmster Erinnerung sein. Es gehört großes Talent und scharfer Blick für charakteristische Züge dazu, um aus dem unteren Garnisonleben und was damit zusammenhängt eine so packend eigenartige und leidenschaftlich bewegte Erzählung herauszuarbeiten.

* *
*

Von Julian Schmidts **Geschichte der deutschen Litteratur** ist der vorletzte Band im Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin soeben erschienen. Zwar behandelt das ganze Werk aus dem Nachlasse Julian Schmidts nur die Zeit seit Leibniz, aber gerade dem Studium des Zeitraumes seit Leibniz hatte er seine ganze Lebenskraft gewidmet. Insbesondere beschäftigt sich dieser vierte Band mit der Periode der Romantiker, welche von Julian Schmidt noch mehr als jeder andere Zeitraum in der deutschen Kulturperiode seit Leibniz durchforscht ist. Der verstorbene Wilhelm Hemsen besaß eine größere Detailkenntnis in betreff der Dichtungen der Romantiker, und Herman Grimm konnte tiefere Blicke in das Innere der romantischen Schule thun als Schmidt. Beide aber haben wenig über die Romantiker geschrieben, und den Materialiensammlungen der Jüngeren über die romantische Schule ziehen wir Julian Schmidts Mitteilungen über denselben Gegenstand vor. Beruhen diese doch auf den Erfahrungen und Erwägungen eines nicht allzu kurzen Gelehrtenlebens und werden sie doch in einer körnigen und charaktervollen Sprache dargeboten. Mit seiner gewohnten Klarheit und Deutlichkeit zeigt Julian Schmidt, wie die Schlegel, nachdem Schiller aus Empfindlichkeit mit ihnen gebrochen hat, genötigt sind, eine Schule zu bilden. Schlegeleum hätten sie fast ihre Zeitschrift genannt, doch fiel ihnen zum Glück noch der Name Athenäum ein. Die Namen Goethe und Fichte werden auf ihr Panier geschrieben. Die interessanten beiden Frauengestalten der Schlegel, Karoline und Dorothea, treten auf eine dämonische Weise immer mehr an die Öffentlichkeit. Von ihnen beschämt die Protestantin Karoline Böhmer durch Verstand und Witz alle Männer. Merkwürdigerweise ist ihr das Urbild der Lucinde, die Jüdin Dorothea Veit, zuletzt eine bigotte Katholikin, an Aufopferungsfähigkeit und Treue zehnfach überlegen. Auch Schleiermacher und Schelling, der letzte Mann der Karoline, gehören diesen Kreisen an. Schleiermacher (schreibt einer der Schlegel) schleicht umher wie ein Dachs, um an allen Subjekten das Universum zu riechen. Noch stärker ist dann die Kritik der religiösen Empfindungen im Kreise der Freunde durch Schelling, der sogar tadelt, daß ihre Weihnachtsfeier „nicht bloß unsrer lieben Frauen allein, sondern den Frauen überhaupt dient". Als eigentlichen Vorläufer der Freiheitskriege stellt Julian Schmidt sehr sinnig Heinrich v. Kleist hin. Doch halten wir auch die eigentlichen Lyriker der Freiheitskriege höher als er.

Heinze und Goette: **Geschichte der deutschen Litteratur von Goethes Tode bis zur Gegenwart.** (Dresden, Paul Heinzes Verlag.) — Wenn auch gewisse neue Auffassungen in der Darstellung nicht verkannt werden sollen, so ist das Werk doch nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Jedem seine Ehre, gewiß! Aber vielen, kaum bekannten Namen geschieht zu viel Ehre, zumal auf dem Gebiete der Lyrik. Die Prosadarsteller kommen alle zu kurz; hin und wieder läßt sich der Eindruck nicht abwehren, als hätten die Verfasser gar nicht alle Werke kennen gelernt, die sie anführen: so nennen und rühmen sie z. B. zwei Werke, von denen ihre Verfasser bis zur Stunde nur den Titel bekannt gemacht haben. Durch die Beigabe schöner Dichterporträts und durch geschmackvolle Ausstattung dürfte das Werk einigen Beifall im Kreise der Beteiligten finden.

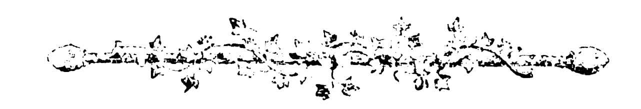
* *
*

Philosophie und Politik. Studien über Ferdinand Lassalle und Johann Jacoby von M. Brasch. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — In überaus fesselnder Weise wird uns in dem klar und ruhig geschriebenen Werkchen die Thätigkeit und das Ideenleben dieser beiden politischen Schwärmer vorgeführt, die folgerichtig bei ihrem ewigen Negieren da anlangten, wo keine Aussöhnung mehr möglich ist. Trotz aller Schwächen berührt uns Lassalles Erscheinung sympathischer als der starre doktrinäre Jacoby, dessen geschichtsphilosophischer Standpunkt ein äußerst enger ist. Beiden als gemeinsame Eigentümlichkeit bleibt, daß sie im Grunde genommen wenig originell sind. Wie Lassalle z. B. die Hegelschen Formen geradezu mißbraucht in seinen Werken, die mehr schillerndem Feuerwerk gleichen, fällt heute besonders auf, wo die Schlangenhaut der Hegelschen Dialektik längst in Staub zerfallen ist. Beide sind idealistische Träumer gewesen, ihre Thätigkeit wäre produktiver geworden, wenn sie wirklich neue, originelle Gedanken ans Tageslicht gebracht hätten. Wer sich für moderne Politik interessiert, dürfte aus dem vorliegenden Werkchen sehr viel lernen, wenn freilich auch der Gewinn meist nur ein negativer ist.

Etwas Neues bieten dagegen: **Moralische Reden von William Mackintire Salter.** Vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Georg v. Gizycki. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Von den fünf Vorträgen seien besonders hervorgehoben: Persönliche Sittlichkeit, Moral für junge Leute, und zumal der letzte, sehr beherzigenswerte: Moralische Mittel zur Lösung der Arbeiterfrage. Salter, dessen „Religion der Moral“ von Marie v. Ebner-Eschenbach in ihrem „Gemeindekind“ ein Wunderbuch genannt wurde, tritt gleichsam als Apostel einer neuen Humanitätslehre auf, jenen ethischen Gesellschaften angehörig, die man als eine neue Art von Freimaurerbund bezeichnen kann: Worte sollen durch Thaten ersetzt werden. Jedenfalls ist das Buch ein Beweis dafür, daß im Lande des Sternenbanners der Dollar doch nicht der einzige Herrscher ist, daß auch hier ein frisches Geistesleben blüht, dessen Früchte sicherlich dereinst auch der Alten Welt noch zu Gute kommen werden.

Kritische Wanderungen durch die Philosophie der Gegenwart. Von Eduard v. Hartmann. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Das Werk bildet eine neue Folge der philosophischen Fragen der Gegenwart. Von den acht Aufsätzen geben die drei ersten eine klare Darstellung der modernen Epigonenphilosophie, ein Erinnerungsblatt an Schopenhauer und eine Betrachtung für die Gegenwart, die aber wohl überschätzt wird. Sehr fesselnd ist die Studie über einen modernen Mystiker, Haller, den der gesunde Menschenverstand einfach als unzurechnungsfähig bezeichnen dürfte. Den wertvollsten Teil des Ganzen bietet der achte Aufsatz über die Ergebnisse der modernen Sprachphilosophie. Daß Hartmann hier Max Müllers bekannte Ansichten bekämpft, wird nur Beifall finden. Die Form der Darstellung ist eine derartige, daß die Lektüre keinem Laien Schwierigkeiten bereitet.

Im Anschluß hieran sei noch erwähnt von demselben Verfasser: **Das Grundproblem der Erkenntnistheorie.** Eine phänomenologische Durchwanderung der möglichen erkenntnistheoretischen Standpunkte. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Ein Büchlein, gleichsam zur Einführung in das eigentliche Problem der Erkenntnistheorie. Der naive Realismus und der transcendentale Idealismus werden in ihrer Unhaltbarkeit hingestellt und als ein einziger Trost der transcendentale Realismus — empfohlen. Die Schrift ist so anschaulich und gedrängt geschrieben wie mancher der bekannten philosophischen Leitfäden; beim Lesen dieser Abhandlung, die wie ein gedruckter Vortrag wirkt, bedauert man unwillkürlich, daß dem Verfasser keine Lehrkanzel zur Verfügung steht: wie rasch würde er einen großen und begeisterten Schülerkreis um sich versammeln!



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Auf der Baar.

Novelle
von
Wilhelm Jensen.

III.


erchtold Morneweg begab sich, den senkrechten Felssturz umbiegend, abwärts und verschwand; man hörte nur noch das Rascheln des von ihm durchbrochenen Laubwerkes. Alwig setzte sich, zurückbleibend, ebenfalls; die Luft machte heute besonders müde, und er fühlte keinen Antrieb mehr, noch weiter mit den unermüdlichen Füßen seines Onkels zu wetteifern, sondern verband die ihm zugeteilte Aufgabe gern mit erquicklicher Rast. Die erstere war nicht anstrengend; einigemal scholl ein Ruf von unten herauf: „Ist's richtig?" und er gab zurück: „Nein! Weiter rechts!" Dann schien der Suchende selbst drunten einen erfreulichen Anhalt entdeckt zu haben, denn seine Stimme klang nicht mehr in die Höhe.

Eigentlich war es sehr schön, hier oben und gerade um diese Stunde zu sitzen. Der Busch sank drunten ab, und zwischen den grauen, vom Abendsonnenrot angestrahlten Buchenstämmen hindurch ging der Blick frei in die Weite, nach Süden gerade auf die gleichfalls angerötet auf- und übereinander gegipfelte Alpenkette. Sie bot einen in Wahrheit märchenhaften Anblick, Alwig erinnerte sich kaum, sie je so gesehen zu haben; nur als Kind einmal, als er noch in Villingen gewesen und ab und zu zum Onkel hierhergekommen.

Ordentlich genießen freilich ließ der Anblick sich nicht, dafür mußte man sich allein befinden, und die Besetzung der Baumwurzel drüben war sehr störend. Obendrein mit solcher, fast stumpfsinnigen Interesselosigkeit verbunden. Die Inhaberin des Platzes saß so, daß sie nur aufzuschauen brauchte, um ebenfalls das geheimnisvolle Glanzgeleucht der Alpen vor den Augen zu haben. Aber sie hielt gleichgültig den Kopf vorgebückt und schien, ohne sich zu rühren, eine vor ihr am Boden krabbelnde Ameise zu betrachten. Das gab den richtigen Maßstab für

sie an; sein Onkel hatte recht gehabt, es war wirklich eine zu einfältige Person. Allerdings, so waren sie alle. Entweder das, oder zu schlau.

Auf einmal kam Alwig etwas gleichzeitig durch Vermittelung des Gesichtes und des Gehöres. Oder vielmehr das letztere brachte es dem ersteren, das allein nicht darauf verfallen war, zur plötzlichen Erkenntnis. Von dem Buchenwipfel über dem Sitz der Famula seines Onkels hob sich ein langgezogener flötender Vogelton in die Luft; unwillkürlich sagte er im selben Augenblick vor sich hin: „Die Berge von Rhätien," drehte ebenso den Kopf in die Richtung, aus welcher der Gesang kam, und fügte nach: „Die schwarze merula."

Ja, wahrhaftig, da saß sie gerade wie vor anderthalb Jahrtausenden noch immer auf dem hohen Zweig schwarz gegen den blauen Himmel, und sonder allen Zweifel befand er sich in dem Amselbusch, auf dem Platz, von dem die Valeritta nach Aræ Flaviæ geschrieben, daß sie nirgendwo einen schöneren kenne. Darum hatten ihn auch die weißen und gelben Blumen vorhin so bekannt angesehen, und vermutlich wäre es ihm schon früher eingefallen, wenn er sich ohne die lästige Mitanwesenheit hier befunden hätte, die selbst etwas von einem Ameisengekrabbel an sich hatte, vor dem man zu keinem vernünftigen, ruhig-schönen Nachdenken und Empfinden gelangen konnte.

Also auf diesem Platz hatte Cynthia Valeria oft stundenlang mit ihrem Marcus Avienus gesessen, der Amsel zugehört und „sonst noch etwas gethan", was die Eudora, ihre Venus, nicht von ihr zu erfahren brauchte, weil dieselbe auch gar kein Interesse daran haben würde. Wahrhaftig, eine abgefeimte Briefstellerin und Kupplerin war sie gewesen, die sich im Komplott mit der merula ihren Pelz sicher verdient hatte. Aber vor anderthalb Jahrtausenden; das verlieh der Sache einen höchst interessanten archäologischen Charakter.

Zum erstenmal war die Valeritta natürlich mit der Tochter des Tribunus militum hierhergegangen, sie hatte ihr ja den Weg in die Dohnenschlinge zeigen müssen; „Vogelstellerin" war eigentlich die beste Bezeichnung für sie und für die Amsel „Lockvogel". Dann saß die Eudora eines Tages allein hier, vielleicht drüben auf der emporgekrümmten Baumwurzel. Nein, dieser Baum war allerdings damals nicht vorhanden gewesen, aber sehr wahrscheinlich ein anderer, ihm ähnlicher, so ähnlich wie eine Buche der anderen. Und es besaß einen entschiedenen Reiz, sich vor der Einbildung dort Eudora Servilia leibhaftig in Tunika und Palla heraufzugestalten. Nur fiel dies nicht möglich, weil die einfältige Person auf der Stelle saß und alle Phantasie zu Schanden machte.

Die ärgerliche Stimmung, in welche Alwig heute mehrmals durch seinen Onkel versetzt worden, hatte sein Inneres zu einem fruchtbaren Acker für solche Gemütsregung und -reizbarkeit aufgepflügt, und die gegenwärtige Belästigung seiner Augen diente dafür nicht als beschwichtigendes Mittel. Zum erstenmal beeinträchtigte die Famula ihm sein Wohlbefinden, erschien ihm nicht als Luft, sondern als eine lästige undurchsichtige Körperhaftigkeit. Er wollte Eudora sehen, wie sie auf das Flöten der merula horchte, und konnte es nicht vor dieser — ihm fiel als beste Bezeichnung ein — dieser „Pantoffelblume", die nichts von dem Gesang zu hören schien. Wie sie anteillos, vorgebückt, stumm, stumpfsinnig dasaß, kam's ihm geradezu vor, sie müsse taub sein. Sie bildete eine Entweihung für den alten Amselbusch. Konnte er sie denn nicht los werden?

Er fragte plötzlich durch die Stille: „Hören Sie eigentlich, daß der Vogel über Ihnen singt?"

Sie gab keine Antwort, rührte sich nicht; offenbar war sie schwerhörig.

Nur ein anderer Ton klang jetzt, wieder einmal die Stimme des Doktors, die von unten rief: „Ist's richtig?"

Alwig hörte es indes nicht, oder viel-

mehr sein Ohr fing's wohl auf, aber er war zu verdrossen, um darauf zu achten und zu antworten. So erscholl der Ruf zum zweitenmal, und nun erhob Magdala Baldewin sich rasch von ihrem Sitz, trat an den Rand des Felsabsturzes hin und erwiderte helltönig hinunter: „Ja!“

Alwig Morneweg machte eine halb verdutzte Miene dazu. Das sollte seine Ärgerlaune nicht noch mehr steigern! Ihm entfuhr: „Sind Sie denn nicht taub?“

Sie wandte den Kopf gegen ihn. „Taub?“

„Warum antworten Sie denn nicht auf meine Frage?“

„Haben Sie denn mit mir gesprochen?“

„Glauben Sie etwa, ich sei ein Narr und spräche mit dem Baum da?“

„Das kann ich nicht beurteilen, aber ich konnte nicht glauben, daß Sie zu mir sprächen.“

Das fehlte noch, daß die Person „frech“ war. Im Ton zwar nicht, der hatte eher einen unsicher-schüchternen Klang besessen, doch die Vorgabe, sie habe nicht gewußt, daß seine Anrede ihr gegolten, enthielt unfraglich hochgradige Unverschämtheit. Alwig versetzte aufgebracht:

„Wenn Sie denn nicht taub sind, würde es vorteilhafter für mich sein, wenn Sie wenigstens stumm wären.“

„Dafür habe ich Sie bisher gehalten, aber Sie verlangten ja eben, daß ich es nicht sein sollte.“

„Ich erwartete von Ihnen nur, was allgemein Brauch und Sitte in der Welt ist.“

„Ich weiß von der Welt zu wenig und wußte deshalb nicht, daß es Sitte in ihr sei, unhöflich zu sein.“

Das ward immer besser, er sollte sich vor dieser Pantoffelblume schulmeistern lassen. Allerdings brauchte er die „Unhöflichkeit“ nicht notwendig auf sich zu beziehen, sie konnte ja auch sich selbst damit gemeint haben. Aber so harmlos, wie zuvor ihr Mund es auch herausgebracht, lag für das Ohr des Hörers doch ein leiser Aufklang darin, als ob sein Verhalten gegen sie seit zwei Wochen sie ein wenig in eine etwas reizbare Stimmung versetzt habe. Jedenfalls war die ganze Situation lächerlich, und um das Gespräch abzubrechen, entgegnete er achselzuckend:

„Unhöflich ist in der Welt nur, wenn man nicht mit Leuten redet, die man kennt.“

„Ja, Sie haben mir freilich Ihren Namen ja nie genannt,“ antwortete Magdala, als ob sie darin eine volle Entschuldigung seines bisherigen Benehmens erkannt habe, und den Kopf aufhebend, blickte sie ihm unter dem Hutrand hervor mit den braunen Augensternen ins Gesicht, wie wenn sie ihn eigentlich in diesem Moment zum erstenmal gewahre.

Nun ward ihm die Sache zu arg; da sie's wollte, konnte sie's ja danach haben. Er machte ihr eine regelrechte, doch gerade durch das Vollmaß der Tadellosigkeit unverkennbar ironische Verbeugung und erwiderte: „Wenn Sie wünschen, daß ich mich Ihnen vorstelle, ich heiße Tullus Appianus, bin Centurio bei der vierten Kohorte der elften Legion und komme von Brigobannä hier herauf, weil ich die Amsel hier singen hören möchte und weil mich etwas an dem Platz interessiert, auf den ich ein gewisses Anrecht besitze. Sie werden daraus vielleicht begreifen, daß ich es vorziehe, denselben allein einzunehmen und, wenn ich darin behindert bin, ihn für so lange, als dies Hindernis andauert, zu verlassen.“

Das letztere war fraglos unverblümt, und von dem an sich etwas unverständlich Voraufgegangenen, der Namens- und Rangesvorstellung, hatte Magdala so viel begriffen, daß dieselbe einen Spott enthalten haben müsse oder den Sprecher als nicht völlig richtig im Kopf bekundet habe. Jedenfalls wußte auf das Ganze ihr Mund jetzt nichts mehr zu entgegnen, sie senkte nur stumm den Kopf nieder, so daß kaum noch das Kinn und ein Stückchen von den Wangen sichtbar blieb und eine Überdeckung mit einem ziemlich leb-

haften roten Anflug erkennen ließ. Doch ward sie aus ihrer merklichen verlegenen Unschlüssigkeit, ob sie noch länger stehen bleiben oder sich schweigsam davonbegeben solle, durch das Auftauchen des grauen Kopfes Berchtold Morneweǵs erlöst, der mit einem beträchtlichen Stein in der Hand am Abhang heraufkam. Er sagte herantretend: „Das Resultat scheint sich doch noch nicht mit meiner gehegten Erwartung in Übereinstimmung zu versetzen, es mangelt wohl noch an den ausreichenden Vorbedingungen. Nun, man muß nicht gleich zu viel verlangen, sondern bei günstiger Gelegenheit den Versuch wieder aufnehmen. Wenn nur einmal der Anfang gemacht worden, so wirkt er nach seiner Natur in der Stille fort und erweist sich dadurch dennoch nicht als nutzlos, selbst wenn er das Gefühl einer umsonst aufgewandten Mühwaltung erweckt; man muß sich beim Bestreben, alte Dinge wieder zu beleben, eben nicht durch einen Mißerfolg abschrecken lassen. Jetzt dürfte es wohl Zeit sein, den Heimweg anzutreten; es ist sehr bedauerlich, daß die Regenwitterung nicht ausbleiben und uns in der Weiterförderung unserer gemeinsamen Thätigkeit unterbrechen wird. Nun, man kann die Zwischenzeit ja auch im Hause zu nützlichem Überdenken und geistiger Veranschaulichung anwenden; vielleicht ist ein solcher Stillstand der Praxis für das theoretische Vorwärtsgelangen wohl sogar ersprießlich. Dein Schleier hat sich dir am Hinterhaupte ein wenig verschoben, wie ich bemerke, liebe Magdala; ich will ihn dir wieder befestigen, damit du bei dem Abweg durch den Busch nicht etwa mit dem Haar in ein Dorngerank verwickelt werdest."

Alwig ging, seinen Onkel bei dieser Herrichtung zurück belassend, auf dem schmalen Steig abwärts voran. Er fühlte sich sehr über die possierliche Art und Weise befriedigt, in der er die anmaßende Famula — die alte Euphrosyne hätte bezeichnend gesagt „das dumme Ding" — abgetrumpft hatte; es war ihm so in den Mund gekommen, ohne Nachdenken — „Tullus Appianus" — eigentlich eine recht witzig zutreffende Benennung, da er ja gleichfalls noch vor kurzem ein heutiger Centurio gewesen. Er empfand auch etwas davon an sich, als ob er schon vor anderthalb Jahrtausenden einmal gelebt habe, begraben gewesen und wieder in die heutige Frühlingsluft hinein aufgewacht sei. Nur der Amselbusch hatte ihn enttäuscht; doch er konnte ja nächstens allein dorthin zurückkehren. Dann redete derselbe sicher auch, nicht mit einer abgeschmackten heutigen Frauenzimmerzunge, sondern mit klassisch-altrömischen Mädchenlippen. Das war das richtige Wort für die Famula — „Frauenzimmer".

Unten am Fuß des Hügels wartete er auf das Nachfolgen seines Onkels. Dieser hatte oben an dem Schleier Magdalas herumgenestelt, aber jedenfalls keinen hervorragenden Beruf für solche Zofendienstleistungen an den Tag gelegt. Im Gegenteil, vorher war für andere Augen eigentlich nichts von einer Lockerung der weißen Kopfhülle zu bemerken gewesen, sondern, wie es schien, erst infolge der „Verbesserung" gerade das eingetreten, was er zu verhüten gesucht. Begreiflicherweise nahm er selbst nichts davon gewahr, aber als das Mädchen drunten eintraf und Alwig den Rücken zuwandte — denn dies that sie ebenso beharrlich, als merkbar nicht aus reinem Zufall —, da fiel ihr an der linken Seite unter dem Schleier eine breite, lockig aufgeringelte Haarflechte gegen die Schulter herab. Von der Abendröte überglänzt, besaß sie auf dem bläulichen Untergrund des Kleides etwas höchst Eigenartiges in ihrer Farbe. Hochblond mußte man diese fraglos heißen, doch sie war weder hellbraun, noch gelb, noch rot, nicht wie Sonnengeringel und auch nicht wie Goldfädchen. Sie erinnerte an etwas in der Natur Vorhandenes, aber Alwig Morneweg ging nur einmal flüchtig mit dem Blick über die alberne Frauenzimmerflechte weg und gab sich nicht die Mühe darüber zu denken. Der Doktor beharrte

bei seiner Regenprognose, verabredete deshalb kein Zusammentreffen für den nächsten Morgen, sondern äußerte, er beabsichtige, sobald wieder günstige Witterung zu erhoffen sei, das alte Keltengrab zur Vergleichung mit dem heute besuchten Hügel nochmals zu beaugenscheinigen, und werde dann für weitere Abmachung in dem Häuschen darunter vorsprechen. So verabschiedete er sich von Magdala wie täglich, gleichfalls ohne etwas davon zu bemerken, daß diese und sein Neffe bei der Trennung in keinerlei Weise Notiz voneinander nahmen. Aber wenn sie das bisher nie gethan, so war es nach ihrem heutigen Zusammensein im Amselbusch ganz gewiß nicht erforderlich.

Magdala wanderte den gewohnten Weg an der Gauchach aufwärts. Es war schon ziemlich spät und mußte bald zu dämmern anfangen, doch das beschleunigte ihren Schritt nicht, vielmehr ging sie äußerst langsam. Sie fürchtete sich nicht vor dem Wald, der Nacht, vor Bären und Wölfen; es kam ihr nicht in den Sinn, daß man sich überhaupt vor etwas in der Welt fürchten könne, als vor der Traurigkeit, die aus einem selbst heraufziehe. Und von diesem Schatten, so schattig das Zwielicht um sie einfiel, spürte sie heute nicht das Leiseste. Endlich hielt sie den Fuß ganz an; auch hier schlug eine Amsel, und sie blieb eine geraume Weile mit geschlossenen Augen stehen und hörte zu. Die Amseln, bedünkte sie, sangen in diesem Jahr anders als sonst; wenigstens trug sie in ihrem Ohr solchen Eindruck.

Und sie waren und sangen überall, und als Magdala zu Hause eintraf, kam auch ein Flötenton zum Garten herab. Zwar von fern her, es schien, daß die Sängerin irgendwo drüben in einem der Baumwipfel über dem Keltengrabe sitze. Benigna hatte in der Laube dem herüberhallenden Ruf zugehört, vernahm den Fußtritt der Heimkehrenden erst, als diese dicht vor ihr auftauchte, und sagte, leicht zusammenfahrend: „Du schon, Madeleine?“ Diese hatte sich ein wenig auf einen gegenteiligen Vorwurf, daß sie sehr spät komme, gefaßt gemacht und antwortete rasch: „Ja, es gab heute so viel Neues und Interessantes, Mama — ach so — ist dir die Zeit nicht lang geworden? — nein, mir ebenso nicht. Hörst du auch gern die Amsel singen? Nicht wahr, sie thun es in diesem Jahr schöner als sonst? Oder sangen sie auch schon so, als du so alt warst wie ich?“

„Ich glaube ebenso, Madeleine; der Frühling ist das Schöne, der treibt sie immer wieder dazu an. Hier ist noch Platz, setze dich zu mir und laß uns miteinander zuhören. Warst du allein mit dem Doktor Morneweg im Bregthal?“

„Nein, sein Neffe war wie immer dabei. Ach, ist der widerwärtig, Mama — zum Lachen!“ Und Magdala lachte fröhlich-helltönig auf, daß es bis zu dem Keltengrab hinüberklingen mochte. Denn die Amsel setzte ihr Flöten aus und schien verwundert auf die Konkurrentin zu horchen.

Herr Wachsmut von Kinzingen.

Berchtold Mornewegs Erfahrung bewährte sich nicht nur in archäologischen, sondern auch in meteorologischen Dingen, denn wie Alwig inmitten der Nacht einmal aufwachte, hörte er vor den Fenstern seines Turmgemachs den leisen tropfenden Ton, der nach sonnigen Wochen nächtlicherweile die Ouverture zu einem Dauerregen einzuleiten pflegt. Trotzdem und ungeachtet der Dunkelheit sang die Amsel noch; wie ein schwarzer Kobold im Märchen trieb sie ihr Wesen überall und hatte sich auch die Baumwipfel über der olympischen Gesellschaft im Garten nicht als Honigmondsquartier entgehen lassen. „Keine luscinia bei Bajä kann sich damit vergleichen, meint die Valeritta,“ murmelte Alwig Morneweg und schlief wieder ein. Aber diese Gedankenrichtung im Verein mit dem draußen fortdauernden Flötenton machte leicht begreiflich, daß ihm ein närrischer Traum kam. Zwischen Häusern, deren Dachpfannen alle den Stempel der elften

Legion trugen, ging er in Brigobannä quer durch die Breg hindurch, in Begleitung Cynthia Valerias, bei der er zu Gast gewesen und vortrefflich zubereiteten Bärenbraten gegessen. Das war sehr natürlich, denn sie hatte ihn zur Feier, daß er Centurio geworden, eingeladen und machte nun einen Spaziergang mit ihm nach dem Amselbusch, damit er, wie sie sagte, einmal die rhätischen Schneeberge in der Abendbeleuchtung sehen solle. Er wußte, dahinter stecke etwas und sie sei eine „Vogelstellerin", aber er äußerte nichts, sondern dachte nur, er werde auf seiner Hut sein, und folgte ihr nach. Das Flüßchen rieselte sehr sommerlich seicht und es war auch natürlich, daß die Valeritta ihre Tunika leicht in die Höhe schürzte und auf ihren Sandalen quer durch das Wasser hinschritt; nur besaßen ihre Füße eine auffällige Größe, und sie drehte ihm beständig den Rücken zu, so daß er von ihrem Kopf nichts als ihr merkwürdigerweise graues Haar gewahrte. Er gab seiner Verwunderung darüber einmal Ausdruck, doch sie lachte, das sei „in der Stadt" jetzt die neueste Mode. Denn solche Haarfarbe hätten die suevischen Priesterinnen, die man vor kurzem zum Triumphzug nach Rom gebracht habe, und da ihr Marcus Tribunus minor geworden, müsse sie auf ein vornehmes Äußere bei sich halten. So gelangten sie an den Fuß des Hügels, stiegen den schmalen Pfad hinan, auf dem sie ihm immer die Buschzweige ins Gesicht zurückschnellen ließ; dann erreichten sie die Höhe, von welcher die schwarze merula ihnen entgegenschlug. Doch droben kehrte seine Führerin sich plötzlich zu ihm um und sagte lachend: „Du glaubtest wohl, mein lieber Tullus, daß sich eine gewisse Eudora hier oben befinde und ich dich mit ihr bei dem Amselgesang allein lassen würde? Sieh mich doch einmal genauer an, ob du mich für eine Gelegenheitsmacherin und Kupplerin hältst?" Da war es nicht Cynthia Valeria, sondern sein Onkel, der trocken nachfügte: „Nun, wenn du hier auf mich warten willst, lieber Alwig, ich gedenke drunten im Busch eine kleine Nachsuchung nach Gesteintrümmern des Turmes, der vermutlich ehemals auf dieser Kuppe gestanden, anzustellen." Damit verschwand er, und der Zurückbleibende setzte sich nieder. Es war wirklich ein so schöner Platz, wie die Valeritta ihn geschildert, und die Amsel sang ganz unvergleichlich. Nur wußte er nicht, ob er Tullus Appianus oder Alwig Morneweg sei — im Grunde war er wohl beides — und der Genuß der Aussicht und des Zuhörens wurde ihm durch die Mitanwesenheit eines weiblichen Geschöpfes verleidet, das in einiger Entfernung von ihm auf einer aufgekrümmten Baumwurzel saß. Sie trug eine bläuliche Tunika und auf dem Kopf eine turbanartig fest rundumgewundene cubicula, die noch über den Nacken herunterfiel; stumm und gleichgültig sah sie vor sich auf den Boden nieder. Allmählich aber steigerte sich ihre Gegenwart ihm zur Unerträglichkeit, so daß es ihn trieb, sie zum Fortgehen zu bringen. Er redete sie zu diesem Zweck in unhöflicher Manier an, doch sie hörte nicht darauf, sondern blieb schweigsam ruhig sitzen. Das brachte ihn auf und er sagte geradezu, der Platz hier gehöre ihm, er habe allein ein Anrecht daran. Nun hob sie den Kopf, aus dem ihm ein Paar wie mit Goldstaub überstreute braune Augen entgegensahen, und antwortete: „Ich glaube nicht, Tullus Appianus, daß du das erste Anrecht an diese Stelle hast, wenn du auch Centurio geworden bist, denn ich habe schon manchmal hier gesessen, ohne das Vergnügen zu haben, deine Gesellschaft dabei zu genießen." Die Worte hatten einen eigentümlich schalkhaften Ton, und sie begleitete dieselben mit einer Aufhebung der Hand nach ihrem Kopf. Dazu rief die Amsel zweimal rasch: „Meine Venus — meine Venus —" und hinterdrein vergnüglich: „Valeritta —", und auf einmal sah er aus der gelösten cubicula über die blaue palla eine Haarflut von einer Farbe herunterfließen, wie solche ihm noch nie vor

die Augen gekommen. Er stieß aus: „Das ist ja wie ein ganzes Krokusbeet,“ und jetzt lächelte Eudora Servilia: „Du batest ja Valeria um eine von den ihrigen, deshalb habe ich deinem Onkel ein Schnippchen geschlagen, der dich nicht zu mir lassen wollte, und bin doch hier. Laß es ihn ja nicht erfahren, sonst kann ich nicht wiederkommen. Aber er hat mir unterwegs hinter sich einen Weidenzweig ins Auge schnippen lassen — es thut ein bißchen weh — willst du nicht einmal nachsehen, ob vielleicht ein wenig von der Rinde drin geblieben ist?“

Alwig sprang hurtig auf, doch nicht von seinem Sitz im Amselbusch, sondern er fuhr halb aufrecht in seinem Bett empor und sah in ein graues Morgenlicht, durch das vor den Fenstern der Regen jetzt schwer, wie mit dem Gebrause eines Gießbaches herunterrauschte. Undeutlich schimmerte ihm nur noch ein paar Sekunden lang das Krokushaar der Eudora vor dem Blick, flatterte auseinander und losch aus wie verirrte Sonnenstrahlen unter bleierner Wolkendecke. Zugleich klopfte es an die Thür, und die alte Euphrosyne kam mit dem Frühstück, stellte dies erst sorglich auf den Tisch, schlug dann die Hände zusammen und rief: „Erbarmungswürdiges Leiden unseres Herrn, wie schauen Sie mich denn an, Herr Alwig! Als ob Sie mich mit Ihren Augen auffressen oder in Brand stecken wollten! Richtig hat das dumme Ding —“

„Brrr!“ machte unwillkürlich der Mund Alwig Mornewegs mit einer schüttelnden Bewegung des ganzen Kopfes. Den Anlaß dazu unterzog die Alte allerdings vermutlich einer kleinen Mißdeutung, denn sie stieß erfreut aus:

„Alle Heiligen seien gelobt, man hört's, daß Sie doch noch bei Vernunft sind! Da kann man sich wohl schütteln, wenn man so ein dummes Ding im Haus haben muß. Ich sagte ihr, riechen wird's der Herr Alwig gleich, daß die Milch angebrannt ist — dem anderen, dem könnt man Wasser über Asche gießen und zum Kaffee thun, der thät nichts davon verspüren — aber der Herr Alwig hat eine Nase, daß er ‚Brrr‘ macht, wenn er nur von dir hört, und dann ist's ihm vor den Augen, als wenn er ein Gespenst säh! Ich bin's aber, Herr Alwig, schauen Sie mich nur ruhig an und kommen Sie ganz zu sich und trinken Sie den Kaffee. Wenn man den hier im Haus nicht noch hätt, da könnten die lieben Engelein mich nur gleich in die ewige Seligkeit tragen. Aber von dem unsinnigen Herumstreichen mit solchem blinden Maulwurf zwischen dem gottserbärmlichen alten Heidensteinzeug rührt's her. Da brennt Ihnen den ganzen Tag über die heiße Sonne auf den Kopf, das kann ja nur ein Geschöpf aushalten, bei dem seit zwanzig Jahren nichts an Menschenvernunft mehr zu verbrennen ist, und Sie kriegen davon in der Nacht natürlich das hitzige Atmen und Herzklopfen und dummes Gezeug im Kopf und sehen einen dann am Morgen so an. Nun hat's aber endlich mal ein End damit, gesegnet sei die gebenedeite Muttergottes, die's aus den himmlischen Brunnentrögen herunterschütten läßt, um diese Heidenarche von dem Baalsgreuel und der Verrücktheit rein zu scheuern. Dafür will ich beten, daß sie's sieben Wochen lang nicht aufhören läßt, und wenn auch die gelben Rüben und die Erbsen drüben im Garten einen fauligen Geschmack kriegen, denn es ist wichtiger, daß es im Kopf in Richtigkeit kommt, als im Magen.“

Euphrosyne verließ, merklich über die ihr gebotene und vorteilhaft benutzte Gelegenheit zu einer ausgiebigen Morgenexpektoration innerlich befriedigt, das Zimmer, und Alwig sah ihr ein Weilchen auf die geschlossene Thür nach. Warum er sich mit einem „Brrr“ geschüttelt, hatte sie freilich nicht ganz richtig aufgefaßt, doch sonst konnte man ihr in einigem nicht so völlig unrecht geben. Dies Herumlaufen und Herumwühlen den Tag hindurch in der Sonne gereichte entschieden einer vernünftigen Beschaffenheit des Kopfes nicht zum Vorteil, sondern

füllte nur hinterdrein bei Nacht das Gehirn mit unsinnig-verrückten Träumen an. Das Wort „dummes Gezeug" traf im Grunde den Nagel auf den Kopf, denn alles war ja in Wirklichkeit gar nicht vorhanden und niemals gewesen, weder Cynthia Valeria und Eudora Servilia, noch der alte Amselbusch und vermutlich Brigobannä selbst ebensowenig. Oder dies letztere doch weit kümmerlicher, als die Einbildung seines Onkels es sich gestaltete, nur aus ein paar Häusern eines kleinen militärischen Straßenwachtpostens bestehend, bei dem sich schwerlich ein weibliches Wesen mitbefunden, höchstens irgend ein alter suevischer Küchenpudel von der Art der Euphrosyne, der vielleicht die Demeter oder die Isis inbrünstig verehrt hatte. So viel blieb gewiß, es zeugte von ziemlich hochgradiger Hirngespinstansammlung, eine Spur der Eudora entdecken zu wollen, und die ganze römische Wirtschaft auf der Baar war Alwig Morneweg gründlich verleidet. Aber am besten, man lachte über diese Phantasterei, und das that er, stand auf, kleidete sich an und setzte sich zum Frühstück.

Wenn man sich mit der Vergangenheit der Umgegend beschäftigen wollte — und das enthielt ja unfraglich einen Reiz —, so war es klüger, Überresten aus einer Zeit nachzugehen, die gewissermaßen noch lebendig in die Gegenwart hineinredeten, Bauten des Mittelalters, Burgtrümmern, Türmen, Ringmauerüberbleibseln, romanischen Kirchenfenstern. Über solche Gegenstände ließ sich wahrscheinlich aus alten Schriftwerken in der Bibliothek noch manches herausfinden und dann durch eigene Nachforschung an Ort und Stelle deutlich aus dem Dunkel der Vergessenheit heraufbilden.

Es regnete, nicht wie Bindfäden, sondern wie Ankertaue fort, als ob die alte Euphrosyne unausgesetzt um eine siebenwöchentliche neue Sündflut bete, dichte Nebelmassen schleppten sich über die Baar, und der Ausblick aus den Fenstern des Turmgemachs büßte alles und jedes von seinem Reiz ein. Ein Tag ließ sich so überstehen, indem Alwig dieses und jenes Buch zur Hand nahm und darin umherblätterte, aber als der nächste Morgen genau das gleiche aschgraue Gesicht zeigte, gewann die Sache für jemanden ohne eine Arbeitsthätigkeit einen ungemütlichen Charakter. Der Juni machte seine althergebrachten Rechte auf der Hochfläche geltend, es ward naßkalt im Hause, die Spinnen krochen aus ihren Ecken hervor, saßen mit ausgestreckten haarigen Beinen als nicht besonders erheiternder Schmuck an den kalkbetünchten Wänden, und Alwig Morneweg stellte Betrachtungen über den Unterschied häuslicher Einrichtungen an. In seinen beiden Stuben, die er als Offizier bewohnt, war es gemütlicher gewesen, seine Hauswirtin hatte Sinn und Verständnis für das zur Lebensbehaglichkeit Erforderliche besessen, eine Eigenschaft, die wohl überhaupt dem weiblichen Geschlecht angeboren war und insofern bei diesem doch etwas Gutes bildete. Wenigstens hätte in dieser Richtung hier die Hand einer umsichtigen Frau von Nutzen sein können; allerdings eine contradictio in adjecto, sich eine solche neben seinem Onkel vorzustellen, denn wenn sie seine Frau geworden wäre, hätte sie eben ihren Mangel an jeder vernünftigen Einsicht bewiesen. Eine Persönlichkeit wie er besaß doch eigentlich etwas Rätselhaftes; ein Mann, der nicht durch üble Erfahrung zur Mißachtung der anderen Menschheitshälfte gereift worden, sondern dieselbe schon von der Natur mit auf die Welt gebracht hatte. Darin lag freilich weder ein Verdienst, noch eine Bewährung von Verständigkeit, so wenig, wie einer nicht in Versuchung geführten Charakterfestigkeit Grund zufiel, auf sich stolz zu sein.

Die Morgenstunden schritten eintönig weiter, und Alwig fröstelte, äußerlich von der feuchtkühlen Luft und innerlich von einem Mißmut über seine Beschäftigungslosigkeit. Den letzteren verbesserte es nicht, daß er, hinuntergehend und um eine halbdämmerige Ecke des langen, spinnenüberkrochenen Hausflurs biegend,

Jobst Stobwasser und Meta Nebelthau antraf, die sich eben auf ihren häuslichen Geschäftsgängen begegnet waren, ebenfalls gefroren zu haben schienen und ein menschenfreundliches Mittel ausfindig gemacht hatten, sich wechselseitig ein wenig zu erwärmen. Sie „häkelten“ miteinander, das heißt, sie hielten die Finger ihrer beiden Hände durcheinander geschlungen und erprobten, wer den anderen so niederbiegen könne. Jobst war unfraglich der stärkere, aber Meta die behendere, so daß die Chancen ungefähr gleich standen. Der erstere sagte: „Weischt, wenn ich wollt, kriegt ich dich schon“; aber den herankommenden Schritt hörend, bog er den Kopf um, und diesen Augenblick benutzte das Schwabenmädchen zu einem jähen Überdruck ihrer gleichfalls recht kräftigen Finger und lachte, wie er nolens volens vor ihr auf die Knie herunter mußte: „Siehscht, es kommt auf mich an, ob ich will.“ Das war ein kurzer Ausfluß der Sonderart ihrer Stammeszugehörigkeit, welche auch eine solche Gelegenheit nicht vorübergehen lassen konnte, ohne eine lehrhafte Bemerkung daran zu knüpfen.

Beide hatten den angestrebten Zweck der Erwärmung erreicht, begaben sich, die Erkenntnis der Nützlichkeit dieses Mittels den Augen Alwigs überlassend, ohne weitere mündliche Äußerung an ihm vorüber, und er trat in das Zimmer, wo sein Onkel more consueto arbeitsthätig am Schreibtisch saß. Der Ankömmling sprach den Zweck aus, der ihn hergeführt, daß ihm eine Erforschung der römischen Zeitperiode auf der Baar nicht rechte Befriedigung verheiße, sondern eine Beschäftigung mit dem Mittelalter ihn auf greifbarere Erfolge hoffen lasse, und er beabsichtige, sich nach dieser Richtung in der Bibliothek umzusehen. „So, so, nun jeder nach seinem Geschmacke,“ erwiderte Berchtold Morneweg, „du wirst zu diesem Behufe ebenfalls Ausreichendes unter den Büchern auffinden, lieber Alwig.“ Der letztere machte sich auf die Nachsuche, stieg die Setzleiter hinan, zog Schweinslederbände von den Borden, blies den fingerdicken Staub davon ab, murmelte hinterdrein: „Den hätte eine ordentliche Frau auch nicht darauf liegen lassen,“ und stöberte in Ecken und Winkeln. Dabei glitt in einem solchen einmal etwas klirrend an der Wand nieder, das er verwundert aufhob, und den Kopf umdrehend sagte er unwillkürlich: „Hältst du dich gegen einen räuberischen Überfall bewaffnet, lieber Onkel? Wie kommt der Säbel hierher? Das ist doch kein ausgegrabener römischer, sondern einer von der alten Art, wie die österreichische Kavallerie sie am Schluß des vorigen Jahrhunderts noch hatte.“

Der Doktor hob die Stirn von seinem Buch: „Was vermeinst du, lieber Alwig? Ja so, den Säbel — ich hörte ein Geklirr — stand der dort? Nein, die Römer bedienten sich zumeist sehr kurzer gerader Schwerter, des ensis oder gladius; allerdings kam noch die längere, doppelschneidige spatha hinzu. Deine militärische Kenntnis hat ganz das Richtige ausgefunden; der Säbel steht schon sehr lange dort, aber einen Einbruch und Überfall brauchen wir zum Glück auf unserer Baar nicht zu befürchten. Er stammt aus der ehemaligen Waffenkammer in Villingen, von den Tagen her, als im Jahre 1796 die Franzosen unter dem General Moreau über den Schwarzwald zurückflüchteten und die Bürger und Bauern unserer Landschaft überall wider sie aufgerufen und bewaffnet wurden. Ich befand mich damals als ein Mann von noch jüngeren Jahren ebenfalls bei dem Landsturm —“

„Du, lieber Onkel, im Landsturm?“

Dem Hörer war die Vorstellung, sich seinen Onkel mit geschwungenem Säbel zu denken, so überaus drollig, daß er bei seiner Frage lachen mußte und nicht umhin konnte, noch hinterdreinzufügen: „Du als staatlich autorisierter Menschenmörder?“

„Nun, nicht ganz — zum Glücke nicht,“ antwortete der Doktor; „es hielt jemand mir den Arm ab, als ich im Begriffe

stand, dem an uns von der Obrigkeit ergangenen Gebote nach zu handeln und durch meinen Streich vermutlich einen Feind seines Lebens zu berauben. Für eine Änderung der Sachlage fiel dies derzeit doch nicht mehr ins Gewicht, und als die Erregung vorüber war, in die man bei solcherlei Anlässen wohl versetzt wird, bin ich der Hand, welche mich daran verhinderte, stets dankbar dafür gewesen, mich des Bewußtseins eines sinnwidrigen Blutvergießens enthoben zu haben. Zumal da der Betreffende vorher bereits in einem Gefechte kampfunfähig gemacht worden war und, vom menschlichen Standpunkte betrachtet, wohl mehr Anspruch auf Schutz und Pflege, als auf feindliche Behandlung geltend machen konnte. Die erstere ward ihm denn auch zu teil, obwohl dies unter den damaligen Umständen bei der allgemeinen ingrimmigen Aufgebrachtheit der Bevölkerung schwierig fiel. Wie es so geht, hatte man zuerst die Fremden allzu bereitwillig aufgenommen und sich von ihrem Behaben einnehmen lassen, das in manchem gewinnender, gewandter an Manieren und beredter sein mochte als dasjenige der etwas schwerfälligen heimischen Art. So gedachte man bei ihnen nicht vorher an das, was das Lied von der ‚Nibelungen Not' an Schlusse besagt: ‚daß je diu liebe leide ze aller jungiste git.' Doch den Säbel, den ich damals geführt, habe ich zum Gedächtnis mit mir hierher genommen, und ich denke, wir wollen ihn in der Ecke, wo er sich ein Gewohnheitsrecht erworben, weiter stehen belassen."

Es enthielt auch schon ein Stück aus der Vergangenheitsgeschichte der Baar, wovon Berchtold Morneweg gesprochen; das erklärte die ungewöhnliche Ausführlichkeit einer Mitteilung aus seinem eigenen Leben, mit der er seine Arbeit unterbrochen. Indes hatte sie auch noch etwas anderes in ihm angeregt, denn er setzte nach einem kurzen Innehalten hinzu:

„Ad vocem der Nibelungen Not, das ruft mir den zuvor von dir geäußerten Wunsch bezüglich mittelalterlicher Nachforschungen in Erinnerung, lieber Alwig. Es ist da etwas in unserer Nähe vorhanden, womit ich mich in früherer Zeit auch beschäftigt habe, doch fand ich nicht die Muße zu einer fortschreitenden Prüfung. Du weißt, man nimmt für die Abfassung des Nibelungenliedes den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts an, und es will mir nicht unwahrscheinlich bedünken, daß ‚Der von Kürenberc' der Dichter desselben sein dürfte. Das bildet indes eine Frage, die uns hier nicht beschäftigen kann. Doch es lebte zur selben Zeit, höchst mutmaßlich unter der Regierung des hohenstaufischen Kaisers Friedrich II., ein anderer Minnesänger, welcher in Bezug auf seine Herkunft und Landeszugehörigkeit schon mancherlei Kopfzerbrechen und Kontroversen veranlaßt hat. Urkundlich überliefert ist er uns zwar nur mit sechs kurzen Liedern in der mit Unrecht sogenannten ‚Manessischen Handschrift', welche ihn ‚Herr Wachsmuot von Kuinzingen' benennt. Ich habe für meine damalige Untersuchungsabsicht das Buch in einer veranstalteten Druckherstellung angeschafft —"

Der Doktor stand auf, trat an ein Repositorium und kehrte mit einem Quartanten zurück, der beim Aufschlagen den Titel zeigte: „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpuncte durch Ruediger Manessen, weiland des Rathes der uralten Zyrich. Durch Vorschub einer ansehnlichen Zahl von Freunden des Minnegesangs. Verlegt von Conrad Orell & Co. 1758." Umblätternd fand Berchtold Morneweg die Seite, von der in großen Buchstaben die Überschrift „Wachsmuot von Kuinzingen" entgegensah, und fuhr fort:

„Hier siehst du die sechs einzigen von ihm erhalten gebliebenen Gedichte, lieber Alwig; ihre Sprachform wird dir keine Verständnisschwierigkeit bereiten. Wie ich ermittelt habe, befindet sich in der Originalhandschrift als Beigabe ein Bildnis des Dichters, welches ihn in ritterlicher Rüstung zu Roß, an beiden

Seiten von großen Jagdrüden begleitet, darstellt. Daß er dem adeligen Stande angehört, erscheint danach zweifellos, auch bekundet dies sein in Farben hinzugefügtes Wappen, zwei goldene Fische in blauem Felde zur Schau bietend. Es steht nun in Frage, wo die Burg Kuinzingen belegen gewesen sein möge. Wir besitzen außerdem noch die Überlieferung von zwei Minnesängern mit sehr ähnlich lautenden Namen, deren einer der Stadt Kinzingen an der Elz im Breisgau entstammte, während wir den anderen als den Herrn Friedrich von Husen von der Burg Hausen oder Husen über der Kinzig kennen. Die Hypothese einer Zugehörigkeit des Herrn Wachsmut von Kinzingen zu einem dieser Geschlechter wäre von vornherein wohl annehmbar, selbst eine Identität mit dem ersteren. Allein solche Konjektur ist dennoch aufs bestimmteste abzuweisen, da ihre gleichfalls erhaltenen Wappenschilde völlige Verschiedenartigkeit von dem zuvor genannten aufweisen. Es erscheint mithin notwendig, die Burg Kinzingen an anderer Stelle aufzusuchen; eine Ruine dieses Namens findet sich indes nirgendwo im Bereiche des Schwarzwaldes, und doch deutet die Sprachform der Gedichte mit hoher Glaubwürdigkeit auf einen Ursprung derselben zwischen dem Oberrhein und dem Donaubeginne hin. Nun fand ich gelegentlich in einer alten Vergabungsurkunde, daß unweit von uns gen Süden an der Mauchach sich eine kleine, heute ausgegangene Ortschaft Kinzingen befunden haben muß; ob sie im Dreißigjährigen Kriege oder etwa schon im Bauernkriege vom Erdboden verschwunden ist, läßt sich nicht mehr bestimmen; ich vermute nur, im ersteren. Den Platz ihrer ehemaligen Lage habe ich jedoch zweifellos festgestellt, und es ergab sich bei meinen Nachforschungen, daß eine Stelle dort im Volksmunde, alter Tradition gemäß ‚Gewann Burg' benannt wird. Daß diese Bezeichnung sich von dem früheren Vorhandensein einer Ritterburg forterhalten habe, ist aber um so wahrscheinlicher anzunehmen, als die Stätte sich von der Natur außerordentlich zur Anlage einer solchen vorgebildet zeigt. Die Mauchach bewerkstelligt dort eine ihrer zahlreichen kleinen Krümmungen in vollendetster, beinahe kreisförmiger Weise, so daß sie den Platz fast rundum mit ihrem tief eingeschnittenen Bette umgürtet und dergestalt die Herstellung eines künstlichen Ringgrabens völlig überflüssig machte. Innerhalb dieser sichernden Wasserumkreisung erhob sich also äußerst mutmaßlich eine Burg Kinzingen, ursprünglich wohl, wie der Fluß in der Mitte des Schwarzwaldes, Kinzicha benannt; das mag auch der anfängliche Name der Mauchach gewesen sein, denn eine öftere Wiederholung gleichartiger Flußbenennungen war zu frühester Zeit in unserer Gegend sehr bräuchlich. Das heutige ‚Gewann Burg' ist mit Busch und Gekräut überwildert; Reste eines Gemäuers habe ich nicht auf ihm zu entdecken vermocht, doch, wie ich bemerkte, auch nicht gründliche Nachforschung angestellt; eine solche würde vielleicht noch Fundamente ans Licht fördern. So besäßen wir eine sonst nicht auffindbare ‚Burg Kinzingen', und ich mache dich dazu auf das Bildnis und das Wappen des Herrn Wachsmut von Kinzingen in der Manessischen Handschrift aufmerksam, lieber Alwig. Die Begleitung des jugendlichen Ritters durch die großen Rüden weist unfraglich auf einen Liebhaber der Jagd, wie wohl zu vermuten steht, der Bärenjagd hin, welche unser mons Dianæ Abnobæ ihm derzeit in ausgiebigstem Maße darbot. Und andererseits lassen sich die beiden goldenen Fische seines Wappenschildes wohl naheliegend auf goldgetüpfelte Lachsforellen deuten, an denen unsere Mauchach heute noch reich ist, und die sehr geeignet waren, der Wasserburg innerhalb derselben zum Abzeichen zu dienen. In kurzem hege ich die Überzeugung, daß auf dem Gewann Burg der ehemalige Stammsitz des Herrn Wachsmut von Kinzingen zu suchen sei. Ich bin durch meine Vertiefung in die römische Vergangenheit

unserer Gegend von der weiteren Verfolgung dieses Gedankens abgeraten, aber wenn du dich dem Mittelalter bei uns zuzuwenden beabsichtigst, so wüßte ich dir kaum einen interessanteren Gegenstand der Nachforschung anzuempfehlen."

Alwig hatte beim Zuhören auf die Auseinandersetzungen seines Onkels den Blick über die offenliegende Seite des Druckexemplares der Manessischen Handschrift hingehen lassen, und einige Verszeilen auf dem Blatt flößten ihm in der That ein Interesse ein. In Ermangelung von etwas anderem bot ihm das jedenfalls vorderhand eine geistige Beschäftigung, nach welcher er bei dem Regenwetter Verlangen trug. Auch die Vorstellung, einer verschwundenen mittelalterlichen Ritterburg in der Nähe nachzuspüren, übte einen Anreiz auf ihn; dadurch ließ sich das dumme römische Gezeug oder Phantasiegezücht am besten aus dem Kopf schlagen. Im Zimmer hin und her gehend, erkundigte er sich noch über die Entfernung und Merkzeichen des Gewanns „Burg", nahm dann das Buch, das der Doktor in der Zerstreuung wieder zugeklappt hatte, und begab sich damit in sein Turmzimmer zurück. Draußen ging das Triefen und Traufen vor den Fenstern ebenso fort, und drinnen war es zum Blauanlaufen der Hände frostig. Ein Skandal, im Juni frieren zu sollen! Seine vernünftige frühere Hauswirtin würde für Feuer im Ofen gesorgt haben, aber die alte Euphrosyne saß in der Küche am Herd und dachte nicht an die Gänsehaut anderer. Natürlich, seinen Onkel fror's nie, der trug Fischblut in sich. Wie warm war's vorgestern noch in der hellen Sonne in Brigobannä gewesen, daß die Famula Handschuhe getragen, um sich nicht verbrennen zu lassen. Jetzt hätte man Winterhandschuhe gegen die Kälte anziehen können. Im Juni! Ein paar Monate noch, dann war der sogenannte Sommer schon wieder vorüber. Freilich, zur Römerzeit hatten sie sich auch ins Badezimmer hier gesetzt, um warm zu werden. Das heißt, die Eudora; die Valeritta schrieb, sie brauchte es nicht und fände es nicht kalt, sobald sie bei ihrem Marcus sei. Albernes Geschwätz der Vogelstellerin, um zu renommieren und auf den Vorteil des Verheiratetseins hinzuweisen. Überhaupt ja nur dummes Zeug! Krokusfarbiges Haar? Und wenn auch, war denn daran etwas Besonderes? Aber der Jobst und die Meta hatten es eigentlich recht vernünftig gemacht, sich die Hände gegenseitig warm zu „häkeln". Das wärmte den ganzen Menschen mit. Außerdem ließ sich's Jobst nicht verübeln, denn das Mädchen war im Grunde ein ganz niedliches Geschöpf. Er hatte sie früher wohl nicht genau angesehen.

So aber war's unbestreitbar widerwärtig naßkalt, Alwig wickelte sich in eine wollene Decke, schlug die Manessische Handschrift „durch Vorschub einer ansehnlichen Zahl von Freunden des Minnegesanges" auf und las die hinterlassenen sechs Lieder des Herrn Wachsmut von Kinzingen. Sie waren sämtlich sehr kurz und er kam in zehn Minuten damit zu Ende. Doch sie gefielen ihm; es sprach sich eine große Naturfreudigkeit, Sinn und Verständnis für Wald, Heide und Blumen darin aus, nicht minder ein menschliches Gemüt und Verlangen nach Lebensfrohsinn und Sonnenwärme. Eine Strophe klang ganz so, als wenn Alwig selbst sie vor kurzem verfaßt haben könne, und er wiederholte sie, laut lesend:

Swie der walt in gruener varwe ste
unt di vogellin hohen ir sang
doch tuot mir min alter kumber we
der mich hiure vor dem meien twang
sus is frœide mir benomen
o we, wenne sol mir trost von liebem wibe komen.

Allerdings, bei ihm war das nicht sowohl gegenwärtig, sondern mehr gewesen. Der „alte Kummer" that ihm nicht mehr weh, er dachte eigentlich kaum noch dran. Und noch weniger freilich paßte der Ausruf des Schlußverses auf ihn. Aber hübsch und melodisch war das Ganze und ebenso die nachfolgende Doppelzeile:

Swer nie leit durk herzeliebe gewan
der weiz ouch niht wie herzeliebe lonen kan.

Das mochte der Wahrheit entsprechen. Wohl erst aus dem Leidwesen einer betrogenen Liebe entsprang das Vollgefühl, wie köstlich sie gewesen sein würde, wenn sie nicht auf einer Täuschung beruht hätte. Solche hatte der Minnesinger gleichfalls erlebt, davon redeten die Verse:

Von shaden, giht man, manger wise
werde, des enghie ich niht:
von shaden wirt man torhaft unde grise
swa der ubel stat geshiht.

Das bildete nun zwar eine unrichtige Anschauung. Man ward durch solchen Schaden eben von Thorheit geheilt und vernünftig. Wachsmut von Kinzingen mußte gefroren haben, als er das geschrieben. Wahrscheinlich hatte es damals ebenso auf der Baar im Juni geregnet und er sich gleicherweise nach der Wiederkehr der Sonne gesehnt. Darauf wies auch deutlich eine Strophe hin:

O we bluomen, o we heide
wie mich riuwet iuwer ungemach
o we lichter ougenweide
der ich eteswenne wunder sach
die sint nu gar zergangen
mich muos wol blangen
das mir nie lieb von ir geschach.

Alwig Morneweg warf einen Blick durchs Fenster auf die dicke graue Regen- und Nebeldecke, unter der aller Blumen „lichte Augenweide" verschwand und zerging. Offenbar gerade so war es damals gewesen. Aber wer war denn eigentlich diejenige, von welcher „ihm nie lieb geschah"? Er hätte sie auch mit ihrem Namen belegen können; das verhalf immer eher zu einer gewissen bildlichen Vorstellung. Alwig erinnerte sich, daß eine Strophe, wenn auch ohne jede Benennung, doch in etwas darüber Auskunft gab, suchte dieselbe wieder auf und las sie nochmals:

Von ir ougen vligent strale sere
mitten in das herze min
swelches endes ich der werlte kere
sol das iemer also sin
so were ich zetode wunt
alle meister geheilent niemer mere mich
es tuot ir roter mund

Ein wirkliches Bild gab das ja allerdings nicht, allein man gewahrte doch gleichsam die Augen mit den „fliegenden Strahlen" vor sich. Fliegende Strahlen? Wo hatte er schon einmal etwas Derartiges gesehen? Von der Farbe der Augen sprach die Strophe nicht, und das wäre doch anthropologisch-anatomisch bezüglich der Bewohnerinnen der Baar im dreizehnten Jahrhundert von Interesse gewesen. Nein, blaue oder graue Augen besaßen solche fliegende Strahlen nicht, es mußte sich etwas Goldiges, Sonnenhaftes darin befunden haben. Danach hätte die Betreffende kein suevisch-germanisches, sondern vielleicht keltisch-gallisches Blut in sich getragen. Vermutlich mit dunklem, möglicherweise indes auch mit lichtfarbigem Haar. Schade, daß Wachsmut von Kinzingen seine Schilderung so allgemein hielt und keine Beantwortung dieser Fragen ermöglichte.

Draußen klatschte es vor den beschlagenen Scheiben fort, doch drinnen hatte eine Erwärmung stattgefunden. Wenigstens fror es Alwig durchaus nicht mehr. Oder entstammte dies einer innerlich anregenden Wirkung seiner geistigen Thätigkeit? Sein Kopf empfand sich eher als heiß.

Das Wohllautendste unter den Gedichten blieben doch die beiden Verse:

Wer nie durch Herzliebe Leid gewann,
Weiß auch nicht, wie Herzliebe lohnen kann.

Schiller oder Goethe hätten das noch jetzt gerade so ausdrücken können. Schiller freilich nicht mehr, der war schon seit einem Jahrzehnt gestorben. Im allgemeinen besaß es doch etwas Vorzuziehendes, trotz seinem Dichterruhm lieber nicht er zu sein, sondern sich noch unter den Lebendigen zu befinden.

Wirklich schade war's auch, daß die sechs kurzen Lieder die einzigen Überbleibsel der Dichtungen Wachsmuts von Kinzingen ausmachten. Sie endigten am Schlußrand der gegenüberstehenden Seite; ein Strich unter ihnen besagte, das sei alles.

Vielleicht täuschte dieser doch und es

folgte noch etwas. Alwig schlug das Blatt um. Nein, da kam ein anderer Minnesinger: „Her Willehelm von Heinzenburg.“

Doch traf der Blick auf etwas, ihm schon einmal ähnlich in einem Buche Begegnetes, auf ein eingelegtes Manuskriptblatt, mit der Handschrift seines Onkels. Einige Zeilen am Beginn kündeten den Inhalt an, der Zeugnis davon ablegte, daß Berchtold Morneweg sich mit der Frage über Wachsmut von Kinzingen näher zu befassen gedacht hatte. Indes bestand das Ganze aus flüchtig hingeworfenen, zum Teil unzusammenhängenden Aufzeichnungen, nur niedergeschriebenen einzelnen Gedanken, zu deren Benutzung und Ausarbeitung der Doktor nachher, wie er auch geäußert, nicht mehr gelangt war. Die vorangeschickte Bemerkung lautete:

„Es würde zweckentsprechend sein, sich ein Bild von der damaligen Lebensführung des Ritters Wachsmut von Kinzingen auf seiner Burg über der Mauchach zu gestalten und Hypothesen hinsichtlich ihrer persönlichen Bezüge aus seinen uns erhaltenen Gedichten daranzuknüpfen.“

Alwig las die für diesen Zweck angeschlossenen Notizen:

„Ganz besonders hervorzuheben, wie sehr sich die häuslichen Einrichtungen in einer mittelalterlichen Burg von unserer jetzigen Gewöhnung unterschieden. Ausnehmend zu ihrem Nachteil; Zustände höchst unbehaglicher Art, die heute kein noch so ärmlicher Bauersmann im rauhen Gebirg für ertragbar ansehen würde. Im Rittersaal, in den Kemenaten keine Glasscheiben vor den Fensterhöhlungen; im dreizehnten Jahrhundert auch noch keine geölten Häute. Nur hölzerne Verschlußluken, um das Hereinschlagen von Sturm, Regen, Schnee zu verhüten. Finsternis, bei Tage wie bei Nacht. Zur Erhellung lediglich Kienspäne und Pechpfannen, flackernd, qualmend. Die kahlen Gesteinwände feucht, salpetertriefend. Keine Öfen, nur Kamine ohne Wärmeverleihung; der Rauch von Windstößen in die Wohnräume getrieben. Mangel jeder geistigen Beschäftigung, Bücher nicht vorhanden, die Frauen sämtlich, zumeist auch die Männer des Lesens und Schreibens unkundig. Nachrichten von außen selten, die Nachbarn weit entfernt, zur schlechten Jahreszeit fast Weglosigkeit rundum. So, besonders auf unserer Baar, sechs Monate des Jahres hindurch. Kärglichste Nahrung, Frieren, Husten, Schnupfen, Langeweile, Schlafen auf der altgermanischen Bärenhaut.

Daher der Winter überall bei den Minnesängern der Erzfeind; dagegen der Sommer der Inbegriff alles Schönen. ‚Der Sommer kommt‘, heißt es in jedem Gedicht, Beendigung der Trübsal. Mit ihm die Sonne, Himmelsblau, Wärme, grüner Wald, Blumen, Vogellied, eigener Gesang, Lebenslust, Freude, Minne. Nun der Ausritt, Jagdzug, ‚Aventiure‘. Im Überschwang dieser Sommerausgelassenheit natürlich Thorheit, Täuschung, dann Wehklage. In der ersten besten ein Ideal gesehen. Als ob sie nicht alle von der nämlichen Beschaffenheit wären. Aber der Vogel immer wieder auf der Leimrute.

Deutlich dies alles in den Liedern Wachsmuts von Kinzingen. Ein unverbesserlicher Thor. Wie ersichtlich, schon einmal, vielleicht bereits mehrfach von seiner ‚Minne‘ betrogen, aber nicht klug davon geworden (von shaden, giht man, manger wise werde, des engihe ich niht). Freilich nimmt er sich für den nächsten Sommer Vernunft vor, doch ‚fliegende Augenstrahlen‘ und ‚roter Mund‘ werfen alle guten, für unverbrüchlich gehaltenen Entschlüsse wieder über den Haufen. Unmännliche Schwächlichkeit der Zeitperiode. Der ‚Thymianrain‘, ‚Weidenröschen‘ und derlei kommen hinzu. Dann ist es mit der Charakterfestigkeit aus. Selbstverständlich nur neuer Irrtum und neuer Jammer. Beatus ille, qui procul mulieribus.

Wohl zu konjekturieren: Eine Nachbarburg, vielleicht an der Gauchach aufwärts. Eine Tochter des Besitzers, eine ‚Erd-

muthe‘ oder ‚Magdlinde‘. Die Gedichte nennen sie nicht, wir wollen sie so heißen. Noch ein blutjunges Geschöpf, wahrscheinlich etwas ungewöhnlich von äußerlichem Aussehen. Möglicherweise keltisches Blut, daher goldbraune Augen mit den fliegenden Strahlen und vielleicht das bei den Galliern ab und zu vorkommende hellfarbig leuchtende Haar, das den Kelchblättern der gemeinen Ringelblume gleicht —“

Alwig hielt einen Augenblick mit Lesen inne und murmelte: „Auch Goldblume, Morgenrot benannt. Also mein Onkel nimmt bei der keltischen Abkunft kein dunkles, sondern hellgefärbtes Haar an. Das ist interessant; gekommen war der Gedanke mir allerdings ja auch. Natürlich sagt er, von der Farbe der ‚gemeinen Ringelblume‘. Er muß sie mit etwas Gemeinem vergleichen; es ist ja keine alte Römerin.“

— „etwa ein Gesicht, das an eine Adonis-Anemone erinnert,“ las Alwig Morneweg weiter und begleitete den Satz abermals mit einer kurzen Bemerkung: „Der Vergleich ist für meinen Onkel alles mögliche; aber es wird schon nachkommen, die Anemonen haben bitteren Saft.“

„Wir sehen Wachsmut von Kinzingen an einem Sommermorgen mit seinen Hunden auf die Jagd ausziehen. Doch er ist das Wild, das gejagt und erlegt wird. Findet unterwegs die Magdlinde an einem Waldrand. Blumen pflückend, schüchtern, harmlos scheinend, wie ein aus dem Nest verirrter junger Vogel. Dazu wirklicher ‚vogelinsang‘ umher. Unterhaltung zwischen beiden. Die Person gleich mit dem Plan im Kopf, ihn einzufangen und Burgherrin von Kinzingen zu werden. Zu Hause viele Geschwister, Dürftigkeit, jämmerliche Zukunftsaussichten. Er merkt natürlich nichts, hält ihre schlauen Antworten für Beweis von Klugheit und Feinheit. Verabredet Wiederzusammentreffen. Sie sieht ihn zaghaft an, thut als würde sie nicht kommen. Ist aber selbstverständlich am anderen Tag da, nicht ganz an derselben Stelle, ein bißchen davon entfernt. Erschrickt zum Anschein, wie er kommt. Er begeistert nach Haus, dichtet ein Lied auf sie. Verherrlicht nach Minnesängerbrauch ihre Augen, ihr Haar, ihren Mund. Keine Blume so schön, eben alle nichts gegen sie; ihre Stimme wie eine Nachtigall, ihr Wesen wie Thymianduft. Nun weiß er erst, wie ‚herzeliebe lonen kan‘. Doch wie sie ihn beinah im Garn hat, fällt ihm zum Glück noch ein, wie es ihm früher gegangen. Eine Erhellung kommt ihm, daß sie ganz von der nämlichen Art mit der ist, ‚durk die er leit gewan‘. Und noch rechtzeitig zur gesunden Vernunft und zu männlicher Entschlossenheit wieder gelangt, kehrt er in seine Burg über der Mauchach zurück und vertreibt sich den trübseligen Winter mit Minneklagegedichten, daß ihm ‚nie lieb von ir geschach‘.“

Hier endete die Entwurfsskizze Berchtold Mornewegs von dem Zusammenhang der hinterlassenen Lieder Wachsmuts von Kinzingen mit seiner Lebensführung. Alwig sah auf das Blatt nieder und sprach vor sich hin: „Ganz von der nämlichen Art? Das ist ja verrückt. Die Erste, von der er ‚Leid gewann‘, war ja vollständig anders — gar nichts von Ähnlichkeit —“

Unverkennbar that sich auf dem Blatt ein verbissener, festgerosteter Junggesellenwiderwille gegen das weibliche Geschlecht Genüge. Eigentlich lag geradezu etwas Niederträchtiges darin. Den Wachsmut von Kinzingen auf Grund seiner hübschen Gedichte als einen blinden und tauben Einfaltspinsel hinzustellen und die arme Magdlinde derartig zu verleumden! Was wußte er denn von ihrem Plan, warum war ihre Unschuldigkeit nur scheinbar, und was konnte er überhaupt gegen sie vorbringen? Daß dem Wachsmut „eine Erhellung gekommen“, sie wäre wie die andere. Wodurch? Womit hatte er das begründet? Durch gar nichts, denn er war nicht im stande gewesen, seine Böswilligkeit gegen sie durch irgend etwas zu rechtfertigen. Darauf ließ sich wahrlich das Wort von Goethe anwenden, daß man die Absicht merke und verstimmt werde.

Die Magdlinde mußte vielmehr in Wirklichkeit ein unschuldvolles, liebliches Mädchen gewesen sein, gerade diejenige, auf welche sich die Verse bezogen: „alle meister geheilent niemer mere mich, es tuot ihr roter mund.“ Der hatte es gethan, darum wußte er's.

Auf dem Manuskriptblatt befand sich noch ein leeres Stück, Alwig Morneweg griff plötzlich nach seiner Feder und füllte die Lücke eifrig mit der Nachschrift aus:

„Neuerer Forschung zufolge ist der Verlauf nicht derartig gewesen. Es hat sich herausgestellt, daß die Wesensart der Magdlinde völlig unbegründeterweise, nur auf eine ganz inkompetente Mutmaßung hin in Anzweiflung und Verdacht gezogen worden. Vielmehr entsprachen Herz und Gemüt bei ihr vollkommen der Holdseligkeit ihrer Erscheinung; Wachsmut von Kinzingen überzeugte sich deshalb, wenn er eine Ehe eingehen wolle — und er war keineswegs ein verstockter, eigensüchtig nur auf sich bedachter und eigener besserer Mahnung starrköpfig Gehör verweigernder Hagestolz —, so könne überhaupt gar keine andere Frau für ihn in Frage kommen als Magdlinde. Darum führte er sie als seine wahrhaft erkannte „Herzliebe“ in seine Burg über der Mauchach, wo sie ihm den trostlosen Winter in einen beständigen Sommer umwandelte. Sturm, Regen und Schnee kümmerten ihn an ihrer Seite nicht im geringsten; er brauchte keine Sonne zur Erhellung, denn ‚von ihren Augen flogen hurtige Strahlen mitten in das Herze sein‘, und, um warm zu werden, war ihm ein Ofen ganz überflüssig, denn ‚das that ihr rother Mund‘.“

Alwig hätte, wie es schien, noch länger fortgeschrieben, aber das letzte Wort hatte die Lücke auf dem Blatt vollständig ausgefüllt, und es ließ sich nichts mehr beifügen. Er überlas seinen Schlußkommentar noch einmal, legte das Papier in die Manessische Handschrift zurück, klappte sie zu und nickte: „Wenn mein Onkel das gelegentlich auffindet, kann er sich für seine misogyne Anschwärzung der Magdlinde daraus entnehmen, was er will.“

Doch nun schlug der junge Verteidiger der Ehre, Unschuld und Wahrhaftigkeit der letzteren suchend die Augen zur Zimmerdecke auf. Worüber war er denn in Ereiferung geraten? Die Magdlinde hatte ja nie gelebt, ebensowenig wie tausend Jahre vor ihr die Eudora Servilia.

Aber merkwürdig, die beiden mußten sich etwas ähnlich gesehen haben. War die erstere etwa eine Abkömmlingin von der letzteren gewesen? Die braunen Goldstaubaugen bei der einen wie bei der anderen; krokusfarbiges Haar und solches wie die Kelchblätter der Goldblume.

Ja so, das war ja alles nicht wirklich; er hatte sich nur über die Heimtücke seines Onkels geärgert, die einem Mädchen seiner Vorstellung innere Wertlosigkeit andichtete, lediglich weil es eine liebliche Außenseite besaß. Dafür geschah ihm der avis au lecteur am Schluß des Blattes demnach völlig zu Recht.

Außerdem, vorhanden gewesen war ja ein solcher oder ähnlicher Gegenstand der Liebe Wachsmuts von Kinzingen, dafür legten die Gedichte desselben unbestreitbares Zeugnis ab. Ob sie nun gerade Magdlinde geheißen, kam nicht in Betracht. Eine schöpferische Erfindung des Onkels bildete sie also ebensowenig als die Eudora; beide hatten im allgemeinen hier auf der Baar einmal so ähnlich existiert. Magdlinde war übrigens ein hübscher, mit ihrer ganzen Art sehr zusammenstimmender Name. Schade, daß diese schönen alten deutschen Namen nicht mehr vorkamen.

Alwig trug eine doppelte, auf die Stunde des Mittagsessens hinweisende Uhr bei sich, eine in der Brusttasche, die andere etwas tiefer darunter in seinem Magen. Die letztere vollzog ihm gegenwärtig ihre Zeitangabe mit einer knurrenden Äußerung, und wie er die erstere damit verglich, stimmten beide überein. So begab er sich zum Einnehmen der gemeinsamen Mahlzeit in das Zimmer seines

Onkels hinunter; ausnahmsweise saß dieser jedoch nicht über seine Arbeit gebückt, sondern die Stube war leer. Mit einem befriedigten Mienenausdruck legte sein Neffe ihm ordnungsmäßig die Manessische Handschrift wieder auf den Schreibtisch; zugleich trat jammernd die alte Euphrosyne ein und erlöste ihre Brust durch den Ausruf: „Daß es ein End mit Schrecken nehmen würd, das sah ja ein jeder voraus, der nicht wie 'ne junge Katze in der Welt herumläuft. Aber so ein dummes Ding natürlich lacht dazu und begreift nichts, bis er mich in seiner Tollheit einmal leibhaftig mit Haut und Haar auffrißt."

Alwig Morneweg hörte nur halb, drehte sich um und versetzte: „Wer sollte darauf Appetit haben? Das müßte ja der leibhaftige Bratenwender in der höllischen Garküche sein."

„Glauben Sie auch, daß er's ist, Herr Alwig?" rief die Alte, sichtlich in einer schaudernden Beglückung über die beipflichtende Antwort; „ich habe ihn schon lange im Verdacht, ein Christenkind ist er ja nicht, und daß die Person von Babylon seine Mutter ist. Alle heiligen Nothelfer stehen uns bei! Sonst wühlte er seine Steine doch nur, wenn man die Wäsche zum Trocknen aufhängen konnte, aber nun ist er auch bei der Sündflut weg, wie die besessenen Säue, denen es dabei am wohlsten war. Unsauberkeit ist der Anfang von allem Bösen; das ist, Gott sei's gedankt, das einzige, was man dem dummen Ding zu gut halten muß, nämlich die Sauberkeit. Wie ein Rabe aus dem Sumpf wird er heimkommen — sein Queckensilber, oder was, stiege, sagte er. Der allmächtige Gott bewahr uns alle, was der statt Blut im Leibe haben mag! Suppe kriegt er heut nicht hinein, denn wenn die noch länger kocht, bleibt nichts davon übrig als die Nudeln, und der Jobst und das dumme Ding sind nie mehr satt zu bringen. Das muß man sagen, die Schüssel leer machen können sie, als verdienten sie sich's mit was und hätten's zu Gott weiß was notwendig. Und nichts als albern lachen thun sie den ganzen Tag."

Allmählich hatte Alwig begriffen, daß sein Onkel fortgegangen sei, da er, wie es schien, auf Besserung des Wetters hoffte, und nicht zu Mittag heimkomme. „So will ich allein essen," unterbrach er den noch weitaussichtigen Erguß Euphrosynes; „in mir ist's wohl ähnlich bestellt, wie beim Jobst und der Meta, ich habe auch Hunger zum Nichtsübriglassen." Das beschwichtigte die Alte etwas, es war doch noch ein Zeichen von Menschlichkeit; essen „hielt Leib und Seele zusammen" und wehrte den Angriffen des Bösen auf die letztere. Sie ging, um die Suppe anzurichten; Alwig war es nicht unangenehm, die Mahlzeit allein mit seinen Gedanken einzunehmen. Er trat ans Fenster und sah nach dem Barometer; die Quecksilbersäule war in der That hoch und oben abgerundet über den Einstellungsstrich aufgeschossen. Der Anblick bot dem Beschauer höchst Erfreuliches, denn er sehnte sich sehr nach Rückkehr der Sonne, wieder ins Freie hinaus zu können und das „Gewann Burg" aufzusuchen. Heiter gestimmt setzte er sich an den Tisch und summte travestierend vor sich hin: „Wer nie Leid durch Regentage gewann, der weiß auch nicht, wie Sonnenfreudigkeit lohnen kann."

So hatte vor etwa sechshundert Jahren ein Stündchen an der Mauchach weiter abwärts auch Wachsmut von Kinzingen sich an den Mittagstisch gesetzt, nur nicht allein, sondern es darin anders gehabt, daß nicht die alte Euphrosyne, sondern seine Magdlinde ihm die Suppe brachte. Der Anblick war entschieden vorzuziehen gewesen; Alwig sah die letztere deutlich mit dem Goldblumenhaar und den fliegenden Augenstrahlen in die Thür treten und auf ihn zukommen. Um die Alte angenehmer zu finden, dazu mußte man schon Augen wie sein Onkel im Kopf tragen. Aber im ganzen war es trotzdem erfreulicher, heute noch im Archäushof zu Mittag zu essen, als dies vor mehr als einem halben Jahrtausend

auf der verschwundenen Burg Kinzingen mit der Magdlinde zusammen gethan zu haben.

Eine Brücke.

Berchtold Morneweg hatte in der That auf seine meteorologischen Erfahrungen gebaut und sich trotz dem strömenden Regen auf einen Weg gemacht. Unter dem Schirm und in einem Mantel aus dem erst vor kurzem von Mr. Charles Mac Intosh erfundenen wasserdichten Stoff wanderte er an der Gauchach aufwärts in der Richtung nach dem alten Keltengrabe. Wie das sonst so seicht plätschernde Flüßchen hoch angeschwellt rauschte, wogte und schäumte! Allerhand irgendwo losgerissene Gegenstände, Holzlatten, altes Gerät, Heubündel, Gezweig mit frischgrünem Laubwerk schleppte es in seinen Strudeln mit sich, zog sie herunter und warf sie wieder herauf. Der Doktor blieb einmal, vorübertreibende Grasmahd betrachtend, stehen und sprach nickend vor sich hin: „Wenn die Wetter hereinstürmen, da zerbricht der Strom mancherlei, das man für fest gehalten, und nimmt es mit sich davon. Alsdann giebt sich dem Geschädigten zu erkennen, daß er besser auf der Hut hätte sein sollen, vorsichtiger — vielleicht auch minder bedachtsam in der Einscheuerung seiner Ernte. Ja, ja, sonst kann sie leichtlich in Verlust geraten; aber es bedarf immer erst der eigenen Erfahrung für den Menschen, um zur Erkenntnis einer Gefahr zu gelangen. Nun, die Wasser werden sich wieder verlaufen und die Stille von zuvor zurückkehren. Auch die Wiese wird aus den Wurzeln abermals grüne Halme aufsprießen lassen und nochmals eine Mahd ermöglichen. Nur keine so blütenreiche wie die des Frühlings, sondern eine des Spätsommers. Es ist ein wunderlich Ding um ein Jahr mit seinem Kommen und Gehen und Wiederkehren, wenn Septembertage an diejenigen des Mais erinnern. Nun, ich will meinen Weg fortsetzen."

Dies that er, und es zeigte sich, daß die Wegabsicht ihn zu dem Häuschen am Krähenbach hinaufführte, um seiner vorgestrigen Zusage gemäß eine weitere Abrede mit Magdala Baldewin zu treffen. Diese befand sich nicht in dem Gärtchen; das hatte er bei dem nassen Wetter auch nicht erwarten gekonnt, und nach kurzem Zögern trat er in das Haus ein. Zum erstenmal that er dies und versetzte die ältere Bewohnerin desselben dadurch noch wieder in eine ähnliche wortlose Überraschung wie an dem Tage, als er sie zum erstenmal über den Gartenhag angesprochen. Er konnte seinen Hut, da er diesen schon in der Hand hielt, nicht lüften, sondern ersetzte die sonstige Begrüßungsart durch eine stumme, etwas altmodisch steife Verbeugung, und beide standen sich einige Augenblicke auf dem kleinen Flur in einer ungewissen Schweigsamkeit gegenüber. Aber dann kam Magdala herbei, und beim Gewahren des Ankömmlings ging ein freudiger Aufglanz über ihr Gesicht. Sie reichte ihm vertraulich die Hand, die er nahm und festhielt, während er ihr den Grund seiner Hierherkunft mitteilte. Das Barometer steige sehr verheißungsvoll, so daß er die feste Zuversicht hege, morgen wiederum bei schöner Witterung Untersuchungen anstellen zu können. Frohlockend rief das Mädchen: „Steigt das Barometer? O, das ist herrlich — ich habe gestern und heute immer schon gedacht, weshalb wir doch keines haben, so daß man gar nicht weiß, wie lange der trostlose Regen noch dauert!" Ihr Gesicht hatte sich noch mehr überstrahlt, es lag kein Schattenanflug von einem Trübsinn darin. „So, so, hattest du das gedacht, liebe Magdala," antwortete der Doktor, „nun, da erfreut es mich, dich durch meine Wetterprognose in eine gute Stimmung versetzt zu haben." Benigna verharrte jetzt ebenfalls nicht länger in ihrer Stummheit und sagte: „Ja, es übt eine sehr wohlthätige Wirkung auf Madeleine, daß sie an Ihren Wegen Anteil nehmen darf; meine Besorgnis für sie hat schon um vieles abgenom-

men. Darf ich Sie bitten, hier einzutreten?"

Das letzte war eine gewöhnlichste Höflichkeitsformel, doch, etwas anders als bei solcher sonst, lag ihr hörbar eine Frage, eine ungewisse Erwartung der Sprecherin beigemischt. Berchtold Morneweg schien auch selbst sich nicht recht schlüssig zu sein, ob er der Aufforderung Folge leisten oder sie dankend ablehnen solle, allein Magdala nahm ihm den Macintoshmantel ab, faßte wieder seine Hand und zog ihn gewissermaßen über die Schwelle der von ihrer Mutter geöffneten Thür. So trat er mechanisch in eine niedrige, aber äußerst freundlich-trauliche Stube ein, deren Einrichtung überall von feinem weiblichem Sinn redete. Alles erregte eine durchaus andere Empfindung als in den Zimmerräumen des Archäushofes, es kam den Sinnen überallher wie mit einem lieblichen Anhauch entgegen, und der Eingetretene stand etwas befangen in der seiner langjährigen Lebensführung fremdartigen Umgebung. Das ließ ihn bei dem Anblick eines für die Mahlzeit gedeckten Tisches seine Uhr hervorziehen und ein wenig leicht stotternd sagen: „Ist es bereits um die Mittagsstunde? Da will ich doch nicht länger aufhalten —"

Aber Benigna Baldewin fiel jetzt mit etwas sicherer von den Lippen klingender Stimme ein: „Sie werden doch den weiten Weg bei diesem Wetter nicht sogleich wieder zurückgehen wollen — jedenfalls kämen Sie da für Ihre eigene Mittagsmahlzeit ja zu spät. Und Madeleine ist so froh über Ihr Kommen — ich bitte Sie, seien Sie unser Gast —"

Noch mehr als vorhin war es hörbar keine Höflichkeitseinladung, sondern eine wirkliche Bitte: ein leiser, im Ohr noch haftender Nachdruck hatte auf dem Wort gelegen. Dann setzte die Sprecherin hinzu: „wenn Sie mit unserer Einfachheit vorlieb nehmen mögen," und es klang ein Versuch daraus, dem ersten Ton einen anderen, leicht scherzenden nachzufügen, doch es gelang nicht recht.

„Wenn Sie mich — allerdings, meine Essensstunde würde wohl vorüber sein — und die alte Euphrosyne mein Kommen nicht mehr erwarten," antwortete der zu Gast Geladene mit ein wenig verhaltenem Atem, und er zog dabei nochmals seine Uhr hervor und blickte auf das Zifferblatt nieder, als ob ihm nicht mehr erinnerlich sei, was er eben vorher von ihrer Zeitangabe wahrgenommen.

Magdala war schon fortgeflogen, um noch ein Eßbesteck zu holen, kam hurtig und freudestrahlend zurück, und nun saß Berchtold Morneweg mit am Tisch und nahm an der in Wirklichkeit ländlich-einfachen Mahlzeit teil. Doch es war, als gehe selbst von dieser ein gewisser frühlingsartiger Duft aus, den die Zurichtungen der alten Euphrosyne nicht kannten, und die Stimme Magdalas klang so hell und heiter drein. Sie fragte, ob der Weg morgen nach Brigobannä führen werde oder vielleicht auf den Hügel, wo sie den letzten Abend gewesen, um Überreste des dort vermuteten alten Signalturmes ausfindig zu machen. Darauf freute sie sich besonders und war von einem besten Erfolg der Nachsuchung überzeugt. Doch der Doktor erwiderte, es liege in seiner Absicht, das auf später zu verschieben und zunächst etwas anderes in Angriff zu nehmen, mit dem er sich gestern beschäftigt habe. Es handele sich dabei um etwaige Auffindung von Grundmauerresten einer mittelalterlichen, wahrscheinlich ehemals dem Minnesänger Wachsmut von Kinzingen zugehörigen Burg. Nur befinde die Stelle sich noch fast eine Stunde südwärts von dem Archäushof, und es sei für Magdala eine etwas große Wegstrecke, um diese am selben Tage zweimal zurückzulegen. Aus solchem Grunde habe er gedacht — und er blickte dabei auf, in das Gesicht seiner ihm gegenübersitzenden Wirtin —, ob es sich nicht empfehlen dürfe, daß Magdala morgen die Nacht in seinem Hause zubringe, damit sie sich nicht etwa zu einem Nachteil für ihre Gesundheit zu sehr ermüde. Benigna saß mit niedergeschlagenen Lidern, doch wie es in solchen Fällen Menschen wohl zur Empfin-

dung gerät, mußte sie von einem Gefühl berührt werden, daß sein Blick auf sie gerichtet sei. Sie schien noch ungewiß um einen Atemzug lang zu zögern, aber dann hob sie ihre Augen denen Berchtold Morneweg entgegen, und sie besagten, obwohl ihre Lippen noch stumm blieben, doch schon dasselbe, was die letzteren ein wenig später nachfügten: „Sie sind sehr gütig für das Beste Madeleines bedacht; wenn Sie dafür halten, daß der Rückweg ihr am Abend unzuträglich sein könnte, so willigt sie sicherlich ebenso gern wie ich in Ihr freundliches Anerbieten ein."

Das bestätigte auch ein beglückter Ausdruck in den Zügen des Mädchens als unanzweifelbar, und es stand damit als abgemacht fest; Benigna wußte, daß sie Madeleine der Obhut des Doktors ebenso ruhig vertrauen dürfe wie ihrer eigenen. Die Mahlzeit war jetzt beendigt, und Morneweg kam ein Gedanke, der ihn äußern ließ: „Ich entsinne mich, liebe Magdala, daß ich dir einmal die Bruchstücke einer alten Urne zum Mitnehmen gab, die wir in einem aufgedeckten Columbarium zu Brigobannä vorfanden. Wenn du sie noch besitzest, möchte ich dich bitten, sie mir zu holen, da ich gern zu Hause einen Vergleich damit anstellen würde."

Magdala antwortete bereitwillig: „Gewiß habe ich sie; ich will die Stücke gut in ein Kästchen zusammenlegen. Es ist so schade, daß man sie nicht wieder zusammensetzen kann, aber ich habe es öfter umsonst versucht; sie wollen nicht aneinanderpassen."

Das Mädchen verließ die Stube, und einige Augenblicke lag in dieser lautlose Stille. Die beiden Zurückgebliebenen saßen sich stumm gegenüber, Benigna Baldewin glättete mit der Hand kleine Fältchen an dem Tischtuch aus. Dann sagte Berchtold Morneweg:

„So habe ich als Gast an Ihrem Tische gesessen; das ist lange nicht mehr geschehen. Als es zum letztenmal geschah, saß Ihre verstorbene Mutter noch mit uns. Es ist wohl Pflicht eines Gastes, Ihnen dafür Dank zu sagen."

„Nein — ich danke Ihnen."

Leise, doch mit ernster Betonung des letzten Wortes kam es als Erwiderung über den kleinen Tisch, und um ein Atemholen später fügte Benigna nach: „Wenn Sie auch nicht zu mir gekommen sind, sondern zu Madeleine."

„Sie befand sich damals noch nicht in der Welt," entgegnete der Doktor mit einem Kopfnicken vor sich hin. „Aber ich bin auch heute nicht zu ihr gekommen — ich war Ihnen bereits einmal am heutigen Morgen für etwas dankbar."

Er hielt inne; seine Tischgenossin fragte, da er nicht weiter sprach, mit verhaltener Stimme: „Mir? Wofür?" und er gab Antwort:

„Mein Neffe ließ einen alten Säbel zu Boden klirren, den ich in meinem Zimmer aufbewahrt habe. Aus dem Klange kam es mir, daß ich der Hand dankbar war, die mich einstmals abgehalten, einen Menschen mit der Waffe zu töten. Es liegt mitunter Absonderliches in einem Tone, und das Geklirr besaß etwas für mein Ohr, als ob es über zwanzig Jahre hin eine Brücke erbauen wolle —"

Er brach wieder ab, doch seine Augen blickten auf und über den Tisch, und die Augen von drüben sahen ihm, scheu mit den Wimpern zuckend, entgegen. Darunter sprach der Mund:

„Eine Brücke? Können Sie darüber zu —?"

Der leisen Stimme gebrach die Kraft oder der Mut, um weiter zu gelangen. Doch statt ihrer ergänzte der Doktor: „Wir thun wohl am besten, sie miteinander zu bauen, Benigna, und uns auf ihrer Mitte zu begegnen." Und Berchtold Morneweg hob den rechten Arm und streckte über den Tisch seine Hand zu Benigna Baldewin hinüber. Mit einem heftigen Zittern kam die ihrige derselben entgegen; wie leblos kalt und feucht, sprach sie von tiefer innerer Erregung ihrer Besitzerin. Ein paar hastige Herzschläge lang hielten die beiden Hände sich so, dann lösten sie sich wieder auseinander. Aber unsichtbar verblieb die lebendige über die

stille Tischbreite, als ob diese ein wildbrausendes Stromgewässer gewesen, hergestellte Brücke, und ihr Urheber sagte ruhig:

„Es war meine Verschuldung, diejenige der Unerfahrenheit, für die der Mensch ebensowohl büßen muß wie für einen wirklichen Fehltritt —“

„O, ich hab's für beides bitterlich gethan, bei Tag und Nacht, bald zwanzig Jahre —“

Mit einem krampfhaften Schluchzen war es aus der Brust Benignas hervorgebrochen, und sie preßte einige Sekunden lang ihre beiden Handflächen, wie um sich vor dem Blick zu verbergen, fest über die Augen. Dann sanken ihre Arme herab, und mühsam brachte sie hervor:

„Aber daß Sie mir vergeben können — wollen —“

„Ich meine, wir müssen dieses Wort nicht in Anwendung bringen.“ Berchtold Morneweg hatte jetzt gleichfalls ein Fältchen an dem Tischtuch entdeckt und bemühte sich, es mit dem Finger auszuglätten. „Es erscheint mir als eine Überhebung, daß der Mensch sich berechtigt dünke, einem anderen etwas zu vergeben. Was geschieht, entspringt aus einer Wirkung der Kräfte; die Alten benannten es das Fatum und erachteten den Willen desselben als unabänderlich. Selbst der oberste Gott konnte nur die Lose abwägen, nichts an ihnen umwandeln. Sie waren eben noch sehr jugendlichen Alters, als Sie den Glauben in sich trugen, eine Lebensgemeinschaft mit mir werde Ihnen zum Glück gereichen und deshalb meiner Werbung Gehör gaben. Vielleicht trug auch Ihre Mutter, die mir wohl wollte, mit dazu bei, Ihre Wahl zu bestimmen; doch Sie erkannten, daß Sie sich einer Täuschung hingegeben, als der Zufall, der das Fatum ist, jenen herbeiführte. Die Natur hatte mir in mancherlei Hinsicht nicht verliehen, mich mit ihm in Vergleich stellen zu können, und die Ungunst der Zeit verstattete mir nicht, damals einen Hausstand zu begründen, sondern nötigte mich zum Wiederverharren geordneterer Umstände. Ich hätte mich mutiger bewähren und mehr Vertrauen auf mich selbst setzen sollen; für diesen Mangel erlitt ich die Strafe. Wie jener sich als Freund und siegreichen Vorschreitens in Ihrem Hause zu Gast befand, hatte er wohl noch nicht das Übergewicht in Ihrem Gefühl erlangt; es bereitete Ihnen nur die Befriedigung einer von altersher in unserem Lande vorhandenen eigentümlichen Neigung, sich mit ihm in seiner Sprache zu unterhalten. Aber er kehrte als Besiegter, verwundet, mit dem Tode bedroht zurück, suchte in der Nacht Beistand und Zuflucht bei Ihnen, und das weibliche Mitleid in Ihnen dachte nicht eigener Gefährdung, sondern verbarg ihn in Ihrem Hause, darinnen Ihre Mutter nicht mehr lebte. Es ist eine hilfreiche Mitgift des Unglücks, dem Blick des zarteren Gemütes von einem Lichtschein umgeben zu werden; doch meine Augen, als sie seiner ansichtig wurden, gewahrten einen Feind in ihm und ließen mich die Waffe wider seine Wehrlosigkeit erheben. Das war ein blindes und selbstsüchtiges Thun, denn unser Land hatte von ihm nichts mehr zu befürchten, sondern nur ich konnte vielleicht von seinem Nichtmehrleben noch etwas erhoffen. Aber als Ihre Hand mir in den Arm fiel und den Säbel zurückhielt, erkannte ich in Ihren Augen, aus dem Mitleid und der Sorge sei die Liebe geworden, die Ihnen ein besseres Glück verheiße, als Sie es zuvor irrtümlich bei mir zu finden gewähnt —“

Mit unsagbar mildtöniger Stimme und schonungsreichster Wahl der Worte, als ob er von dem Lebensschicksal eines Fremden rede, nicht anklagend, sondern entschuldigend, fast rechtfertigend, hatte Berchtold Morneweg gesprochen und Benigna Baldewin, das Gesicht wieder mit den Händen bedeckt haltend, lautlos, beinahe atemlos zugehört. Doch jetzt zuckte ihr Kopf empor und sie stieß bitter-schmerzlich aus:

„Ein besseres Glück? Mein Leben verlor's durch eigenen Frevel, gab das echte Gold für Falschheit und Treulosigkeit hin.

Er schwur's mir, und ich glaubte ihm und wartete gläubig auf seine Wiederkunft — wie lange — o wie lange! Seine Wunde heilte ich, aber er schlug sie mir dafür und ließ mich mit ihr. O Ihre Hand meinte es gut in der Nacht — es wäre besser gewesen, ich hätte Ihnen den Arm nicht gehalten —"

Aus qualvoll lebendig aufgewecktem Gedächtnis, aus der Tiefe eines wunden Herzens, zu später, vergeblicher Reue hatte es sich über die Lippen gewaltsam heraufgedrängt; ein heller Ton draußen auf dem Flur brach jetzt die Stimme der Sprechenden ab. Ein fröhliches Lied summend, kam Magdala die Treppe von ihrem Dachstübchen herab; halblaut erwiderte Morneweg noch, den Kopf mit einem Verneinen leis hin und her bewegend: „Es war das Fatum — aber doch würden, könnten Sie heute nicht wollen, daß der Säbel damals sein Leben beendet hätte; denn ich selbst könnte es ja nicht mehr wollen, wie viel weniger Sie."

„O still — still!" Bittend flog es als Entgegnung vom Munde Benignas, deren blasses Gesicht sich mit einer plötzlichen Röte überdeckt hatte. Wie ein Hauch nur waren die letzten Worte Mornewegs über etwas hingeschwebt, hatten mit ihren Lauten nichts anderes ausgedrückt, als was er schon zuvor gesagt, daß er ihr dankbar sei, von blutiger That durch sie abgehalten worden zu sein. Doch das Rot war dennoch daraus über ihre Stirn heraufgebrochen, und angstvoll den Blick auf die Thür richtend, fügte sie dem bittenden Ausruf kaum hörbar nach: „Ihr gütiges Herz ist ja auch für sie bedacht — nicht wahr, nie — niemals —?!"

Da ging die Thür auf, Magdala kam herein und rief: „Es hat lange gedauert, ich mußte nach einigen von den Scherben suchen, die an andere Stelle geraten waren. Aber es hilft doch nicht, zusammenthun lassen sie sich nicht mehr, die Zeit hat schon zu lange daran verdorben."

„So, so, stellst du auch bereits Hypothesen über die Einwirkungsart der Zeit an, liebe Magdala," antwortete der Doktor, ein mit braunen Thonscherben eines altrömischen Aschenkruges angefülltes Kästchen aus der Hand des Mädchens nehmend. „Ich danke dir für die Rückgabe; nun, es wird sich herausstellen, wie es sich damit verhält. Ich hege etwas die Vermutung, die Urne habe die Bestimmung gehabt, das Angedenken an eine gewisse Eudora Servilia fortzuerhalten. Deine Mama wird jetzt ein wenig nach Ruhe begehren; also ich erwarte dich morgen in der Frühe bei uns. Mich deucht, die Stärke des Regens vermindert sich bereits um einiges, da ist es denn an der Zeit für mich, aufzubrechen. So werden auch die Wasser sich beruhigen, denke ich, und die Brücke über den Fluß nicht mehr gefährden. Ich wiederhole meinen Dank für die Aufnahme des unvermuteten Gastes. Mein Mund entbehrt durch die Gewöhnung einsamer Lebensführung leicht etwas der Geschicklichkeit des Ausdruckes, darum verstatten Sie mir, ihm eine Beihilfe durch die Hand zukommen zu lassen."

Mit etwas altmodisch feierlicher Verneigung reichte er Benigna zum Abschied die Hand. Sie sagte leise: „Ich danke Ihnen im Voraus für Madeleine, doch ich hoffe, daß Sie mir Gelegenheit geben, nach ihrer Rückkunft den Dank zu wiederholen." Allein wie er nun das Zimmer verließ, begleitete sie ihn nicht auf den Flur; bis die Thür sich geschlossen, suchte ihre Hand eine Stütze an dem Tisch, dann fiel sie kraftlos auf einen Sessel nieder. Draußen half Magdala dem Fortgehenden bei der Anlegung seines Mantels und sagte: „Ich freue mich so, einmal in Ihr Haus zu kommen; die Mama sollte auch mitgehen, das thäte ihr gut, ich merke es ja an mir. Bitte, laden Sie ein andermal sie doch mit mir! Und sind Sie wirklich überzeugt, daß morgen der Himmel wieder blau ist?"

Ihr schien ein höchst komischer Widersinn in solcher Prophezeiung bei noch fortwährend niederschüttendem Regen enthalten zu sein, denn sie lachte zu ihrer letzten Frage hell auf. Der Doktor erwiderte:

„Nun, Gewisses kann man ja nicht voraussagen, liebe Magdala, aber ich meine, es sind gute Anzeichen vorhanden, daß die Wolken sich zerteilen werden. Der Junimond trägt es so an sich, Gegensätze zur Erscheinung zu bringen und aus frostiger Naßkälte große Erwärmung hervorgehen zu lassen. Es wird sich ja vielleicht fügen, daß deine Mutter dich einmal begleitet, das müssen wir dem Fortschritte der Tage anheimstellen. Gegenwärtig dürfte ihr die Entfernung wohl noch eine etwas zu große sein; man muß sein Können erst an kleineren Wegen erproben, um eine Scheu vor dem weiteren zu überwinden, es ist mir ebenfalls im Anfang so ergangen. Also auf Wiedersehen, liebe Magdala, zum Besuche bei dem Herrn Wachsmut von Kinzingen!"

Nun wanderte Berchtold Morneweg wieder an der Gauchach entlang, nur nicht, wie vorhin, stromauf, sondern mit den Wassern abwärts. Ihre Anschwellung war noch die nämliche, aber es schien, als hätten sie sich ein wenig in der Färbung zu ändern begonnen, einen Teil ihres grauen Schlammes zu Boden sinken lassen und versuchten zu einer grünen Helligkeit zurückzugelangen; droben am Schwarzwaldabhang, von dem sie kamen, mochte bereits eine Aufklärung des Himmels eingetreten sein. Der Heimkehrende hielt einmal wiederum ein Weilchen inne, schaute betrachtend dem Vorübertreiben der Wellen zu und sprach nickend: „Sie verrauschen eilig, man könnte auch ihnen den Namen Morneweg beilegen — morgen hinweg. Dann verschwinden sie im Meere, als ob sie niemals gewesen seien. Die Kelten haben es hier so wahrgenommen, dann die Römer, darauf die Sueven. Nun befinden wir uns an ihrer Stelle, um unseren Nachfolgern Platz zu machen; ein Weilchen noch, da nimmt der andere eilfertige Strom uns mit sich davon. Aber indem wir dasjenige, was vor uns war, mit dem verbinden, was nach uns sein wird, bilden wir zugleich gewissermaßen auch eine Brücke über ihn. Eine Brücke — ja, so kann man es bezeichnen, wenn unsere kurze Gegenwart zu einer Verknüpfung zwischen dem Gewesenen und etwas Zukünftigem dient."

Gewann Burg.

Der nächste Morgen bewährte die meteorologische Kundigkeit des Doktors, die Zuverlässigkeit des Barometers, die Vorliebe des Junimonats für starke Gegensätze, zusamt allen auf einen Wetterumschlag voraufgerichteten Hoffnungen, denn die Sonne blitzte am wolkenlosen Himmel über den Horizont, die rauhbeinigen Spinnen empfanden das Unzeitgemäße ihres längeren Beharrens an den Wänden, zogen sich unsichtbar in ihre Staubecken zurück, und die alte Euphrosyne hängte am Küchengarten die Hauswäsche auf, wobei sie acht gab, die säuberlichsten und schönsten Stücke in der Nähe der Ceres-Madonna anzubringen. Sie besaß keine Hilfe dabei, denn das dumme Ding schlief natürlich noch, und Jobst Stobwasser ließ sich ebensowenig blicken, als ob beide den Tag vorher Gott weiß was für saure Arbeit hinter sich gebracht hätten. Auch Alwig lag noch in seinem Turmzimmer ruhig ausgestreckt, eigentlich nicht schlafend, aber jedenfalls auch nicht recht bei wachen Sinnen, denn er war mit seinem Onkel eingeladen, heut auf der Burg Kinzingen zu Mittag zu essen, und wußte nicht, ob er seine gewöhnlichen Kleider dazu tragen, oder mittelalterliche Tracht anlegen solle, da er keinen Verstoß machen und keinen schlechten Eindruck bei Magdlinde hervorrufen wollte. Nur Berchtold Morneweg wetteiferte im Frühaufstehen mit Euphrosyne und saß schon, gewissermaßen mit der Weiterförderung seiner Wäsche beschäftigt, am Schreibtisch. Er hatte zur Vorbereitung für die Absicht des Tages die Manessische Handschrift genommen, um die Lieder des Herrn Wachsmut von Kinzingen vorher noch einmal durchzusehen, stieß dabei auch auf die von seinem Neffen dem eingelegten Notizenblatte beigefügte Nachschrift, überlas diese und begutachtete sie mit einem Kopfnicken:

„Nun, man kann ja verschiedene Ansichten über jenen Weiterverlauf hegen. Mich erfreut auch diese gegenteilige, denn sie zeugt von Interesse an der Sache. Das ist ja das Hauptsächlichste, was ein solcher Entwurf bezweckt, so daß man mit einer derartigen Kundgabe recht zufrieden zu sein Grund besitzt. Nun, das ginge das Mittelalter an; es ist wohl noch Zeit, ein wenig dessen zu gedenken, was tausend Jahre vor ihm gewesen." Der Doktor streckte die Hand nach dem gestern von dem Häuschen am Krähenbach mitgebrachten Kästchen, nahm die braunen Scherben daraus hervor und versuchte, sie aneinanderzupassen. Offenbar hatten sie einer kleinen Graburne zur Aufbewahrung von Asche angehört, doch in viele Stücke zersprungen, widerstanden sie, wie Magdala gesagt, einem Bestreben, das Gefäß in seiner ehemaligen Gestalt wieder herzustellen. „Man muß eben bei dem Zusammenfügen zerbrochener alter Dinge Geduld bewahren," sagte der über die Trümmerstücke Vorgebückte, „und abwarten, ob sie sich nicht gewissermaßen selbst einmal zur Hilfe kommen."

Eine gutgemessene Stunde mochte noch so verlaufen, dann erschien Alwig, seinem Onkel vollste Anerkennung für die eingetroffene Wetterprognose zollend. Der letztere entgegnete: „Ja, der Himmel scheint uns begünstigen zu wollen; nach meiner Beobachtung ist er ebenfalls im Nordwesten völlig klar, so daß die Magdala nicht im Zweifel sein wird, ob sie sich nach der Abrede einfinden soll oder nicht."

„Also dahin geht sie auch mit? Ich dachte, ihre Wünschelrute verstände sich nur auf römische Ziegelsteine."

„Bisher wohl nur, doch ich denke, sie wird sich uns auch bei mittelalterlichen Gegenständen nützlich erweisen."

Alwig ging leise pfeifend im Zimmer auf und ab, trat ans Fenster und blickte aufs Barometer. Dann äußerte er, den Kopf umwendend:

„Befindet sich das Gewann Burg denn nicht in südlicher Richtung von uns? Mich däucht, du sagtest —"

„Allerdings, ein Stündchen etwa. Warum meinst du?"

„O ich meinte nur — habe mich also nicht verhört."

Der Neffe setzte seinen Morgenspaziergang durch die Stube fort, der Onkel packte die alten Scherbenstücke, mit denen er sich bis jetzt beschäftigt, wieder in das Kästchen und sagte aufstehend: „So wird es an der Zeit sein, daß wir uns wohl zum Fortgang rüsten können."

Alwig stand still und sah ihn ungewiß an: „Ja —"

Doch das Wörtchen enthielt nach seiner Tonart keine Bejahung, so daß der Doktor fragte: „Hast du noch einen Aufschubgrund?"

„Ja — wenn wir nach Süden gehen — willst du dann die Magd— Magdlinde — wie heißt sie? — deine Famula umsonst an dem Amselhügel auf dich warten lassen?"

„Das nicht, sie wartet nicht dort, sondern wird sich hier einstellen. Aber wir können uns von ihrer Pünktlichkeit überzeugt halten."

Alwig zuckte die Achsel. „So; das pflegt sonst gerade keine Frauenzimmertugend zu sein."

Draußen stieß die alte Euphrosyne im selben Augenblick aus: „Jesses Maria, Kind, was kommt denn da für ein gelber Buttervogel ins Hofthor herein?"

Sie stand neben Meta Nebelthau, die gleichfalls ihre Augen weit aufmachte, und Jobst Stobwasser befand sich ebenfalls in Äußerungsweite dabei und sagte grinsend: „Sauber ischt sie."

„Muscht dich wohl selber nit zu sauber wasche, wenn du das für was B'sonders hältst und meinscht, daß andre Leut es nit thun," warf Meta ihm, den Anlaß zu einer lehrreichen Bemerkung benutzend, hinüber.

Der Gegenstand ihrer gemeinsamen Verwunderung war Magdala Baldewin, die in der That heut morgen in der Entfernung etwas von einem großen Citronenfalter, das heißt zum größeren Teil von dem Weibchen und zum kleine-

ren von dem Männchen desselben besaß. Sie trug ein Kleid, das der blassen, kaum leis gelblichen Farbe des ersteren entsprach, und auch ihr Strohhut stimmte ziemlich genau damit überein. Doch das Haar, das ihr nach der Art, wie man es vor der Kaiserzeit getragen, in einen losen Knoten geschlungen, lang über den Nacken fiel und auf der Stirn und an den Schläfen sich in weichen, natürlichen Löckchen herabkrauste, erinnerte, zumal im Sonnenauffall, mehr noch als an einen Citronenfalter an die freibeweglich losgelöste Goldblume, welche von den Entomologen Heufalter benannt worden. Mit den zwei dunklen Punkten auf den Flügeln desselben ließen sich die braunen, schimmernden Augen in Vergleich bringen, und auch die schwärzlichen Saumbinden des zierlichen Schmetterlings fanden ein Analogon in einem schmalen Sammetbesatzstreifen, der den Rocksaum des Mädchens umlief. Sonst indes nahm sich Magdala in der veränderten Kleidung durchaus nicht falterartig klein, vielmehr größer als in dem früheren bläulichen Gewand, schlanker und so zu sagen jungfräulicher aus. Das Kleid lag schmiegsam glatt an, nur wenige weiche Falten werfend und allein über der Brust leicht ausgebauscht; so einfach im Zuschnitt, daß es in seiner Schlichtheit das Gedächtnis an Abbildungen edelbürtiger weiblicher Jugend aus der Zeit des frühen Mittelalters wachrief, und auch die Gesichtsbildung des Mädchens stand mit einem leichten Anhauch aristokratischer Wesensart ganz dazu im Einklang. Benigna hatte ihr die blaßgelbliche Gewandung für den köstlichen Sommertag anempfohlen; das Fortlassen des Schleiers dagegen entstammte einer gestern am Mittagstisch gemachten Äußerung des Doktors, daß die Sonne nach der regnerischen Abkühlung jedenfalls am ersten Tage noch nicht wieder eine so starke Glut entwickeln werde, um die schützende Kopf- und Nackenhülle erforderlich achten zu lassen. Und Magdala war dieser Erlaubnis zur Ablegung des Schleiers sehr gern nachgekommen, denn er hatte sie körperlich und geistig beengt, die Bewegung des Kopfes, wie die Beweglichkeit der Gedanken in ihm.

Sie kam jetzt herzu, sagte höflich: „Guten Morgen“ und fügte nach: „Dies ist doch der Archäushof, nicht wahr?“

Zunächst jedoch erhielt sie keine weitere Erwiderung auf ihre Frage, als daß die sechs Augen Meta Nebelthaus, Jobst Stobwassers und der alten Euphrosyne sie weitaufgerissen wie einen plötzlich aus dem Boden aufgetauchten Spuk anstarrten und daß die letztere atemlos hervorbrachte:

„Gott sei bei uns, wer kann da reden? So gieb doch Antwort, dummes Ding!“

Aber Meta erfüllte leider manchmal die berechtigten Anforderungen ihrer guten Tante nicht, versäumte diese Pflicht auch gegenwärtig und bereicherte statt dessen ihre Lebenserfahrungen durch eine schweigsam neugierige Musterung des Kleidstoffes, der Haarfarbe und des übrigen leiblichen Besitztums der jungen Fremden. Da diese solcherweise keinerlei Auskunft erhielt, verzog sich ihr Mund unwillkürlich zu einem halb lachenden Ausdruck, und sie wiederholte ihre Frage in ein wenig anderer Fassung:

„Ja, ist es denn nicht richtig hier?“

Das war ohne Zweifel vollkommen harmlos gemeint, doch das Verständnis der alten Euphrosyne gab sich einer anderen, sie in den Besitz der momentan eingebüßten Zungenfertigkeit kräftig zurückversetzenden Auslegung hin, und sie erwiderte jetzt, sowohl mit Würde als mit nicht mißzuverstehender Bezüglichkeit:

„*Hier* ist es ganz richtig, aber das scheint nicht überall ebenso der Fall zu sein. Deshalb thut das Unrichtige gut, sich so bald als möglich wieder von hier fortzumachen, denn Kobolde und Nickel haben wir gottlob bei uns im Hause nicht nötig, und Schmalzblumen, die auf der Landstraße wachsen, brauchen wir zum Salat nicht, dafür haben wir nützliche Gewächse bei uns im Garten.“

Das Haar Magdala Baldewins forderte offenbar zu allen möglichen Ver-

gleichen heraus und der mit einer tief sattgefärbten Bachranunkel war im Grunde ein noch nicht am schlechtesten zutreffender, wenn die Anwenderin desselben ihn auch unverkennbar als einen glücklich entsprechenden Ausdruck ihrer Geringschätzung solches Unkrauts benützt hatte. Dem Mädchen stieg indes jetzt aus dem absonderlichen Empfang, zu dem Jobst Stobwasser nur einen ebenso unverständlichen Kommentar grinste, die Vermutung eines Falschgeratenseins und daß es wirklich „nicht ganz richtig" hier sei, auf; doch zugleich trat Berchtold Morneweg, mit Spaten und Umhängekorb ausgerüstet, durch die Hausthür hervor und sagte: „Da bist du ja, liebe Magdala, guten Morgen; ich rechnete auf deine Pünktlichkeit." Und den Kopf umdrehend, setzte er hinzu: „Ich vergaß, Ihr zu sagen, liebe Euphrosyne, daß diese junge Dame heut an unserer Mittagsmahlzeit teilnimmt und daß Sie zur Nacht für dieselbe ein Zimmer mit einem Bett herrichte."

„Kind, es ist richtig!" stieß die Alte, kraftlos mit der Hand eine Stütze an der runden Schulter Meta Nebelthaus suchend, aus; „ich hab's dem Herrn Alwig gesagt, es ist richtig." Und mit Daumen und Zeigefinger der anderen Hand sich hurtig ein Kreuz über Stirn, Backen und Brust tupfend, murmelte sie, halb geisterhaft abwesenden Blicks, tonlos: „Die Heuschrecke vor dem siebenköpfigen Tier —, und hatte Haare wie Weiberhaare und Schwänze gleich den Skorpionen" — während der Doktor zustimmend nickte: „Nun ja, Sie wird ja schon alles richtig besorgen, liebe Euphrosyne."

Auch Alwig Morneweg trat jetzt, gleichfalls korbbehangen und mit einer Hacke versehen, heraus. Sein Auftauchen unter der Thür hatte etwas Plötzliches, von der Art des jäh ins Gesicht Fallens einer unerwarteten Bewegung, so daß diese unwillkürlich den Kopf Magdalas mit einem leichten Ruck hob und einen kurz auffliegenden Strahl ihrer Augen nach der Schwelle hinüberglänzen ließ. Der Herzukommende aber hielt seinerseits verwundert vor der unbekannten Erscheinung den Fuß an, die ihm im ersten Moment ebenso wildfremd vorkam, wie sie es den anderen Inwohnern des Archäushofes, außer Berchtold Morneweg, gewesen und noch war. Nur ein allgemeiner Eindruck, sich vor einer jungen, einfach, doch vornehm aussehenden Dame zu befinden, hob ihm mechanisch den Arm zu einer Lüftung seines Hutes; es war ein Rückschlag in alte Höflichkeitsgewöhnung gegenüber einer Angehörigen des weiblichen Geschlechtes. Dann erkannte er überrascht — die Augen der „Pantoffelblume" waren's, die ihn flüchtig angesehen — die Famula seines Onkels, setzte seinen Hut mit einem ärgerlichen Nachdruck auf den Kopf zurück und sagte: „Na, da könnten wir ja endlich gehen."

„Ja, so wollen wir aufbrechen," nickte der Doktor; „hat deine Mutter eine gute Nacht gehabt, liebe Magdala?" Gleichzeitig indes öffnete Jobst Stobwasser zum erstenmal zu einer sprachlichen Äußerung den Mund. Er hatte den Blick auf die unter dem aufgeschürzten Kleidsaum des Mädchens sichtbaren Schuhe gerichtet, die vom noch taunassen Weggras mit einigen glitzernden Tropfen bedeckt waren, und an seine häusliche Dienstpflicht gemahnt, sagte er: „Soll ich Ihne die Füß ein bissele abbutze, Fräulein?" Aber Meta fiel ihm, als hurtig das Richtigere erkennendes Schwabenmädchen, ins Wort: „Meinscht, dazu braucht man dich und 'ne Bürscht? Das trocknet man ein bissele weg," und rasch niederkniend, wischte sie mit ihrer Schürze die Tropfen von den Schuhen ab. Das war sehr opferwillig und liebenswürdig, und Magdala sagte freundlich: „Ich danke und will mich jetzt besser in acht nehmen." Ihre Stimme klang überaus helltönig in die frische Morgensonnenluft hinein, wie ein Lippenlaut, den der Archäushof noch niemals vernommen, denn die beiden alten, neben der Thür in die Wand eingemauerten, grauen Steinfiguren schienen trotz ihrem mutmaßlichen Heiligenstande

die zerschundenen Gesichter zu einem verwunderten Aufhorchen anzuspannen. Und nun wanderten die drei archäologischen Pfadsucher in südlicher Richtung davon.

Die alte Euphrosyne sah ihnen wortlos nach, dann kniete sie eilfertig zu Boden und furchte mit dem Fingernagel drei Kreuze in den noch regenweichen Sand vor der Zugangsthür des Archäushofes. Dann stand sie auf, lief spornstreichs durchs Haus hindurch in den Küchengarten, zog hastig ein halbes Dutzend der schönsten jungen gelben Rüben aus dem Beet und legte dieselben in Begleitung eines langen Stoßgebetes ihrer Muttergottes vor die Füße. Meta dagegen sagte drüben zu Jobst Stobwasser: „Weischt, wenn Die heim kommt und du ihr die Schuh butze willscht, da wart'scht so lang, bis sie se von ihren Füßen abgethan hat. So g'hört sich's. Hascht mich verschtande?"

An oder vielmehr beträchtlich über der vielgekrümmten Mauchach aber zog die vom ernsten Forschungstrieb beseelte dreiköpfige Expedition dahin, gewissermaßen seit ihrer letzten gemeinsamen Wanderung um ein Jahrtausend vorgeschritten, da sie sich nicht nach dem in Verlust geratenen Brigobannä, sondern nach der nicht minder abhanden gekommenen Burg Kinzingen begaben. Der Doktor nutzte den Weg aus, um seine Begleiter, besonders Magdala, eingehend über Herrn Wachsmut, die historische und topographische Sachlage, sowie die Zweckaufgabe des Tages zu unterrichten, stieß dabei indes mehrfach auf gegensätzliche Meinungsäußerungen seines Neffen, der sich als neuester Specialist in Kinzingenschen Angelegenheiten zu betrachten schien und seine Bemerkungen mit dem Anspruch von verbessernder Richtigstellung einschaltete. Darauf erwiderte sein Onkel gelassen, ohne rechthaberische Gegenrede: „Nun ja, ich stehe eben mehr in einem Verständniszusammenhange mit der früheren römischen Zeit, und du wendest deine Neigung vorwiegend derjenigen des Mittelalters zu, lieber Alwig. Das Wesentliche ist ja, daß wir in der Gegenwart zu unserem Zwecke gelangen." Doch brachte diese sanftmütige Nachgiebigkeit die krittelnden Einwendungen Alwigs keineswegs zum Verstummen. Es lag etwas Gereiztes heute morgen in seinem Behaben, fast etwas Streitsüchtiges, als „kribbele" in ihm ein Drang, sich vorzutragen und sprechen zu hören, auf Kosten seines Onkels Scharfsinn, Kenntnisse und geistiges Übergewicht an den Tag zu legen. Auch Magdala bekam von dieser schulmeisterlichen Stimmung eine Zurechtweisung ab. Der Weg war längere Zeit an seinen beiden Rändern ein gleichmäßig guter gewesen, bedeckte sich dann indes auf einer Seite etwas mit noch taublinkendem Graswuchs, auf derjenigen, wo das Mädchen ging und, ohne darauf zu achten, im Begriff stand, weiterzugehen. Doch wie sie zu diesem Behuf den Fuß hob, rief Alwig verdrossen, ganz im Tone, mit dem die alte Euphrosyne das dumme Ding zur Erkenntnis seiner Einfältigkeit brachte: „Wollen Sie Ihre Schuhe denn wieder naß haben? So gehen Sie doch, wo's trocken ist!" Wo dies sei, zeigte er ihr, indem er nach ihrer Seite hinüberwechselte und den unbegrasten Wegrand für sie frei beließ. Auf diesen hintretend, antwortete sie mit einem kurzen Aufblick: „Ich danke." Das hatte sie schon einmal so in Brigobannä erwidert, als er ihr den Brückenstein in die Breg gelegt, und ebenso vorhin Meta gegenüber; weiter schien sie nichts sagen zu können. Doch, im Amselbusch, wo sie unverschämt gewesen war, hatte sie noch anderes gesprochen; dagegen klang dies „Ich danke" immerhin bescheidener und geziemlicher. Man mußte sie eben als ein einfältiges Geschöpf behandeln, das sich selbst nicht vor die Füße sah, und Alwigs Ärger über ihre Achtlosigkeit war gleichsam ein Brückenbauer, der von ihrem bisherigen Nichtexistieren für ihn einen allerdings äußerst walldursprünglichen Baumsteg zu ihrem Vorhandensein hinübergeworfen hatte. War man aber einmal unwillkür-

lich aus Verdruß darüber hingelaufen, so zog dies bei ähnlichem Anlaß gewissermaßen von selbst eine Wiederholung nach sich, und Alwig fand mehrfach eine Nötigung dazu durch die tadelnd-mißvergnügten Zurufe: „Da ist eine Wasserlache vor Ihnen! — Wollen Sie denn durchaus Ihr Kleid an den Dornen zerreißen? — Wenn Sie so unvernünftig dicht am Uferhang gehen, kann der Rand einmal mit Ihnen in die Mauchach abrutschen." Der letztere Vorgang wäre seinem Onkel zur Verantwortung gefallen, denn die Famula selbst war ja offenbar nicht zurechnungsfähig; aber daß er sich mit einem Blick darum bekümmere, ob sie sich einer Gefahr aussetze, blieb freilich von vornherein ausgeschlossen. So lastete auf Alwig die Mühwaltung, für zwei Blinde Augen im Kopf zu tragen und darüber Vergleiche anzustellen, wessen geistige Beschränktheit den Preis verdiene. Auf jede seiner schulmeisterlichen Anweisungen aber entgegnete Magdala allemal: „Ich danke." Das klang ja ganz gebührlich — auch der wirkliche Klang der beiden Worte besaß für das Ohr nichts Mißtöniges — doch auf die Dauer nahm es fast etwas leicht Anzügliches an, als ob es die Absicht hege, ein Vorbild hinzustellen, was schickliches Betragen sei. Das wäre allerdings eine unbezeichenbare Frechheit gewesen, und Alwig ließ seine mentorhaften Zurufe sich häufiger folgen, um dies „Ich danke" öfter zu vernehmen und herauszuhören, ob sich eine unverschämte Absichtlichkeit darunter verberge.

So erreichten sie eine Stelle, wo die Mauchach beinahe die Krümmung eines vollendeten Kreises beschrieb, dergestalt ein fast inselartiges, nur mit schmalem Zugang versehenes Landstück in sich einschloß, und der Doktor sagte: „Dies ist das Gewann Burg; wir werden nun am besten thun, unsere Thätigkeit an verschiedenen Punkten zu beginnen. Ich gedenke vorerst die Basis dieser Halbinsel ihrem Umfange nach am Wasserrande entlang einer genauen Besichtigung zu unterziehen, ob sich irgendwo Anzeichen einer ehemaligen gegen die Abnagung durch den Fluß sichernden Gesteinböschung an ihr kundgeben. Für euch erscheint es mir am zweckdienlichsten, derweil die Forschung nach überwachsenem Grundgemäuer der in Frage stehenden Burg selbst im Osten und Westen anzuheben, so daß ihr vorschreitend etwa in der Mitte zusammentrefft und über die Resultate eurer Wahrnehmungen zu wechselseitiger Nützlichkeit Austausch halten könnt. Nun, ich wünsche einem jeden von euch den besten Erfolg; es fällt ja nicht in Betracht, wer ihn zuvörderst erzielt, sondern daß ein solcher stattfindet und dem Ganzen zu gute kommt."

Damit stieg Berchtold Morneweg geschickt am steil und tief niederfallenden Uferhang zur Mauchach hinunter; die Zurückbleibenden verharrten einige Sekunden lang noch unschlüssig auf dem Platz, bis Alwig fragte: „Na, wollen Sie rechts oder links? daß wir einmal vom Fleck kommen!" Die Anrede stellte Magdala die Wahl der Richtung frei, und sie antwortete: „Ich danke, dann will ich nach rechts gehen." Sie standen mit dem Rücken gegen ihr Forschungsziel gedreht, und das Mädchen kehrte sich um und schritt nach links. Alwig sah kurz hinter ihr drein, wie ihr loser Haarknoten in der Sonne ein goldenes Geriesel über das blaßfarbige Kleid herunterfließen ließ, und brummte: „Ich glaube, sie weiß nicht einmal, was ihre rechte und linke Hand ist." Dann fügte er nach: „Gemeine Ringelblume — ja, das ist die Farbe," und ging nach seiner Seite davon.

Von einer Ackerkultur war auf dem Gewann Burg allerdings nicht die Rede, es lag so, wie die Natur es sich seit einem oder zwei Jahrhunderten zu ihrer eigenen Befriedigung hergestellt hatte, und eignete sich auch schwerlich zu einer viel nützlicheren Verwertung. In der Mitte stieg es zu einer kleinen, freien Kamm-Erhöhung von grauen Felsrippen mit etwas Matten-Graswuchs darumher

an; sonst lag es rundum von Gesträuchen aller Art überwildert, hier buckelig, dort vertieft, zumeist bedeckte Steinschutt den Grund und machte das Wachstum übermannshohen Buschwerkes auf ihm schwer begreiflich. Aber die Natur schien ihren Kopf darauf gesetzt zu haben, den ganzen Platz bis an seinen obersten Scheitel in ein lichtgrünes Blätterkleid einzuwickeln.

Für das Gehör waren nur zwei oder drei Töne vorhanden. Ein beständig und gleichmäßig andauernder: das Heraufrauschen des noch von den Regentagen her stark brausenden Hochwassers der Mauchach aus ihrem tief eingegrabenen Rundbett. Der zweite Laut kam von oben her und als ein zeitweilig unterbrochener: der bald nähere, bald ferner verklingende Schrei eines hoch in der Luft umkreisenden Mäusebussards. Dann mischte sich in Pausen noch ein drittes und zwar doppeltes Geräusch ein, das bald von hier und bald von dort klang, bisweilen als sei das eine nur ein Echo des anderen. Doch zu anderen Malen stellte es sich als von zwei Ursachen herrührend heraus, nun westwärts, nun ostwärts hinüber auf den steinigen Boden niederschlagender eiserner Geräte, denn Magdala Baldewin war zur Prüfung des Grundes ebenfalls mit einer kleinen archäologischen Spitzhacke ausgerüstet. So machte die ihrige ab und zu drüben zwischen dem Gesträuch „Pink-Pink!“ und diejenige Alwig Mornewegs hüben „Punk-Punk!“

Hin und wieder, wie gesagt, erscholl das erstere nur wie ein Rückklang des letzteren und nahm allmählich für das Ohr Alwigs einen nachäffenden Ton an. Es war gewissermaßen eine andere Tonart von dem vorherigen „Ich danke“; um sie nicht mehr hören zu müssen, schlug er stärker mit seiner Hacke in den Steinschutt. Doch dieser bestand aus nichts als allergewöhnlichsten Bruch- oder Geröllstücken, von Mauertrümmern ließ sich nirgendwo eine Spur entdecken.

Wahrscheinlich hatte nie eine Burg Kinzingen hier existiert, sondern bestand nur in der Phantasie seines Onkels. Er hielt an und setzte sich auf einen Steinblock. Die Famula dagegen klopfte noch weiter; „Pink-Pink!“ kam es herüber. Indes der Schall berührte ihn nicht mehr unangenehm, er hörte sogar mit einem gewissen Wohlgefallen darauf hin. Ihrer Dummheit geschah es recht, daß sie sich umsonst abarbeitete.

Allerdings, wenn sie, wie ein blindes Huhn ein Korn, etwas auffände — etwa ein Stück von einem Küchentopf, in welchem die Magdlinde für ihren Mann die Suppe gekocht — das gäbe nachher ein Langes und Breites von seinem Onkel über die Scharfsichtigkeit, Treffsicherheit, Nützlichkeit und Gott weiß was der Wünschelrute. Das sicherste Mittel eines völlig unpädagogischen Mannes, um solchem, schon von Hause aus eingebildeten Wesen den Kopf zu verdrehen.

Woher stammte sie eigentlich? Irgendwo von da oben an der Gauchach her. Sein Onkel hatte sie heute morgen nach ihrer Mutter befragt. Mit der lebte sie da also wohl zusammen. Die mußte sich auch auf alles besser verstehen als auf Kindererziehung.

Alwig horchte einmal auf. Die Mauchach rauschte und der Bussard schrie. Sonst aber war alles still und, wie's ihm jetzt vorkam, schon seit geraumer Zeit. Das Klopfen drüben hatte aufgehört und fing nicht wieder an.

Die andauernde Lautlosigkeit nahm doch etwas Beunruhigendes an. Ob sie wirklich etwas aufgefunden hatte und daran möglichst geräuschlos herumarbeitete, um sich mit dem Ergebnis nachher desto mehr brüsten zu können; Anstand und Pflicht wäre es gewesen, ihn herbeizurufen, damit er nicht länger nutzlos an unrichtigen Stellen herumsuchte. So schritt er, behutsam das Gezweig zur Seite biegend, in der Richtung vor, wo sie sich ungefähr befinden mußte. Der Boden stieg etwas an, blieb indes noch mit dem Gebüsch überdeckt; dann brach er durch den Außenrand desselben, und die kleine, freie Kammhöhe des Gewanns

Burg hob sich dicht vor ihm auf. Mechanisch stutzte er einen Augenblick vor etwas Unerwartetem, sehr Hellem, im ersten Moment fast Blendendem zurück, denn auf der grauen Felsrippe saß im glänzenden Sonnenlicht Magdala Baldewin, pflückte um ihren Sitz wachsenden, eben aufblühenden Thymian und roch daran.

Es bedurfte nur weniger Schritte zu ihr hinan, die setzte er vor und fragte: „Haben Sie denn noch nichts gefunden?"

In dem „noch" sprach sich ein unverkennbarer Tadel aus; das Mädchen sah indes gleichmütig auf, schüttelte leicht den Kopf und erwiderte: „Nein."

„Das glaube ich wohl, wenn Sie hier sitzen und nichts thun. Wozu hat mein Onkel Sie denn mitgenommen?"

„Haben Sie etwas gefunden?"

Das bildete freilich keine Antwort auf seine letzte Frage, indes eine im allgemeinen auf seine Ansprache überhaupt. Er schluckte kurz einmal und versetzte: „Dann wäre ich wohl nicht hier, wo nichts zu suchen ist."

Magdala machte jetzt eine Bewegung, aufzustehen. „Ich weiß nicht, ob Sie vielleicht auch an diesen Platz ein alleiniges Anrecht besitzen."

Wie bescheiden, bereitwillige Entsagung ausdrückend, das klang! Wenn nur nicht immer bei dieser Famula der Widerspruch zwischen dem Inhalt und dem Ton ihrer Worte gewesen wäre. Und zwar in abwechselnder Art, denn diesmal war der letztere von unverfänglichster Harmlosigkeit, während dafür der erstere den Verdacht einer Anzüglichkeit regte. Alwig entgegnete rasch mit einem Schulterzucken, das gleichsam eine alberne Zumutung von ihm abwarf:

„O bitte, ich wünsche nur, was mir zukommt, und beeinträchtige niemanden in seinem Recht, dieser Platz ist mir vollkommen gleichgültig. Wenn Sie hier zuerst zu Gast geladen sind —"

Im Grunde hatte er das Gegenteil sagen oder vielmehr bewirken wollen, daß sie fortgehe und ihn allein lasse. Aber sie war zu einfältig, den ironischen Ton in seiner Erwiderung aufzufassen, hielt sich nur an den Wortsinn und blieb jetzt sitzen. Es war lächerlich, daß er derartig das Feld räumen sollte. Zu solchem Rückzug vor einem Frauenzimmer ließ er sich nicht durch ihre Hartfelligkeit zwingen, sondern, einen kurzen Blick umher werfend, fügte er nach: „Übrigens, wenn hier überhaupt jemals eine Burg gewesen ist, wird sie wohl an dieser Stelle auf der Höhe gestanden haben." Damit setzte er sich und klopfte mit seiner Spitzhacke untersuchend in den Mattenboden hinein.

Aber der erste Blick ergab, daß sich hier kein Mauerwerk befinden konnte, es hatte ebenfalls etwas Lächerliches, so eifrig durch die dünne Grasdecke auf den harten Felsgrund zu hacken, er hielt nach einer Weile inne, und Stille lag über dem kleinen Kamm; nur die Mauchach rauschte und der Bussard schrie. Magdala pflückte Thymian fort und roch daran.

Darin gab sich eine direkte Verhöhnung seiner Ratlosigkeit kund, womit er sich vernünftigerweise beschäftigen und sein Hierbleiben begründen solle. Wenn er nur etwas ausfindig machen könnte, sie recht zu ärgern! Er streifte suchend mit dem Blick über sie hin und fragte plötzlich:

„Färben Sie sich eigentlich Ihr Haar mit Safran?"

Verwundert wiederholte das Mädchen das letzte Wort: „Safran? Was ist das?"

„Der Saft aus der gelben Krokus."

„Damit soll ich mir das Haar färben?"

„Ich dachte nur, es war bei den alten Römerinnen so Brauch."

Magdala hob mit einem fragenden Ausdruck, ob es in seinem Kopf ganz richtig bestellt sei, das Gesicht. „Ich bin doch keine alte Römerin."

„So, ich meinte, Sie hießen vielleicht Eudora Servilia."

Das war nicht eben sehr sinnreich und mußte obendrein für die Hörerin durch-

aus unverständlich sein, aber es kam ihm so in den Mund. Er hatte sich selbst ein Genüge damit thun, ausdrücken wollen, sie sei für ihn etwas vor anderthalb Jahrtausenden Vergangenes, noch richtiger auch damals gar nicht vorhanden Gewesenes und darum gegenwärtig vollständigst Existenzloses. Doch dem Mädchen klang der ihr wunderlich zugeschobene Name nicht ganz neu im Ohr, sie erinnerte sich, ihn gestern mittag vom Doktor Morneweg im Zusammenhang mit der zerbrochenen Graburne gehört zu haben, und darüber das Seltsame der Frage außer acht lassend, erwiderte sie, halb lachend:

„Eudora Servilia, nein, so heiße ich nicht. Ich glaube, dann wäre ich nichts mehr, nur noch ein bißchen Asche. Ich bin aber gottlob noch in der Welt vorhanden."

Das klang genau, als habe sie in seinen Gedanken und seiner Absicht gelesen, mache sich lustig darüber und wolle ihm ihr gegenwärtiges Vorhandensein ad aures demonstrieren, was sich etwa mit einer „gelinden Ohrfeige" verdeutschen ließ. Verdrossen über die Täuschung, der er sich bisher über sie hingegeben — oder die sie ihm durch hinterhältische Verstellung über sich beigebracht —, sprang er auf und erwiderte ziemlich offiziersmäßig brüsken Tones:

„Ich habe mich Ihnen neulich vorgestellt — darf ich vielleicht endlich auch einmal um Ihren Namen bitten?"

Das Mädchen blieb sitzen und sah ihn an. „Hat Ihr Onkel Ihnen den nicht gesagt?"

„Das ist wohl möglich, aber ich habe nicht darauf acht gegeben."

„Ich heiße Magdala Baldewin."

„So, Magd—, ich danke." Kurz salutierend, tickte er an den Hut, setzte das letzte zum Beweis hinzu, daß dies mit Vorliebe von ihr angewendete Höflichkeitswort auch ihm für die ironische Benutzung zu Gebot stehe. „Drübenher aus dem Weiler an der Gauchach, nicht wahr?"

Er wußte nicht, woher, doch bei der letzten Frage kam ihm etwas dunkel in die Erinnerung, eine Verknüpfung mit Dürftigkeit, kümmerlichen Zukunftsaussichten und derlei, und er fügte unwillkürlich nach: „Sie haben wohl viele Geschwister zu Hause?"

„Nein, gar keine."

Alwig besann sich einen Augenblick, weshalb er auf diese Vermutung geraten und wozu er überhaupt die Fragen an sie richtete. Das erstere fiel ihm nicht ein, aber in Bezug auf das letztere ward sein Zweck ihm klar. Er hatte sich vorgesetzt, sie gewissermaßen durch Höflichkeit zu übertrumpfen, sie mit der ihrigen ad absurdum zu führen, und fuhr fort:

„Ich danke. Darf ich fragen, was Ihr Herr Vater ist, mein Fräulein?"

Die Befragte schüttelte leicht den Kopf. „Ich habe keinen Vater."

„Ich danke. So besitzen Sie nur Ihre Frau Mutter, mein Fräulein?"

„Ja, wir leben allein zusammen."

„Ich danke. Und darf ich mich vielleicht nach dem Wohlbefinden und dem Namen Ihrer Frau Mutter erkundigen, mein Fräulein?"

Es fiel nicht wohl mehr möglich, die Absichtlichkeit dieses Artigkeits-Überschwanges nicht herauszufühlen, und Magdala bekundete ihr Verständnis derselben jetzt mit der Antwort:

„Das brauchen Sie wohl eigentlich nicht, denn sie heißt natürlich wie ich. Nur daß sie einen anderen Vornamen — Benigna — führt."

„Ich —"

Alwig blieb jedoch mit seiner Dankeswiederholung stecken, seine Höflichkeitsfloskeln erregten ihm jetzt selbst einen läppischen Eindruck im Ohr. Statt dessen brach er in einem natürlichen Ton ab: „Benigna Baldewin — der Name ist mir bekannt, wo habe ich ihn doch schon gehört? Ich erinnere mich, als Knabe in Villingen. Stammt Ihre Mutter etwa aus der Stadt Villingen?"

„Ja."

„Dann hat sie mir einmal einen wun-

dervollen Apfel geschenkt, als ich noch dort und sehr klein war, daher ist mir ihr Name im Gedächtnis sitzen geblieben — Fräulein Benigna Baldewin — er ist auch nicht gewöhnlich. Ja — aber wie heißt sie denn jetzt?"

Magdala blickte dem Fragenden verständnislos ins Gesicht. „Jetzt? Ich sagte es Ihnen ja; ebenso."

„Ebenso?" Wollte die Magd— wie hieß sie? Magdlinde ihn zum Narren halten? Er ärgerte sich so wie so, daß er mit den letzten Äußerungen aus seinem sonstigen Ton gefallen war, gesprochen hatte, als nehme er ein Interesse an all dem Zeug, und sich verbessernd gewann er recht glücklich seine alte Tonart durch die Antwort wieder:

„Unsinn! Dann könnte sie ja nicht Ihre Mutter sein."

„Nicht meine Mutter? Warum nicht?"

„Na, wenn sie noch so heißt, wie damals als Mädchen —"

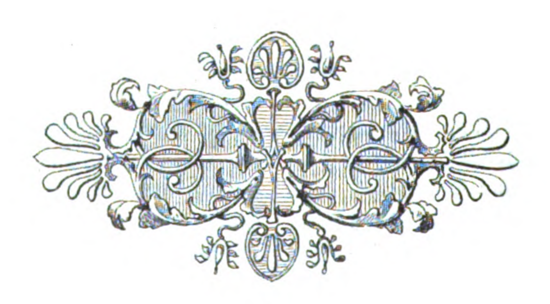
„Nicht meine Mutter?"

Es waren die nämlichen Worte, die Magdala noch einmal wiederholte, doch mit einem anderen Stimmenklange als noch eben vorher. Ein unsicheres Anhalten, eine Scheu und ein leises Zittern kamen daraus hervor, und ihre braunen Augen sahen Alwig Morneweg mit einer fragenden ängstlichen Unruhe entgegen. Sie war also doch keine verkappte, sondern eine wirkliche personifizierte Einfältigkeit, und er entgegnete mit hörbarem Vergnügen, sie logisch davon zu überführen:

„Na, da wäre Ihre Mutter ja gar nicht verheiratet gewesen, also kann sie nicht so heißen."

Er stutzte indes unwillkürlich bei der höchst unerwarteten Wirkung, welche seine Logik auf die vor ihm Sitzende ausübte. Sie erwiderte gar nichts, aber statt dessen war's, als falle plötzlich vom blauen Himmel her ein Wolkenschatten über ihr Gesicht und aus der unsichtbaren Wolke in jedes ihrer Augen ein großer, glänzender Tropfen herunter, daß die beiden auf einmal nicht mehr goldig, sondern fast silberweiß schimmerten. So saß sie ein paar verhaltene Atemzüge lang, dann löste der Doppeltropfen sich von ihren Wimpern, fiel ihr auf die Wangen, doch an die leergewordenen Stellen drängten sich schon wieder zwei andere, ebenso schwere und silberhelle Thränen hervor. Und nun stand Magdala Baldewin wortlos auf und ging schweigend, im Gebüsch verschwindend, davon.

(Schluß folgt.)





Blick auf die Rhön.

Ausflug ins Rhöngebirge.

Von
E. F. Dürre.



er Reisende, welcher, von Berlin oder Leipzig dem südwestlichen Deutschland zueilend, bei Bebra in das Fuldagebiet, bei Meiningen in das Werrathal gelangt ist, befindet sich auf einmal in einem Landstrich, dessen Umrisse ganz andere scheinen als die des vorher durchfahrenen Thüringer Gebietes. Auch der auf diesen Reisewegen von Süden Kommende findet keine Ähnlichkeit mehr mit den vorher gesehenen lieblichen und doch großartigen Geländen des Odenwaldes, wie auch mit den nur aus der Ferne erkannten langgezogenen Umrissen des Taunus, des Spessarts sowie der fernen rheinischen Höhenzüge.

Kühne, aus sanfter, sogar oft einförmiger Linie jäh sich erhebende, bald spitze, bald oben abgeplattete, bald glockenartig gewölbte, bald wie auf den Bergrücken aufgebahrte Riesensärge aussehende Berge, an denen man oft sehr weit die Felsbildungen in der Rasen- oder Walddecke erkennen kann, kommen zum Vorschein.

Doch bieten beide Geleisstraßen immerhin einen verschiedenen Anblick. Die Thüringer Seite, wie sie sich auf den Linien Eisenach-Salzungen-Meiningen, Erfurt-Grimmenthal-Ritschenhausen, wie sie sich von jedem Vorberg des Thüringerwaldes, der Umgebung von Liebenstein, sogar schon von den Türmen der Wartburg darstellt, zeigt vereinzelte Kuppen, unter denen der Ochsenberg bei Vacha mit den großen einzelnen Bäumen auf der platten Gipfelfläche rechts, die Geba und ganz in der Ferne die Gleichberge bei Römhild links das Bild abschließen. Besteigt man höhere Gipfel des Thüringerwaldes, z. B. den herrlich gelegenen Felsgipfel des Dreiherrnsteins oder gar den Inselberg, so erhebt sich

allerdings hinter den eben geschilderten Gipfeln ein ganzes Heer ineinander gedrängter sonderbarer Berge und Zacken in blauer Ferne, und man ahnt, daß dort mehr nach Westen der Kern dieses Gebirgslandes liegen müsse. Daß dies wirklich der Fall, beweist der Anblick, den der von Bebra nach Frankfurt über Hersfeld, Fulda und Elm reisende Naturfreund auf allen hochgelegenen Punkten seines Weges hat, ja selbst aus den Fenstern der Berlin-Frankfurter und der Bremen-Würzburger Züge genießen kann. Natürlich giebt der Landweg, z. B. die alte Eisenacher Straße über Vacha und Hünfeld, wie auch die Kasseler Straße, die im Fuldathal aufwärts geht, ebenso gute, wenn nicht bessere Gelegenheit, das an Abwechselung reichste Bild des gebirgigen Landstriches zwischen Fulda und Werra in sich aufzunehmen.

Der Künstler hat gleich am Eingang dieser Skizze eine Andeutung der Formen gegeben, welche dem Beschauer von dieser Seite aus entgegentreten und auf die später noch zurückzukommen ist, nachdem auf Grund mehrmaliger Bereisung wir den Leser mit dem allgemeinen Charakter des Gebirgslandes bekannt gemacht haben. Verfolgt man von Norden kommend seinen Weg nach Frankfurt weiter, an Fulda vorbei, so erreicht man häufig hochgelegene Punkte, auf denen im Rückblick die ganze Scenerie sich wiederholt.

Recht auffallend tritt das Gebirge hervor, wenn man aus dem lieblichen Kinzigthal, aus den Thälern der Sinn und Fränkischen Saale von Süden her die Wasserscheiden nach der Fulda zu überschreitet, und wie schon ausgeführt, fällt der Unterschied mit dem bis dahin Gesehenen sofort dem aufmerksamen Beschauer auf.



Kleinsassen und die Milseburg.

Man fühlt, daß man einer besonderen, die Spuren furchtbarer Erdrevolutionen und Störungen verratenden Natur sich gegenüber befindet.

Dieses Gebirge, die Rhön, ist ein Glied jener mitteldeutschen Zone vulkanischer Gebiete, welche im Westen von der Eiffel ausgehend über den Westerwald, den Vogelsberg nach dem nördlichen Böhmen hinzieht und in den schle-

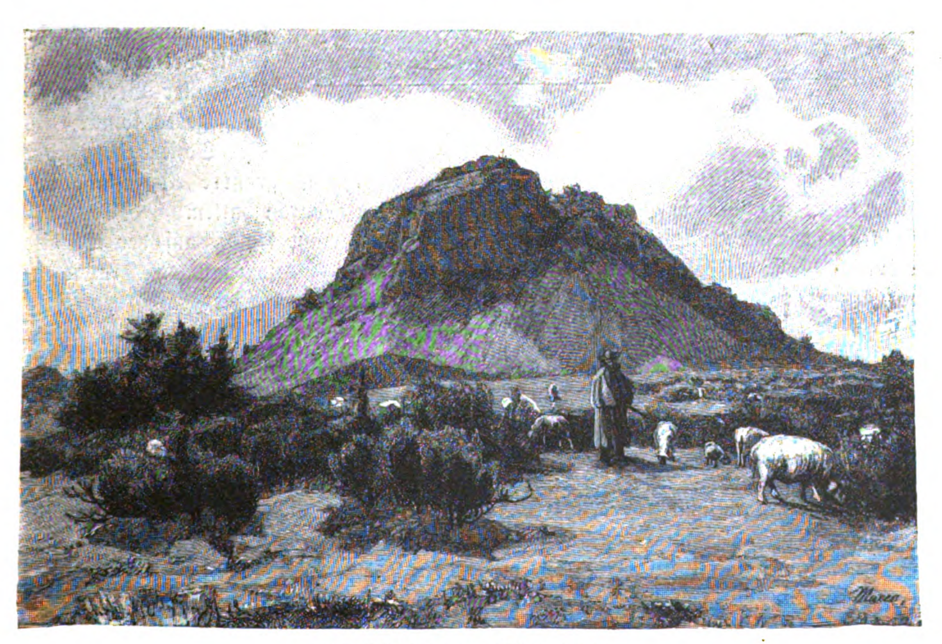
sischen Durchbrüchen vulkanischer Massen, deren äußerster wohl der St. Annaberg bei Kosel in Oberschlesien ist, seine östlichste vaterländische Begrenzung findet.

Wie in fast allen diesen Bezirken wurden auch in der Rhön die größtenteils sanften Umrisse der Urbildungen durchbrochen von teils vereinzelten, teils reihenweise auftretenden Strömen flüssiger Steinmassen, welche außen auf der seitherigen Oberfläche des Landes teils



Schloß Bieberstein.

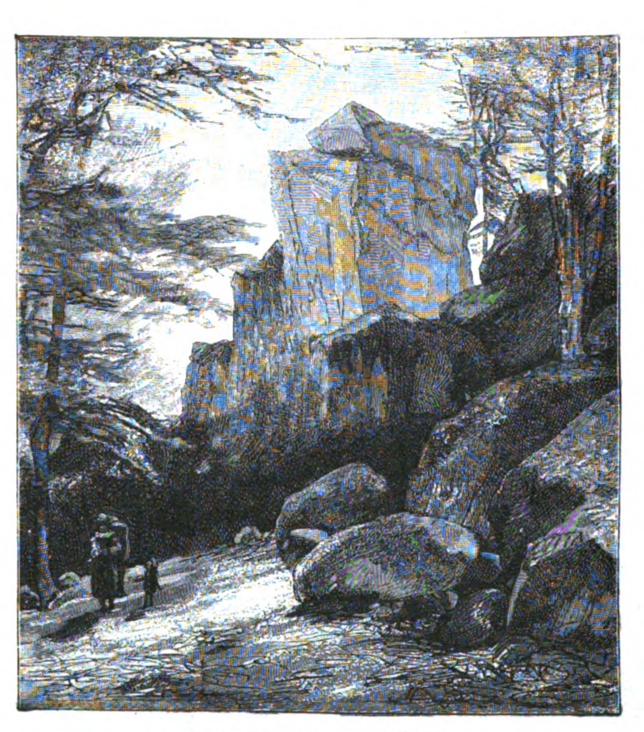
Durch Abkühlung entstanden zerklüftete Felsgebilde, welche durch Verwitterung und Einsturz, durch allmähliches Überwachsen einzelner Stellen mit Rasen, später mit Wald nach und nach die einst steilen und dräuenden Umrisse verloren haben. Immer noch indessen stößt man auf riesenhafte Trümmerhaufen, mit Blöcken bedeckte ausgedehnte Flächen, die in Mittelgebirgen den Namen der „Felsenmeere“ zu führen pflegen, auf



Die Milseburg von Süden gesehen.

steile Kegel und Kuppen, teils große plattenförmige Ausbreitungen hinterließen. kühne Auswurfskegel und andere den allgemeinen Umriß der Höhenzüge plötzlich

durchbrechende Gestalten. — Neben diesen Spuren unterirdischer Gewalten macht sich im Vorlande und zum Teil auch im Inneren des Gebirges der ursprüngliche Charakter der durchbrochenen Gesteinsablagerungen geltend und giebt namentlich dem südlichen und östlichen, sowie teilweise auch dem nördlichen Teil des Gebirgslandes einen von dem Westteil verschiedenen Charakter, wodurch sich auch der Unterschied im ersten Anblick des Gebirges erklärt, je nachdem man sich von Osten oder Westen demselben nähert.



Am Mebenstein bei Kleinsassen.

Weil durch das Zusammendrängen der mächtigsten vulkanischen Durchbrüche und Störungen im nordwestlichen Teil des Gebirges, der zwischen den Thälern der Felda und Ulster östlich und nördlich, der Fulda südlich und westlich wesentlich begrenzt wird, dieser Teil des Rhöngebirges durchschnittlich die meisten höheren Berge vereinigt, haben die Geographen auch wohl diesen Teil als hohe Rhön ausgesondert und unterschieden, obschon einzelne Erhebungen in den übrigen Teilen des Gebirges die gleiche Höhe erreichen, selbst übertreffen.

Man könnte die hohe Rhön auch recht wohl mit dem Ehrentitel: die malerische Rhön auszeichnen, da sie es vorzugsweise ist, welche dem Landschafter eine Fülle reizender, durch Stimmung wie durch Zeichnung hervorragender Motive zu geben imstande ist.

Eine solche landschaftliche Tour in Begleitung eines der besten Rhönmaler wird den Leser am leichtesten davon überzeugen, daß dieser lang vernachlässigte Landstrich sehr wohl Veranlassung zu liebevoller Berücksichtigung geben konnte, als die Schienennetze der Neuzeit ihn in größere Augennähe der Reisenden gebracht hatten.

Man verläßt Fulda auf der Ostseite und folgt am sogenannten Franzosenwäldchen, vor der Petersgasse, dem links nach dem Petersberg führenden Weg, der, fortwährend ansteigend, schöne Rückblicke über die im breiten Flußthal ausgebreitete Bonifaciusstadt bietet. Von dem mit einer Kirche gekrönten Petersberg zweigt sich rechts ein näherer Weg ab, dem der Fußgänger folgen kann, während eine bequemere Fahrstraße über Margarethenhaun nach dem Bieberthal hinüberzieht, welcher der des Landes minder Kundige früher mit größerer Sicherheit zu folgen pflegte, als noch keinerlei Sorge für ausreichende Weiser u. dergl. getragen war.

Als der Verfasser am ersten Pfingst-

feiertage 1851 zum erstenmal dieses Weges ging, gesellte sich zu ihm ein junger Bauersmann, der in Fulda die Frühmette gehört und auf dem Heimwege war. Unter mancherlei Gespräch, in welchem die Wirren von 1850, die Preußen von Bronzell und die Strafbayern eine große Rolle spielten, ging es über Margarethenhaun, Niederbieber nach Hofbieber, wo der Reisende an dem Festmahl in des Bauern Familie teilnahm und sowohl die Armut als auch die ehrliche Genügsamkeit der Bewohner kennen lernte. Eine kräftige Roggenmehlsuppe, Klöße und etwas Schweinefleisch waren die Bestandteile des Mahles; außer einem Schnaps gab es kein Getränk. Später führte der junge Bauer den Verfasser durch den Tiergarten nach der Höhe über Kleinsassen, wo sich beim Austritt aus dem Forst ein prachtvoller Blick auf das zu, so überblickt man sehr bald die im ersten Bild (Kopfbild) unseres Künstlers mit großer Wahrheit und malerischer Abstufung wiedergegebene Reihe der Rhönberge. Links erblickt man das ursprünglich 1150 erbaute, in seiner jetzigen Gestalt aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts herrührende Schloß Bieberstein, den Lieblingssitz der letzten Fürstäbte, nachher Amtssitz und seit 1872 Privateigentum eines Arztes. Rechts von dem Bildstock ragt die sargartige Gestalt der Milseburg hervor, an die sich rechts die barocken Gestalten der Steinwand, des Teufelsteins, der Maulkuppe ꝛc. anreihen, während die durch zwei Turmtrümmer gekennzeichnete Ruine von Ebersberg (Eberszwackel im Volksmund) diese Bergreihe ganz rechts abschließt.

Dahinter in blauer Ferne dehnt sich das Massiv der Wasserkuppe mit ihren

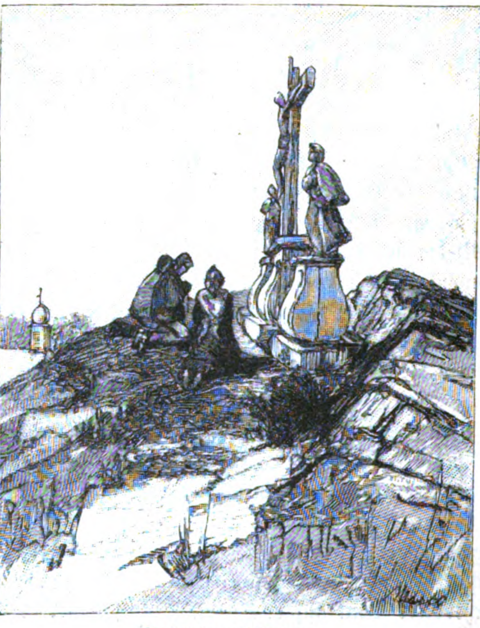


Kapelle auf der Milseburg.

Dorf und die Milseburg darbot, wie der Künstler ihn im zweiten Bild getreulich wiedergegeben hat.

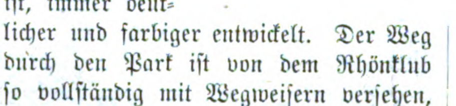
Verfolgt man den eben geschilderten Umweg nicht, sondern geht auf Böckels Nebenbergen aus, von welchen der schärfer umrissene Pferdekopf den westlichen Strebepfeiler bildet, hinter dem die weicher gestaltete Eube sich hinzieht. Die Berge um Gersfeld schließen das Bild

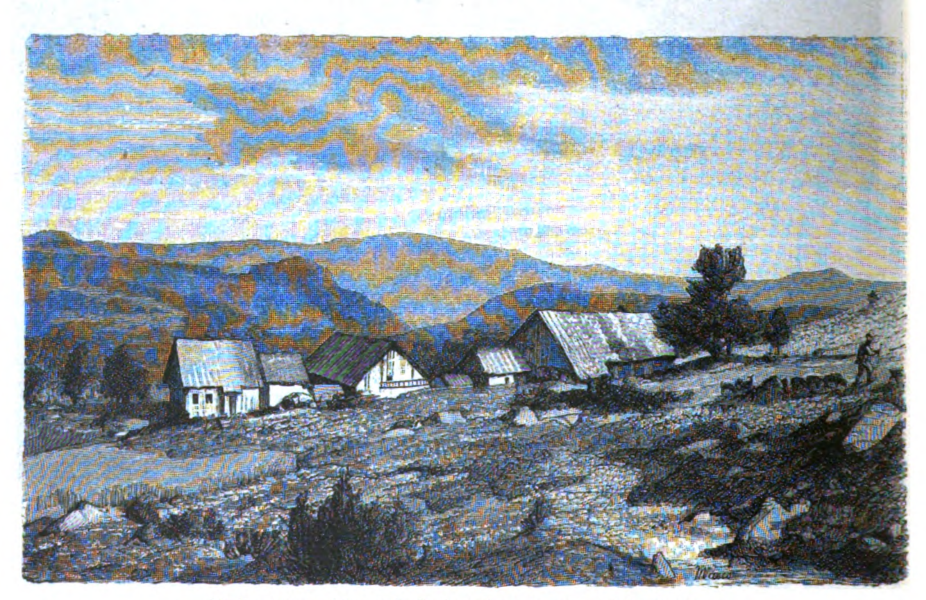
ab; vor denselben deutet einer der zahlreichen „Küppel“ den eruptiven Charakter der Bergerscheinungen genugsam an.



Gipfel der Milseburg.

Von Böckels schlägt man am besten den Weg durch den Tiergarten ein, obschon auch der mehr rechts führende Weg über Dipperz Schönheiten bietet und namentlich das Gesamtbild, wie es vorstehend geschildert worden ist, immer deutlicher und farbiger entwickelt. Der Weg durch den Park ist von dem Rhönklub so vollständig mit Wegweisern versehen,





Weiler Danzwiesen mit Bubenbaderstein und Wasserkuppe.

daß man ihn nicht verfehlen kann; er bietet reiche Gelegenheit, die Flora der Gegend kennen zu lernen, besonders am Wadberge, führt dann in die Nähe der Fohlenweide, die mit kleinem Umweg zu erreichen ist und im Sommer der in großer Zahl sich tummelnden Tiere wegen einen reizvollen Anblick bietet, zu welchem der Wald, ein Weiher, das Schloß Bieberstein eine malerische Umrahmung abgeben.

Von da erreicht man Kleinsassen von Westnordwesten her und hat den ganzen Anblick der gegenüber schroff ansteigenden Milseburg, die sich den schönsten und erhabensten vulkanischen Berggipfeln würdig anreiht und den Haupt-

anziehungspunkt des ganzen Rhöngebirges unstreitig bildet.*

Die Form des Berges ist schwer zu schildern, weil die verschiedene Bewaldung, sowie die ungleiche Verwitterung von allen Seiten ganz verschiedene, teilweise widersprechende Profile geben. Die Vogelsberger nennen den Berg daher das Heufuder, und ähnlich stellt sich sein Umriß auch dar, wenn man, die Schlüchtener Höhe bei Elm überschreitend, nach Fliekante sich nach Süden erhebt, wo die dreiseitige Grundfläche von der höchsten Spitze aus äußerst steil abfällt", stimmt ganz damit überein.

Dem Verfasser machte er von Anfang an den Eindruck eines Riesensarkophags, dessen Wände, aus sonderbar zerklüfteten Phonolithmassen bestehend, in wild zerrissenen Formen aus den flach gerundeten Hügelformen schroff sich herausheben, den Fuß mit Trümmermassen umschüttet, die



Der Teufelstein bei Abtsroda.

den hinabsteigt. Die nördlich Wohnenden vergleichen ihn dagegen mit einer Totenlade, und dieser Vergleich ist der bezeichnendste, denn auch die von Schneider in seinem Rhönführer gebrauchte Beschreibung der Bergesgestalt als „einer liegenden dreiseitigen Pyramide mit abgebrochener Spitze, deren scharfe obere

man auf der Kleinsassener Seite beim Aufstieg im Wald überklettern muß, während sie auf der Südseite, in zum Teil langen Schutthalden aufgelöst, zwischen den umstehenden Felshöckern nach der Tiefe sich herunterziehen.

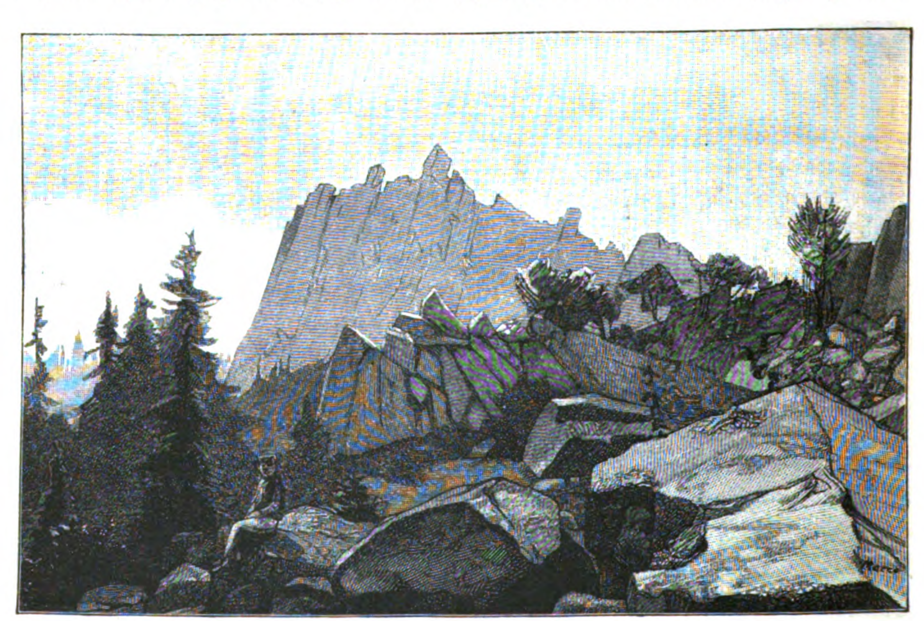
Basanite und Basalte sind an einigen Stellen Begleiter des Phonolithkernes; die schieferige Struktur des letzteren Gesteines in Verbindung mit einer ziemlich normal zur Schieferung gerichteten Neigung zur Zerklüftung lassen säulenartige, prismatische Bruchstücke entstehen, die oft äußerst scharfe Kanten haben und darin den Felstrümmern ähnlich sind, welche

* Das davorliegende Dorf Kleinsassen, in neuerer Zeit als Standquartier zahlreicher Landschafter bekannt, bietet im Gasthof zur Milseburg, dem Eigentum der ehemals durch ihre Schönheit bekannten „Rhönrose" Frau Witwe Voiges, gute Unterkunft und interessante von freigebigen Künstlerhänden gestiftete Ausschmückungen der Säle und Gaststuben.

das Bodethal im Harz an seinem Ausgang charakterisieren. Die schönsten derartigen Felspartien finden sich an der Nordseite, wo die abgebrochene Spitze der liegenden Pyramide in denselben erkannt werden kann und sich als „kleine Milseburg“ von dem Hauptmassiv gelöst hat. Auch auf der Westseite, besonders aber auf dem hohen Absturz der Südseite unter der Kalvariengruppe kann man herrliche, in der Sonne blaßviolette, von dem lebhaften Grün der Pflanzenbewachsung sich absetzende Felsen mit ultramarinfarbigen Schattenreflexen sehen.

Der malerische Reiz der Gesamtform wie der Einzelgestalten läßt sich aus den Bildern auf Seite 322 und 323, die den Berg von Kleinsassen und von Süden aus wiedergeben, dann aus der nun folgenden Felspartie „Am Medenstein“ (S. 324) bei Kleinsassen, sehr wohl erkennen. Namentlich die letztere zeigt die üppige Bewaldung des Berghanges durch die zartblätterigen dickstämmigen Weißbuchen, die zwischen den Felsblöcken hervorgewachsen sind und durch ihr schirmendes Dach wesentlich zur Erhaltung der Felsen beigetragen haben.

Daß sich an eine so hervorragende Berggestalt Sagen jeder Form und jeglichen Inhaltes geheftet haben, ist selbstverständlich, doch finden sich nirgends Spuren von Baulichkeiten, welche den Sagen Wahrscheinlichkeit geben könnten. Die Sage von einer hier bestandenen Burg, deren Ritter in der Nähe des Ortes Danzwiesen (ONO) ihre Feste gefeiert, deren Söhne sich in dem Weiher am Felsen des Bubenbades gebadet haben sollen, steht mit den späteren Schicksalen der Gegend in keinerlei Zusammenhang. Die weitere Sage, wonach ein Fuldaer Abt, welcher bei der Belagerung der Wartburg 1114 in die Gefangenschaft des Thüringer Landgrafen geriet, auf der Milseburg jahrelang eingekerkert gewesen sein soll, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit, da der Besitz eines festen, als Staatsgefängnis brauchbaren Schlosses so weit im Westen der damaligen Landgrafschaft Thüringen jedenfalls eine nachdrückliche Belagerung der Wartburg von Fulda aus hätte hindern müssen. Man nimmt



Die Steinwand bei Kleinsassen.

an, daß eine Verwechselung mit Merseburg vorliege, das ja nur wenige Stunden von dem Freiburger Schloß bei Naumburg, dem alten Landgrafensitz, entfernt ist.

jetzt durch Bemühungen des Rhönklubs wieder hergestellten Quelle von angeblich heilkräftiger Wirkung, endlich der in der Abbildung S. 325 wiedergegebenen Gan-



Der Pferdekopf von Norden gesehen.

Die Herrschaft, zu welcher der Berg gehört, war im Mittelalter stets im Besitz der Herren v. Eberstein (Stammburg Tannenfels bei Brand, östlich der Milseburg) und ging später, im sechzehnten Jahrhundert, an die Herren v. Rosenbach über, welche sie über zweieinhalb Jahrhundert behalten haben und in Schackau die Patrimonialgerichtsbarkeit ausübten. Jetzt ist der Besitz in den Händen der Familien v. Guttenberg, v. Sickingen und v. Zobel, den Erben der Herren v. Rosenbach.

Verschwindet sonach auch der sagenhafte Schein, der das graue Bergeshaupt umzogen hatte, so deuten andere Wahrnehmungen doch darauf hin, daß in heidnischer Zeit der Berg jedenfalls eine teils politische, teils mit dem Religionskultus zusammenhängende Bedeutung hatte. Wir begegnen beim Aufstieg einem „Bonifaciusfelsen", dann dem „Gangolfsbrunnen", einer lang verschüttet gewesenen,

golfuskapelle, mit Resten der Einsiedelei des Heiligen, dem Ziel zahlreicher Wallfahrer aus der Umgebung, worin auch an bestimmten Festtagen Messe gelesen wird. Gepredigt wird dann von einer außen befindlichen Steinkanzel aus, während die frommen Bergbesucher im Schatten des prachtvollen Waldes lagern und sich im Hintergrund die Kalvariengruppe des Gipfels erhebt.

Wir haben vermutlich in der Milseburg eine jener zahlreichen Zufluchtsstätten der heidnischen Vorfahren vor uns, wo das bedrängte Volk in Kriegszeiten seine Alten, Frauen und Kinder im Schutz und Schatten ehrwürdiger Opferhaine barg und wo der Verwahrsam vorhandener Gau- oder Stammheiligtümer, sowie früherer Kriegsbeute durch Ringwälle und Verschanzungen ursprünglichster Art gesichert wurde.

Das vordringende Christentum hat solche Punkte stets mit besonderer Vor-

liebe durch Einsiedeleien, Heiligtümer und Anlage kirchlicher Andachtsorte ausgezeichnet, sobald der Hang der Neubekehrten nach dem Stammesheiligtum nicht gleich zu überwinden war.

Weniger wichtige Stellen heidnischer Verehrung bevölkerte man mit Hexen und Drachen, und selbst der Teufel mußte Dienste leisten gegen den germanischen Loki und seine lichteren Genossen.

Hinter der Kapelle erhebt sich der Gipfel des Berges, aus nacktem, glattem und deshalb vorsichtig zu beschreitendem Phonolithgestein aufgetürmt und gekrönt von einer mächtigen Kalvariengruppe, aus einem großen steinernen Kreuz und den Figuren von Maria und Joseph bestehend.

Die Aussicht vom Gipfel ist eine sehr umfassende, welche nur im Südosten durch die ineinander geschobenen massigen und stolzen Gruppen der höchsten Rhönberge beschränkt erscheint, obschon zwischen Wasserkuppe und Pferdekopf hindurch der Gipfel des heiligen Kreuzberges bei Bischofsheim sichtbar wird und sich weiter westlich das Dammersfeld und ein Teil der schwarzen Berge noch erblicken lassen.

Dagegen ist der Blick nach Südwesten, Westen, Norden und Osten ein sehr ausgedehnter und reicht bis zu den Gipfeln der Nachbargebirge, Spessart, Taunus, Vogelsberg, Meißen, Thüringerwald. Ein neben der Kapelle errichtetes Schutzhaus erleichtert in der guten Jahreszeit das Abwarten günstiger Augenblicke, die vielgerühmte Rundsicht vollständig in sich aufnehmen zu können.

Verläßt man die Milseburg auf dem nach dem Weiler Danzwiesen führenden Felsenweg, so bieten sich schöne Rückblicke auf die steilste Seite des Berges, welche recht eindringlich die Höhe der vulkanischen Erhebung über das umliegende Land zur Anschauung bringen. Unser Künstler hat diesen Eindruck in vollendetster Vorstellung in der Seite 323 befindliche Ansicht wiedergegeben. Aus langen Schutthalden, mit sparsamem Buschwerk streben die Klippen der höchsten Spitze senkrecht hervor und das Kreuz der Kalvariengruppe erscheint als winziges Gebild auf der Höhe und giebt am besten den Maßstab des Ganzen.

An dem Weiler Danzwiesen vorbei erreicht man in der Richtung nach der flach sich ausstreckenden Wasserkuppe den auf der Rückseite mit prachtvollem Buchenwald bedeckten Bubenbaderstein, ebenfalls eine Phonolithfelsmasse und vielleicht der Rest eines anderen Durchbruchs von dem gemeinschaftlichen unterirdischen Herde aus.

An Stelle des abgetragenen, früher am Fuß stehenden Bubenbaderhofes befindet sich neuerdings eine Schutzhütte des Rhönklubs.

Außer diesem vereinzelten Felsenriffe kann man auf dem Wege nach Poppenhausen noch mehrere antreffen, von denen aber nur zwei höchst interessante Erscheinungen bieten. Die erste ist der eine Stunde südsüdwestlich von der Milseburg liegende Teufelstein, der Überrest eines langgestreckten eingestürzten Phonolithdurchbruches, und erscheint als ein Wall von regellos zerstreuten Blöcken, an dessen nördlichem Ende sich eine in Säulen zerklüftete höhere Masse befindet, von einem hornartig in die Höhe strebenden Zacken gekrönt. Reste wilden Tannengebüsches umgaben einst und umgeben auf der Nordseite zum Teil noch jetzt das wilde Felsgebild, während auf der Südseite sich Gehöfte und Felder, in großen Steinwällen eingefriedigt, anschließen.

Für die Entstehung dieser ganzen Felsmasse sind Aufschlüsse wichtig, welche der Straßenbau zwischen zwei benachbarten Dörfern geliefert hat, wo sich deutlich die Eruptionsklüfte haben nachweisen lassen.

Weit großartiger ist die dreiviertel Stunden weiter nach Südwest gelegene Steinwand, welche aus dem bewaldeten Berge nordwärts kühn, fast senkrecht emporsteigt. Sie besteht aus stellenweise fünfundzwanzig Meter hohen Phonolithsäulen und löst sich nach Süden in ein Meer zahlloser riesiger Bruchstücke auf, welche auf einen Einsturz des ursprüng-

lich zu noch größerer Höhe emporgestiegenen Durchbruches schließen lassen. Die früher sehr gefährliche Besteigung ist neuerdings durch Naturtreppen aus Phonolithplatten ermöglicht und bietet sich auf einer ebenfalls künstlichen Plattform eine der schönsten Rhönaussichten, da hier wie auch auf dem Teufelstein die Gruppe des Pferdekopfes immer näher gerückt ist und ihre einzelnen Schönheiten gut erkennen läßt.

nach Norden und erreicht über der Maulkuppe an dem Stellberg (mit dem früher erwähnten Medenstein) wieder den Ausgangspunkt. Die bevorstehende genaue Aufnahme durch die Königl. Geologische Landesanstalt wird über den Zusammenhang der Phonolithberge und Phonolithklippen wohl den wünschenswerten Aufschluß geben, wie dies bereits für die Gegend nördlich von Geysa-Dermbach geschehen ist.



Pferdekopf und Goldloch von Süden gesehen.

Den Hauptreiz gewähren indes die vielen hübschen Durchblicke durch den Buchenwald mit den hier und da aufstrebenden oben schräg abgeschnittenen Felssäulen, wenn man auf dem Getrümmer hinter der Wand eine gewisse Höhe erreicht hat.

Auf dem Bilde, welches unser Künstler entworfen hat, lassen sich die Höhenverhältnisse der größeren Partie deutlich ahnen, ebenso im Vordergrund die Umlagerung der anstehenden Reste des Durchbruchs durch das Getrümmer der herabgestürzten Häupter.

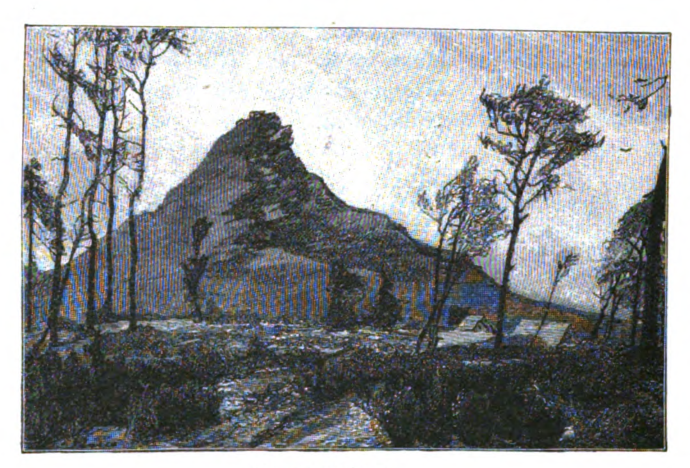
Der Felsenweg Milseburg, Teufelstein, Steinwand wendet sich von der letzteren

Wendet man sich von der Steinwand nach Süden, so erreicht man bald den Flecken Poppenhausen, früher das Standquartier für die Pferdekopfgruppe, jedenfalls als Rastpunkt zwischen der Begehung des Milseburgreviers und dem Besuch der Wasserkuppe am geeignetsten.

Noch ehe man Poppenhausen erreicht, löst sich der Pferdekopf als scharfgeschnittener Vorposten mehr und mehr selbständig vom Massiv ab und bietet von den letzten Hügeln über dem Orte fast den Anblick einer steilen Pyramide. Rechts davon, also nach Süden zu, tritt das Gebirge plötzlich zurück und zeigt einen weiten

kesselförmigen Einschnitt, in welchem einzelne Gehöfte zu erkennen sind. Rechts davon zeigt sich wieder ein Vorberg, doch mit sanfter Rundung, die Eube, welche hinter dem großen Kessel mit den flachen Rücken der Wasserkuppe durch einen Sattel, wie auch der Pferdekopf, verbunden ist.

Der letztere, ein überaus interessanter Berg, bietet von Norden her (Sieblos oder Abtsrode) langsam ansteigende, meist kahle Flächen mit Gras und hier und da kleinem Gestrüpp bewachsen, welche so recht den Charakter des Einsamen und Öden tragen. Desto überraschender wirkt der Südrand des Berges, der, steil und aus den sonderbarsten Gebilden zusammengesetzt, in den vorher erwähnten Kessel abstürzt. Früher glaubte man in dem letzteren den Krater eines erloschenen Vulkans gefunden zu haben, doch hat man bis jetzt nicht sichere Nachweise etwaiger Lavaströme. Daß an dieser Stelle wiederholte Ausbrüche stattgefunden haben müssen, beweist die Mannigfaltigkeit der heute erkennbaren vulkanischen, sowie der daraus durch Umwandlung entstandenen Produkte. Phonolith, basaltartige und trachytische Massen von kugeliger Absonderung, zu Säulen aufeinandergetürmt, dazwischen farbige Streifen von Basalttuffen mit zum Teil prachtvollen Krystallen steigern den Eindruck, den die Felswand macht, und diese Trümmergesteine mit glitzernden Einschlüssen haben jedenfalls zur Benennung „Goldloch“ Veranlassung gegeben.



Der Wachtküppel.

Den besten Anblick dieser Verhältnisse hat man vom Gipfel der Eube aus, sowie von den südlichen und südöstlichen Rändern des großen Einschnitts, in welchem Ackerbau und Viehzucht auf dem zum Teil fruchtbaren Boden und in geschützter, obschon hoher Lage gedeihen.

Auf dem von hier aus recht charakteristischen Rand des Pferdekopfumrisses weiter steigend, erblickt man vor sich den in neuerer Zeit mit einem Schutzhaus und einem Turme ausgestatteten flachen Rücken der großen Wasserkuppe, des höchsten (950 Meter) Berges des Rhöngebirges. Nur wenig erhebt sie sich über das nach Osten in das meilenlange Hochland übergehende Plateau der hohen Rhön, bedeckt mit kargem Graswuchs, der nur an den zahlreichen moorigen Stellen sich etwas üppiger gestaltet. Dergleichen oft gefährliche Wasseransammlungen unter der Rasendecke sind eine Eigenschaft vieler, namentlich vulkanischer Mittelgebirge, weil der Vulkanismus am ersten die Bildung nicht durchlässiger Kessel ohne jeden Ablauf begünstigt. Sind dieselben mit steilen Rändern versehen, so entstehen offene Wasserflächen, wie die bekannten Maare der Eiffel; bei größerer Flachheit verrasen sie und bilden Hochmoore, deren flüssiger Schlamm durch die stets sich erneuernde Decke der Vegetation trügerisch versteckt wird. Auch die Rhön weist beide Arten der Wasseransammlungen auf: zwei Hochmoore, das rote und das schwarze,

beide auf der vorhergenannten hohen Rhön (oberhalb Gersfeld das rote, jenseit Wüstensachsen das schwarze Moor), dann mehrere Seen, der schöne See und die grüne Kutte (Grube) bei Bernshausen jenseit der Felda. Die eben durchstreifte westliche Rhön giebt zu solchen Wasseransammlungen keine Veranlassung, und selbst die beim südwestlichen Abstieg von der Wasserkuppe erkennbaren derartigen Erscheinungen sind nur bei anhaltenden Niederschlägen unangenehm, da sie alle mehr oder minder dem Hochquellthal der Fulda zugehören, das hinter der Eube herum nach Gersfeld in das eigentliche Fuldathal übergeht. Von der Eube, deren steile, zum Teil bewaldete Abhänge ebenfalls interessante vulkanische Erscheinungen, Basaltfelsen mit Krystallen, Tuffe, dazwischen abgerissene, bei der Hebung mitgenommene Bruchstücke der ältesten geschichteten Gesteine zeigen, wirft man noch einen Blick nach der östlichen wüsten Hochfläche und wendet sich zum Abstieg nach Gersfeld.

An dem Wachtküppel vorbei, dessen Bild die Schilderung abschließen soll, und dessen kühne Gestalt sich als ein recht typisches Beispiel der gesehenen zahllosen vulkanischen Wirkungen dem Gedächtnis einprägt, erreichen wir das gastliche Städtchen an der oberen Fulda, den vorläufigen Endpunkt einer neueröffneten Nebenbahn, die uns in kurzer Zeit nach Fulda zurückführt.

Der Reisende, welcher auch noch die Gruppe des Kreuzberges und die der schwarzen Berge besuchen will, wandert nach genügender Rast über die Schwedenschanze nach dem Kreuzberg und wendet sich dann südlich oder westlich, um nach reicher Ausbeute entweder in Kissingen oder Brückenau sich von den Anstrengungen der Reise zu erholen.

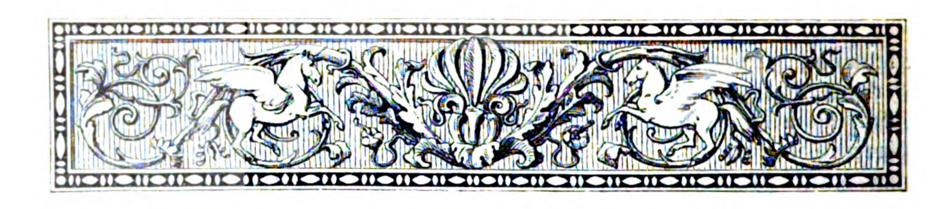
* * *

Das in vorstehenden Zeilen beschriebene Bergland, lange Jahre nur den Nachbarn, später durch geologische und mineralogische Untersuchungen weiteren Kreisen bekannt, hat verhältnismäßig sehr spät die gerechte Würdigung seiner malerischen Vorzüge erfahren.

Die langjährige Vereinzelung hatte aber letztere in so unberührter Frische erhalten, daß es nur eines Zufalls bedurfte, um der hohen Rhön Scharen von Kunstjüngern zuzuführen, welche hier unentweihten Boden und ursprüngliche Eindrücke fanden.

Der Düsseldorfer Schule gebührt wohl der Ruhm, die Rhön malerisch erschlossen zu haben, und keiner ihrer Angehörigen hat es besser verstanden, den eigentümlich ernsten und eindrucksvollen Charakter des Gebirgslandes wiederzugeben, als Georg Macco, der dies sowohl in großen Staffeleibildern höchster Vollendung, wie in den kleinen Skizzen, die diese Beschreibung zieren, mit gleicher Liebe und Feinheit bewiesen hat.





Gustav Freytag.

Von

Adolf Stern.



Nicht immer sind die Fäden sichtbar, durch welche das Dasein des einzelnen an die Seelen vergangener Menschen gebunden ist; auch wo sie sich erkennen lassen, ist ihre Zugkraft kaum zu berechnen. Nur das merken wir, daß die Gewalt, mit welcher sie leiten, nicht in jedem Leben gleich stark ist und daß sie zuweilen übermächtig und furchtbar wird. Es ist gut, daß uns Menschen in der Regel verborgen bleibt, was Erbe aus ferner Vergangenheit, was freier Erwerb des eigenen Daseins ist, denn das eigene Leben würde angstvoll und kümmerlich werden, wenn wir als Fortsetzungen vergangener Menschen unabläßig mit dem Segen und Fluch rechnen müßten, der aus der Vorzeit über unserer Lebensaufgabe hängt.

In diesen den „Erinnerungen aus meinem Leben" des Dichters Gustav Freytag entnommenen Worten prägt sich ein Stück Lebensauffassung und Eigenart aus, die es von vornherein gewiß machen, daß eben dieser Dichter sich von ganzen Reihen früherer deutscher Poeten unterscheide und der echte Sohn einer Zeit sei, die auch die hervorragendsten und selbständigsten Naturen wieder in den Dienst der Allgemeinheit, des nationalen Gedankens, zur freiwilligen Unterordnung unter gemeinsame Lebensarbeit geführt hat. Wohl entscheidet auch bei Freytag, wie bei jedem Dichter und Künstler, zuletzt ein ganz persönliches, individuelles Element über die tiefste Wirkung und den bleibenden Wert seiner Erfindungen und Gestalten, wohl spottet gerade dies Element zu Zeiten der Anschauungen und Erkenntnisse, denen unser Dichter sein Leben und Schaffen unterzuordnen wußte, aber die historische Stellung Gustav Freytags beruht dennoch zum guten Teil auf der Entschlossenheit, mit der er seine Dichtung wie seine ganze litterarische Thätigkeit mit der zwischen 1848 und 1870 vordringenden und zuletzt siegreichen politischen Bewegung verbunden hat. „Daß es für mich leicht wurde, in den Kämpfen meiner Zeit auf der Seite zu stehen, welcher die größten Erfolge zufielen, das verdanke ich nicht mir selbst, sondern der Fügung, daß ich als Preuße, als Protestant und als Schlesier unweit der polnischen Grenze geboren bin. Als Kind der Grenze lernte ich früh mein deutsches Wesen im Gegensatz zu fremdem Volkstum lieben, als Protestant gewann ich schneller und ohne leidvolles Ringen den Zugang zu freier Wissenschaft, als Preuße wuchs ich in einem Staat auf, in dem die Hingabe des einzelnen an das Vaterland selbstverständlich war." Die poetische Entwickelung Freytags reicht über ein Menschenalter voll gewaltiger Kämpfe und wechselnder Erscheinungen hinweg, sie erschien aber meist, wenn nicht immer, als Folge der oben genannten Voraussetzungen.

Gustav Freytag ward als der älteste

Sohn des Bürgermeisters Gottlob Ferdinand Freytag zu Kreuzburg in Schlesien am 13. Juli 1816 geboren. Sein Vater, der ursprünglich Medizin studiert und sich als Arzt in Kreuzburg niedergelassen hatte, war bei der Einführung der neuen preußischen Städteordnung zum Oberhaupt der hart an der Grenze des Großherzogtums Warschau liegenden Landstadt erwählt worden, hatte die Verwaltung der Stadt in den schweren Kriegsjahren zwischen 1812 und 1814 geführt, sich erst 1815 verheiratet und war nach einer kurzen Rückkehr zur ärztlichen Praxis in der Nachbarstadt Pitschen der Berufung zum lebenslänglichen Bürgermeister von Kreuzburg wieder gefolgt. Freytags Knabenjahre fielen in das Jahrzehnt, in dem man in unablässiger ernster Arbeit die Nachwirkungen der wilden Kriegsjahre zu überwinden trachtete und im Genusse des Friedens und wiedergewonnener Sicherheit die dürftige Enge, die materielle Knappheit des eigenen Lebens kaum empfand. „Es war ein Haushalt, wie es viele tausende in Deutschland gab, und es waren Menschen darin, welche vielen tausend anderen ihrer Zeit sehr ähnlich sahen. Es war auch ein Kinderleben, wie es in der Hauptsache allen Zeitgenossen verlief, deren Wachstum von liebenden Erziehern behütet wurde. Das heitere Licht, welches durch glückliche Häuslichkeit und durch die Zärtlichkeit guter Eltern über das ganze Dasein des Kindes verbreitet wurde, bewahrt der ältere Mann in der Erinnerung als das höchste Glück seiner Jugend, aber schildern läßt sich davon nur wenig. Die Menschen lebten redlich, pflichtvoll und warmherzig mit geringen Bedürfnissen und geringem Schmuck ihrer Tage. — Das ganze Volk, vornehme und geringe, große und kleine, Arbeitgeber und Arbeitende, hatten im letzten Grunde dieselben Empfindungen, jedermann war patriotisch und loyal. Freilich war solche Einmütigkeit die Folge unerhörter politischer Leiden, aus denen sich das Volk mit Anstrengung der letzten Lebenskraft emporgerungen hatte. Die größte Not hatte den größten Segen hinterlassen."

1829 bezog der Dichter das Gymnasium zu Öls und vertauschte die warme Luft des elterlichen Hauses mit der kühleren eines stattlichen Junggesellenhaushaltes. Sein Onkel Karl Freytag, der Direktor des Stadtgerichts zu Öls, nahm den dreizehnjährigen Knaben und ein paar Jahre später auch noch dessen jüngeren Bruder auf. Der Bibliothek des hochgebildeten Mannes hatte er mehr als dem persönlichen Verkehr, und der Leihbibliothek, die ihm Walter Scott und Cooper vermittelte, mehr als der Bibliothek des Oheims zu danken. Freytag war Primaner, als der Oheim starb und ihm damit in den letzten Schülerjahren die Freiheit zufiel, die der Student erst auf der Hochschule findet. Seine Wohnung wurde ein Hauptquartier der Kameraden; „die Prima hatte wenig Schüler, aber diese hielten gut zusammen, sie bildeten eine kleine Verbindung, die nach Studentenbrauch an Mütze und Pfeifenquasten eigene Farben trug, soweit dies geschehen durfte, ohne auffällig zu werden. Es war ein harmloses Spiel, und ich vermute, daß die Lehrer es wohl bemerkten, aber darüber wegsahen. Familienverkehr fehlte mir auch jetzt, doch nahm ich Tanzstunden, welche in einem Privathause für einen kleinen Kreis eingerichtet wurden, und trat in zarte Beziehungen zu jungen Damen, welche dort für die Gesellschaft vorbereitet wurden. Indes kann ich nicht sagen, daß diese Stunden mich übermäßig in Anspruch nahmen, auch die Annäherung an höhere Weiblichkeit blieb für mich ohne Bedeutung und hörte mit den Tanzstunden auf." Freytag selbst betont, daß die Eindrücke und Gewohnheiten seiner Schülerjahre einen zu starken Hang zum Alleinsein, ein Gefühl, „in froher Gesellschaft ein Fremder zu sein", in ihm genährt hätten. Der Zug zur Einsamkeit ist mit dem Trieb des poetischen Träumens und Bildens so eng verbunden, daß es mißlich ist, ihn auf Zufälligkeiten des Knabenlebens zurückzuführen, gleichwohl

mag er bei Freytag ungewöhnlich stark und nachhaltig gewesen sein.

Ostern 1835 ward der Dichter Student der Philologie an der Universität Breslau, und hier fügte es die Bekanntschaft und der nähere Verkehr mit Hoffmann von Fallersleben, der als Gelehrter und lyrischer Dichter in seiner frischesten Blüte stand, daß sich Freytag vom Gebiete des klassischen nach dem neuerschlossenen des germanischen Altertums wandte. In der Studienrichtung, die er bereits in Breslau eingeschlagen, ward er während seines Aufenthalts in Berlin — vom Herbst 1836 bis ebendahin 1838 — vor allen durch Karl Lachmann bestärkt. Er hörte bei ihm die Vorlesungen über Catull, über die Nibelungen und über Litteraturgeschichte des Mittelalters, fühlte sich zu der bedeutenden Persönlichkeit wie zum Ernst seiner wissenschaftlichen Methode gleich hingezogen, „es war alles so sicher, klar, eigenartig und neu, daß der Hörer die Empfindung erhielt, den Gewinn großer Arbeit des Lehrers zu empfangen, und sich nur beeilen mußte, das viele Wertvolle einzuheimsen und nach Hause zu tragen." Neben Lachmann hörte er wohl auch eine Reihe von Vorträgen anderer Docenten, aber weniger regelmäßig und mit minderem Gewinn. Die Anregungen des Berliner Kunstlebens, der Museen, des Schauspiels nahm Freytag um so lebhafter auf, als er sich in einem Kommilitonenkreise bewegte, der von gleichem Anteil an diesen Dingen erfüllt war. Die litterarischen und künstlerischen Interessen und Fragen überwogen damals noch weit die politischen, obschon auch Preußen in den letzten Regierungsjahren König Friedrich Wilhelms III. von einer dumpfen Gärung, einem Verlangen nach Neuerung und Bewegung erfüllt wurde, die bis in die studentischen Kreise hineinwirkten. Die stillwaltende poetische Phantasie Freytags ward inzwischen von mannigfachen Eindrücken der Wirklichkeit genährt, unter denen der Dichter selbst die Ferientage in den Häusern großer Landwirte, die auf märkischen Staatsgütern saßen, als einen wahren Gewinn für seine Lebensanschauung mit allem Recht bezeichnet. Nach außen hin bethätigte der poetische Student sein Talent wohl in Gelegenheitsversen, in improvisierten Spielen, bei ländlichen und studentischen Festen, verschwieg aber auch den Nächststehenden und Vertrautesten, daß er ein Trauerspiel begonnen habe. Er merkte auch bald genug, daß ihm für so große Erhebung die Schwingen noch nicht gewachsen seien, und ließ von dem Plan mit dem historischen Hintergrunde der Zeit des Huß ab, aber er konnte und wollte natürlich nicht hindern, daß neue Gestalten und Bilder vor seiner Phantasie aufstiegen. Die wachsende Lust am Drama gab sich auch in der Wahl des Gegenstandes für die Doktordissertation kund, mit der die Universitätszeit abgeschlossen werden sollte. Freytag entschloß sich, die Anfänge der dramatischen Dichtung in Deutschland, für deren Kenntnis damals die Quellen noch spärlich flossen, in zusammenhängender Darstellung zu behandeln, und seine Abhandlung „De initiis poeseos scenicæ apud Germanos" erwarb ihm nicht nur die philosophische Doktorwürde, sondern auch die wohlwollende Aufmerksamkeit und Anerkennung der Fachgenossen.

Die Vermögenslage seiner Familie war eine solche, daß der neue Doktor daran denken durfte, sich an der Universität Breslau zu habilitieren und die hoffnungsreiche, aber zunächst wenig lohnende Laufbahn des Privatdocenten zu betreten. Während eines stillen Winters im heimatlichen Kreuzburg dichtete er ein mittelalterliches Schauspiel „Die Sühne der Falkensteiner", ein „anspruchvolles Ritterstück, völlig unbrauchbar". Zum guten Glück kam ihm keine Versuchung, das vollendete Werk drucken zu lassen, in nächster Zeit aber nahmen ihn die Vorbereitungen für den akademischen Beruf derart in Anspruch, daß die Lust zur eigenen poetischen Produktion zurücktrat. Mit der Habilitationsschrift „De Hrosuitha Poetria" (Über die Dichterin Roswitha) erwarb er sich den Eintritt in die philo-

sophische Fakultät der Universität Breslau. Die Echtheit der asketischen Dramen der Nonne von Gandersheim war damals noch nicht in Frage gestellt, und Freytag konnte die wunderlichen Schöpfungen der Dichterin des zehnten Jahrhunderts unbefangen als Zeugnisse der Lebensstimmung und der Zustände einer dunklen Zeit behandeln. Gewisse poetische reservist entlassen wurde. Gewisse Härten, die er bei dieser Gelegenheit erfuhr, er- und verbitterten ihn nicht, er war gerecht genug, sich selbst einen Teil der Schuld beizumessen. Wenn man bedenkt, durch welche Erfahrungen und Eindrücke in derselben Zeit eine Menge von Leuten zu tödlichen Hassern und leidenschaftlichen Gegnern Preußens verwandelt wurden,



Gustav Freytag.
Nach einer Photographie von Fritz Bornträger in Wiesbaden.

Fäden, die sich nach langen Jahren in den „Ahnen" zum Gewebe verschlangen, knüpften sich auch an diese Studien. Einstweilen aber las Freytag über neuere deutsche Litteratur, lernte lehrend und genügte außerdem im Beginn seiner Docentenzeit als Einjährig-Freiwilliger seiner Militärpflicht. Der Dienst ließ sich ungünstig für ihn an, ungewohnte Anstrengung und Erkältung brachten ihm ein Nervenfieber, nach welchem er als Armee-

so darf man diese Mäßigung und Selbstzucht nicht gering anschlagen. Jedenfalls ward Freytag nicht in die Opposition mit hereingezogen, der damals Hoffmann von Fallersleben, zum Nachteil seines ganzen späteren Lebens, anheimfiel. Und so entschieden er an den politischen Hoffnungen der Zeit Anteil nahm, so lebte er in einem Kreise, dem die Kaufherren Theodor Molinari, Karl Milde, der Geschichtsprofessor Richard Röppel, der Oberbürger-

meister von Breslau Pinder angehörten, lauter Männer, die sich rühmen durften, der Bewegung der Zeit nicht feindselig und fremd gegenüberzustehen, die dabei aber gute Preußen blieben. Die geselligen Beziehungen, die der Dichter auch zu manchen schlesischen Adelshäusern unterhielt, die Lust am fröhlichen Leben, das ihn im damaligen Breslau umgab, der besondere Zug seines poetischen Talents und mancherlei Vorsätze, die er für seine wissenschaftliche Laufbahn gefaßt hatte, schützten ihn vor dem, was er „Haltlosigkeit des jungen Freiheitsgefühls“ nennt und was in den ersten vierziger Jahren nur zu viele Gemüter und Geister gefährdete.

Die Geselligkeit in Breslau war in jenen Jahren besonders reich und heiter, Freytag aber, als der Liebling gastlicher Häuser, als einer der Vorsteher des akademischen Klubs, einer großen Gesellschaft, welche Mitglieder der Universität und des höheren Beamtentums allwöchentlich vereinigte, als eines der thätigsten Mitglieder des Künstlervereins, als Veranstalter von Maskenfesten, theatralischen Aufführungen, als Dichter von Prologen und Festspielen, als Redacteur eines schlesischen Musenalmanachs, erhielt überreichliche Gelegenheit, sich in schlesischer Weise auszugeben. „Ich immer dabei als Leiter, Toastsprecher oder gar als Narr mit der Schellenkappe. Einige Jahre trieb ich dies zur Winterszeit mit sorglosem Behagen, zuletzt wurde mir des Guten zu viel und ich merkte, daß es Zeit war, mich selbst ernster anzufassen.“

Inzwischen war er nicht mehr bloß als Gelegenheitspoet und improvisatorischer Festdichter hervorgetreten. Im Jahre 1843 war ein Lustspiel „Die Brautfahrt“ erschienen, das, zwei Jahre früher geschrieben, durch einen Preis der Berliner Intendanz ausgezeichnet und mit wechselndem Glück auf einem Dutzend Bühnen dargestellt worden war; 1845 sammelte Freytag seine Gedichte unter dem Titel „In Breslau“ und erwies mit dieser Sammlung, daß die Stärke seines Talents in lebendiger Situationsschilderung lag. Die kleinen epischen Bilder in den Gedichten, die Umrisse der Charaktere und die frischesten Scenen in der „Brautfahrt“ (der die im Teuerdank allegorisch verherrlichte Werbung Maximilians I. um Maria von Burgund als historischer Vorwurf und Hintergrund diente) zeugten von einer noch unfertigen, aber eigenartigen Begabung, deren Ziele in ganz anderer Richtung zu liegen schienen, als in der sich die herrschende Tendenzpoesie und die geistreich-ungesunde Zeitschilderung des jungen Deutschland bewegten. — Gleichwohl sollte die nächste Thätigkeit Freytags offenbaren, daß er nicht unberührt und unergriffen von offenkundigen und geheimen Strömungen der Zeit zwischen 1830 und 1848 geblieben war.

Als Universitätslehrer hatte der Dichter mit wachsendem Erfolg über mittelhochdeutsche und neuere deutsche Litteratur gelesen, sich auch einige Jahre mit Vorarbeiten zu einer größeren Geschichte der deutschen dramatischen Dichtung beschäftigt, die, wenn sie fertig geworden wäre, ihm wohl die Professur gebracht haben würde. Schon aber verriet der Entwurf zu dem Drama „Der Gelehrte“, von dem nur der sehr vorzügliche erste Akt niedergeschrieben und zunächst in einem von Arnold Ruge herausgegebenen „Poetischen Taschenbuch“ veröffentlicht wurde, daß Freytag einen geheimen Drang spürte, den akademischen Beruf mit einer unmittelbarer in das Leben eingreifenden Thätigkeit zu vertauschen. „Unleugbar wurde ich“ — so gesteht er selbst — „durch den unablässigen Zug zu eigenem Schaffen gerade in der Zeit gestört, wo mir für eine fruchtbare akademische Thätigkeit die größte Sammlung nötig gewesen wäre. Ich habe keinen Grund zu bedauern, daß allmählich die Freude, selbst Dichterisches zu bilden, stärker ward als der Drang, über dem zu verweilen, was andere in alter und neuerer Zeit geschaffen haben.“ Er hatte das achtundzwanzigste Lebensjahr erreicht, als er seine Stellung als Privatdocent aufgab und sich ausschließlich der Litteratur widmete.

Zunächst schrieb der Dichter im Frühling 1846 noch in Breslau, aber schon entschlossen, die schlesische engere Heimat zu verlassen, das Schauspiel „Die Valentine". Er that mit demselben einen gewaltigen Schritt in das neuerwachte laute dramatische Leben jener Tage hinein, errang einen großen Bühnenerfolg und wurde mit allgemeiner Zustimmung unter die Schriftsteller eingereiht, von denen man Gutes und Bedeutendes erwartete. „Die Valentine" zeichnete sich vor den Stücken, die aus der Reihe der damaligen Tendenzpoeten hervorgegangen waren, durch eine sorgfältigere Anlage und Durchführung, durch festere Charakterzeichnung, vor allem durch den Reiz und Hauch einer wenn auch schwülen poetischen Lebensstimmung aus. In der Wiederspiegelung und Schilderung der Zustände eines kleinen deutschen Hofes waltete neben der souveränen Verachtung kleiner und enger Verhältnisse eine geheime Lust an der buntfarbigen Erscheinung und der Anmut eines geschmackvollen Genußlebens, selbst der Held Georg Winegg, der politische Flüchtling und abenteuerliche Weltfahrer, schwimmt nicht ohne Behagen in diesem Element, und das größere Leben, in das er schließlich Valentine, die er unter so wunderlichen Kämpfen gewonnen, hinausführt, ist eben auch wieder bloßes Genußdasein. Doch liegt weder hierin, noch in gewissen an die französische Sittenkomödie erinnernden Scenen (wie das Einsteigen auf seidener Strickleiter in die Gemächer der Baronin Geldern) das merkwürdig Ungesunde und Unwirkliche, das uns dies Schauspiel bei großen Vorzügen entfremdet und den Genuß einer bewegten, spannenden Handlung, eines geistvoll bewegten Dialogs und einer stellenweis sehr feinen Empfindung beeinträchtigt. Auch daß die herkömmliche Auffassung von Sitte und Sittlichkeit oft zu niedrig geschätzt wird, ist nicht der schwerste Tadel, der sich gegen „Die Valentine" aussprechen läßt. Die Verbildung der Entstehungszeit giebt sich vor allem in dem Mannes- und Frauenideal kund, das Georg Winegg alias Saalfeld und Valentine von Geldern vertreten. In der Koketterie der vornehmen jungen Witwe, in der geistvollen Gewandtheit und der Lust, mit der Saalfeld fremde Schicksale lenkt und sich sein eigenes bereitet, ist eine unerquickliche Beimischung theatralischer Pose, ein Element blasierter Weltverachtung, ein Gefühl der Überhebung. Und wenn Valentine rühmt: „Wir beide, Sie, der Mann aus dem Volke, und ich, die Aristokratin, gehören zu dem großen stillen Bunde, welcher die nach Freiheit und Selbstgefühl ringenden Geister unserer Zeit vereinigt. In dem Bunde stehen alle, welche ein Schmuck unserer Zeit sind, die Krieger, Propheten und Dulder für die Zukunft", so glauben wir nach dem, was wir von dem Paare sehen, weder an diesen Bund, noch an die Zugehörigkeit so eigenwilliger, vornehm egoistischer Naturen zu ihm. Auch die humoristische Figur des Spitzbuben Benjamin bleibt theatralischer, als der Dichter beabsichtigt hat; was alles natürlich nicht hindert, daß noch jetzt, mehr als vierzig Jahre nach der Entstehung, die scenische Sicherheit, die lebendige Bewegung, die Mischung von Patschuli- und Veilchenduft in der Atmosphäre des Stückes ihre Wirkung bei nur einigermaßen leidlicher Aufführung hervorbringen.

Freytag war im Herbst 1846 nach Leipzig gegangen, wo das Stadttheater unter Dr. Schmidts Direktion und Marrs Regie einen leider nur kurzen Aufschwung genommen hatte. Er verkehrte in Schauspielerkreisen und gewann — obschon er auch in Breslau ein eifriger Theaterbesucher gewesen war — tieferen Einblick in die Forderungen der realen Bühne. Die Mehrzahl der deutschen Schriftsteller, die diesen Einblick erlangt, fällt damit der theatralischen Fabrikation anheim, bei einer Anlage und einer Auffassung des litterarischen Berufs, wie sie Freytag besaß, war er gegen diese Gefahr geschützt. Er strebte die gewonnene Bühnenkenntnis im Dienst wirklich poetischer Entwürfe, poetischer Menschendarstellung zu verwen-

den und ließ dem erfolgreichen Schauspiel „Die Valentine“ im nächsten Jahre (1847) das Schauspiel „Graf Waldemar“ folgen. Bevor dies Werk vollendet wurde, hatte sich der Dichter in Dresden niedergelassen, nachdem er sich zuvor mit einer Freundin, der er seit Jahren innig zugethan war, einer schlesischen Landsmännin, der Gräfin Dhyrn, verheiratet hatte.

Dresden war seit den ersten vierziger Jahren ein Sammelpunkt wahrhafter Talente geworden, wie niemals zuvor und niemals nachher. Das Theater stand in seiner Blütezeit, hatte Emil und Eduard Devrient, Porth und Winger, die unvergleichliche Marie Bayer, Franziska Berg, in der Oper Tichatscheck, Mitterwurzer, Wilhelmine Schröder-Devrient, Johanna Wagner zu Mitgliedern, als Kapellmeister gehörten ihm Richard Wagner und Reissiger, als Dramaturg Gutzkow, als Schauspielregisseur Ed. Devrient an. Die Kunstakademie vereinigte neben manchem tüchtigen Lehrer und vielversprechenden Schüler große Namen und Talente: Gottfried Semper, der Architekt, Schnorr von Carolsfeld, Eduard Bendemann, Ludwig Richter, die Bildhauer Ernst Rietschel und Hähnel.

Ludwig Tieck und bald nach ihm Julius Mosen hatten Dresden schon wieder verlassen, aber eine Reihe schöpferischer Talente, Dichter und Musiker, begegneten sich noch in der Elbresidenz, zu Gutzkow gesellten sich Berthold Auerbach, Robert Reinick, Arnold Ruge, Robert und Klara Schumann, Ferdinand Hiller, die Gebrüder Banck, auch manche jüngere Kräfte gaben dem litterarischen und künstlerischen Leben Dresdens Mannigfaltigkeit, Glanz und Wirkung. Hier schien denn für Freytag der rechte Boden. Er lebte mit schlesischen Landsleuten und der Künstlerschaft Dresdens in geselligem Verkehr und vollendete wie gesagt ein neues Schauspiel „Graf Waldemar“. An Reiz und Fülle der Handlung kam dasselbe dem Drama „Die Valentine“ nicht gleich, auch die Schilderungen aus der zerklüfteten und übersättigten vornehmen Genußwelt konnten als Wiederholung erscheinen. Aber die Gegensätze waren stärker, die Charaktere schärfer und entschiedener, das Grundmotiv, daß Graf Waldemar durch das Gärtnermädchen Gertrud und ihre einfache Reinheit zu einem neuen Leben geführt wird, ist fesselnder und ausgiebiger als dasjenige des voraufgegangenen Schauspiels. Der tief und warm empfundene Schluß, die endliche Vereinigung des Grafen mit Gertrud, würde noch stärker und überzeugender wirken, wenn die Bekehrung des frivolen Weltmenschen nicht als eine zu plötzliche erschiene, wenn, wie der Dichter selbst einräumt, „die Wandlung am Schluß schon während des Stückes durch einen kleinen Zusatz zu dem Charakter des Helden besser motiviert“ wäre. Auch „Graf Waldemar“, obschon er zu ungünstigster Zeit (im Winter von 1847 auf 1848) versendet wurde, ging nach und nach über alle Bühnen und faßte auf jedem Theater festen Fuß, wo ein guter, ja selbst nur ein genügender Darsteller der Titelrolle vorhanden war.

Die Märzrevolution von 1848 fand Freytag in Dresden, er fühlte sich bald vereinsamt. Eine Anzahl seiner seitherigen Freunde schloß sich der radikalen Demokratie an, die in den Mittel- und Kleinstaaten für einen völligen Umsturz des Bestehenden wühlte und kämpfte, eine Anzahl anderer zog sich grollend und besorgt von allem öffentlichen Leben zurück, einige auch der Besten sahen eine bestimmte Aufgabe und ein klares Ziel vor sich. „Während nun überall die Menschen in Sorge, Zweifel und thörichten Hoffnungen sich umhertrieben, empfand ein Preuße unter den Nachbarn das Glück, einem Staate anzugehören, dem trotz allem die Zukunft in dem zerrissenen und haltlosen Deutschland gehören mußte. Die häßlichen Erscheinungen, welche das Tagesleben auch in der Heimat zeigte, waren nicht so nahe, daß sie das Urteil verwirrten, und was daheim groß war, das wurde bei den Nachbarn wärmer empfunden. So war es wohl einem Preußen zu ver-

zeihen, wenn er trotz der Berliner Tumulte und dem Fahnenritt Friedrich Wilhelms IV. mit stillem Stolz zwischen den streitenden Parteien dahinging."

Der Dichter fand alsbald Gelegenheit, im Sinne dieser Überzeugung zu wirken, freilich nur, indem er vorderhand auf alle poetische Thätigkeit verzichtete und sich völlig in einen Publizisten verwandelte. Im Sommer 1848 erkaufte er von Ignaz Kuranda, dem Begründer der Wochenschrift „Die Grenzboten", einen Teil des Eigentumsrechtes an derselben, einen anderen Teil erwarb Julian Schmidt, und gemeinsam mit diesem wandelte Freytag ein Blatt, das bisher hauptsächlich den Interessen der österreichischen Opposition gedient, vorzugsweise in Österreich Mitarbeiter, Abnehmer und Geltung gewonnen hatte, zu einem Organ der politischen Partei um, welche den Ausschluß Österreichs aus dem erstrebten deutschen Staate und die Führung Deutschlands für Preußen forderte. Es zeigte sich in der Frankfurter Nationalversammlung, in politischen Vereinen, in einem Teil der Presse, daß die Anschauung, die Paul Pfizer schon 1831 im „Briefwechsel zweier Deutschen" bekannt hatte, daß Preußen die einzige Hoffnung für die Einigung der Nation sei, allgemeiner geworden war. Daß sie gleichwohl noch nicht die herrschende, überwindende war, daß sie ihre stärksten Gegner in Preußen selbst hatte, erfuhren mit Tausenden von guten Deutschen seit dem Frühling 1849 auch die Herausgeber der „Grenzboten". Sie verharrten zwar bei der Zuversicht, daß der Tag nicht fern sein könne, wo ein preußischer König, ein preußischer Staatsmann die wahren Lebensinteressen Preußens erkennen und Deutschland gewinnen würden, aber sie fanden es, namentlich zwischen 1851 und 1857, denn doch schwierig, ihre Gesinnung zu vertreten und die ganze augenblickliche politische Lage als vorübergehende und zufällige darzustellen. Der Historiker braucht sich um solche Lage nicht zu kümmern, der Tagesschriftsteller empfindet, daß er seine Leser nicht immer auf das Kommende, geschichtlich Notwendige verweisen kann. Die Gleichgültigkeit der Leser gegen die Politik in den ersten fünfziger Jahren brachte es von selbst mit sich, daß „Die Grenzboten", die ja eine Zeitschrift für Politik und Litteratur hießen, jetzt die litterarische Seite, die Kritik der litterarischen Erscheinungen wieder in den Vordergrund stellten. In der eigentlichen Revolutionszeit hatten sie mannhaft gegen den wüsten Ansturm des Radikalismus, die republikanischen Gelüste phantastischer Politiker gestanden und waren als Stütze konservativer Bestrebungen gepriesen worden. Als sie nach dem Trauerspiel in Schleswig-Holstein und dem Satyrspiel in Kurhessen fortfuhren, die nationale Fahne hochzuhalten, kamen sie in den Verruf eines gehässigen Oppositionsblattes, die Herausgeber waren nicht mehr sicher vor Maßregelungen, und Gustav Freytag mußte 1854 den befreundeten Herzog von Koburg-Gotha um die Erteilung eines kleinen Hofamtes bitten — er ward Vorleser des Fürsten mit dem Titel als Hofrat —, um gegen die Möglichkeit geschützt zu sein, daß die preußische Polizei von den sächsischen Behörden seine Auslieferung fordere.

Alsbald nach Übernahme der Redaktion der „Grenzboten" hatte der in einen Publizisten verwandelte Poet Dresden mit dem bewegteren Leipzig vertauscht, und hier, namentlich in den Kreisen der Universität, neue Freunde und bedeutsame Anregungen gewonnen. An die Philologen und Historiker Moritz Haupt, Otto Jahn und Theodor Mommsen zumal schloß sich Freytag mit dem Verständnis eines früheren Fachgenossen an und ward durch den freundschaftlichen Verkehr mit ihnen zur Wiederaufnahme alter Arbeiten vermocht, aus denen dann nach und nach seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" erwuchsen, die zunächst seiner Zeitschrift zu gute kamen. Von 1851 an verlebte der Dichter nun die Wintermonate in Leipzig. Da seine unsichere Gesundheit einen Landaufenthalt sehr wünschenswert machte, erwarb er jenes Land-

haus in Siebleben bei Gotha „Die gute Schmiede“, das um die Wende des Jahrhunderts dem gothaischen Minister Sylvius v. Frankenberg gehört hatte. „Seitdem verlief mein Leben,“ erzählt er selbst, „wie das unserer alten Heidengötter, zweigeteilt zwischen Sommer und Winter; so oft der Frühling kam, die Obstbäume blühten, Fink und Star ihre Stimmchen erhoben, zog ich hinaus ins freie Land, dort pflanzte ich Blumen, beobachtete meine alten Lieblinge, die Kürbisse, sprach mit meinen Dorfleuten kluge Worte und schrieb an meinen Büchern; genoß den Zuspruch werter Männer aus der Nähe und Ferne, verkehrte auch artig nach Hofbrauch mit Fürsten und hohen Herren. Wenn aber der Wintersturm über die kahlen Felder fegte, fuhr ich mit der Heldenschar meiner Phantasiegestalten nach der Stadt zurück, wurde Journalist und hauste von meinen Artikeln, den Raben, umflattert, im Schatten der Bücherschränke. Dort freute ich mich an dem Hausverkehr mit vertrauten Männern der Stadt, die auf den Bänken der Wissenschaft lagerten oder im Ratstuhle und im Comptoir saßen. Im Winter sammelte ich ein, was ich im Sommer ausgab.“

Mit Julian Schmidt, seinem Mitherausgeber und vertrautesten Genossen, hatte sich Freytag dahin geeinigt, daß jeder von ihnen ein Semester „Die Grenzboten“ selbständig und allein redigierte, wodurch jedem ein halbes Jahr Muße zu größeren eigenen Arbeiten erwuchs. Die Niederlassung in dem Lande des Herzogs von Gotha brachte ihn bald in nähere Beziehungen zu diesem Fürsten, seinem Hof und seinen hohen Verwandten; der Herzog und seine Gemahlin nahmen, wie Freytag rühmt, nicht nur an den Schöpfungen und Arbeiten, sondern auch an den menschlichen Schicksalen des Dichters warmen, durch lange Jahre gleichmäßig bewährten Anteil. Die Bereicherung, die Freytags inneres Leben durch den Verkehr mit hochstehenden, wie mit mannigfaltig thätigen Menschen, durch fortgesetzte Studien erfuhr, ohne durch diesen Verkehr je aus seinen eigenen Gleisen gerissen oder gerückt zu werden, erinnert einigermaßen an Walter Scott, bei dem wechselnde Eindrücke der Gegenwart und fast leidenschaftlicher Anteil an der Vergangenheit sich zu einem Dasein verbanden.

Als der Dichter im Sommer 1852 nach langer Pause zum dramatischen Schaffen zurückkehrte, gelang ihm sein glücklichster Wurf, das vorzügliche, in seiner Weise vollendete Lustspiel „Die Journalisten“. Die harten und bitteren politischen Kämpfe der Zeit, die den Hintergrund des Lustspiels bilden, erschienen hier, wie es die Natur der Komödie fordert, nicht bloß im Sinne des heiteren Zeitungsschreibers Konrad Bolz, zu einem lustigen Spiel abgedämpft, sie stellen Menschenglück und die persönlichen Beziehungen menschlich liebenswürdiger Naturen einen Augenblick scheinbar in Frage, aber vernichten und verkümmern sie nicht. Der Dichter spiegelt das Parteileben und Treiben im Bilde der beiden feindlichen Zeitungen „Union“ und „Coriolan“ so humoristisch lebendig, so charakteristisch ergötzlich, daß sich nicht bloß im Hause des Obersten Berg und im Redaktionsbureau der „Union“, sondern auch in der Empfindung der Zuschauer und Leser das Ganze in gute Laune und kräftiges Behagen auflöst. Die Seele der „Union“ und des Freytagschen Lustspieles ist bekanntlich nicht der theatralische Held und Liebhaber, der beinahe allzu feinfühlige Professor Eduard Oldendorf, sondern sein Mitredacteur Doktor Konrad Bolz, die humoristische Lieblingsfigur Freytags, die, in einer Reihe seiner Dichtungen wiederkehrend, nirgend glücklicher und wirksamer auftritt als in den „Journalisten“. Die Gestalt des übermütigen Gesellen, der mit seinem eigenen und dem Schicksal anderer spielt, war früh aus der Phantasie des Dichters geboren worden, als er mit zehn Jahren eine Robinsonade zu erfinden begann, in der ein Vater mit seinen Kindern auf eine wüste Insel verschlagen wurde. „Dort entdeckten die Kinder viel Seltenes und Abenteuerliches, dabei ent-

wickelte sich als Lieblingsgestalt des Dichters der eine Sohn Jack, er fand immer das Beste, wurde mit allem fertig und war stets guter Laune, und ich neige mich zu der Ansicht, daß er Stammvater der unartigen Knaben war, welche unter den Namen Kunz, Bolz, Fink später um meinen Schreibtisch tanzten," heißt es in den „Erinnerungen". Konrad Bolz erscheint als die glücklichste Verkörperung dieses Typus, seine lachende Klugheit und humoristische Überlegenheit paart sich mit so viel guter Haltung und Liebenswürdigkeit und hilft die Handlung des Lustspieles mit ebensoviel guter Laune als Wahrscheinlichkeit treiben und lenken. Prächtige Nebenfiguren, ein bewegter, geistvoller Dialog gesellen sich zu der wohlmotivierten Handlung, die keinen Augenblick stillsteht, aber in gesunder, natürlicher, der Wirklichkeit entsprechender Folge verläuft. Durch das Ganze geht ein wohlthuender Hauch froher Lust am Leben. Aufbau, Charakteristik und Witz der „Journalisten" bewähren die Meisterschaft des Künstlers, nicht die des theatralischen Handwerkers. Rasch und mit dem größten wie verdientesten Erfolg ging das Lustspiel über alle deutschen Bühnen und behauptete sich mit ungeschmälerter Wirkung bis auf den heutigen Tag. Freilich machte der Dichter auch bei diesem trefflichen Stück die Erfahrung, die keinem deutschen Dramatiker erspart bleibt. „Die Zurichtung, welche die deutschen Theaterstücke auf den verschiedenen Bühnen erhalten, nicht nur durch die Regisseure, sondern noch mehr durch beliebte Darsteller der einzelnen Rollen, wird dem Autor oft peinlich und unleidlich. Der Mangel an Pietät gegen den geschriebenen Text ist bei uns eine alte wohlbegründete Klage. Selten widersteht der deutsche Schauspieler der Versuchung, Stellen, die seinem Talent unbequem sind, wohl auch an den Worten zu ändern, und was das Schlimmste ist, eigene kleine Erfindungen, von denen er sich eine Wirkung verspricht, dazwischen einzutragen." Dem Lustspiel „Die Journalisten" ließ Freytag einige Jahre später nur noch eine dramatische Arbeit, das Trauerspiel „Die Fabier", folgen. Dasselbe sollte älteste römische Zustände verkörpern, einen Geschlechtsverband darstellen, dessen Überlieferungen noch in die Urzeit reichen und der mit seinen Ansprüchen im Kampf gegen die Bedürfnisse des neu gebildeten Staatswesens untergeht. Gerade dies historisch-politische Element wurde der unmittelbaren tragischen Wirkung hinderlich. Denn, wenn es auch nicht wahr ist, daß „Die Fabier" aller einfachen menschlichen Empfindung entbehren, aller der Leidenschaft, die auch in den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts anklingt, so liegt doch ein viel zu starkes Gewicht auf den kulturhistorischen Voraussetzungen, auf den Zuständen eines werdenden Staates, der die Keime künftiger Größe und Gewaltherrschaft in sich trägt. Indem der Dichter der heroisch-naiven Auffassung der römischen Welt, welcher Shakespeare im „Coriolan" und „Julius Cäsar" gehuldigt, aus dem Wege ging, einen Seitenpfad einschlug, blieb er wohl selbständig, beraubte sich aber auch der entgegenkommenden Phantasie und Empfindung größerer Hörerkreise. Denn diese nahmen zwar nicht Anstoß an der Schmucklosigkeit des Verses, an der Eigenart des scenischen Aufbaues der „Fabier", wohl aber an der herben und starren Weise der Hauptgestalten, an der scharfen Nüchternheit des altrömischen Wesens, in die sich der Dichter mit Vorliebe versenkt hatte, sie vermißten den Schwung und Glanz großer tragischer Situationen und die stillergreifende Wärme des Gefühls, die uns aus einem fremden Leben heraus anwehen muß, wenn eben dies Leben nicht fremd bleiben soll. Der moderne Tragiker, welcher der Klippe der alltäglichen Erfindung, der Rhetorik, der poetisierenden Phrase ausweicht und mit allem Recht auf scharfe Charakteristik den Nachdruck legt, scheitert leicht am Fels des allzugroßen Lakonismus, der phantasie- und reizarmen geschichtlichen Treue, eines überstrengen Wirklichkeitsdranges,

der vergißt, daß alle Kunst symbolisch bleibt und der dramatische Dichter die Empfindung, die hinter der That und der Rede des Lebens wogt, eben mit zur Erscheinung und zum Ausdruck zu bringen hat. Der Dichter, dem es nur um Darstellung von Leidenschaften zu thun ist, wird hierin zu viel, derjenige, der auf Darstellung von Sitten und Zuständen ausgeht, leicht zu wenig thun. Bei Freytags „Fabiern" gesellte sich dazu der Übelstand, daß sich auf dem Hintergrund altrömischen Lebens eine Doppelhandlung entwickelt, die der Dichter nicht ganz in eine zu verschmelzen weiß und die daher auch die Teilnahme und Mitempfindung des Zuschauers zerspaltet und bald auf die beiden Liebenden, bald auf Marcus Fabius lenkt.

In dieser einzigen Tragödie Gustav Freytags traten gewisse Mängel des Dichters, die vielleicht von Haus aus in seinem Talent gelegen hatten, aber jedenfalls von ihm noch besonders gepflegt und gesteigert worden waren, entscheidend hervor. Die Besorgnis vor verlogener und überreizter Empfindung, vor ungesundem Pathos und vor schönselig-schwächlichen Stimmungen, die bis in die Jugend des Dichters zurückreichte, war durch die Kämpfe der „Grenzboten" wider Gutzkow und das Junge Deutschland, durch eigene Lebenserfahrungen von der Hohlheit anspruchsvoller Gefühle und leidenschaftlichen Gebarens, zu einer Stärke gediehen, die seiner poetischen Darstellung hinderlich werden mußte. Im Trauerspiel, wo weder eine überlegen ironische Persönlichkeit Raum hat, noch, wie im Roman, das Dreinsprechen des Dichters möglich ist, stand eine Schranke zwischen Freytags Lebens- und Kunstauffassung und den höchsten tragischen Wirkungen.

Ehe aber „Die Fabier" vollendet wurden und vorübergehend auf einigen Bühnen erschienen, war dem Dichter im Anschluß an den verdienten Erfolg seines Lustspieles „Die Journalisten" auch auf einem Felde, das er zum erstenmal betrat, eine reiche Ernte zu teil geworden. Der Roman in sechs Büchern „Soll und Haben", der 1855 erschien, war eine glückliche und in mehr als einem Sinne meisterliche Schöpfung, und würde es gewesen sein, auch wenn er nur ebensoviele Tausende als Hunderttausende von Lesern gewonnen hätte. Als Motto trug „Soll und Haben" einen Satz Julian Schmidts: daß der Roman das deutsche Volk da aufsuchen solle, wo es am tüchtigsten und liebenswürdigsten sei, bei der Arbeit. Als poetische Idee schwebte dem Dichter vor, daß der Mensch Ursache habe, die Herrschaft der Phantasie über sein Leben nicht allmächtig werden zu lassen. Der Held des Romans, ein junger Kaufmann Anton Wohlfahrt, wird von den Anfängen seiner Laufbahn bis zum sieghaften Ende derselben, der Rückkehr in das große Kaufmannshaus Traugott Schröter und der Verbindung mit der „Geschäftsheiligen" Sabine Schröter, die ihn zum Teilhaber der Firma erhebt, durch eine Folge wohlvorbereiteter, gutmotivierter, den Grundgedanken verstärkender, übrigens mit großer Frische und Lebendigkeit verkörperter Abenteuer hindurchgeführt. Der Roman schloß sich insofern an die biographischen Romane früherer Zeit an, als der Leser beinahe fortgesetzt den Helden begleitet und nur eine mäßige Reihe von Vorgängen, die doch auch wieder in Antons Schicksal eingreifen, ohne seine persönliche Mitwirkung oder Anwesenheit stattfindet. Die Schilderung der Lebenskreise, in denen der Roman sich abspielt: der Geschäftswelt einer deutschen Provinzialhauptstadt, in der unschwer Breslau zu erkennen ist, des Provinzialadels, endlich des Slaventums an der deutschen Ostmark, bekundete sichere Lebenskenntnis und seltenen Reichtum der Beobachtung. Nimmt man hinzu, daß die Sicherheit der Gestaltenzeichnung der Klarheit der Komposition entsprach, daß der Reiz lebendigen Humors und eines herzlichen Behagens am Kleinleben, sowie Beweglichkeit und Anmut des Stils sich diesen Vorzügen gesellten, so versteht man, daß Freytag selbst meinte: „Im

ganzen hatte ich die Stimmung; ich habe es ungefähr so gut gemacht, als ich konnte, nun mögen die anderen sehen, wie sie damit fertig werden." Kein unbefangener Leser des Romans kann zunächst etwas anderes als Freude an der bewegten Darstellung empfinden, die sich in der Katastrophe des Freiherrn von Rothsattel und in der Erzählung von der Belagerung und Verteidigung des Rothsattelschen Schlosses zu dramatischer Höhe erhebt, und wenn sicher Tausende von Lesern den Gestalten des kecken Fink und der warmblütigen Lenore Rothsattel den Vorzug vor dem philiströsen Anton und der befangenen Sabine Schröter geben, so war damit noch kein Gegensatz gegen die Erzählung und Anschauung des Dichters ausgesprochen. Gleichwohl fehlte es auch „Soll und Haben" nicht an Gegnern. Die Verherrlichung des Kaufmannstandes, die Ausschließlichkeit, mit der Herr Traugott Schröter der Kapitalbildung die höchste Kulturmacht zusprach, erhielt im Verein mit der übrigens weder allzu satirischen noch unerfreulichen Charakteristik des Landadels den Beigeschmack einer Tendenz; der Absicht, das deutsche Volk bei der Arbeit aufzusuchen, setzte man die Bemerkung entgegen, daß selbst Anton Wohlfahrts Schicksale allemal da fesselnd und poetisch bewegt werden, wo der Held der eintönigen Tagesarbeit entrinnt. Die alte Erfahrung, daß uns Deutschen nicht leicht ein gutes poetisches Werk unbefangen und ohne falsche Ansprüche dargeboten, aber auch nicht leicht unbefangen aufgenommen wird, erneuerte sich wieder. Zudem war „Soll und Haben" eine der ersten Schöpfungen, auf die man die Bezeichnung eines realistischen Romans anwendete, obschon jeder gute Roman realistisch sein muß und Goethes „Werther", von „Wilhelm Meister" gar nicht zu sprechen, nicht minder Realität und Lebenswirklichkeit aufgewiesen hatte als die heitere, lebensfrische und bunte Erfindung unseres Dichters. In den langatmigen und zu Zeiten gereizten Erörterungen über die Einzelgestalten und die Situationen des Romans konnte gelegentlich vergessen werden, daß es doch eine stattliche Folge lebendiger Gestalten, eine seltene Fülle und Mannigfaltigkeit von Scenen sei, die in „Soll und Haben" am Auge des Lesers vorüberziehen. Die große Menge der Leser eines Romans, wie der Gustav Freytags war, kümmerte sich um die kritischen Kämpfe, die durch „Soll und Haben" erweckt wurden, sehr wenig. Der Widerspruch, der erhoben ward, konnte doch immer nur den Sinn haben, sich gegen die Enge, die dieses Stück deutschen Lebens für das Leben selbst erklären wollte, gegen die Einseitigkeit zu verwahren, die in der steifen Respektabilität des Hauses Schröter den Kern aller Tüchtigkeit zu erkennen und zu feiern meinte. Sowie man den Roman von der Tendenz loslöst, daß seine kaufmännischen Helden unser Volk, ja auch nur unser Bürgertum vertreten sollen, tritt jeder lebendige und, wie wir meinen, unverwüstliche Vorzug von „Soll und Haben" ins hellste Licht. Es ist, wie man auch über Lebensauffassung und Stil Freytags denken mag, in seiner Lebensauffassung und seinem Stil jene Reife und sichere Meisterschaft, jenes untrügliche Gefühl für das Maß der eigenen Kraft vorhanden, durch die sich der selbständige, den Tag überdauernde Schriftsteller jederzeit auszeichnen wird.

Der epische Zug und Trieb in der Seele unseres Dichters konnte durch die starke Wirkung, deren sich „Soll und Haben" erfreute, nur verstärkt werden. Fiel auch zwischen die Vollendung des ersten und zweiten Romans die Arbeit an der Tragödie, und faßte Freytag in dieser Zeit gewisse Studien und eigene Erfahrungen in dem theoretischen Werke „Die Technik des Dramas" zusammen, so läßt sich nicht zweifeln, daß sich daneben schon wieder Fäden zu dem neuen epischen Gewebe anspannen, mit dem er in den ersten sechziger Jahren hervortrat. In seinem äußeren Leben brachte ihm die Zwischenzeit zwischen den beiden Romanen aus der gegenwärtigen deutschen Welt

insofern eine unwillkommene Veränderung, als sich Julian Schmidt infolge einer Berufung nach Berlin von der Redaktion der „Grenzboten“ wie von Leipzig trennte. Die frische Lust des Dichters an der Journalistik ward vielleicht dadurch gemindert, aber er hielt noch eine Reihe von Jahren bei den „Grenzboten“ aus, bis eine Meinungsverschiedenheit mit dem Verleger über die Haltung des Blattes in religiösen Fragen im Jahre 1870 auch seinen Rücktritt veranlaßte. Die Beteiligung an der Zeitschrift „Im neuen Reich“ war nur eine kurze und wog nicht so schwer als die langjährige Arbeit an den grünen Heften.

Der Roman „Die verlorene Handschrift“ (Leipzig 1864), der gleich „Soll und Haben“ eine weite Verbreitung fand, warme Teilnahme wie dieser, aber auch noch schärferen Widerspruch erweckte, als der Kaufmannsroman gefunden hatte, half das Bild der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft, das Freytag in sich trug, vervollständigen. „Wenn in ‚Soll und Haben‘ der Konflikt daraus hervorgeht, daß der kaufmännische Held Anton Wohlfahrt sich aus der Welt des Comptoirs und Warenlagers in das freiere, ritterlich angehauchte Leben des Landadels hinaussehnt und darüber beinahe sich selbst und die Teilhaberschaft an der Firma T. O. Schröter dazu verliert, so gerät in dem Roman ‚Die verlorene Handschrift‘ der gelehrte Held, Professor Felix Werner, der anfänglich auf der eifrigen Jagd nach einer Mönchshandschrift des Tacitus sein höchstes Lebensglück, sein Weib, die blonde Ilse vom Bielstein, gewonnen hat, bei dem fortgesetzten, zur brennenden Leidenschaft gewordenen Suchen nach dem Codex in Gefahr, Ilse wieder zu verlieren. Er wird an einen kleinen Hof gezogen, ohne Ahnung, daß das Interesse, welches der Fürst scheinbar ihm widmet, seiner Gattin gilt, er wird in Beziehungen gebracht, die ihm, fortgesetzt, den Frieden seines Lebens rauben müßten, und erleidet schließlich eine Niederlage seines bis zum Hochmut gespannten Selbstbewußtseins, die man nicht unverdient heißen kann und der in schamvoller Selbsterkenntnis eine sittliche Läuterung auf dem Fuße folgt. Feinfühlig hat der Dichter in dem Dünkel der Selbstgerechtigkeit, welcher neben edlen und tüchtigen Eigenschaften den Philologen Werner erfüllt, die schwächste Seite des Berufes erkannt, den die ‚Verlorene Handschrift‘ verherrlichen will. Auch dieser Roman bewährt durch Reichtum der Lebenskenntnis und plastische Anschaulichkeit der Hauptsituationen, durch Sorgfalt der Gestaltenzeichnung und des Stils die alten Vorzüge des Dichters. Der Humor freilich erscheint in diesem zweiten Roman minder frisch, gekünstelter, eine Art Manier, welcher gerade ausgeprägte Individualitäten der modernen Litteratur leicht anheimfallen, macht sich geltend.“ (Stern, Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart.) Diesem Urteil ist wenig mehr hinzuzufügen. Die besten Teile des zweiten Romans sind, in einem gewissen Gegensatz zu „Soll und Haben“, die ernsten, leidenschaftlichen, in denen sich selbst ein Pathos geltend macht, das Freytag bis dahin fremd geschienen hatte. Doch auch das Idyll auf dem Gute Bielstein, die leichten Genrebilder aus den Kreisen der Universitätsstadt erheben sich zu der vom Dichter beabsichtigten Wirkung, während die Episoden, die in den Häusern Hummel und Hahn spielen, die ganze Gestalt des humoristischen Hutfabrikanten sich an Frische und Unmittelbarkeit mit den Commis aus dem Provinzialgeschäft von T. O. Schröter, mit den Herren Pix und Specht, nicht vergleichen lassen. In beiden Romanen versagt sich der Verfasser ein gelegentliches belehrendes oder ironisches Dreinsprechen nicht, immer aber kehrt er zur völlig objektiven Darstellung zurück, wo es sich um einen Höhepunkt seiner Erfindung handelt. Die vollste Meisterschaft, die Kunst, mit unmerklichen Mitteln seine Bilder in neue Beleuchtung zu rücken, offenbart sich auch in Episoden

des Romans „Die verlorene Handschrift“, die flüchtige Leser den Hauptteilen nicht hinzuzurechnen pflegen. Solche Episoden sind zum Beispiel die Unterredung, in welcher der Fürst den Kammerherrn von Weidegg gefügig zu stimmen sucht, die Auseinandersetzung zwischen Professor Felix Werner und dem alten Obersthofmeister Hans von Ottenberg gegen den Schluß des zweiten Teiles. Im Vergleich mit der Mehrzahl der gleichzeitigen Romane haben beide Freytagsche Werke einen weit höheren Anspruch, als Weltbilder zu gelten, und bergen Elemente dauernder Wirkung in sich, die auch bei der „Verlorenen Handschrift“ sich schon ein Vierteljahrhundert bewährt hat. Möglich und wahrscheinlich ist es, daß eine Zeit kommt, in der ein Teil des Publikums das spannende, leidenschaftlich aufregende Element in den Romanen Freytags ebenso vermißt als gegenwärtig in den epischen Werken Walter Scotts. Doch ebenso sicher wird auch dann die nicht von der Mode abhängige Zahl gebildeter Leser zu „Soll und Haben“ und der „Verlorenen Handschrift“ zurückkehren, die nebenbei mehr als andere Bücher „dem künftigen Geschichtschreiber unserer Tage die Empfindungen, Gesinnungen und Hoffnungen der mittleren Volksschichten, des deutschen Bürgertums unserer Tage offenbaren helfen werden“.

Neben den beiden erzählenden Dichtungen schloß Freytag in diesen Jahren seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ ab, die er 1859 ein erstes Mal hinausgesendet hatte und die noch Jahre hindurch erweitert, bereichert und ausgestaltet worden waren. Die Darstellung vergangenen Lebens, längst hinter uns liegender Zustände, durch die gleichwohl Farben und Töne hindurchgehen, die uns vertraut berühren und ergreifen, gewann dadurch an Anschaulichkeit und Deutlichkeit, daß Freytag namentlich in den ersten Teilen die Zeitgenossen selbst sprechen läßt. Aus Erinnerungen und Selbstbiographien früherer Jahrhunderte sind bezeichnende, inhaltreiche Bruchstücke, soweit es anging, in der Sprache der Zeit mitgeteilt. Die verbindenden und erläuternden Zusätze Freytags haben dann die Aufgabe, den Leser auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus er die Bekenntnisse und Berichte vergangener Tage anzuschauen hat. Je mehr sich die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ der Neuzeit und der Gegenwart nähern, um so mehr schwillt die Litteratur an, die hier zu berücksichtigen und zu vergleichen war, um so stärker muß der eigene Anteil des Schriftstellers an der Darstellung werden. Die Kenntnis namentlich der Reformationszeit, der Unheilsperiode des Dreißigjährigen Krieges und seiner unmittelbaren Nachwehen, des achtzehnten Jahrhunderts erweist sich als eine sehr umfassende; einzelne Charakterbilder und Sittenschilderungen dürfen den Preis höchster Meisterschaft in Anspruch nehmen, das ganze Buch war in einer Zeit, in welcher die strenge Wissenschaft beinahe nur in der Erforschung und Bearbeitung von Specialitäten ihre Aufgabe sucht und ausschließlich zu den Fachgenossen spricht, von wohlthätiger Bedeutung und Wirkung. Die Belesenheit und der lebendige Anteil Freytags an allen irgend wertvollen Zeugnissen der geschilderten Zeiten ward mit größter Schlichtheit, ohne Apparat und Noten dem genießenden und lesenden Publikum dargeboten, und der Anteil, den die Bilder bei ihrem ersten Erscheinen erregten, konnte sich auch dem vergrößerten und endlich abgeschlossenen Werke gegenüber nicht mindern. Auflagen beweisen in der Litteratur viel oder nichts; wenn aber ein ernstes, den warmen Anteil, den der Verfasser an seiner Aufgabe genommen, auf jeder Seite kundgebendes Buch eine Verbreitung erlangt, wie sie sonst nur vorübergehenden Sensationserscheinungen vergönnt wird, so beweist es viel. Die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ regten die Teilnahme an der Kulturgeschichte unseres Volkes, selbst an älteren Schätzen unserer Litteratur mäch-

tig an und auf, sie wurden in der That ein Hausbuch gebildeter Familien, wie es Freytag gewollt und gewünscht hatte. „Es war keine schwere und eine behagliche Arbeit, der ich mich unterzogen hatte. Doch leichtsinnig wurde sie nicht gemacht, es sind dafür zu anderem einige tausend kleiner Flugschriften durchgesehen worden."

Ein Denkmal freundschaftlichen Verkehrs, langjähriger gemeinsamer politischer Bestrebungen, hoher Verehrung war die Biographie des badischen Ministers Karl Mathy, ein Lebensbild, die 1869, etwa ein Jahr nach dem Tode des eifervollen Vorkämpfers deutscher Einheit, veröffentlicht wurde. Schon die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" hatten unter dem Titel „Der Schulmeister von Grenchen" eine Episode aus Mathys Jugend- und Flüchtlingsleben mitgeteilt, das Lebensbild stellte die wechselnden Schicksale und die unwandelbaren Gesinnungen und Bestrebungen des charaktervollen Mannes mit lebendigstem Anteil und mit entschiedener Freude an seinen Wegen und Zielen dar. Während die biographische Studie die bewußte Festigkeit rühmte, mit der Karl Mathy den Zusammenschluß Nord- und Süddeutschlands gefördert und für den entscheidenden Augenblick sein Heimatland Baden vorbereitet hatte, durfte sie beklagen, daß der unermüdliche und selbstvergessene Streiter des nationalen Gedankens diesen Augenblick nicht erlebt habe. Er kam schon ein Jahr nach dem Erscheinen des Lebensbildes, der Juli 1870 fand das Großherzogtum Baden so, wie Mathy es geträumt hatte.

Gustav Freytag war es nicht bloß vergönnt, die Jahre 1870 und 1871 zu erleben und den Sieg der Anschauungen und Überzeugungen zu sehen, von denen sein eigenes Leben beherrscht worden war, er empfing auch persönlich die gewaltigen Eindrücke der großen kriegerischen Erhebung Deutschlands und des Zuges nach Frankreich. In einer erst jüngst veröffentlichten, sehr verschiedenartig beurteilten, vielen Staub aufwirbelnden Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" hat er eine Reihe von Bildern und Erinnerungen aus den ereignisschweren Sommertagen von 1870 niedergeschrieben, die indes mehr die Begegnungen und Unterredungen mit dem Kronprinzen und nachmaligen Kaiser Friedrich, als die Fülle seiner damaligen Erlebnisse und Eindrücke wiedergeben. Freytag verweilte im kronprinzlichen Hauptquartier bis nach der Schlacht bei Sedan, und ward nicht nur Zeuge weltgeschichtlicher großer Vorgänge, sondern auch mancher Neben- und Zwischenspiele, die dem vaterländisch Gesinnten, dem ernsten Denker minder erfreulich dünkten als der gewaltige Aufschwung und die kriegerische Tüchtigkeit, die Fürsten wie Volk in dem großen Jahre empfunden und bewährt hatten. Freilich betrachtete auch der Dichter viele Dinge aus dem Gesichtspunkte einer etwas schwarzsichtigen Reflexion, wie seine Abneigung gegen die Wiedererneuerung der deutschen Kaiserwürde und die poetische Ansprache, die er Neujahr 1871 in der Zeitschrift „Im neuen Reich" veröffentlichte, nur zu klar erwiesen.

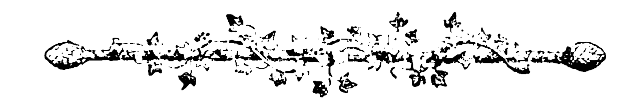
Nach dem Kriege kehrte Gustav Freytag in die gewohnten Verhältnisse nach Leipzig und Siebleben zurück, nahm auch bald seine litterarische Thätigkeit wieder auf. Dem deutschen Reichstage gehörte er nur kurze Zeit als Abgeordneter an, er durfte sich sagen, daß er genug auf politischem Gebiete gewirkt und ein Recht gewonnen habe, den Rest seines Lebens seinem eigensten Berufe, dem poetischen, hinzugeben. Noch während des Krieges hatte er den Vorsatz zu einer Folge historischer Erzählungen gefaßt, welche die Geschicke und die Erlebnisse eines deutschen Geschlechtes durch alle Jahrhunderte unserer Kultur bis in die Gegenwart hinein begleiten sollte. Die Nachwirkungen der fleißigen Jugendlektüre Scotts hatten an dem neuen dichterischen Plan wohl geringeren Anteil als die langjährigen Studien über die deutsche Vergangenheit,

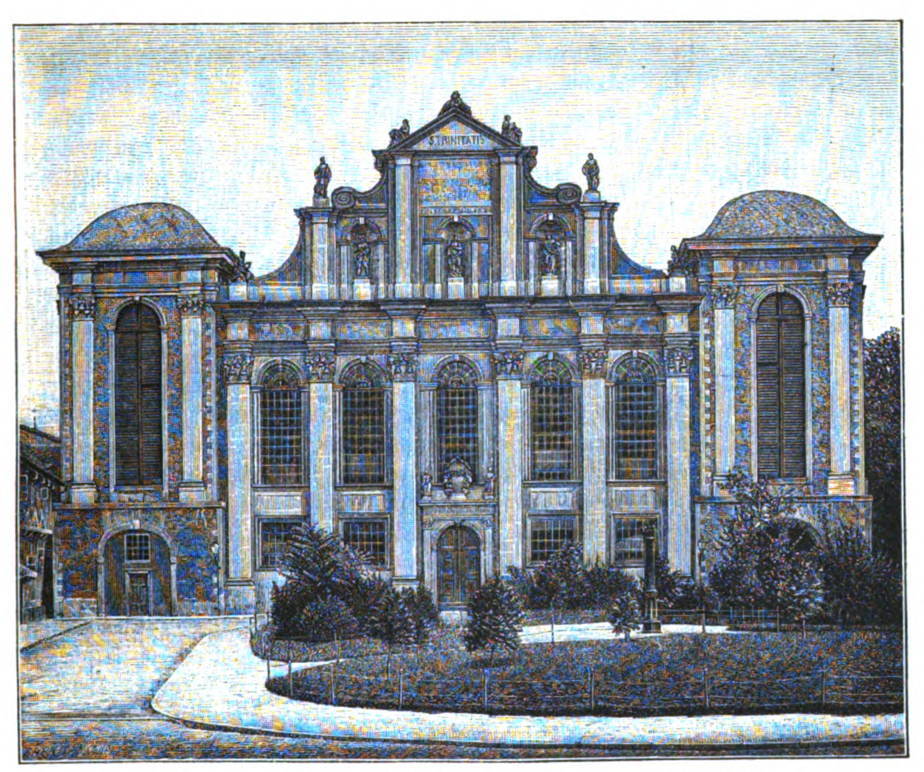
die liebevolle Versenkung in Zustände, Seelenstimmungen und Bildungselemente verschiedener Zeiten. Dazu gesellte sich jene Auffassung des Lebens und der Entwickelung jedes einzelnen, die Freytag seit langem in sich trug. Wenn jeder nur oder doch wesentlich ein Kind seines Volkes ist, wenn Elemente des Blutes in Enkeln und Urenkeln wiederkehren und sich zu Schicksalen verdichten, wenn unbewußte Kräfte und traumhafte Erinnerungen an dem Seelenleben der Einzelmenschen Anteil haben und unter leisen, kaum merklichen Wandlungen eine Kette physisch-psychischer Ursachen und Wirkungen von einer Geschlechtsfolge zur anderen, von einem Jahrhundert zum anderen reicht, so ist es von höchster Bedeutung, die Sprossen einer Familie und Träger eines Blutes durch die mächtigen Einwirkungen und sichtbaren Wechsel der Zeiten zu verfolgen. Daß dies nur der Dichter mit voller Lebendigkeit vermag, nur er im stande ist, die zerstreuten Kunden und Vorstellungen vom Wesen vergangener Tage wie Strahlen im Brennspiegel einer kräftigen und lebensvollen Erfindung zu sammeln, hätte niemand erfolgreich bestreiten können. Und dennoch blieb gewiß, daß der Grundgedanke dieser ganzen über länger als ein Jahrtausend sich hinerstreckenden Erzählungsweise kein dichterischer, sondern weit mehr ein kulturhistorischer, politischer, ethischer war, der gegenüber jeder einzelnen Gestaltung erst wieder in einen poetischen verwandelt werden mußte. Auf die poetischen Motive, die jeder Erzählung der Folge ihren besonderen Wert, ihr Existenzrecht, abgesehen vom Zusammenhang des Ganzen, zu leihen hatte, kam sehr viel, wenn nicht alles an. Denn daß der Kenner vergangenen deutschen Lebens Sitten und Trachten, Gefühle und Vorurteile, Glauben und Wissen der Perioden, die den Hintergrund zu den einzelnen Erfindungen bilden mußten, ebenso treu und vortrefflich wiederspiegeln würde als die historisch-politischen Verhältnisse, ließ sich leicht weissagen. Mit den Zeiten hatte der Vortragston zu wechseln, und ohne den eigenen poetischen Stil zu verleugnen, blieb dem Dichter die Aufgabe, etwas von der Erzählungsweise auch der dargestellten Zeiten in seine Darstellung hineinklingen zu lassen. Uns dünkt, daß ihm dies am vorzüglichsten in den Teilen des großen Werkes „Die Ahnen" gelungen ist, die auch die ergreifendsten, stärksten und eigentümlichsten poetischen Motive haben, in denen die Handlung auf einen Höhepunkt mit beinahe dramatischer Gewalt hingeführt erscheint, was vor allem von der Eingangserzählung „Ingo und Ingraban", von dem mächtigen Bilde aus der Reformationszeit „Marcus König" und der Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege „Der Rittmeister von Alt-Rosen" gilt. Wenn Vorzüge und Mängel, das Verhältnis aller Einzelerfindungen zur Idee des Ganzen, die Partien, in denen die Kraft der Darstellung die Masse des kulturhistorischen Materials durchglüht, in Fluß bringt, und diejenigen, in denen eine gewisse Ermattung einzutreten scheint, in denen dann Haupt- und Nebengestalten, Abenteuer und Stimmungen, Zeichnung und Farbe nicht völlig in eins verschmolzen und geschlossen erscheinen, in denen die unmittelbar ergreifende und fortreißende Darstellung mit einer etwas lässigen Berichtweise vertauscht wird, miteinander verglichen werden sollten, so bedürfte es einer Abhandlung. Denn in die Bände der Romanfolge „Die Ahnen", die zwischen 1872 und 1881 hervortraten, hat der Dichter eine Fülle von Leben, Erfahrung und Beobachtung, von Studien und von halbpoetischen Erinnerungen an Studien hineingearbeitet. Natürlich konnte er nicht daran denken, die Schicksale der deutschen Familie, die von den tragischen Geschicken eines verbannten Königskindes der Vandalen bis zu den Erlebnissen eines ganz modernen Schriftstellers, der aus einer kleinen preußischen Provinzialstadt stammt, durch die Zeiten hindurch von Menschenalter zu Menschenalter zu verfolgen. Es muß

genügen, wenn wir das Bewußtsein des Zusammenhanges nicht verlieren und nach längeren Zwischenräumen wieder einen Vertreter des Geschlechtes emportauchen sehen. Während „Ingo und Ingraban“ den alten Heldenliedern und Klosterchroniken zu entsteigen scheint, stellen „Das Nest der Zaunkönige“ deutsches Leben des elften, „Die Brüder vom deutschen Hause“ Leben aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, der Blütezeit der Kreuzzüge und des Minnesanges dar, „Marcus König“ spielt im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts und unter den Wirkungen und Gegenwirkungen des Humanismus und der Reformation, „Der Rittmeister von Alt-Rosen“ und „Die Geschwister“ spiegeln die schlimmen Tage des Dreißigjährigen Krieges und den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, der Roman „Aus einer kleinen Stadt“ endlich stellt Familiengeschicke dar, die von der französischen Fremdherrschaft bis zur Revolution von 1848, fast unmittelbis zur Gegenwart reichen. Als Komposition ist der letzte Teil vielleicht der schwächste; daß es auch in ihm an sehr lebensvollen Partien nicht fehlt, ist um so natürlicher, als hier in die Erfindung persönliche Erinnerungen und Erlebnisse hereinspielen und gewisse Seiten der wirklichen Lebenserinnerungen Freytags mit einzelnen Episoden dieses letzten Romans zusammenklingen.

Während der Arbeit an der Folge der „Ahnen“ hatte das Leben dem Dichter manche Wandlungen seiner Schicksale, harte Verluste und Prüfungen gebracht; der Kreis, in dem er in Leipzig vorzugsweise gelebt hatte, war durch Wegberufungen, Wegzug und Tod fast völlig aufgelöst, als auch er sich zum Weggang aus den langgewohnten Verhältnissen entschloß und im Jahre 1879 nach Wiesbaden übersiedelte. In Wiesbaden entstanden dann die letzten Bände der „Ahnen“, wurden die „Erinnerungen aus meinem Leben“ geschrieben, im Gefolge der „Gesammelten Werke“, die von 1886 an zu erscheinen begannen, die „Aufsätze über Politik und Litteratur“ gesammelt und neuerlich die schon genannte Schrift über den Kronprinzen Friedrich und die deutsche Kaiserkrone als Ergänzung zu den „Erinnerungen“ veröffentlicht. Hatten schon diese keinen Zweifel darüber gelassen, daß der Dichter gar manchen neuen Erscheinungen unseres öffentlichen und geistigen Lebens mit bangen Zweifeln und Sorgen gegenüberstehe, so enthüllte die letzte Veröffentlichung noch mehr von dieser Stimmung.

Die Feier seines siebzigsten Geburtsfestes im Jahre 1886 brachte dem Dichter reiche Ehren und Auszeichnungen. Höher als diese muß ihm das Bewußtsein stehen, einer der wenigen deutschen Dichter der nachpoetischen Zeit zu sein, die mit einer Reihe größerer Werke tief auf das vergangene und das lebende Geschlecht gewirkt, an einer folgenreichen Wandlung des Lebens und der geistigen Anschauungen entscheidenden Anteil genommen haben.





Garnisonkirche (Trinitatis) in Wolfenbüttel von Korb. Ansicht der Fassade.

Der Dombau zu Berlin
und der protestantische Kirchenbau überhaupt.

Von
Oskar Sommer.

I.



Solange eine höhere Kultur besteht, hat jede großartige Machtentfaltung in der Geschichte auch bedeutungsvolle Spuren in der Baukunst hinterlassen. Je nach Zeit und Art waren es Tempel oder Herrscherpaläste oder auch Gebäude, welche die Würde und Wohlfahrt des Volkes verbildlichten. Die Höhe der Kulturstufe bedingte es, ob die Werke mehr als Mittel zum Zweck dienen mußten, oder ob sie sich zu freierer Idealität entwickeln konnten, und von der inneren und äußeren Sicherheit des Staates, dem Klima des Landes und der Individualität des Volkes hing die Größe und Schönheit der einzelnen Schöpfungen ab.

Auch Deutschlands Machtstellung der neuesten Zeit scheint eine künstlerische Äußerung im obigen Sinne zu erheischen, und es ist wohl keine Überhebung, wenn die begeisterten Anhänger der mächtigen Entfaltung des Vaterlandes mit Spannung der Entwickelung einer Idee ent-

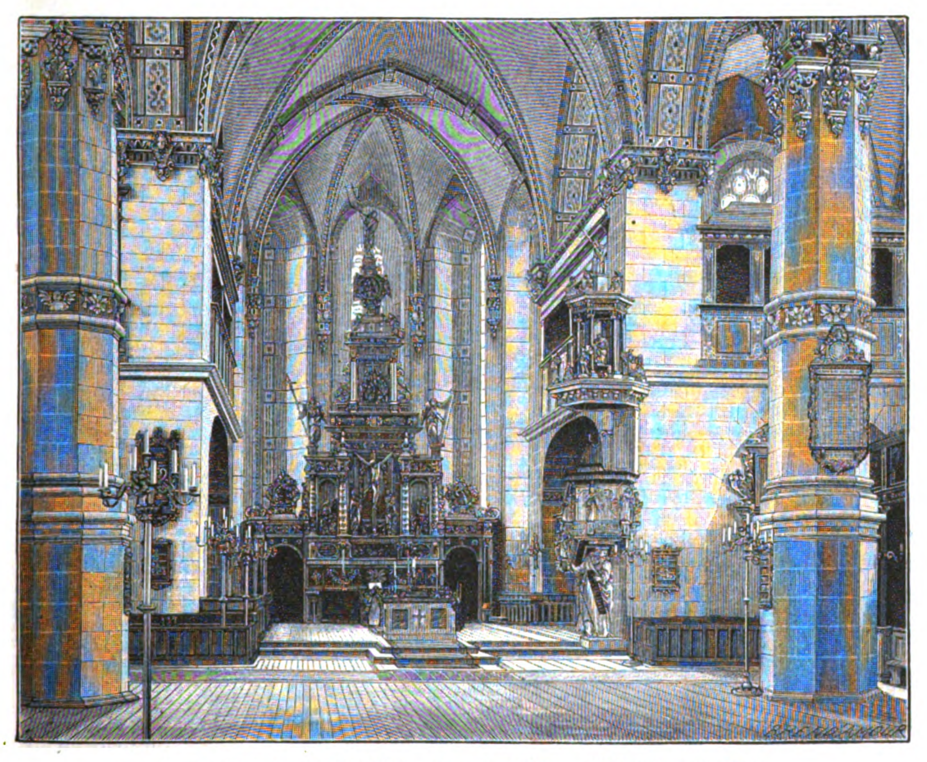


Marienkirche in Wolfenbüttel. Äußere Ansicht.

gegensehen, welche die errungene Größe auch äußerlich kennzeichnen soll.

Fast zwei Jahrzehnte sind schon verflossen, seitdem das Deutsche Reich von

neuem gegründet wurde. Weit entwickelt und befestigt steht es da und unaufhaltsam schreitet es weiter auf mächtiger Bahn. Trotz aller Lasten, die naturgemäß mit jeder Entfaltung verknüpft sind, fehlt es nicht an materiellen Errungenschaften, und dem Volke ist ein behagliches Dasein bereitet. Aber noch entbehren wir der Werke, welche die Würde der Gegenwart vertreten und der Nachwelt mit lapidarer Schrift von unseren Zeiten erzählen sollen.



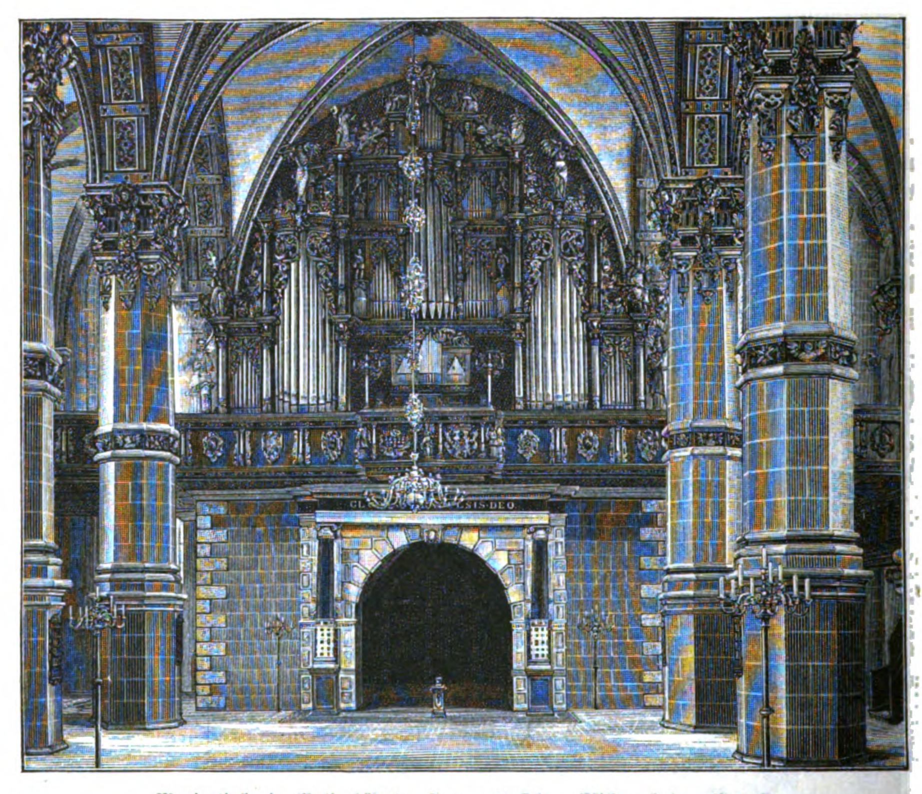
Marienkirche in Wolfenbüttel. Innere Ansicht. Blick nach dem Altar.

Wohl ist ein würdiges Haus für die Reichsboten im Werden, aber es bedurfte erst des Hinscheidens unseres ersten und gewaltigen Kaisers, um den Mangel einer weihevollen Stätte empfinden zu machen für die feierlichen Handlungen, die das ganze Volk angehen und von diesem gemeinsam vollzogen werden.

Wie von jeher die Formen der Baukunst zu Symbolen der herrschenden religiösen, socialen und politischen Systeme erhoben wurden, so soll auch jetzt ein Werk entstehen, welches dem Standpunkte unserer heutigen Kulturgedanken entspricht. Es handelt sich darum, einer neuen welthistorischen Idee das geeignete architektonische Kleid zu verleihen. Hierfür müssen notwendigerweise die Grundlagen vorhanden sein, gleichviel, ob man annimmt, daß die Baustile den Gesetzen der natürlichen Entwickelung durch Vererbung und Anpassung unterworfen sind, oder daß sie dem Geiste einzelner entspringen, die ihre Zeit begreifen und den gestaltenden Ausdruck für die vorliegenden Bedürfnisse zu finden wissen.

Doch welches sind diese Grundlagen?

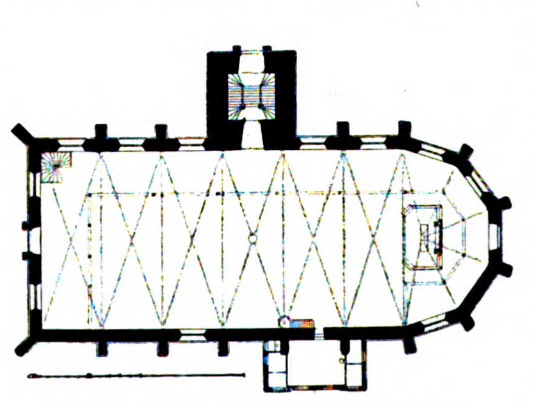
Wenn wir auch nicht zweifelhaft sein können, daß es nur ein protestantisches Gotteshaus sein kann, welches sich der Dynastie der Hohenzollern anpassen läßt, so sind doch die Keime noch keineswegs



Marienkirche in Wolfenbüttel. Innere Ansicht. Blick nach dem Portal.

endgültig festgestellt, welche zu der Entwickelung der vollendeten Idee einer protestantischen Kirche oder gar eines großen protestantischen Domes führen können. Zudem soll dieses Werk in zweiter Linie ein Symbol werden der erhabenen Eigenschaften unseres Herrscherhauses, sowie der Charakterzüge des ganzen Volkes.

Zu anderen Zeiten hätte sich ein Ausgangs- und Anknüpfungspunkt wohl ganz von selbst ergeben, aber wir haben in Bezug auf die Kunst ein wenig das Steuer verloren. Wir stehen auf einem zu wissenschaftlichen Standpunkte. Wir üben zu viel Kritik und haben zu wenig Glauben. Die pietätvolle Anerkennung althergebrachter Grundgedanken und Formen fehlt fast gänzlich im Bewußtsein des Volkes und besonders des gebildeten Volkes. Künstlerische und wissenschaftliche Liebhabereien, die wie Treibhauspflanzen in dem Gemüte einzelner vorherrschen, können das unantastbare ehrfurchtsvolle Volksbewußtsein und



Katharinenkirche zu Frankfurt a. M. Grundriß.

die Anerkennung und Begeisterung, welche daraus hervorgeht, nicht ersetzen.



Katharinenkirche zu Frankfurt a. M. Innere Ansicht.

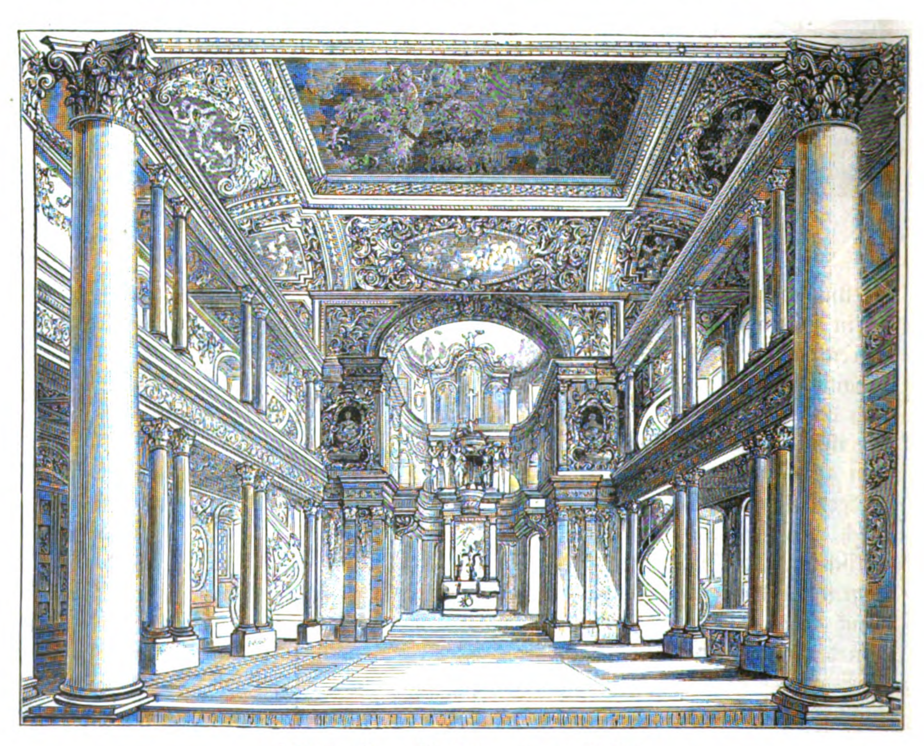
In früheren Zeiten war ein engerer Gesichtskreis die Quelle der Selbstverständlichkeit, und nur bei einem Volke, dessen Ziele hauptsächlich auf das Ideale gerichtet waren, wie bei den Griechen, konnte die Freiheit des Überblickes die Ein=

heitlichkeit der Schöpfungen nicht stören, schon weil durch weises Maßhalten und durch die Einfachheit der Ziele die rechten Bahnen sich wie von selber verstanden. Fassen wir nun die Entstehung früherer großer Tempel- und Kirchenbauten ins Auge und die Bedingungen, welche dabei obwalteten, so bemerken wir, daß sie meistens auftreten als sinnberauschende Weihestätten, welche für das Ansehen von Staat und Kultus unerläßlich waren, während die freie selbstzweckliche Idealität vielleicht nur einmal in erhabenster Weise auftritt.

In dem Priesterstaate Ägypten war beim Tempelbau der Käfig der Gottheit in mystisches Dunkel gehüllt. Davorgeschachtelte Zellen, Säle und Vorhöfe verwirrten mit ihren reichgegliederten Gestaltungen die Sinne der Eintretenden. Mächtige Pylonen versperrten den geringeren Kasten den Eintritt in den Vorhof, und lange Alleen von Sphinxen bezeichneten den Prozessionsweg zu dem Heiligtum. Eine strenge Gesetzmäßigkeit des Kultus war in dem ganzen Organismus ausgedrückt, der, wie aus einem Keime gewachsen, sich zu stets größeren und erhabeneren Raumabschlüssen entwickelt und ebensowohl zur Verherrlichung der Priester, wie zu der der Gottheit dient. Die Idee der Hierachie wurde in diesem Wallfahrtstempel verkörpert, der geistige Mittelpunkt liegt verhüllt hinter der Macht der Priester.

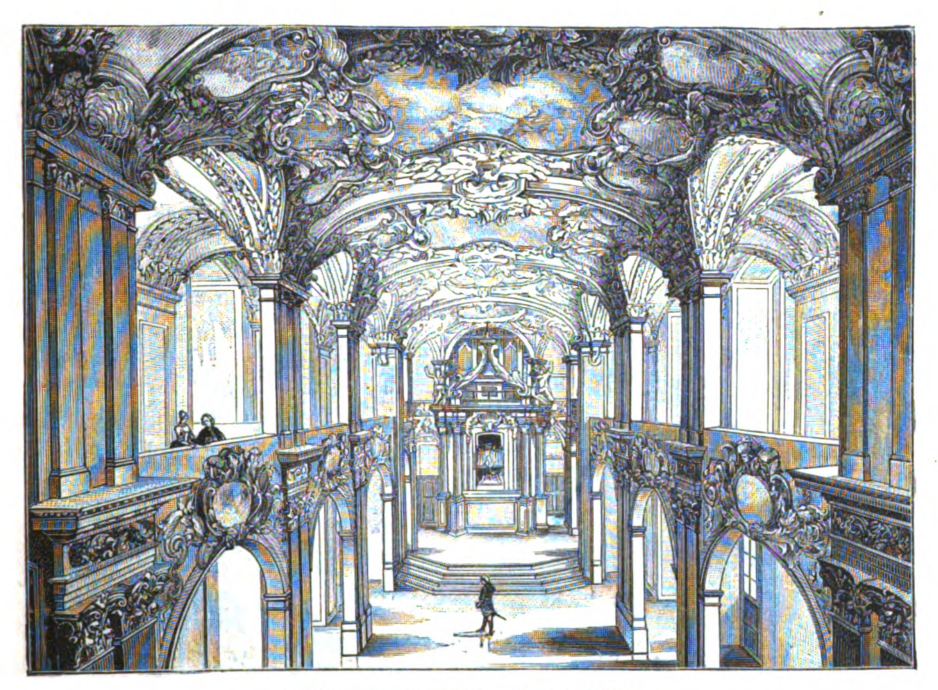
Zwar gegensätzlich, aber im Grundgedanken ähnlich, wurde in Babylon die königliche Macht verherrlicht durch den auf mächtigen Terrassen in die Wolken ragenden Belustempel.

Interessant ist die Entstehung des Tempels Salomonis. Der Grundgedanke ist die Übersetzung der mosaischen Stiftshütte in Stein. Diese sowohl wie der Tempel selbst erinnern mit ihrer Einteilung von Vorhöfen, Vorhalle, Heiligem und Aller-



Schloßkapelle zu Eisenberg. Innere Ansicht.

heiligstem auffallend an Ägypten, wenn schon die Absonderung eine weniger strenge gewesen zu sein scheint, entsprechend der Stellung der zwar angesehenen, aber nicht allein mächtigen Leviten. Die Werkleute waren ausschließlich Phönizier, die Formbehandlung und Ausschmückung folgt vielfach der assyrischen Weise, das Künstlerische ist vielleicht nicht bedeutend, der Reichtum aber, namentlich in Anwendung von Cedernholz und Verkleidung mit Goldblech, ein ganz unermeßlicher. Charakteristischer kann durch die Baukunst die Eigentümlichkeit eines Volkes kaum Ausdruck finden, als es im jüdischen Tempelbau der Fall gewesen ist.



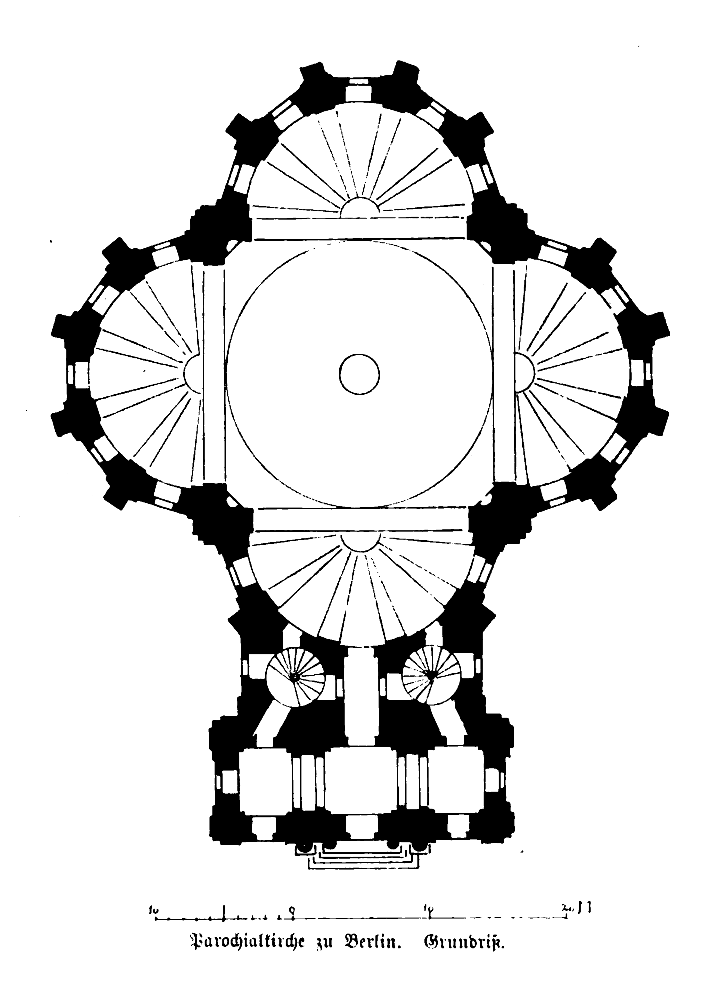
Schloßkapelle zu Koburg. Innere Ansicht.

Wir sehen in diesen Beispielen die Baukunst im Dienste derer, welche die Geschicke der Gesellschaft lenken.

Erst den Griechen war es vorbehalten, die Kunst zu freier selbstzwecklicher Idealität zu erheben. Das freie, selbst Priester und Monarch gewordene griechische Volk wußte die Gottheit in edelster Gestalt zu formen und im weihevollen Säulentempel aufzustellen; der Tempelbezirk und die Propyläen waren nur das Vorbereitende, gewissermaßen der Hofstaat des Gottes. Semper sagt: „Nicht mehr halten kluge Priester den Gott in verborgenem Käfig gefangen, nicht mehr dient er despotischem Übermute hoch in den Wolken als Sinn- und Drohbild eigener Macht — er dient niemandem, ist sich selbst Zweck, ein Vertreter der eigenen Vollkommenheit und des in ihm vergötterten Menschentums!“

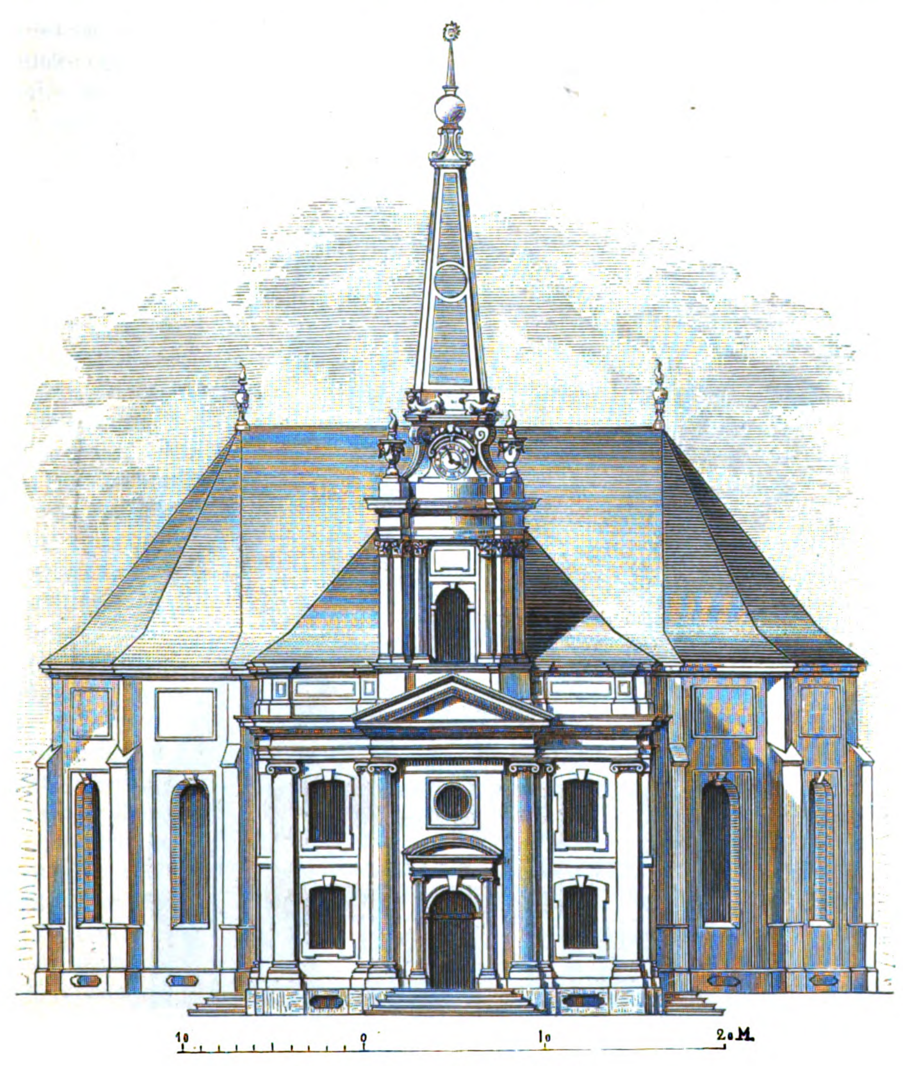
Einen ganz neuen Gegensatz bildet das Christentum, welches nicht als Staatsreligion einer weltbewegenden Kulturidee entstanden ist, sondern in eigenen demokratischen Bahnen sich anspinnt und nach und nach alles Veraltete überwältigt. Auch hier liegt das Bedürfnis einer würdigen Stätte vor, und zwar anfangs zum reinsten Selbstzweck der Gottesverehrung, nur daß dieses Bedürfnis mehr ein praktisches ist. Die Stätte muß eine gewisse Aus-

dehnung haben, um die große Zahl der Gläubigen aufnehmen zu können, äußerer Schein und Glanz aber, ja selbst die Schönheit wird ersetzt durch die vergeistigte Idee des dem irdischen Dasein entrückten Gottesreiches. Trotzdem konnte man des äußeren Zeichens der Weihestätte noch nicht ganz entbehren, man errichtete den Altar über dem Grabe eines Märtyrers. Da dieses jedoch noch keinen genügenden Ausgangspunkt bot, weil es zu keiner allzu scharfen Betonung Veranlassung gab, so acceptierte man für den Kirchenbau unbedenklich den Grundgedanken eines heidnischen Gebäudes, welches sich für diesen Zweck ganz besonders eignete, nämlich der römischen Basilika. Es handelte sich nur darum, die zwei mehr oder weniger selbständig nebeneinander bestehenden Teile, die eigentliche Halle und die Gerichtstribüne, fester miteinander zu verbinden und in das richtige Verhältnis zueinander zu setzen. Die Tribüne wurde natürlich der Raum für den Klerus und entsprach dem Heiligen des jüdischen Tempels, während das Allerheiligste, der Altar, sich im Centrum derselben, gleichsam im Schwerpunkte befand und für die ganze Gemeinde von der Halle aus sichtbar war. Dieses giebt den Charakter der Wallfahrtskirche nur mit dem Unterschiede gegen die ägyptische Wallfahrtsidee, daß keine inneren Abscheidungen die gefangene Gottheit geheimnisvoll verbar



Parochialkirche zu Berlin. Grundriß.

gen, sondern daß in dem feierlichen Abschlusse der Tribüne das Symbol der Allgegenwart Gottes, der Altar, einen mächtigen Anziehungspunkt für jedes gläubige Auge bot. Wohl wurden Büßer und



Parochialkirche zu Berlin. Aufriß.

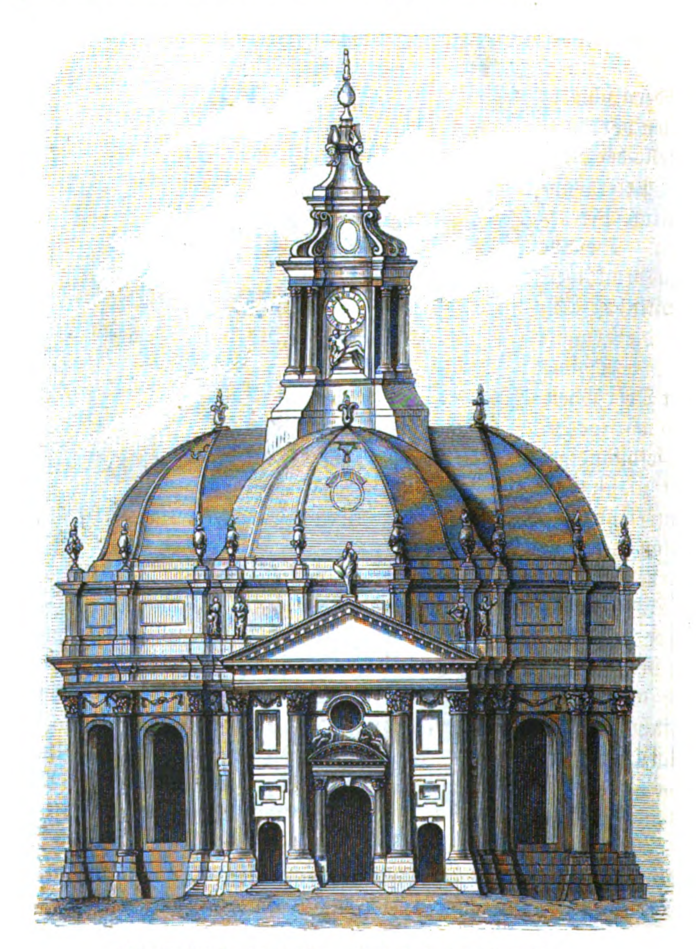
Katechumenen noch in Vorhallen und Vorhöfen von dem Anblick des Allerheiligsten zurückgehalten, aber die wirklichen Gemeindemitglieder waren vor Gott alle gleich. Das Christentum hob alles Kasten- und Vorrangswesen gänzlich auf.

Eine besondere Betonung fand der Wallfahrtsgedanke noch durch die Seitenschiffe. Wenn man auch annehmen muß, daß ein so breiter Raum, wie man ihn für die Gotteshäuser als wünschenswert erachtete, konstruktiv nicht mit einfacher Überdeckung ohne Stützen hergestellt werden konnte, so deutet doch die Anlage selbst mehrfacher Seitenschiffe unzweifelhaft auf eine gewisse Absichtlichkeit hin. Es wurde hierdurch die Richtung nach der heiligen Stätte und vielleicht nach dem Aufenthaltsorte des Klerus besonders be-

tont. Erst viel später werden die Seitenschiffe für Denkmäler und zur Anlage von Nebenaltären benutzt.

In der Formgebung übte die römische Baukunst selbstverständlich den entscheidenden Einfluß, um so mehr, als die überwiegende Mehrzahl der ältesten christlichen Kirchen aus antiken Spoglien (Überreste) erbaut wurden. Es nimmt daher nicht wunder, daß auch andere antike Anlagen als die Basiliken hier und da Einfluß auf den christlichen Kirchenbau ausübten. Die anzuwenden, war die Idee Konstantins des Großen, von welchem dieselbe auf das oströmische Reich überging, während mit wenigen Ausnahmen in Rom nur für das Baptisterium der Centralbau acceptiert wurde.

Der abendländische Klerus wußte die Basilika für seine Zwecke auszugestalten, und sie blieb die eigentliche Grundform der römisch-katholischen Kirche und fand in dem gotischen Dome ihren letzten folgerichtigen Ausdruck.



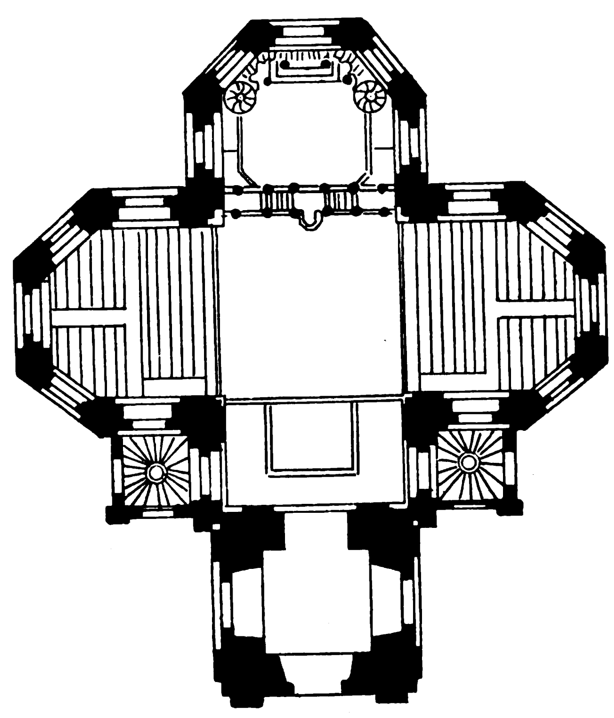
Parochialkirche zu Berlin. Aufriß (erstes Projekt).

eindrucksvollste Neugestaltung der römischen Baukunst war der aus Alexandrien stammende Kuppel- und Centralbau. Diesen selbst für das christliche Gotteshaus

Wie der Baalstempel ein unnahbares in sich abgeschlossenes Ganze bildete, gegenüber dem ägyptischen Wallfahrtstempel, so wurde auch in der byzantini-

schen Centralkuppelkirche noch eine andere Einheit versinnbildlicht als in der Basilika, wo sich alles nur auf den heiligen Schlußpunkt, den Altar, bezog. Auch die Kuppelkirche bildete eine Welt im kleinen als Symbol der Macht des Erbauers, und die Altarnische erschien erst als zweiter Schwerpunkt. Der kaiserlichen oströmischen Machtvollkommenheit entsprach der Centralbau weit mehr als die schlichte Basilika.

Ähnliche Ideen schwebten den Päpsten vor, welche an die Stelle der alten ehrwürdigen Petersbasilika die gewaltige Peterskuppel setzten. Dieselbe sollte ein Ausdruck werden der päpstlichen Allgewalt über die gesamte Christenheit, verbunden mit weltlicher Oberhoheit. Michelangelo war im Begriff, ein selbständiges ideales Werk zu schaffen, doch die eintretende Gegenreformation mit jesuitischer Oberherrschaft konnte des hergebrachten Langhauses nicht entbehren, und so wurde das bedeutsame Werk Michelangelos verdorben, indem man eine Basilika vor den Kuppelbau legte und so die Einheitlichkeit störte und den großartigen Eindruck beeinträchtigte.



Nikolaikirche in Schwerin. Grundriß.

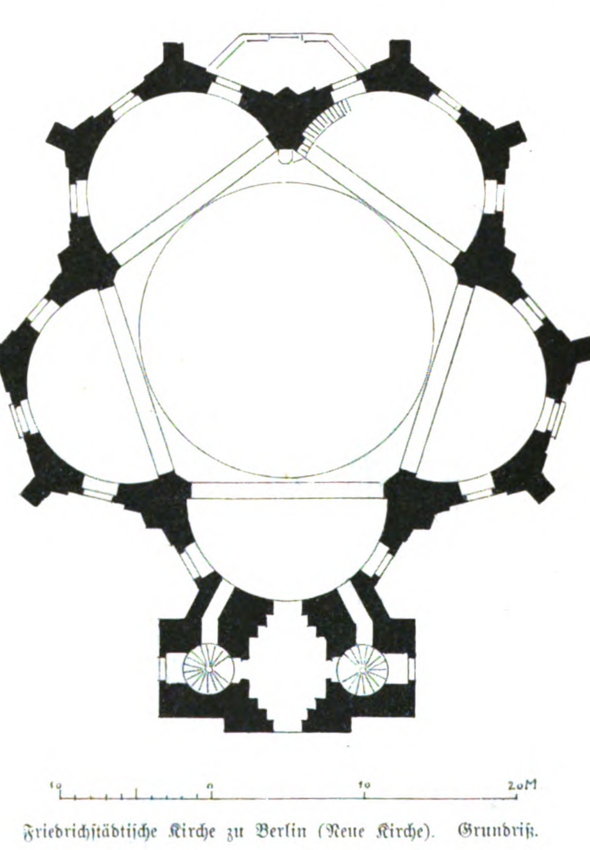
Wiederum mußten in dem nun auftretenden Jesuitenstile Pracht und bunte Formen in weiten sinnberauschenden Räumen dem Kultus und der Priesterherrschaft zur Folie dienen. Das Christentum hatte seinen einfachen und weltentsagenden Charakter verloren, wenn schon eine mächtige und auch zu Pflichtgefühl und zum Guten leitende Wirkung auf die Menge, obwohl auf anderem Wege, nicht ausgeschlossen war.

Der eintretende Protestantismus befand sich den großartigen und zum Teil überwältigenden Verhältnissen der katholischen Kunstentfaltung gegenüber in Beziehung auf seine Bauten in einer äußerst schwierigen und armseligen Lage. Wie die ersten Christen kehrte er, auch von einem demokratischen Grundgedanken geleitet, zur Einfachheit und zur Verachtung alles Prunkes zurück. Wo die Predigt den Hauptteil des Gottesdienstes ausmachte und alle Prachtentfaltung absichtlich vermieden wurde, waren große Dome mit Langschiffen und Seitenkapellen nicht mehr am Platze oder geradezu unpraktisch. Naturgemäß trat eine Zeit puritanischer Vernüchterung ein. Da nun sogar meistens vorhandene, früher katholische Kirchen den Protestanten übergeben und für dieselben eingerichtet wurden, wobei sie natürlich alles Schmuckes, der an den Katholicismus erinnerte, beraubt wurden (Nürnberg, welches den katholischen Charakter der Kirchen beibehält,

bildet eine Ausnahme), so lag anfangs gar keine Veranlassung zur Entwickelung baukünstlerischer Thätigkeit vor. Man nahm, was man vorfand, und suchte sich in dem Bestehenden, so gut es ging, einzurichten.

Leider war auch noch aus anderen Gründen die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland nicht dazu angethan, etwas Einheitliches und Großartiges zu leisten. Auf allen Gebieten hatte ein kleinlicher und hadersüchtiger Geist überhand genommen, und besonders in dem protestantischen Lager war infolge der Augsburger Konfession des Zwiespaltes kein Ende. Mag dieser Geist immerhin zurückzuführen sein auf eine gewisse Charakterentwickelung der Deutschen, jedenfalls wurde durch denselben jedes große gemeinsame Wollen und jede Begeisterung für neue Schöpfungen verhindert.

Trotzdem sollen die geringen Anfänge eines protestantischen Kirchenbaues im sechzehnten Jahrhundert nicht ganz unerwähnt bleiben. Da der Protestantismus anfangs nur bestehen konnte im Anschluß an einzelne Fürstenhöfe, so waren es kleine Schloßkirchen, in denen zuerst der protestantische Ritus zum Ausdruck gelangte, wie in Torgau, Dresden, Augustusburg, Freiberg, Schmalkalden. Die Schloßkapelle zu Torgau ist nach Gurlitt (Geschichte des Barockstils u. s. w. Stuttgart, Ebner u. Seubert) das älteste protestantische Gotteshaus, von Luther selbst 1544 geweiht, und daher besonders zu beachten. Es war ein einschiffiger länglicher Raum ohne jede Stützen, und mit seinen Emporen und seinem ungehinderten Blick auf die in der Mitte einer Langseite stehende Kanzel kennzeichnete er sich als Predigtsaal, um so mehr, als der Chor gänzlich in Wegfall kam. Der Altar war, vielleicht etwas unmotivierterweise, nach Westen verlegt und hinter demselben befand sich eine Sängerempore.



Friedrichstädtische Kirche zu Berlin (Neue Kirche). Grundriß.

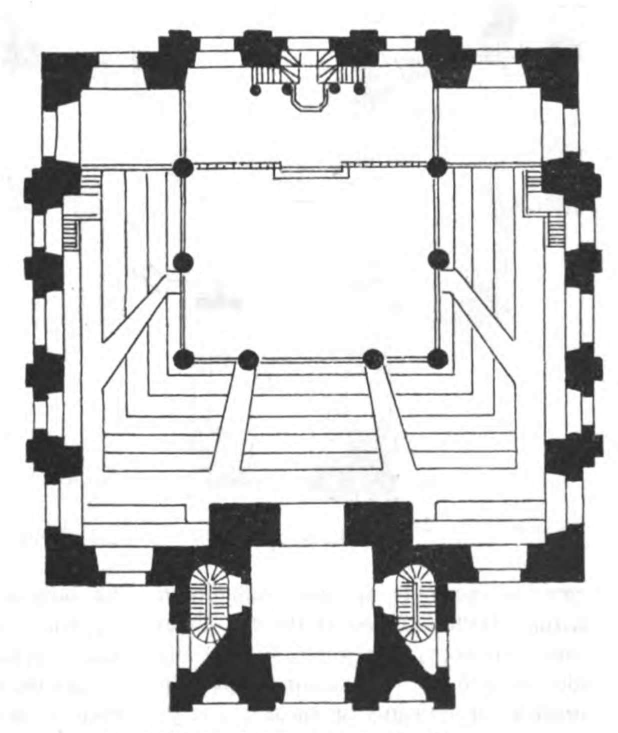
Im übrigen scheint eine protestantisch-kirchliche Bauthätigkeit vor dem Dreißigjährigen Kriege kaum stattgefunden zu haben. Über die beiden historischen Kirchen zu Braunau und Klostergrab, welche jenen Krieg mit veranlaßten, ist nichts Näheres bekannt geworden. Als eine Ausnahme kann die 1608 begonnene Marienkirche zu Wolfenbüttel gelten, welche unter

besonderer Beeinflussung des kunstsinnigen Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig entstand. Sie folgte in ihrer Anlage wohl den in Braunschweig vorhandenen, früher katholischen Kirchen, erhielt indessen in Holz eingebaute Emporen und wurde nach einer Unterbrechung im Dreißigjährigen Kriege erst 1660 vollendet. Immerhin steht sie einzig in ihrer Art da, nicht nur was die Zeit ihrer Entstehung als protestantische Kirche anbetrifft, sondern auch in ihrem Stil, welcher versucht, ein durchaus gotisches Grundschema in reichsten Renaissance- und Barockformen auszugestalten.

Nun tritt die traurige Unterbrechung des Dreißigjährigen Krieges ein, von der sich die gebrochene Volkskraft nur sehr langsam erholen konnte. Durch Kriegsgreuel und haarsträubende Schicksale in seiner Willenskraft gelähmt, in seinem materiellen Wohlstande schwer geschädigt, politisch zerrissen und unbedeutend, bedurfte das deutsche Volk geraumer Zeit, um sich wieder auf einen seiner würdigen Standpunkt emporzuschwingen. Doch sollte es ihm glänzend gelingen, ohne äußeren Anlaß, ganz aus sich selbst heraus wieder zu einer Geistesherrschaft zu gelangen, die ein leuchtendes Vorbild für andere Völker und die Grundlage zu späterer Größe werden sollte, wenn auch ein Jahrhundert darüber verfließen mußte.

Schon bald nach dem Kriege machte sich den religiösen Rechthabereien gegenüber eine auf echter Frömmigkeit beruhende Richtung in dem sogenannten Pietismus geltend, welche einen wohlthuenden Einfluß auf die Seelen ausübte. Freilich bis zur Begeisterung für neue große Schöpfungen war noch ein weiter Weg und es fehlte hierzu außer dem materiellen Hintergrunde die Veranlassung. Wo das Bedürfnis auftrat, neue protestantische Kirchen zu bauen, geschah es in kleinen Verhältnissen, aber den Predigtkirchen der Protestanten, welchen zu große Räume nur nachteilig gewesen wären, durchaus angemessen.

Zunächst verraten die Anlagen, welche gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts entstehen, noch ein unsicheres Tasten nach einem richtigen System. Unzweifelhaft wirken die Traditionen des katholischen Kirchenbaues, der ja allein als christliche Baukunst gelten konnte, noch mit. Erst nach und nach macht sich die Umgestaltung durch die Bedürfnisse



Grundriß von Sturm. Quadratische Kirche.

des neuen Kultus selbständig geltend, und diese wirken hauptsächlich auf eine Centralisierung der Anlage.

Dieses ist der eigentliche Anfang der Entwickelung einer protestantischen Kir-

chenbaukunst. Derselbe fällt in die zweite Hälfte des siebzehnten und in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, also in die für Deutschland sogenannte Barockzeit, und je sicherer und ausgebildeter der protestantische Kirchenbaugedanke auftritt, desto zweifelloser werden die Werke ausgeführt in dem Stile ihrer Zeit. Es tritt ein deutlicher Gegensatz der protestantischen Kirchenbaukunst, in ihrem auf der Antike beruhenden Stile, gegen den gotischen Stil der früheren katholischen Kirchen hervor. Wohl bauten die Katholiken nunmehr auch ihre Kirchen im Barock, und der sogenannte Jesuitenstil beruhte im wesentlichen darauf, aber es tritt deutlich zu Tage, daß der protestantische Kirchenbaugedanke sich weit besser einkleiden läßt in einen Stil, der auf den antiken Säulenordnungen beruht, als in einen solchen, der aus dem gotischen Gewölbsystem entwickelt ist; während die katholische Kathedrale ihren eigentlichsten Ausdruck in der gotischen Basilika gefunden hat.

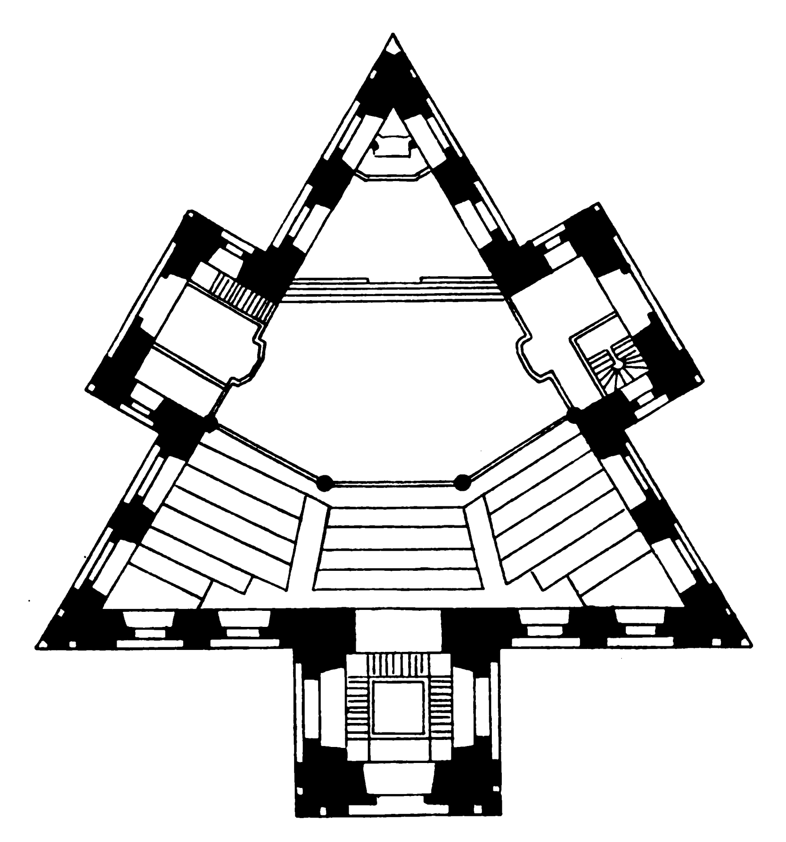
Grundriß von Sturm. Quadrat mit vorspringenden Risaliten.

In Torgau war aus der ganzen Kapellenanlage nichts weiter geworden als ein kirchlicher Saal, und gewiß nicht ohne Luthers Einwirkung, denn er sagt, die einzige Ursache, Kirchen zu bauen, sei, „daß die Christen mögen zusammenkommen, beten, Predigten hören und das Sakrament empfangen.“ Er richtet sich ausdrücklich gegen den Wahn, daß man durch Kirchenbauen und die darauf gewendete Mühe und Pracht Gott gefallen und dadurch einen gnädigen Gott erlangen wolle; er warnt vor der Meinung, als sei es ein gut Werk, damit man vor Gott verdienen könne, wie man denn leicht des Glaubens und der Liebe darüber vergäße. Er hielt es demnach nicht für notwendig, zur größeren Ehre Gottes der räumlichen Künste zu pflegen, ein kräftiges Kirchenlied war für ihn vollständig genug.

Wir sehen in diesem geflissentlichen Hintenansetzen der Baukunst von seiten Luthers eine ganz ähnliche Empfindung, wie sie die ersten Christen hatten, doch tritt dieselbe bei ihm vielleicht um so schärfer hervor, als er gegen den Prunk der katholischen Kirche zu eifern bemüht ist, dem er den Ursprung so vieler Übelstände zuschrieb.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser puritanische Sinn Luthers dem kräftigen Aufschwunge einer protestantischen Kunst auf das empfindlichste geschadet hat und derselben bis heute nachhängt. Überall sehen wir und zu allen Zeiten, daß der katholische Kirchenbau weit größere Dimensionen annimmt und reichere Ausbildung erfährt als der protestantische, der

sich kaum irgendwo über das Notwendigste erhebt. Wohl hat man später dem inneren Drange, auch äußerlich den erhabenen Empfindungen Ausdruck zu verleihen, nachgegeben; nicht hat man vermocht, die Kunst aus ihren Rechten dauernd zu verdrängen, doch Einfachheit ist stets die vornehmste Eigenschaft der ausgebildet werden. Das Grundschema folgt der Torgauer Schloßkapelle insofern, als in einem länglichen Viereckraume ohne Stützen drei Seiten mit Emporen versehen werden, während auf der vierten, einer Langseite, die Kanzel sich befindet. Hinzu tritt auf einer Schmalseite ein eckiger oder runder Chor-



Grundriß von Sturm. Dreieck mit Risaliten.

protestantischen Kunst geblieben. Auch schließt dieselbe keineswegs die Würde und die Schönheit aus, sofern man es versteht, die Klippe der Nüchternheit glücklich zu umschiffen.

Das unsichere Tasten beim Entstehen der ersten Kirchen nach dem Dreißigjährigen Kriege macht sich geltend in gotischen Anklängen, wie Strebepfeilern und hölzernen Rippengewölben, und zugleich in einem Ringen nach freier Formgebung, indem die Einzelheiten barock gedacht und

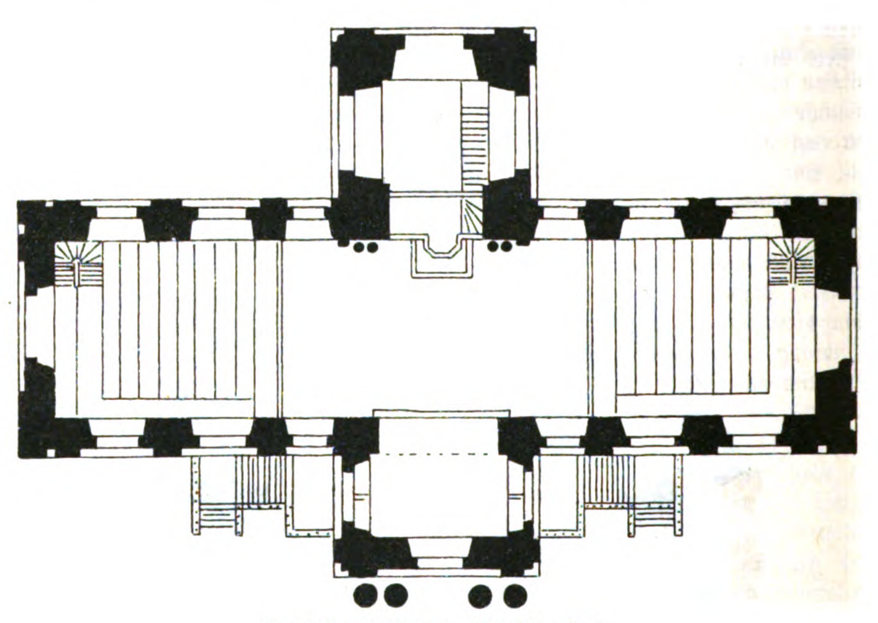
abschluß, bestimmt zur Aufnahme des Altares, um welchen auch die Emporen sich herumziehen. Hierher gehören die Katharinenkirche zu Frankfurt a. M. 1678 bis 1680 und die beiden Trinitatiskirchen zu Worms und Speier.

Weniger charakteristische Beispiele sind die heilige Kreuzkirche zu Augsburg 1653 und die alte Michaeliskirche zu Hamburg 1649 bis 1661, letztere dreischiffig mit toskanischen Säulen, Rundbogen tragend, eckigem Chorabschluß und Emporen. Im

übrigen werden auch in diesem Jahrhundert noch wenig Stadt- und Pfarrkirchen gebaut.

Zwar klein, aber für die Entwickelung nicht unbedeutend, sind einige Schloßkapellen in Thüringen aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, welche, obwohl nur einen Saal mit Chorabschluß für den Altar bildend, doch eine viel freiere und selbständigere Gestaltung bekunden, und zwar bei reicher Ausbildung in barocken Formen. Die Emporen sind sogar mit Säulen oder Pilaster- und Bogenarchitektur in Stein ausgeführt und nehmen in symmetrischer Anordnung die dem Chor entgegengesetzte Seite und die beiden Langseiten ganz oder teilweise ein, während die Kanzel anfangs neben, später über oder vor den Altar gestellt wird. Ein profaner Charakter, der durch zu weltliche Stuckornamentation hier und da hervorgerufen ist, wird durch die stärkere Betonung der Längenachse teilweise wieder aufgehoben.

Die bedeutendsten dieser Schloßkapellen sind die von Weißenfels, Friedensstein, Eisenberg und Koburg. (Siehe Gurlitt.)



Grundriß von Sturm. Länglicher Saal.

Erst dem achtzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, eine vollständige Entwickelung des protestantischen Kirchengedankens herbeizuführen, und dieses geschah unter der Regierung der Kurfürsten und ersten Könige von Preußen in Berlin, sowie ganz besonders in dem kunstsinnigen Dresden und seinen näheren Umgebungen, weniger in anderen deutschen Städten, unter denen noch Hamburg hervorzuheben ist. Auch schriftstellerische Bestrebungen machen sich geltend, diesen Gedanken theoretisch festzustellen.

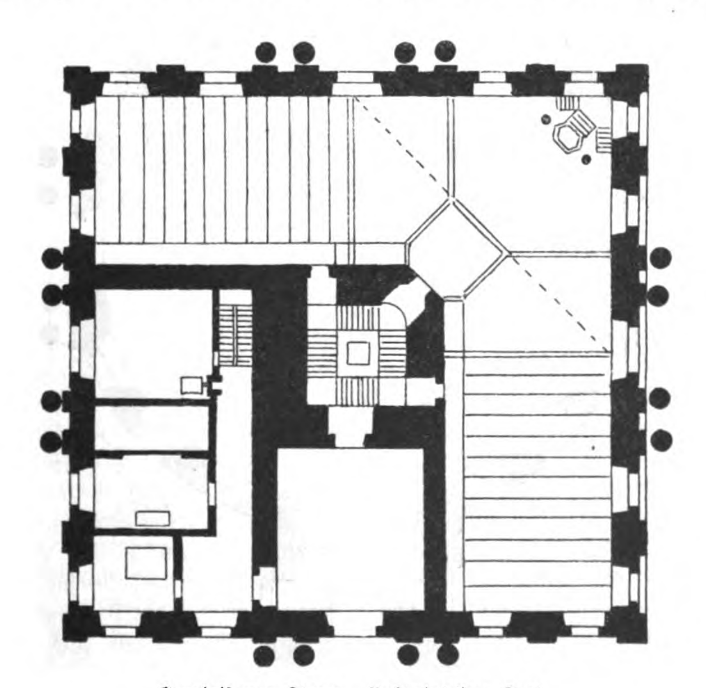
Die auf den Kirchenbau hauptsächlich einwirkenden Gegensätze des Protestantismus gegen den Katholicismus bestanden darin, daß man im Altar nicht mehr äußerlich das Allerheiligste darstellen und aufbewahren wollte, woran sich eine unmittelbare materielle Verehrung anknüpfte, und daß die Predigt zum eigentlichen Gottesdienst erhoben wurde, während letzterer bei den Katholiken ausschließlich an dem Altare stattfindet.

Der Altar der Protestanten ist nichts weiter als der Tisch des Herrn, an welchem das Abendmahl verabreicht wird,

nicht einmal das Kruzifix ist ein notwendiges Erfordernis desselben, auch der bildliche Schmuck, das Altarblatt, ist eine willkürliche Zuthat. Wurde dieses in der Schloßkapelle zu Weißenfels ja sogar ersetzt durch ein nichtssagendes durchbrochenes Ornament. Nur die Katholiken beugen das Knie, wenn sie an dem Altar, und lüpfen den Hut, wenn sie an offener Kirchenthür vorübergehen, zum Zeichen der Verehrung des Allerheiligsten im Altarschrein.

Einen passenden und würdigen Raum zu schaffen für Zusammenkünfte zum Beten, und Predigten zu hören, war nunmehr die Aufgabe der Baukunst geworden, und diese war eine ganz andere, als die Richtung nach dem Allerheiligsten ausschließlich zu betonen. Das Centrum im alten Byzanz eine Centralanlage, in der auch die Emporen eine bedeutende Rolle spielten, nicht etwa um nach orientalischer Sitte die Geschlechter zu trennen, sondern um möglichst viele Plätze zu gewinnen, welche der Kanzel nahe lagen.

Es gab eine Zeit, in der man versuchte, den aus dem oben Angeführten resultierenden Dualismus auf eine etwas gewaltsame Weise auszugleichen, indem man die Kanzel über oder gar vor den Altar gesetzt hat. Indessen haben diese sogenannten Kanzelaltäre doch nicht vermocht, ein so starkes Hervorheben der Mittelachse, daß es sich bis zur Anlage einer Basilika gesteigert hätte, hervorzurufen. Sehr bald ist man, und sicher nicht mit Unrecht, von dieser ganz unge-



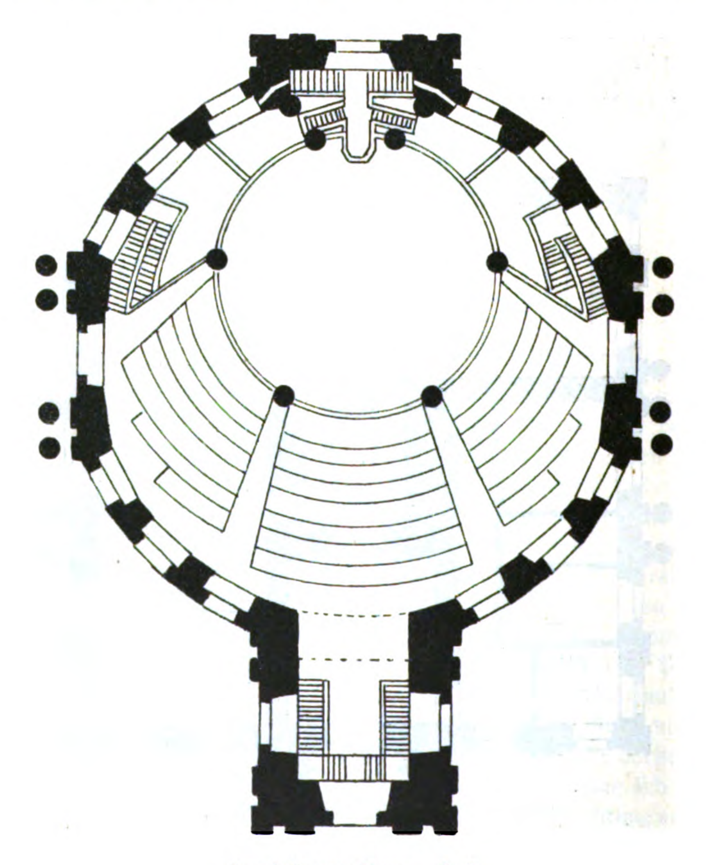
Grundriß von Sturm. Rechtwinkeliger Saal.

hatte sich verschoben, der Schwerpunkt lag jetzt in dem Raume, welcher sich um die Kanzel herumgruppierte, indessen der Altar, wenn auch bedeutungsvoll, so doch in zweiter Linie erst zu betonen war. So entstand aus ganz anderen Gründen als

eigneten Kanzelanordnung zurückgekommen.

Schon in der Saalkirche war, besonders bei den seitlich angebrachten Emporen, die centrale Anlage latent enthalten, doch nun treten Bestrebungen auf,

auch äußerlich und in der ganzen Grundform, den Centralbau zur Erscheinung zu bringen. Schon der große Kurfürst ließ 1678 bis 1687 die Dorotheenkirche in der Form eines griechischen Kreuzes erbauen. Die Kirche in Altona von 1688 zeigt ähnliche Grundform mit achteckigem Chor. Mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wird dann ein ähnliches Streben zur Regel, indem man Polygone mit und ohne Apsiden, runde und kreuzförmige Formen zu Grunde legte. Nur bei ganz einfachen oder bei reformierten Kirchen blieb man beim Saal, der aber auch den centralen Charakter behielt, oft in- menhang der Grundrißanlage mit einer Bramantischen Kuppelkirche (zu Todi) unverkennbar, ohne daß indessen das Äußere sich bis zur Kuppelanlage gesteigert hätte. Eine schöne und klare Raumgestaltung des Inneren macht trotz der Nüchternheit die Kirche immerhin zu einem bedeutungsvollen Werke, wenn auch die ringsum laufenden Emporen auf Holzsäulen den Eindruck wieder beeinträchtigen. Warum auch in dieser Kirche Altar und Kanzel miteinander vereinigt sind, ist nicht recht einzusehen, da doch gerade bei einer solchen Centralanlage einer der Eckpfeiler der Chornische ganz



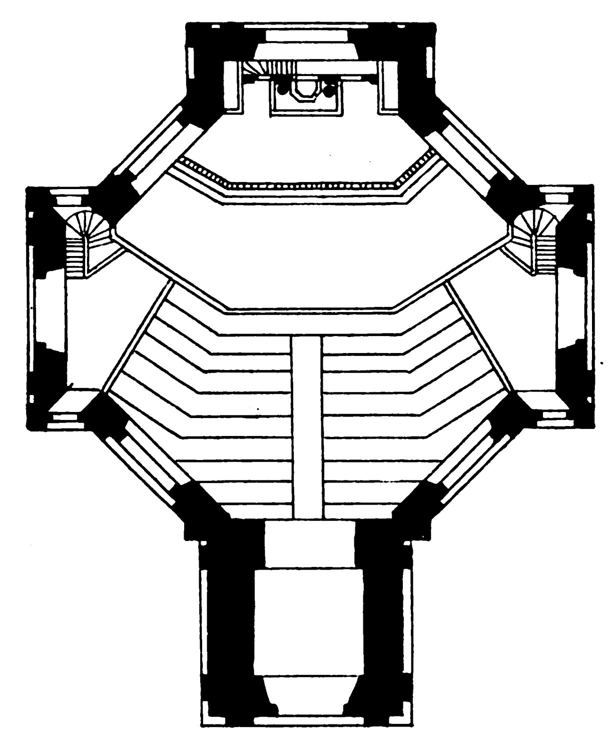
Grundriß von Sturm. Kreis.

dem der Kanzelaltar an eine Langseite verlegt wurde.

In der Parochialkirche zu Berlin 1695 bis 1703 von Nehring ist ein Zusam- besonders zur Anbringung der Kanzel geeignet gewesen wäre. Ein beabsichtigter Vierungsturm kam aus konstruktiven Rücksichten nicht zu stande. Dafür erhielt

die Kirche einen Westfrontturm auf der stattlichen Vorhalle.

Denselben Grundgedanken verfolgt die Nikolaikirche zu Schwerin (1711), bei welcher nur drei Seiten eines griechischen zeigt die Neue Kirche auf dem Gendarmenmarkt (Friedrichstädtische Kirche) zu Berlin (1701 bis 1708), von Grünberg und Simonetti. Sie ist ein Pentagon mit runden Apsiden an allen fünf



Grundriß von Sturm. Achteck mit Risaliten. (Griechisches Kreuz mit abgestumpften Ecken.)

Kreuzes mit achteckigen Apsiden geschlossen sind, während vor die vierte nach Westen sich ein viereckiger Turm legt.

Auch in Schlesien entwickelt sich der Centralbau schrittweise aus der Saalkirche. Während die sogenannten Friedenskirchen, welche der Bestimmung unterlagen, daß sie nur aus Fachwerk errichtet werden durften, und schon im siebzehnten Jahrhundert entstanden, noch der Basilika ähnliche Formen zeigten, wurden die Gnadenkirchen nach 1709 als Centralbauten angelegt. Sie bestehen aus mit flachen Kuppeln geschlossenen griechischen Kreuzen, in deren Ecken Treppentürme aufsteigen.

Einen sehr merkwürdigen Grundriß

Seiten. Der Kanzelaltar befindet sich an einem zwischen zwei Apsiden vorspringenden Eckpfeiler des Fünfeckes, und ihm gegenüber vor der fünften Apside liegt Vorhalle und Eingang. Hölzerne Emporen füllen die Nischen, so daß der regelmäßig fünfeckige Raum zur Geltung kommt, und ist das Ganze gewiß mehr zweckmäßig als schön zu nennen.

Noch immer tritt in dieser Zeit das Zweckmäßige gegenüber dem Idealen überwiegend in den Vordergrund, und so sehr waren die Baumeister an äußerst karge Mittel beim Kirchenbau gewöhnt, daß der Grundsatz „zweckmäßig und billig“ selbst in die Theorie mit überging. Es sind uns zwei Abhandlungen über den

protestantischen Kirchenbau von dem Mathematiker und Architekten L. Sturm aus den Jahren 1712 und 1718 überliefert worden. In denkbar nüchternster Art entwickelt er die Grundsätze des Kirchenbaues rein vom Standpunkte des Bedürfnisses aus und kommt dabei zum Teil auf die sonderbarsten Grundformen. Mit einer Unbefangenheit, die uns heutzutage in Erstaunen setzen würde, sieht er ab von allen Traditionen, die doch noch bis zu einem gewissen Grade den kirchlichen Baugedanken anhafteten. Daß er die Gotik mit keiner Silbe erwähnt, ist am Ende natürlich, da er sie als etwas Gegensätzliches, Papistisches, wie er das Katholische nennt, verwerfen mußte. Aber auch in Dispositionen und Würde kennt er keine Überlieferungen. Hindert ihn doch nichts, die Kreuzform der Kirchen trotz des „tiefgewurzelten Präjudiciums dergleichen Figur“ als die unpraktischste und unpassendste zu bezeichnen. Aber es wird niemand leugnen, daß aus seinen Entwickelungen einige verständige und bleibende Fingerzeige für die Grundformen der Kirchen hervorgegangen sind, wenn jenen auch die Weihe und die höhere Charakteristik gänzlich abgeht.

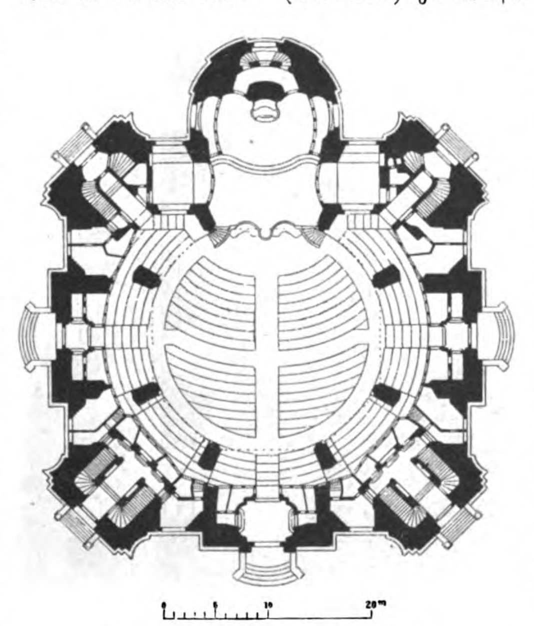
Sein Programm besteht darin, daß er für möglichst viele Sitzplätze sorgt, am liebsten in drei Etagen übereinander, von denen man bequem den Prediger sieht und hört, daß ferner die Sakramente, Taufe und Abendmahl, „administriert“ werden können, wenn auch in dürftigster Weise, und schließlich, daß ein Platz da sei für Orgel und für Schüler zum Vorsingen. Von innerer Monumentalarchitektur konnte dabei natürlich nicht die Rede sein, alles wird mit in Holz eingebauten Emporen abgemacht. Unvermeidliche Säulen standen unregelmäßig und wurden als störende Notwendigkeit behandelt.

Garnisonkirche (Trinitatis) in Wolfenbüttel von Korb. Grundriß.

Sturm kommt hierbei der Reihe nach auf den quadratischen Grundriß, denselben mit vorspringenden Risaliten, das Dreieck, den langgestreckten Saal, (man staune) den rechtwinkeligen Saal, den Kreis und zuletzt auf das Achteck mit Risaliten, welches man auch als griechisches Kreuz mit abgeschrägten einsprin-

genden Ecken bezeichnen könnte. Letzterer offenbar der glücklichste Gedanke. Vor jede Form legt er dann, ob passend oder unpassend, einen quadratischen Glockenturm.

Wie sich Sturm die Aufrisse und Schnitte denkt, ist nicht ganz ersichtlich, doch nimmt er, trotzdem er die Gotik ganz unbeachtet läßt, in Beziehung auf den Stil eine durchaus selbständige Stellung ein und zeigt sich keineswegs befangen in der Richtung seiner Zeit. Von den antiken Ordnungen ausgehend, welcher Ausgangspunkt ihm als der einzig denkbare für eine Fassadengliederung gilt, verwirft er die krummen Züge des Barockstiles und will in möglichst strengem Schema einen für Deutschland passenden Klassicismus neu begründen. Auch hat er wohl in diesem Sinne günstig eingewirkt, wennschon ihn selbst die Kleinlichkeit des strengen Theoretikers und ein zu nüchterner puritanischer Geist von jedem höheren künstlerischen Schwunge fern hielt.



Frauenkirche in Dresden. Grundriß.

Seine Kirchenentwürfe sind meistens Hörsäle, und nur wenige, besonders wohl der zuletzt angeführte, lassen unmittelbar eine höhere Entwickelung zu. Doch entspricht seine Theorie den Anschauungen der Zeit, und wir sehen mehrere Beispiele, auf welche dieselbe nicht ohne Einfluß geblieben ist.

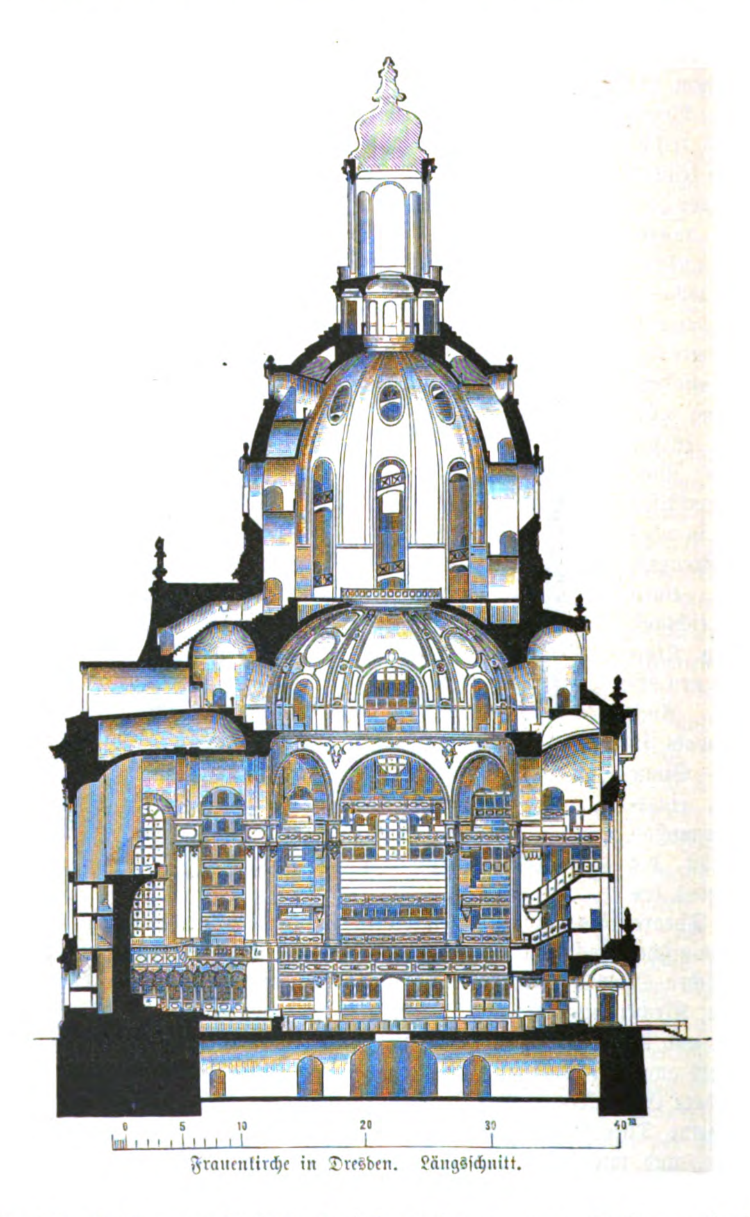
So erinnern die 1730 bis 1735 in Potsdam errichtete Garnisonkirche und der nach demselben Grundsatz erbaute Berliner Dom Friedrichs des Großen an den mit „länglicher Saal“ bezeichneten Kirchengrundriß Sturms. Eine runde Form findet sich später bei der Paulskirche zu Frankfurt a. M., und selbst die sehr sonderbare Winkelkirche, welche in der Mitte einen Turm und in dem anderen Winkel eine Pfarrerwohnung enthält, ist zweimal, und zwar in Freudenstadt und in Ruhla, ausgeführt worden.

Eine nicht uninteressante Bestrebung im Sturmschen Sinne ist die Garnisonkirche (Trinitatis) zu Wolfenbüttel 1705 von Korb. In einem länglichen Viereckraume bilden zehn korinthische Säulen, im Oval gestellt, ein Mittelschiff und zugleich den Abschluß für die Emporen. Zwei nicht vollendete Türme flankieren die in großen Zügen angelegte Giebelfassade, die mit sechs korinthischen Pilastern gegliedert ist. Ein Kanzelaltar schließt die Hauptachse mit nischenförmiger Umgebung ab.

Dem protestantischen Kirchenbau die höchste Ausbildung zu geben, die er bisher erfahren hat, war dann einem anderen vorbehalten als Sturm, und dieser war der geniale Dresdener Ratsbaumeister G. Bähr 1666 bis 1738. Sachsen war überhaupt das kunstsinnige Land des Protestantismus. Schon in dem Dresdener Schloßkapellenportal aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war ein protestantisches Kunstwerk der Renaissance geschaffen worden, wie sich in Deutschland kaum ein zweites von ähnlicher Vollendung vorfindet. Auch jetzt sollte Sachsen an der Spitze der protestantischen

Kunstbestrebungen einherschreiten. Wie Bramante vor dem Entwurf zur Peterskirche in Rom seine Studien an einer Menge kleiner Kuppelkirchen, die er in der Lombardei erbaute, gemacht hatte, so war es auch Bähr vergönnt, sich durch die Herstellung mehrerer kleinerer Kirchen in der Umgebung von Dresden eine gründliche Kenntnis und Ausbildung im Kirchenbau zu verschaffen, ehe er an die größte Aufgabe seines Lebens, die Erbauung der Dresdener Frauenkirche, ging.

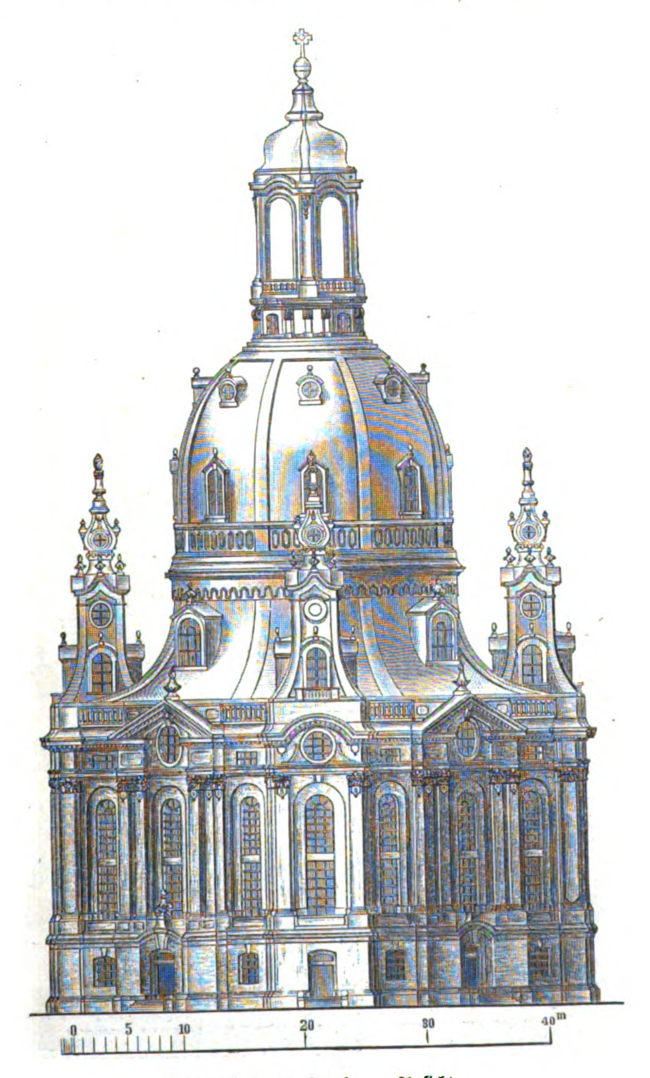
Charakteristisch ist, daß Bähr, der offenbar toleranter war als Sturm, in seiner ersten Kirche zu Loschwitz 1708 noch an gotische Motive anknüpft. Er machte ein einschiffiges Langhaus mit achteckigen Chören. Schon die Stadtkirche zu Schmiede-



Frauenkirche in Dresden. Längsschnitt.

berg 1713 bis 1716 zeigt eine Central-anlage in der Form eines griechischen Kreuzes. Noch geschlossener werden die Kirchen zu Hohnstein und Klingenthal, welche einen achteckigen Grundriß aufweisen und bei denen die Ausbildung der Emporen sich wesentlich steigert. Bei diesen letzteren Anlagen scheinen die Sturmschen Theorien nicht ohne Einfluß geblieben zu sein.

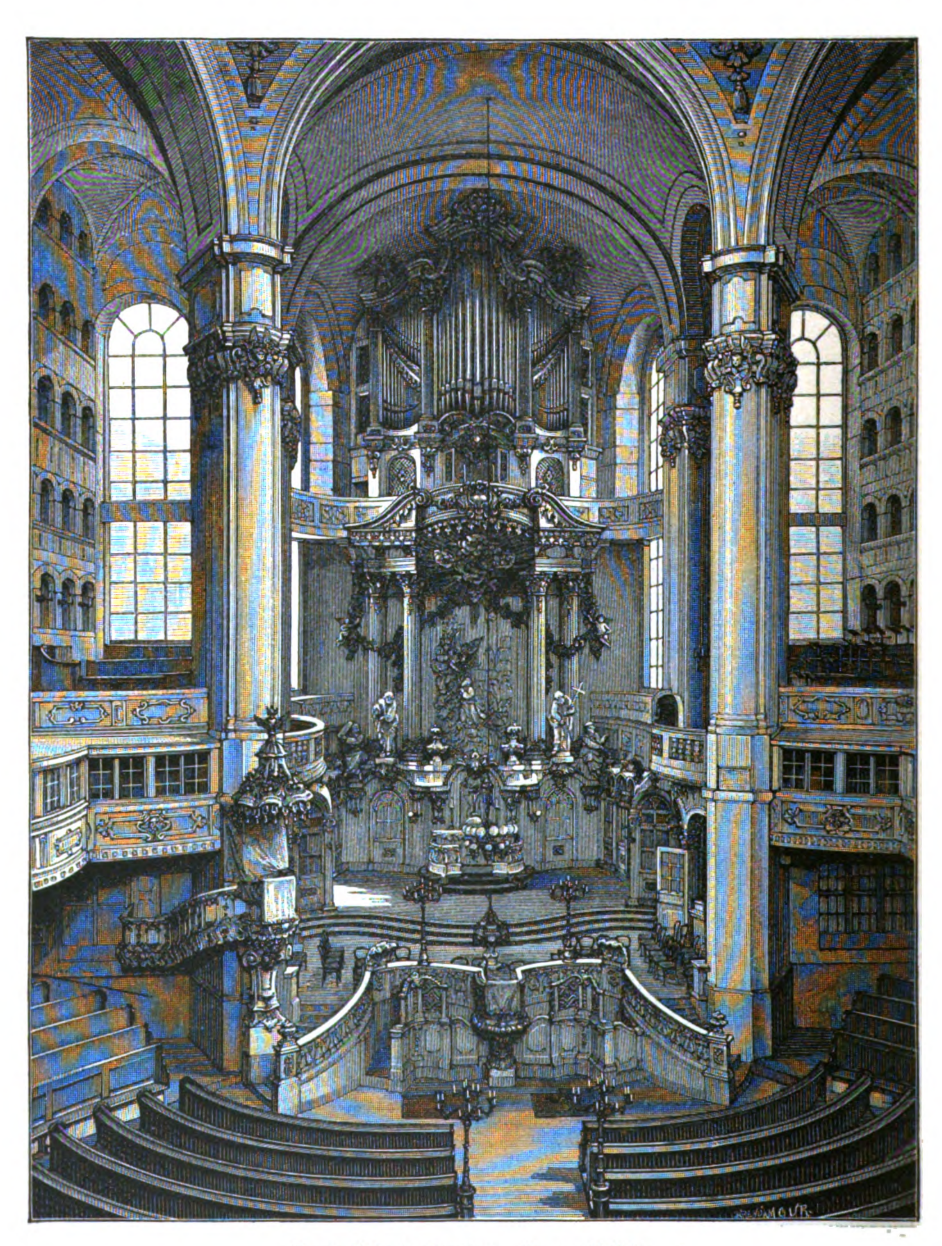
Die höchste Vollendung erzielt dann Bähr in der herrlichen Frauenkirche zu Dresden 1726 bis 1738. Es war ein geradezu epochemachendes Werk, und die ureigentlichste Idee des protestantischen Kirchenbaues kann heute noch ohne Berücksichtigung dieser Anlage nicht behandelt werden. (Eine meisterhafte Besprechung siehe bei Gurlitt, Geschichte des Barockstiles, Stuttgart, Ebner u. Seubert.)



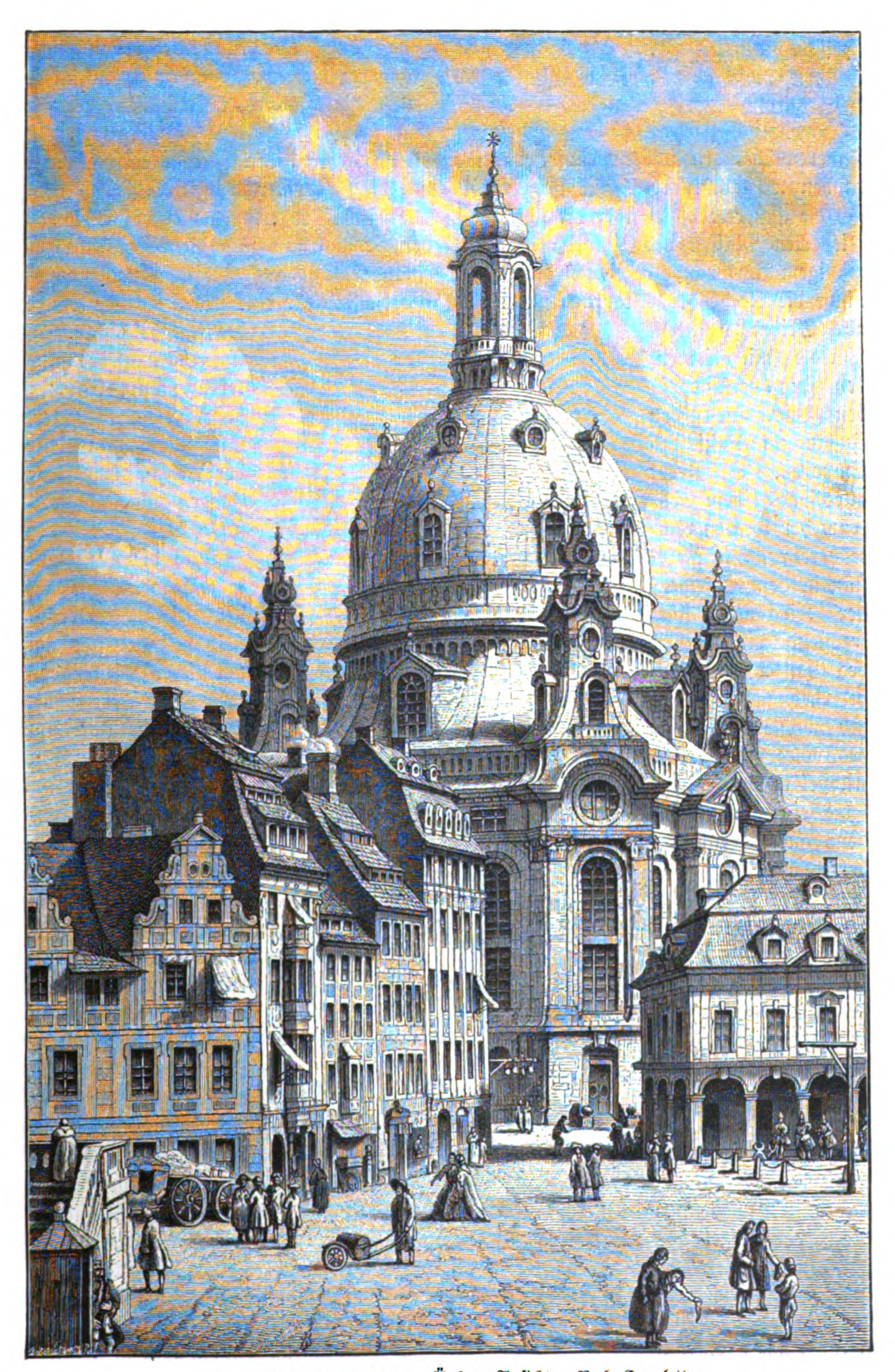
Frauenkirche in Dresden. Ansicht.

Wenn man die Quintessenz der bis dahin entwickelten Ideen für den protestantischen Kirchenbau zusammenfaßt, so findet sich dieselbe in jeder Beziehung aus-

gesprochen in diesem Bauwerke. Dasselbe spricht lauter als alle Abhandlungen das eigentliche Wesen des protestantischen Kirchenbaues aus. Es vereinigt in sich die volle Würde eines Gotteshauses mit den Ansprüchen, die man an die bequeme Benutzbarkeit für den neuen Gottesdienst machen mußte. Dabei tritt es in seiner Formation durchaus selbständig auf, gänzlich unbeeinflußt von früheren katholischen Baugedanken, trotzdem jeden profanen Charakter siegreich vermeidend. Es ist



Frauenkirche in Dresden. Innere Ansicht.



Frauenkirche in Dresden. Äußere Ansicht. Nach Canaletto.

ein wahres Resultat langjähriger ernster Bestrebungen, errungen ganz aus sich selbst heraus, urdeutsch ohne alle fremden Einflüsse.

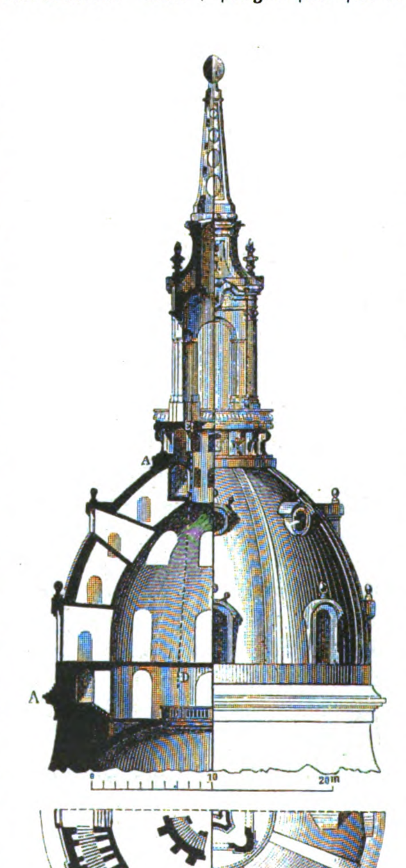
Harmonisch wölbt sich die Kuppel im Inneren über den acht Bogenpfeilern des runden Mittelschiffes, harmonisch erhebt sich die äußere Kuppel über die schön gegliederten Massen des Unterbaues. In mäßigem Vorsprunge bezeichnet die Chornische die Stelle des Altarraumes. Von allen Seiten vermitteln Portale mit kleinen, den Zug verhindernden Vorräumen den Zugang zu Schiff und Emporen. So strebt alles nach einem Centrum der idealen Gottesverehrung, kein selbständig emporsteigender Kirchturm stört trennend die Einheit des Ganzen, die Kuppelerhebung allein ist der höchste Ausläufer des Gotteshauses. Die Kuppel ist in origineller Weise ohne Tambour aus dem Dache herausgezogen, harmonisch mit dem Ganzen verwachsen. Vier Ecktürmchen auf den Treppenhaus-Risaliten vermitteln und bilden den Übergang. Die Architektur der Fassaden, in breite und schmale Risalite mit wohlthuender Abwechselung gegliedert, hat ideale Verhältnisse. Nach der Regel des goldenen Schnittes verhalten sich Gebälkhöhe zu Sockel- und Pilasterhöhe wie 1 : 2 : 4. Lange schmale Rundbogenfenster bezeichnen, wie in der Gotik, das Streben nach oben. Durch glückliche Teilung in der Mitte, wo sie die Emporen durchschneiden, wird das Überschlanke gemildert.

Es giebt keinen italienischen Kuppelbau, welcher innerlich und äußerlich einen gleich harmonischen Eindruck hervorbringt wie die Frauenkirche in Dresden.

In wohlabgewogenen Größen stehen der Predigtraum und die Altarnische zueinander, und auch die absoluten Abmessungen sind für eine protestantische Kirche die denkbar günstigsten. Das Lichtmaß des mittleren Kuppelraumes beträgt zwanzig Meter, und eine Quadratseite der Kirche hat eine Länge von achtunddreißig Metern.

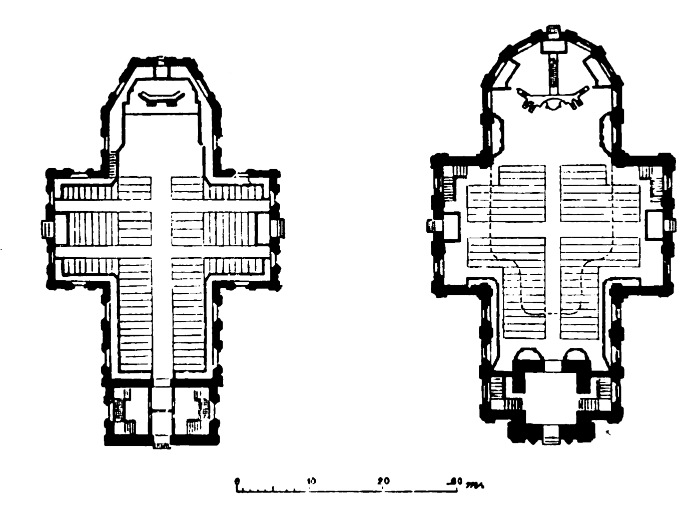
Auch die Kanzel ist in passender Weise von dem Altare getrennt und befindet sich am nördlichen Pfeiler des Chores. Der Taufstein steht im Vorraum des Chores unter den Stufen des Altares.

Das architektonische Detail ist barock, und es sind trotz dem sichtlichen Streben nach Einfachheit und Originalität der Altar und seine Umgebungen nicht ganz frei geblieben von Einflüssen der Jesuitenarchitektur. Mag man nun mit dem Stil der Frauenkirche und mit dem Detail im allgemeinen einverstanden sein oder nicht, sicherlich ist das Wesen des Baues durch keine Geschmacklosigkeit gestört. Aber die architektonische Formengebung bestimmt nicht ausschließlich der Künstler, hier wirken neben Kenntnis und persönlichem Geschmack die



Frauenkirche in Dresden. Kuppelhelm. Ursprünglicher Entwurf von Bähr.

ganze Richtung der Zeit und der Volkswille, ja selbst die Mode zusammen. Auch die Beurteilung und Auffassung bestehender Werke ist diesen Faktoren unterworfen. Liegt doch die Thatsache vor, daß dieser Aufgabe und sollte auch auf lange Zeit die einzige bleiben, doch schloß das keineswegs die Weiterentwickelungsfähigkeit dieses Gedankens aus. Noch störten die vier übereinander liegenden Emporen,



Lutherische Hauptkirche in Altona. Grundriß.

Dreifaltigkeitskirche in Hamburg. Grundriß.

dieses vollendete und in seiner Art einzige Werk Generationen hindurch ganz unbeachtet geblieben ist, und wahrlich nur wegen des Stiles, und noch heute glaubt jeder Kunstschriftsteller sich entschuldigen zu müssen, wenn er verschämt die Vorzüge des Werkes hervorhebt.

Unterließ es doch Semper wohlweislich, in seiner Broschüre über evangelische Kirchen, worin er seinen Entwurf zur Nikolaikirche in Hamburg erläutert, die Frauenkirche auch nur mit einer Silbe zu erwähnen, obgleich sie ihm unzweifelhaft stets dabei vorschwebte. Für das Projekt selbst aber hatte er den romanischen Stil gewählt, während ihm doch sicher ein auf der Antike basierender viel sympathischer und geläufiger gewesen wäre.

Mit der Frauenkirche hatte der protestantische Kirchenbaugedanke seinen Höhepunkt erreicht, und wenn sie auch so leicht nicht zu übertreffen war, so war derselbe doch keineswegs damit erschöpft. Es war die erste wirklich befriedigende Lösung deren Anschluß an die Pfeiler nicht recht gelöst war, ein wenig den Ernst, und durch eine freiere Gestaltung des Inneren wäre sicher eine noch weihevollere Wirkung zu erzielen gewesen.

Doch die nächste Zukunft brachte nichts Ebenbürtiges. Zu schwer war im Protestantismus die Begeisterung zur Raumeskunst zu erwecken. Kaum daß jene große künstlerische That einen entsprechenden Einfluß ausübte.

Fast gleichzeitig entstehen in Altona und Hamburg noch zwei Kirchen, teilweise nicht ohne sächsischen Einfluß, die sich in ihren Grundrissen sehr ähneln und auch das Motiv abgegeben haben für die später zu besprechende Michaeliskirche daselbst. Sie haben beide die Kreuzform mit kurzen Schenkeln ohne innere Stütze, ferner eckigen Chorschluß und Westfrontturm. Es ist deutlich zu erkennen, wie die Grundrisse nach und nach geschlossener werden bis zur ausgesprochenen Centralanlage. Die erste ist die Hauptkirche zu Altona 1742 bis 1743 von Dose, und

die andere die Dreifaltigkeitskirche zu Hamburg 1743 bis 1747 von Prey, demselben, welcher später bei der Michaeliskirche mitgewirkt hat.

Turmfassade der ehemaligen Jerusalemer Kirche zu Berlin.

Von den kirchlichen Bauten unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. zu Berlin bekundet die Jerusalemer Kirche 1728 bis 1731 noch keinen Fortschritt. Einfach in der Form eines griechischen Kreuzes mit vorgelegtem Turm angelegt, hat sie ringsum sich ziehende Emporen. Der Kanzelaltar wurde sogar in ganz unmotivierter Weise mit dem Rücken gegen den Haupteingang direkt an die Turmseite verlegt. Die Turmfassade zeigte charakteristische und nicht ungeschickte Entwickelung. Neuerdings ist die Kirche umgebaut.

Erst die Dreifaltigkeitskirche und die Böhmische Kirche 1735 bis 1737 zeigen, offenbar unter dem Einfluß der nahezu vollendeten Frauenkirche, die Absicht, dem Gedanken der Centralanlage durch Kuppelüberdeckung einen entsprechenden Ausdruck zu geben. Auch hier wurden innere und äußere Kuppeln übereinander angelegt, aber leider in Holz konstruiert. Die Grundrisse sind kreisförmig mit kurzen Kreuzesflügeln in oblonger Gestalt. Die Kanzelaltäre befinden sich vor den Apsiden und in der Böhmischen Kirche dem Altar gegenüber an der Eingangsseite die Orgel, während dieselbe in der Dreifaltigkeitskirche über Altar und Kanzel mit diesen zu einem architektonischen Aufbau zusammengearbeitet ist. Es sind nur schwache Versuche, dem bedeutenden Vorbilde nahe zu kommen, woran wohl die Aufwendung gar zu geringer Mittel hauptsächlich die Schuld trägt.

(Schluß folgt.)





Gräfin Kathinka.

Eine Erzählung in Briefen

von

Xanthippus.

II.

Den 29. Mai, abends.



Deine arme Kathinka soll nicht zur Ruhe kommen, und doch suche ich schon kein anderes Glück mehr als Ruhe. Ich war heute mittag vor Erschöpfung in Thränen eingeschlafen, und Konstantin hatte gesorgt, daß ich ungestört blieb. Ich hörte zu Tisch läuten, als ich mit dumpfem Kopfschmerz aufwachte. Ich zwang mich, hinunterzugehen, denn ich mußte Papa die nötige Aufklärung geben. Das zeigte sich jedoch als unnötig, denn José hatte sich bei ihm persönlich verabschiedet und hatte gebeichtet. Oder hatte der weltkundige Menschenkenner ihn so erraten? Ich war froh, daß es so war. So war es ja gewiß sehr gut. Das gute, milde Wort des alten Herrn muß ihm ein besseres Reiselabsal geworden sein, als es meine Unruhe hätte sein können.

Die Tafel war heute recht still; ich aß nicht und die Hausgenossen flüsterten, wie wenn eine Leiche im Hause steht und man die Trauerzeugen erwartet. Es war, als sei ein liebes Familienglied gestorben. Die Seidel ließ mir bei Tisch sagen, sie müsse mich verlassen, und ersuchte mich um ein Zeugnis. Ich stand sofort auf, es ihr zu schreiben, und suchte ihr noch ein Andenken heraus, ein goldenes Herz an einer Kette; ich that eine Haarlocke hinein und war so gutmütig, auf ihr Zimmer zu gehen, um ihr zu danken und adieu zu sagen. Über die Veranlassung ihres plötzlichen Entschlusses fiel kein Wort. Ich werde sie doch vermissen, so einfältig sie war. Sie war weich und zerfloß in Thränen, als ich ging. Ich selbst war nahe daran, ihr um den Hals zu fallen und mit ihr zu weinen. Natürlich ist es besser, daß ich der weichlichen Stimmung widerstand.

Es war schwül und drückend in den Zimmern, mein Kopfschmerz hielt an, ich mußte hinaus. Am liebsten wäre ich mit der Seidel hinausgefahren, zum Bahn-

hof und dann weit, weit fort ins freie Land. Aber das ging jetzt nicht. Auch hatte es mein Unstern anders mit mir vor.

Ich ging allein durch den Garten in den Park und über den Steig durch die Saaten. Als ich beim Försterhause vorbeikam, sahen die Leute mich verwundert an, aber ich lockte die schüchternen Kinder an mich und versprach ihnen Naschwerk, wenn sie mich auf dem Schlosse besuchten. Ich achtete nicht der erstaunten Mienen der Försterin und der alten Großmutter und ging weiter in den Forst hinein. War mir doch zu Sinn wie den Kindern im Märchen, die in die Welt gehen, weiter, immer weiter. Mit tiefen Zügen trank ich die würzige Luft.

Mir war leichter geworden; in der tiefen Ruhe des Waldes empfand ich die Wollust des Schmerzes. Ich verfolgte mit Anteil das Spiel dreier Elstern, da wohl zwei Männchen um ein Weibchen buhlten. Die Rufe der Vögel entzücken mich immer, sie sind so gesund, so wahr. Selbst das helle Pfeifen des Käuzchens, wenn es wie auf Socken durch die Luft läuft, macht was in mir mitschwingen.

Und, wie aber auch das Leblose, Unbedeutende bedeutend werden kann, wenn es einer uns bewegenden Empfindung begegnet! Ach, unsere Stimmung ist es ja überhaupt nur, die allem Dinge Bedeutung verleiht. Also, wie ich so gehe und nichts betrachtend auf den Boden starre, glänzt da was und ich bücke mich unwillkürlich danach. Was war's? Ein einfacher alter Messingring, der geborsten war.

Wie konnte nur dieser Zufall mich so erschüttern! Das Ringlein sprang entzwei, — mein Liebchen ist verschwunden — ich möcht am liebsten sterben — — das ganze wunderbare Lied klang in meiner Seele.

Du weißt vielleicht gar nicht und magst dich wundern, daß ich es weiß, gute Ludischka — ich wüßte es eben auch nicht, wenn nicht vor einiger Zeit Pater José im Gespräch in seiner lehrhaften Weise es uns beigebracht hätte —, daß Eichendorff das Lied ursprünglich einem Mädchen in den Mund giebt. Das ist ja doch auch das einzig Richtige, und man begreift kaum noch, wie man sich den Müllerburschen dabei kann vorgestellt haben, der sich sehnt, Spielmann oder Reiter zu werden. Du lieber Gott! Dem steht's ja frei, aber das arme Mädel, die kann's nicht, sie muß am liebsten sterben wollen.

Ich komme mit all der Gelehrsamkeit doch nicht um die Sache herum. Was magst du von deiner armen Kathinka denken? Wie oft hat man das Lied singen hören, mit gesungen, ohne etwas dabei zu denken, und jetzt — ich hob das wertlose Ding auf und will es als Andenken an den freilich auch so unvergeßlichen 29. Mai bewahren. Ich bin völlig unfähig, dir das Hin- und Herwogen von Empfindungen zu schildern, in das ich nun plötzlich aus meiner Ruhe geschleudert war. Armer Freund! Möchtest du ahnen können, wie gesinnt zu dir ich hier stehe, es würde dir wohlthun! Wie sehr bedarfst du heilenden Balsams! Wer ihn in deine Wunden träufeln könnte! Natur, die du mich umfängst mit deiner Stille, in der du mächtig wirkst, laß ihn deine Herrlichkeit empfinden, laß ihn vernehmen die Harmonie deiner Unendlichkeit, bewältige sein Herz und stille seinen Krampf.

Und wieder klagte ich mich an: ich hätte doch ein freundlich Wort des Abschieds noch dem Scheidenden, noch einen Segen hätte ich ihm erteilen sollen!

Wie zürnte ich mir. Du, süße Ludischka, sollst alles wissen, was ich mit meinem Herzen geredet. Ich sah ihm scharf ins Auge und sagte ihm auf den Kopf zu: wenn du Liebe so tief verstehst, so liebst du ja schon. Und das arme ertappte Herzchen, es zitterte und sagte nicht nein und wagte nicht zu sagen ja.

Nun höre, was sich Schaudervolles begab. Ich war immer weiter gewandert, unbewußt, dumpf, wie der einzige Goethe sagt, getragen von den wogenden Fluten der Empfindung, geblendet auch von dem hinter den letzten Fichten hin-

durchschimmernden Glanze des sinkenden Tages, so daß ich nicht vermochte, das Nächste deutlich zu erblicken, da steht unheimlich und groß mit einemmal ein Mann vor mir, stürzt mir zu Füßen, ergreift die Hände und läßt mich nicht los.

„José!“ rief ich entsetzt.

„Komm mit! komm mit! Kathinka! Was willst du hier? Komm, o komm doch! Was zauderst du? Ich lasse dir doch keine Ruhe hier oben im Lichte; ich verfolge dich, bis ich dich habe, dort wo Friede waltet und Ruhe. Was stehst du so versteinert da? Ist dir's ein Märchen, Kind, daß, die vor Liebe starben, von den Toten wiederkehren und weiter werben, bis sie ihren süßen Schatz sich heimgeholt? Sieh mich nicht so an mit Bedauern; beneiden sollst du mich, und mir ziemte, um dich zu weinen, wenn nur Tote Thränen hätten. Kathinka, besinne dich! Willst du noch nicht?“

„José,“ rief ich mit letzter Kraft, „lassen Sie mich!“

Er sprang auf und ich sah in ein tief verstörtes Antlitz. Das stiere Auge blieb fest auf mich geheftet, aber der straff aufgerichtete Leib begann zu zittern und zu schwanken. Ich suchte ihn zu stützen, ihn zum Sitzen zu bringen. „Mein Gott, José, was ist mit Ihnen?“

Er starrte mich an, wie wenn er taub wäre oder mir zu verstehen geben wollte, daß er nur unverstandenen Schwall vernehme.

Wieder ergriff er meine beiden Hände, legte sein Gesicht hinein und saß lange so, und ich konnte ihm nicht wehren.

Dann sank er erschöpft zurück gegen einen Stamm, und ich konnte meine Hände frei machen. Der Unglückliche! Ich wußte nun alles. Mit welchen Gefühlen stürzte ich zurück ins Försterhaus und schickte die Leute hin, José abzuholen. Ich befahl ihnen alle Sorgfalt und strenge Überwachung. Das Mädchen mußte zum Hofe hin eilen, dort anzuordnen, daß man sofort den Arzt zu holen habe. Es war fast Nacht, als ich zurückkam. Konstantin hatte mich gesucht; er kam mir auf seinem Pony entgegen durch das Rapsfeld. Ich war ganz unfähig, ihm etwas mitzuteilen. Papa ist schon zu Bett. Der Arzt soll noch kommen. An Schlaf ist lange noch nicht zu denken. Das war der 29. Mai, Ludoiska. Sage mir, sind wir denn schuldig, so zu leiden? Ist es denn schon Verbrechen, geboren zu werden? Was soll aus uns werden?

* *
*

Den 4. Juni.

Ein Wunder wäre es in der That nicht, meine gute Ludischka, wenn ich krank wäre, wie du fürchtest. Aber die Aufregung und Sorge läßt mich noch nicht dazu kommen. Ich darf dich nicht länger warten lassen und schreibe dir daher in Kürze, was wir von dem Schicksal des armen José jetzt wissen. Der Arzt hält seinen Zustand nicht für hoffnungslos, verlangt aber äußerst sorgfältige Behandlung. Er ist der Ansicht, daß die ungewohnte Umgebung in einer Anstalt für Gemütskranke ihm eher schädlich werden könnte, und ergriff lebhaft meine Idee, ihn zu seiner Mutter bringen zu lassen, die in Prag wohnt. Ich habe ohne Umschweife an die gute Frau geschrieben und hoffe, daß sie ihn dem Leben wiederschenken werde. Noch ist José draußen beim Förster; man schickt ihm Zeitungen und Bücher und hält ihn, ohne daß es auffällt — wenigstens hoffen wir das —, im Auge; der Arzt giebt vor, wegen der Försterin zu kommen und die Gelegenheit zu benutzen, sich mit José zu unterhalten, ist indessen gegenüber der eigentümlichen Schlauheit der Wahnsinnigen nicht ganz sicher, ob er nicht selber von seinem Patienten observiert werde. Die Zustimmung der Mutter, vielleicht sie selbst, kann jeden Augenblick hier eintreffen. Ziemlich unerklärlich bleibt es noch, wie José in den Wald zurückgekommen ist. Er ist am 28. abends in offenem Wagen nach M. gefahren, und der Kutscher, der ihn zwar sehr niederge-

schlagen, aber doch im übrigen ganz wohl bei Sinnen gefunden hatte — gnädige Frau Gräfin, hatte er freilich vorsichtig hinzugefügt, bei solchen Herren kann unsereiner das beim besten Willen nicht immer genau wissen, ob es ganz richtig im Oberstübchen ist — der Kutscher also hat selber noch gesehen, wie er sich das Billet löste. So hat er auch noch allerlei Grüße an die Hausgenossen bestellt. Das Eisenbahnbillet hat man nun noch bei José vorgefunden. Er muß also zu Fuß während der Nacht die vier Meilen zurückgeirrt sein und hat dann in dem Forst sich aufgehalten, wahrscheinlich ohne Schlaf, bis zu dem unglücklichen Begegnis. Sage mir, ist es nicht eine wunderbare Fügung, daß ich ihn dort aufsuchen mußte? Zog mich nicht eine geheimnisvolle, unentrinnbare Macht vorwärts?

* * *

Den 6. Juni.

Die Mutter Josés ist hier, eine herrliche alte Frau. Sie hat nur den einen Sohn, der ihr Stolz und ihre Stütze war. Schon aus gewissen geheimnisvollen Andeutungen der letzten Briefe Josés wußte sie, daß es mit ihres Sohnes Herzen nicht richtig stünde. Eine Mutter sieht scharf, liebe Gräfin, sagte sie zu mir. Ich konnte ihn nicht retten, nur für ihn beten, und nun, seit ich Sie gesehen, weiß ich, daß er nicht zu retten war.

José war zuerst verwundert, dann aber glücklich, seine Mutter zu sehen. Es steht zu hoffen, daß er ihr willig nach Prag folgen werde. Ich komme morgen mit Konstantin zu euch, liebe Ludoiska, damit man ihm mit Wahrheit sagen könne, daß ich nicht mehr auf dem Schlosse bin. An den Armen habe ich noch geschrieben und die Mutter gebeten, ihm in guter Stunde den Brief zuzuwenden. Daß ich für José und die Mutter sorge, ist ja selbstverständlich. Er soll nichts entbehren, was er in guten Häusern hat schätzen lernen. Er gehört zu den vornehmen Naturen, die in allem Luxus des Reichtums sich sogleich mit der Sicherheit zurechtfinden, die wir haben können, für die das keines besonderen Aufhebens werte Dinge sind, deren Entbehrung uns jedoch empfindlicher sein würde als ihm. Der Brief selbst, von dem ich sprach, soll auch dir verborgen bleiben, Liebe. Ich habe ihm gesagt, daß der Inhalt dieser Zeilen das Geheimnis unserer Freundschaft bleiben werde. Möchten sie seinen umdüsterten Sinn erhellen helfen! Du glaubst doch nicht, liebe Ludoiska, daß ich ihm nachträgliche Liebeserklärungen gemacht habe? In unserem irdischen Sinne wahrlich nicht. Ich glaube, ich habe gethan, was ich mußte, und fühle mein Herz befreit.

Morgen also werde ich dich sehen. Ich freue mich unendlich darauf, aber du mußt sanft mit mir umgehen. Betrachte mich als eine Genesende, die vor Rückfall zu hüten ist. Ich bin jetzt sechsundzwanzig Jahre alt und lebensmüde. Das ist unnatürlich. Du mußt mir Lebensmut und Wärme wiedergeben. Du kannst es, tiefe, volle Seele du.

Wohl fühl ich es, ich schließe hiermit einen Abschnitt meines Lebens. War mein Schicksal im ganzen nicht beneidenswert, ich dank ihm doch. Wieviel bleibt mir noch, wie bereichert es mich täglich, wie das eigene sittliche Wesen, das Beste in mir, in dem geliebten Kinde frischer, reiner, stärker mir entgegenwächst. Ich habe Konstantin, ich habe dich, ich habe die Sorge für den Freund, für meinen Vater. Ich habe, und auch das ist ein schmerzhaftes Glück, ein volles Herz, das mit Zittern die Kräfte gewahrt, die in ihm schlummerten. Leben wir denn noch ein Weilchen!

* * *

Bad T., den 24. Juni.

Ich habe mich hier so ziemlich häuslich niedergelassen und hoffe, du kommst auch noch. T. gilt ja für eines der langweiligsten Bäder der Welt; ich glaube,

man verleumdet es. Meiner Frau Schwiegermutter mußte ich doch endlich entrinnen. Ihre Nachforschungen nach meinen Beziehungen zu dem unglücklichen José wurden so aufdringlich und beleidigend, daß ich sie lieber durch schnelle Abreise abschnitt, als daß ich mich hinreißen ließ, ihr die schuldige Ehrfurcht geradezu aufzukündigen. Dabei sehe ich nicht einmal recht ein, welches Interesse man haben mag, mich zu kompromittieren. Wenn ich nun so elend gewesen wäre, die Neigung auch zu erwidern, die einzuflößen ich ja leider im stande war, hat einer das Recht, mich darum zu schelten? Und nun gar die Romiroff, wie käme denn sie dazu? Gleichwohl sehe ich kein anderes Motiv als dieses abgeschmackt-humane: weiß ich dich im Kleinen schuldig, so mußt du meine große Lumperei gelten lassen. Als ob die Schuld, die mein Herr Gemahl auf sich geladen, dadurch aus der Welt geschafft oder wett gemacht werden könnte! Aber auch den Gefallen würde ich ihnen gern thun, wenn in meiner Seele irgend eine Neigung dazu vorhanden wäre. Aber wirklich, Liebe, es lüstet mich nicht danach, und so werde ich denn wohl ein stiller Vorwurf für diejenigen bleiben, die mich ihrer eigenen Art ähnlicher wünschen.

Du weißt, Ludoiska, daß ich durch die Stipulation meiner sogenannten Ehe das Recht erworben habe, mich als Geschiedene zu betrachten. Du weißt freilich auch, daß ich auf dieses Recht keinen Anspruch mache. Abgesehen davon, daß ich der Gesellschaft nachträglich recht geben würde, paßt es nicht in mein ganzes Wesen. Vielleicht täusche ich mich, doch möchte ich glauben, ich würde jede Neigung bekämpfen, die mich dazu verführen könnte, einem geliebten Manne nur heimlich und ohne die Billigung der sittlichen Ordnungen unserer vortrefflichen Welt anzugehören. Manchmal habe ich indessen ganz ketzerische Gedanken über dieses Kapitel. Das Beste ist gewiß, wir halten uns an das „führe uns nicht in Versuchung“. Was Liebe aus uns machen kann, ich weiß es ja nicht, ahne es bloß. Nun, ich will auch nur gegen mich streng sein, gegen andere mild und nachsichtig und — nicht wahr, das gestattest du mir, teure Ludischka? — ein klein wenig neidisch.

Konstantin hat wieder Ferien. Den Kandidaten, den ich in Dresden engagiert hatte, habe ich entlassen müssen. Seine Borniertheit wurde nur von seiner Anmaßung übertroffen. Gegen Konstantin war er schroff und lieblos, gesellschaftlich einfach unmöglich. Ich wünschte wohl, Doktor Mailand, den ich hier kennen gelernt habe, ließe sich gewinnen. Ein fein gebildeter junger Mann, das heißt, seine sieben-, achtundzwanzig wird er haben. Er hat allerdings die Absicht, sich als Docent zu habilitieren. Das könnte er ja vielleicht doch.

Da ich den Luxus einer Gesellschafterin nicht entbehren mag, so habe ich mir wieder eine engagiert und bin ganz verliebt in meine Acquisition. Sie heißt Mathilde Reinwald, ist ganz auffallend hübsch, frisch, munter, spricht ein elegantes Französisch. Das Schönste ist, daß sie auf dem Klavier vollständig zu Hause ist, so daß wir beide nach Herzenslust zusammen spielen können. Sie kann einem warm machen damit, denn sie accommodiert sich zwar sehr geschickt und fein empfindend, aber sie versteht es auch, durch die Art ihrer Begleitung zu leiten, zu mäßigen und zu steigern. Man muß ihr herausgeben, was man in der Seele hat, wenn sie will. Item, ein liebes Ding. Sie hat es natürlich auch gut bei mir. Sie darf sich als meine Freundin fühlen, nicht als angestellte Dame. Wenn ich frivoler wäre, so glaube ich, könnte ich Doktor Mailand mit ihr ködern. Er ist ganz hingerissen von ihrem Spiel. Aber mir liegt die Geschichte mit der Seidel noch in den Gliedern.

Von unserem unglücklichen Freunde verhältnismäßig gute Nachrichten. Er ist, heißt es, still und fleißig, macht sich tausend Excerpte aus Büchern und zwar, wie der Arzt sagt, mit Plan und Ge-

schick. Freilich handelt es sich lediglich um gelehrte Kompilation, wörterbuchartige Weisheit. Von eigentlicher Produktion ist nichts zu merken. Er ist im Einzelnen und Kleinen vernünftig, der Arzt meint sogar scharfsinnig, aber er bringt es auch nicht darüber hinaus. Das ist vielleicht gar kein positives Zeichen der Verrücktheit, es soll sehr renommierten Gelehrten ganz genau so gehen.

Publizieren wird er also wohl nichts. Er ist sehr menschenscheu. Mein Name und alles, was an seinen Aufenthalt in unserem Hause erinnert, darf nicht erwähnt werden, dann verfällt er in seine fixe Idee, nach welcher er der Graf ist, dem sein Informator mit der Frau durchgegangen sei. Er stößt dann ungeheuerliche Drohungen gegen diesen aus, der durch satanische Künste die Unschuld, er meint mich, umgarnt habe. Poveretto!

Ich zerstreue mich indes aufs äußerste, mache ein großes Haus und befinde mich, Gott Lob, recht wohl. Der Konstantin wird mir nur zu sehr verhätschelt. Denke dir, ich habe mir eine Equipage mit zwei reizenden Falben angeschafft, ein Reitpferd für mich, einen Pony für Konstantin, ein Pferd für den Reitknecht, und ich bin nahe daran, auch für Mathilde ein Tier zu kaufen. Sie muß sich allerdings ganz reizend zu Pferde machen. Unsere Gesellschaft ist sehr distinguiert, dabei doch sehr heiter und ungezwungen. Ich habe meinen besonderen Spaß daran, einige grenzenlos steife alte Damen durch meine sogenannten „Excentricitäten" zur Verzweiflung zu bringen.

Du siehst wohl, meine liebe Ludischka, ich bin so glücklich, wie ich es ohne dich sein kann. Adieu, Herz!

* * *

Den 1. Juli.

Beste Ludoiska! Du hast wohl recht, mir für die Wahl des Prinzen-Erziehers die größte Vorsicht anzuempfehlen; bin ich doch selbst ängstlich geworden. Auch das ist gewiß richtig, daß ich lediglich auf Konstantin bedacht sein darf und nicht darauf, auch für mich und unseren Kreis ein gesellschaftliches Talent zu gewinnen. Ich habe freilich Grund — du mußt nicht denken, daß ich dir deine Freimütigkeit übel nehme, Gott bewahre —, nicht bloß an meine Umgebung, sondern auch an mich selber zu denken. Du hast eine reichere Erfahrung als ich, und auch die meine könnte schon ausreichen. Es ist in der That eine nicht ganz gefahrlose Situation, im täglichen nächsten Verkehr mit einer jungen Frau zu leben — nicht wahr, Ludischka, dazu rechnest du mich noch, und, entre nous, wenn ich will, sehe ich wirklich ganz erträglich aus —, mit einer jungen Frau also, die über alle Rechte ihres Herzens frei zu verfügen hat und unter Umständen, die notwendig eine Gleichheit des Interesses schaffen, insofern der Instruktor ja das Beste seines Zöglinges will, der der beste Besitz des Herzens der Mutter ist.

Ich fühle recht gut heraus, Liebchen, daß deine Warnungen eine ganz bestimmte Persönlichkeit im Auge haben, und du weißt noch gar nicht einmal, von wie empfehlendem, angenehmem Betragen, von wie feiner, durchaus nicht einseitig gelehrter Bildung der Doktor Mailand ist. Nun, ich denke auch deshalb schon gar nicht mehr an diesen und, aufrichtig gestanden, ich bin nahe daran, Konstantin in ein schweizerisches Pensionat zu geben. Ich könnte auch eine Stelle im Vitzthumschen Gymnasium für ihn haben. Ein Professor dieser sehr gerühmten Anstalt ist hier zur Kur — nebenbei gesagt, in allem das entschiedene Widerspiel des Doktors — und würde sich gewiß leicht dazu verstehen, Konstantin in sein Haus zu nehmen, wo er gesittete und begabte Knaben als Umgang gewönne.

Doch das bedarf noch der Überlegung, des Herzens mehr als des Verstandes, Ludoiska. Die Frage ist, werde ich fähig sein, die Trennung von Konstantin zu ertragen. Ich werde ihn ja ohnehin über kurz oder lang in die väterliche Gewalt ausliefern müssen, ist es mir zu ver-

argen, wenn ich ihn, so lange es noch möglich, krampfhaft festhalte?

Ja, um alles zu sagen, ist die Nähe unserer Kinder nicht ein starker schöner Halt für unser sittliches Leben? Ich habe doch auch schon beobachtet, daß fatale Komplikationen am öftesten und leichtesten in kinderlosen Häusern passierten, oder in solchen, die ihre Kinder nur in den Ferien sehen.

Du siehst, ich bin ängstlich geworden. Ja, meine Gute, ich bin es geworden, seit ich weiß, daß ich ein empfindliches, vielleicht zu empfindliches Herz habe.

Glaubst du, daß ich Tante Wera zu mir nehmen soll? Es wäre in manchem Betracht bequem für mich, nur würde sie ihrer Natur nach das Oberkommando im Hause führen wollen. Addio!

P. S. Ich halte es doch für Pflicht, noch zu bemerken, daß Doktor Mailand ein geselliges Talent in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes gar nicht einmal ist. Mathilde findet ihn eher stolz und ablehnend als anziehend. Dann ist er mehr angezogen als anziehend; denn wie ich wohl schon sagte, er findet ihr Spiel entzückend. Es ist aber auch ein Vergnügen; ich mag gar nicht mehr vor Zuhörern spielen, seit sie hier ist.

* *
*

Bad T., den 10. Juli.

Das Leben hier ist jetzt so rauschend, daß ich kaum zu mir komme. Um das zu können, muß ich zu dir kommen, meine Liebe.

Wegen Konstantins bin ich recht in Sorge. Das glänzende, wenigstens flitternde und knitternde und im Grunde doch so hohle Treiben, in das er seine Mutter verflochten sieht, denn ich bin nun einmal einer der Brennpunkte des hiesigen Gesellschaftslebens, die Unmöglichkeit, ihn von der zerstreuenden Welt fern zu halten, dazu die Verhätschelung, der er von allen Seiten ausgesetzt ist, das alles kann nicht anders als schädlich auf ihn einwirken. Mathilde hat ihn augenblicklich in Zucht, aber du kannst dir vorstellen, daß das fast noch schlimmer ist, als wenn man ihn frei herumlaufen ließe. Das Beste ist nur, daß er im Grunde ein kreuzbraver, bescheidener, dankbarer Kerl ist. Darf ich ihn denn schelten, daß er die Schwächen eines Mädchens sich zu nutze macht, die von Erziehung trotz ihrer Eigenschaft als Erzieherin doch gar nichts oder herzlich wenig versteht? Ich komme nicht einmal dazu, ihm die gewohnten Klavierstunden zu geben, und Mathilde langweilt das natürlich, sie treibt viel lieber mit dem Jungen Unsinn. Die Folge ist denn auch, daß er rückwärts lernt.

Ich sehe wohl, liebste Ludischka, unser eigenes Leben muß ernster, einfacher, gehaltvoller, ganzer werden, wenn wir nicht bei der Erziehung unserer Kinder durch Beispiel und Sorglosigkeit verderben wollen, was selbst ein guter Pädagog heranzubilden wußte.

Was sieht und hört der Knabe nicht alles! Dir brauche ich ja wohl nicht zu sagen, welche Interessen unsere gegenwärtige Gesellschaft, die sich immer noch, wie ehedem, selber die gute nennt, ausfüllen. Ach! ich bin durchaus nicht frei von dem Zauber all dieser Nichtigkeiten, Fadheit, Elendigkeit. Was ist es denn, was wir high life nennen? Eitler Prunk, pikante Klatschhaftigkeit, ein bißchen herumklimpern an den Saiten unseres Herzens, Schein zur Verdeckung der grausen Öde, in der wir herumschmachten. Die Menschen, die wirklich was sind, betrachten unsere Geselligkeit als eine harte Plage, der sie sich so bald als möglich wieder entziehen.

Es ginge aber noch, wenn wir uns bloß mit Oberflächlichkeit und Langerweile die Zeit vertrieben, aber wir werden schlecht dadurch. Es geht uns mit dem ästhetisch Schönen und Großen so, wie mit dem Edlen und Hohen des praktischen Handelns: das Verständnis dafür, der Zug dahin, die Begeisterung verflüchtigen sich uns, wenn wir uns gewöhnen, jede Lumperei als superbe, merveille,

stupendo, gottvoll, entzückend zu bezeichnen. Übler aber muß die selbstverständliche Nachsicht wirken, mit der wir das Unsittliche ertragen, bemänteln, belächeln. Man wittert eine gewisse sittliche Fäulnis, aber man verdeckt sie durch Parfüm. Das verderbliche Laster, der moralische Selbstmord des Spielers zum Beispiel, wird traktiert wie ein ganz unschuldiger, ja selbstverständlicher Hang, von dem man erst spricht, wenn er sein Opfer gefällt hat.

Ich weiß wohl, es ist nicht immer so gewesen und braucht also nicht notwendig so zu sein. Hoffen wir also, daß sich's wieder einmal zum Besseren wende, daß die gute Gesellschaft wenigstens das offenbar Eklige als nicht gentlemanlike von sich fern halte.

Du weißt, ich bin nicht rigoros — bin ich mir doch nur zu sehr bewußt, wie vieler Nachsicht ich selber bedarf — aber ich vermag oft einen tiefen Abscheu nicht zu unterdrücken, wenn ich sehe, wie man die verfänglichsten Geschichten mit beifälligem Lächeln vorträgt, die bedenklichsten Verhältnisse gelten läßt — aber natürlich bloß in unseren Kreisen, und sich allenfalls mit einem Bonmot abfindet.

Weißt du, Liebe, was ich der Gesellschaft eigentlich am meisten übel nehme? Das ist die bei aller vorgegebenen Aristokratie ihr tief innewohnende demokratische Nivellierungssucht. Der bedeutende und tüchtige Mensch erscheint in der allgemeinen Atmosphäre unbedeutend und albern. Er muß sich gedemütigt fühlen, sobald ihm das zum Bewußtsein kommt. So sehe ich selbst diejenigen Gäste, die mir die liebsten wären, mit Bedauern kommen und nicht ohne Neid gehen.

Ich gebe trotz alledem dem steifen Pedanten, dem Moralisten, noch nicht recht, denn er verkennt auch die guten Seiten, die uns ewig anziehen müssen. Es kommt doch bei allem darauf an, wie man sich selber dazu stellt. Und wir Frauen sollten vielleicht nicht klagen, uns ist, wenn wir es vermögen, immer ein weites Gebiet der Entfaltung unserer — nenn es meinetwegen Reize, gegeben. Wenn wir dem männlichen Geschlechte gern einräumen, daß sein vorzügliches Glück in der freien Bethätigung der geistigen Kräfte beruhe, soll nicht auch für das unsere gelten, daß wir unserer Seelenkräfte in freiem Spiele froh werden, und dürfen wir nicht ohne Sorge, niederer Koketterie geziehen zu werden, den Boden betreten, der uns dieses freie Spiel erst möglich macht? Mich dünkt, das Ziel der edlen Geselligkeit, wenn sie sich über das bloße Bedürfnis der Erholung erhebt, sollte Erhaltung und Bestärkung in jedem schönen und guten Streben sein, und wenn wir sehen, daß dazu den Männern der Beifall, die Bewunderung, sagen wir die Liebe des schwächeren Geschlechtes ein starker Helfer ist, hat dann der — im Vertrauen gesagt — doch herzlich langweilige Professor recht, sich in unserer Gesellschaft nur von Gecken und Koketten umgeben zu wähnen? Was ihr Koketterie nennt, sagte ich ihm ganz offen, das brauchen wir einmal notwendig, es ist ein Lebensbedürfnis, und eine Frau, die nicht mehr gefallen möchte, kann auch nicht gefallen.

Das bestreite ich, gnädige Frau, erwiderte der Professor, der seine Weisheit aus Schopenhauer bezogen zu haben scheint, schön sei nur die unbewußte Neigung, die sich nur durch Verstecken verrät, und schön nur die äußere Erscheinung, die uns ahnen läßt, daß das Weib mit Leib und Seele zurückhält, daß sie etwas Begehrenswertes zurückzuhalten habe. Und so einmal im Eifer, fuhr der alte Grobian fort: Wie macht ihr es dagegen? Ihr entblößt euch, ihr tragt euch an! Ich will dich, beste Ludoiska, mit der weiteren Expektoration nicht langweilen, die ich abschnitt, wiewohl ich nicht zu leugnen wage, daß sie immerhin einige Brocken Wahrheit enthalten mochte. Aber verletzt die Wahrheit nicht die ihr zustehende Unparteilichkeit, zerstört sie nicht ihre Wirkung, wenn sie ohne Not ungalant und unliebenswürdig wird?

Doch nun ist's wahrhaftig genug. Du

bist hoffentlich in der Mitte dieses Briefes eingeschlafen, träume süß, ich küsse dich leise auf die Stirn und gehe auch zu Bett. Der liebe Mond schwebt eben über den Kastanien herauf. Er wird noch tausend Geschlechtern nach uns den Dienst thun, Erreger und Träger ihrer Sehnsucht zu sein. Aber du schläfst ja schon. Still! Gute Nacht, Liebchen.

* *
*

Den 11. Juli, früh.

Habe recht wenig und unruhig geschlafen. Daran war der liebe Mond schuld.

Konstantin ist meine große Sorge. Ich nehme ihn nicht mehr mit auf die Promenade. Das Reiten habe ich ganz eingestellt, im Wagen jedoch muß ich mich schon jeden Tag ein wenig sehen lassen. Man würde mir Krankenvisiten machen und mich mit Fragen überstürmen, geschähe es nicht. Man verdirbt mir den guten Jungen, wenn es so fortgeht. Da glaubte mir neulich der Baron Matzdorf dadurch etwas Süßes zu sagen, daß er sich mit Konstantin zu schaffen machte und so, daß dieser es hören mußte, ich es hören sollte, zu seiner Nachbarin sagte: „Sehen Sie nur die herrlichen Augen des Knaben; sind es nicht ganz die der Mutter?“ Nun fuhr ich aber nicht übel dazwischen. „Konstantin hat Augen,“ rief ich sehr laut, „wie sie ein gesunder Junge von seinen Jahren haben muß, und ist übrigens lange genug in einer Gesellschaft, in die er noch gar nicht hingehört. Er wird sich auch sofort die Ehre geben, sich zu empfehlen, da er noch notwendig zu üben hat. Adieu, mein Junge, sorge, daß Fräulein Mathilde bald bessere Erfolge ihrer Geduld und Nachsicht sehen möge.“

Nachdem Konstantin sich beschämt und nicht gerade freundlich davongeschlichen, verbat ich mir sehr energisch solche Reden in Gegenwart meines Kindes. Der Baron, der nun an der Reihe war, sich beschämt zu fühlen, that mir schließlich selber leid. Er hatte ja gar keine Ahnung davon, wie ungeschickt er sich betragen. Das ist's aber eben, was mich so oft verdrießt und empört, daß man das Alberne und Ungeschickte als eine selbstverständliche Sache hinnimmt, während man sich über das einfach Wahre skandalisiert.

* *
*

Den 12. Juli.

Der erwähnte Vorfall bestimmte mich denn auch zu einer ernsten Unterredung mit meinem alten Professor wegen Konstantins. Er gab mir darin recht, daß es für mich besser sei, das Kind bei mir zu behalten, forderte aber für diesen Fall Entfernung aus dem zerstreuenden, ja für ein Kind völlig zerstörenden Treiben der hiesigen Gesellschaft, und zweitens eine energische männliche Leitung. Schüchtern wagte ich die Frage, ob er Doktor Mailand für den geeigneten Erzieher Konstantins hielte. Dieser, fügte ich hinzu, ließe sich vielleicht bestimmen, seine beabsichtigte Habilitation als Docent zu verschieben, um so lieber vielleicht, als ich wüßte, daß er Italien zu sehen mit Leidenschaft verlangt. Ich selber bin — aber Herz, das weißt du vielleicht noch gar nicht, aber es ist so, also ich bin in der That auf Italien seit einiger Zeit ganz arg kapriziert, und so mag es dich nicht allzusehr verwundern, zu erfahren, daß ich dem Alten, der es auch einmal bis Verona gebracht hatte, das Herz schwer machte mit der anticipierenden Schilderung der Genüsse, die unser dort warteten. Wie schön müsse es sich in Venedig, Florenz, in Rom und dann in Neapel oder Sorrent leben. Die großen und schönen Eindrücke der Natur und Geschichte würden nicht zerstreuend auf den Knaben wirken, wenn ein willensstarker, kundiger und tüchtiger Mann ihn mit Plan und Maß an sie heranführte.

Der Professor hörte mich lange staunend an. Es war eben nichts mehr zu machen, denn ich will dir gestehen, liebe Ludoiska, ich hatte im stillen meinen

Plan fertig und denke es mir angenehm, ja als ein Glück meiner unabhängigen Lage, einem fleißigen, armen Gelehrten die Mittel gewähren zu können, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen. Ich gab mir gar keine besondere Mühe, meine eigennützigen Absichten zu verstecken, die ja ohnehin durchsichtig genug sein mußten. Hatte ich doch kürzlich wieder in Goethes italienischer Reise geblättert und einer der Herren unseres Zirkels hatte Abschriften von Originalbriefen Goethes an den Herzog mitgeteilt, die noch lebhafter aussprachen, wie unendlich beseligt sich der Flüchtling in Rom befand. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich übrigens auch der Grund, warum die Lektüre der italienischen Reise, wie sie jetzt vorliegt, uns so oft unbefriedigt läßt. Goethe hat sie überängstlich redigiert, das Frischeste und Beste und besonders der warme Pulsschlag edler Leidenschaft ist kaum noch zu ahnen. Nun, immer wird es uns aufs neue reizen, auch an uns zu erfahren, was Goethe von sich sagen konnte: „Gesegnet fühl ich auch die Folgen auf mein Gemüt, das sich erheitert, das offener, teilnehmender und mitteilender wird.“ Daß Goethe von dem Tage, da er Rom betrat, einen zweiten Geburtstag zählte, eine wahre Wiedergeburt, ist für mich ein Stachel, es auch zu suchen.

Wie gesagt, mein Cerberus von Professor ließ mich schwärmen, dann sah er mich groß an und sagte ruhig: „Meine liebe, gnädige Frau Gräfin, es handelt sich nicht allein um Konstantin, dem wir die gewiß großen und schönen Eindrücke von Herzen gönnen, wiewohl wir wünschen müßten, daß er das alles etwas später, vorbereiteter genösse, es handelt sich doch auch um Sie.“

„Nun ja, Professorchen,“ sagte ich ganz unbefangen.

Er zuckte die Achseln. „Ich habe gegen Mailand nichts,“ knurrte er; „er hat ganz ehrenwerte Kenntnisse und empfiehlt sich durch zierliche Weltbildung, ja fast mehr, als man es für die Wissenschaft zuträglich hält, aber, aber — —“ Er zögerte, dann stieß er schnell heraus: „Sie wollen doch nicht allein mit ihm in die Welt hinaus reisen?“

„Warum nicht?“ lachte ich.

„Nun ja, warum auch nicht?“ sagte er, nahm mich bei der Hand und sah mir prüfend ins Auge. Ich hielt den Blick natürlich mit großer Seelenruhe aus. Entre nous, Ludischka, aber lange hätte es doch nicht dauern dürfen. Er ist ja ein lächerlicher Pedant, aber es ist wahr, es regte sich im innersten Herzen doch wohl ein je ne sais quoi, das mich warnt. Es ist wieder die thörichte Rücksicht auf das mögliche, ja nur zu wahrscheinliche Urteil der dummen Welt, die uns so oft in unseren besten Entschlüssen lähmt und die unschuldigsten Freuden vergällt, die liebsten Wünsche vergiftet. Ich ereiferte mich, dem Professor meine gründliche Verachtung solcher uns herabziehenden Bedenken auszusprechen. Er gab sich endlich zufrieden und erbat sich nur noch von Zeit zu Zeit Nachricht von mir.

Aber was erzähle ich dir da alles schon? Vielleicht habe ich die Rechnung wieder ohne den Wirt gemacht? Der Doktor hielt sich in der letzten Zeit sehr zurück. Wird er denn wollen? Ich werde ihm ein Billet schreiben. Ich hoffe ihn zu erobern. Ein bißchen seducente darf ich doch also ausnahmsweise wohl sein? Meinst du nicht? Gute Nacht, Liebste!

Nachschrift. Das ist liegen geblieben, verzeih! Der Doktor ist gewonnen. Auch du warnst mich? Liebchen, sei doch nicht thöricht! Ich bin ja am Ende eine alte Person, aber immer

Den 15. Juli. deine Kathinka.

* * *

Nürnberg, den 2. August.

Du bist ja noch viel kurioser, liebste Ludoiska, als der alte gute Professor. Was hast du nur? Traust du mir so wenig Haltung zu, daß du meinetwegen

wirklich besorgt sein könntest? Ich dächte doch, ich habe Proben gegeben, daß wenigstens meine Freunde vor jeder Sorge gesichert sein dürfen. Wenn ich es dir noch nicht gesagt habe, so erfahre es jetzt, daß der Doktor ein ganz anderer Mensch geworden, seit er in meinem Hause ist. Was man so Haus nennt, Liebste, es ist eigentlich eine Karawane, ja wohl gar ein wandernder Cirkus. Er ist fast ausschließlich mit Konstantin beschäftigt und vernachlässigt uns — ich spreche da besonders auch aus Mathildes Seele — schauderhaft. Mit dem Jungen hat er viel Arbeit, er ist doch bodenlos verwildert in der kurzen Zeit. Ich bin auf der Reise sehr glücklich und heiter. Nürnberg kennst du ja. Es ist mir fast ein bißchen zu altmodisch und stilgerecht, aber doch nett.

Denke dir nur, wie thöricht ich bin. Es wäre doch gewiß das Einfachste und Natürlichste, daß der Doktor unseren Kavalier und Cicerone machte, aber ich habe nicht den Mut, ihm diese Rolle zuzumuten, und er in seiner Bescheidenheit empfindet es nicht, daß es ihn zurücksetzen heißt, wenn wir ihn mit Konstantin allein lassen, während wir die Sehenswürdigkeiten mit einem bezahlten Führer genießen, dessen auswendig gelernte abscheuliche Phrasen mich oft zur Verzweiflung bringen. Zu unserer Strafe zeigt sich dann gewöhnlich des Abends, wenn wir uns alle beim Thee wiederfinden, daß er viel sicherer über das Gesehene zu urteilen weiß, und selbst Konstantin beschämt uns durch die beiläufig gelernten historischen Daten.

Man ist doch ganz grotesk albern, einzige Ludoiska! Damit die Welt, die uns ganz und gar nichts angeht — ich weiß, du läßt das immer nicht gelten, aber in diesem Falle, da wir in der Fremde sind, wirst du es doch gelten lassen —, damit also besagte teure Welt nicht über die junge Gräfin sich aufhalte, die sich in Gesellschaft eines liebenswürdigen jungen Gelehrten auf Reisen begiebt, nur darum behandelt sothane Gräfin den hübschen Doktor wie einen Bedienten, nachdem sie vorher gethan, als schätze sie es für ein großes Glück und eine hohe Ehre, ihn zum Erzieher des jungen Grafen gewonnen zu haben; nur darum läßt die Mama sich lieber von den Phrasen des unverschämten Fremdenführers langweilen, als daß sie sich den Genuß gönnte, von einem kenntnisreichen Manne Belehrung und wahre Würdigung des Gesehenen zu schöpfen. Ich habe ein paarmal Konstantin in den Wagen genommen und noch einmal die bereits gestern und vorgestern gesehenen Orte besucht, um so doch wenigstens indirekt der Information des Doktors teilhaftig zu werden, denn Konstantin hat merkwürdig sichere Auffassung. Es kann nicht ausbleiben, daß der Doktor hinter das Geheimnis dieser Methode kommt. Muß ich ihm da nicht recht klein erscheinen?

Du fragst mich nach José. Zu meiner Beschämung muß ich dir sagen, daß ich mich seit lange gar nicht um ihn gekümmert habe. Hoffentlich geht es ihm so gut, wie ich es ihm wünsche. Ich habe die Mutter an meinen Banquier in Prag adressiert und derselbe hat Auftrag, bis zu einer gewissen Höhe alle billigen Ansprüche ohne weitere Autorisation zu erfüllen. So schaffen wir reichen Leute — verhältnismäßig ist man es ja — uns Sorgen vom Halse, durch deren gewissenhafte Selbsterfüllung wir menschlich besser werden könnten. Es wird schon seine Richtigkeit haben, daß unser wenige ins Himmelreich kommen.

* * *

München, den 7. August.

Liebe Ludoiska, deine ewige Neckerei macht mich nervös. Was geht mich der Doktor an? Er ist Konstantins Präceptor und damit ist die Sache gut. Sollte ich wider den guten Ton verstoßen, indem ich etwa mehr, als sich schickte, von bemeldetem Angestellten gesprochen, so bitte, solches gnädiglichst als non avenu zu betrachten. Daß er einmal ein leidlicher

Mensch ist, darf uns ja wohl um Konstantins willen lieb sein. Der Junge ist nun doch wieder in das richtige Geleise gebracht.

Wir haben hier reiche Kunstgenüsse gehabt, aber alles reizt nur meine Sehnsucht nach Italien. Wir müssen jedoch bis zum Eintritt der frischeren Jahreszeit warten, leider. Man sagt mir, daß nach langer Dürre in der Regel in den letzten Tagen des August oder anfangs September heftige Gewitter das Klima brechen, daß der September zwar noch recht warm, aber die Luft leichter zu atmen sei, und als ganz unendlich köstlich schildert man den Oktober in Rom. Es wird sich einrichten lassen, daß wir unsere Ottobrate dort begehen. Es wird kein Münchener Oktoberfest sein, aber ich denke, mir soll es lieber werden. — München mochte ich zuerst nicht leiden; es insinuiert sich langsam. Das Leben ist zwangloser, in Berlin sagen sie dafür „gemütlich“. Es scheint, das ist ein Ding, von dem man im Norden so viel spricht, weil man's weit suchen muß.

Es ist, um doch noch einmal auf meinen Doktor zu kommen, wunderbar, wie er die Zeit auszukaufen weiß. Konstantin hat täglich, wenn wir nicht gerade auf der Landstraße liegen, seine vollen Lehrstunden und bekommt als Belohnung des Fleißes mit Maß und sehr planvoller Auswahl das für ihn Wichtige zu sehen. Ins Theater durfte ich ihn nicht mitnehmen. Er ist gehalten, ein Reisejournal zu schreiben, das der Doktor korrigiert. Ich lese es mit großem Vergnügen und mit stillem Neide, daß er so viel nutzbarer reist als wir. An Mathilde habe ich täglich meine Lust. Sie ist ein Kind und liebt deine Kathinka mit Schwärmerei. Sie ist aber auch bildschön; wir fallen auf.

Der Doktor — ach verzeih, liebe Ludoiska, daß ich ihn doch noch einmal in die Feder nehme, es soll nun aber auch definitiv das letzte Mal sein — nun, ich wollte nur noch dieses sagen, er scheint sich aus Mathilde gar nichts zu machen. Er ist sonst ein geschmackvoller Mensch. Hier stehen wir vor einem Rätsel, und somit gute Nacht!

* *
*

Tutzing am Starnberger See, d. 18. August.

Drüben über den See hinaus blitzt es herrlich an drei, vier Stellen. Es ist schwül, aber ganz windstill, will nicht zu uns. Doch war ich in Sorge, nun höre ich Stimmen, Mathildes helles Lachen und Konstantins hellen Diskant. Sie sind Gott sei Dank gelandet. — — (Später) Du nötigst mich immer von neuem zur Abwehr: höre denn, daß du den Doktor ganz und gar falsch taxierst. Er ist durchaus nicht wie unsere Herren und hält sich übrigens selbst in so würdevoller Zurückgezogenheit, daß er nicht bloß der Welt, sondern selbst unserem kleinen Kreise gegenüber den alten Grundsatz zu befolgen scheint, wonach derjenige wohl gelebt hätte, der wohl verborgen blieb — o, ich bin gelehrt, Liebe, ich kann dir's sogar lateinisch sagen, hab's von Konstantin gelernt: bene vixit qui bene latuit — da wäre es denn mir, wenn ich selbst wollte, kaum möglich, mit ihm zu plaudern. Sonst — wozu soll ich dir's verhehlen, fände ich nicht das Geringste dabei, im Gegenteil. Wenigstens besser würde ich mich dabei unterhalten als mit der ewigen Mathilde — nein, pfui, das ist häßlich, sie ist so herzensgut und schön. Ich glaube, daß sie den Doktor schon gern hätte, aber sie betrachtet ihn wie die Sterne, weißt du, die man nicht begehrt. Sie ist ein bescheidenes, taktvolles, liebes Mädchen, übrigens viel zu gesund und im Gegenwärtigen wurzelnd, als daß sie Talent zu einer unglücklichen Neigung haben sollte. Wieso denn unglücklich? Ich weiß nicht, wie mir das Wort in die Feder kam, es ist ja klar, daß sie ein sehr glückliches Paar werden müßten. Ich wünschte wohl, daß es sich auf ziemliche Weise so gestaltete, jedoch, was gehen das Schicksal unsere Wünsche an?

Jetzt regnet's rauschend, erquickliche

Luft weht die Gardinen ins Zimmer. Ich schlürfe sie durstig ein.

Was du schreibst, ich schiene dir nicht mehr die ganze liebenswürdige Offenheit entgegenzubringen, die du mir auch um meinetwillen erhalten wünschest, so hat mich diese Äußerung recht betrübt. Sage ich dir nicht alles, liebes Herz? Habe ich mich so verändert, daß ich mich selber nicht mehr kenne? Du mußt aber doch nicht verlangen, Liebchen, daß ich sage, was ich selbst nicht weiß. Und vielleicht tragen deine Bedenken und Scherze einige Mitschuld, wenn ich mitunter auch in demjenigen mich reservierter ausdrücke, was ich weiß. Siehst du, zuerst mußt du dich bessern, Ludischka, wenn ich ganz wieder sein soll, was ich ewig sein will,

deine K.

* * *

Wir könnten aus Ludoiskas Briefschatze hier eine Reihe heiterer und von frischer Auffassung zeugender italienischer Reisebriefe einfügen, die uns das ewig geliebte schöne Land und ganz besonders die ewige Stadt in interessanter Beleuchtung zum hundertstenmal vorüberführen würden, aber da zu erwarten steht, daß der geduldige Leser, welcher der so rückhaltslosen Selbstdarstellung des reichen inneren Lebens unserer Freundin mit Anteil gefolgt ist, lieber erst die Entwickelung ihres Geschickes erfahren möchte, so legen wir dieses Konvolut einstweilen zurück und erwarten in Ruhe die geeignete Stimmung, in welcher der Genuß dieser anspruchslosen Reliquien wünschenswert erscheinen mag.

* * *

Neapel, den 24. September.

Teure Ludoiska! Du wirst die kurzen und spärlichen Notizen über unsere letzten römischen Tage und das Abbrechen unserer Zelte erhalten haben. Verzeih nur den greulichen Depeschenstil! „Rom macht nicht mitteilsam,“ sagt irgendwer, und er mag gewußt haben, warum. Nun, gespürt wirst du es an mir haben. Ich habe aber die besten Vorsätze gefaßt, es soll anders werden, habe doch auch selbst oft eine wahre Sehnsucht, dir mein volles Herz auszuschütten. Vielleicht ist die heutige paradiesische Mondnacht mir günstig. Unterbrochen werde ich zwar doch oft genug, denn es ist einfach nicht möglich, nicht alle zehn Minuten wenigstens ans Fenster zu treten und nach dem Vesuv drüben hinaufzuschauen, über dem eine dicke Qualmwolke hängt, in der es blitzt und die in kurzen Intervallen von unten grell beleuchtet wird. Und dann das herrliche Meer, auf dem das Mondlicht schaukelt, so klar die Nacht und hell, daß ich den Felsen von Capri erkenne.

Alles ist schön und groß in Italien, aber hier am Posilipp wohnen können und das Herz voll seliger Liebe haben, es ist fast zu viel des Glücks für einen Sterblichen. Ach! mir bangt vor der Götter Neide. Es kann ja nicht erlaubt sein, so überselig zu sein, es kann nicht dauern.

Ich bin recht egoistisch geworden, gute Ludischka, aber doch nur scheinbar. Das Glück macht stolz, aber es macht auch demütig und dankbar. Es ist ja nicht mißgönnende Selbstsucht, wenn wir den einzigen Hort unfaßbaren Glücks stille und ängstlich hüten. Nein, meine Liebe, nimm es nicht so.

Ach, du weißt ja aber gar nichts. Wie soll ich dir's sagen? Weiß ich es denn selbst? Ich lebe wie im Traum, kann es gar nicht fassen, daß die Welt so schön sein kann und daß ich es so beseligt genießen darf! Das alte schöne Wort vedi Napoli e poi muori hat wohl recht, der Tod ist zu wünschen, wenn uns das Leben seine reifste Frucht gereicht hat. Ich ahne es auch, Glück und Dauer taugen nicht zusammen, nicht für uns arme Staubgeborene. So will ich denn die kurze Spanne der Lust ergreifen, will den Kelch der Seligkeit mit durstigen Lippen einschlürfen bis zum Taumel, und wenn es dann vorbei sein wird, das übrige öde Leben entlang in der Erinnerung schwel-

gen — nein, lieber sterben, denn was ist Erinnern? Gegenwart ist alles!

Sehr gescheit war es von uns, daß wir bisher stets dem Rate Mailands folgten, daß wir das lärmende Hotelleben vermieden. Wir sind entzückt, so viel einfacher aber auch so viel gemütlicher eingerichtet zu sein. Du weißt wohl, das Wort gemütlich giebt's nicht im Italienischen, allenfalls was a genio ist, geniale etwa, aber es ist was anderes. Ich meine auch diesmal nur das, was die Engländer comfortable nennen und wofür die Italiener freilich auch keinen Sinn haben, so wenig wie für unsere peinliche Sauberkeit. Du findest nun nichts mehr von der lästigen Pracht, die wir uns einbildeten nicht entbehren zu können, aber dafür trägt alles das Eigenartige, das Gepräge unseres Geistes. Erst jetzt, sagt unser Freund, fühle er sich wahrhaft heimisch in meinem Hause.

Wir wohnen fast ganz allein in einem alten großen Palazzo am Posilipp, ganz dicht am herrlichen Meere. Die sommerliche Glut ist gebrochen, frische Winde und hier und da Regen schaffen den zweiten, schöneren Frühling, den Italien vor uns voraus hat. Alles steht wieder in saftigstem, frischem Grün, der Wein wird gekeltert, herrlichste Früchte, Melonen, faustgroße Feigen, saftige Pfirsiche, Mandeln spendet noch jeder Tag in Fülle. Apropos, weißt du auch, was Posilipp heißt? Der Konstantin fragte es gestern bei Tisch, da hab ich's aufgeschnappt: es heißt Ruheweh, und gewiß, hier kann alles Weh der Brust einschlafen, wie an der Mutter ein weinendes Kind. Es ist griechisch. Ja so, ich wollte dir unser Haus beschreiben. Also in der Mitte, gleich nachdem du die geräumige Wendeltreppe erstiegen, trittst du in einen großen ovalen Saal mit Balkon. Den verfallenen Mosaikboden habe ich durch einen riesigen Teppich unsichtbar gemacht, kein großer Verlust für die Kunstarchäologie. Ebenso habe ich die geschmacklosen Kronenleuchter entfernt. An der Decke geht's olympisch lustig zu, der Maler hat ein ganz gemütliches Plagiat an Raphaels Hochzeitsfeier der Psyche in der Farnesina verübt, immerhin leidlich. Das ist unser Eßsalon, Konversations- und Musikzimmer. Rechts davon kommst du in meinen Empfangssalon, an den nach hinten das Schlafzimmer stößt.

Dann folgt Mathildes Reich, weiter Gelaß für die Mädchen und die Küche. Links vom ovalen Saal wohnt Mailand mit unserem Konstantin. Von größeren Gesellschaften habe ich mich ganz emancipiert, überhaupt würden eure Damen zu Hause mich verwildert, enteuropäisiert, déplacée finden. Ich danke Gott, daß ich so bin. Mailand hat einige Freunde gefunden, die gern den Abend auf unserer Terrasse verbringen, einen Maler, einen Archäologen, einen jungen Naturforscher, der in Professor Dohrns zoologischer Station an den kuriosen Seetieren herumexperimentiert, einen Bildhauer. Da ich für die Unterhaltung der Herren zu sorgen habe, so bringe ich auch wohl eine und die andere meiner italienischen Freundinnen, die reizende Contessina .... die Signora .... auf den Plan. Mathilde ist immer sehr lieb und verdreht den italienischen Herren die Köpfe. Die hättest du neulich sehen sollen! Wir hatten einen Ritt auf den Vesuv hinauf gemacht und es war zur Zeit des Sonnenuntergangs, der Epomeo auf Ischia ragte im Golde, da kamen wir unten in Torre Annunziata wieder an, im Gefühle unseres Übermutes im Galopp, und ich alte würdige Padrona di casa so toll wie die Junge. Kennst du die hiesige kleine Pferderasse? — sie sollen aus Korsika stammen, unermüdliche Renner, wahre Teufelchen, die laufen wie der Wind. Nun hatten wir schon bei früheren Ritten die angenehme Erfahrung gemacht, daß das Galoppreiten am wenigsten anstrengt. Dabei wurden nun anfangs Hüte verloren, Kamm und Haarnadeln folgten nach, und nun ritt meine Mathilde mit ihren aufgegangenen langen blond niederwallenden Haaren wie eine herrliche Genovefa in das Städtchen ein. Es war

in der That ein entzückendes Bild, die Leute blieben alle stehen, und der Führer, der selber von ihr entzückt war und ihre Verlegenheit bemerkte, tröstete sie mit den Worten: Che fa, signorina? diranno, che bella ragazza! e mica hanno tortu! was thut's, Fräulein? sie werden sagen: was für ein schönes Mädel, und haben gar nicht unrecht.

Unsere ganze Einrichtung ist mit Rücksicht darauf gekauft, daß wir sie nach unserer Abreise der Eigentümerin des Hauses, die all ihr altes Gerümpel verkauft hat, überlassen. Daran ist aber freilich vorerst nicht zu denken. Fuhrwerk halten wir nicht, da wir es billiger zu jeder Zeit haben können, aber dafür eine Barke. Antonio, unser Bootsherr, ist zugleich Koch, und Ausgänger ist sein prächtiger Junge, der Nino.

Konstantin gedeiht an Leib und Seele. Von Mailand sage ich dir vorerst nichts, nur so viel für heut, daß ich ihm von ganzer Seele dankbar bin. Man darf wohl sagen, er ist unter dem Himmel Neapels ein ganz anderer Mensch geworden. Die steife Förmlichkeit der Gesellschaft eures Nebellandes, Niflheims, wäre ja hier eine Unmöglichkeit. Mein Toko, der übrigens bei Mama Romiroff in Pension ist, charakterisiert sie sehr gut mit seinen drei Worten: Ah, c'est drôle! — Est-il possible? — Fi donc!

Nachschrift. Du darfst sogar wissen, liebe Ludischka, daß deine leichtsinnige Frau Gräfin des Doktors Zimmer mit besonderer Sorgfalt ausgestattet hat und daß sie glücklich ist, seinen Geschmack getroffen zu haben. Was sagst du?

* * *

Neapel, den 11. Oktober.

Nein, gute Ludischka, ich will dir nichts mehr verhehlen. Er weiß es, daß du meine süße Freundin, meine allerbeste Seele bist, der ich alle meine Lust und all mein Leid anvertraue. Er sitzt neben mir, indem ich dir dieses schreibe. Er? Nun ja, Ludischka, kleine Närrin, wer denn sonst? Es ist ja so selbstverständlich, oder wie sagt ihr da in eurem Weltdorf? — „selbstredend" pflegt Baron von . . .-stein zu sagen. Ja, Liebchen, es war ganz so, er hatte völlig recht, als er mich in seine Arme zog und als ich mich zitternd sträubte, mich fester hielt und ausrief: „Ich weiß es ja doch, Kathinka, daß du mich liebst!" Woher er das wußte? Woher wußte denn ich, daß er mich gern hat? Ach! könnte ich dir die tausend lieben Zeichen sagen, die uns das lieblichste Geheimnis verrieten und — o! entschuldige den Tintenklex, der Unart läßt mich keine Minute ruhig schreiben — und doch immer wieder in Zweifel stellten! Nein, es geht heut nicht. Gute, einzige Ludischka, sei mir nicht gram, daß ich so lange in Seligkeit deiner vergessen konnte! Ich denke an gar nichts, als daß Martin mein ist, mein! Nächstens mehr. Ich bin und bleibe deine

getreue Kathinka.

* * *

Neapel, den 12. Oktober.

Martin ist mit Konstantin an Bord des kleinen Dampfers der zoologischen Station nach Ischia hinüber, sonst würde ich auch heute noch schwerlich aufgelegt sein, dir einen Teil meiner großen Briefschuld abzutragen.

Du weißt ja eigentlich noch gar nicht, wie das alles so wunderbar schnell gekommen ist. Weiß ich es doch selber kaum. Doch ich will versuchen, mich auf einiges zu besinnen. Alles sage ich dir aber diesmal nicht, Ludoiska, da ich sicher bin, du wirst mich nicht mißverstehen, wenn ich mir die Lust nicht verkürze, unser süßes Geheimnis zu wahren wie einen unzugänglichen Schatz. Du lachst vielleicht, Gute, aber wir müssen doch einmal denken, so etwas habe noch nie ein armes Menschenherz erlebt, und es ist auch so, jede Liebe hat ein anderes Gesicht und deshalb macht sie euch anderen auch immer wieder Spaß oder ärgert euch, wie die

Gesichter der Ebenbilder Gottes. Unser Schatz ist die Erinnerung an alles und jedes, und zu dem haben nur wir beide den Schlüssel, und wenn eines ihn dem anderen immer wieder von neuem aufschließt und zeigt, da glüht er auf und spricht seine berauschende Märchensprache, die keiner vernimmt, der nicht auch einen solchen Schatz zu hüten hat.

Jetzt, Ludoiska, verstehe ich die Dichter, und vor allem unseren liebsten Goethe; ich verstehe die Maler und sehe mit sehenden Augen, höre mit hörenden Ohren, was Beethoven uns zu sagen hat, wie es das tiefste Herz erschüttert.

Es war ein süßes Bangen die letzten Tage her, ich wußte noch nichts von ihm, ich Thörin, und peinigte mich mit tausend Zweifeln. Kannst du dir vorstellen, daß ich auf die wirklich unschuldige gute Mathilde ernstlich eifersüchtig war? Die meint nun, sie habe es längst gewußt, wie es mit uns stand, und allzu schwierig mag es ja wohl für die kluge Person nicht gewesen sein. Ja, zu meiner Beschämung muß ich dir gestehen, daß ich erst durch dies schändliche, entwürdigende Gefühl der Eifersucht — nur dazu gut, mir zu Gemüte zu führen, daß ich auch nicht besser bin als alle — mir es bewußt geworden bin, daß mein Herz ihm angehört. Und doch war es so. Der gute Martin! Was sollte er denn thun, um in meine Nähe zu kommen, als sich mit Mathilde zu schaffen machen?

Ich suchte mir selbst und meinem Gefühl zu entfliehen, ich zerrte an den Schlingen, die mich umsponnen, und zog sie nur enger zu. Endlich ergab ich mich dumpf. Du kennst die Elegie Amyntas. Ach, ich begreife sie nun wohl, die gewaltige Leidenschaft, die der Vernunft spottet, weil sie groß ist wie die Natur, ernst, furchtbar, uns zermalmend. „Auch du bist, Amyntas, unter das strenge Gesetz eherner Gewalten gebeugt.“

Denselben Abend —, ja so, du weißt nichts, also — am Abend des 5. Oktober war unser Thee schwül und still, es lag die Gewitterladung des unausgesprochenen Wehes und Glücks in höchster Spannung über uns. Mathilde mochte es empfinden, sie führte mich halb willenlos fort und litt, daß ich ihr um den Hals fiel und mich ausschluchzte. Sie behandelte mich als eine Kranke und that wohl daran. Nur das eine Wort sagte sie zärtlich: „Liebe gute Gräfin! Sie müßten so unendlich glücklich sein können — warum sind Sie es nicht?“ Ich hatte nur schluchzende Weinkrämpfe und fühlte mich doch erleichtert.

So war es Nacht geworden. Ich ging auf den Balkon hinaus und sah die Pracht des hellen Mondes über dem Meere und sah den Dampf des Vesuvs, die tausend Lichter der Chiaja und der ganzen Küste drüben bis Castellamare hin und die Berge wie Nebelduft und hörte die immer regen Stimmen vom Hafen her, Zurufe der Bootsführer, Gesang der gewaltigen Stimmen, Schiffsglockensignale und schrilles Pfeifen, das Schnaufen und Stöhnen der Maschine, denn eben glitt ein großer Messageriedampfer am Molo entlang; man sieht noch lange die dunkle Rauchwolke und den aufgeregten glitzernden Streifen, den das Ungetüm hinter sich zieht. Mathilde war bei mir, sagte aber nichts. Ich sog begierig die kühle, feuchte Luft. Wie lange ich so stand, weiß ich nicht, ich weiß nicht, ob ich wachte oder träumte. Nur, Mathilde war fort, er stand neben mir und ich wußte plötzlich alles. Da war's, Ludoiska. Wir konnten uns nicht länger entrinnen.

Ich sage dir nichts weiter, Liebste, als daß der Morgenstern unseren letzten und allerletzten Kuß sah, daß auch dann für mich an Schlaf nicht zu denken war, daß wir am anderen Vormittag beschlossen, in die Campagna hinauszufahren, und daß Konstantin sich mit Verwunderung unserer Veränderung bewußt ward.

Ich habe Sorgen in meinem Glück — ich scheuche sie mir fort: jetzt, jetzt nur laßt mich in Ruhe! Ich weiß es ja, ich werde büßen müssen, die Welt leidet es nicht, daß wir so glücklich sein sollen. Aber nur jetzt laßt mich los. Und du,

Ludoiska, hilf mir das Glück tragen, „das große, klare", wie — — kein wie. Begreif mich, Ludoiska, beneide mich, schilt mich nicht! Ich bin wahrhaftig unfähig, anders zu sein. Gute Seele, lebe wohl. Er ist da.

* *
*

Den 18. Oktober.

Also auch du, Ludoiska? O ich könnte bitter werden, wenn ich mir eure Sitte vergegenwärtige, als deren Anwalt du auftrittst. Verzeih mir, ich mag nicht. Ich bin die Gräfin Romiroff, das weiß ich leider nur zu wohl, aber ich weiß auch, wem ich gehöre, wem ich Treue zu halten habe, für wen ich Leben und Seligkeit hinzugeben bereit bin. Das einzige, was ich mein nennen durfte, mein Kind, dem ich einen wahren Vater gefunden habe, es wird mir über kurz oder lang abgefordert werden — seine Großmutter bereitet mich schon darauf vor — von dem Manne, dem ich eurer Sitte zuliebe und als eines ihrer tausend unschuldigen Opfer es geboren habe. Und er hätte selbst das von mir nicht verlangt, so fremd ist er mir. Dazu war jede andere auch gut. Die Romiroffs haben ihren Erben, und ich darf ewig dankbar sein, daß ich gewürdigt wurde, ihn zu erziehen.

Und dankbar bin ich dem Geschick, und stolz, Konstantin etwas besser erzogen zu haben, als sie es verlangen und begreifen.

Für jetzt, liebste Ludoiska, mußt du mir schon gestatten, eure ganze überaus feine, überaus alberne moralische Resignationstheorie zu verlachen. Ich hatte auch oft grillenhafte Stunden, jetzt weiß ich ein gut Rezept dagegen: man schaue dem Liebsten in die treuherzigen klugen Augen und vergesse an seiner Brust — eure ganze verlogene sittliche Weltordnung. Graut's Liebchen auch vor der Anarchistin? Kathinka.

Nachschrift. Die Briefstelle, die du mir da als mein citierst, habe ich kaum wieder erkannt. Ich kann nur sagen, was verstand ich Blinde damals von der Farbe? Über Sittlichkeit habe ich übrigens meine ganz redlichen eigenen Anschauungen, die ich dir, wenn dich danach gelüstet, gar nicht vorenthalten will. Für jetzt bin ich absolut verstockt gegen jede sittliche Belehrung, die mir mein Heiligstes verlästern will. Ich weiß gleichwohl, Gute, daß es die Liebe ist, die dir deinen bösen Brief diktiert hat. Darum sei herzlich geküßt von deiner glücklichen K.

Noch eine Nachschrift. Ob ich vor dem reinen Sinne meines Kindes mit meiner — du willst wohl nicht sagen, verbrecherischen — Liebe bestehen kann? Ja, Ludischka, wir bestehen. Konstantin weiß alles, was ihm zu wissen taugt. Er begreift nur nicht, warum er zu Martin nicht sagen soll: mein lieber Papa. Ich begreife es auch nicht.

* *
*

Den 24. Oktober.

Wie ihr doch inkonsequent seid! Handelt es sich um ein Geschöpf der Dichtkunst, so nehmt ihr mit zärtlicher Rührung Partei für die berechtigten Forderungen des Herzens und der Leidenschaft, und wahrlich nicht bloß, weil euch die Leiden, die das widerstreitende Leben dem Helden nicht erspart, mit seiner Verschuldung versöhnen — denn weiche Seelen und brave Christen seid ihr ja —, sondern weil ihr fühlt, daß der Held im höchsten Rechte ist, daß er auch in seinem tragischen Leiden nicht sowohl büßt, als die Welt besiegt, daß er die Lust empfindet, die schlechten Motive eurer Sphären nicht zu den seinigen gemacht zu haben. Ja, ihr wißt recht gut, daß er auch im Unterliegen dennoch der Sieger ist. Dabei setze ich immer voraus, daß wir von wirklichen Dichtwerken reden, nicht von euren heute bewunderten Ehebruchs- und Spitzbuben-Dramen und Romanen. An euren vorzüglichen sittlichen Normen zu Grunde zu gehen, wenn's sein muß, das ist immer noch ein Sieg echter Sittlichkeit.

Und nun soll euch aber im Leben ein Mensch begegnen, der diese echte höhere Sittlichkeit hat, der etwas von dem schönen Pathos eurer poetischen Duldlinge zeigt, wie ganz anders begegnet ihr ihm da! Es geht ihm immer noch erträglich, wenn er auf den Höhen der Menschheit wandelt, oder wenn er, wie die selige Excellenz Goethe, lange genug tot ist. Da kenne ich einen Goethe-Philologen — — doch genug davon!

Ich will dir sagen, gute Ludoiska, wie ich diesen wunderlichen Widerspruch mir löse. Ich nehme dabei nur unser altes Recht der Freundschaft in Anspruch, uns die Wahrheit zu sagen.

Die poetische Welt ist euch — ein für allemal, Liebe, „ihr", das bist nicht du persönlich, das sind alle die, auf welche es paßt — nicht was sie sein sollte, ein geläutertes Widerspiel der wirklichen, sondern ihr betrachtet sie als eine andere, fremde, bessere zwar, aber völlig utopische, unmögliche. So habt ihr die höchsten sittlichen Maßstäbe für sie bereit, aber es fällt euch nicht ein, dieselben für eure prosaische Welt gelten zu lassen. Wie jammern mich doch die armen Poeten, die sich abmühten, euch humaner, wahrhafter, gerechter, toleranter zu bilden! Gewiß, ihr gebt ihnen alles zu, aber nur unter der Bedingung, daß ihre Geschöpfe keinen wirklichen Einfluß auf euer Leben gewinnen, euch nicht genieren. Ist das zu besorgen, so wird die Kanzel und die Gerichtsstube, wie vordem der brave Scheiterhaufen, in Anspruch genommen, denn der Staat steht ja in Gefahr. Das ist eure sittliche Angst vor dem einfach Wahren. Daß nur auch eure arme Jugend, die ihr mit ganz anderen Dingen an das Gemeine zu schmieden versteht, daß sie nur ja nicht dem praktischen Leben, den realen Bedürfnissen der Zeit entfremdet werde!

Es giebt eine schändliche, seelenmordende Lektüre, ja, es giebt eine Kunst, — che lenocinia parla, aber ich finde nicht, daß es die ist, vor der ihr die Jugend warnt und behütet. Vor dem, was euch unschädlich scheint, vor dem Gedankenlosen und Gemeinen, vor dem puren Abklatsch eurer Welt, wie sie leibt und lebt, wie sie riecht, vor dem nichtswürdigen Schund des sogenannten Realismus solltet ihr sie hüten.

Vor den Wahlverwandtschaften gruselt's euch, deren zermalmender Wahrheit ihr nicht entrinnen könnt, aber solche Fratzen, wie z. B. des Herrn v. Zedlitz „Waldfräulein", sieht man auf euren hängenden Toilettebibliotheken zu Dutzenden. Das ist so hübsch fromm und staatserhaltend!

Fi donc! Ludoiska.

Glaube ja nicht, meine Teure, daß ich zu meiner eigenen Gewissensrettung in eine Freigeisterei der Leidenschaft mich künstlich hineinlüge. Wahrlich nicht! Auch soll es nicht zur Beurteilung unseres Verhaltens beitragen, es ist mir nur durch deine unsanfte Kritik in der Seele herausgeboren worden und wollte Luft haben. Du hast nach wie vor volles Recht, von mir zu denken, was dein Herz dich heißen wird.

Über unsere Liebe bin ich ganz klar. Was mich schmerzt, ist, daß wir diese unsere reine Liebe, die wir stündlich als das herrlichste Gottesgeschenk empfinden, und die dessen für sich nicht bedarf, nicht auch vor der Welt heiligen dürfen durch eine legale Ehe, denn diesem Privilegium ist gar vieles gestattet und heilig ist es ja, wie wir alle wissen, zudem ganz ungemein.

Doch das hat die beste der Welten, in der wir ja einmal leben, zu verantworten, nicht wir.

Nachschrift. Es wird dich vielleicht interessieren, zu hören, daß Graf Romiroff aus Hazret-Turkestan durch Vermittelung der russischen Botschaft in Rom und des hiesigen Konsulats ein Anschreiben an mich hat gelangen lassen, das sich in höflichster Form nach Konstantin erkundigt. Ich habe in ebenso förmlicher Weise durch meinen Anwalt das Nötige erwidert. Der Brief ist freilich schon vor drei Mo-

naten geschrieben, natürlich französisch, aber dennoch ist mir unglaublich, daß vor etwa acht Tagen in Genua ein Graf Romiroff sich aufgehalten habe. Es wurde hier neulich erzählt von einem Herrn, der den Namen selber im Fremdenbuche gelesen hatte. Leo kann es doch wohl nicht sein. Es giebt noch Romiroffs in Groß-Rußland und in dem Gebiete von Smolensk — möglich, daß einer dieser Knese es ist. Ich will jedoch, um allen unangenehmen Begegnissen aus dem Wege zu gehen, in Rom, wo wir den Winter verleben werden, nur meinen Familiennamen führen.

Das beifolgende Büchlein ist ein Wiederabdruck einer Reihe italienischer Reisebriefe, die Martin für die Allgemeine Zeitung in Augsburg geschrieben hat. Wenn er dem Buche nachträglich einige Sonette hinzugefügt hat, so geschah es, um es als Zeugnis unserer Neigung bestehen zu lassen. Auf besondere dichterische Begabung und Originalität macht unser Freund M. M. keinen Anspruch. Beiläufig, daß die erwähnte rehäugige Freundin des Dichters deine Kathinka ist, hätte ich wohl nicht zu sagen brauchen. Du wirst es nicht übel vermerken. Ich hoffe, du wirst aus der Lektüre dieser Blätter nicht allein Genuß und mannigfache Belehrung schöpfen, sondern auch die Achtung vor einem fein empfindenden Geiste und einem großen Herzen, die er überall genießt, wo man ihn kennt. Doch es schickt sich nicht für mich, ihn zu loben; es ist mir wie Selbstlob.

* *
*

Den 31. Oktober.

Wir kommen eben aus Pästum zurück, voll großer und herrlicher Eindrücke. Zu Haus finde ich eine Karte des Grafen Romiroff-Charkowicz vor. Er hat hinterlassen, er werde morgen wiederkommen. Ich bin in großer Aufregung. Was will man von mir? Ich dachte daran, noch in dieser Nacht abzureisen, aber was soll es auch nützen?

Liebe Ludoiska, denke nicht, daß ich nicht das beste Gewissen hätte ihm gegenüber, aber ich fürchte das Dumm-Peinliche dieser Begegnung. Was soll das? Rechte auf mich kann er doch wohl nicht ansprechen wollen, wollte er sich etwa aufs Bitten legen, Verzeihung erflehen, mich wieder erwerben? Es ist zu spät, doch er hätte auch früher kein Glück gehabt. Ich könnte mich verleiten lassen, ihm ganz reinen Wein zu schenken. Leo verstand es immer, anspruchsvoll zu sein, ohne den mindesten Rechtstitel. Leider kann ich mir nicht verhehlen, daß ich doch ziemlich schutzlos bin, wenn er als mein Herr und Gebieter auftreten will. Der Ehetraktat, du erinnerst dich jenes ekelhaften Paragraphen, hat doch nur den Wert eines Privatabkommens und würde einen vollkommenen Ehrenmann zwar binden; aber wenn er das nun nicht ist, nie war und nie sein wollte? Juristische Geltung hätte die Stipulation natürlich gar nicht, der Richter würde mich auslachen, wollte ich mich darauf beziehen. Es wäre das erste Mal, daß ich das Benefiz dieser Abmachung für mich anspräche, und sogleich zeigte sich, daß ich die Betrogene, Verhöhnte war, daß ein unsittliches Abkommen nie und nirgend Geltung haben kann. Was hat mein guter Vater nur dabei gedacht? O, ich weiß, er glaubte an alte polnische Ritterlichkeit. Nun, Gott weiß, ob ich die ekelhafte Klausel nicht von vornherein als eine Entwürdigung aufgefaßt hatte. Wenn nicht er sich durch dieselbe gebunden fühlte, ich würde auch jetzt nicht an seine Ehrenhaftigkeit appellieren. Pfui!

Geschieden bin ich von ihm, aber wahrlich nicht auf Recht jenes Paragraphen, mein Recht hatte einen reineren Grund.

Doch was zermartere ich mich? Es wird geschehen, was muß, ich werde es tragen.

Der arme, arme Martin! Er wird mich nicht verlassen, nicht an mir zweifeln, das weiß ich, aber er wird, gegen seine ganze, tiefe Natur, zur Gewalt gedrängt, mich zu behaupten. Ich kann's

nicht denken, daß es zum Kampf kommen muß, und kann's auch nicht anders denken. Es wird unselig werden, in jedem Falle.

Leb wohl, Ludischka! Vielleicht ist dies der letzte Brief, den du von deiner armen Kathinka erhältst. Dank für deine Liebe! Leb wohl, leb wohl!! Ich muß zu ihm.

* *
*

Den 5. November.

Das Gräßlichste ist geschehen, ich überleb es nicht. Bitte Papa, daß er gleich herkomme. Mathilde schreibt euch, ich kann nicht. Kathinka.

* *
*

Aus dem Briefe Mathildes.

Nur der flehentliche Wunsch unserer unglücklichen Gräfin giebt mir die Kraft, Ihnen, hochgeehrtes Fräulein, einen kurzen Bericht von dem Entsetzlichen zu geben, dessen Zeuge dieses stille, liebe Haus sein sollte. Ich bin nicht eingeweiht genug, um eine ausreichende Erklärung zu finden, halte mich daher nur an das Thatsächliche. Sie wissen, daß die Gräfin Romiroff liebte, Sie wissen also auch, daß ihre Liebe eine reine und große Neigung zu einem würdigen Manne war, dessen Umgang mitgenossen zu haben, mir ein höchster Lebensgewinn sein wird.

Gestern nun meldete sich während unserer Abwesenheit ein angeblicher Graf Romiroff, der seit Jahren für uns alle als ein Toter und Verschollener galt und für das Herz der Gräfin tot war. Ich habe mir nie angemaßt, die Familiengeheimnisse der Gräfin zu erforschen; auch ohne das weiß ich, daß sie die reinste, schuldloseste Seele ist. Ich hatte gestern Gelegenheit zu beobachten, daß die Anmeldung des Herrn, den wir für den Gatten der Gräfin zu nehmen hatten, einen mehr als peinvollen, ich darf sagen, einen erschütternden Eindruck auf unsere arme Freundin machte. So ließ ich sie allein. Heute früh fand ich sie in dem jammerwürdigsten Zustande, von Wachen und Weinen erschöpft. Unser Hausarzt war da und liebevoll um sie bemüht. Konstantin war auf seine Anordnung zu den Kindern des russischen Konsuls geschickt.

Es war zwölf Uhr, als der Gefürchtete gemeldet wurde. Die Gräfin erhob sich, ihm entgegenzugehen; sie vermochte es nicht mehr; zitternd und leichenblaß sank sie mitten in ihrem Salon auf dem Teppich zusammen, und ich blieb um sie beschäftigt. Man hätte den Besuch schicklich zurückgewiesen durch die Bemerkung, die Gräfin sei jetzt unmöglich zu sprechen, aber der unbekannte Herr traf im ovalen Salon auf den Doktor, und ich hörte, daß die beiden Herren sofort in ein lebhaftes Gespräch gerieten. Das währte etwa zwei Minuten, dann traten sie in das Zimmer des Doktors. Was zwischen ihnen verhandelt wurde, habe ich nicht vernehmen können, vermutete nur, daß schließlich eine Forderung zum Duell daraus erfolgen würde. Die Stimmen wurden lauter und schollen aus des Doktors Studierzimmer zu uns herüber. Die Gräfin hatte sich aufgerafft und ließ sich nicht halten. Wir traten in den ovalen Saal und hörten jetzt das Toben eines wütenden Menschen und deutlich die sonore Stimme des Doktors: „Ich habe bisher an der Möglichkeit festgehalten, es mit einem Kavalier zu thun zu haben, und war allenfalls auf kirgisische Lebensarten gefaßt, jetzt aber sehe ich, daß ich es mit einem Tollhäusler zu thun habe.“ Unwillkürlich riß ich in diesem Moment an der Klingel, welche die Bedienung herbeiholen sollte. Gleichzeitig stürzt die Gräfin mit dem entsetzten Aufschrei: „Mein Gott! José!“ auf die Thür zu, die sie aufriß, ohne daß ich sie zurückzuhalten vermochte. Sie war dem unseligsten Anblick aufgespart geblieben, denn eben schoß der Fremde einen Revolverschuß ab, und noch einen, und der Doktor stürzte an seinem Arbeitstisch lautlos nieder. Die unglückliche Herrin brach mit einem markerschütternden Schrei

zusammen. Iwan entwaffnete den Elenden. Man hat ihn festgenommen, und es ist nur zu gewiß, daß man es mit einem Unzurechnungsfähigen zu thun hat, der früher im Hause der Gräfin als Hauslehrer fungiert hatte, dann geisteskrank wurde und durch die Wohlthaten der Gräfin in Prag, woher er stammte, erhalten ward. Er litt an der fixen Idee, er sei der Graf Romiroff, den er nie gesehen hatte, und fast unbegreiflich ist es, wie er den Weg hierher fand; doch sollen ja solche Unglückseligen in der Verfolgung ihrer Wahnvorstellungen oft einen ganz merkwürdigen Scharfsinn zeigen.

Die Gräfin scheint jetzt etwas gefaßter, spricht jedoch kein Wort. Sie weicht nicht von der Leiche ihres edlen Freundes. Bitten wir Gott, daß er ihr Kraft gebe! Wir lassen Konstantin im Hause unseres Konsuls, bis der alte Herr oder ein Bevollmächtigter desselben hier wird eingetroffen sein.

Unser Haus ist, wie Sie denken können, der Gegenstand vieler schöner Teilnahme, aber auch gemeiner Neugier. Ehe eine behördlicherseits angeordnete Aufnahme des Thatbestandes erfolgt war, hatte ein Pöbelhaufe nicht übel Lust, das Haus zu stürmen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, dort habe ein Strafgericht des Himmels sich vollzogen, der drudo einer ehebrecherischen Gräfin sei von dem rechtmäßigen Gatten getötet worden. Gern hätte man dem Finger Gottes noch nachgeholfen, doch blieb es bei dem beliebten Geheul der Bande. Jetzt stehen zwei Karabinieri vor dem Eingang. — —

* *
*

Unter den Briefschaften Ludoiskas, die wir sorgfältig durchgesehen, findet sich weiter nichts, was auf die Geschichte unserer Gräfin Bezug hat. Nur in einem Tagebuchkalender steht unter dem 1. November 18 . . — es war genau drei Jahre nach dem eben geschilderten Ereignis — „Tod meiner unaussprechlich geliebten Kathinka.“ — Sie hat also noch drei Jahre gelebt, wie, wissen wir nicht zu sagen.

* *
*

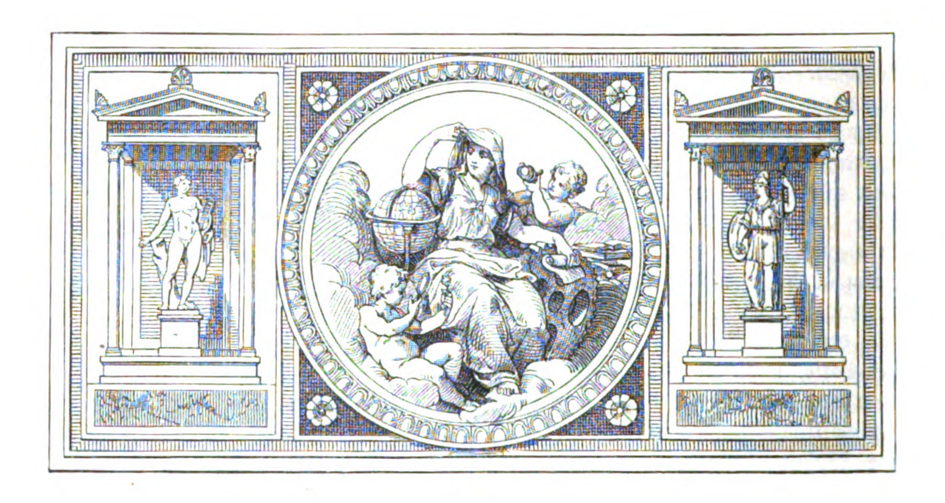
Nachtrag.

Für manchen Leser wird es, meinen wir, eine erwünschte Zugabe sein, wenn wir aus Blättern, die von ihrer Hand geschrieben vor uns liegen, auch eines mitteilen, das wir für einen eigenen poetischen Erguß halten möchten. Es ist leider nicht datiert, fällt aber wohl in die erste neapolitanische Zeit. Die Überschrift Gebet haben wir hinzugefügt, sonst nichts ändern zu dürfen gemeint.

Gebet.

Der du das Herz empfänglich schufest
Für deiner Schöpfung schönste Bildung,
Für unentweihte Menschlichkeit,
Wie sie mir aus des lieben Freundes
Begeistrungsvollem Auge strahlt:
Der du die schlummernden Gewalten
Uns sehnsuchtsbanger Liebe wecktest,
Daß sie uns Mark und Bein durchwühlen,
Daß uns das Herz gleich einem Vogel
Verlangend flattert, dem der Jäger
Das Weibchen in die Schlinge lockte,
Ein Knabe raubt die süßen Jungen:
Der du uns tränkest so mit Sehnsucht,
Und speisest mit der Hoffnung Manna:
O laß nun auch der Freude Balsam
In unsre wunden Herzen triefen!
O gieb ihm Kraft, mir Kraft zu schenken,
O gieb mir Kraft, daß ich ihn halte,
Der mich so lieb hat wie das Leben.
O gieb mir Trost, mit Trost zu laben,
Der mir die höchste ist der Gaben!
Laß neuen und gewissen Geistes
Uns werden, daß wir aufrecht stehen
Und sicher durch des Lebens Wirrnis
Dem Leitstern unsrer Liebe folgen!
Ach! noch ist's dunkel, wo wir wandeln!
Sei du doch unsres Fußes Leuchte,
Wie du vor Israel gewandelt
Als Wolke in der Wüste Nächten!

Die fromme Ludoiska fügte das fehlende Amen hinzu.



Unempfänglichkeit (Immunität) für Krankheiten.

Von

Hermann Schlesinger.

chon in ältester Zeit drängte sich den Ärzten die Erfahrung auf, daß bei Epidemien stets eine Anzahl von Menschen von der Seuche verschont blieb, trotzdem sie genau unter den gleichen Verhältnissen lebte wie die Erkrankten. Es war daher ausgeschlossen, daß der Krankheitserreger etwa bei jenen keine Gelegenheit gehabt hätte, mit dem Organismus in Berührung zu kommen, man mußte vielmehr annehmen, daß ihnen die Natur vorzugsweise eine Widerstandsfähigkeit verliehen habe, wodurch sie im stande waren, dieselben verderblichen Einflüsse, die bei den übrigen Krankheit oder gar den Tod zu erzeugen vermochten, ohne Schaden für Gesundheit und Leben zu ertragen. Auf diese Weise konstruierte man sich den Begriff der Immunität (wörtlich übersetzt: die Unempfänglichkeit, das Gefeitsein, Freibleiben von etwas), welcher indessen in der Folge nicht allein bezüglich der Infektion, sondern jeder beliebigen Krankheitsursache überhaupt angewandt wurde. Auch in den letzten Jahren hat man sich lebhaft mit diesem Gegenstand beschäftigt, und es ist gelungen, eine Menge wichtiger Thatsachen festzustellen; es dürfte sich daher sicherlich der Mühe verlohnen, im folgenden näher auf denselben einzugehen.

Die Immunität tritt wie jede andere Eigenschaft, normale sowohl als auch pathologische, die wir an lebenden Wesen beobachten, angeboren und erworben auf. Insofern sie angeboren ist, kann sie entweder eine generelle oder eine individuelle sein, d. h. sie haftet der Gattung, der Art, der Rasse mit ihren Unterabteilungen an, so gut wie sie unter Umständen ein Charakteristikum des einzelnen bildet, wohingegen die erworbene nur individuell vorkommt. Außerdem haben wir in quantitativer Hinsicht streng zu scheiden zwischen einer absoluten und relativen Unempfänglichkeit; beide Bezeichnungen sind so glücklich gewählt, daß aus dem Wortlaut ohne weiteres hervorgeht, was damit gemeint ist. Nach diesen Vorbemerkungen wird es nunmehr unsere Aufgabe sein, zu untersuchen, wie sich die Immunität

den einzelnen Krankheitsursachen gegenüber verhält.

Wohl am einfachsten und durchsichtigsten liegen die Dinge bei den physikalischen Krankheitsursachen. Hier handelt es sich, gleichgültig ob dieselben, wie z. B. ein Schlag, ein Schuß u. dgl. m., eine Verletzung herbeiführen, oder ob sie, wie die klimatischen Einflüsse, mehr auf das innere Getriebe des Organismus einwirken, darum, daß eine bestimmte, häufig meßbare Kraft auf den Körper stößt; es fragt sich nun, welchen Widerstand sie findet. Ist derselbe stark genug, um den Angriff auszuhalten, so trägt man keinen Schaden davon; andererseits muß unbedingt eine Störung in dem normalen Befinden eintreten. Daraus folgt mit logischer Konsequenz, daß eine absolute Immunität diesen Schädlichkeiten gegenüber vollständig undenkbar ist; denn mag man sich die Widerstandsfähigkeit noch so hoch entwickelt vorstellen, so hat sie doch schließlich ihre Grenzen, während die Intensität jener Kraft bis ins Unendliche gesteigert sein kann. In der That lehrt die Erfahrung, daß grobe mechanische Mittel auch das gewaltigste Geschöpf töten, und daß die Unbilden des Klimas in ihrer höchsten Potenz alles Lebende vernichten. Dagegen ist die relative Unempfänglichkeit in dieser Hinsicht eine sehr weitgehende. Wir unterlassen es, auf die außerordentlich ungleiche Resistenzfähigkeit der einzelnen Tiergattungen einzugehen, und wenden uns vielmehr zu den wichtigsten Thatsachen, die den Menschen betreffen, der für uns selbstverständlich im Mittelpunkt des Interesses steht. Zunächst spielen Alter und Geschlecht eine große Rolle in dieser Beziehung: derselbe Schlag, der bei einem Erwachsenen eben nur eine kürzer oder länger dauernde Schmerzempfindung, vielleicht auch eine Quetschung der Weichteile hervorruft, kann einen Säugling oder einen Greis zu Boden strecken; Ähnliches wird sich im allgemeinen beim Weibe im Vergleich zum Manne ergeben. Nicht minder groß sind die individuellen Unterschiede, sie treten oft in krasser Weise zu Tage. Wie oft z. B. hat nicht schon eine Rauferei so geendet, daß ein Hieb vermittels eines stumpfen Instrumentes auf den Kopf den Tod des Geschlagenen verursacht hat? Es wäre verkehrt, in einem solchen Falle stets anzunehmen, daß jener Hieb mit einer Wucht geführt sei, welche unbedingt die Zerschmetterung normaler Schädelknochen veranlassen müßte, und in der That stellt die Sektion nicht selten fest, daß abnorme Dünnheit desselben an jenem unglücklichen Ausgang schuld ist. In solchen Fällen besitzt eben der Getötete eine unter dem Normalmaß stehende Immunität gegen äußere Gewalt, die ihm so gut angeboren sein, als er sie durch krankhafte Prozesse erworben haben kann. Auch das vorher erwähnte, durchaus verschiedene Verhalten der beiden Geschlechter und der Altersklassen ist unschwer zu erklären: Das Knochengerüst und die gesamten Organe des Weibes sind viel leichter und zarter gebaut als die des Mannes, in noch höherem Grade ist dies beim Kinde gegenüber dem Erwachsenen ausgeprägt, und beim Greise bedingen die Altersveränderungen Brüchigkeit der Knochen und geringere Festigkeit der Gewebe.

Was den Einfluß des Klimas angeht, so ist es die Eigentümlichkeit gewisser Rassen, welche es ihnen ermöglicht, unter extremen Breitegraden auszuhalten. Der Neger vermag selbst in der Nähe des Äquators bei strammer Arbeit zu existieren, der Eskimo fühlt sich in dem rauhen Grönland wohl. Wollte man die beiden Nationen, die eine in das Land der anderen, verpflanzen, so würden sie alsbald zu Grunde gehen. In der Mitte zwischen ihnen stehen diejenigen, welche die gemäßigte Zone bewohnen, sie acclimatisieren sich am besten, und wir brauchen nur auf den germanischen Volksstamm hinzuweisen, welcher fast in den meisten Teilen der Erde gedeiht. Allein überall ist er dem Klima nicht gewachsen, Beweis dafür sind die zahlreichen, durch Krankheiten erlegenen Opfer, welche die

Erschließung von Innerafrika bereits gefordert hat und seine Gewinnung für die Kultur zu einer so unendlich schwierigen Aufgabe macht.

Andererseits ist gerade einigen im Klima begründeten Schädlichkeiten gegenüber für jeden einzelnen die Möglichkeit gegeben, sich eine relative Immunität zu erwerben. Es ist bekannt, daß man in früheren Zeiten der sogenannten Erkältung eine hervorragende Rolle bei der Erzeugung einer ganzen Reihe von zum Teil recht schweren Erkrankungen zuschrieb. Wenn sich nun auch neuerdings herausgestellt hat, daß viele, wenn nicht alle derselben, durch ganz andere Krankheitsursachen bedingt werden, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Wind und Wetter, Kälte und Hitze, Regen und Trockenheit ihre Entstehung begünstigen. Ebenso sicher ist es aber auch, daß der Mensch durch eine vernünftige Abhärtung eine nicht zu unterschätzende Unempfänglichkeit diesen Dingen gegenüber erlangt, welche ganz besonders in die Augen fällt, wenn man einen Vergleich mit einem verzärtelten Individuum anstellt. Dieses wird beim leisesten Windhauch daniederliegen, während jenes sogar eine Durchnässung des ganzen Körpers bei heftigem Sturm ohne böse Folgen erträgt. Immerhin dürfen wir auch bei der individuellen Immunität nicht verkennen, daß die angeborene Widerstandsfähigkeit unendlich variiert; einem von kräftigen, gesunden Eltern herstammenden Kinde kann von vornherein bei weitem mehr zugemutet werden als dem Sprößling schwächlicher oder gar schwindsüchtiger Ahnen. Doch wird oft in scheinbar verzweifelten Fällen ein rationelles Verfahren noch wahre Wunder bewirken und den Betreffenden zu einem hohen Alter gelangen lassen.

Bezüglich der rein nervösen Krankheitsursachen ist ebensowenig wie bei den physikalischen von einer absoluten Unempfänglichkeit die Rede, dagegen kommt eine relative aufs schärfste ausgesprochen vor. Dieselbe ist entweder angeboren oder erworben. Jene ist nach den Rassen sehr verschieden, sie wird um so geringer sein, auf einer je vollkommeneren Kulturstufe sie stehen, um so ausgebildeter, je näher sie dem urwüchsigen Naturzustande sich befinden. Die Erklärung für diesen Satz ist einfach genug: Die höhere Civilisation erfordert auch eine intensivere Inanspruchnahme und damit eine größere Gefährdung des gesamten Nervensystems, und wenn man sich solche durch Generationen hindurch erfolgt denkt, so wird schon an und für sich jedem kommenden Geschlecht eine geringere Widerstandsfähigkeit angeboren sein. Im Gegensatz dazu macht das Naturvolk einen bescheideneren Gebrauch von seinen nervösen Funktionen, und somit ist auch die Kraft größer, mit welcher es von vornherein den etwaigen Schädlichkeiten dieser Art entgegentritt. Mehr noch ist die individuelle Immunität für nervöse Störungen ausgeprägt. Der Kampf ums Dasein, wie er heute geführt werden muß, bringt es mit sich, daß ihm jährlich geradezu Hekatomben von Menschen an Leiden der Art zum Opfer fallen. Immerhin bildet ihre Zahl zum Glück eine erhebliche Minderheit im Vergleich zu denen, an welchen derselbe Kampf mehr oder minder spurlos vorübergeht. Man hat daher in Bezug auf erstere von einer nervösen oder, insofern es sich um Geistesstörungen handelt, psychopathischen Disposition gesprochen, d. h. solche Menschen besitzen eine irgendwie entstandene Anlage, welche so zu sagen nur auf eine passende Veranlassung wartet, damit sich auf ihrem Boden die verderbenbringende Krankheit entwickele. Diese Annahme ist unzweifelhaft richtig, insbesondere für die Unglücklichen, über deren Häuptern infolge erblicher Belastung fortwährend ein derartiges Damoklesschwert schwebt. Sie stellen ein bedeutendes Kontingent zu den Fällen, wo z. B. nach einem schweren Schicksalsschlag plötzlich Wahnsinn ausbricht, während uns doch die tägliche Erfahrung lehrt, daß jener für sich allein ungewöhnlich selten so Entsetzliches hervorruft, und daß Tausende und Abertausende, welche ebenso hart und noch härter

betroffen wurden, ihr seelisches Gleichgewicht alsbald wiederfinden. Bei letzteren ist eine normale oder gar erhöhte Immunität vorhanden, welche bei jenen durch die erwähnte krankhafte Disposition herabgesetzt ist. Dies braucht indessen durchaus nicht immer durch Vererbung geschehen zu sein, sondern dasselbe wird auch durch zahlreiche erworbene Ursachen bewirkt. Wenn wir hier hauptsächlich maßlose Genußsucht, Alkoholismus, Überarbeitung, zu starke, lang andauernde psychische Erregungen hervorheben, so wird die statistisch festgestellte Thatsache begreiflich, daß im allgemeinen die Landbevölkerung, welche ein mehr ruhiges und beschauliches Dasein führt, geringere Neigung für nervöse Erkrankungen zeigt als der Städter, bei dem die angeführten Schädlichkeiten eher wirksam sind. Als vor längeren Jahren von einem amerikanischen Arzte zum erstenmal das Krankheitsbild der Neurasthenie (Nervenschwäche) beschrieben wurde, war er der Meinung, dieselbe sei ein specifisches Leiden seiner Heimat, hervorgebracht durch die rastlose Produktionsweise der dortigen Geschäftswelt. Doch wurde er bald eines Besseren belehrt, und es zeigte sich, daß die Alte Welt energisch der Neuen in diesem zweifelhaften Vorzug Konkurrenz machte. Darin indessen behielt er recht, daß es in erster Linie eine Erkrankung der Berufsklassen ist, welche eine mit heftigen Aufregungen verknüpfte geistige Beschäftigung haben, und so kommt es, daß sie sich ganz besonders oft bei Börsianern findet.

Außerordentlich interessante Thatsachen ergeben sich bezüglich der Immunität auf dem Gebiete chemischer Einflüsse auf den Körper, bei denen wir die merkwürdigsten Erscheinungen beobachten. Was die einzelnen Tiergattungen angeht, so zeigen sie die größten Differenzen, indem einige von ihnen Stoffe, welche sonst als äußerst heftige Gifte betrachtet werden, in großen Quantitäten ohne jede Gefahr verzehren können. Ziegen z. B. vertragen außerordentlich gut die sogenannten narkotischen Mittel, und sie verspüren erst eine Wirkung bei einer Dosis, die hinreichend wäre, mehrere Menschen zu töten. Ähnlich verhalten sich die Vögel gegen Opium, Kaninchen, Meerschweine, Tauben u. a. gegen Atropin, das bekannte, äußerst giftige Alkaloid der Tollkirsche (Belladonna). Eine absolute Unempfänglichkeit ist bisher nur für die Giftschlangen festgestellt worden, welche sich durch ihren Biß gegenseitig kein Leid zuzufügen vermögen.

Bei dem Menschengeschlecht reagieren die Rassen in sehr verschiedener Weise gegen eins der verbreitetsten Genußmittel, den Alkohol. Das Bedürfnis nach einem berauschenden Getränk fehlt, wie es scheint, fast nirgends; auch Volksstämme, die wenig oder gar nicht von der Kultur berührt sind, haben ein solches im Gebrauch, wie z. B. die Tataren den Kumys. Dagegen haben sich die Menschen von jeher darin unterschieden, wie sie dasselbe genossen haben. Bei Homer trinken auch die gewaltigsten Helden den Wein nur mit Wasser gemischt, während die alten Germanen schon bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte die Bewunderung und das Staunen der Südländer erregten über die ungeheure Menge starker Spirituosen, die sie zu sich nahmen. Im allgemeinen gilt heute wie damals das Gesetz, daß die Immunität gegen den Alkohol von Süden nach Norden wächst, und dann daß sie sinkt und steigt je nach der niedrigeren oder höheren Civilisation. So durfte Mohammed seinen Bekennern den Weingenuß gänzlich verbieten, er wußte offenbar, wie gering die Unempfänglichkeit seiner unter einem heißen Striche lebenden Araber für den schädlichen Einfluß des Weingeistes sei, und begegnete mit seinem Verbote durchaus dem realen Lebensbedürfnis seines Volkes. Wäre der Islam etwa anstatt unter der brennenden Sonne Arabiens in dem rauheren Deutschland entstanden, so würde dasselbe gewiß kaum erlassen sein. Aus demselben Grunde wird mit Recht von Menschenfreunden darauf aufmerksam gemacht, wie inhuman die Begün-

stigung der Branntweineinfuhr in unsere neuen Kolonien sei, denn es giebt in der That kein unfehlbareres Mittel, die Eingeborenen zu dezimieren, als den Schnaps, wie es ja das Beispiel der Urbevölkerung Amerikas vollauf bewiesen hat, die ihren Untergang weit mehr dem Feuerwasser als dem Feuerrohr der weißen Männer zu danken hat. Andererseits lehrt uns die Statistik, welche ungeheure Quantitäten Bier jährlich von den Bayern vertilgt werden, ohne daß sich darum behaupten ließe, sie hätten dadurch Schaden genommen. Ebenso werden in Deutschland, England, Rußland und anderen Nordstaaten von allen Klassen der Bevölkerung reichlich Spirituosen konsumiert, und wir müssen gestehen, daß der mäßige Genuß der Gesundheit eher förderlich ist und daß die Grenze, wo der Mißbrauch anfängt, seine verderblichen Wirkungen zu entfalten, eigentlich recht hoch hinaufgeht.

Indessen kommen auch beim Alkohol individuelle Unterschiede, angeborene wie erworbene, in Betracht. Vor allen Dingen ist das gesamte Kindesalter außerordentlich empfindlich gegen die Einwirkung dieses Mittels, seine Immunität ist also eine minimale, sie steigt indessen allmählich an und erreicht ihren Höhepunkt beim Manne, um beim Greise wieder herabzugehen. Aber noch nicht einmal bei zwei Menschen, die sonst unter gleichen äußeren Bedingungen leben, wird man dasselbe Verhalten beobachten. Schon in der Breite des Normalen tragen Temperament und Stimmung dazu bei, die Empfänglichkeit zu beeinflussen. Ein leidenschaftlich veranlagtes oder in leidenschaftlicher Erregung sich befindliches Individuum wird viel leichter in das akute Intoxikationsstadium, die sogenannte Trunkenheit, geraten als ein phlegmatisches oder behaglich sich dem Genuß hingebendes. In pathologischer Hinsicht wissen wir außerdem, daß die früher erwähnten psychopathisch und nervös Belasteten eine sehr geringe Resistenzfähigkeit in dieser Beziehung besitzen.

Daß schließlich auch beim Alkohol durch Gewöhnung ein hoher Grad von Immunität erworben werden kann, ist bekannt, er teilt diese Eigenschaft, wie wir nachher sehen werden, mit anderen Giften. Gewisse Stände, resp. Berufsarten, wie Bierbrauer, Seeleute u. a., last not least, der deutsche Student, erreichen eine staunenswerte Virtuosität in der Aufnahme dieses Stoffes, ohne daß ihre Gesundheit beeinträchtigt wird. Dieselbe Erscheinung wird übrigens durch einige Krankheitszustände hervorgebracht, wie z. B. die Diphtherie und das Kindbettfieber; bei ihnen macht der Arzt einen geradezu segensreichen Gebrauch davon, indem es durch reichliche Gaben schwerer geistiger Getränke oft genug gelingt, den arg bedrohten Organismus im Kampfe gegen die Krankheitserreger erfolgreich zu unterstützen.

Wir haben uns beim Alkohol deshalb so lange aufgehalten, weil er entschieden praktisch am meisten Berücksichtigung verdient. Indessen giebt es noch eine ganze Reihe von anderen Giften, für welche eine relative Immunität existiert; es ist jedoch unmöglich, hier jedes einzelne genau durchzugehen, wir wollen vielmehr nur die wichtigsten unter ihnen kurz besprechen. In erster Linie wäre das Nikotin, der im Tabak enthaltene giftige Bestandteil, hervorzuheben. Jeder Leser, der Raucher ist, wird sich noch mit Schrecken des ersten, meist in der Jugend ausgeführten Versuches mit dem edlen Kraut erinnern, welcher fast ausnahmslos einigermaßen tragisch oder, um uns wissenschaftlich auszudrücken, mit mehr oder minder starken Vergiftungs-Erscheinungen geendet hat. Eine kleine Minderheit wird dadurch dermaßen abgeschreckt, daß ihnen die Cigarre Zeit ihres Lebens einen unüberwindlichen Ekel erregt, dagegen gewöhnen sich Millionen und wieder Millionen an diesen Genuß, und sie müssen es schon sehr unverständig treiben, ehe in Wirklichkeit von einer Intoxikation die Rede sein kann.

Von anderen chemischen Verbindungen

und Droguen, die als sehr differente Mittel in unserem Arzneischatz gelten, ist ähnliches bekannt. Dies wußte man schon im Altertum, und daher stammt die Erzählung von dem despotischen König Mithridates von Pontus, welcher sich aus Furcht vor Vergiftung an alle damals gebräuchlichen Gifte gewöhnt haben soll. In Wirklichkeit bringt man es fertig, von vielen dieser Stoffe immer größere Mengen zu sich zu nehmen, ohne daß die an und für sich unvermeidliche tödliche Intoxikation eintritt. Es genügt auf die Morphinisten, Opiumraucher, Kokainisten u. a. einfach hinzuweisen, sie alle haben das Gemeinsame, daß sie schließlich sich mit grausamer Sicherheit ruinieren, genau wie der Säufer, dagegen zeichnen sich vor ihnen die Arsenikesser, welche unter den Bewohnern einiger Thäler Tirols und Steiermarks massenhaft vertreten sind, dadurch aus, daß sie sich sehr wohl fühlen und die schwersten Arbeiten verrichten, obgleich sie täglich Quantitäten dieses Giftes verzehren, welche sonst unfehlbar das Leben vernichten würden. Übrigens verleihen auch, gerade wie beim Alkohol, gewisse Krankheiten eine erhebliche Immunität den erwähnten Mitteln gegenüber. So können Alkoholisten unglaubliche Quantitäten der Narkotika vertragen, und bei Geisteskranken muß man weit über das gebräuchliche Maß gehen, um mit Opium die gewünschte Wirkung zu erzielen.

Wir kommen nunmehr zu den Infektionskrankheiten, durch welche man ja überhaupt erst auf die Immunität aufmerksam gemacht wurde. Wenn wir uns auch hier wieder in unserer Betrachtung an den vorgezeichneten Gang halten werden, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß wir denselben in gewisser Beziehung ergänzen müssen. Die Unempfänglichkeit für Krankheiten wohnt hier nicht allein den lebenden Wesen inne, sondern sie haftet zum Teil auch an der Örtlichkeit, insbesondere an dem Untergrunde, auf dem sie wohnen. Eine Anzahl von Krankheitserregern wächst und gedeiht nur im Boden, von wo aus sie gelegentlich in den Körper gelangen, ist also jener seiner Beschaffenheit nach kein Nährsubstrat für dieselben, so ist die Gegend absolut immun für die betreffende Erkrankung. Hierhin zählt in erster Linie die Malaria (Wechselfieber), welche nur in sumpfigen Landstrichen ihre Heimat hat, sie kann nun allerdings auch in trocken gelegene importiert werden, aber nur durch die erkrankten Personen, denen ihrerseits die Fähigkeit abgeht, sie weiter zu verbreiten. Außerdem giebt es noch eine andere Möglichkeit. Alle die Faktoren, welche in ihrer Wirkung zusammengenommen als Klima bezeichnet werden, sind der Entwickelung pathogener (d. h. krankmachender) Keime im Organismus so feindlich, daß dieselben kaum oder gar nicht hochkommen können. Auf diese Weise entsteht gleichfalls eine hochgradige Immunität, welche wir mit gutem Erfolge benutzen, indem wir z. B. an Tuberkulose der Lungen leidende Patienten zum Zweck der Heilung in solche Gegenden senden.

Bei den Tiergattungen ist die Empfänglichkeit für dasselbe Krankheitsgift in sehr verschiedener Weise ausgeprägt. Gehen wir vom Menschen aus, so wissen wir, daß viele, für ihn außerordentlich gefährliche Seuchen ihm specifisch sind. Die Syphilis ist bisher noch nie, selbst nicht experimentell, auf ein Tier übertragen, so wenig wie man bis jetzt bei den furchtbarsten Cholera- und Typhusepidemien je eins unserer Haustiere hat leiden sehen, wenn es auch bei Meerschweinen unter sehr künstlichen Veranstaltungen gelungen ist, mit den Kommabacillen der asiatischen Cholera ähnliche pathologische Prozesse wie bei uns hervorzubringen. Dagegen ist uns die Tuberkulose mit vielen Tierarten gemein, insbesondere wird das Rindvieh im höchsten Grade von derselben heimgesucht, und wir sind ebensowohl im stande jene anzustecken, als sie uns. Die Pocken sind eine Erkrankung, die wir bei Kühen, Pferden und Schafen ebenfalls kennen, und wenn hier auch der Krankheitserreger noch nicht gefunden ist,

so ist es doch zweifellos, daß Tierpocken mindestens unendlich nahe mit den menschlichen verwandt sind. Wiederum giebt es reine Zoonosen (Tierkrankheiten), welche wie die Rinderpest als verheerende Seuchen auftreten, ohne uns im geringsten zu schädigen; andere allerdings gehen leichter oder schwerer auf den Menschen über, wie der Rotz, der Milzbrand und die Hundswut, welche nur zu häufig auch unter ihnen ihre Opfer fordern.

Unter den Menschen selbst ist die Immunität für Infektionskrankheiten eine sehr wechselnde. Offenbar machen sich auch hier wieder Rassenunterschiede bemerkbar, doch ist diese Frage noch nicht genügend geklärt, wir wollen daher nur anführen, daß dem Neger eine besonders große Resistenzfähigkeit der Malaria gegenüber zugeschrieben wird. Eine bedeutende Rolle spielen die Altersunterschiede. Wenn auch die sogenannten Kinderkrankheiten die Erwachsenen durchaus nicht gänzlich verschonen — wir erinnern nur an die Scharlachepidemie im königlichen Palast zu Berlin vor einigen Jahren, durch welche eine Hofdame den Tod fand, und an den verstorbenen Kaiser Friedrich, der als Großvater von Masern ergriffen wurde —, so suchen sie doch mit Vorliebe das Kindesalter heim. Dagegen zieht der Unterleibstyphus wieder gern das kräftigste Alter herbei, während Säuglinge und kleine Kinder meist frei bleiben. Dafür ist die Tuberkulose ein Vertreter der Krankheiten, welche alt und jung in gleicher Weise trifft.

Individuell muß die Unempfänglichkeit unzweifelhaft in vielen Fällen direkt angeboren sein, denn sonst wäre es unerklärlich, daß in einer Familie bisweilen alle Glieder von einer Seuche hinweggerafft werden mit Ausnahme eines einzigen, welches gesund und munter bleibt. Auf welchen Eigenschaften seiner Konstitution dies beruht, darüber können wir einstweilen nur Vermutungen aufstellen, eine reelle Basis für dieselben fehlt leider noch. Nicht viel besser geht es mit der Thatsache, daß bei einigen Infektionen die einmal überstandene Krankheit vollste oder beinahe volle Sicherheit vor Wiedererkrankung verleiht, während bei anderen dadurch geradezu eine Disposition für eine solche geschaffen wird. So sind zwei oder mehrfache Lungenentzündungen bei einer und derselben Person durchaus nichts Unerhörtes, es scheint also, daß die Lunge trotz etwa eingetretener vollständiger Heilung insofern geschwächt ist, als sie nicht mehr in der Lage ist, den Krankheitserregern einen so intensiven Widerstand wie ursprünglich entgegenzusetzen. Ähnlich verhalten sich bekanntlich die mit Recht gefürchteten Halsentzündungen aller Art, und jeder kennt gewiß in seinem Kreise Menschen, die mit grausamer Regelmäßigkeit von Zeit zu Zeit an solchen Affektionen daniederliegen. Im Gegensatz dazu ist ein wiederholter Unterleibstyphus, ebenso eine mehrfache Erkrankung an Masern oder Scharlach stets eine Seltenheit. Übrigens haben wir mit diesen Beispielen durchaus nicht alles Wissenswerte in dieser Beziehung erschöpft, sondern nur ein allgemeines Bild zu entwerfen uns bemüht.

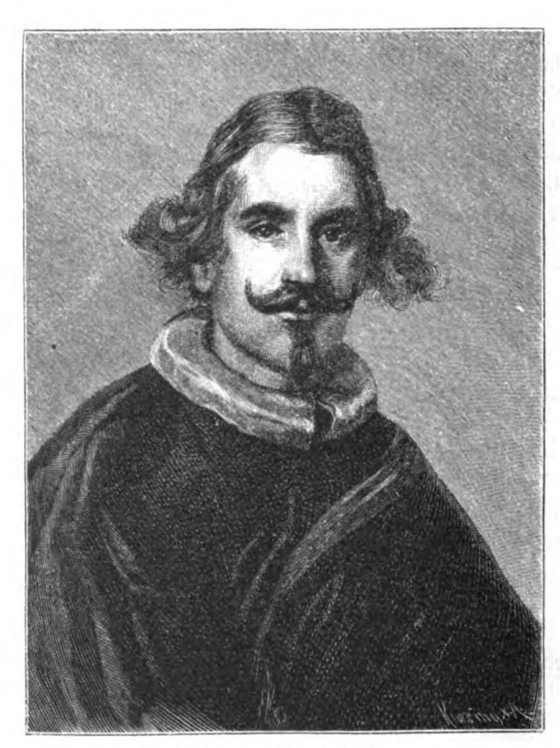
Es lag auf der Hand, daß die Ärzte bei ihren Bestrebungen, die Krankheiten überhaupt zu verhüten, im Anschluß an die zuletzt erwähnten Erfahrungen auf die Idee kamen, ob es bei den Seuchen, welche, einmal überstanden, volle oder wenigstens hochgradige Immunität gewähren, nicht möglich sei, künstlich die Erkrankung in abgeschwächter Weise zu erzeugen, um dadurch jener zufällig erworbenen Unempfänglichkeit unter Umständen die ganze Menschheit teilhaftig zu machen. Der erste, welcher dieses Princip in die Wirklichkeit übersetzte, war der englische Arzt Jenner, ihm gebührt der Ruhm, der Vater der jetzt gebräuchlichen Blatternimpfung zu sein. Selbstverständlich ist die heutige Methode eine andere und, wir dürfen sagen, eine weit vollkommenere als vor etwa hundert Jahren, aber das, worauf es ankommt, hat der Erfinder damals schon mit klarem Geiste erkannt. Wir bringen bei unseren Impflingen die unter leichten Symptomen verlaufende Form

der Kuhpocken hervor und geben ihnen dadurch einen erheblichen Schutz vor den menschlichen Blattern, die, wenn sie wirklich einmal ausnahmsweise bei ihnen ausbrechen, sehr mild verlaufen. Gerade im Deutschen Reiche, wo gesetzlich jährlich Millionen von Impfungen stattfinden, hat man den Segen dieser Einrichtung hinlänglich erprobt. In einem Reiche von nahe an fünfzig Millionen Einwohnern ist seit den Kriegsjahren keine irgend namhafte Epidemie mehr aufgetreten, und die Morbiditäts- wie Mortalitätsziffer ist eine verschwindend kleine. Gegen solche Erfolge zerfallen die Einwände der Impfgegner in ein Nichts, zumal da die fortwährenden Verbesserungen in der Ausführung der Impfung und die erhöhte Sorgfalt, welche diesem Geschäft unausgesetzt gewidmet wird, den ohnehin in Anbetracht solcher Riesenzahlen lächerlich geringen Prozentsatz von wirklichen Schädigungen immer mehr herabsetzen, resp. auf Null reduzieren werden.

Es kann nicht wunder nehmen, daß die Lorbeeren, welche auf dem Gebiete der Blattern geerntet sind, die Forscher nicht ruhen lassen und sie unablässig anspornen, entsprechende Impfmethoden auch für andere Infektionskrankheiten zu ersinnen. In letzter Zeit ist über die von Pasteur ausgeführten Schutzimpfungen gegen die Hundswut viel geredet worden, sie sollen bezwecken, das durch den Biß bereits in den Organismus gelangte Gift unwirksam zu machen. So glühende Verehrer nun auch dies Verfahren, insbesondere auf französischer Seite, gefunden hat, so sind wir gleichwohl auf Grund exakter Untersuchungen deutscher Gelehrter nicht in der Lage, diesem Enthusiasmus unbedingt zuzustimmen, zumal da die erzielten Resultate weder unanfechtbar noch immer über jedes Lob erhaben sind. Indessen ist es nicht ausgeschlossen, ja wir dürfen uns sogar der Hoffnung hingeben, daß sich allmählich daraus eine auf fester wissenschaftlicher Grundlage stehende, brauchbare Methode entwickeln wird.

Damit hätten wir dem Leser eine Übersicht über den Begriff der Immunität zu verschaffen gesucht. Es ist ein in demselben Maße interessantes wie praktisch wichtiges Kapitel in der Pathologie, an dessen Ausbau fort und fort der Bienenfleiß der Gelehrten arbeitet.





Selbstbildnis von Velasquez.

Diego Velasquez, der Meister des Realismus.

Von

Moriz Carriere.



Die spanische Kunst hat im Verfall des nationalen Lebens ihre schönsten Blüten getrieben. Unter der Führung des Königtums hatte das Volk seine Selbständigkeit im Kampf mit den Mauren wieder erobert, der Krieg war ein religiöser, die Kirche segnete die Waffen, und so gewannen Königtum und Kirche ein unantastbares Ansehen bei der Nation. Im wiedergewonnenen Granada bewilligten Ferdinand und Isabella die drei Schiffe zu der Entdeckungsfahrt von Columbus. Dann ging im Reiche Karls V. die Sonne nicht unter, aber die Freiheitslust der Städte ward gewaltsam niedergeschlagen, die Inquisition verfolgte unbarmherzig jede Abweichung vom Katholicismus, Mauren und Juden wurden vertrieben, und die Schätze Amerikas leiteten zu einem auf Ausbeutung gegründeten Glanz und Lebensgenuß. Doch sorgte die staatliche Allgewalt auch um ihrer selbst willen für Ordnung und Sicherheit im Inneren; „die Ruhe eines Kirchhofes", sagt Schillers Posa von Spanien. Die besten Kräfte der Nation wandten sich zur Poesie, zur Malerei. Dort hatten sie ein Gebiet freier Wirksamkeit innerhalb der Schranken, die sie

in Spanien weniger als anderwärts empfanden, da der Sinn des Volkes selbst zumeist kirchlich und königlich war, und in dem auch jesuitisch restaurierten Katholicismus doch die religiöse Wahrheit des Christentums nicht zerstört, wenn auch getrübt war, und das Gefühl der Ehre auch in den übereinkömmlichen Formen bei aller Veräußerlichung erhalten ward. Je mehr unter den Philippen auch während des Dreißigjährigen Krieges die Macht Spaniens mit der Freiheit sank, um so höher stieg seit Cervantes, dem größten der Dichter, die Freude an der Poesie, und namentlich der Aufschwung des Dramas, wo der volkstümliche Lope und der kunstverständige Calderon den Doppelgipfel bezeichnen, um den andere Dichter wie Guillem de Castro, Tirso di Molina und später Moreto hervorragen. Ebenso fand die Malerei jetzt die Selbständigkeit des nationalen Stils.



Philipp IV. (1644.)

Zuerst war der Einfluß der flandrischen Schule van Eycks, dann mit der Blüte der Italiener seit Leonardo da Vinci der Eindruck ihrer Meisterwerke tonangebend; dort der Realismus, hier der Idealismus, dort die Naturtreue, hier der formale Schönheitssinn. Der führt indes auch bei gründlichen Studien der Vorbilder und bei ernstem Sinn zu konventioneller Manier, wenn das Auge nicht frisch in die Natur hineinblickt, während der Realismus das voraus hat, daß er, mannigfach wie das Leben selbst, sich nicht wiederholt. Und so trat Spanien in den Wettkampf mit den anderen Völkern durch diejenigen Meister, welche das heimische Leben mit seinen charakteristischen Zügen, seinen eigentümlichen Farben zum Ausgangspunkt ihrer Werke nahmen. An Tiefe der Auffassung, an

Schwung der Phantasie, an Größe der Komposition konnten die Idealisten es einem Michelangelo und Raphael nicht gleich thun; in der Richtung, welche von der Beobachtung der Wirklichkeit ausgeht und vor allem nach Lebenswahrheit, Lebenswirklichkeit strebt, haben sie die Italiener weit überflügelt, haben sie es den Holländern auf ganz andere bald eigene Art gleichgethan. Zwei Sevillaner Meister des religiös-historischen Stils haben dadurch die vaterländische Malerei emporgehoben, daß sie die heimische Natur studierten. Juan de las Ruelas malte seinen St. Yago, der auf weißem Roß in wallendem Mantel den Spaniern in der Schlacht die Siegesfahne schwingt, nicht bloß mit venetianischer Farbenpracht, sondern mit dem kriegerischen Feuer der Bewegung, das er aus eigener Seele ihm gab; Zurbaran (1598 bis 1632) bildete seine einfach schlichten Kompositionen religiöser Stoffe mit ernster Kraft in den Schatten, im Kolorit nach der eigenen Anschauung; Porträtköpfe von Spaniern mit dem deutlichen Ausdruck der Situation, lebensfrische Gestalten bald in feierlicher Ruhe, bald in ausdrucksvoller Bewegung. So sind auch die Madonnen Murillos echte Spanierinnen, und wenn sein Helldunkel an Correggio anklingt, die schwärmerische Empfindung im Ausdruck und in der Durchbildung der Gestalten bekundet den Künstler, der auch die Sevillaner Gassenbuben mit jener Meisterschaft malte, die sie in der Unmittelbarkeit des Daseins für uns so erquicklich macht, weil sie sich selber so wohl fühlen.

Ich erinnere daran, wie in der Litteratur die sogenannten Schelmenromane aufkamen. Der Staatsmann und Geschichtschreiber Mendoza hatte mit seinem Lazarillo de Tormes den Reigen eröffnet, während Cervantes sich für seine Novellen die Stoffe aus dem eigenen Leben bieten ließ, in seinem Don Quixote die Phantasie seines Helden so genial auf spanischen Boden stellte, die Realität von Charakter und Sitte so treu ihn umgeben ließ, daß wir bis heute noch die Typen wiederfinden. Und wie prächtig weiß Lope de Vega in das Landleben einzuführen, wie heiter und frisch sind gerade die volkstümlichen Expositionsscenen vieler seiner Dramen, während Calderon die oberen Stände, die feinere Gesellschaft f e i n schildert.

In dieser Atmosphäre erwuchs und atmete der Maler, von welchem Karl Justi in der meisterhaften Lebensbeschreibung sagt: „Unter seinen Genossen der Folgerichtigste im Princip, die größte technische Kraft und das feinste Malerauge; keine Ausnahme, wie er vom stofflichen Gesichtspunkte als der einzige fast ganz weltliche Maler Spaniens bezeichnet werden konnte, sondern der spanischste unter den spanischen Malern.“ Le peintre le plus peintre qui fût j'amais — hat sogar W. Bürger geschrieben, und vor ihm einer der Begründer der Kunstgeschichte, Waagen: „Wofern es darauf ankommt, die Menschen, wie sie sind, in größter Lebendigkeit der Auffassung, in höchster Treue in Form und Farbe mit der seltensten Meisterschaft des ganz freien und breiten Vortrages wiederzugeben, stehe ich nicht an, ihn für den größten Maler zu halten, welcher je gelebt hat.“ Indes kommt es in der Kunst doch auch noch auf anderes an: sie ist Schöpferin des Schönen und Großen um des Schönen und Großen willen, sie ist Darstellerin von Ideen in sinnlich wohlgefälliger Erscheinung; die Phantasie hat auch ihr Recht, wenn sie über das Gegebene hinausgeht und die Ideale der Menschheit veranschaulicht, wenn sie das Seinsollende als seiend erscheinen läßt. Der Geist verlangt nach Freiheit; im freien Spiel der Seelenkräfte entfaltet und genießt er sein eigenes Wesen, und die Weltharmonie, die das Gemüt ahnt und fordert, will es auch in Einzelwerken lebendig gegenwärtig haben. Künstler wie Phidias, wie Raphael und Michelangelo, die das Ewige und Göttliche, die höchsten Ideale des Lebens künstlerisch verwirklichen, Musiker wie Händel und Beethoven,

Dichter wie Äschylus, Dante, Goethe und Schiller, haben nicht bloß auch ein Recht des Daseins, sondern bezeichnen uns die Gipfel der Kunst. Aber wie die Phantasie uns Ideale veranschaulicht und dem Gedanken einen Körper schafft, so kann sie auch das Wirkliche in seiner Wahrheit auffassen, das Wesen desselben zur Vollanschauung bringen und vom Äußeren ausgehend in ihm den inneren Kern offenbaren, und ein solcher Meister des Realismus ist Velasquez. Wie der rechte Idealist seine typischen Gestalten lebensfähig macht, so hebt der rechte Realist in den Erscheinungen der Wirklichkeit das Wesentliche, im Thatsächlichen das Notwendige hervor, nach Dürers Spruch: „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“

Mancher Genius muß im Kampf mit der Wirklichkeit sich durchringen, vom Leben unbefriedigt und in der Schule der Not gestählt, stellt er das Neue, das er der Welt bietet, reformatorisch ihr gegenüber; andere sind von der Woge der Zeit leicht getragen, die Umgebung bietet ihnen was sie bedürfen, und rasch finden sie wie mühelos die glänzende Stelle für die Bethätigung ihrer Eigentümlichkeit. Ein solcher war Velasquez.

Diego Rodrigo de Silva Velasquez ward 1599 in Sevilla geboren. Die Großeltern waren von Oporto nach Spanien eingewandert, der Vater hatte eine Sevillanerin aus der gleichfalls adeligen Familie Velasquez geheiratet, Diego nahm den mütterlichen Namen zum väterlichen und ward vornehmlich nach jenem genannt. Die Eltern entsprachen der Neigung des reichbegabten Knaben, und gaben ihm den berühmten Herrera zum Lehrer in der Malerei; doch von dessen gewaltiger Eigenart mehr zurückgestoßen als angezogen, kam er zu dem minder hervorragenden Pacheco, der als gründlicher Techniker und Kunsttheoretiker gerade dadurch zum Lehrer geeignet war, daß er die Schüler nicht durch eine starke Originalität in seine Bahnen zog, sondern sie in dem unterrichtete, was in der Kunst lehr- und lernbar ist, dann aber ihre eigenen Wege gehen ließ. Entgegen der flotten Manier und leichten Bravour von Zeitgenossen, schreibt Pacheco in seinem Malerbuch: „Die Zeichnung ist Seele und Leben der Malerei, insbesondere der Umriß ist das Schwerste; hier gilt es Tapferkeit und Beharrlichkeit, hier haben selbst die Riesen ihr Leben lang zu ringen, ohne daß sie auch nur für einen Augenblick die Waffen ablegen dürfen.“ Er wies vor allem auf die Natur, und so ward denn auch sein Schüler Velasquez vor allem ein sorgsamer Zeichner nach dem Modell und verdankte dem Lehrer die Feinheit und Korrektheit in der Treue der Darstellung der Gegenstände, die er abbildete, mit sicherem Blick für die Linear- und Luftperspektive, mit tüchtiger Farbentechnik. Der realistische Zug der Zeit nach dem Leben des Volkes, den wir bei den Dichtern fanden, ergriff zunächst auch unseren Kunstjünger; nicht schöpferische Phantasie, sondern klare Erfassung der Wirklichkeit und scharfe Abbildung der sinnfälligen Erscheinung war sein Ausgangspunkt und ward seine Eigenart, bezeichnet seine Größe; von der mühsamen Sorgfalt der Erstlingswerke wuchs er zu der bewundernswürdigen Sicherheit des freien und breiten Stils, der jeden Pinselstrich an die rechte Stelle setzt, um durch den Gesamteindruck des Ganzen mit der Natur zu wetteifern. Er suchte alles so gut darzustellen, als er konnte, Geräte, Gewänder, den Menschenleib; seine Erstlinge sind Figuren in ihrer Umgebung: ein lebensgroßer Wasserträger mit seinen Krügen, der einen Jungen trinken läßt, eine Alte mit dem Eierkuchen in der Küche am Herde mit dem Kupfergeschirr, den Töpfen, Melonen und Zwiebeln. Sagte das seiner Eigentümlichkeit zu, so übernahm er doch auch Kirchenbilder; da suchte er sich passende Modelle aus dem Volk, die er treu nachbildete. Da sitzt Maria, eine arme spanische Bäuerin, mit dem Kinde im ersten Morgenlicht vor dem dunklen Thorbogen;

vor ihr, dem Lichtquell abgewandt, knien die Weisen aus Morgenland, Bildnisse von würdigen Männern aus der höheren Gesellschaft, alles schlicht und verständig.

Der Lehrer erkannte und wertete die Vorzüge des Schülers. Er gab dem Neunzehnjährigen seine Tochter zur Ehe, wie er selbst berichtet: „Nach fünf Jahren Erziehung und Unterweisung verheiratete ich ihn mit meiner Tochter, bestimmt durch seine Jugend, Reinheit und gute Anlage, und in Hoffnung seines natürlichen und großen Genies."

Die Erwartungen, welche sich an die Thronbesteigung des kunstsinnigen jungen Philipp IV. knüpften, veranlaßten Velasquez mit guten Empfehlungen von Sevilla nach Madrid zu gehen. Er malte Bildnisse, und nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen gelang es ihm das Reiterbild des Königs zu malen. Der Minister Olivarez erklärte vor dem Gemälde: Velasquez allein solle fortan den König porträtieren. So ward der Vierundzwanzigjährige mit einem kleinen Gehalt und einer Werkstatt im Schloß zum Hofmaler ernannt, und wie seine Anlage ihn zu einem Bildnismaler ersten Ranges bestimmte, so kam die Gunst der Umstände auch hier ihm fördernd entgegen. Als kleine Welt, als edles Gasthaus aller Fremden galt damals den spanischen Dichtern ihre Hauptstadt, und so stand der jugendliche Meister bald in einem regen Verkehr mit den Großen des Landes wie mit den Künstlern, Dichtern und Freunden des Schönen, freilich auch hineingezogen in das Hofleben mit seinen Ceremonien, seinen Winter- und Sommervergnügen, Jagden und wechselnden Aufenthalten. In Madrid konnte der König durch einen verborgenen Gang ins Atelier des Künstlers gelangen, und häufig war er dort zu finden. Die Regierung führte Olivarez als gebietender Minister, aber ums Theater, um die künstlerische Ausstattung der Schlösser kümmerte sich der Fürst, genußsüchtig, voll Liebhabereien, denen er ohne Rücksicht auf die Kosten sich überließ; das Land verarmte, aber Meisterwerke von Tizian und Rubens schmückten die Schlösser und Landhäuser des Königs, und Calderons Dramen riefen Pracht und Prunk der Aufführungen hervor.

1628 lebte und malte Rubens in Madrid. Er kam in einer diplomatischen Sendung; seine Beziehungen zu England benutzte er zur Vermittelung des Friedens zwischen diesem Staat und Spanien. Er brachte Gemälde mit, malte den König und die Königin und kopierte sich mythologische Bilder von Tizian. Er schloß Freundschaft mit Velasquez. Ob er großen Einfluß auf ihn übte? Hier ist eine Glanzstelle in dem Buch von Justi. „Daß um diese Zeit eine Änderung im Stile von Velasquez vor sich ging, ist richtig. Die früheren Bilder erscheinen neben denen des Rubens und neben seinen eigenen späteren hart, nüchtern, dunkel in den Schatten, die bald folgenden in allverbreitetem Lichte, malerisch in Umriß und Rundung. Aber an den Besuch von Rubens schloß sich ja seine Reise nach Italien, wo er, wie er sagte, in Tizian und Tintoretto das Gute und Schöne gefunden. Hier sah er die Modellierung des Nackten im vollen Licht, hier den unverschmolzenen Strich, kurz den malerischen Stil in unerreichten Mustern, die auch die Muster für Rubens gewesen waren... Die Faktur des Rubens ist frei, und die des Velasquez ist auch frei, aber die Freiheit beider hat nicht die mindeste Verwandtschaft. Der Ton des Rubens ist hell, und der des Velasquez ist hell, aber dieser ist der kühle Silberton des allverbreiteten Tagelichtes mit möglichster Zurückstellung der Farbe, jener ein harmonischer Farbenlärm mittels gesättigtster lichtgetränkter Tinten und durchleuchteter Schatten, dort hervorgebracht mit der größten Einfachheit, hier mit Verschwendung der Mittel. Kurz, wir wundern uns vielmehr, daß er sich so völlig frei gehalten von dem übermächtigen Einflusse dieses Künstlers, dem sonst die Schule von Madrid mehr oder weniger nachgegeben hat. Es liegt hier wieder ein Fall der Sucht nach Einflüs-



Christus an der Säule.

sen vor. Nicht weil man auf rätselhafte erklärungsbedürftige Thatsachen trifft, forscht man nach Ursachen und Berührungen, nein, weil man von einer Begegnung liest, folgerte man einen Einfluß und sucht nun dessen Wirkungen um jeden Preis herauszuklauben."

In den Jahren 1629 bis 1631 lebte Velasquez in Venedig, Rom, Neapel. Dem spanischen Hofbeamten ward sogar Wohnung im Vatikan angeboten, aber ihm genügte der unbeschränkte Zutritt, wenn er Michelangelo und Raphael zeichnen wollte. Bei den berühmten Künstlern wie Guido Reni, Guercino, Domenichino, Pietro da Cortona bestellte er Bilder für seinen König, die aber nachträglich nicht angekauft wurden, weil es an Geld gebrach. Er selbst malte Landschaften und sein mythologisches Bild: Die Schmiede Vulkans. In Neapel verkehrte er mit seinem Landsmann Ribera, der im Wetteifer mit den Naturalisten Italiens sie weit übertraf, indem er sich nicht in ihre Einseitigkeiten und Übertreibungen verlor, so wenig wie Velasquez.

Von 1631 bis 1648 lebte er nun ununterbrochen am Hofe zu Madrid. Es war die Zeit seiner kräftigsten Mannesjahre, während Spanien im Dreißigjährigen Kriege seine Macht erschöpfte. Nichtsdestoweniger feierte man glänzende Siegesfeste und beschwichtigte die Beamten, die Künstler wie Velasquez über unbezahlte Besoldung mit Gehaltserhöhung und neuen Würden. An der Ostseite von Madrid ließ Olivarez auf einem Hügel unter Blumengärten das Lustschloß Buen Retiro bauen mit dem prunkvollen Theater für Calderons Schauspiele, mit Festsälen, die mit alten und neuen Gemälden geschmückt wurden, vornehmlich mit Schlachtbildern aus den Kriegen der Spanier, die auch auf dem Theater dargestellt wurden.

Auch das Schloß von Madrid ward umgebaut, und es scheint, daß der Erwerb von plastischen Werken, wo die Originale unerreichbar waren von Gips- und Erzabgüssen berühmter Antiken, den Anlaß bot, daß Velasquez 1649 bis 1651 noch einmal schöne Tage in Rom verlebte. Der Papst Innocenz X. versprach ihm zu sitzen. Da malte er seinen Diener und Farbenreiber, den Mauren Juan de Pareja, und sandte das Original mit dem Bildnis an befreundete Künstler. „Staunend betrachteten sie Urbild und Abbild, zweifelnd, welches von beiden sie anreden sollten.“ Das Porträt ward öffentlich ausgestellt; „dies allein sei Wahrheit, alles andere Malerei,“ sollen Künstler verschiedener Nationen geäußert haben. Der Diener aber sah dem Meister auf die Finger, zeichnete heimlich und malte später in Madrid ein Bild, das er nach der Wand gekehrt im Atelier hinstellte. Der König wandte es um und meinte: dafür verdiene Pareja die Freiheit. Velasquez gewährte sie ihm, doch Pareja blieb ihm treu, ward aber nach des Meisters Tode ein bekannter Maler in Madrid.

In Rom warb Velasquez auch einige geschickte Dekorationsmaler an. Nach der Heimkehr ward er zum Schloßmarschall ernannt, sein ahnenrichtiger Adel anerkannt und das Gewand und Kreuz des Ritters von Santiago ihm verliehen. Er hatte für Einrichtung, Ordnung und Ausschmückung des Palastes zu sorgen, Feste vorzubereiten, die Hofetikette zu wahren, den König auf seinen Reisen zu begleiten, was in dem damaligen Spanien keine Kleinigkeit war, wo in unwegsamen Gegenden für den Komfort im großen gesorgt werden mußte. Er mochte selbst empfinden, was sein Schwiegervater Pacheco geschrieben hat: „Die Ausübung der Kunst unterbrechen, sei es auch durch ein Ehrenamt, das ist eine Art Belohnung, die wie eine verkleidete Strafe aussieht. Bei Leuten ohne bestimmte Thätigkeit wird durch Übertragung eines solchen Amtes ihr Verdienst erhöht; bei Künstlern heißt es vielmehr sie durch die Belohnung um ihr Verdienst betrügen. Deshalb sollten Belohnungen der Künstler nur in Ehre und Geld bestehen: in Ehre als Sporn und Anerkennung ihrer Leistungen, in Geld, weil es ihnen Muße verschafft, bloß um des Nachruhms willen durch ihre Arbeiten verborgene Schönheiten der Kunst hervorzulocken. Das Schaffen ist weit das größte Glück des Künstlers.“

Das wußte Velasquez sich doch festzuhalten. Mit erstaunlichem Fleiß schuf er neue Meisterwerke, immer sicherer, sogleich die rechte Farbe an den rechten Fleck zu setzen, mit dem großen Borstenpinsel die Striche so leicht und frei zu führen, daß sie in der rechten Entfernung energisch zusammenwirken.

Velasquez erlag am 6. August 1660 einem Wechselfieber. Er und Murillo, Lope und Calderon sind die hellen Sterne in der über Spanien hereinsinkenden Dämmerung, ein Zeugnis, daß in allen Zeiten es für die Kunst auf den Genius ankommt, der, wo und wann er geboren wird, in eigener sittlicher Kraft sich entfaltet, mag er der Blüte des nationalen Lebens sich erfreuen, mag er der Nation zum Ersatz verlorener Größe und wie zum Trost seine Werke schaffen, oder ihr zu kommender Erhebung die Fahne vorantragen.

Seine Naturanlage wies den Maler auf das Individuelle, auf treue Beobachtung, scharfe Auffassung, lebendige Nachbildung des Wirklichen, nicht auf Schöpfungen freier Phantasie zum Ausdruck allgemeiner Ideen, geistiger Anschauungen. So war er zum Porträtmaler geboren, und die Gunst des Geschicks führte ihn an die Stelle, wo er auch die Großen der Erde, auch die Staatsmänner und Geistlichen kennen lernte, um den Kern ihres Seelenlebens in den Zügen des Angesichtes, in der Haltung des Körpers auszuprägen. Er schmeichelte nicht auf äußerliche Weise, aber er ergriff den Gesamteindruck und ordnete auch in der Malerei diesem das Besondere unter. Gern ließ er die Umgebung der Persönlichkeit mitwirken, und so sind seine Rei-

terbilder des Königs, des Prinzen, des Ministers in der freien Natur, im vollen Licht, mit der Landschaft und dem Himmel in der Zusammenstimmung des Ganzen mit Recht bewundert. War er auch vorzugsweise der Maler der Männer, so hat er doch auch einige Frauen so charakteristisch dargestellt, daß man das Gesicht, die Haltung nicht wieder vergißt, selbst wenn man sie nur in gelungener Reproduktion sieht. Von den Männern sei Papst Innocenz X. erwähnt, der den Römern für überaus häßlich galt; Velasquez betont den Blick des verschlossenen Beobachters in den groben Formen des Gesichts, die Lebhaftigkeit des Greises in der ruhigen Haltung. Auch auf das gewöhnliche Volk erstreckte sich die Thätigkeit des Meisters, der hier oft an die Karikatur streift und auch die Zwerge und die närrischen Spaßmacher, wie der Hof sie hielt, durch seinen Pinsel der Nachwelt überlieferte.

Betrachten wir die freie schaffende Thätigkeit des Künstlers, so gehören die Jagdbilder fast noch in das Bereich der Porträtdarstellung, indem hier die Erkennbarkeit der Personen, die Kostümtreue, das Landschaftliche zu den Erfordernissen solcher höfischen Erinnerungsgemälde gehört.

Auf religiösem Gebiet ist das Ergreifendste der leidende Christus. Da steht auf einer leeren, dunklen Fläche der Gekreuzigte, „wie eine Elfenbeinschnitzerei auf schwarz sammtenem Leichentuch", streng symmetrisch, ruhig. Der jugendliche Körper kräftig durchgebildet, das Haupt auf die Brust herabgesunken, das braune Haar wie ein schwerer Schleier herabwallend. Der Ruhe dieses Bildes stellt sich der kühn bewegte Christus an der Säule zur Seite, beide Gemälde aus des Meisters bester Zeit. Niedergesunken sitzt der Heiland mit fast wagerecht ausgestreckten Armen, die ein Strick an die Säule gebunden hält, das Haupt etwas nach links gewandt, wo ein teilnehmendes Kind anbetend kniet, hinter dem ein Engel steht, der es auf Jesus hinweist. Auch hier ist der Körper voll Heldenkraft, wie ihn auch Michelangelo gestaltet hat. Eine qualvolle Stellung nach der überstandenen Geißelung und Dornenkrönung voll packender Gewalt, an Dürers auf dem Stein sitzenden Jesus in der großen Passion gemahnend, aber heftiger in Bewegung und Ausdruck. Beide Gemälde zeigen, wie Velasquez sich an das Typische anschließt, aber es neu durchführt und durch Naturstudium lebendig macht. Weniger eigentümlich erscheint die Krönung Marias aus späterer Zeit; feierlich, ernst sitzt die Himmelskönigin in wallendem Gewand auf Wolken, etwas höher zur Rechten und Linken Gottvater und Christus, die in den über ihrem Haupte ausgestreckten Händen die Krone halten; über dieser schwebt in einer Strahlenglorie der heilige Geist in Gestalt der Taube. Es ist die herkömmliche ceremoniöse Weise, ohne besonderen Ausdruck, Gottvater ein recht alter Mann, dasselbe Modell, das auf dem mächtigen Wüstenbilde der beiden Einsiedler den urväterlich asketischen Greis mit den erhobenen Armen darstellt.

Wenden wir zum Gegensatz unseren Blick auf die Mythologie, so hat uns Velasquez drei Werke hinterlassen, einen Bacchus aus seiner Jugend, die Schmiede Vulkans aus seinem ersten römischen Aufenthalt, eine Venus aus späteren Tagen. Ich kann mich weniger wie Justi mit diesen Gemälden befreunden. Die Naturtreue in den Körpern, der Ausdruck in den Gesichtern ist ja durchaus meisterhaft, aber die realistische Wirklichkeit stimmt doch wenig zu dem Idealismus, den einmal die phantasiegeborenen Göttergestalten der Griechen erfordern, wenn ihr Wesen ausgeprägt werden soll, wie es in der Seele der Menschen lebt, wie es auch für uns durch die griechischen Künstler vollgültig ausgeprägt ist. Läßt man die Namen weg, sieht man in dem derben jungen Burschen einen Spanier, der sich fast nackt zu einer Gruppe von älteren Männern gesetzt hat, welche mehr oder weniger vom Wein angeheitert sind, Lastträger, wetterfeste Landsknechte, spanische

Feldarbeiter, denen ein vornehmer Lebemann eine glückliche freie Stunde des Genusses bereitet, dann ist das Bild voll heiterer Lebensfrische, ähnlich wie Bein, Schenkel, Rücken der jugendlich zierlichen

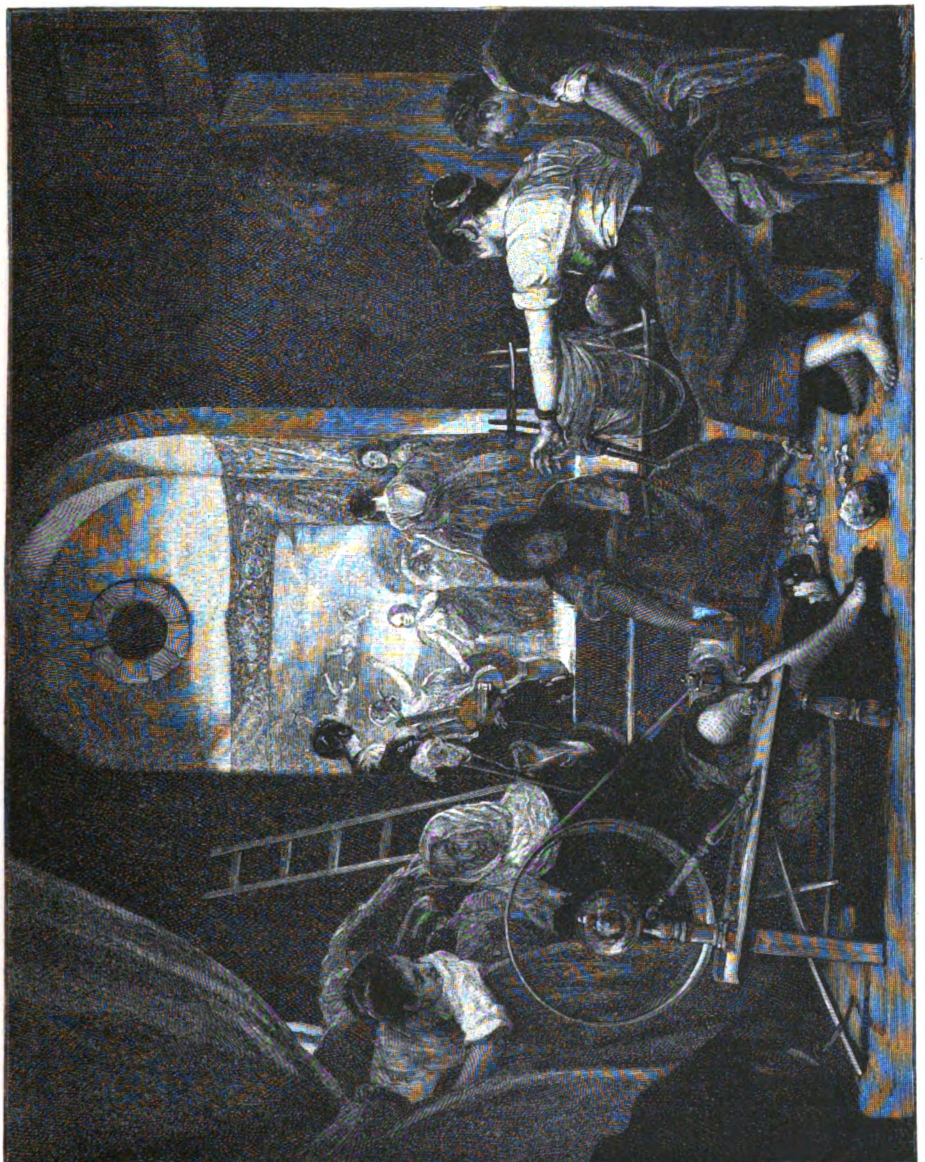


Die Übergabe von Breda.

Spanierin, der ein Amor den Spiegel vorhält, darin wir das uns abgewandte etwas breite Gesicht erblicken. Der Maler giebt uns in ausgestreckter Lage auf dem Ruhebett die Hinteransicht, während Tizian, Guido Reni und andere die Vorderansicht lieben.

Das anziehendste dieser Gemälde ist die Schmiede Vulkans. Vier Männer, nur um die Hüften bekleidet, muskelstarke Feuerarbeiter, stehen in der Werkstatt, das Licht fällt aus dem breiten Fenster, vor dem der jugendliche Gott steht, das Himmelsblau mit seinem Strahlenkranz noch erhellend, eine Kunde bringend, die auf einmal die vier Schmiede in dem Moment erstarren und ihre Blicke auf den Ankömmling richten läßt, einer vom Rücken, zwei von der Seite gesehen,

während der Meister uns gegenüber die breite Brust, die nervigen Arme zeigt; in der einen Hand die Zange, in der anderen den Hammer haltend, steht er vor Kunde von der Liebesgemeinschaft des Kriegsgottes mit der vom Vulkan erwählten Liebesgöttin, die der allsehende Sonnengott bringt! Wollte Velasquez der



Die Spinnerinnen.

dem Amboß, den Kopf, die aufgerissenen Augen nach dem Götterjüngling wendend. So ist ein prägnanter Moment der Überraschung in das Thun und Treiben der Schmiede hineingekommen; ist es doch die formenglatten Nachzeichnung der Antike, wie die Bologneser sie übten, parodistisch die unmittelbare Lebenswirklichkeit entgegenstellen? Justi sagt: „Velasquez behandelt die homerischen Götter wie

Shakespeare im Troilus die trojanischen Helden, er überträgt den Mythus in den trivialsten Stil der Nationalkomödie." Da ist mir nun doch die Art viel lieber, wie Shakespeare das römische Altertum im Cäsar behandelt, wie Goethe das Griechentum in der Iphigenie, in Faust und Helena, wie Raphael im Parnaß und in der Farnesina durch die Mythe von Amor und Psyche. Velasquez erinnert uns an die Feuerarbeiter von Menzel; da haben wir gottlob keine alten Götter oder neue Allegorien, sondern das reale Leben als solches. Doch in der malerischen Ausführung zeigt sich die Meisterschaft des Spaniers: das Eisengerät, der Feuerschein, die Modellierung der menschlichen Körper sind vollendet; „Sein und Schein," schreibt Justi, „die Kenntnis der Muskulatur und die Wahrheit der äußeren Schale sind in gleicher Weise berücksichtigt. Hier ist die Linie der Naturwahrheit zwischen gelehrt plastischer oder anatomischer Härte eines Michelangelo und malerisch weicher Unbestimmtheit der Venetianer."

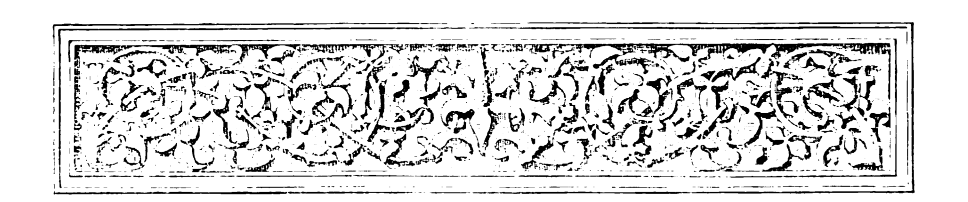
Nach der Heimkehr schuf Velasquez sein Meisterwerk realistischer Geschichtsdarstellung in der Übergabe von Breda. Die Stadt war der Familiensitz der Oranier, das Bollwerk Flanderns, eine Musterfestung; der General Spinola erhielt 1624 den Befehl, sie für Spanien zu erobern. Deutsche, Franzosen, Italiener beteiligten sich an dem Wettkampf der Spanier und Holländer; Angriff und Verteidigung gehörten zu einer Scene des dreißigjährigen Kampfes, von denen Erzherzog Albrecht gesagt hatte: es sei weniger ein Krieg mit dem Zweck des Sieges denn eine Kriegsakademie. Nach heldenmütigem Widerstand übergab um des Hungers willen der Gouverneur Justin von Nassau am 3. Juni 1625 die Festung an Spinola, der den ausdauernden Tapferen gewährte, daß sie in guter Ordnung mit fliegenden Fahnen und Trompetenschall frei auszogen. Eine malerische Verherrlichung des Ereignisses für Buen Retiro von der Hand des Jose Leonardo genügte weder der geschichtlichen Treue noch den Forderungen der Kunst, Velasquez ward berufen und vereinte beides. Die Komposition ist wohlabgewogen, rechts die Spanier, links die Niederländer, in der Mitte beide Feldherren; Spinola legt dem Besiegten, der ihm die Schlüssel der Festung überreicht, mit Anerkennung und Teilnahme die Hand auf die Schulter; beide sind vom Roß abgestiegen, die Genossen haben das Haupt entblößt, wie das berichtet wird, wie auch im Schauspiel Calderon den Besiegten sagen läßt: er erkenne im Ausgang den Willen des Schicksals, worauf Spinola erwidert: des Besiegten Tapferkeit ist des Siegers Ehre. Alles ist einheitlich schlicht und deutlich klar. Justi sagt: „Die Wahl einer rein menschlichen noblen Regung zum hervorstechenden Motiv ist ein Zug, auf den nicht jeder gekommen wäre. So hat der griechische Maler der Alexanderschlacht (der nicht bloß in den Lanzen und in den Pferden an dieses Werk erinnert) den unterliegenden Darius erhoben, der die eigene Not über dem sich für ihn opfernden Vasallen vergißt." Diese aufgerichteten Speere der Spanier gegenüber den Fähnlein der Holländer steigen senkrecht in die Höhe und durchschneiden ein Drittel von Himmel und Landschaft, ein Bild der spanischen Manneskraft und Manneszucht, die hier den letzten Triumph feierte; Calderon nennt sie ein eisernes Ährenfeld. Mit aller bildnisartigen Auffassung und festen Kostümtreue ist die innere Bedeutung der Sache anschaulichst ausgeprägt, wie es in großen Momenten den Menschen natürlich ist, daß das Innere mit Kraft und Maß sich kundthut.

Ein berühmtes Gemälde aus der späteren Zeit von Velasquez führt den Namen des Edelfräulein (las meninas); es leitet uns zum Genre hinüber, es enthält das eigene Bildnis des Malers an der Staffelei und zeigt die etwas steif dasitzende kindliche Prinzessin mit zwei ihrer jungen Ehrendamen in vollem Licht, daneben etwas im Dämmerschein zwei aufgeputzte Hofzwerggestalten mit dem schlummernden Hund vor ihnen, wie sie damals ja zum

Gefolge der Großen in Spanien gehörten. Es wird erzählt, daß sie da gesessen, um den König zu unterhalten, der mit seiner Gemahlin sich porträtieren ließ, und in der That erblicken wir im Spiegel an der Wand das Herrscherpaar. Da habe der König gefunden, daß ja das alles vor ihm wie ein lebendes Bild sei, und Velasquez habe auf allerhöchsten Wunsch sofort die Scene aufgenommen. Die Lichtwirkung wird dadurch erhöht, daß im Hintergrunde eine Thür geöffnet wird, durch die man aus dem Halbdunkel in den Sonnenschein sieht.

Mir erquicklicher ist noch ein anderes Genrebild, welches das Volk bei der Arbeit zeigt, die Spinnerinnen. Auch hier erscheint das Ganze wie ein Augenblicksbild der Wirklichkeit und doch zugleich in so freier Symmetrie, in so befriedigendem Gleichgewicht der Massen, in so vorzüglicher Lichtwirkung, daß man glauben möchte, ein idealistischer Künstler habe zu guter Stunde aus reinem Schönheitssinn das Ganze entworfen. Das ist echter Realismus, der aus der Wirklichkeit ein harmonisches Ganzes wohlgefällig gestaltet, das ist echter Idealismus, der die geistige Anschauung lebensfähig und sinnenfreudig gestaltet; da reichen beide sich die Hand wie in den Meisterwerken Raphaels und Shakespeares, im Freundschaftsbunde Schillers und Goethes. Da ist der Idealrealismus Thatsache.

Die Teppichweberei war von den Niederlanden auch nach Spanien verpflanzt worden; sie fertigte Gemälde für festlichen Wandschmuck. Wir befinden uns in einer kapellenähnlichen Werkstatt; in der Mitte der uns gegenüberliegenden Wand führen einige Stufen zu einer hellbeleuchteten Nische, in welcher ein Teppichbild aufgehängt ist; mehrere Damen stehen vor ihm, es zu besichtigen. Der vom Fenster hell hereinstrahlende Sonnenschein läßt das gold- und seideschimmernde Gewebe und seine Figuren so hell erscheinen, daß sie mit den lebenden Gestalten fast zu einem Ganzen verschweben; es ist, als ob die erhobene Rechte des Mannes mit Helm und Schild im Bilde zu den Damen der Wirklichkeit vor ihm in Beziehung stünde. Rechts und links erscheint die Zimmerwand dunkel, aber durch den Raum vor der Nische fällt gleichfalls Sonnenlicht durch ein Fenster und beleuchtet einzelne Fleisch- und Gewandpartien der Arbeiterinnen, die von dem Licht umflossen an Rad und Haspel wirken, volkstümlich wohlgebildete Gestalten, rechts und links in freier Symmetrie, zwischen ihnen im Halbdunkel ein sitzendes Mädchen. „Der eigentliche Gegenstand dieses Gemäldes ist das Licht, die Figuren sind nur da um des Lichtes willen, das mit ihnen sein Wesen treibt. Dies Werk verrät noch deutlicher als alle übrigen, wie sehr den Velasquez optisch-malerische Probleme interessierten; es ist etwas darin von der Kunst um der Kunst willen." Diesem Ausspruch Justis könnte man ebensogut die Ansicht gegenüberstellen: Das Licht ist herangezogen, um den Wert des Aufbaus der Formen in dieser reichen Komposition erkennen zu lassen, wie auf Raphaels Verklärung Christi auch die edlen ruhig symmetrischen Linien oben im hellen Lichte wunderbar kontrastieren mit den dunkleren durcheinander bewegten Formen der unteren Hälfte. Der Idealist wie der Realist haben der eine vom Gedanken, der andere von der Erscheinung aus ein Gemälde geschaffen, in welchem der Zauber des Lichtes mit den menschlichen Gestalten harmonisch zusammenwirkt; die Kunst hat hier das Alltägliche geadelt, dort dem Höchsten eine herrliche Erscheinung verliehen. Was das Sein in Wahrheit ist, ein gesetzmäßig Lebendiges, freithätige Kräfte in harmonischer Ordnung, Gegensätze und ihre Lösung zu gemeinsam bewirkter Einigung, Idealrealismus, dies Wort philosophischen Erkennens, in solchen Bildern ist es thatsächlich offenbar.



Ein Principienkampf.

Von

Hermine Villinger.



Steinklopfer Franz Xaver saß an der Landstraße von Sankt Blasien, mit ernsthafter Bedächtigkeit seinem Berufe obliegend. Da er binnen kurzer Zeit den zweiten Bauern den Weg gen Schluchsee wandern sah, nahm ihn das wunder, und er rief dem Vorübergehenden ein lautes: „Was giebt's denn heut, Mann Gottes?" zu.

„Will mir einen einsteigern," lautete die Antwort; „so ein bissel bares Geld thut immer gut."

„Die reichen Bauern," brummte Franz Xaver vor sich hin, „jeder hat einen Stall voll Vieh und gleich sind sie hinter her, wenn sich's um eine Handvoll Geld handelt. Uns thät's auch gut."

Nach dieser Betrachtung wurde der alte Mann nachdenklich, klopfte noch langsamer als vorher und erhob sich endlich mit der sehr nachdrücklich an den Himmel gerichteten Frage: „Und warum denn nicht?" fuhr in seinen Rock, stülpte einen abgetragenen Filzhut über die Ohren und wandelte ebenfalls fürbaß gen Schluchsee.

Er trat wenig Augenblicke nach den anderen Männern bei dem Bürgermeister ein, während der Waisenknabe, welcher ausgesteigert werden sollte, draußen im Hofe, rittlings auf der Brunnenröhre saß und unter lauten Hüst's und Hott's seinen Gaul antrieb, unbekümmert, was derweilen das Schicksal drinnen über sein junges Leben verhängen mochte.

Nach einer guten Viertelstunde rief ihn der Bürgermeister in die Stube: „So, Hänsle," sagte er, den ungefähr sechsjährigen Buben bei der Hand nehmend, „dem alten Großvater gehörst jetzt an, sei brav."

Die zwei Bauern wandten sich brummend und schimpfend zur Thür, und Franz Xaver rief ihnen nach: „Allerdings sind wir der letzte Mann im Ort, aber nicht einmal der Herr Kaiser selber kann uns Lumpenkerl heißen, denn wir können alle Tag abfahren, wir können unsere Leich bezahlen."

Hierauf trabte der alte Steinklopfer mit dem Buben davon, der sein in einem Bündelchen untergebrachtes Hab und Gut hoch in der Luft herumkreisen ließ.

Nach einer Weile fragte er: „Hast du auch eine alte Großmutter daheim?"

„Nein," lautete die Antwort.

„Juchhe!" schrie Hänsle, „dem Ignaz seine Frau hat mich den ganzen Tag gehauen, und dann hat mich der Schiffer-Peter eingesteigert, und dem seine hat mir nichts zu essen geben. Juchhe!" schrie er über den tannenumsäumten Schluchsee hin, „daß du keine Großmutter daheim hast!"

Der Steinklopfer gab dem Buben einen Stoß mit dem Ellenbogen: „Du, so wird nicht 'nausgeschrien bei uns, das wär mir eine schöne Erziehung — verstanden?"

„Wohl," versicherte der kleine Kerl,

„und übers Jahr komm ich in die Schul, aber singen kann ich schon jetzt," und er stimmte mit glockenheller Kehle eine lustige Volksweise an.

Da ging sich's noch einmal so leicht, daß sie bald den See hinter sich hatten und ins Thal bogen; ein Seitenpfad zwischen dichtem Gestrüpp führte zur baufälligen Hütte des alten Mannes. Er machte sich sofort an seine Hausfrauenpflichten, indem er eine Schüssel saure Milch und einen Laib Brot herbeiholte. Wortlos, die Ellenbogen auf dem Tisch, vertiefte sich jeder in sein Geschäft; als es mit der Milch zur Neige ging, überließ der alte Mann den Rest seinem Schützling, worauf ihn dieser zum erstenmal näher ins Auge faßte und zwar mit einem Blick aufrichtiger Bewunderung.

Franz Xaver aber ging zu einem alten Schrank, öffnete ihn und rief das Büblein herbei.

„Die Hauptsach im menschlichen Leben," begann er, „ist allemal die Ordnung; da drin, in diesem Holzkistle ist unsere Ordnung und zwar in zwei Teilen: erstens, die Leichenkosten, in die ich die zwei Mark lege, die uns der Bürgermeister gegeben, denn was ein anständiger Mensch ist, läßt sich nicht wie ein armer Sünder einscharren, sondern denkt beizeiten an seine ordentliche Beerdigung; zweitens aber, ist der Platz fürs Pläsir. Das Pläsir aber kommt allemal und immer zuletzt, und drum ist nichts drin, und das merke dir."

Hänsle schaute in die Holzkiste und maß die drei Behälter prüfenden Blickes; hierauf erklärte er mit dem Ausdruck innerster Überzeugung: „Ich thät alles ins Pläsir!"

Da hatte er gleich seine erste Ohrfeige weg.

„Wer so denkt," belehrte ihn der Großvater, „ist ein nichtsnutziger Mensch, das aber soll dir ausgetrieben werden, denn es ist unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit."

Nach diesen Worten riß er das Weichste und Beste aus seinem Bett und bereitete seinem Schützling ein Lager auf der Ofenbank. Und so oft sich Hänsle im Laufe der Nacht im Schlaf rührte, erhob sich der kahle Schädel des Alten mit den paar vereinzelten grauen Härchen, und seine Miene nahm den Ausdruck äußerster Besorgnis an.

Früh morgens, als die Sonne ihre ersten Strahlen ins Thal schickte, saßen sich die beiden ungleichen Gestalten bereits auf dem Steinhaufen gegenüber. Hänsle machte den Eindruck eines riesenhaften Pilzes, denn er trug einen unermeßlichen weißen Strohhut, unter dem seine kleine Gestalt bis auf die ausgestreckten Beinchen fast völlig verschwand. Er hatte eine kindische Freude am Steinklopfen, und es wäre ihm eine Lust gewesen, blindlings darauf los zu hauen und zu singen, allein der Großvater belehrte ihn eines anderen: „So klopft ein liederlicher Mensch, aber niemand, der seine Ehr in seine Arbeit setzt; mein Steinhaufen muß da liegen, daß jeder sagt: den hat der Franz Xaver geklopft."

Als Hänsle jedoch mit seinem Hämmern immer wieder in den schnellen Takt seiner Lieder geriet, krähte ihm der Großvater ein altes Kirchenlied vor, worauf sie für eine Weile Schlag auf Schlag selbander klopften. Allmählich jedoch ging dem Alten der Atem aus, und ums Umsehen verwandelte sich die schleppende Melodie in der Kehle des Knaben in eine lustige, hüpfende Weise, daß binnen kurzem die schöne Ordnung der Dinge wieder auf den Kopf gestellt war. Da legte der alte Mann seinen Hammer weg und zog den Schelm so lang an den Ohren, bis dieser den richtigen Takt wieder gefunden. Solchergestalt ging der Morgen hin und auch der Nachmittag; gegen Abend erschien der Bürgermeister von Schluchsee auf der Bildfläche der Landstraße, und als ihn Hänsle des Weges kommen sah, kletterte er blitzschnell von seinem Steinhaufen herab, riß den Hut vom Kopf und schmetterte dem behäbigen Mann all seine zurückgehaltene Lust in einem „Grüß Gott" entgegen.

Leutselig blieb der Mann stehen: „Nun, wie geht's, Büble?"

„Gut," schrie Hänsle, daß man's bis zum See hören konnte; der Steinklopfer aber befahl: „Sing eins," worauf der Bube sofort sein Bestes that und erst aufhörte, als ihm der Bürgermeister mit einem „Gut, gut" ein funkelnagelneues Pfennigstückchen einhändigte.

„Juchhe," schrie der kleine Bursche, sprang auf den Steinhaufen und schwang seinen breitrandigen Hut, „jetzt hab ich was für's Pläsier!"

Da holte ihn der Steinklopfer mit großer Bedächtigkeit an den Beinen herbei, legte das ganze Bürschlein vor sich hin und klopfte es wacker durch. Hierauf trocknete er sich den Schweiß von der Stirne, steckte den Pfennig in die Tasche und sprach: „Was haben wir gesagt, was zuerst kommt?"

„Die verdammten Leichenkosten," antwortete Hänsle schluchzend.

Nun aber hatte es der fröhliche Geselle gar bald weg, daß es mit dem Klange seiner jugendlichen Stimme eine Bewandtnis haben mußte, denn selten ging ein Mensch vorbei, ohne sich nach dem kleinen Sänger umzuschauen, oder ihn mit einem freundlichen Kopfnicken zu bedenken. Infolgedessen sprang Hänsle jedesmal, so oft er jemanden des Weges kommen sah, von seinem Steinhaufen herunter, riß den Hut vom Kopf und stimmte ein Lied an. Da sich zur Zeit die Sommergäste von Schluchsee und St. Blasien viel auf der Landstraße herumtrieben, fiel dem Bürschlein manch kleines Geldstück zum Lohn anheim, allein wie dringend er auch zu bitten verstand: „Gelt, Großvater, aber das ist fürs Pläsir?" es wanderte alles unwiderruflich den Weg in die Leichenkosten.

Indem nun diese so beträchtlich zunahmen, wurde Franz Xaver mit jedem Tag selbstzufriedener, höhnischer und herausfordernder, denn das Bewußtsein, daß er sich kein geschenktes Begräbnis gefallen zu lassen brauchte, verdarb seinen Charakter und machte ihn zum Prahler vor Gott und den Menschen.

„Nur zu," grinste er zum Himmel hinauf, wenn ein tüchtiger Regen ihm den dürren Rücken begoß, „ist uns all eins — können gleich abfahren — sind bereit — sind bereit."

Im Gottesdienst schlief und schnarchte er mit Hochgenuß, denn jetzt, daß er den Herrn Pfarrer bezahlen konnte, erschien ihm dieser als eine untergeordnete Persönlichkeit, der er nicht genug Ärger verursachen konnte für das viele Geld, das er ihm zu zahlen gezwungen war.

Als er eines Abends wiederum sein Kistchen mit den zwei Ordnungen öffnete, machte er eine Entdeckung, die ihn für einen Augenblick völlig der Sprache beraubte; der bisher gänzlich leere Behälter fürs Pläsir wies ungefähr die Hälfte von Pfennig-, Nickel- und Silberstückchen auf wie die Leichenkosten, welche um eben diese Hälfte zusammengeschmolzen waren.

Hänsle stand dem Alten gegenüber mit dunkelrotem Kopf und gefalteten Händen, denn er befand sich gerade mitten in seinem Vaterunser, an das er heute aus irgend einem unbestimmten Gefühl die ganze Kraft seiner gesunden Lunge setzte.

„Sei still," fuhr ihn der Großvater an und packte ihn beim Schopf, „wer das gethan hat — das?" und er brachte Hänsles Nasenspitze in eine unsanfte Berührung mit dem Kistchen, „denn wer sonst auf der Welt weiß etwas von meiner zweiteiligen Ordnung — wer sonst kann auf den Satansgedanken kommen, mir meine Leichenkosten ins Pläsir zu leeren?"

„Vielleicht der liebe Gott," stammelte Hänsle, „vielleicht hat er auch gedacht —"

Der Großvater fiel über ihn her: „Das hat er gedacht — bis aufs Blut soll dir's ausgetrieben werden, hat er gedacht — das verdammte Pläsir —"

Was nun den guten Franz Xaver anbelangte, so sollte er eines Tages erfahren, daß auch er seine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Oft schon nämlich war er ermahnt worden, sein altes, schad-

haftes Kamin einmal endgültig ausbessern zu lassen; er hatte stets den Tauben gespielt. Nun aber geschah's, daß ihm eines Abends die hellen Flammen aus dem Dachstuhl schlugen, und obwohl der Brand sofort gelöscht wurde und weiter keinen Schaden anrichtete, so blieb dem Steinklopfer diesmal nichts anderes übrig, als die Arbeiter ins Haus zu nehmen. Als sie wieder gingen, trugen sie dem alten Mann sämtliche Leichenkosten davon, und er saß von dem Tage an wie ein Häuflein Unglück auf seinem Steinhaufen, grüßte weh- und demütig jeden Vorübergehenden und neigte sich vor dem Herrn Pfarrer bis auf die Erde. Denn wenn er jetzt starb, war er einer, der seine Leichenkosten nicht zu bezahlen vermochte, und jeder im Dorf hatte ein Recht, ihn derwegen zu verachten. Da wurde er klein vor dem Herrn, es verging ihm alle Lust, im pluralis majestatis mit ihm zu reden, und er betete zu jeder Stunde des Tages: „O Herr, Herr, ich bin deiner ewigen Glückseligkeit noch lang nicht wert —"

Und obgleich die Sonne ihre wärmsten Strahlen ins Thal sandte, umwickelte er den Hals vielmals mit einem gestrickten Tuch, aus lauter Angst, sich zu erkälten, und schwitzte so den lieben langen Tag, daß sich ihm die Haare rings am Halse grasgrün färbten.

Hänsle aber benutzte die Versunkenheit des Großvaters, um in seinem eigenen Takte lustig darauf los zu hämmern und zu singen, und wer ihn hörte, des Seele ward erfreut.

Einstmals aber stieg gar eine vornehme Dame aus ihrem Wagen und faßte den menschenfreundlichen Gedanken, das Büblein zu sich herankommen zu lassen.

„Doktor," sagte sie zu ihrem Begleiter, „er soll uns ein wenig in den Wald hineinführen; es ist eine Erfrischung."

Die Dame trug einen langen roten Mantel und darunter schleppte sie sich so mühsam hin, als drohe sie alle Augenblick zusammenzubrechen. Der Doktor zu ihrer Rechten, das Gesellschaftsfräulein zu ihrer Linken trugen Tücher und Shalws und Schirme, und beide gähnten abwechselnd, jedes nach einer anderen Seite des Waldes hin.

Hänsle aber schritt keck und sorglos unter seinem großen Hute voraus und führte die Gesellschaft in einen schmalen Weg, wo die Tannen so dicht standen, daß sie wie Baumleichen aussahen, ohne Nadeln, mit grauem, schleierhaftem Gewebe an den Ästen. Hier war ein Bänklein so recht inmitten ernster Schattenstille, und die Dame ließ sich mit einem Seufzer auf dem einladenden Platz nieder, worauf sie augenblicklich von einem halben Dutzend Tücher zugedeckt, umwickelt und schier gar erdrosselt wurde und obenhinein die Weisung bekam: „Jetzt tief Atem holen, Gräfin!"

Sie that's mit halbgeschlossenen Lidern, riß diese aber jählings wieder auf, denn Hänsle stimmte eben dicht unter ihrer Nase, ohne eine Aufforderung abzuwarten, sein Lied an.

Der Doktor wollte den Knaben zurückweisen, allein die Gräfin winkte mit ihrem bedeutungslosen Kinderhändchen: „Lassen Sie, lassen Sie," und demgemäß gab Hänsle nacheinander seinen ganzen Liederschatz zum Besten, die Hände in den Taschen, den sonnigen Blick unverwandt auf das Gesicht der Gräfin geheftet.

Als er fertig war, fragte er, ob er wieder von vorn anfangen solle.

„Nein," sagte die Gräfin, „du sollst mir jetzt erzählen, wer deine Eltern sind."

„Ja, ich hab keine," erwiderte Hänsle, „der Großvater hat mich eingesteigert."

Der Doktor gab eine Erklärung dieses Wortes, worauf die Gräfin in einen Seufzer des Mitleids ausbrach. „Und liebst du den alten Mann?" wandte sie sich an den Knaben.

Hänsle war mit dem Worte — Liebe — noch in keinerlei Beziehungen getreten; er schaute deshalb ziemlich dumm drein und schüttelte schließlich verlegen den Kopf.

„O du armes Kind," rief die Gräfin aus. „Doktor, könnte man nicht ver-

suchen, ihn wo anders unterzubringen, wo er Liebe findet? Mein Junge, wir wollen dich von dem alten Großvater wegnehmen —"

„Was," schrie Hänsle, „da giebt's aber Händel, du, denn ich geh nicht vom Großvater weg — um die Welt nicht —"

„Ja, hast du es denn gut bei ihm?"

„Freilich hab ich's gut —"

„So schlägt er dich nie?"

„Nur fürs Pläsir, sonst nicht."

Die Gräfin wollte wissen, wie das zu verstehen sei, und Hänsle gab die Erklärung:

„Weil eben der Großvater die zweiteilig Ordnung hat; erstens die Leichenkosten, zweitens 's Pläsir. Er thut aber alles in die Leichenkosten und nie nichts ins Pläsir, und weil ich gern alles ins Pläsir thät, darum haut er mich."

„Was verstehst du unter Pläsir?" fragte die Gräfin.

Das wußte Hänsle nicht.

„Aus welchem Grund willst du denn aber alles ins Pläsir thun?"

„Ha," meinte er, „weil's halt nicht die Leichkosten sind."

Darauf hin sahen die drei schwer gelangweilten Menschen plötzlich etwas munterer drein, und die Gräfin erklärte: „Wir werden ihm etwas fürs Pläsir geben, Doktor — haben Sie zwanzig einzelne Markstücke?"

Hänsle machte große Augen; als er aber erst das viele Geld in der Hand hielt, ging ihm vor Freuden über das unfaßbare Glück schier gar der Atem aus. Er wollte eben sein „vergelt's Gott" stammeln, da kam ihm ein Bedenken: „Himmel Herrgott," meinte er, „wenn's aber der Großvater doch wieder in die Leichenkosten thut —"

„Dem soll abgeholfen werden," beruhigte ihn die Gräfin, „nicht wahr, Doktor?"

Der riß eine Seite aus seinem Notizbuch: „Ich gebe es ihm schriftlich."

Der Bube atmete auf, erhielt seinen Zettel und flog damit davon. Sie schauten ihm alle nach, die Gräfin mit der Lorgnette, wie er, laut jauchzend, mit emporgehobenen Händen den Waldweg dahinsauste.

Der Großvater hatte Feierabend gemacht und saß grämlich vor seiner Hütte, als Hänsle mit der Verkündigung angestürmt kam: „So viel Geld hab ich, Großvater — alle Fäust voll."

Da richtete sich die zusammengesunkene Gestalt des alten Mannes plötzlich auf, und er trat mit dem Buben in die Stube; dort warf dieser das Geld auf den Tisch, und Franz Xaver überzählte es zitternd; dann ging er zum Schrank und holte voll Eifers sein Kistchen mit den zwei Ordnungen.

„Ja halt," sagte Hänsle und wies auf seinen Zettel, „da steht's geschrieben, 's ist alles fürs Pläsir."

Der Großvater griff nach dem Zettel und las — erst zweifelnd, dann überzeugt: „Fürs Pläsir" — hierauf knickte er ein wenig in die Knie, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck so jammervoller Enttäuschung an, daß dem Hänsle das „Juchhe", mit dem er eben seine Markstücke zusammenraffen wollte, mit eins in der Kehle stecken blieb und ihm ganz schwül zu Mut wurde. Er schob das Geld hin, er schob es her, plötzlich meinte er, dem alten Mann die Hälfte davon hinzählend: „Sollst dich auch freuen, Großvater."

Der ließ sich nicht zweimal bitten und griff hastig zu; er nickte, er lachte, es glänzte ihm feucht in den Augen, und langsam und andächtig zählte er seine zehn Mark in die leere Leichenordnung. Dann riß er sich das gestrickte Tuch vom Hals und gab ihm einen Tritt, indem er zur geschwärzten Stubendecke hinauf grinste: „Nur zu — ist uns all eins — können gleich abfahren — sind bereit — sind bereit."



Litterarische Notizen.



Auf keinem Gebiete des öffentlichen Lebens wogt heute der Kampf der Meinungen stärker und leidenschaftlicher als auf dem der Schulreform; gerade hier ist wieder einmal das Gefühl erwacht, daß „etwas" geschehen müsse. Nur über das Wie ist man uneinig. Eine Thatsache ist, daß die Anhänger des Alten in ihrer Verteidigung weniger beachtet werden und mit ihren Anschauungen täglich mehr an Boden verlieren. Es scheint, als suche der neue deutsche Geist, welcher mit 1870 erwacht ist, auch hier eine neue Form. In diesem Sinne, wenn auch vorzugsweise im Hinblick auf die Erziehung der deutschen Nation, ist als eine der bedeutungsvollsten Schriften zu empfehlen: **Rembrandt als Erzieher.** (Leipzig, C. L. Hirschfeld.) Das Buch ist bereits in mehreren Auflagen erschienen. Der Verfasser gebietet über eine Überfülle von Wissen und Geist, so daß er, statt scharf logisch vorzugehen, oft vom klaren Ziele abschweift und Nebenwege aufsucht, die freilich lohnen. So wirkt er zuweilen ermüdend, weil eben des Guten und Neuen zu viel ist — ein anderer hätte aus dem Buche ein halbes Dutzend gemacht! Was nun den Kern und den Inhalt seiner Anschauungen anlangt, so läßt er sich in folgendem zusammenfassen: Nehmen wir uns den niederdeutschen Rembrandt als Menschen zum Muster, geben wir uns ganz als Niederdeutsche! Der „klassische Mustermensch" als Ideal, dem die Antike Kanon aller Schönheit ist, sei beiseite geworfen. Die Antike als solche hat ihre Schuldigkeit gethan und kann gehen. „Verbauern" wir getrost ein wenig, aber suchen wir die niederdeutsche Kraft und humorvolle Tiefe überall zur Geltung zu bringen! In uns liegt die Zukunft; was von außen kam und kommt, hat wenig Wert. Fragen wir nicht immer, wonach sollen wir uns richten, sondern schaffen wir wie Rembrandt frisch darauf los, nur unserem eigenen Geiste folgend, unbekümmert um Stil und andere leere Worte. Den Verfasser leitet bei seinen Ausführungen sicherlich ein richtiger Instinkt; in Fühlung mit den geheimen Regungen des neuen deutschen Geistes sieht er das Ziel, dessen Früchte freilich erst ein zweites und drittes Geschlecht genießen wird. In seinen Angriffen auf berühmte Zierden der Wissenschaft hätte sich der Herr Anonymus übrigens der Mäßigung befleißigen sollen; durch sein Verfahren wird einer an sich beifallswerten Sache am meisten geschadet. Doch alle diese Ausstellungen hindern nicht die Bedeutung dieses gedankenvollen Werkes, dessen Genuß freilich, wie schon betont wurde, durch seine Stillosigkeit etwas beeinträchtigt wird, durch mangelnden Sinn für architektonische Formen, der nun einmal im Reiche des Gedankens, der Logik das Haupterfordernis bleibt, will man mit seinen Überzeugungen rasch und glänzend gleich einem jungen Alexander zum Siege gelangen.

Auf praktische, greifbare Ziele, sofern sie die Frage der Schulreform berühren, steuert Paul Güßfeldt, der bekannte Reisende, in einem Schriftchen zu, das mit Recht großes Aufsehen erregt hat: **Die Erziehung der deutschen Jugend.** Dritte Auflage. (Berlin, Gebrüder Paetel.) Uneingeschränktes Lob verdient zunächst die klar bestimmte Schreibweise des Verfassers; da merkt man nichts von der Stubenluft des Gelehrten, von Nachahmung undeutscher, ciceronianischer Satzungetüme, man glaubt den Redner zu hören, der aber nicht durch schöne Worte und Wendungen bethören will, sondern der „schneidig" und ehrlich heraussagt, wie er denkt. Was will nun der Verfasser? Indem er vom Volksschüler absieht und nur unser Gymnasial- und Realschulwesen im Auge hat, empfiehlt er die Einrichtung von Anstalten, wie wir sie schon in unseren Kadettenhäusern besitzen, Aufgeben des griechischen und lateinischen Unterrichtes, Herabsetzung des bisher geforderten Maßes von Kenntnissen und verlangt dazu folgendes: „Die Tagesmahlzeiten werden in der Anstalt eingenommen. Der Aufenthalt und der Ver-

kehr mit den Eltern ist vornehmlich auf die freien Abendstunden, auf den Sonntag und auf die Ferien beschränkt. Die häuslichen Arbeiten kommen ganz in Wegfall." Dazu eine gründlichere Vertrautheit mit modernen Sprachen, zumal mit der deutschen. Aber wie ist das möglich? Nun, gleichwie bei der Armee, übernimmt der Staat die Kosten. Hier ist, wenigstens für nächste Zeit, die schwache Seite des Problems. Man rechne auf den Kopf sechs- bis achthundert Mark nur an Unterhaltungskosten fürs Jahr, man denke an die Zahl unserer höheren Schüler: wer dürfte, bei unseren Steuerverhältnissen, die Stimme für diesen Plan abgeben, ohne sich der grenzenlosesten Ungerechtigkeit gegen die Masse des vierten Standes schuldig zu machen? Wenn der Verfasser, dessen Phantasie mehr nach der Seite des Verstandes als der des Gemütes entwickelt ist, hier und da Vorliebe für englische Einrichtungen zeigt, sogar für englische Litteratur, von der für einen Deutschen doch nur Shakespeare und Byron in Frage kommen, alle anderen keinem bei uns überlegen sind — dann vergißt er eben, daß — nun daß in England das Verhältnis zwischen reich und arm und zumal zwischen gebildet und ungebildet höchst „ungerecht" ist und eine solche annähernde Ausgleichung wie bei uns, in dem föderativen deutschen Staatskomplex, noch gar nicht gefunden hat. Auch die Angriffe des Verfassers auf die Bestrebungen unserer Sprachreiniger müssen entschieden zurückgewiesen werden. Wer die eine mancher Schattenseiten deutschen Wesens gründlich kennt und zugiebt, wer mit „geschichtlich geschultem" Blicke prüft, wie schon mittelhochdeutsche, „ungebildete" große Poeten im welschen Fremdwort einen ganz besonderen Zauber klingen hörten, welche Menschenklasse dann im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eine wahrhafte Überschwemmung unnützer Fremdwörter hereinführte, um sich vor der Masse den Schein vornehm abgeschlossener Bildung zu geben — der wird jene Reinigung mit Freuden begrüßen. So braucht der Verfasser, von anderen Fremdworten abgesehen, das Wort „affektiert". Weshalb dafür nicht sagen: geziert, gekünstelt, geschraubt, ja manchmal, ehrlich derb, einfach äffisch? Auf diesem Gebiete sind die Klassiker mit ihrer klassischen Bildung nicht maßgebend. Und wenn ein Geschlecht, das nicht mehr eine Ahnung von griechischen und lateinischen Vokabeln hat, doch dereinst eine Fülle von Fremdwörtern gebrauchen wollte, über deren grammatikalische Bedeutung es im Dunkel wäre, so würde es sich vor jedem Verständigen nur lächerlich machen; dann wäre es einfacher, daß „man" nicht mehr die Entwickelung der einzelnen Sprachen pflegte, sondern sich eine für alle Menschen verständliche Weltsprache zurechtlegte. Und damit wäre der Untergang aller Geisteskultur besiegelt. Das sind Einwendungen, deren Berechtigung Güßfeldt als „Gewordener" kaum mehr einsehen wird; aber das werdende Geschlecht denkt, fühlt und — schreibt anders; und dieses giebt den Ausschlag. Unsere socialistischen Zukunftsschwärmer haben übrigens keinen Grund, mit den hier vorgetragenen Anschauungen trotz ihres aristokratischen Anhauches unzufrieden zu sein: sie wollen ja dasselbe, selbst auf diesem Gebiete, nur mit dem Wunsche, daß auch gleichsam „Menschenklasse Nummer vier" dieser Staatswohlthat teilhaftig werde. Jedenfalls ist die geistvolle Schrift ein bedeutungsvolles Anzeichen dafür, daß eine „neue" Welt voll Daseinsberechtigung im Anzuge ist: hätte der Verfasser vor vierzig Jahren, etwa als staatlich angestellter Beamter, solche Ansichten ausgesprochen, er wäre vielleicht entlassen worden, zum mindesten hätte ihn die vornehme und gebildete Welt als „unpraktischen Träumer" verlacht. Und heute?

Ein vortreffliches Buch, nicht bloß für Fachleute, unsere Jugenderzieher, sondern auch für alle, welche für die gesunde Entwickelung unseres Volksschulwesens ein Herz haben, ist das Buch von Ludwig Rudolph: **Adolf Diesterweg, der Reformator des deutschen Volksschulwesens im neunzehnten Jahrhundert.** (Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung [R. Stricker]). Das Werk, als Festschrift zur Feier des hundertjährigen Geburtstages des großen Pädagogen veröffentlicht, ist dennoch von bleibendem Werte. Äußerst klar und anschaulich ist die Darstellung der Entwickelung des Schulwesens seit ältester Zeit bis auf Pestalozzi, „den Begründer einer naturgemäßen Unterrichtsweise". Dann folgt als klassisches Hauptstück ein Bild von Diesterwegs Leben und Streben. Besonders fesselnd ist das Kapitel: „Diesterwegs Stellung zum Christentum und zur Kirchenlehre." Was der Verfasser vom Schulwesen aus seiner eigenen Jugendzeit, den zwanziger Jahren, erzählt, ist sehr erbaulich zu lesen und wird niemanden zum laudator temporis acti machen; daß er selber trotz der echt religiösen Empfindung, welche sein Buch durchweht, kein Verehrer war und ist jener bekannten Regulative und des Satzes, des unglaublichen: „Ausgeschlossen von der Privatlektüre muß die sogenannte (!) klassische Litteratur bleiben", gereicht dem ehemaligen, nun fünfundsiebzigjährigen Jugendbildner selber zur besonderen Ehre. Gewiß, der echte Christ muß und kann die Begeisterung für Lessing, Schiller und Goethe mit seinem Glauben vereinigen — wer es nicht vermag, ist nicht zum Erzieher des Volkes berufen!

*　*
*

Schulter an Schulter. Roman von Hermann Heiberg. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Dieses neueste Werk gehört sicherlich zu den besten und vorzüglichsten Arbeiten des fruchtbaren Verfassers. Nicht ist es die eigentliche Handlung, die uns am meisten fesselt — es dreht sich da um das nicht mehr neue Fallissementmotiv —, aber die Art und Weise, wie Heiberg in echter epischer Anschauung ein Bild kleinstädtischen Lebens mit seinen Leiden und Freuden entrollt, wie er eine Fülle von lebenswahren Personen jeden Alters und Geschlechtes im epischen Neben- und Miteinander uns vorführt, verräth einen Meister der Erzählungskunst. Und welch optimistisch lebensfroher Sonnenschein liegt über der ganzen Darstellung ausgebreitet, wie kommt der Wahlspruch der guten Frau Kartheuser „Schulter an Schulter" — als praktisches Christentum! — so schön zur Bethätigung! Fast das Schönste sind die Kinderscenen; ja vielen wird vielleicht unser Range Felix mit seinen unerschöpflichen Jungenstreichen und seiner Liebe zur Stadtratstochter Minna als Hauptheld erscheinen. Er dichtet natürlich auch; und die mitgeteilten Verse wirken äußerst humoristisch. Nur einzelne Sprachwendungen sind zu tadeln; darf man sagen von einem schlummernden Mädchen: „Die Augen waren geschlossen, und die schwarzen Wimpern fielen auf eine Stirn, deren zarte Farbe unvergleichlich schien"?

Im Schatten des Todes. Roman von E. Junker. (Berlin, Otto Janke.) — Der Roman, in Form eines Tagebuches der ein- bis zweiundzwanzigjährigen Heldin Erna gehalten, überaus tiefsinnig und geistvoll, schildert uns, wie ein junges Mädchen einen schwindsüchtigen russischen Musikvirtuosen heiratet unter seltsamen Umständen und ihm, der in ihren Armen stirbt, kaum ihr Gatte, bald nachfolgt infolge eines Fiebers. Das Fesselnde dieser Prosadichtung liegt weniger in der Handlung als in den Charakteren und der verschleierten Tendenz. Da repräsentiert vor allem Onkel Waldemar den neuen Menschen, der die Wiedergeburt lehrt und von einer Weltanschauung erfüllt ist, die ihre Wurzeln hat im grauesten indischen Altertume, während Dr. Lehden den moderneren Wissenschaftler darstellt, der über Empirie die metaphysischen Probleme schlummern läßt; da zeigt sich Erna selber als eine Mädchenblüte, von der sich sagen läßt, daß sie selten ist, aber doch vorkommt. Um dem Leser — und feingebildeten, auf der Höhe der Zeit stehenden Menschen muß das Werk Genuß bereiten — einen Wink von der Tendenz zu geben, sei erwähnt, daß — nach vorgedruckter Bemerkung — der Roman den Anerkennungspreis erhalten hat in dem von Herrn Jenny in Dresden gestifteten Preisausschreiben für Erzählungen, „die, mit dem Gepräge litterarischer Kunstwerke, der Idee von der Wiedergeburt des Menschen Verbreitung geben, wie sie in Religionsanschauungen des Altertums und in manchen philosophischen Theorien enthalten, auch von Lessing zum Ausdruck gebracht ist". Wenn übrigens die Verfasserin ihren Helden mit der schönen Hand sich darauf besinnen läßt, daß er einmal als Römer von nicht bester Sorte gelebt hat, so wirkt freilich dieser Traum eines Schwindsüchtigen doch kaum überzeugend.

Der Seelsorger. Roman von Victor Valentin. (Leipzig, Carl Reißner.) — Ein junger freisinniger Theologe lernt eine adlige noch freisinniger gesinnte Witwe kennen, erschießt um ihrentwillen einen Adligen, womit er dessen Freund den Weg frei macht zu einer reichen bürgerlichen Partie, wird Redacteur einer großen Zeitung und heiratet schließlich die Witwe, deren Ansichten durch die neue Liebe ein wenig gemildert werden. In der rasch durchgeführten Erzählung fehlt es nicht an hübschen Zwischenscenen, weisen Bemerkungen, aber auch nicht an Übertreibungen; sehr sinnig ist der Einfall, wie Held und Heldin zum erstenmal zusammengeführt werden. Im allgemeinen ist allzu durchsichtig, welchen politischen Standpunkt der Verfasser einnimmt, so daß hier und da die Tendenz deutlich wird. Gerade bei einem Romanwerke, das schlecht und gut so objektiv als möglich verteilen soll, wirkt derartige Einseitigkeit am schlimmsten. So: wer einen schlechten Adligen schildert, muß gleich daneben sein Lichtbild stellen; denn bis jetzt kann man von keinem Stande sagen, daß er nur schlecht und nicht mehr lebensberechtigt sei. Das ist gerade der Fehler der meisten unserer Naturalisten, daß sie entgegen aller wissenschaftlich festgestellten Beobachtung dem schlimmen Einzelfall eine allgemeine Bedeutung verleihen, die ihm nicht zukommt. Auch der Romandichter, er gerade vor allen, muß sich verhalten wie die „Sonne" in Goethes bekannter Hymne.

Tiberius. Historischer Roman von Wilh. Walloth. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Nicht die wenig spannende Fülle von Handlung nimmt die Hauptteilnahme des Lesers in Anspruch, als vielmehr die fast unheimlich genaue psychologische Darstellung, mit welcher sich Walloth in das Seelenleben eines Tiberius, eines Sejan vertieft. Wie in der Rheinländerin Thusnelda, nicht der bekannten, aus Mitleid die Liebe für den alten Weltverächter erwacht, ist lebenswahr zur Anschauung gebracht. Auch die Figur des griechischen Kammerdieners Lygdus ist wirklich, während der Kronprinz — wie Walloth ihn nennt — Drusus allzusehr nach modernen Vorbildern von

der Rennbahn geformt ist. Die Sprache ist indessen hin und wieder zu tadeln; störend wirken die vielen modernen Redewendungen und Beiwörter, die man sich nur in einem pikanten Feuilleton gefallen läßt. Immerhin fesselt das Werk durch eine Fülle dichterischer Schönheiten und beweist, daß Walloth die erste und wichtigste Eigenschaft des echten Dichters besitzt: Phantasie und Gestaltungskraft.

Ut Sloß un Kathen. Erzählung in niederdeutscher Mundart von Felix Stillfried. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Die Dichter im Platt haben einen schweren Standpunkt: sie rufen stets die Erinnerung an ihre Führer Groth und Reuter wach, die dieses Gebiet, beschränkt in seinen psychologischen Problemen, eigentlich vollständig erschöpft haben. Die vorliegende Erzählung hat eine neue Figur, einen etwas einfältigen Rittergutsbesitzer, dem sein Stammbaum das Wichtigste bleibt. Schade daß mit diesem Original nicht mehr erreicht ist! So wird das Ganze eine Dorfgeschichte, welche uns von einer Schusterstochter erzählt, die nach mancherlei Erlebnissen infolge ihres liebevollen Wesens eine Erbschaft macht und ihren alten Liebhaber, einen Kutscher, heiratet, der von Amerika wiederkehrt, aber nicht als Millionär, sondern arm wie eine Kirchenmaus. Die übrigen Figuren sind alte Bekannte, wie das nun einmal nicht anders der Fall sein kann. Trotzdem ist das Ganze voll Humor und spricht für das Talent des liebenswürdigen Verfassers, Natur und Menschen mit eigenen Augen zu sehen.

Menschenrechte. Erzählung aus der Zeit der ersten französischen Revolution von Hans Blum. (Jena, Hermann Costenoble.) — Rasch und flott werden uns die Lebensschicksale dreier Menschenpaare berichtet, von denen zwei nach mancherlei Kämpfen den bekannten Hafen der Ehe erreichen, während das dritte, der junge französische Adlige mit seiner Fadette, Schiffbruch leidet. Einzelne Nebenfiguren, wie ein Amerikaner und ein Schweizergarde-Lieutenant, treten außerdem noch anschaulich und sympathisch hervor. Goethe am Schlusse mit einer Rede hineinzuverflechten, hätte besser unterbleiben können; ebenso hätten die eigentlichen Straßenbilder jener wüsten und großen Zeit noch viel farbenbestimmter hervortreten dürfen, um recht künstlerische Wirkung zu erreichen. Aber die spannende Handlung wird dem Werke, das auch gründliche historische Kenntnisse selbst bei manchen unscheinbaren Einzelheiten verrät, sicherlich viele Leser verschaffen.

Lenz und Rauhreif. Von Gerhard von Amyntor. (Leipzig, Georg Meyers Verlag.) — Von den beiden im Bande vereinigten Geschichten wirkt zwar auch die zweite durch den Reiz poesievoller Stimmung, wird aber in Schatten gestellt durch die erste, die zugleich musikgeschichtlich wertvoll ist. Bis in die kleinsten Einzelheiten lernen wir hier die Lebensweise A. Henselts kennen, als er auf seinem Gute in Schlesien weilte — A. Henselts, des berühmten Komponisten, dessen bekannte Etüde „Oiseau, si j'étais“ noch heute so frisch wie vor vierzig Jahren erklingt. Auch die Handlung ist schön und leicht humoristisch gefärbt: eine bei Henselt einige Stunden nehmende ideal aussehende Engländerin sucht nebenbei einen reichen deutschen Offizier als Gatten zu ködern, wobei sie von einem russischen welterfahrenen Obersten gar drollig an der Nase herumgeführt wird. Nicht minder originell ist die Figur eines spiritistischen russischen Fürsten durchgeführt, eines Freundes des großen Musikers.

Der sechste Band der „Naturalistischen Unterhaltungsbibliothek“ enthält: **Sodom.** Berliner Geschichten und Sittenbilder von Renzlav. (Berlin, J. L. V. Laverrenz.) Der Titel führt irre, da von dem, was man Naturalismus im französischen Sinne zu nennen gewohnt ist, in diesen beiden Geschichten sich nichts findet. Die erste Erzählung führt uns einen spekulativen Heiratskandidaten vor, der eine reiche Frau sucht und ein armes, hochmütiges Mädchen nimmt, das freilich als Gattin durch den Tod des bankerotten ehemaligen Kontoristen bestraft wird. Die zweite: „Zwei Vertreter des Socialismus“, schildert das Familienleben eines in Trunk untergehenden Berliner Schusters, sehr naturtreu, wo es hingehört, im Berliner echten Dialekt. Nur brauchten es nicht gerade Socialisten zu sein: derartige an Politik zu Grunde gehende Leute niederen Standes, die doch mehr ein Opfer ihres Charakters, ihrer Lage sind, giebt es in allen Parteien.

Harmlos, voll neckischen, oft altertümlich anmutenden Humors ist: **Der heilige Amor** von Johannes Proelß. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Wie Frau Stadtrat Katharina Plauer nach einer Wallfahrt Anno 1655 zur Kapelle des heiligen Amorus in dem jedem Frankfurter bekannten Amorsbach gesundet von dem Seelenleid, in das sie durch den frühen Tod ihres ersten Kindes versetzt wurde, wie sie aus ihrer weltscheuen Herzensverdüsterung in Amorbachs herrlicher Gottesnatur zu neuer Naturfreude erwacht, ist „einfältiglich“ schön und gar schalkhaft dargestellt worden. Junge Frauen werden dem Büchlein ein herzliches Troststündchen verdanken.

Der Mäcen. Erzählungen von Detlev Freiherr v. Liliencron. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Die glänzenden Vorzüge und unvermittelt daneben die unleugbaren Schwächen dieses eigenartigen Lyrikers treten in vorliegenden beiden Bänden wieder stark

zu Tage. Unter den sieben Geschichten des ersten Bandes verdient besonders hervorgehoben zu werden „Das Richtschwert zu Damaskus“. Trotz des tragischen Schlusses — ein ungebildetes Weib tötet plötzlich den geliebten Mann — ist die psychologische Analyse verständlich und naturmöglich und die Stimmungsmalerei vorzüglich. Der zweite Band unter dem Titel „Mäcen“ umfaßt das Tagebuch eines überreichen hohen Schleswig-Holsteiner Herrn, der mit seinen Millionen, seinem Sinne für Lyrik und seinem Edelmute für die „Allerjüngsten“ und ihre Werke in der neuesten Litteratur leider nur in der Phantasie unseres Verfassers sein Dasein zu verleben vermag. In den ohne innere Folge aneinandergereihten Stimmungsbildern, Aussprüchen u. s. w. wirkt vieles frappant, manches aber auch als barocke Augenblickslaune. Das umfangreichere Prosawerk, wo es auf konsequente Durchführung von Handlung und Charakteren ankommt, scheint nicht die starke Seite des Dichters zu sein.

Des Armen Schuld. Erzählung von Karl v. Weber. (Leipzig, Greßner u. Schramm.) — Der Titel mit dem bekannten Motto aus Goethes Harfnerlied ist nicht glücklich gewählt und führt leicht irre: Der Sohn eines im Zuchthause sitzenden Schulmeisters, der später auf der Flucht erschossen, wird nach mancherlei Schicksalen Soldat, verheiratet sich; nachdem seine Frau gestorben ist und er einen Selbstmord versucht hat, entdeckt er seine Künstlerbegabung und heiratet die Witwe eines edlen Auditeurs. So feinsinnige Züge das sympathisch berührende Werk aufweist, hier wäre, ohne in naturalistische Velleitäten zu verfallen, glänzende Gelegenheit gegeben, die Vererbungstheorie und den Druck der Lebensverhältnisse poetisch deutlicher zu veranschaulichen. Anfang und Ende des Lebenslaufes stehen unvermittelt da; Aufgabe des Dichters war es, selbst das unmöglich Scheinende, Unglaubhafte allmählich vorzubereiten.

Seltsames und Ernsthaftes. Novellen von Erich Gustavsen. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Neben einer politischen Satire „Der Ring des Socialismus in Ikarien“, in welcher scharf und folgerichtig die Schlüsse einzelner Zukunftstheorien gezogen werden, enthält das Buch einige sinnige Märchen, in Indien oder grauen Urzeiten spielend. Belehrend ist das düstere Bild: Nr. 75. Ein halbreifes Kind zieht energisch raschen Tod vor, weil es die Einzelhaft nicht länger ertragen kann und Verkehr mit anderen ihm nicht erlaubt wird. Trotzdem Novellen im eigentlichen Sinne im Buche nicht enthalten sind, bietet es viel Anregendes und mehr als flüchtige Lesebefriedigung.

Spannend zu erzählen und mehr dem sogenannten Unterhaltungsbedürfnis zu genügen versteht Hans Blum mit seinen beiden noch neuesten Bänden: **Geheimnisse eines Verteidigers**, heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben, und **Aus geheimen Akten**, heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben (Berlin, Gebr. Paetel). In den sieben Erzählungen kommt das Lachen zu seinem Rechte, wie auch die Thräne. Die Geschichten bezeugen zwar keine besonders tiefe poetische Kraft und Auffassung, aber sie verraten doch gute Beobachtung und eine Darstellungsgabe, die sie so zu sagen als gute bürgerliche Hausmannskost empfiehlt.

Genannt seien noch als lesenswert: **Novellen** von Levin Schücking und **Sizilianische Geschichten** von C. Telmann (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag). Der Name des ersteren, des verstorbenen westfälischen Dichters, und seine Eigenart sind bekannt genug. Telmann, der Überfruchtbare, hat in diesen Novellen, Paul Heyse gewidmet, wirkliche kunstvoll durchgeführte Probleme behandelt, welche ein tiefes Studium eines großen Vorbildes verraten.

* * *

Die Haimonskinder. Episches Gedicht aus dem Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges von Otto v. Vacano. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Ein Städtebild — aus Wesel — belebt mit den üblichen Krieger- und Bürgerfiguren, Frauen und minnigen Mädchen! Nach mancherlei Kriegsdrangsalen schließt das Ganze mit der üblichen Hochzeit. Einen Vorzug vor ihren Mustern von Wolff und Baumbach, und darin wieder dem Urbilde auf diesem Gebiete näher kommend, Scheffels „Trompeter von Säkkingen“, hat die kleine Dichtung, daß sie von echtem epischem Hauche beseelt ist, plastische Durchgestaltungen bringt, in einheitlichem Versmaße geschrieben, jenen wirr wechselnden Tanz aller möglichen Reimarten vermeidend, der stets lyrischen Charakter trägt.

Wie störend letzteres wirkt, ist recht zu ersehen aus Julius Grosses neuester Dichtung: **Das Volkramslied.** Ein Sang aus unseren Tagen. (Dresden, Paul Heinzes Verlag.) Altertum, Mittelalter und Neuzeit leihen ihre Strophengebilde und verleihen der Darstellung etwas Buntscheckiges. Der Held — aus Schacks Dichtungen bekannt — findet nach seltsamen Lebensfahrten Erlösung und Ideal im Besitz eines geliebten Weibes und in der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches 1870, das freilich eine andere Freiheit gebracht hat als die, von welcher auch unser internationaler Volksbeglücker Volkram geträumt. Ist die Dichtung immerhin eine achtbare Leistung zu nennen, so besitzen doch frühere, namentlich kleinere Werke desselben Verfassers viel höheren poetischen Wert.

Cromwell bei Marston Moor. Ein Schlachtbild von Karl Bleibtreu. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Der Verfasser, dem zweifellos das Verdienst gebührt, diese Gattung von Dichtung geschaffen zu haben, ist hinreichend bekannt geworden durch ähnliche poetische Schlachtengemälde, an denen indessen in Rücksicht auf die Form noch mancherlei Aussetzungen zu machen waren. In diesem Cromwell ist zum erstenmal die Harmonie von Form und Inhalt erreicht. Die Charakterdarstellung des Protektors ist ein vorzüglich gelungenes Bild; man fühlt es dem Dichter lebhaft nach, wie er sich in diese Zeit mit leidenschaftlicher Begeisterung hineinversetzt hat. Dieses Werkchen ist wirklich ausgereift und wird den Freunden derartiger Schlachtenpoesie hohen künstlerischen Genuß bereiten.

Vagantensang und Schwerterklang. Lieder aus deutscher Vorzeit von Franz Hirsch. (Leipzig, Carl Reißner.) — Diese historischen Lieder, zum größten Teil 1867 zum erstenmal veröffentlicht, zeichnen sich durch Frische des Tones und wohlgetroffenes Stimmungskolorit aus; von archaistischen Redewendungen ist sparsamer Gebrauch gemacht, dagegen sind alle modern klingenden, noch mehr störenden Wortfügungen sorglichst vermieden. Lieder wie Eleonore von Poitou, In der goldenen Aue, In Monza, Des Alters Jugend mit den schönen Zeilen:

> Man ist so alt, wie man sich fühlt,
> Und oftmals noch — ein wenig jünger

sind unseren Blumenlesensammlern zum Plündern besonders zu empfehlen. „Schwerterklang" beschäftigt sich mit Ostpreußen und feiert lyrisch die Besiedlung desselben; auch hier wechselt anmutiger Scherz mit mannhaftem, erzdröhnendem Ernste. Freunde und Freundinnen echter, sangesfroher, nicht gemachter Lyrik werden an diesen Weisen herzinnige Freude empfinden.

Ein Lyriker, der nicht von der üblichen Liebe, nicht von den üblichen unzähligen Schoppen singt, ist in unseren Tagen gewiß eine Seltenheit. Und auch die neueste (vierte) Sammlung von Albert Möser: **Singen und Sagen** (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) enthält davon nichts und gewinnt sich trotzdem durch ihren Inhalt Teilnahme und Aufmerksamkeit. Alle Zonen und Zeiten bieten dem Dichter poetischen Stoff, der künstlerisch geadelt wird. Stimmungsvoll sind die Sonette von Rügen, während einzelne Episteln und Trimeter ein wenig hausbacken gehalten sind. Der frühere Pessimismus ist übrigens stark beiseite getreten. Eigenartig in ihrer Art, durch hohen Gedankenschwung ausgezeichnet sind die sieben ersten Gedichte, während im „Gesang der Pinguine" diesen Faultieren des Strandes doch allzu viel Menschenverstand untergeschoben wird. Unter den Balladen hätte einiges fehlen können.

Mehr den üblichen Fahrwegen der tagesüblichen Sangweise nähert sich August Storm in: **Lied und Leben.** Der neueren Dichtungen erster Band. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) Manches Sangbare, mancher sinngefällige Gedanke findet sich in dem Buche; aber neben dem Guten ist zu viel des tausendmal Dagewesenen und poetisch kraftvoller zur Darstellung Gebrachten. Trotzdem wird der Musiker manches finden, was in ihm die Flügel des Gesanges regt.

Gedichte von Johannes Nordmann. (Wien, Alfred Hölder.) — Man kann das Buch als eine Weihegabe ansehen, als Erinnerungspfand allen denjenigen teuer, welche je mit Johannes Nordmann in persönliche Berührung gekommen sind. So bewunderswert sein Streben, sein Charakter erscheint, so zeigen doch diese Gedichte seine Originalität am wenigsten; allein ihr Erscheinen hat sicherlich aus den oben angeführten Gründen stattgefunden, und so muß auch hier das alte Wort sein heiliges Recht fordern. „de mortuis nil nisi bene!"

Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. VII. Band: Glockenspiel. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Dieser Miniaturband enthält die gesammelten lyrischen Gedichte des Verfassers. Während sich unter den „Liedern" vieles befindet, was den vorteilhaften Eindruck des Ganzen nicht erhöht — nur „Rosenzeit" und wenig anderes sei ausgenommen —, tritt die an Storms Lyrik gebildete Eigenart des Dichters in den Idyllen und Bildern und zumal in der Abteilung: Humor, Burleske und Satire am gefälligsten zu Tage. Humoristika wie „Die letzte Robbe", „Das Huhn und der Karpfen", „Frühlingslied" sind überaus komisch, und den Vers aus „Immer praktisch":

> Denn was hilft mir eine Mühle,
> Drinnen man kein Mehl gewinnt;
> Und was nützen die Gefühle,
> Wenn sie nicht verkäuflich sind?

aus den Privatliedern eines Romanschriftstellers vergißt man so leicht nicht wieder.

Friedrich Roebers **Lyrische und epische Gedichte** (neue vermehrte Auflage; Leipzig, J. Baedeker) zeichnen sich durch Ernst und oft hohen Schwung aus. Der in antikem Metrum geschriebene Cyklus „Aus Venedig" ist anschaulich und vornehm gehalten. Die wenigen Epigramme geißeln einige Schwächen des Tages vorzüglich. Nur in Mitteilung der Balladen und erzählenden Dichtungen wäre größere Enthaltsamkeit von tieferer Wirkung gewesen: manche derselben sind nichts weiter als formell gelungene, inhaltlich aber bedeutungslose Aktstudien.

Trost- und Trutz-Büchlein der Deutschen in Österreich. Zeitgedichte, gesammelt und herausgegeben von G. Pawikowski und Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Neben vielem Mittelmäßigen enthält diese Anthologie eine Reihe von wahrhaft schönen Gedichten unserer ersten Poeten. Besonders reiche Gaben steuerten Felix Dahn bei, dessen „An Deutsch-Österreich" eine schwungvolle, gedankenreiche Hymne genannt zu werden verdient, und der seither verstorbene Robert Hamerling. Andere wie Heyse, Keller u. s. w. haben sich mit kleineren Beiträgen abgefunden; jedenfalls bezeugt das ganze Büchlein, daß die echte politische Poesie auch heute noch blüht und, wenn richtig aufgefaßt, durchaus kein „garstig Lied" zu sein braucht.

Aus der Vogelschau. Sprüche und Stachelreime von Otto v. Leixner. (Berlin, H. Lüstenöder.) — Von den üblichen Epigrammensammlungen, die meist nur trotz ihres Pointenreichtums, ihrer sogenannten feinen Facettierung leere Nichtigkeiten enthalten, unterscheidet sich das vorliegende Werkchen vorteilhaft. Die vorgetragene Weisheit wurzelt in wirklich gewonnener Lebenserfahrung, und das Spruchartige, welches die eigentlichen Sinnsprüche bedeutend überwiegt, wird in vielen Herzen einen freundlichen Wiederhall finden. Da bei derartigen Vierzeilern auch die Form eine bedeutende Rolle spielt, so sei zum Schlusse noch besonders hervorgehoben, daß jeder Gedanke krystallklar zur Anschauung kommt, Bild und Inhalt sich immer decken.

* * *

Der Fleck auf der Ehr. Volksstück in drei Akten von Ludwig Anzengruber. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Der „Fleck" besteht darin, daß eine junge Bäuerin, als sie noch diente, ihrer Frau Hofrätin einen Schmuck gestohlen haben sollte, der sich aber glücklich wiederfand. Das Ganze schließt mit einem opernhaft melodramatischen Bilde. Die Charakteristik der einzelnen Personen bekundet von neuem die bekannte Meisterschaft Anzengrubers auf diesem Gebiete; nur ist das Dramatische ein wenig vernachlässigt: die Exposition im ersten Akte kommt spät; die Einleitungsscenen sind epischer Art und könnten ohne Schaden fehlen. Kein Wort soll an dieser Stelle gesagt werden über die Gefahren, welche überhaupt entstehen für deutsches Wesen, Entwickelung unserer Kunst, wenn nur solche Bühnenhelden oder -heldinnen gewählt werden, welche bloß in einem Dialekte reden können; das führt zu einer Zersplitterung auf vielen Gebieten, die verhängnisvoll sein dürfte.

Ein ganz eigenartiges Werk hat Karl Bleibtreu diesmal geschaffen: **Ein Faust der That.** Tragödie in fünf Akten. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Der Stoff ist nicht neu; es handelt sich um Oliver Cromwell und den Tod Karls I. von England; das Neue oder vielmehr Gewagte ist, daß sich in sämtlichen fünf Akten kein weibliches Wesen uns zeigt. Schließt dieses für heute wohl die Aufführbarkeit aus, so läßt sich doch nicht leugnen, daß das Werk dem Leser viel Fesselndes, poetisch Angeschautes bietet.

* * *

Das Gebiet der geistreichen, mehr oder minder novellistisch gehaltenen Plauderei, auf welchem Franzosen und Italiener in neuester Zeit besonders Vorzügliches geleistet haben, scheint auch in Deutschland mit größerem Erfolge angebaut zu werden; es ist kein Zufall, daß diese Art Erzähler mit ihrem blendenden Feuilletonstil meist Österreicher sind. In erster Reihe gehört zu ihnen Karl Pröll: seine beiden neuesten Werke — **Moderner Totentanz**, dritte Sammlung, und **Spreu im Winde**, Lustiges und Boshaftes — enthalten so viel des Geistanregenden und dem wirklichen Leben poesievoll Abgelauschten, daß sie mehr als nur vorübergehenden Genuß gewähren; füllen sie ein leeres Stündchen aus, so erfordern sie auch mindestens noch eines zum Nachdenken.

Ähnlich gehalten sind die Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß: **Zum Nachtisch.** (Leipzig, B. Elischer Nachfolger.) Es hält schwer, welcher von diesen fünfundzwanzig Novelletten, Plaudereien oder Phantasien man den ersten Preis erteilen soll; jedenfalls ist keine von ihnen langweilig; und man kann den Verfasser, der, wie es diese Art von Geschichten mit sich bringt, sich uns oft genug selber vorstellt, nur liebgewinnen und ihm sogar manche allzu gesuchte „Geistreichigkeit" — verzeihen!

Nach der Natur. Skizzen in Prosa von Sophie v. Khuenberg. (Graz, Franz Pechel.) — Die junge Verfasserin ist keine Fremde mehr: sie gab vor einigen Jahren ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Frost und Flammen" heraus, die wegen der Wärme des Gefühls, der Lieblichkeit und Schönheit der Form besonderen Anklang fanden. In ihrem zweiten Buch entpuppt sie sich als kluge und scharfe Beobachterin, ohne in die Ausschreitungen des modernen Realismus zu verfallen. Man findet hier geschmackvoll erzählte, von einem schalkhaften Humor leise durchhauchte Skizzen, Genre- und Stimmungsbilder aus dem städtischen und ländlichen Leben. Die Mannigfaltigkeit der Themen bekundet die Erfindungsgabe und bewegliche Phantasie der Verfasserin, die hoffentlich in ihrem nächsten Werke aus den engen Grenzen der Feuilleton-

erzählung heraustreten und ihr entschiedenes Talent an einem größeren Stoffe erproben wird.

Menschen und Schicksale. Von Fritz Lemmermayer. (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.) — Das Buch bringt eine Reihe kleiner moderner Lebensbilder, die viel Eigenartiges und Selbstbeobachtetes enthalten. Den Schluß bildet das „Tagebuch eines Einsamen", eine beträchtliche Anzahl von Aphorismen über Mensch und Leben, Politik und Geschichte, Kunst und Philosophie, welche, wenn auch vielfach auf Widerspruch stoßend oder schon von anderen teilweise ausgesprochen, doch im allgemeinen wegen der Idealität der darin niedergelegten Gesinnung Beherzigung verdienen und Anklang finden werden.

* *
*

Professor Karl Biedermann, dessen „Dreißig Jahre deutscher Geschichte" (1840 bis 1870) bereits drei Auflagen erlebt hat, läßt nun bei S. Schottlaender in Breslau unter dem Titel **Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte** ein neues Geschichtswerk erscheinen, welches den Zeitabschnitt 1815 bis 1840 umfassen wird. Der bis jetzt ausgegebene erste Band geht vom Jahre 1815 bis zu Ende des Wiener Kongresses im Mai 1820, und es ist bereits zu ersehen, daß es sich hier um ein historisches Volksbuch handelt, welches durch die lebendige Schilderung und die übersichtliche Klarheit in der Gruppierung des Stoffes die weiteste Verbreitung verdient. Wir kommen nach dem vollständigen Abschluß dieses neuesten Werkes des verdienstvollen Leipziger Historikers eingehend auf dasselbe zurück.

Encyklopädie der neueren Geschichte. Begründet von Wilhelm Herbst. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) — Die Ausgabe ist bis Lieferung 42 vorgeschritten, welche mit dem Artikel „Türkische Kriege" schließt.

* *
*

Aus der geheimen Werkstatt der Natur. Streifzüge durch Feld und Flur, Haushalt, Wissenschaft und Leben von Julius Stinde. Drittes Bändchen. (Dresden, Hönsch u. Tiesler.) — Man kann diese populären Vorträge mit den ihrer Zeit mit Recht gefeierten Bernsteinschen naturwissenschaftlichen Volksbüchern vergleichen; in der Darstellung und Bewältigung des Stoffes stehen sie jenen ebenbürtig zur Seite, nur daß sie selbstverständlich die modernsten wissenschaftlichen Ergebnisse, Anschauungen und Hypothesen sich zu nutze machen. Aufsätze wie „Die kleinsten Wesen", „Hypnotismus", „Wind und Wetter" u. s. w. sind in edelstem Sinne volkstümlich belehrend und wirken oder können viel mehr wirken zur Hebung allgemeiner Bildung als manches schwerfällige, stilistisch oft ungenießbare wissenschaftliche Werk. Auch das, was der Verfasser über Geheimmittelunwesen und Unverschämtheit der Kurpfuscher an moderne Bildung beschämenden Thatsachen vorführt, sollte in recht weiten Kreisen gelesen und beherzigt werden.

Von **Dr. H. G. Bronns Klassen und Ordnungen des Tierreiches** (Leipzig und Heidelberg, C. Winters Universitäts-Buchhandlung) liegen wieder eine Reihe von Lieferungen vor. Über den Wert des ausgezeichneten Werkes dürfte nichts Besonderes hinzuzufügen sein.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Alberta Clementina.

Novelle
von
Ernst Wichert.



Das Städtchen ist sonst nicht bedeutend, es mag trotz seiner anmutigen Lage und der gesteigerten Industrie noch immer die Zahl zehntausend seiner Einwohner nicht erreicht haben; aber es befindet sich darin die berühmte Alberta Clementina, und so ist sein Name weit über die Landesgrenze mit Achtung gekannt und viel genannt.

Die Alberta Clementina ist eine Lateinschule, welche vor mehr als vierhundert Jahren von dem humanistisch gebildeten Bischof Albert Clemens in seiner damaligen Residenz begründet und mit Gütern ausgestattet wurde. Nach der Säkularisation des geistlichen Ländchens ging sie mit ihrem noch vermehrten Besitz auf die protestantisch gewordene Stadt über, welche die Verpflichtung ihrer dauernden Erhaltung übernahm und mit der Zeit ein Gymnasium daraus machte, das seinen Ruf zu erhalten wußte und seine Schülerzahl stetig vermehrte. Sie wuchs ihm nur zum kleinsten Teil aus der Einwohnerschaft an; die begüterten Leute im weiten Umkreise gaben aber ihre Söhne nach der Stadt in Pension und ließen sie dort, bis sie das Zeugnis der Reife für eine Universität erlangt oder sich wenigstens die Prima ersessen hatten und nun als Einjährig-Freiwillige in die Armee eintreten durften. Solche Pensionate erhielten sich seit unvordenklicher Zeit in vielen Bürgerhäusern und wurden als ein sehr annehmbarer Nebenerwerb betrachtet.

Die Schule befindet sich in einem unweit der alten Kirche gelegenen klosterartigen Bau, der einst die bischöfliche Residenz bildete, auf einem Hügel am Flüßchen, dessen Wasser früher in den die Ringmauer schützenden Graben geleitet war. Er ist längst trocken gelegt und mit Bäumen bepflanzt, wie auch die Mauer bis auf einige das altertümliche Hauptgebäude stützende Reste und den Turm mit der gewölbten Eingangspforte abgetragen wurde. Der ursprüngliche Klosterhof mit dem ihn von drei Seiten

umgebenden Kreuzgang ist noch vorhanden und dient als Turnplatz und Tummelort der Jugend in den Zwischenstunden. Das Haus hat tiefe Keller, weite und prächtig gewölbte Räume im hohen Untergeschoß, enge und vielfach gewundene Steintreppen nach den oberen Stockwerken, in denen die niedrigen, mit schweren Balkendecken versehenen Schulzimmer, sowie die Wohnungen des Direktors und eines zugleich als Inspektor angestellten Lehrers liegen, darüber ein spitz aufragendes, mit einer Doppelreihe von kleinen Fensterausbauten besetztes Dach, dessen Giebelseiten mit allerhand gotischen Ornamenten geschmückt sind. Es schließt sich daran nach der hinteren Seite ein Viereck von Mauern und Hofgebäuden zu wirtschaftlichen Zwecken, vor hundert Jahren sicher schon in einem ruinenhaften Zustande und seitdem kaum notdürftig ausgebessert. Um so romantischer freilich der Anblick, besonders vom jenseitigen hohen Ufer, wo durch die alten Linden im Graben die weiter zurückliegenden Arbeiterkasernen und Fabrikschornsteine verdeckt werden.

So war's wenigstens vor noch nicht allzulanger Zeit, als Doktor Lorenz Willenhofer Direktor — oder wie er sich, der alten Stiftungsurkunde folgend, lieber nannte: Rektor — des Gymnasiums war, ein rüstiger Siebziger und schon drei Decennien in diesem Amt, berühmter Philologe der alten Schule, nicht weniger ausgezeichneter Pädagoge, mit der Anstalt völlig verwachsen, ihr Stolz und sie seine ganze Liebe. Es war nichts an ihm von einem Schulmonarchen, den die Kathederwürde auch auf der Straße nicht verläßt; wer aber den Mann im langen schwarzen Rock und lose, fast ein wenig burschikos geschlängten, weißen Halstuch mit dem freundlichen, von buschigem weißem Haar eingerahmten, großäugigen Gelehrtengesicht unter dem breitkrempigen Filz nicht langsam, aber bedächtig und immer wie sinnend vorübergehen sah, griff unwillkürlich an die Mütze und verneigte sich tief. Er war der Abgott seiner Primaner, die er gern wie junge Freunde behandelte und bei aller Strenge der wissenschaftlichen Methode gleichsam lustwandelnd in das griechische Altertum einzuführen suchte, und stand auch bei den Lehrern in hohem Ansehen, wiewohl die jüngeren ihn für etwas altmodisch hielten und mitunter von seinem „liebenswürdig kindlichen" Wesen nicht ohne ein überlegenes Lächeln sprachen. Es war nur ein einziger unter ihnen, mit dem er sich nicht ganz gut stand und gelegentlich einmal auch wohl im Konferenzzimmer überwarf: der Mathematiker Doktor Plettner, der zugleich im Französischen und in den Naturwissenschaften unterrichtete. Von den Bürgern hatten die wenigsten selbst unter den Honoratioren eine sichere Vorstellung von seiner Bedeutung als Gelehrter, aber sie achteten den Menschen hoch, dessen Freisinn ihnen gefiel und an dessen öffentlichem und Familienleben sie nie den geringsten Makel erkannt hatten, verkehrten mit ihm in respektvoller Haltung und gaben gern ihrer Überzeugung Ausdruck, daß er ein Mann von ungeheuerlichen Kenntnissen sei und eine ganze Bibliothek in seinem alten Kopf trage.

Er wollte es nicht wahr haben, daß die Siebzig ihn drückten, und bei seiner fast puritanisch strengen Lebensweise, einen Tag wie den anderen, war ja auch von körperlichem Übelbefinden selten genug etwas zu bemerken, aber seine Frau, selbst nur wenige Jahre jünger als er, meinte doch zu wissen, daß es an der Zeit sei, ihn strenger zu behüten, damit er seine Augen schone, nicht bei den Büchern bis in die Nacht hinein aufbleibe, die Vertretung behinderter Lehrer den jüngeren Kollegen überlasse, regelmäßig seinen Nachmittagsschlaf halte und besonders vor aller Art Ärger bewahrt werde. Er erhitzte sich jetzt leichter als früher und bekam nach Gemütsaufregungen, wie sie in seinem Amte nicht ausbleiben konnten, ein Zittern in der Hand, das ihn stundenlang am Schreiben hinderte. Sein „Hannchen" war aber auch

eine treffliche Frau, die alle seine kleinen Eigenheiten kannte und jeden Stein des Anstoßes fortzuräumen bemüht war, sobald er sich nur von fern zeigte. Ihre Gutmütigkeit schien gar keine Grenzen zu kennen. Wußte sie ihn in seinem Arbeitszimmer — er trug schon seit einer Reihe von Jahren mühsam die Materialien zu einem Buche über die griechischen Partikeln zusammen und versicherte scherzhaft, er wolle beweisen, daß er auch von der Grammatik etwas verstehe —, so bewachte sie seine Thür und fertigte jeden Besuch vor derselben ab, der sich irgend zurückhalten ließ. Sie empfing die bekümmerten Mütter der Quintaner und Quartaner, die ein schlechtes Zeugnis nach Hause gebracht hatten, und tröstete sie mit freundlichen Worten; sie lud den Zorn der Väter auf sich, deren hoffnungsvolle Sprossen „aus einer Schikane des Klassenlehrers" nicht versetzt worden waren; sie ließ sich die Beschwerden der Herren Ordinarien über allerhand Unordnungen des dienenden Personals vortragen und versprach Abhilfe; sie vermittelte bei Streitigkeiten und verstand es, selbst den Schreibe- und Zeichenlehrer in guter Laune zu halten, der so leicht gekränkt war, wenn wieder ein Tertianer ihn nicht gegrüßt hatte — von den Sekundanern verlangte er's schon nicht einmal mehr —, oder wenn seine Schüler ihm einen Schabernack spielten. Sie war aber auch die gute Freundin und Vertraute der älteren Scholaren und wurde von ihnen allemal aufgesucht, sobald „etwas herauskam", was ja freilich der Schulordnung zuwiderlief und von Rechts wegen gerügt werden mußte, aber sich doch mit dem jugendlichen Leichtsinn entschuldigen ließ. Dann hielt sie ihnen eine Strafpredigt, die sich gewaschen hatte, brachte die dumme Geschichte aber zur günstigsten Zeit so humoristisch gefärbt an ihren Alten, daß er lachen mußte und hinterher nicht mehr die ganze Strenge walten lassen konnte. Kurz vor dem Abiturientenexamen schnupperte sie wohl auch beim Aufräumen unter seinen Büchern herum, merkte sich's, wo Zeichen eingelegt waren, und gab gelegentlich Winke, die zu beachten sich als sehr nützlich herausstellte. Sie wußte, daß Lorenz sich's schwer zu Herzen nahm, wenn er einen durchfallen lassen mußte, und suchte ihm solchen Kummer zu ersparen.

Nur den Verdruß, den er oft genug mit dem Provinzialschulkollegium und dem Schulrat hatte, vermochte sie ihm nicht vom Leibe zu halten. Die amtlichen Schreiben mußten doch von ihm selbst eröffnet und beantwortet werden. Er liebte es gar nicht, sich „reglementieren" zu lassen, wozu man doch da oben nur zu sehr geneigt war. Man wollte da alles formeller, dem Wortlaut der tausend Verordnungen entsprechender, linearer haben, war unzufrieden mit seinen unvollständigen Nachweisen und verlangte den Unterricht strammer nach der Vorschrift und ergiebiger für die Ansammlung positiver Kenntnisse. Er war ihnen zu freigeistig, zu idealistisch und lange nicht unterwürfig genug. „Sie möchten alles über einen Kamm scheren," eiferte er dagegen, „und sehen nicht, daß aller Lehrerfolg aus der Persönlichkeit hervorgeht. So bin ich und so wirke ich! Nicht der Buchstabe thut's, sondern der Geist, nicht die Form ist die Hauptsache, sondern der Gehalt. Auf die Anregung kommt's an, nicht aufs Einpauken. Jeder Junge will für sich selbst genommen sein, und jedem Lehrer soll man seine Art lassen. Aber es herrscht jetzt ein Korporalston auch in der Schule, an den wir Alten uns nicht gewöhnen können. In Reih und Glied! Dazu kommen die jungen Leute noch zeitig genug und werden sich schon einfügen lernen; aus der Schule aber müssen sie etwas mitnehmen, das sie fürs ganze Leben frisch erhält und für sich selbst stehen läßt. Man kann's ihnen nicht eintrichtern, wohl aber einblasen, wenn man auf den Geist geistig wirkt. Zu Menschen sollen sie erzogen werden!"

Dem stimmte Frau Hannchen gern zu und tröstete: „Mögen sie sich die Finger

müde schreiben, was kümmert's dich? Du stehst, wo du stehst, und sie werden dich nicht umwerfen. Du willst nichts von ihnen, nicht einmal einen Titel oder Orden, deshalb können sie dir nichts anhaben. Wer ein so gutes Gewissen hat!" — Das beruhigte ihn wirklich allemal.

Im Hause lebte seine Enkelin, Agathe Weiß, das Kind seiner verstorbenen Tochter, die mit dem Doktor Theodor Weiß verheiratet gewesen war, der jetzt in einer anderen Provinz ein Realgymnasium leitete. Er hatte eine zweite Frau genommen und das Mädchen den Großeltern überlassen, bei denen er es nun besser, als bei sich selbst, aufgehoben wußte. Agathe war zwanzig Jahre alt und sah ihrer Mutter sehr ähnlich, wie die Photographie aus deren Mädchenzeit bewies. Sie hatte dasselbe prachtvolle blonde Haar und die leuchtenden Augen des Großvaters, dessen Liebling sie war. Man nannte sie in der Stadt das Klosterfräulein. Sie hatte aber von einem solchen recht wenig in ihrem durchaus munteren Wesen. Saß sie gern über einem Buche, so war es sicher keins geistlichen Inhaltes, wenn auch nicht immer ein Roman; als die Tochter und Großtochter von würdigen Philologen fand sie auch in des Rektors Bibliothek manchen Band, der ihre Neugierde nach wissenswerten Dingen reizte.

Es konnte nicht fehlen, daß ihr die jüngeren Gymnasiallehrer viel Aufmerksamkeit zuwandten. Ganz ernstlich schien sich Doktor Plettner um sie zu bemühen. Er war, obgleich erst in der zweiten Hälfte der dreißiger, ihr „viel zu alt", und das kam' wohl daher, weil er trotz seines immerhin noch jugendlichen Alters doch schon die ausgesprochene Manier eines Junggesellen, eine kahle Platte und einen eiskalten Zug um den Mund hatte, dazu auch dem Großpapa nicht sympathisch war, der sich doch sonst in seinem Urteil über die Kollegen so milde zeigte. Plettner war Soldat gewesen und Offizier geworden; er kehrte nach der Meinung des alten Herrn den Lieutenant der Reserve zu sehr heraus, nicht nur in der Schule, wo er am liebsten eine militärische Disciplin eingeführt hätte, sondern auch in der Gesellschaft. Sein Ehrgefühl war immer leicht verletzt; man konnte sich im Verkehr mit ihm nicht gemütlich gehen lassen. Er war Willenhofer zu praktisch, zu trocken, zu spitz, und er hielt ihn auch für einen Streber. Besonders verdroß es ihn, daß Plettner mit der Meinung nicht zurückhielt, die Mathematik sei eigentlich die einzige wirkliche Wissenschaft und die Physik und Chemie bemühten sich wenigstens ihr näher zu kommen. So konnte sich dann auch Agathe mit ihm nicht befreunden, auch sie behandelte ihn vielleicht gerade deshalb mit mehr Rückhalt und Förmlichkeit als andere, weil er sich ihr offenbar mit bestimmten Absichten näherte.

Es konnte Plettner auch nicht lange unbemerkt bleiben, daß er mit einem Rivalen zu kämpfen hatte, der sich des hübschen und klugen Mädchens auffallender Gunst erfreute. Nach dem Tode des alten und zuletzt schon recht schwachen Bürgermeisters war die Neuwahl der Stadtverordneten auf den Gerichtsassessor Leo Hausmark gefallen, der ein Jahr lang den erkrankten Amtsrichter vertreten und sich den Bürgern in dieser Stellung als einen ebenso energischen als gerechten, kenntnisreichen und liebenswürdigen Beamten bewiesen hatte, so daß sie ihm ohne Bedenken den Vorzug vor allen Bewerbern gaben. Gerade daß er eine junge, noch unabgenutzte Kraft einzusetzen hatte, gefiel ihnen. Sein greiser Vorgänger hatte manchen Mißbrauch in der Verwaltung aufwachsen lassen, auch für die neuen wirtschaftlichen Aufgaben der Stadt wenig Verständnis gehabt. Nun versprach man sich einen flinkeren Gang der Geschäfte, ein strammeres Zusammenhalten der Mittel, ein rücksichtsloseres Zugreifen, und täuschte sich darin nicht. Der Assessor seinerseits hatte eine Anstellung im Staatsdienst nicht in naher Aussicht und mußte es verlockend finden, schnell in ein Amt mit gutem Gehalt und weit-

reichenden Befugnissen treten zu können. Er besann sich aber auch um so weniger, als er sich in das Klosterfräulein schon bei der ersten Begegnung auf einem Ressourcenball verliebt hatte und nun bald in die Lage kommen wollte, sich erklären zu dürfen. Daß Agathe ihm geneigt war, hatte er genug Gelegenheit, aus tausend kleinen Beweisen von Huld zu erfahren. Willenhofer öffnete ihm sein Haus zu freiestem Umgang und behandelte den jungen Juristen, der doch auch für die alten Klassiker lebhaftes Interesse bewies, wie ein väterlicher Freund. In der Stadt zweifelte niemand, daß der Herr Bürgermeister sich seine Frau „von da oben her“ holen werde, und auch die beiden Alten nahmen es für selbstverständlich. Die jungen Leute selbst waren in jüngster Zeit schon zu heimlichem Einverständnis gelangt, und wenn die Verlobung noch nicht öffentlich gefeiert wurde, so lag dies allein daran, daß der Bürgermeister meinte, bei dem Vater des geliebten Mädchens persönlich anhalten zu sollen, gerade jetzt aber sich zur Reise schwer beurlauben konnte.

Zu den mancherlei Resten, die er überkommen hatte, gehörte nämlich auch eine täglich dringender werdende Vorlage, betreffend die Alberta Clementina. Für den alten Bau war sehr lange nichts gethan worden. Auch die ältesten Leute erinnerten sich nicht, daß zu ihren Lebzeiten jemals eine wirkliche Hauptreparatur vorgenommen war: sie hätte sich doch irgendwie kenntlich machen müssen. Man war der Ansicht gewesen, daß diese starken Mauern und dicken Balken auch noch fernere Jahrhunderte stehen würden, und hatte sich mit notwendigster Flickarbeit begnügt. Wie hätte der immer leere Stadtsäckel auch für so etwas in Anspruch genommen werden können? Und „im Kloster“ war man ja offenbar froh, wenn die Anstalt möglichst wenig beunruhigt wurde; schon das jährliche Ausweißen einiger Schulstuben verursachte dort großes Unbehagen, und die Decke im Arbeitszimmer des Herrn Rektors hätte von dem Dampf seiner langen Pfeife lieber pechschwarz werden können, als daß er ein Ausräumen seiner Bibliothek gestattete. An den zerschnitzten Tischen hatten schon die Väter der Jungen gesessen, und wenn die Öfen manchmal bei gewissem Winde rauchten, so konnte es ja gar nichts schaden, selbst im Winter die Fenster zu öffnen und frische Luft einzulassen.

Nun aber war mit der Zeit doch ein Zustand eingetreten, der auch den Leichtfertigsten ernstliche Besorgnis einflößen mußte, die alte bischöfliche Residenz werde eines Tages zusammenfallen, wenn man sie nicht schleunigst kräftig stütze. Das Spitzdach war sehr schlecht geworden und hielt Regen und Schneewasser nicht mehr von den Mauern und deren Deckenlagen ab. Viele Balken zeigten sich angefault, die Ziegel mürbe. Der eine Giebel hatte sich mit seinen schweren Ornamenten ein wenig übergebeugt. Die sämtlichen Fensterrahmen hatten keinen rechten Schluß mehr, die grünlichen Scheiben saßen lose in der Verkittung und klapperten bei jedem Luftzuge, die Dielen der Fußböden waren ausgetreten wie die Steintreppen, das auf zwei schlanken Pfeilern stehende Gewölbe des alten Refektoriums, das jetzt als Aula diente, zeigte bedenkliche Risse, und im Kreuzgange mußte die eine Seite ganz abgesperrt und mit Brettern verschlagen werden, weil die Stützwand sich gesenkt und die zierlichen Spitzbogen allzusehr ins Wanken gebracht hatte.

Ein Umbau in weitem Umfange konnte deshalb als unvermeidlich gelten. Und nun bewiesen auch die jüngeren Herren Lehrer, die von auswärts kamen, daß man anderswo dem fortgeschrittenen Bedürfnis der Zeit Rechnung zu tragen wisse, höhere Räume herstelle, die Tische und Bänke zweckmäßiger einrichte, für größere Bequemlichkeit der Lehrenden sorge, die Lehrmittel vermehre und verbessere, Platz für Sammlungen schaffe. So hatte man die heikle Sache nur an einer Stelle anrühren dürfen, um das Ganze ins Schwanken zu bringen. Es wurden Anschläge gemacht; sie fielen so

hoch aus, daß niemand sie ernstlich zu nehmen wagte. Es nützte aber gar nichts, daß die Akten wieder und wieder weggelegt wurden, sie lagen nach einiger Zeit doch von neuem auf des Herrn Bürgermeisters Tisch, und die Anschläge hatten die sehr unangenehme Eigenschaft, daß sie immer höher anwuchsen, wie der Preis der sibyllinischen Bücher, und die Kosten für den städtischen Haushalt zuletzt ganz unerschwinglich schienen.

So empfing Hausmark als junges Stadtoberhaupt die berühmte Alberta Clementina unter besondere Obhut. Auf den ersten Blick war ihm klar, daß hier nicht die Deckung des Bedarfs aus den ordentlichen Einnahmen herbeigeführt werden konnte, sondern eine namhafte Anleihe unvermeidlich sei; auch ungefährlich, wie er meinte. Und da einmal die Zukunft besteuert werden sollte und es dabei auf einige Tausend mehr gar nicht ankommen konnte, mußte nun auch nach seinem Plan eine gründliche Neugestaltung vorgenommen werden, die allen berechtigten Ansprüchen genügte.

Er glaubte sich dem alten Direktor durch diese Fürsorge für seine Anstalt besonders warm zu empfehlen, mußte aber bald bemerken, daß demselben, so bereitwillig er die Notwendigkeit des Baues zugab und so gut ihm die Entwürfe des Ratszimmermeisters gefielen, der Gedanke doch eigentlich unfaßbar war, er solle sein trauliches Heim verlassen und sich mit seinen Bücherschätzen anderswo einrichten, um dann nach einem Jahre nochmals die Unruhe des Umzugs durchzumachen. In seinem Alter! Der Bürgermeister sah ein, daß da nur durch die Frauen nachgeholfen werden könnte. Er sprach deshalb viel mit Agathe über seine Pläne, und diese wieder zog die Großmutter zur Teilnahme heran. Sie sollte Gipsdecken und gestrichene Fußböden, Tapeten an den Wänden, statt der riesigen Schornsteine russische Röhren, helle Fenster und eine durchaus zeitentsprechende Kücheneinrichtung erhalten. Damit war sie wohl zufrieden und suchte nun wirklich ihrem lieben Alten das Gefühl der Möglichkeit beizubringen, einen solchen Eingriff in seine gewohnte Lebensweise ertragen zu können. „Du bist es dir selbst schuldig," sagte sie ihm, „die Alberta Clementina der Stadt in verjüngtem Glanz zu hinterlassen. Hast du doch sonst im Leben immer zuletzt an dich gedacht! Wie sollte dir nun deine Bequemlichkeit über das allgemeine Wohl gehen? Du kannst doch auch nicht abwarten wollen, bis uns das Dach über dem Kopf zusammenstürzt." Das leuchtete ihm wirklich ein. „Glaube mir, Hannchen," antwortete er, „der Bürgermeister wird's bei der Stadt nicht durchsetzen; aber an mir soll's nicht liegen — an mir gewiß nicht. Ich will doch übrigens einmal mit ihm darüber sprechen, ob nicht in der Aula ein Theater aufgestellt werden könnte, auf dem von meinen Primanern bei festlichen Gelegenheiten die griechischen Tragödien würdiger als bisher aufzuführen wären. Es dürfte dies vielleicht zur Zeit das dringendste Bedürfnis sein. Du weißt, daß wir den rasenden Ajas vorbereiten."

Die Frau Direktor lächelte in sich hinein. „Hausmark wird auch da Rat schaffen," meinte sie. „Übrigens findet sich für uns zwei Alte während der Bauzeit überall ein Plätzchen, das wir uns gemütlich machen. Die Hochzeit muß vorher noch hier gefeiert werden, dann hat man die Unruhe nur einmal."

„Die Hochzeit —?"

„Ja, wir werden die jungen Leute doch nicht warten lassen wollen, bis der Bau beendet ist? Hausmark will nur erst seine Vorlage bei den Stadtverordneten durchbringen, dann hält er bei Weiß förmlich um Agathe an. Dessen Einwilligung ist ja doch außer Zweifel, und irgend ein anderes Hindernis kenne ich nicht."

„Gut, gut!" sagte er freundlich nickend. „Und da fällt mir ein ... Man könnte ja den rasenden Ajas zur Hochzeitsfeier aufführen. Das ist gewiß ein trefflicher Gedanke! Nicht wahr, Hannchen?"

„Sprich in der Klasse nur noch nicht

davon," bat sie. „Wir müssen doch erst die Verlobung publizieren."

So hatte der Bürgermeister von dieser Seite freie Hand erhalten. So wie er nun aber seine Pläne bekannt werden ließ, entstand in der Bürgerschaft eine Aufregung, die einen Zaghafteren hätte erschrecken können. Der Bürgermeister müsse den Verstand verloren haben, hieß es. Eine so kolossale Summe für das alte Haus auszugeben! Deshalb gewinne die Anstalt nicht einen Schüler mehr. Das Schulgeld reiche schon jetzt nicht zu ihrer Unterhaltung aus. Die Alberta Clementina sei allerdings der Stolz der Stadt, aber sie sich etwas kosten zu lassen, dazu sei man nicht reich genug. Es wäre ja bis jetzt so gegangen und werde auch noch weiter gehen. Das Dach sei unsinnig hoch; man könne mit dem gesunden Material ein niedrigeres herstellen. Wenn der Giebel umzufallen drohe, so breche man ihn am besten ganz ab und führe eine Fachwerkswand auf. Der Kreuzgang schaffe gar keinen Nutzen und könne abgeräumt werden. Sind allen den ausgezeichneten Männern, die aus der Anstalt hervorgegangen, die Schulstuben nicht zu düster und die Bänke nicht zu schlecht gewesen, so werden die Jungen sich wohl auch künftig damit begnügen können. Andere traten ebenso eifrig auf die Seite ihres Stadthaupts; es bildeten sich zwei Parteien, und der Streit setzte sich aus den Bierstuben und offenen Läden in die Wohnungen fort. Die Herren Stadtverordneten hatten, noch bevor es zur Beratung kam, einen schweren Stand; jeder wollte sie für seine Meinung gewinnen.

Endlich fand die Sitzung statt. Der Magistrat wohnte derselben vollzählig bei. Auch in dem engen Zuhörerraum drängten sich die Leute, fanden aber nicht ihre Rechnung, da die Öffentlichkeit ausgeschlossen wurde. Der Stadtverordnetenvorsteher, Apotheker Klein, ersuchte dann den Herrn Bürgermeister, seine Vorlage selbst zu begründen, was in einer wohlgesetzten Rede geschah. „Die Alberta Clementina," schloß er, „ist ein Kleinod, das sich im vierhundertjährigen Besitz unserer Stadt befindet. Was wir auf seine Erhaltung verwenden, mehrt unseren Schatz. Ich hoffe, es ist in dieser erleuchteten Versammlung niemand, der aus kleinlichen Sparsamkeitsrücksichten den Verfall der ruhmreichen Anstalt wird verschulden wollen. Haben Sie den Mut, sich um das Geschrei derer nicht zu kümmern, die immer nur von einem Tage zum anderen sehen, und wieder Hunderte von Jahren hindurch wird man Ihrer Hochherzigkeit danken!"

Der Ratszimmermeister Grunwald erbat sich dann sogleich das Wort und motivierte seinen Anschlag, von dem sich nichts herunterdingen lasse, wenn man „etwas Anständiges" haben wolle. „Es sind da einige," sagte er, „die nur alles billig haben mögen und sich kein Gewissen daraus machen würden, den altehrwürdigen Bau total zu verunstalten. Es ist Stil darin, und so muß auch alles, was wir dazu thun, stilvoll gehalten sein. Auf die Kosten kann es ja nicht ankommen."

„Besonders Ihnen nicht," bemerkte der Rentier Bügeleisen spitz, „der Sie doch wohl den Bau übernehmen werden."

Grunwald fuhr von seinem Sitz in die Höhe und verlangte einen Ordnungsruf.

„Na, na!" begütigte der Stadtverordnetenvorsteher, „es ist ja doch wohl wahr. Ich möchte aber die Herren dringend ersuchen, sich aller Persönlichkeiten zu enthalten."

Es wurde nun über Einzelheiten des Bauentwurfs und der Vorlage wegen Beschaffung der Mittel viel her und hin gestritten. Endlich stand Doktor Grundmüller auf und sagte: „Meine Herren! Vielen von Ihnen gehen, wie ich höre, die Anträge des Magistrats zu weit; mir gehen sie, aufrichtig gestanden, noch lange nicht weit genug. Wenn man, wie ich, als praktischer Arzt Gelegenheit hat, den Einfluß des Schulbesuchs auf die körperliche Ausbildung unserer Jugend zu prüfen, und sich genötigt sieht, der Ursache von mancherlei auffallenden Schwäche-

zuständen bei derselben nachzuspüren, so wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß meist in den Räumen, die den jungen Menschen in den Jahren ihres Wachstums einen großen Teil des Tages zum Aufenthalt angewiesen sind, lange nicht ausreichend für Licht und Luft gesorgt ist. Licht und Luft, das sind die elementaren Vorbedingungen, unter denen ohne dauernde Schädigung der Gesundheit den noch unreifen Köpfen geistige Anstrengungen zugemutet werden dürfen. Jede Lunge muß in bestimmter Zeit eine bestimmte Zahl von Kubikmetern frischer Luft zum Atmen haben, und die Augen können sich ihre normale Sehkraft nur erhalten, wenn beim Lesen und Schreiben ausreichend direktes Licht auf das Buch fällt. Engbrüstigkeit und Kurzsichtigkeit sind die traurigen, leider unausbleiblichen Folgen der Vernachlässigung dieser Grundvorschriften der Hygiene. Sehen Sie sich nur in unserer Alberta Clementina um. Als das Haus der Schulanstalt gewidmet wurde, mochte es der geringen Zahl von Schülern genügen. Jetzt hat sich dieselbe verdoppelt und verdreifacht. Fast alle Klassen sind überfüllt. Die Luft in den niederen Räumen ist allzubald verbraucht, es fehlt an der nötigen Ventilation, und was dann stundenlang eingeatmet wird, ist ein Stickstoff, der dem Blut keine gesunde Nahrung mehr zuführen kann. Der ganze Bau entspricht nicht mehr den Anforderungen der Zeit. Es kann manches daran verbessert werden, aber gründlich zu helfen ist durch eine Reparatur nicht. Brechen wir das alte Haus und führen wir ein neues auf, geräumig und hell. Licht und Luft, die sind wir unserer studierenden Jugend schuldig."

Diese Rede, die staunend angehört wurde, verursachte den Vätern der Stadt eine Beklemmung, die sich durch Räuspern und Hüsteln zu erleichtern suchte. Plötzlich war der Herr Bürgermeister weit überboten, die ganze Debatte verschoben. Die Opposition konnte kaum daran denken, ihm etwas abzuhandeln; es galt jetzt die weitergehenden Ansprüche zu bekämpfen. War doch Doktor Grundmüller ein Mann, dessen Meinung überall in den Familien geschätzt wurde.

Die ehrsamen Kleinbürger und Handwerker in der Versammlung waren deshalb schon recht still geworden, während sich am Magistratstische die Gesichter erheiterten, als der Kommerzienrat Wieser, der reichste Fabrikant am Ort, sich erhob und das Fahrwasser gänzlich änderte. „Meine Herren," begann er etwas ängstlich, „ich kann unserem verehrten Doktor Grundmüller ganz recht geben und würde nicht nur für den Neubau stimmen, sondern gern auch zu Ehren unserer Alberta Clementina einen Teil der Mehrkosten aus eigenem Vermögen hergeben —"

„Bravo, bravo!" unterbrach man ihn mit leisem Händeklatschen.

„— wenn ich nicht überzeugt wäre," fuhr er sich verbeugend fort, „daß der Anstalt gründlich nur dann geholfen werden kann, wenn in den neuen Schlauch auch ein neuer Wein eingefüllt wird."

„Ah — ah! Hört!"

„Das Haus ist in vierhundert Jahren alt und unbrauchbar geworden, die Lehrmethode darin aber auch. Ich will den gelehrten Philologen gern ihre Freude am Griechisch und Latein lassen und auch zugeben, daß viel allgemeine Bildungselemente darin stecken mögen; aber was damals zugleich praktischen Nutzen hatte, ist jetzt ein totes Material geworden, das fast nur noch der Schule angehört, dort immer von neuem mit übergroßem Aufwand von Kräften durchgeknetet wird und doch keinen Brotteig fürs Leben giebt. Es fällt mir nicht ein, von der Schule zu verlangen, daß sie den jungen Leuten gerade das beibringen soll, was sie künftig in irgend einem Beruf brauchen können, aber es kommt mir doch wunderlich vor, daß man zehn Jahre lang bemüht sein soll, sich ein Handwerkszeug anzueignen, mit dem dann doch nicht zu arbeiten ist. Keiner braucht's weiter als die wenigen, die wieder als Lehrende in die Schule zurückkehren, und selten einer hat's auch nur so weit gebracht, es später zum Ver-

gnügen anwenden zu können, wenn denn schon vom praktischen Nutzen nicht die Rede sein soll. Ein wie geringer Prozentsatz aller Schüler bringt's bis zum Abiturientenexamen! Die meisten erliegen der Quälerei mit der Grammatik und nehmen eine Viertelbildung ins Leben mit, die noch am wenigsten gefährlich ist, wenn sie gänzlich in Vergessenheit kommt. Mit Recht fordert Herr Doktor Grundmüller die Beseitigung der den körperlichen Gesundheitsstand schädigenden Ursachen. Wichtiger aber scheint es mir noch, daß der jugendliche Geist nicht durch ein Drillsystem eingeschnürt und verkümmert wird, das höchstens noch chinesische Mandarine erzieht. Luft und Licht! rufe auch ich. Die Schule darf sich nicht länger der Einsicht verschließen, daß ein anderer Odem durch die Welt geht als vor Jahrhunderten und uns ein anderes Licht leuchtet als unseren Altvätern. Ihr Handwerkszeug ist rostig geworden und muß nach den veränderten Lebensansprüchen umgestaltet werden. Die sogenannten Realien verlangen gebieterisch größere Berücksichtigung gerade in den höheren Lehranstalten. Unser verehrter Kollege, Herr Doktor Plettner, wird Ihnen das bestätigen, meine Herren, und besser begründen, als ich es vermag. Reformieren Sie in diesem Geiste unsere Alberta Clementina, und das doppelte Kapital wird zu ihrem wahren Ruhme nützlich verwendet sein!"

Man hatte ihn mit wachsender Teilnahme angehört. Schon die Kühnheit, mit der er an dem scheinbar Unantastbaren rüttelte, gewann ihm Bewunderer, zumal unter denen, die ihn nur halb verstanden und am liebsten gar nichts bewilligen wollten. „Jawohl!" rief der Schmiedemeister Greif, den muskulösen Arm schüttelnd, „das war ein Wort zur rechten Zeit." — „Das ist die Wahrheit," piepste der Gewürzkrämer Johann Gottfried Nelke von der Ecke am Markt, „die Lehrlinge taugen schon lange nichts." — „Mit den paar griechischen und lateinischen Brocken lockt man heutzutage nicht den Hund vom Ofen fort," versicherte der Schornsteinfeger Metzler. — „Die Jungen kosten uns ein Heidengeld," klagte Bügeleisen, „und bringen es mit Mühe und Not zum Einjährigen." — „Dann sind sie fürs Handwerk verdorben," winselte der Schneider Poll. „Alles will studieren, jeder will den großen Herrn spielen —"

„Stille, stille," rief der Stadtverordnetenvorsteher. „Herr Oberlehrer Plettner hat das Wort."

„Ah — ah — ah! Jetzt paßt auf! Der versteht was davon."

Plettner hatte sich zum Stadtverordneten wählen lassen, um mehr Einfluß in der Bürgerschaft zu gewinnen; sein Direktor war damit wenig zufrieden gewesen. Nun schmeichelte es ihm, daß er gleichsam zum Schiedsrichter aufgerufen war. „Wir wollen das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, meine Herren," sagte er mit den Augen blinzelnd. „Unsere humanistischen Gymnasien haben Großes geleistet und können noch immer bei richtiger Leitung ... Aber Sie haben ganz recht: die Richtung ist etwas einseitig — auf die Grammatik wird vielleicht zu viel Wert gelegt — Mathematik, Naturwissenschaften und neuere Sprachen kommen zu kurz — auch in ihnen liegt ein sehr kräftiges Bildungsmaterial und sie geben dem Schüler etwas ins Leben mit. Freilich wird Latein und Griechisch nicht abgeschafft werden können, und überhaupt ... Wenn Sie nicht den Mut haben, die Alberta Clementina in ein Realgymnasium umzuwandeln —"

„Aber wohin kommen wir auf diesem Wege," fiel der Bürgermeister ein, dem himmelangst wurde. „Ich bitte Sie, meine Herren, bleiben wir bei der Sache. Über die Reform der Schule sind Bibliotheken geschrieben: es kann da doch nur von oben her im ganzen eine Änderung bewirkt werden. Wir an unserer Stelle werden die schwierige Frage nicht lösen und wenn wir drei Monate tagen."

Seine Mahnung wurde doch kaum beachtet. Die Saite, die der Kommerzien-

rat angeschlagen, wollte nun einmal ausklingen. Jeder hatte ja mit der Schule Erfahrungen gemacht, mochten nun eigene Kinder oder Pensionäre den Anlaß gegeben haben, und jeder meinte deshalb ein vollwichtiges Urteil einwerfen zu können. Man erhitzte sich mehr und mehr. Für die alten Sprachen eiferte zuletzt eigentlich nur noch der Buchbinder Ebel, der freilich nie eine griechische oder lateinische Vokabel gelernt gehabt, sich aber aus Übersetzungen der alten Schriftsteller eine „klassische Bildung" angeeignet hatte und dieselbe gern in allerhand seltenen Citaten durchblicken ließ. Er hatte die gelehrten Bücher für die Bibliothek der Albertina Clementina zu binden und war dadurch angeregt worden, die bedenklichen Lücken seines Wissens auszufüllen. Übrigens hatte er nicht ohne Verständnis gelesen. Nun schlug er in Entrüstung über die Barbarei der Angreifer die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Meine Herren, meine Herren, lästern Sie nicht! O, was gäbe ich darum, wenn ich eine gelehrte Schule hätte durchmachen können!" Man stellte ihn gerade als Beispiel auf, daß man sehr wohl in der Lage sei, sich den Inhalt und Geist der alten Litteratur anzueignen, ohne die Strapazen der Grammatik erduldet zu haben. Das wollte doch keiner weniger gelten lassen als das bescheidene Männchen selbst.

Nach einigen Stunden war die Debatte so gründlich verfahren, daß nur noch der Antrag auf Niedersetzung einer gemischten Kommission helfen konnte. Der Bürgermeister sollte derselben vorsitzen. Plettner lehnte die Wahl ab, auch Doktor Grundmüller bat, ihn aus dem Spiel zu lassen, da er als Arzt neutral bleiben müsse. So wurden denn von den Stadtverordneten der Ratszimmermeister Grunwald und der Kommerzienrat Wieser gekürt. Die Kommission sollte mit dem Direktor verhandeln, auch eine Lokalbesichtigung vornehmen und an der Hand des Anschlags prüfen und feststellen, welche Ausdehnung dem Bau gegeben werden müsse.

Sehr erregt trennte man sich erst spät abends.

Einer von den Stadtverordneten hatte gar nicht gesprochen, um so eifriger aber in einem Büchelchen mit Bleistift geschrieben. Es war Hansen, der Redacteur und zugleich Eigentümer eines Stadtblättchens, das immer die jüngsten Neuigkeiten brachte und deshalb, sowie wegen der Inserate, in jedem Hause gehalten wurde. War auch die Sitzung geheim gewesen, so schien es sich doch von selbst zu verstehen, daß in seiner Person „die Presse" zugelassen war und daß man ihm jedenfalls nicht verbieten könne, als Reporter und Redacteur auszunutzen, was in amtlicher Eigenschaft als Stadtverordneter zu seiner Kenntnis gekommen. Diesmal hatte er bei der Bedeutung der Angelegenheit die wichtigsten Reden stenographiert, und so erfuhr denn am dritten Tage die ganze Stadt umständlich, was bei verschlossenen Thüren verhandelt worden war.

Die Frau Direktor hatte arglos das Blatt mit anderen Drucksachen ihrem Alten auf den ein für allemal dazu bestimmten Platz des Schreibtisches gelegt. Wie erschrak sie, als er, dasselbe in der zitternden Hand haltend, zu ganz ungewohnter Zeit bei ihr eintrat, um es ihr mit den keuchend ausgestoßenen Worten: „Da lies — lies —!" zu überreichen. Er sah schreckhaft bleich aus, hatte sein weißes Haar über die Stirn gewühlt und blitzte mit den großen Augen.

„Aber um Himmels willen, was ist denn geschehen?" fragte sie besorgt.

„Lies nur —" antwortete er mit bebenden Lippen und sank ganz erschöpft in den Stuhl ihr gegenüber.

Die gute Frau überflog den Bericht und schüttelte wiederholt ärgerlich den Kopf. „Das ist freilich toll genug," sagte sie. „Was denken sich die Leute da aus?"

„Es ist eine Bosheit," rief Willenhofer, „wie ich sie mir gar nicht als möglich gedacht hätte."

„Ein Unverstand —"

„Nein, eine Bosheit! Glaube mir, Hannchen. Von Unverstand kann da doch

gar keine Rede sein, wo auch beim besten Willen der Verstand fehlen muß. Was verstehen die Herren von diesen Dingen? Nichts, gar nichts, weniger als nichts. Das müssen sie doch begreifen. Es ist, als ob ich mich erfrechte, das Ministerium belehren zu wollen, wie es die Justiz anders einzurichten oder das Exerzierreglement zu ändern habe. Da ist aber der Hans Wieser nicht versetzt worden, weil er im Griechischen faul gewesen ist, und deshalb wettert der Herr Kommerzienrat gegen die alten Sprachen. Bei den anderen Schreihälsen liegen ähnliche Gründe vor. Man hat einmal die Gelegenheit benutzen wollen, mir's abzugeben. Gegen meine Person richtet sich diese Agitation. Und weil man weiß, daß mich nichts tiefer kränkt —"

„Aber Lorenz —!" fiel die Direktorin ein. „Wie kannst du nur glauben —"

„Ja, ja, ja!" rief er. „Ich bin so lange im Amt und habe von der Stadt nichts gewollt. Da hat man denn natürlich nicht an mich kommen können. Jetzt, wo für die Anstalt Geld gefordert wird, meint man mir einen Tort spielen zu dürfen. Die Alberta Clementina ein Realgymnasium! Giebt es einen tolleren Nonsens? Was bedeutet ihnen die Stiftungsurkunde — der jahrhundertalte Ruhm der Lateinschule! Wie weggeblasen ist die Erinnerung an die Wohlthaten, die sie dem Staat geleistet hat. Mit einigen aus den Zeitungen aufgelesenen Phrasen über moderne Bildungsziele geht man einer bewährten Institution zu Leibe. Es wäre gar zu albern, wenn nicht die Bosheit ihr Teil daran hätte!"

„Aber so ereifere dich doch nicht gegen die dummen Menschen, Alter. Es ist ja doch nur Geschwätz. Ich erkenne dich gar nicht wieder."

„Geschwätz! Freilich. Aber hinter den Dummen steckt ein Kluger. Merkst du nicht, daß der Kollege Plettner der eigentliche Einbläser ist? Er trägt sich schon lange mit dem Gedanken, daß er an meine Stelle gehört. Wählt doch die Stadt den Rektor — warum sollte sie ihr Augenmerk nicht auf den Mann richten, der sich Gevatter Schneider und Handschuhmacher schon so angenehm gemacht? Bisher hat er wenigstens mein Alter geschont; jetzt leb ich ihm schon gar zu lange. Wenn die Alberta Clementina ein Realgymnasium wird, muß ja wohl ein Mathematiker und Darwinianer an die Spitze! Ha — ha — ha! Vielleicht, wenn Agathe ihn liebenswürdiger gefunden hätte ... ha — ha — ha!"

„Auch das ziehst du heran, um dich zu erbittern! Wie kannst du nur?" Sie suchte ihn zu beschwichtigen, aber das wollte diesmal nicht gelingen. Zu tief hatte ihn der Angriff gegen die Anstalt gekränkt. Es war ihm eine Erleichterung, ihn gleichsam gegen eine Person abzuleiten. Agathe versuchte ihm die Grillen munter fortzuplaudern. Alle Mühe war umsonst.

Noch denselben Tag gab es einen Streit mit Plettner, der von des Rektors Seite mit solcher Heftigkeit geführt wurde, daß der Offizier sich für beleidigt erklärte. Zwei von den Oberlehrern mußten sich ins Mittel legen. Sie baten den alten Herrn, er möchte einige zu scharfe Ausdrücke zurücknehmen. Dazu wollte er sich unter keinen Umständen verstehen. Sie bedauerten, dann der Sache ihren Lauf lassen zu müssen. „Was heißt das?" rief Willenhofer, auf sein weißes Haar deutend. „Hat er etwa im Sinn, mich auf Pistolen zu fordern?"

„Das wohl nicht. Aber eine Beschwerde ..."

„Er mag sich beschweren. Es wird dann auch sonst manches ans Licht kommen. Ich fürchte ihn nicht."

So erzürnt und aufgeregt hatten sie den sonst so milden und meist ruhigen Mann noch nie gesehen.

In der Prima wurde der griechische Autor kaum aufgeschlagen. Der Herr Direktor hielt den verwunderten jungen Leuten eine lange Rede über humanistische Bildung, über den wahren Wert des Studiums der alten Sprachen, über die Schulung unseres Denkvermögens durch die

Beschäftigung mit der Grammatik, über den geistigen Gehalt der uns aus dem Altertum erhaltenen Schriftdenkmäler und ihre Unersetzlichkeit, über die schöne Aufgabe des höheren Unterrichts, idealistische Neigungen zu wecken und zu befestigen, über Errungenschaften fürs ganze Leben und die banausische Kritik derselben aus dem Standpunkt der praktischen Brauchbarkeit. Er sprach mit großer Wärme, zuletzt mit leidenschaftlichem Eifer und schloß: „Lassen Sie sich nicht irre machen durch das Geschrei der falschen Propheten, die den Untergang dieser schönen Welt verkünden, deren Sonne uns durchleuchtet, in unserem Geist und Gemüt tausend Keime zum Leben weckt. Mögen sie später vielfach wegen Mangel an Nahrung absterben, nie wird die Arbeit an uns selbst, die Erziehung zur Freiheit des Denkens und Empfindens vergeblich gewesen sein. Nichts Besseres kann Ihnen die Schule mitgeben als das Vollgefühl der Menschenwürde und die Erinnerung an eine Lehrzeit, die dasselbe in Ihnen erzeugte. Mögen Ihre Wege dann auch noch so weit auseinander gehen und Ihre Ziele noch so zerstreut liegen, rückwärts schauend werden Sie den Einigungspunkt finden, den alle diese Linien kreuzen. Er muß so fern über die Grenzen des gemeinen Nutzens gestellt sein, damit er dem Ganzen gehöre!"

Auch an den folgenden Tagen benutzte er jede Gelegenheit, in der Klasse seinem Unmut Luft zu machen, bald schon mit bestimmter Hindeutung auf die eigentliche Ursache. Bis in die Nacht hinein saß er in dem Gewölbe neben der Bibliothek, das als Archiv diente, studierte den Stiftungsbrief und durchstöberte die alten Akten, um gegen jeden Angriff gerüstet zu sein. Dem Rektor war die Polizeigewalt über Haus und Hof bis zum Graben zugesprochen. Darauf meinte er sich stützen zu können, wie sich auch die Zeiten geändert hätten.

Der Buchbinder Ebel brachte ihm die neu eingebundenen Bücher. Er entschuldigte sich, daß es diesmal so lange gedauert. Er habe aber nicht der Versuchung widerstehen können, in das eine und andere Kapitel hineinzulesen. „Wenn nur nicht immer so viel Griechisch und Latein eingestreut wäre ..."

„Sie sind ja wohl auch Stadtverordneter?" fiel Willenhofer sehr ungnädig ein.

„Gott sei's geklagt," antwortete das Männchen verschüchtert, „man hat mich gewählt, weil ich viel lese —"

„Und da haben Sie gegen mich gestimmt, weil Ihnen das Griechisch und Latein zuwider ist, wenn Sie ein gelehrtes Buch unter das Falzeisen bekommen — Ja, ja ja!"

„Bewahre, Herr Rektor — wie können Sie glauben? Ich! Was möcht ich nicht darum geben, wenn ich ... Nein, Herr Rektor! Als der Antrag eingebracht wurde —: ich stand wie betäubt, die Haare sträubten sich mir, die Stimme stockte im Schlunde! Das heißt, nur im ersten Moment. Dann sprach ich eifrig dagegen, diesmal — nicht lange bedenkend, was die Schultern zu tragen verweigern möchten oder stark genug wären. Es ist eine Schmach für unsere Stadt."

Der Alte spannte die Augenbrauen. „Sie citieren da ganz verständig," sagte er freundlicher. „Also Sie wenigstens gehören nicht zu den Schändern des Heiligtums der Wissenschaft? Das freut mich zu hören. Sie standen wohl allein?"

„Bist du glücklich, dir wird's an Freunden so lange nicht fehlen; wenn die Zeiten bewölkt, findest du bald dich allein — sagt ja ..."

„Das paßt weniger gut. Aber wahr ist's, sehr wahr. Mir selbst werd ich's bald zurufen können. Schon jetzt ist's, als ob man mich nicht mehr kennt, wenn ich über die Straße gehe."

„Ach —! Das bilden sich der Herr Rektor gewiß nur ein. Wie man Sie in der ganzen Bürgerschaft verehrt —"

„Davon hab ich nun den Beweis." Er ging durchs Zimmer und wühlte mit beiden Händen sein weißes Haar auf. „Wollen Sie sonst noch etwas, lieber Ebel?"

„Ach, Herr Rektor —! Nächstens wird ja der rasende Ajas gespielt. Wenn ich dazu in aller Bescheidenheit um ein Billet —"

„Griechisch, griechisch, lieber Ebel! Davon wollen die Leute ja jetzt nichts wissen. Ich werde diesmal gar keine Billets ausgeben."

„Aber ich kenne das Stück so gut, Herr Rektor. Der arme Mann! So außer sich zu geraten und in der Verblendung gegen die Rinder und Ziegen zu wüten! Aber was ihm auch geschehen ist! Da möcht auch ein anderer den Verstand verlieren können. Und daß er sich's dann so zu Herzen nimmt —"

„Das thät ein anderer vielleicht nicht. Aber bei Ajas ist's begreiflich. Nicht wahr?"

„Es kann einen ganz weich machen. O weh! Dunkel, o du mein Licht! düstere Grabesnacht leuchtende Sonne mir. O nehmt —"

„Schon gut, schon gut! Und wie das nun erst im Griechischen klingt!"

„Ach ja! Ich hab mir's vorsprechen lassen von dem Franz Lämmel, der bei uns in Pension ist. Wenn es möglich wäre, Herr Rektor ..."

„Ich will's bedenken. Sie sind ein gefühlvoller Mensch, Ebel. Sehen Sie nur — ich will's bedenken."

Willenhofer war ganz gerührt. Seine Frau fand ihn in weichster Stimmung. Aber er flammte gleich wieder zornig auf, als er hörte, daß der Bürgermeister da sei und nach ihm gefragt habe. „Er ist ganz unschuldig bei der Sache," sagte sie. „Ich bitte dich, Alter, laß dir nichts merken, daß du dich geärgert hast. Er meint's ja so gut mit deiner Schule."

Die Mahnung war ganz umsonst. Hausmark kam eigentlich nur, um als Freund die Angelegenheit freundschaftlich im voraus zu besprechen, ehe er seinen amtlichen Auftrag ausführte. Kaum aber hatte er den Gegenstand angedeutet, als der Alte mit beleidigender Heftigkeit gegen ihn losfuhr: „Wie konnten Sie zulassen, daß man so alle Pietät aus dem Auge verlor und sich gegen die altehrwürdige Alberta Clementina vergriff? Sie, der Bürgermeister! Wenn Sie gehörig Ihre Autorität eingesetzt hätten, das wäre unmöglich gewesen."

„Sie irren, lieber Herr Direktor," antwortete Hausmark ruhig. „Ich konnte in meiner Stellung weder die sehr unnütze Debatte, noch den peinlich thörichten Beschluß hindern. Was ist's denn aber auch weiter? Die Deputation wird erscheinen —"

„Nein, sie wird nicht erscheinen," fiel Willenhofer zornig ein. „Ich werde sie nicht annehmen."

„Das kann doch nicht Ihr Ernst sein."

„Ich werde sie nicht annehmen. Nie und nimmer! Sagen Sie das den Herren."

Der Bürgermeister lächelte verlegen. „Sie haben einen amtlichen Auftrag auszuführen und dürfen sich nicht abweisen lassen. Es wird ja auch völlig genügen, wenn sie Ihre Meinung erfahren, daß eine Änderung des Lehrplans nicht wünschenswert ist."

„Nicht wünschenswert! Gänzlich unzulässig. Das ist mein Standpunkt. Die Stadt hat mir da gar nichts hereinzureden — gar nichts!"

„Erlauben Sie —"

„Nein, da kann ich gar nichts erlauben. Es darf in diesem Hause nicht einmal die Rede davon sein, daß die Alberta Clementina jemals etwas anderes sein könnte, als was sie ist. Schon die Möglichkeit einer Erwägung ist ausgeschlossen. Für mich wenigstens. Das ist mein Standpunkt."

„Aber Sie dürfen doch nicht ganz außer acht lassen, daß die Stadt das Geld —"

„Ich lasse mich auf keine Bedingungen ein. Will die Stadt bauen, dagegen kann ich nichts haben, so unbequem es mir ist; das Wohl der Anstalt geht mir über persönliches Behagen. Aber keinen Ziegel lasse ich rühren, bevor ich versichert bin, daß die Stadtverordneten ihr Unrecht einsehen. Solange ich lebe, wird das

Dach noch zusammenhalten. Und wenn ich darunter begraben werden soll ..."

„Nu, nu, nu —" begütigte die Direktorin, seinen Arm streifend. „Das brauchst du doch nicht so auf die Spitze zu treiben."

„Für mich steht es da," rief er. „So seid ihr jungen Herren! Immer vermitteln, um nur hier und dort nicht anzustoßen. Es mit keinem verderben wollen. Aber wir Alten stehen fest."

Hausmark biß die Lippe. „Ich hoffe, daß Sie mich nicht der Mantelträgerei beschuldigen wollen."

„Sehen Sie seiner aufgeregten Stimmung etwas nach," bat die Direktorin.

„Ich befinde mich in ganz normaler Gemütsverfassung," versicherte Willenhofer schroff abweisend, „und mache nicht darauf Anspruch, nachsichtig behandelt zu werden. Wenn der Herr Bürgermeister mir's freilich übel nimmt, daß ich ihn auffordere, sich mit Entschiedenheit auf die Seite des Rechts zu stellen —"

„Nun ist's aber genug, Alter," fiel die Frau ein, indem sie ihm den Finger über den Mund legte. Agathe hatte sie schon ängstlich angesehen.

„Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen empfehle," sagte Hausmark aufstehend. „Ich merke, nicht zu gelegener Zeit gekommen zu sein."

„Nicht doch, nicht doch," wendete Willenhofer knurrig ein. „Sie sind den Damen gewiß sehr angenehm. Ich kann ja gehen. Adieu."

Er ließ sich auch wirklich nicht zurückhalten. Frau Johanne folgte ihm in sein Zimmer.

Agathe, die mit rotglühenden Backen eifrig mit ihrer Stickerei beschäftigt gewesen war, steckte nun die Nadel ein und ließ die Hände in den Schoß fallen. „Aber was fehlt nur meinem lieben guten Großpapa," fragte sie, mit Thränen kämpfend. „Er sieht Sie sonst so gern und hält so große Stücke auf Sie ..."

„Er fühlt sich schwer gekränkt," erwiderte Hausmark, „und übersieht, daß ich daran ganz unschuldig bin. Ich fürchte, er schafft sich ohne Grund noch viel mehr Ärger. Davor kann ich ihn leider nicht bewahren."

„Sie können nicht?"

„Ich muß meines Amtes walten. Aber ich möchte ihn so gern überzeugen, daß ich ihm für meine Person treu ergeben bin. Das kann gewiß nicht besser geschehen, liebe Agathe, als wenn ich mir von Ihnen die Erlaubnis erbitte, in unserer Herzensangelegenheit rasch handeln zu dürfen. Ich wollte zu Ihrem Vater reisen, um Ihre Hand anzuhalten — das könnte aber jetzt nicht geschehen. Deshalb bin ich entschlossen, ihm zu schreiben, wenn Sie mich dazu ermächtigen. Wollen Sie?"

Er nahm ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Sie erhob sich und lehnte sich an ihn. „Wir sind ja miteinander einig," sagte sie verschämt. „Ich überlasse Ihnen gern zu thun, was Sie für ersprießlich erachten. Nur sorgen Sie, daß mein alter Großpapa seine frühere Heiterkeit wiedergewinnt."

„Die Verlobung wird ihn fröhlich stimmen, hoffe ich," antwortete er, sie an sich schließend. „Ist er erst wieder bei guter Laune, so wird ihm auch die dumme Geschichte in anderem Lichte erscheinen. Es hat wirklich niemand etwas gegen den verehrten und hochverdienten Mann."

Er verabschiedete sich mit einem zärtlichen Händedruck, da er die Direktorin zurückkehren hörte.

„Es ist mit ihm nicht vernünftig zu reden," klagte dieselbe kopfwiegend. „Was man nicht noch auf seine alten Tage erlebt!"

Agathe teilte ihr mit, was Hausmark beabsichtige. „Das ist ganz gescheit," meinte sie. „Zu dem harten Kopf gehört ja doch glücklicherweise ein weiches Herz. Auf das hab ich mich noch immer verlassen können."

Der Bürgermeister suchte die Deputation hinzuhalten. Aber die Herren begriffen nicht, welchen Zweck eine Verzögerung ihres Auftrags haben könnte. Nochmals mit Willenhofer zu sprechen,

schien ihm ganz nutzlos zu sein. So hielt er es denn für das Geratenste, ein höflich gehaltenes amtliches Schreiben an ihn zu richten und darin anzufragen, wann ihm der Besuch der Deputation genehm sei.

Er erhielt darauf gar keine Antwort.

Nach einigen Tagen kam Doktor Weiß angereist. Er hatte sich entschlossen, an Ort und Stelle die Angelegenheit seines Töchterchens rasch in Ordnung zu bringen, da ihm der Antrag des Bürgermeisters durchaus ehrenvoll erscheinen mußte. Er kannte denselben nicht persönlich und ging deshalb von der Post gleich zu ihm, um später im Schulhause informiert zu sein. Hausmark gefiel ihm sehr gut; eine Viertelstunde reichte aus, ihn zu überzeugen, daß Agathe keine bessere Wahl hätte treffen können. Es wurde flüchtig, wie das bei solchen Visiten die Regel zu sein pflegt, auch über andere Dinge gesprochen, die im nächsten Gesichtskreise lagen, und so erfuhr Doktor Weiß auch von dem jüngsten Beschluß der Stadtverordneten, der im Schulhause so viel Verdruß bereitet hatte. „Sie werden Gelegenheit haben," sagte Hausmark, „mit Ihrem Herrn Schwiegervater über die Sache zu reden. Ich bitte Sie, ihm vorzustellen, daß gar nichts Unbilliges von ihm verlangt wird. Selbst im anderen Lager wird man sich schließlich mit einigen kleinen Zugeständnissen begnügen, die den wesentlichen Charakter der Anstalt nicht zu ändern brauchen. Die Umwandlung in ein Realgymnasium steht im allerweitesten Felde."

„Ich würde dazu auch nicht raten können," antwortete Weiß, „da ich aus Erfahrung die Schattenseiten eines solchen Institutes kenne. Solange der Staat sich weigert, unsere Abiturienten als vollberechtigte akademische Bürger zuzulassen, werden schwere Enttäuschungen oft unausbleiblich sein. Man thut jedenfalls gut, zunächst festzuhalten, was man hat. Es versteht sich von selbst, daß damit eine etwas erweiterte Berücksichtigung der sogenannten Realien nicht ausgeschlossen ist."

„Ganz meine Meinung," versicherte der Bürgermeister. „Bei der Wahl eines Nachfolgers unseres trefflichen Rektors mag man sein Augenmerk auch darauf richten. Man wird sich dann in der Stadt sicher Ihrer Wirksamkeit als Lehrer an unserer Alberta Clementina erinnern —"

„Lassen wir das der hoffentlich noch fernen Zukunft," fiel der Gast ein, ihm zum Abschied die Hand schüttelnd. „Ihnen, so nahe wir bald verbunden sein werden, will ich's allerdings nicht verbergen, daß das Rektorat hier immer auf dem Gipfel meines stillen Ehrgeizes stand."

Im Schulhause war die Überraschung über seine Ankunft, aber auch die Freude groß. Agathe fiel dem Vater um den Hals und versteckte an seiner Brust ihr verschämtes Gesicht. „Wie lieb das ist, daß du kommst," flüsterte sie ihm zu. „Der gütigste Brief hätte mich nicht halb so froh gestimmt."

„Sie konnten wirklich gar nichts Vernünftigeres thun, lieber Theodor," bestätigte auch die Direktorin, „als sich aufzupacken und hier nach dem Rechten zu sehen. Auch meines Alten wegen —"

Er trat eben aus seinem Zimmer. Sowie er Weiß erkannte, erheiterte sich seine Stirn. Er eilte auf ihn zu, umarmte und küßte ihn. Das Verhältnis war immer ein recht freundschaftliches gewesen. Sie unterhielten noch jetzt einen regelmäßigen gelehrten Briefwechsel. Und so rief er ihm denn zu: „Welche unverhoffte Freude, lieber Sohn! Nun wollen wir aber auch einmal gründlich mit allen Differenzpunkten aufräumen. Man kann einander doch nicht ganze Abhandlungen schreiben. Du brauchst mich gar nicht so ängstlich anzusehen, Agathchen; du sollst deinen Papa trotzdem ganz nach Herzenswunsch genießen können."

Dann schien er stutzig zu werden. „Aber wie haben Sie's denn möglich gemacht, jetzt loszukommen?" fragte er, die Augenbrauen spannend. „Wir sind ja doch nicht in den Ferien. Oder haben etwa die Realgymnasien ..."

Weiß blinzelte zu den Frauen hinüber.

„Wichtige Gründe rechtfertigen die Ausschreitung," antwortete er. „Gewisse Leute haben nicht für gut befunden, sich nach den Schulferien zu richten."

Die Gedanken des Alten hatten einen Gang genommen, der ihn von dem Verständnis dieser Anspielung weit abführte. „Gewisse Leute," murmelte er, „gewisse Leute ... Ja, ja! man hat mit gewissen Leuten seine liebe Not."

„Ich will nicht fürchten, lieber Papa, daß Ihnen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben ist," sagte Weiß. „Ich nehme an, daß der Herr Bürgermeister sich nicht täuscht, wenn er behauptet, ganz mit Ihrer Billigung —"

Er stockte, da er bemerkte, daß sich der Gesichtsausdruck des alten Herrn plötzlich auffallend veränderte. Die Stirnmuskeln wölbten sich und der Blick wurde starr. „Ah!" rief er, als ob er selbst von einer ganz neuen Vorstellung überrascht würde. „Der Bürgermeister — die Stadt — Sie wissen ... Sagen Sie's nur gerade heraus: er hat Sie herberufen."

„Allerdings. Wenn Sie's so nennen wollen, lieber Papa —"

„Er hat Sie herberufen! Natürlich — er erwartet von Ihnen Unterstützung."

„Sollte er deren nicht würdig sein? Ich war schon bei ihm. Er macht den günstigsten Eindruck, muß ich bekennen."

Willenhofer schlug die Hände zusammen. „Sie waren schon bei ihm. Bevor Sie hierher zu uns ... Die Sache scheint ja große Eile zu haben. Jetzt verstehe ich!"

„Was aber, bester Papa?"

„Sie sind ja auch durchaus qualifiziert, guten Rat zu geben, wie so ein Zwitterding einzurichten ist. Mich wirft man zu den Toten! Sie aber sind jung und geschmeidig — da macht sich's ohne Bedenken."

Weiß schüttelte verwundert den Kopf. „Aber wovon sprechen Sie nur?" frug er.

„Von der Alberta Clementina natürlich, ihrem jetzigen und künftigen Rektor. Ich gestehe, es ist mir einmal der liebste Gedanke gewesen, Sie mir als meinen Nachfolger im Amt vorzustellen, gerade Sie. Aber wenn man glaubt, mich abdrängen zu können —" Er schüttelte die erhobene Faust.

„Sie beleidigen mich!" rief Weiß hinein. „Wie können Sie mich in Verdacht haben, mich je gegen Sie brauchen zu lassen? Kennen Sie mich so wenig? Ist mir nicht die alte Philologie ans Herz gewachsen wie nur einem — wie Ihnen selbst, darf ich dreist sagen? Und ich sollte ... Wie kommt das nur in Ihr gutes Herz?"

Die Direktorin gab ihm Zeichen, sich doch nur ruhig zu verhalten. „Aber Alter, Alter," rief sie beschwichtigend, „in was für einen Unsinn redest du dich doch hinein? Weiß kommt her, weil der Bürgermeister brieflich bei ihm um unserer Agathe Hand angehalten hat. Es ist doch so natürlich, daß er den Mann kennen lernen will, dem er sein Kind fürs Leben anvertrauen soll. Denke dich doch ein bißchen in seine Stelle."

Willenhofer, der in sein nervöses Zittern verfallen war, das ihn nötigte, sich auf einen Sessel niederzulassen, strich mit den Fingern seine Stirn und tastete abwärts bis zum Kinn. „Was — was — was?" murmelte er. „Deshalb? Nun ja — vielleicht auch deshalb. Es vereint sich ja ganz gut miteinander."

„Lesen Sie!" bat Weiß, einen Brief aus der Brusttasche ziehend und ihm denselben hinhaltend.

Der Alte überflog ihn mit den Blicken. „Nun ja — nun ja," sagte er etwas ruhiger, „das hat so weit seine Richtigkeit. Verzeihen Sie nur, lieber Weiß, wenn ich ... Es war ja auch so nicht gemeint." Er reichte ihm die Hand. „Wenn man so gegen sich und sein Lebenswerk alle Borniertheit und Thorheit und Jämmerlichkeit und Bosheit der Welt anmarschieren sieht — es flimmert einem vor den Augen, man unterscheidet die einzelnen Fratzen nicht voneinander, man glaubt wohl gar, ein liebes, gutes Gesicht darunter zu erkennen. Mag sein, Sie wußten nicht, was man mit mir und

Ihnen im Sinn hatte. Aber nun werden Ihnen die Augen aufgegangen sein. Der Bürgermeister ... ich hätt's dem jungen Manne gar nicht zugetraut. Jetzt muß ich wohl —"

„Großpapa!" bat Agathe, die feuchten Augen zu ihm aufschlagend.

„Ja, ja," sprach er weiter, „es thut mir deinetwegen leid. Ich verdenke dir's nicht, daß du ihn mit dem Herzen festhalten möchtest, wenn du auch siehst ... Und das siehst du doch, wie er mit der Plebs gemeinsame Sache macht, einen der altehrwürdigsten Tempel klassischer Bildung zu zerstören. Es heißt: wir nehmen nur eine Säule fort, um einen breiteren Durchgang zu schaffen. Aber auf ihr ruht das Gebälk wie auf den anderen; man kann sie nicht herausziehen, ohne daß der ganze stolze Bau, die Kulturarbeit von Jahrtausenden, zusammenbricht. Ein Mensch, der so pietätlos ... Weine nicht. Ich hoffe, daß er noch in sich geht. Mag er sich deiner Liebe, unserer Freundschaft würdig beweisen. Jetzt aber — auf diesem schwankenden Grunde — ist eine Verbindung unmöglich. Nicht wahr, lieber Weiß, das ist auch Ihre Meinung? Im Kampf lassen sich nicht Friedensfeste feiern."

Dabei blieb er mit solcher Hartnäckigkeit und sich immer steigernder Erregtheit, daß sein Schwiegersohn jede weitere Bemühung, ihn umzustimmen, für verschwendet halten mußte. Nachdem dieser am nächsten Tage Hausmark verständigt und vertröstet hatte, reiste er wieder ab. Seiner Tochter sagte er: „Wir müssen mit dem alten Großpapa Geduld haben. Wenn er seiner Schule wegen beruhigt sein wird, giebt er euch gewiß gern seinen Segen." Der Direktorin aber gab er beim Abschied zu verstehen, daß er den alten Herrn sehr bedenklich verändert finde. „Sie sollten einen Arzt zuziehen, liebe Mama; seine Nerven sind überreizt und seine Vorstellungen decken sich nicht mehr mit den realen Erscheinungen. Ich bin überzeugt, daß er mich auch jetzt noch beargwöhnt, gegen ihn zu intrigieren. Nehmen Sie sich nur in acht, daß nicht am Ende gar Sie selbst sein Vertrauen verlieren."

Diese Warnung hatte nur zu guten Grund. Willenhofer beobachtete die Seinen mit empfindlichster Aufmerksamkeit. Sie sollten seinen Widerspruch nicht nur hinnehmen, sondern auch einsichtig als durchaus gerechtfertigt anerkennen. Jedes Wort legte er auf die Goldwage, und ihr Schweigen war ihm noch verdrießlicher. „Es ist, als ob ihr mir etwas schuld gebt," knurrte er. „Aber nur zu! ich mußte ja darauf gefaßt sein, auch von denen verkannt zu werden, die mir am nächsten stehen. Das darf mich in meinem Handeln nicht irre machen."

Die Herren von der Deputation wurden immer ungeduldiger und bestürmten den Bürgermeister, endlich ernst vorzugehen. „Wir dürfen uns das nicht bieten lassen," äußerten sie sich, „das Ansehen des Magistrates und der Stadtvertretung leidet darunter." Hausmark suchte nochmals bei dem eigensinnigen Alten eine Unterredung nach, wurde aber an der Thür abgewiesen. Nun entschloß er sich, ihm in einem amtlich gesiegelten und durch den Ratsboten zugestellten Schreiben anzuzeigen, daß die Deputation an einem bestimmten Tage zwölf Uhr mittags im Schulhause erscheinen und ihrer Pflicht genügen werde.

Willenhofer mußte den Empfangschein unterzeichnen. „Hoho!" rief er, „das wird ja immer besser. Man will mich zwingen, den Herren Rede zu stehen? Sie vergreifen sich in den Mitteln. Hier bin ich die Polizei und ich werde das Recht des Rektors zu wahren wissen. Sagen Sie dem Herrn Bürgermeister, ich werde niemand über die Schwelle lassen, der nicht meine Erlaubnis zum Eintritt hat. Er möge sich deshalb nicht bemühen."

Er setzte nun auch einen feierlichen Protest auf und schickte ihn aufs Rathaus. Daß man ihn dort beachten werde, glaubte er selbst nicht. Vielmehr machte er sich darauf gefaßt, der Gewalt mit

Gewalt begegnen zu müssen. Er phantasierte sich in einen Heroismus hinein, der ihm die Augen völlig verdunkelte. Die Welt sollte das Schauspiel erleben, wie ein siebzigjähriger Greis mutig ihre höchsten Güter verteidigte. Danach traf er seine Vorbereitungen.

Am festgesetzten Termin entließ er die Schüler schon eine halbe Stunde vor zwölf Uhr. Nur seine Primaner hielt er zurück in der Klasse und las mit ihnen einige Kapitel aus dem Thukydides. In einer feurigen Rede wies er auf ein nahe bevorstehendes großes Ereignis hin, dessen Zeugen sie sein sollten. Dem Kalfaktor befahl er, die Hausthür von innen zu schließen und ohne seinen Befehl niemand einzulassen.

Mit dem Schlage der Uhr erschienen die Herren vor dem Hause. Der Bürgermeister zog an der Glockenstange — ein-, zwei-, dreimal in immer kürzeren Pausen und mit stärkerem Nachdruck. „Der Alte hält Wort," sagte er, da nicht geöffnet wurde, und Grunwald fügte hinzu: „Er muß ganz toll geworden sein." Auf nochmaliges, langandauerndes Läuten erschien der Hausinspektor, Doktor Plettner, oben am Fenster und fragte hinab, warum die Herren denn nicht einträten, die Thür sei ja doch am Tage immer offen. „Sie ist verschlossen," antwortete Hausmark. „Haben Sie die Güte, dem Herrn Rektor zu sagen, daß die städtische Deputation behufs Revision der Baulichkeiten Einlaß begehre. Es sei unerlaubt, ihr denselben zu verweigern." Plettner entfernte sich lachend und ging nach der Prima, in der er Willenhofer laut lateinisch sprechen hörte. „Antworten Sie," beschied ihn derselbe mit einer imperatorischen Bewegung des Armes, „daß ich wegen der Alberta Clementina mit der Stadt nichts zu verhandeln habe und den Herren das Betreten der Anstalt verbiete."

„Das werde ich bleiben lassen," entgegnete der Inspektor. „Sie verfahren ungesetzlich, und ich will mich bei einer solchen Handlung nicht beteiligen."

Willenhofer wies auf ein altes Aktenstück. „Da ist die Stiftungsurkunde — ich verfahre streng nach dem Recht. Es ist dem Rektor zur Pflicht gemacht, die Anstalt nicht schädigen zu lassen."

„Sie gehört der Stadt."

„Wenn Sie mir aber mit gewohnter Widerspenstigkeit den Gehorsam verweigern ... Gut! ich will's auf mich allein nehmen." Er schritt in den Korridor hinaus und auf das Fenster zu, feuerrot im Gesicht. „Ich lehne jede Verhandlung mit der Stadt ab," rief er hinaus, „und werde niemand einlassen, der dieserhalb kommt."

Die Herren zogen ehrerbietig den Hut. „Bester Herr Direktor," sagte Hausmark, sich höflichst verneigend, „haben Sie die Güte, uns und vornehmlich sich selbst keine Ungelegenheiten zu bereiten. Wir wären gewiß lieber zu Hause geblieben, müssen aber den amtlichen Auftrag erledigen und versprechen Ihnen dabei möglichst wenig unbequem zu werden; daß Sie sich Ihren Standpunkt durchaus wahren können, versteht sich von selbst."

„Ich wahre meinen Standpunkt, indem ich niemand einlasse, der ihn nicht als den einzig zutreffenden anerkennt," antwortete Willenhofer. „Initiis obsta!"

Der Bürgermeister zuckte seufzend die Achsel. „Sie müssen doch einsehen," bemerkte er, „daß wir nicht in der Lage sind, uns eine solche Abweisung bieten zu lassen. Die Stadt sendet uns, und wir müssen deshalb verlangen eingelassen zu werden."

„Sie hören aber, daß ich Ihnen nicht öffnen werde."

„So werden wir leider genötigt sein, den Einlaß mit Gewalt durchzusetzen. Sie tragen die Verantwortlichkeit."

„Ich werde mein Hausrecht, wenn es sein muß mit Gewalt, zu schützen wissen."

„Aber ich bitte Sie zu bedenken, verehrtester Herr Direktor —"

Willenhofer schlug das Fenster zu.

„Das ist unleidlich," sagte der Bürgermeister. „Schicken wir nach dem Schlosser."

Der Alte war nach der Klasse zurückgekehrt und führte nun seine Primaner, die sich nicht wenig als das Heergefolge eines Helden fühlten, die Steintreppe hinab in den unteren Flur. Es war ein großer gewölbter Raum, mit Fliesen ausgelegt und durch ein halbkreisförmiges, aus vielen kleinen grünglasigen Scheiben in Bleieinfassung zusammengesetztes Fenster über der großen zweiflügeligen Hausthür erhellt. Er stellte sie dort in zwei Reihen und hielt ihnen eine Rede über den echten Mannesmut, der sich durch keine Drohung einschüchtern lasse und feststehe im Recht. „Heute tragt der Alberta Clementina, der teuren Mutter, die euch geistig genährt hat, euren Dank ab," sagte er zum Schluß, sein weißes Haar durch einen Griff mit der Hand aufrichtend. „Ich hoffe, keiner von euch verläßt sie in der Not." Seine Augen glänzten ganz eigen.

„Keiner — keiner!" jauchzten sie ihm zu, indem sie sich martialisch aufrichteten.

Nun erfolgte nochmals die Aufforderung zu öffnen. „Nein!" rief Willenhofer. „Nein!" wiederholten die jungen Leute wie aus einem Munde.

Gleich darauf rasselte der Schlosser mit seinen Dietrichen im Schlüsselloch der Hausthür.

In diesem Augenblick erschien die Direktorin auf der Treppe. „Was geht hier vor?" rief sie. Der Kalfaktor hatte ihr schon Bericht erstattet. „Ich glaube gar, Alter, du treibst den Unsinn so weit, dich der Obrigkeit zu widersetzen und deine Schüler —"

„Mulier taceat in ecclesia!" herrschte er sie an. „Schweige und entferne dich!"

„Deine Schüler zum Aufruhr anzureizen," fuhr sie unbeirrt fort. „Aber das leide ich nicht." Sie trat in den Flur hinab und bahnte sich den Weg durch die Schar. „Zum Glück habe ich einen zweiten Hausschlüssel und werde von ihm Gebrauch machen."

„Wage das nicht. Eine solche Kränkung meiner Hausehre —"

„Ich werde thun, was meine Pflicht ist." Sie ging auf die Thür zu und steckte den Schlüssel ein. „Geben Sie sich keine Mühe," rief sie hinaus, „ich öffne schon."

„Auch du gegen mich!" zitterten seine Lippen.

Der Schlüssel wurde umgedreht. „So! Treten Sie ein, meine Herren."

Hinter ihr entstand eine Bewegung. Agathe, die ihr gefolgt war, schrie auf. Als sie umblickte, sah sie, daß Willenhofer zusammensank und auf den Steinboden niederfiel. „Herr Gott!" rief sie und eilte hinzu. Die Primaner hoben den alten Mann auf. Er war kreidebleich und hatte die Augen geschlossen; die Arme hingen schlaff hinab. „Wasser, Wasser — er stirbt!" Agathe stürzte die Treppe hinauf. Die jungen Leute hoben ihn auf ihre Arme und trugen ihn nach seinem Zimmer. Auf des Bürgermeisters Weisung eilten zwei von ihnen nach der Stadt, den Doktor Grundmüller aufzusuchen.

— — — — — — — — — — —

Als Willenhofer mit vieler Mühe wieder zum Leben zurückgebracht war, sah er sich mit irren Blicken im Kreise um. Seine Frau und Agathe standen zu beiden Seiten des Lehnstuhles und hatten ihn umarmt, vor ihm der Arzt, weiter der Bürgermeister, einige Lehrer, die Primaner. Die Erinnerung kam ihm wieder. „Was — hab ich — gethan?" fragte er matt.

Frau Johanna suchte ihn zu beruhigen. „Du hast dich so aufgeregt," sagte sie, ihm das weiße Haar streichelnd. „Ist das etwas für einen alten Mann? Mein Himmel! Dich hätte auf der Stelle der Schlag treffen können. Es ist noch gut genug abgelaufen." Sie kühlte immer wieder seine Stirn.

„Nein — sagt mir nur . . ." murmelte er, „sagt mir nur . . ."

„Da ist gar nichts zu sagen," beschwichtigte die Direktorin, den anderen mit der Hand hinter ihrem Rücken zuwinkend, daß sie sich entfernen möchten. „Du hast einen bösen Traum gehabt —"

„Einen Traum?“

„Die Herren nehmen's dafür. Nicht wahr, Herr Bürgermeister?“

„Gewiß, gewiß,“ bestätigte Hausmark. „Machen Sie sich gar keine Gedanken darüber.“

Er trat heran, nahm die Hand des alten Mannes und drückte sie herzlich. Willenhofer sah ihn prüfend an und wiegte langsam den schweren Kopf.

„Nein — aber sagt mir nur ...“

„Zu Bett, zu Bett!“ befahl die Direktorin. „Morgen ist hoffentlich alles wieder gut.“

Es war aber nicht gut. Willenhofer verfiel in ein schweres Nervenfieber. Einige Tage war er schon von den Ärzten aufgegeben. Sein eiserner Körper überwand die tückische Krankheit, er kam wieder zum Bewußtsein. Die ganze Stadt nahm den wärmsten Anteil an seinem Geschick; die Hausthür stand nicht still von Nachfragenden, man brachte die schönsten Blumen, den Genesenden zu erfreuen.

Er blieb aber sehr traurig gestimmt. Selbst Agathe vermochte nichts über ihn. Wenn man sich nicht mit ihm beschäftigte, versank er sofort in ein brütendes Nachsinnen. Die Augen hefteten sich starr an einen Punkt in der Decke, und die Lippen bewegten sich zitternd, ohne einen Ton zu geben. Eines Tages bat der Buchbinder Ebel so dringend, den verehrten alten Herrn „nur auf ein Minutchen“ sehen zu dürfen, daß die Direktorin ihn wirklich an den Lehnstuhl führte. Willenhofer reichte ihm die Hand und sagte bitter lächelnd: „Sie kommen sich erkundigen, lieber Meister, wann der rasende Ajas aufgeführt wird. Damit ist's nun nichts mehr.“

„Ai! Wer konnte jemals ahnen, daß mein Name so bedeutsam stimmen würde noch zu meinem Leid?“ deklamierte Ebel nach der Donnerschen Übersetzung. „Denn nun geziemt es zweimal Ai! zu rufen mir Und dreimal: solcher Jammer hat mich heimgesucht —“

„Ai — ai — ai!“ seufzte Willenhofer. „Es paßt auf mich selbst. Dieser Ajas — ein ehrenwerter, in Rat und That bewährter Mann ... Er meint, daß ihm ein schweres Unrecht geschehen sei, nimmt sich's zu Herzen und büßt darüber den Verstand ein, daß er ganz Unsinniges begeht, bis er ernüchtert ...“ Er strich mit der Hand über die Augen. „Ai — ai — ai!“

„Aber wie heißt's anderswo: Nicht vergiß, im Unglück standhaften Sinn zu bewahren!“ beruhigte das kleine Männlein, die Brille mit dem Zeigefinger an der Nase hinaufschiebend.

Der Alte mußte lächeln. „Ja, ja! von den Alten kann man für alle Lagen des Lebens viel lernen.“

„Und das schwere Unrecht, das Sie da andeuten, Herr Rektor,“ fuhr Ebel fort, „nu ja, es mochte wohl so aussehen, aber beabsichtigt war es gewiß nicht, und die Stadtverordneten haben sich auch beeilt, ihren Beschluß gleichsam zu deklarieren, und einstimmig eine Adresse angenommen, die Ihnen feierlich überreicht werden soll, sobald Sie wieder gesund —“

Willenhofer schüttelte abwehrend den Kopf. „So gesund werd ich nicht mehr, daran Freude haben zu können.“

„Aber es steht darin, daß alles beim alten bleiben soll, wie Sie's für gut befinden, und daß Ihnen ohne jede Bedingung das Haus hübsch ausgebaut werden soll.“

„Mir nicht, lieber Ebel, mir nicht,“ sagte der Kranke, „aber ich danke allen, die es gut mit mir meinen, vornehmlich Ihnen.“ Er entließ ihn mit einem Händedruck.

Als dann nach einer Weile Frau Johanna zu ihm trat, überraschte er sie durch die Äußerung: „Es ist nun beschlossene Sache, ich nehme meinen Abschied.“

Sie fürchtete, daß seine Gedanken sich wieder verirren könnten, und antwortete scherzend: „Dazu hast du wohl auch Grund! Wie deine Besserung fortschreitet, wirst du in wenigen Wochen wieder ganz hergestellt sein und mit frischen

Kräften bei den Jungen das Versäumte einholen können." Im stillen freilich dachte sie: wenn er's nur fröhlich thun könnte, wär's schon gut.

Er ließ sich auch von ihr nicht umstimmen. „Es mag sein, daß mir noch ein paar Jahre vergönnt sind," sagte er, „aber der Rektor der Alberta Clementina kann ich nicht mehr sein. Widersprich mir da nicht. Wenn ein Mann, der ein Lehrer der Jugend sein will, so alle Herrschaft über sich verliert ..." Die Worte bebten über seine Lippen, und die Augen füllten sich mit Wasser.

„Aber die Krankheit spukte offenbar schon vor, und überhaupt — wie kannst du dir das im Kopf herumgehen lassen? Fort damit!"

„Die Krankheit! Ja, das war die Krankheit selbst, und das hinterher nur die Nachwirkung. Ob verschuldet oder unverschuldet, das gilt gleich, sie ist einmal in die Erscheinung getreten und kann von der Tafel nicht mehr weggewischt werden. Wie ich mich jetzt selbst da sehe ... Ah! ich bin eine lächerliche Person geworden. Ein streitsüchtiger Bramarbas —"

„Nun übertreibst du wieder garstig."

„Ich übertreibe nicht. Nein! nie wieder nach solcher Verblendung darf ich in einer Lehrerkonferenz den Vorsitz führen, nie wieder in die Klasse treten. Mein Wirken ist beendet. Ich will's nicht abwarten, bis man mir's zu verstehen giebt, ich sei untauglich geworden. Ich selbst will mich absetzen."

Die gute Frau bat ihn, sich zu schonen und von solchen Dingen jetzt gar nicht zu sprechen. Es gelang ihr auch, ihn diesmal zum Schweigen zu bringen; aber er kam in den nächsten Tagen immer von neuem darauf zurück und eiferte sich immer tiefer in die Vorstellung hinein, daß er dem Amte eine Schmach angethan habe, die nur durch freiwillige Entsagung gesühnt werden könne.

Da sie nun merkte, daß sein Entschluß feststand, was ihr sonst gar nicht unlieb war, faßte sie sich einmal ein Herz und sagte: „Wenn du denn meine wahre Meinung wissen willst, Alter — deine Gründe taugen in meinen Augen nicht viel und du wirst sie darin auch schwerlich verbessern, wenn du sie tausendmal wiederholst. Aber in der Sache selbst bin ich ganz einverstanden. Von deinen Jahren kann ich dir leider keins abnehmen: du bist wirklich schon ein recht alter Knabe. Wozu willst du dich nun im Amt verbrauchen? Wenn ich vierzig Jahre zurückdenke, da meintest du, dein eigentlicher wissenschaftlicher Beruf weise dich an die Universität, und das Gymnasium solle auch nur eine kurze Übergangsstation sein. Ja, aber wenn man geheiratet hat und seiner Frau gut ist und die Kinder ... na, man weiß ja, wie's geht. Und dann Rektor der Alberta Clementina, das ist immerhin eine Entschädigung. Denk ich aber zwanzig Jahre zurück, da hieß es: nun sind wir aus dem Gröbsten heraus und können an unsere Bequemlichkeit denken; das Schulmeistern wird man am Ende doch satt, es raubt auch so viel Zeit für die eigentliche Arbeit von bleibendem Wert. Wenn man sich mit spätestens sechzig pensionieren lassen könnte und dann noch mit frischen Kräften und frohem Mut ... und so weiter, ich brauch dir ja das ganze Sprüchlein nicht herzusagen. Wie oft ist es wiederholt! Und aus der Sechzig ist die Siebzig geworden. Nun ist's wirklich Zeit, Ernst zu machen. Hier im Schulamt, das die alten Schultern immer schwerer belastet, könntest du mit deiner großen Arbeit doch nie und nimmer fertig werden. Soll die als ein Bruchstück liegen bleiben? Das darfst du dir nicht anthun, Lorenzchen. Du brauchst noch ein paar Jahre ganz ungestörter Muße, und die kannst du dir gönnen, mein ich. Es trifft sich nun auch gerade so, daß das Haus umgebaut wird und wir ja doch hinausmüssen. Da ergiebt sich so ein Abschnitt ganz von selbst. Nach meinem Sinn ist's aber gar nicht, uns zu drücken, als ob wir silberne Löffel gestohlen hätten. Nein! mit einer großen Schulfeierlichkeit muß geschlossen

werden, und eine ordentliche Abschiedsrede will ich zu hören bekommen, und deine Verdienste um die Anstalt müssen in das gehörige Licht gestellt werden. Nun sage kein Wort darauf, sondern komm an deinen Schreibtisch, nimm deine Excerptenbücher vor und setze deine Arbeit fort. Eine Stunde Vor- und Nachmittag will ich dir dazu für den Anfang probeweise freigeben. Die Wirkung wird sich ja zeigen."

Willenhofer war durch diese Rede ganz verblüfft, ließ sich an den Arm nehmen und an sein gewohntes Arbeitsplätzchen führen. Dann schloß sein Hannchen die Thür. Als sie wiederkam, meinte er, es sei kaum eine halbe Stunde vergangen. Die Augen waren ihm so hell, wie seit langer Zeit nicht. Jeden Tag legte die kluge Frau ein kleines Maß zu, bis er nach einer Woche gar nicht mehr beaufsichtigt zu werden brauchte. „Wenn ich so rüstig fortarbeite," sagte er sehr vergnügt, „so kann das Buch in zwei Jahren fertig sein."

Er ließ Doktor Plettner zu sich bitten und reichte ihm zur Versöhnung die Hand. Und dann hatte er eines Sonntags mit dem Bürgermeister eine Unterredung, welche damit anfing, daß er ihm sein Abschiedsgesuch überreichte, und damit endete, daß er ihm seinen großväterlichen Segen zu dem Verlöbnis mit Agathe gab.

„Noch eins!" rief er Hausmark nach, der eiligst seine Braut herbeiholen wollte. „Es wird nun doch in Frage kommen, wer mein Nachfolger werden soll. Da möcht ich einen guten Rat nicht zurückhalten. Mein Schwiegersohn Weiß ist ein trefflicher Schulmann und ein sehr gelehrter Herr — und er kommt ja von einem Realgymnasium und wird am besten wissen, was daran gesunder Fortschritt ist. Die Herren Stadtverordneten dürfen ihm das beste Vertrauen schenken. Aber auch mir wär's eine große Beruhigung, die Alberta Clementina in seine Obhut geben zu können."

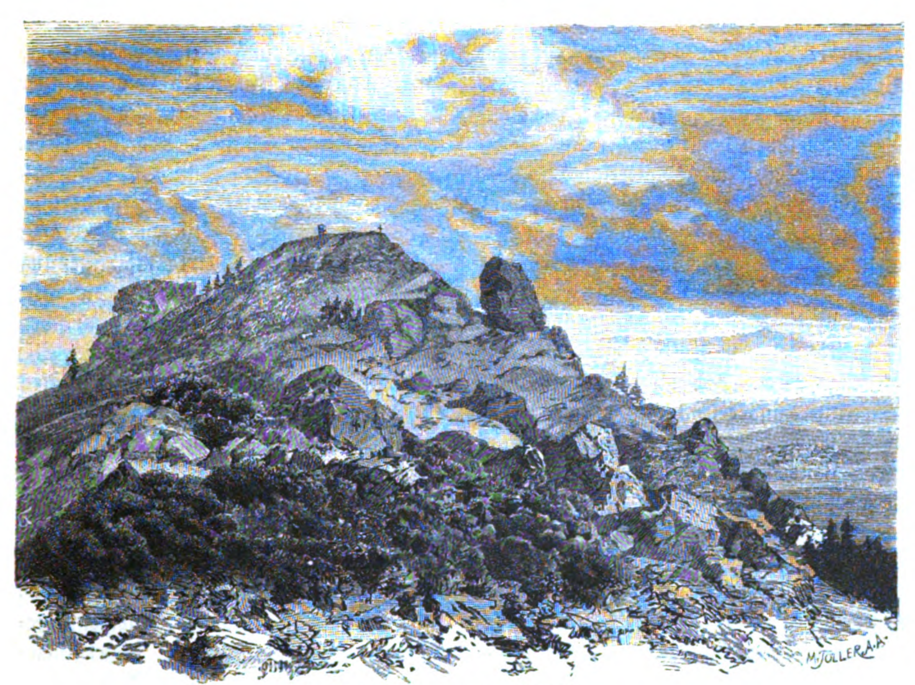
Frau Johanna hatte diesmal wirklich ihren Willen. Als die Zeit des Auszuges nahte, wurde ein großes Abschiedsfest veranstaltet. Das alte Haus war bis zu den Giebeln hinauf mit Laubgewinden geschmückt. Oben gab's eine fröhliche Hochzeit, zu der auch der Kommerzienrat Wieser eingeladen war, und dann am anderen Tage unten in der großen Aula eine ernste Feier zur Übergabe des Rektorats an Doktor Theodor Weiß und des alten Hauses an die städtischen Bauherren, die ihre Baupläne ausgestellt hatten. Der älteste Oberlehrer für das Kollegium und dann der Bürgermeister für die Stadt dankten dem würdigen Greise recht nach dem Herzen der Direktorin. Darauf ergriff Willenhofer selbst das Wort, nahm bewegten Abschied von den Lehrern und Schülern und sprach zuletzt seine Freude darüber aus, daß sein Nachfolger, welche neuen Aufgaben er auch der Anstalt im neuen Hause stellen werde, doch mit ihm einig bleibe in diesem: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht frei." Damit war dann von selbst das Thema für die schöne Rede des jungen Rektors gegeben, der mit dem Wunsche schloß, daß die Wissenschaft gewinnen werde, was die Schule durch des werten Mannes Scheiden verliere.

Am Abend wurde „der rasende Ajas" in griechischer Sprache aufgeführt. Ebel war einer der aufmerksamsten Zuschauer. Obgleich er kein Wort verstand, hatte er seine Übersetzung gut im Kopf und vergoß Thränen der Rührung über des Helden Leid und seines Feindes Odysseus versöhnende, herzbewegende That. Als der Vorhang gestiegen war, drängte er sich zu Willenhofer hindurch, zupfte ihn am Rock und recitierte leise:

„Denn mit dem Tage sinkt hinab und steigt empor
Der Menschen Werk und Wesen."

Der Alte nickte lächelnd.

—— ⟶✻⟵ ——



Jeschkenkoppe von der Westseite.

Im deutsch-böhmischen Iser- und Jeschkengebirge.

Von

Karl Pröll.

u derselben Zeit, als der lange unterdrückte Kolonisationsdrang im deutschen Volke wieder erwachte, das Reichsbanner in fernen Zonen sich zeigte, ist auch der Ruf nach „innerer Kolonisation" laut geworden. Und hat erst das Reisefieber sich vermindert, das uns nach Skandinavien, nach der Schweiz, der Riviera und anderwärts hingetrieben, dann kommt wieder jene Wanderlust zur Geltung, welche verlockt, die eigene deutsche Heimat mit frischem Herzen und flinken Füßen zu durchstreifen. Es ist ein Zeichen der Seelengesundung, der steigenden Selbstachtung, daß dieses „innere Touristentum" in den letzten Jahren immer größeren Aufschwung gewinnt, sich in werkthätigen Vereinen sammelt, die es uns erleichtern, die Schätze landschaftlicher Schönheit zu heben, welche die deutsche Erde birgt.

Zahlreiche Norddeutsche besuchen jedes Jahr den Hauptkamm des Riesengebirges, um durch den Gegensatz der sich auftürmenden Berglandschaft und der weitgedehnten Ebene einen Eindruck zu empfangen, der mächtig nachwirkt. Auch die böhmischen Bäder werden von Kur- und Modegästen aus dem Reiche überschwemmt. Weniger häufig besuchen schon Reichsdeutsche die sogenannte „böhmische Schweiz", die

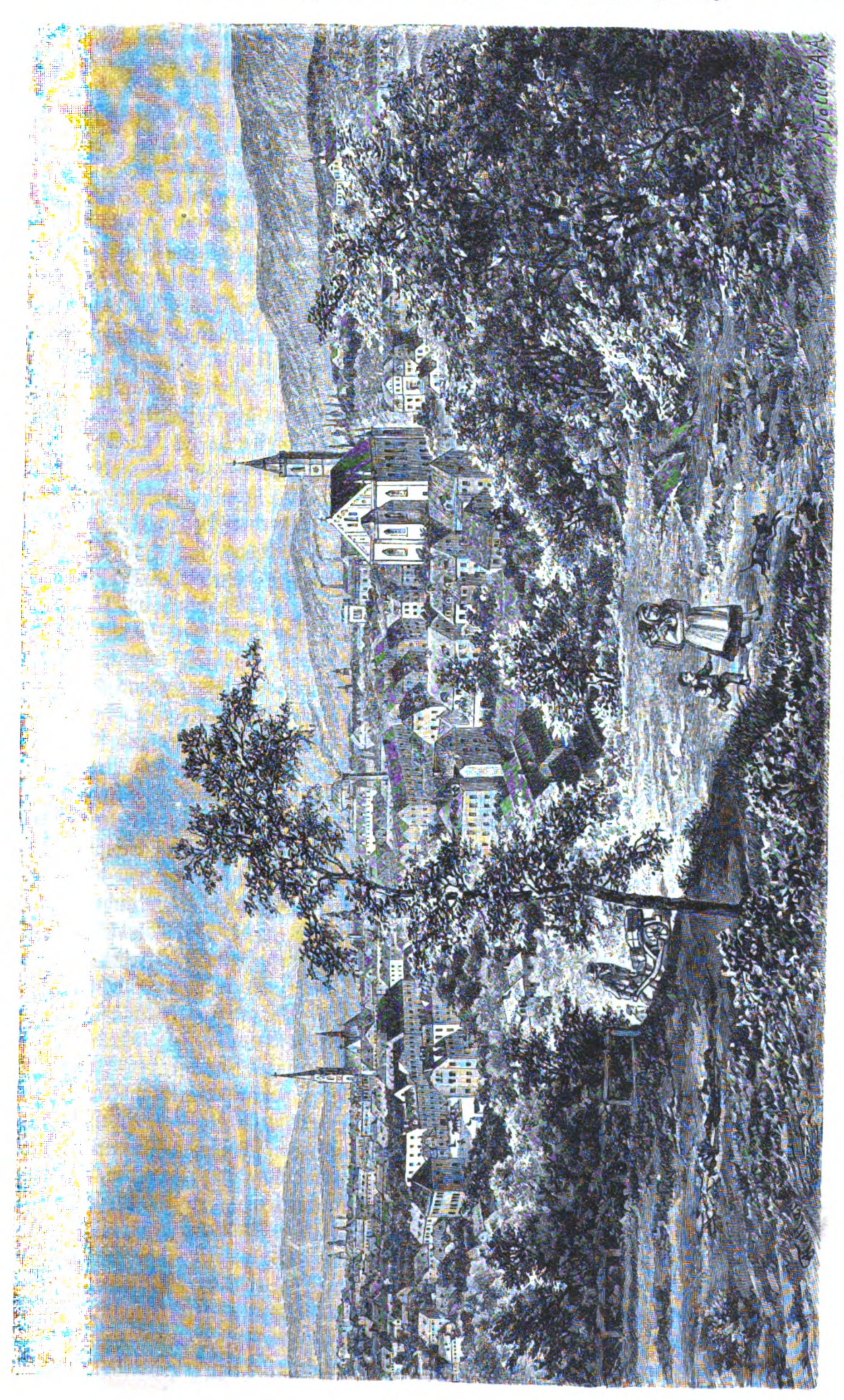
es mit der „sächsischen Schweiz" in jeder Richtung aufnehmen kann. Und noch seltener wird der majestätische Böhmerwald von ihnen betreten.

Nur vereinzelte Aufmerksamkeit widmen geschäftslose Reisende dem Nordostwinkel Böhmens, den Thälern des vielgeästelten Isergebirges, obwohl hier die Verschwisterung von Waldgebiet mit den Werkstätten einer hochentwickelten Industrie ein besonders eigentümliches Gepräge zeigt. Freilich die Deutschböhmen aus anderen Gauen wallfahrten gern nach diesem arbeitsamen Winkel ihres Landes, der sich durch ein besonders rühriges und wahrhaft nationales Leben auszeichnet. Auch die unmittelbaren Nachbarn im Königreich Sachsen kommen von Zeit zu Zeit herüber. Aber unter den wanderbeflissenen Berlinern dürften diejenigen zu zählen sein, welche das stille Friedland, das „österreichische Manchester" Reichenberg, die „Stadt des gläsernen Himmels" Gablonz gesehen, die Jeschkenkoppe oder den Sieghübel betreten haben.

Die mitgeteilten Bilder bringen einige Proben der landschaftlichen Schönheiten des Iser- und Jeschkengebirges, Mittelgebirgen, welche von den Thälern der oberen Iser und der oberen Lausitzer Neiße gegliedert und durchströmt werden. Hierzu fügen wir die nachstehenden Andeutungen über besondere Eindrücke, lokale Geschichte und Sage sowie über industrielle Verhältnisse in diesem Abschnitte des Böhmerlandes, welche aus verschiedenen Quellen geschöpft worden sind. Vielleicht fühlt sich mancher dadurch ermuntert, einen mehrtägigen Ausflug nach Reichenberg und den umliegenden Bergkronen zu unternehmen und wackeren, treudeutschen Stammesgenossen dort die Hand zu schütteln.

Die nördliche Einfallspforte für das Isergebirge bildet Görlitz, der Vorort der schlesischen Oberlausitz, die halb altertümliche, halb moderne Stadt, welche rasch erblüht und großstädtischen Charakter gewinnt. Fährt man von hier aus mit der Bahn nach Reichenberg, so gelangt man aus dem Thal der Lausitzer Neiße in jenes der Wittig und erreicht in der zweiten Station Seidenberg bei dem gleichnamigen schlesischen Städtchen das böhmische Gebiet. Der Zug berührt noch zwei weitere Stationen und langt dann in Friedland, beim Zusammenfluß der Wittig und Rasnitz an. Die alte, schlichte Kleinstadt hat einen historischen Klang, der durch die Zeiten dringt. Sie gemahnt an die verklungene Herrlichkeit Wallensteins, indem sie seinem, aus den Gütern geächteter Protestanten zusammengerafften Herzogtum den Namen gab. Die fünftausend Bewohner sind teils Ackerbürger und Handwerker, zum Teil Arbeiter für die Baumwollenindustrie. In den letzten Jahren hat Friedland einige bedeutende Fabriketablissements erhalten und nimmt auch in dieser Richtung einen recht erfreulichen Aufschwung.

Auf einer von schwarzen Basaltsäulen gebildeten Erhebung von 60 Metern Höhe steigt Schloß Friedland (Abbild. S. 461) empor, welches aus zwei getrennten Gebäudegruppen besteht. Wallenstein baute dasselbe aus, der jetzige Besitzer Graf Clam-Gallas hat es vor zwanzig Jahren einer neuen Umgestaltung unterzogen und ein förmliches Wallenstein-Museum eingerichtet, dessen Beschauung gestattet wird. Vor allem fesselt uns ein Originalbildnis Wallensteins in Lebensgröße, vermutlich treuer als jenes im Bürgermeisterhaus zu Eger, wo der Geächtete in den Triumphzug des Todes eingereiht wurde, jedenfalls sorgfältiger in der Ausführung. Ferner sehen wir ein angebliches Porträt der schönen Herzogstochter Maria Elisabeth, welche Schiller als Thekla dichterisch verklärt hat, und die kraftvollen Köpfe von Zeitgenossen des Friedländers, eines Grafen Martinitz, des Grafen Gallas und des sterndeutenden Seni. Schuß-, Hieb- und Stichwaffen aus dem Dreißigjährigen Kriege und Geräte aus derselben Zeit rufen uns des „Lagers Abgott und der Länder Geißel, die Stütze und den Schrecken seines Kaisers, des



Ansicht von Reichenberg.

Glückes abenteuerlichen Sohn" lebhaft in das Gedächtnis. Er soll jedoch nur kurze Zeit auf diesem Schlosse geweilt haben.

Desto üppiger schlingt sich das Geranke der Sage um den ehemaligen Herrschersitz des „verwegenen Charakters" und siegreichen Feldherrn, des halb freiwilligen, halb unfreiwilligen Empörers. Verschiedene dieser Volksüberlieferungen hat Ferdinand Thomas in den das nationale Bewußtsein belebenden „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen" verzeichnet.

Die Familie v. Rädern, welche den Herren v. Michelsberg und den Freiherren v. Bieberstein gefolgt, hatte Schloß und Herrschaft Friedland von 1558 bis 1620 in Besitz, die bald darauf in die Hände Albrecht v. Waldsteins kamen, der sich dann Wallenstein nannte. In der Dechanteikirche befinden sich Mausoleen verschiedener Mitglieder der erstgenannten Familie, darunter auch jenes des Feldmarschalls Melchior v. Rädern, welcher als Feldherr Rudolfs II. auf der Heimkehr aus einem Türkenkriege in Ungarn verstarb. Seine Witwe Katharina, eine geborene Gräfin Schlick, lebt als eine blutgierige Megäre in der Erinnerung des Volkes fort. Katharinas Sohn, Christoph v. Rädern, war ein milder Herr, der sich der neuen Lehre anschloß, nach der Schlacht auf dem Weißen Berge seine Güter verlor und landflüchtig werden mußte. Ein Wiesenplatz bei Lusdorf, der „Pferdemarkt" genannt, ein einsamer Pfad über den Iserkamm, der „Trauersteg", bezeichnen seinen Weg in die Verbannung.

Auch die Hussitenzeit hat tiefe Eindrücke dem Volksgemüt hinterlassen. Der blinde Heerführer Ziska soll das Schloß belagert haben, aber nachdem er mit seinem Stocke an die Porphyrfelsen geklopft, wieder abgezogen sein, „weil diese Feste nicht von Menschenhand erbaut sein könne". Die katholische Legende spricht ihr Zürnen gegen die hussitische Ketzerei in drastischeren Zügen aus. So in der Sage von dem in Kot getretenen Marienbild, das, als man es fand, blutete und später das Schloß vor einer Feuersbrunst rettete. Ferner in jener von dem Predigtsteine, auf dem ein als Späher eingeschlichener Hussite, der sich als Geistlicher ausgab, „Gottes Wort verkünden mußte, dabei aber in den Abgrund stürzte". Der Name eines Wander-Reformators, des Hans Emmerich, hat sich in dem Bergzug des Hemmrich erhalten, durch welchen ein Tunnel der Eisenbahn den Weg nach Friedland geöffnet. Auch die Höhe bei Kunnersdorf, wo einst die „Pfarrlinde" stand und der ausgewiesene Superintendent die Abschiedspredigt hielt, sowie die „Pfaffensteine" bei Schönwald, wo die Anhänger des gereinigten Evangeliums sich heimlich zusammenfanden, um im Elend ihre Überzeugungstreue zu bewähren, bringen ehemalige Glaubensverfolgung in Erinnerung. An Pestzeiten mahnt der „Totenhain" im Glitzbuschwald auf dem Wege nach Neustadtl.

Um das Jahr 1000 erbaute der unbekannte Schirmer der Gegend den Turm „Indico", welcher auf Index, Wegweiser, zurückgeführt wird. Friedland soll seinen schönen Namen nach der Versöhnung zweier sich befehdender Brüder oder durch einen sächsischen Prinzen erhalten haben, der sich mit seiner unebenbürtigen Gattin vor dem Zorne des Vaters in die Waldeinsamkeit flüchtete. Eine andere Sage erzählt, daß er das Gedächtnis bewahren solle an einen Herrn Barkowetz, welcher die Polen aus Böhmen hinausgelistet und dadurch „Fried im Land" gestiftet.

Mit den Basaltsäulen, auf denen das Schloß gründet, bringt der Volksmund eine Wette zwischen einem Edelmann und dem Teufel in Verbindung, welcher letztere mit zwei schwarzen Rappen die Felsen durchpflügte, während der Blitz den Leichtfertigen erschlug.

Verschiedene andere Sagen, die Thomas erzählt, will ich übergehen. Wie uns ein Vogellied in der Nähe von rauchenden Schlöten seltsam berührt, so muten uns diese Volksdichtungen in einer Gegend fremdartig an, welche zu einer

großen Heerstraße der Industrie geworden, die ihre rastlose Maschinen- und Menschenarbeit von Sachsen, Schlesien und der Lausitz bis hinein in die Thäler der Neiße und Iser erstreckt. Allein es giebt doch einen schönen Gedankenaccord: dieses emsige moderne Schaffen, die stolzen Kriegserinnerungen des Wallensteiners und die allmählich verzitternden, träumerisch-düsteren Harfenklänge der Sage. Dazu gesellen sich noch Reminiscenzen an verschollenen Bergbau.

Wenn man von Friedland nach Flinsberg über den hohen Iserkamm den Weg nimmt, berührt man Neustadtl, ein Städtchen mit viertausend Einwohnern und bedeutender Kaschmirfabrikation, dessen Gebiet lange Zeit zur Herrschaft Friedland gehörte und Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sogar kurze Frist ein Pfandbesitz der Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg und dessen Vormundes Albrecht von Brandenburg war. Erweitert wurde der begonnene Bergwerksbetrieb durch den schon genannten Feldmarschall Melchior v. Rädern, der Bergleute aus dem Erzgebirge, Thüringen und Bayern heranzog, die in den Zinn- und Eisengruben am Kupferberge und am Roppalt arbeiteten. Die Gegenreformation hatte Auswanderung und Verfall der Bergwerke hier wie in den Alpen und anderwärts im Gefolge. Vor zehn Jahren feierte das seit den industriellen Unternehmungen Ignaz Klingers wieder aufblühende Städtchen den hundertjährigen Erinnerungstag des Besuches Kaiser Josephs II., der um diese Zeit eine Reise durch Nordböhmen unternahm. Zahlreich sind in dem geschilderten Teile Böhmens die lokalisierten Erinnerungen an den großen Volkskaiser, zu welchen sich in den letzten Jahren Denk- und Dankbilder in den größeren Orten gesellt haben, die zugleich von dem im Kampfe erstarkenden nationalen Bewußtsein der Bewohner Zeugnis ablegen.

Eine Stunde von Neustadtl entfernt befinden sich der böhmische Badeort Liebwerda und der schlesische Kurort Schwarzbach und östlich von diesen das größere Bad Flinsberg, wohin man auch von dem später erwähnten Klein-Iser nach prächtiger Wanderung über den mittleren Iserkamm (Zimmerlehne), die Iser-Wiesen, den preußischen Ort Groß-Iser und den hohen Iserkamm gelangen kann. Liebwerda ist eine beliebte Sommerfrische mit alkalischen und eisenhaltigen Quellen, Wasserheilanstalt, einem Schloß des Besitzers Clam-Gallas, hübscher Promenade und einem Obelisk zum Andenken des Siegers von Aspern, Erzherzog Karl. Der Tondichter des „Freischütz“ und der „Euryanthe“, Karl Maria v. Weber, hat vor fünfundsiebzig Jahren dort bereits Kräftigung gesucht, und es wird behauptet, daß „Durch die Wälder, durch die Auen“ dort geschaffen wurde. Zwischen Liebwerda und Friedland, seitwärts vom Hauptwege, liegt der Wallfahrtsort Haindorf mit einer von Fischer v. Erlach erbauten Kirche, einem Franziskanerkloster und der Familiengruft der Clam-Gallas, ein guter Stationspunkt für Ausflüge in das Isergebirge.

Der hohe Iserkamm, der eine durchschnittliche Meereshöhe von 900 Metern hat, erreicht im Hochstein 1050, in der grünen Koppe 1110, der Viktoriahöhe 1000, im Heufuder 1100, in der an der Grenze befindlichen Tafelfichte 1122 Meter. Das ganze Isergebirge reicht von der Görlitzer Neiße, welche es von dem Lausitzer Gebirge trennt, südöstlich bis zu dem Zackenkamm, etwa fünf deutsche Meilen. Vorgelagert ist ihm in Böhmen der südlich parallel laufende Mittel-Iserkamm. Gneiß und Glimmerschiefer herrschen im Isergebirge vor, vulkanisches Gestein tritt bei Klein-Iser und Friedland zu Tage. Granit und Granitit finden sich auf der böhmischen Seite zumeist vor. Der dichte Wald ist noch wenig angegriffen, auch große, öde Sumpfflächen finden sich vielfach. Der Gesamteindruck dieses Berglandes ist der einer abgeschlossenen, ernsten, beinahe trotzigen Natur, welche doch stille Lieblichkeit in sich birgt. Spärlich sind die Bewohner der Höhenlagen; in

den Industriethälern drängt sich die Bevölkerung dagegen desto mehr zusammen. Sie nähert sich in ihrem Wesen der schlesischen Stammesart.

Die Eisenbahn von Friedland nach Reichenberg berührt zuerst Raspenau, die nächste Station für Liebwerda, durchbricht den schon genannten Hemmrichberg und streift den waldholden Philippsgrund. Nach einer etwa zweistündigen Fahrt von Görlitz langt man in Reichenberg, im Thale der durch Fabrikabwässer immer mehr getrübten Neiße an, dem Hauptsitze der böhmischen Wollindustrie.

Reichenberg ist eine bedeutende, eine interessante und eine echt deutsche Stadt, nicht nur nach Sprache, sondern auch nach nationaler Gesinnung. Freilich hat sie unter dem Zuzug der böhmischen Arbeiter zu leiden, welche beim Wettbewerb der Industrie als billige Arbeitskräfte herbeigezogen werden. Sie zählt einige dreißigtausend Einwohner. Der „Gebirgsverein für das Iser- und Jeschkengebirge" hat von hier aus seine erfolgreiche Thätigkeit für Aufschließung der landschaftlichen Schönheiten seines Heimatsgaues unternommen. Dessen Thätigkeit werden wir noch später berühren. Vorläufig wollen wir etwas über die Geschichte Reichenbergs mitteilen.

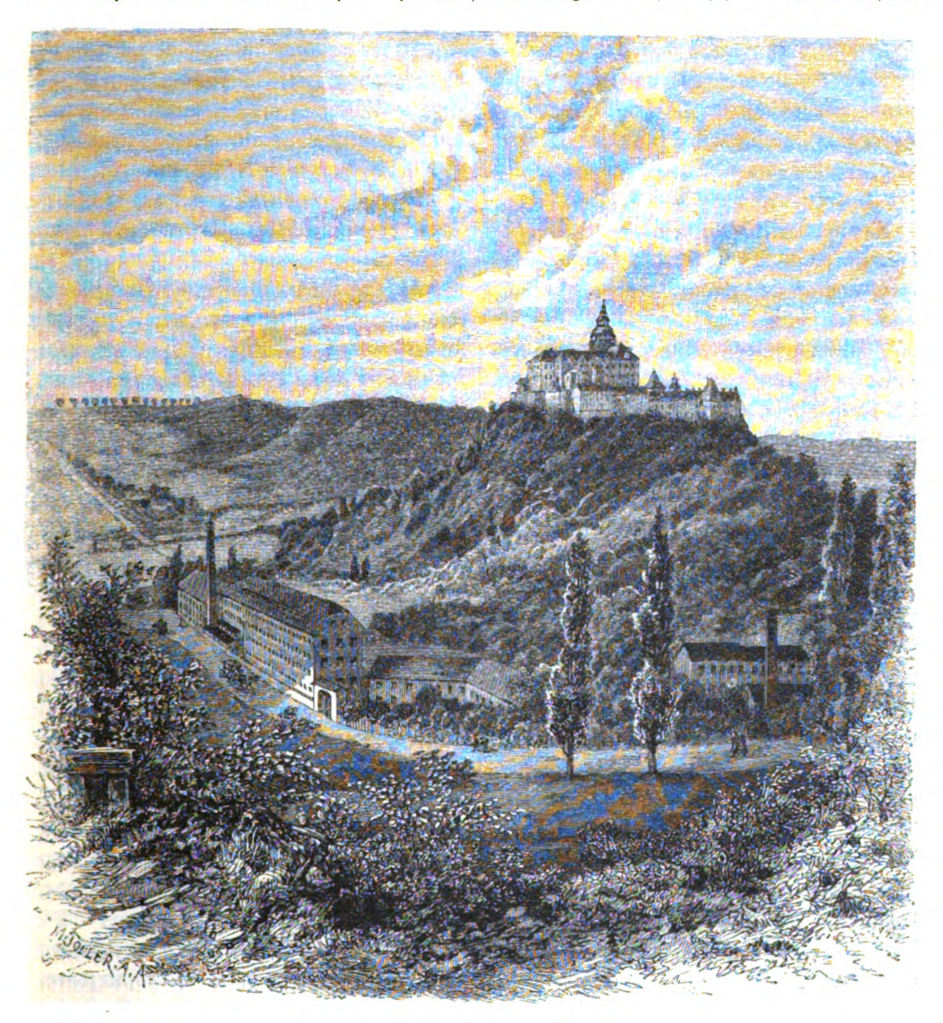
Von den kindlichen Spielereien mit dem Worte Reichenberg, um daraus den Ursprung des Ortes herzuleiten, sehen wir ab. Das rauhe Neißethal dürfte in der ersten Hälfte des Mittelalters noch eine Einöde gewesen sein. Es wurde anfangs des zwölften Jahrhunderts geographisch zur Lausitz und nicht zu Böhmen einbezogen. Als älteste Niederlassung im Neißethale wird Grottau bezeichnet. Der Czechenkönig Ottokar II., welcher später in der Schlacht auf dem Marchfelde Thron und Leben einbüßte, hatte, um die Kulturstufe seines Volkes zu heben, deutsche Ansiedler herangezogen, die Gewerbe und Künste in das Land brachten. Zu den zahlreichen Städtegründungen während seiner Regierungszeit gehört höchst wahrscheinlich auch Reichenberg, welches um 1250 mit Zuzüglern aus der Lausitz bevölkert worden ist. Ende dieses Jahrhunderts hört man urkundlich von einer Pfarrkirche in Reichenberg.

Die Besitzer von Friedland, die schon erwähnten Geschlechter der Bieberstein und der Freiherren v. Rädern, waren auch mit der Herrschaft Reichenberg belehnt. Unter jenen begann sich die Gewerkthätigkeit lebhaft zu entwickeln. Angeblich soll der zweite Johann Bieberstein die erste Tuchmacherzunft privilegiert haben. Während der Hussitenkriege wurden Reichenberg und andere Ortschaften des Neißethales von den raub- und mordlustigen Glaubenskämpfern gänzlich zerstört, so daß selbst ihr Name verschwindet. Nur einmal, 1428, gelang es den Lausitzer „Sechs Städten", bei Machendorf den Hussiten eine Niederlage beizubringen. Nach Wiederkehr des Friedens bauten die Bieberstein, welche sich in den Schutz sächsischer Herzöge begaben, Reichenberg wieder auf. Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wird Reichenberg wieder als Städtchen und Zollstätte genannt. Neue Einwanderungen aus Sachsen und Schlesien brachten frisches Blut in das verwüstete Neißethal. Reichenberg erhielt einen Bürgermeister, der jedoch unter der Obergewalt des herrschaftlichen Amtmannes stand, und eine Art von Schöffengericht, die „Dingbank". Die Bewohner der wieder aufblühenden Gemeinde und der Umgebung wandten sich bei Beginn der Reformation dem lutherischen Bekenntnis zu.

Nach der Schlacht auf dem Weißen Berge mußte Christoph II. landflüchtig werden, und die konfiszierte Herrschaft Reichenberg kam wenige Jahre später gleichfalls in die Hände Wallensteins. Wallenstein that viel für die Hebung der Stadt. Unter ihm wurde die Neustadt angelegt und nahm die Tuchmacherzunft einen glänzenden Aufschwung. Auch Reichenberg fiel nach des Friedländers Ermordung dem Grafen Matthias Gallas zu, dem Sieger von Nördlingen, und später nach Aussterben der Hauptlinie

dieses Geschlechtes einer Seitenlinie, den Clam-Gallas.

Im Dreißigjährigen Kriege war die Stadt häufig der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Kaiserlichen, Kursachsen und Schweden. Die Bewohner hatten suiten und Dragonern bis 1654 durchgeführt. Die meisten Evangelischen wanderten nach der Lausitz, besonders nach Zittau aus — man zählte gegen 4000 dieser Flüchtlinge. Wieder war die Entwickelung des städtischen Gemeinwesens



Schloß Friedland.

schwere Drangsale und Brandschatzungen zu erdulden. So erstürmten die Schweden 1645 das alte Rathaus nach tapferer Gegenwehr. Nach Beendigung des fürchterlichen Krieges wurde die Gegenreformation in Reichenberg, das noch immer größtenteils protestantisch war, mit allen Mitteln der List und Gewalt, mit Jesuiten und Dragonern bis 1654 durchgeführt.

unterbrochen, die bereits blühende Industrie geknickt. Dazu kam noch 1680 die Pest und später verheerende Überschwemmungen.

Trotzdem erholte sich die Stadt allmählich. Der Siebenjährige Krieg brachte neue Leiden und Mißgeschicke. 1757 besiegten die Preußen unter dem Prin-

zen von Bevern die kaiserlichen Truppen, welche Graf v. Königsegg führte, in einem Gefecht bei Reichenberg. Die Verlegung eines österreichischen Kriegslazarettes nach Reichenberg hatte eine große Seuche im Gefolge. Selbst den Kartoffelkrieg von 1778 hatte die Stadt schwer zu verspüren. Die Grafen Clam-Gallas, welche während des Siebenjährigen Krieges das reiche Erbe angetreten, suchten einigermaßen die Drangsale zu mindern und die zerrüttete Industrie wieder emporzubringen.

Die Abtretung Schlesiens an Preußen befreite die Reichenberger Tuchmacher von gefährlichen Konkurrenten auf dem österreichischen Markte. Maria Theresia erleichterte, Joseph II. aber hob die verschiedenartigen Feudallasten völlig auf, die dieses Gewerbe drückten. Letzterer hat Reichenberg dreimal besucht und sich eingehend um die dortigen Produktionsverhältnisse bekümmert. Wie er die konfessionelle Unterdrückung durch das Toleranzedikt beseitigte, die Bauern der Leibeigenschaft entzog, so war er bemüht, die bürgerliche Arbeit zu befreien von den verschiedenartigen Hemmnissen. Von seiner Zeit an läßt sich das rasche Emporblühen der Stadt und ihrer Tuchmanufaktur bemerken. Ende des sechzehnten Jahrhunderts waren nach Hüblers Angaben fünfunddreißig Tuchmachermeister, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hundertunddreißig und Ende desselben über achthundert Meister in der Stadt thätig, welche um diese Zeit gegen dreißigtausend Menschen — Gesellen, Lehrlinge, Hilfsarbeiter, Handspinner — beschäftigten. 1830 zählte man sogar zwölfhundert Meister.

Die Bevölkerung wuchs schnell, und 1787 wurde in Reichenberg ein neuer Stadtteil, die Christianstadt, begonnen. Die erste Fabrik bei Reichenberg hat Johann Georg Berger an der Wende des Jahrhunderts errichtet, welchem Beispiel bald andere folgten. Die fortschreitende Technik besiegelte den Sieg der Großproduktion gegenüber dem immer mehr sich verknöchernden Zunftwesen. Der Befreiungskrieg gegen Napoleon im Jahre 1813 zog Reichenberg in Mitleidenschaft; doch kam die Stadt diesmal mit größeren Kontributionen fort.

1850 erhielt die Stadt endlich durch ein „Gemeindestatut" die ihr gebührende Selbstverwaltung und wurde zugleich der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft. Nun konnte sie sich in unabhängiger Weise entwickeln, besonders als mit der neuen Gewerbeordnung von 1859 auch die alten Zunftfesseln abgestreift wurden. In diese Periode fallen die Begründung einer Reihe gemeinnütziger Einrichtungen, die Errichtung öffentlicher und Schulgebäude, die Schaffung einer tüchtigen höheren Schule und der wichtigen Staatsgewerbeschule mit einem chemischen Laboratorium. Seit einem Jahrhundert hatte sich die Bevölkerung mehr als vervierfacht.

Nach diesem kurzen historischen Rückblick wollen wir noch einiges über den Charakter der Industrie des ganzen Iser- und Jeschkengaues und über die Bahnbrecher der neuen Maschinenindustrie in der Reichenberger Gegend mitteilen.

S. Schlesinger, der Geschichtschreiber der Deutschen in Böhmen, sagt, daß sich „einige alte Ansiedelungen der Slaven an den Paßübergängen des Isergebirges nachweisen lassen. Dagegen sind die zahlreichen Industrieorte am Fuße und in den Thälern Zeugnisse des deutschen Unternehmungsgeistes. Tuch und Glas waren die Losungsworte der hierher drängenden Kämpfer einer höheren Kultur. Die Triebkräfte der zahlreichen mit reißendem Gefälle vom Gebirge herabstürzenden Wasserläufe und der Holzreichtum der mächtigen, geschlossenen Waldungen bildeten die natürlichen Vorbedingungen für die in jugendlicher Frische emporblühenden Industriezweige. Der Reichenberger Tuchmacher und der Gablonzer Glashändler eroberten sich den Weltmarkt. Die Textilindustrie bildete sich naturgemäß im Thalgelände aus, die Glaserzeugung aber erklomm, dem billigen Holze nachgehend, an den Rinnsalen aufwärts die höchsten

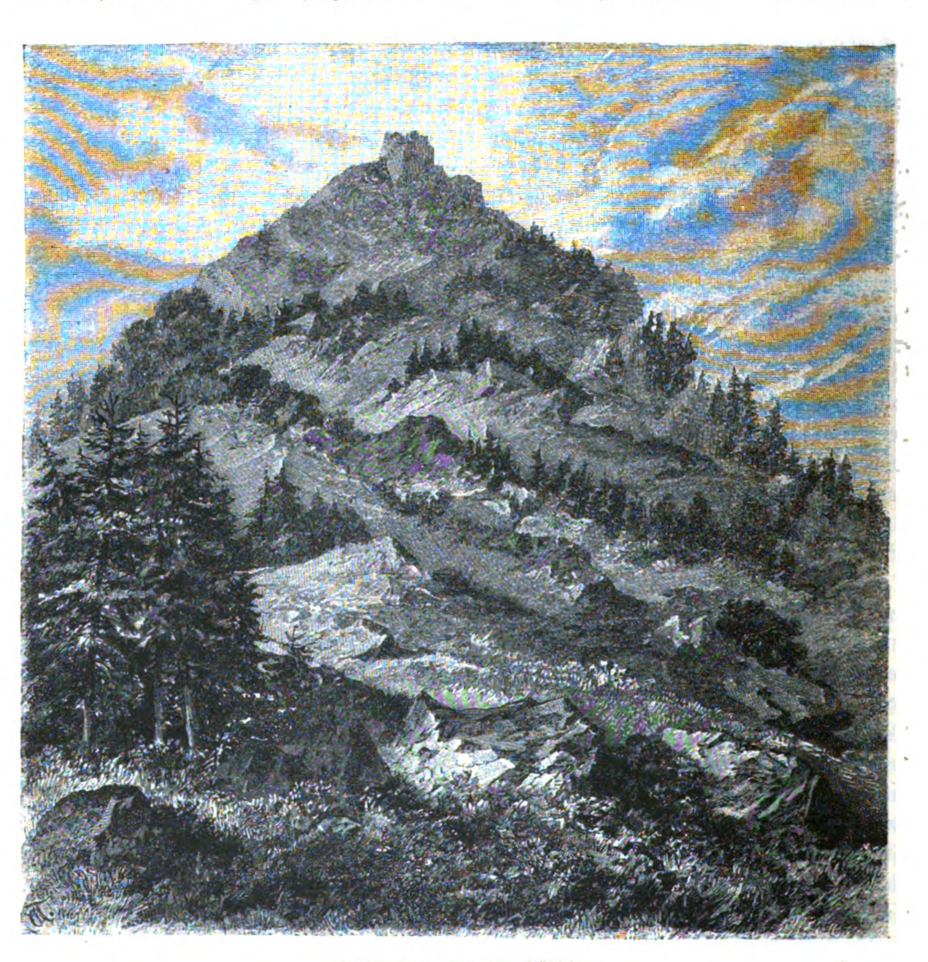
Kämme des Gebirges. Erst als man begann, in den Glashütten auch die Kohlenfeuerung in Anwendung zu bringen und die Holzpreise sich verteuerten, zogen die Glasmacher allmählich wieder thalabwärts." Dieser umfassende Überblick der Industriegeschichte des Iser- und Jeschkengebirges mag für unseren Zweck genügen. Erwähnen wollen wir noch des ursprünglichen Industriezweiges der Reichenberger Gegend, der jetzt fast völlig eingegangenen Leinweberei, welche die deutschen Ansiedler aus ihrer Heimat mitbrachten. Mit Ausnahme der Bauerngehöfte fand man nach Professor Franz Hüblers Nachweisungen in den früheren Jahrhunderten fast in allen Häusern einfache Webstühle. Der gesponnene Flachs wurde zu Leinwand verarbeitet und auf den Wiesen des Neißethales gebleicht. Die „Garnmänner" kauften das Garn zusammen. Im vierzehnten Jahrhundert bereits ging böhmisches Linnen bis nach Hamburg, und die Leinwandhändler machten im „Kotzengebäude" zu Prag ihre Geschäfte. Die Kunstweberei in Berlin soll nach Hübler von einem Weber aus der Umgegend Reichenbergs begründet worden sein, der unter Friedrich II. sich der preußischen Hauptstadt zuwandte. Jetzt lassen sich in diesem Teile Böhmens nur noch wenige Weberdörfer aufzählen. Dagegen haben die Woll- und Baumwollindustrie, die Teppich- und Kotzenerzeugung seit einem Menschenalter einen ungemeinen Aufschwung genommen, wobei dem technischen Fortschritte gemäß die Maschinenarbeit die Handerzeugung immer mehr in den Hintergrund drängte, auch die Halbfabrikate in ihren Bereich zog und sich selbst der Abfallstoffe bemächtigte. In den letzten Jahren wurden allein in Reichenberg durchschnittlich vierzigtausend Centner Wolle in Tuch umgewandelt.

Die Reichenberger verdanken diese Erfolge in erster Linie ihren „Wallensteins der Industrie", den Gebrüdern Liebieg, zu denen sich Ignaz Ginzkey, der große Teppichfabrikant, in dem benachbarten Maffersdorf gesellte. Hübler giebt die Wasser- und Dampfkraft sämtlicher der Firma Johann Liebieg u. Co. in Reichenberg und Umgegend gehörigen Fabriken auf 1600 Pferdekräfte, die Zahl der Arbeiter auf 5300 und die jährlichen Arbeitslöhne auf mehr als eine Million Gulden an. Viele gemeinnützige Einrichtungen, wie die Reichenberger Sparkasse, die bestandene wechselseitige Feuerversicherung, der Reichenberger Gewerbeverein, das Nordböhmische Gewerbemuseum, dem die Czechen neuerdings ihre Mißgunst durch Entziehung der kleinen Landessubvention beweisen wollen, verdanken der Familie Liebieg ihre Entstehung oder mindestens ihre Festigung, welche zugleich der Kunst eifrige Förderung zuwandte. Eine ähnliche Rolle, wie die großen Handelsherren zu Beginn der neueren Geschichte, die Fugger, Pirkheimer u. s. w., spielten, hatten diese werkthätigen Männer in der Gegenwart übernommen. Sie waren außerdem bemüht, das sociale Los und den Bildungszustand ihrer Werkgehilfen durch Schaffung zweckmäßiger Arbeitshäuser, Fabrikschulen, Kinderasyle u. dgl. zu heben. Dadurch gelang es ihnen, ein gutes Verhältnis mit ihren Arbeitern herzustellen, so daß sie von den Ausständen und Unruhen, die in letzter Zeit auch in Nordostböhmen, besonders innerhalb der Glasindustrie, sich einstellten, bisher befreit blieben.

Zum Schlusse geben wir noch folgende kurze Daten über die Reichenberger Industrie. Die Wollspinnerei beschäftigte nach der letzten Schätzung vor zehn Jahren 110000 Spindeln, worunter 11000 für Kammgarne, 550 mechanische, 60 Regulator-, 2600 Handwebstühle; die Baumwollindustrie 106000 Spindeln, 2000 mechanische und 1600 Handwebstühle. Über hundert Etablissements werden mit Dampf betrieben. Dazu kommen noch zahlreiche Färbereien, Appreturanstalten u. s. w.

Die Gruppe der Johann Liebiegschen Fabriken bildet den modernsten Stadtteil von Reichenberg. In den älteren Stadtteilen sind bemerkenswert die gotische Erz-

dekanalkirche, welche einem stilvollen Umbau unterzogen wurde, das alte Rathaus, ein Turm, welcher zur Befestigung des mehrfach umgebauten alten Schlosses gehörte. Ferner wären hervorzuheben das neue Schloß, im Besitze des Grafen Clam-Gallas, das Kreisgerichtsgebäude, die protestantische Kirche, die von Fräulein Marie v. Liebieg erbaute neue Kirche, der neue israelitische Tempel, das neue Sparkassegebäude, das neue Theater, das im Bau begriffene neue Rathaus, das Meisterhaus der Tuchmacherzunft, verreiche kunstgewerbliche Schätze enthält und die Entwickelungsepochen der Keramik und der Textilindustrien völlig übersehen läßt. Dazu gesellen sich Zeichen- und Modellierzimmer, eine vortreffliche Fachbibliothek mit Musterblättern, Vorlagewerken und eine interessante Kunstsammlung, darunter Skizzen und Handzeichnungen des Nazareners Joseph v. Führich und des Gabriel Max. Führich war in der Nähe von Reichenberg (in Kratzau) geboren. Aus Reichenberg selbst stammt der bekannte Historien- und Porträtmaler Rudolf Müller.



Jeschkenkoppe von der Südseite.

schiedene schöne Schulgebäude. Schließlich heben wir noch das 1873 begründete Nordböhmische Museum hervor, welches

Einen schönen Gesamtblick auf die Stadt gewinnt man von der Heinrichshöhe und dem Keilsberge. In der Nähe der Stadt



Sägemühle in Eckersbach bei Christophgrund.

befinden sich das Harzdorfer Thal mit schönen Weganlagen dahin, der Kaiser-Josephspark mit einer Kolossalbüste des „Schätzers der Menschheit", das Belvedere, das Stadtwäldchen u. s. w. Vom Stadtwäldchen führt ein vom Gebirgsverein angelegter romantischer Weg durch die Baiersbachschlucht einerseits nach dem Belvedere mit gutem Gartenrestaurant, andererseits auf den Weberberg und weiter empor zur Humboldthöhe mit Aussichtsturm. Man genießt einen prächtigen Blick nach Katharinenberg und in das Reichenberger Thalbecken. In dreiviertel Stunden erreicht man dann Rudolfsthal.

Die ferneren Ausflüge führen uns zu den Südabfällen des Isergebirges oder in das Gebiet des Lausitzer Gebirges, welches als sächsische Schweiz an der Elbe beginnt, sich nach Böhmen hinüberzieht und mit dem Jeschkenkamm südlich von Reichenberg zwischen Neiße und Iser ausläuft. Der höchste Punkt dieses Höhenzuges, von dem er den Namen hat, der Jeschken, erreicht 1013 Meter. Der beste Weg auf denselben führt über die freundlichen, unmittelbar an Reichenberg anschließenden Dörfer Franzendorf und Karolinsfeld. Ein zweiter Pfad über Johannesthal und Hanichen an der Restauration „Zur schönen Aussicht" vorbei, ist etwas näher, doch schlechter gangbar wie ersterer, vom Gebirgsverein in Gemeinschaft mit der Clamschen Herrschaftsver-

waltung angelegte Weg. Auf bequemer Straße kann man bis auf den Sattel des Jeschkengebirges fahren, von wo der Aufstieg entlang der im Jahre 1888 gezogenen Telephonleitung — wozu gleichfalls der Gebirgsverein die Anregung gab — in dreiviertel Stunden erfolgt. Letztere bietet dem Wanderer gegen mäßiges Entgelt willkommene Gelegenheit, telephonisch mit den dreihundertundvierzig Abonnenten des Reichenberger Telephonnetzes zu sprechen oder, da Anschluß mit dem Telegraphenamt in Reichenberg geschaffen, elektrischen Gruß in die Heimat zu entsenden. Diese Bequemlichkeit genießen wir noch auf der Schneekoppe und auf einigen Schweizer Bergen, sonst wohl nur auf wenigen Aussichtspunkten.

Die Jeschkenkoppe ist von Reichenberg bequem in zwei Stunden zu erreichen. Unsere Illustrationen (S. 455 u. 464) zeigen die West- und Südabhänge der Jeschkenkoppe. Felsmassen haben sich dort gelagert, welche an ähnliche Gestaltungen auf dem Dreisesselberge im Böhmerwalde erinnern. Die Rundsicht, welche man von dem 1889 vom Gebirgsverein neu erbauten Aussichtsturme genießt, ist umfassend, großartig. Dem Touristen kommt ein an der Brüstung angebrachtes achtseitiges, künstlerisch ausgeführtes Panorama beim Aufsuchen der einzelnen Punkte sehr zu statten. Von Norden und Nordosten bis Ost und Südost türmen sich das Iser- und Riesengebirge mit ihren Bergbastionen auf, welche in dunklen Wald gehüllt sind. Bei hellem Wetter genießt der Wanderer hier ein Bild, wie es wenige giebt. Selbst von passionierten Schneekoppenbesteigern wird diese Aussicht in vieler Beziehung vorgezogen. Zu Füßen liegt die dichtbevölkerte, von Fabriken, Häusern, Gärten besäte Gegend von Reichenberg. Über der Stadt taucht das Isergebirge mit den sichtbaren höchsten Punkten: Hochstein, Sieghübel, Tafelfichte empor, daran anschließend das gewaltige Riesengebirge. Hinter der Stadt Gablonz bemerkt man die Schneekoppe und erkennt deutlich Koppenhaus und Kapelle. Weiter rechts vom Brunnberge sieht man die Heuscheuer und die Hohe Mense bei Reinerz in der Grafschaft Glatz. Nach Süden zeigt sich das böhmische Tiefland, aus dem in interessanter Gruppierung Hunderte kegelförmiger Kuppen emportauchen. Die Städte Böhmisch-Aicha (großartiges Fabriketablissement von F. Schmitt, dessen Anlagen und hohe Schlote deutlich zu sehen sind), Oschitz, Gabel ziehen sich gegen Südwest im Vordergrunde hin; dahinter der Bösig, Roll, Horgsberg, Geltsch, der Milleschauer oder Donnersberg bei Teplitz und an ganz klaren Tagen der Sonnenwirbel oder Keilberg bei Karlsbad. Weiter nach West und Nordwest entdecken wir die Höhenzüge des Lausitzer Gebirges und der böhmisch-sächsischen Schweiz, den hohen Schneeberg bei Bodenbach, den Kleis bei Haida, den Rosenberg, Winterberg, den Hochwald und die Lausche. Gegen Norden wird das herrliche Panorama geschlossen von der prächtigen Wald- und Berglandschaft des Jeschkengebirges, zwischen dessen einzelnen Höhen hindurch Zittau sichtbar wird; weiter rechts Kratzau und fern am Horizonte die Landskrone bei Görlitz und den Neißeviadukt daselbst.

Für Unterkunft und Stärkung sorgt die Jeschkenbaude mit der vom Gebirgsvereine angebauten bequemen und luftigen Glasveranda, welche eine gute Restauration in sich schließt. In den letzten Jahren haben sich durchschnittlich 20000 Besucher auf dem Jeschken eingefunden.

Der Abstieg kann auf der Westseite über Neuland nach Christophsgrund (Abbild. S. 465), die sogenannte „Clamsche Schweiz“ erfolgen, eine der lieblichsten Waldidyllen, welche die Natur gedichtet. Hypochonder, die vor der Schneidemühle die trüben Gedanken Justinus Kerners befangen sollten, können sich in dem Gasthofe daneben den richtigen Trost holen. Vom „Christophsgrund“ gelangt man auf Waldwegen zu den Ruinen der Runenburg (Abbild. S. 468), welche ursprünglich Roynungen geheißen haben soll. Von der Geschichte der Burg ist wenig be-

kannt. Sie war eines der zahlreichen, von den „Sechs Städten“ zerstörten Raubnester. Die Trümmer einer sehr starken Umfassungsmauer sind die letzten Reste der einstigen kleinen Feste. Der Wald hat überall Bresche in das Mauerwerk gelegt.

Von der Runenburg wandelt man in dreiviertel Stunden durch liebliche Waldgründe auf den Kalkberg (789 Meter) mit umfassender Aussicht und in einer halben Stunde bergab nach Freudenhöh, einem Lieblingsaufenthalte der Reichenberger, insbesondere zur Zeit des Frühsommers, wenn die großartigen Buchenwaldungen den bekannten Waldmeister in großer Fülle bergen. Die Ausflügler pflücken dieses köstliche Gewächs selbst und lassen sich im Waldesschatten beim „Jäger“ die zubereitete Maibowle trefflich munden. Zurück kehrt man nach Reichenberg über Weißkirchen (dreiviertel Stunden), Station der Zittau-Reichenberger Eisenbahn.

Die letzte Station vor Reichenberg, Machendorf, wird meist als Ausgangspunkt für den Christophsgrund gewählt. Auf guter Chaussee durchschreitet man in anderthalb Stunden das wildromantische Thal, welches von hohen, mit Laub- und Nadelholz herrlich bewaldeten Bergen eingeschlossen ist, zuerst an der Neiße, dann am Eckersbache sich hinwindet. Zehn Minuten von der Station Machendorf entfernt liegt das ehemalige Raubschloß Hammerstein (Abbild. S. 469). Es sind noch zwei runde Türme vorhanden, welche 1370 von den Bieberstein zum Schutze eines damals betriebenen Bergwerkes erbaut wurden. Zweimal ist die Burg von den Hussiten erstürmt worden. Nachdem sich verschiedene Raubritter später in ihr festgesetzt hatten, zerstörten sie 1445 die Truppen der „Sechs Städte“.

Ziele lohnender Ausflüge von Reichenberg aus sind noch: das Katharinenberger Thal oder die „Reichenberger Schweiz“, nach dem eine Stunde von Reichenberg entfernten 674 Meter hohen Drachenberg, einem guten Aussichtspunkte (zur Winterszeit kann man da die interessante Wildfütterung — etwa hundert Stück Hochwild — beobachten). Über Rudolfsthal und Friedrichswald gelangt man in zweieinhalb Stunden zu dem hochgegiebelten, von Türmchen flankierten Jagdschloß Neuwiese inmitten des herrlichen, weit ausgedehnten Clam-Gallasschen Tiergartens.

Von Reichenberg führt eine 1888 eröffnete Lokalbahn über den schon erwähnten, fast 5000 Einwohner zählenden Fabrikort Maffersdorf und über Proschwitz nach Gablonz an der Neiße, einem Hauptsitz der böhmischen Glasindustrie. Die Stadt liegt in einem von bewaldeten Ausläufern des Isergebirges gebildeten Thale, welches die Görlitzer Neiße durchströmt, und hat etwa 12000 Einwohner. Der rasch emporblühende Fabrikort ist vor vierundzwanzig Jahren zur Stadt erhoben worden. Die ersten Glashütten in der Gablonzer Gegend wurden in Grünwald von Adam v. Wartenberg und in Labau von Hans Schürer Mitte des sechzehnten Jahrhunderts errichtet.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges waren drei solcher Glashütten dort in Thätigkeit, die vermutlich nur ungeschliffene Glasgefäße erzeugten. Erst im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts kamen Schleifmühlen dazu, welche die Ware veredelten. Einen größeren Aufschwung nahm die bisher auf Deckung des heimischen Bedarfes gerichtete Industrie in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Franz Schwan wird als erster Raffineur genannt, welcher das Glas nicht nur schleifen, sondern auch schneiden und vergolden ließ und einen lebhaften Glashandel nach auswärts eröffnete. Gleichzeitig kam die Steinschleiferei in Aufschwung, welche die Herstellung künstlicher Edelsteine bezweckte. Den Gebrüdern Fischer in Turnau war es nach den Angaben Adolf Lilies, eines wackeren deutschpatriotischen Schriftstellers, geglückt, das Geheimnis des venetianischen Glas- und Goldflusses zu entdecken. Diese „Kompositionssteine“ wurden ein wichtiger Exportartikel und sind es bis heute geblieben, da eine ebenbürtige Konkurrenz nur



Ruine Runenburg (Roynungen).

Frankreich bieten kann. Den falschen Edelsteinen wird von den geschickten Schleifern zugleich der Schliff der wirklichen Juwelen verliehen. Doch ist das Glasschleifen eine gesundheitsschädliche, namentlich die Lunge zerstörende Arbeit. Die „Lungenschwindsucht", welcher die meisten dieser thätigen Handkünstler zum Opfer fallen, wird deshalb „Schleifersucht" genannt. Früher wurden die „Kompositionen", aus Kiesstaub, Mennige, Salpeter und etwas Gold bestehend, in Stücke zerschlagen. Heute zwingt man die gläserne Imitationsmasse gleich in Formen, und zwar in den sogenannten „Druckhütten", welche das halbfertige Material aus den großen Glashütten erhalten. „Kompositionsbrennereien" sind kleinere Glashütten mit Schmelzöfen, welche Röhren und Stangen in den verschiedenen Farben erzeugen. Auch die Glasperlen werden in Gablonz in ungeheuren Mengen erzeugt und in alle Welt ausgeführt. Über die Herstellung von Sprengperlen mit Schmelz oder Doppelschmelz wollen wir uns nicht weiter verbreiten, sondern nur noch beifügen, daß alle diese billigen Luxusartikel der wechselnden Laune der Mode unterliegen. In gewisser Verbindung mit den künstlichen Edelsteinen stehen die in Gablonz zahlreich vorhandenen Gürtler. Es befindet sich dort auch eine staatliche Fachschule für Gürtler und Graveure. Dreiviertel der dichten Bevölkerung des Gablonzer Bezirkes lebt von der Industrie, ein Verhältnis, das sich nur noch in einigen Gegenden Sachsens und Belgiens wiederholen dürfte. Sechzig Exportgeschäfte vermitteln die Glaswaren von Gablonz nach Deutschland, Rußland, Amerika u. s. w. Anfangs dieses Jahres haben Massenstreiks der Glasarbeiter in und um Gablonz zu sehr ernsten Konflikten geführt.

Die Gablonzer sind gut deutschnational gesinnt und haben dies durch Errichtung eines Standbildes Kaiser Josephs II., durch eine Reihe gemeinnütziger vom nationalen Geiste beseelter Vereine und Einrichtungen bezeugt. Aber die als Gesellen und Arbeiter herbeigezogenen Czechen machen ihnen gleichfalls viel zu schaffen.

Den interessantesten Teil von Gablonz, das aus verschiedenen Industrieanlagen zusammengewachsen, bildet das anmutige Brandlthal im Westen (Abbild. S. 471). Es wird von der Neiße durchströmt, welche am Eingang einen zweiten Quellbach, den Lautschneibach, aufnimmt. Längs des Flusses haben sich große Fabriken der Schaf- und Baumwollbranche angesiedelt, welche dessen Triebkraft ausnützen. Zwischen den benachbarten Stationen Brandl und Gablonz schneidet die Bahn tief in die Felsen ein. Oberhalb ersterer Station lagern einige Granitblöcke, welche die Schmirgelsteine genannt werden und hübsche Ausblicke verschaffen. Hier soll zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges der Räuberhauptmann Schmirgel gehaust und nen Fabrik ist das Flußbett mit unzähligen Felstrümmern überschüttet, ähnlich wie jenes der Moldau bei Hohenfurt. Das Gewässer verschwindet an einzelnen Stellen gänzlich unter dem mächtigen Gerölle. Wenn nach der Schneeschmelze Hochwasser über die ungefügen Felsblöcke hintost, empfängt man den Eindruck eines förmlichen Ringkampfes zwischen dem toten Gestein und der darüber grollend und schäumend sich hinstürzenden, jünglingsstarken Bergflut. Die nördliche Thalwand des Brandlthales nimmt ein Ausläufer des Proschwitzer Kammes ein, der von Reichenberg sich herüberzieht. Im oberen Teil des Brandlthales sind das Höllenloch und der Schwimmteich zu erwähnen.



Ruine Hammerstein.

unter dem Gestein seine Schätze verborgen haben. Die Neiße hat sich am Ende des Thales einen wildromantischen Ausgang verschafft. Bei der zunächst gelege-

Bei Gablonz findet man auch einige der im Isergebirge häufigen „Kesselsteine“. Es sind dies Granitblöcke, welche oben mulden- oder schalenförmig (von eindrittel

bis anderthalb Meter Durchmesser, von einem Centimeter bis zweidrittel Meter Tiefe) ausgehöhlt sind und eine Abflußrinne besitzen oder auch zu förmlichen Sitzplätzen ausgemeißelt scheinen. Einen solchen sieht man in der Nähe des Gablonzer Schlachthauses, einen weiteren nahe der Bahn und verschiedene im Neißebette. Jedenfalls hat man es hier mit einer Wirkung des strömenden Wassers zu thun, während bei den in Feld oder Wald gefundenen Kesselsteinen die jahrhundertlangen Niederschläge ein ähnliches Ergebnis herbeigeführt haben dürften. Das Volk glaubt in diesen eigenartigen Formationen dagegen Gebilde der Menschenhand zu erblicken und dichtet sie zu Opfersteinen um, wo in uralten Zeiten die Slaven ihre Kriegsgefangenen geschlachtet haben sollen. Nüchterne Forscher haben jedoch diese Meinung zurückgewiesen. Auch in der Nähe von Reichenberg, auf dem Harzdorfer Kamme u. s. w. finden sich solche Opfersteine oder Kesselsteine häufig vor.

Von Gablonz kann man auf der Gebirgsstraße über Wiesenthal nach Josephsthal und von hier durch den Hujerwinkel nach Klein-Iser gelangen, in einem Hochthale zwischen dem Mittel-Iserkamm und dem Wällschenkamm. Hier vereinigen sich an der Ostseite des Buchberges, eines Basaltkegels, die große und kleine Iser. Lohnend ist es auch, von Josephsthal aus den Sieghübel oder Siechhübel (Abbild. S. 472), zwei gewaltige Granitfelsen, zu nehmen, 1120 Meter über dem Meere. Sie sind gekrönt von den Siebengiebelsteinen, die sich aus übereinander gelagerten Felskolossen gebildet haben, auf bequemen Treppen erstiegen werden und mit Schutzgeländern eingefaßt sind. Die Aussicht ist eine großartige. Im Osten erscheint der hohe Wall des Riesengebirges bis zum Schwarzen Berge bei Johannisbad. Über dem Taubenhausberg erblickt man den mächtigen Jeschkenkamm und das böhmische Mittelgebirge. Dann vollenden das Rundbild das Lausitzer Gebirge, das schlesische Flachland, der hohe Iserkamm mit der Tafelfichte und der Buchberg des Mittel-Iserkammes. Den Abstieg kann man nach der Försterei „Wittighaus“ nehmen, wo der Tourist jederzeit gastfreundliche Aufnahme und gute Verpflegung findet. Von hier auf herrlichem Waldwege in einer Stunde nach Klein-Iser. Oder man wandert bergab im Waldthale nach Weißbach, wo ein Zufluß der Wittig den Schwarzbachfall bildet (Abbild. S. 473), den größten Wassersturz im Isergebirge, der im Frühjahr und Herbst überraschend wirkt. Derselbe wird durch einen Felsblock im Flußbett in zwei Teile gespalten, an dessen Seiten die schäumende Flut in die Tiefe herunterbraust. Unweit davon befindet sich ein Gasthof. Von Weißbach erreicht man in einer Stunde Haindorf, den schon erwähnten Ausgangspunkt für Bergtouren in das Isergebirge.

Verfolgt man den Waldweg von Klein-Iser nach Karlsthal, so gelangt man zur Vereinigung der großen mit der kleinen Iser, welche hier der preußisch-österreichischen Grenze entlang läuft. Ein einsamer Waldweg führt auch von Klein-Iser über die „Darre“ nach Unter-Polaun. Man gelangt vor dem letztgenannten Orte zu den „Desse-Fällen“ (Abbild. S. 476), welche durch die schwarze Desse gebildet werden, die hier über zahlreiches Geklippe hinabspringt. Die zerstäubenden Wasser netzen das Nadelholz. Nahe der Vereinigung der schwarzen und weißen Desse und da, wo dieses Geschwisterpaar in die Kamnitz mündet, liegen malerisch die Industrieorte Tiefenbach, Schumburg und Tannwald. Von hier aus gewinnt man mühelos den schönen Aussichtspunkt der Stephanshöhe. Diese herrliche Lugstelle, 958 Meter hoch, wird noch in diesem Jahre seitens des Gebirgsvereins einen massiven steinernen Aussichtsturm von 15 Meter Höhe erhalten. Sie läßt sich auf guter Straße und bequemem Fußwege von Tannwald in anderthalb bis zwei Stunden erreichen. Der Punkt ist einer der lohnendsten im Isergebirge, da er nicht nur einen vollständigen Über-



Partie im Brandl bei Gablonz.

blick über alle Höhenzüge desselben sowie über das Jeschken- und Lausitzer Gebirge, sondern auch einen prächtigen Blick nach dem Riesengebirge gewährt.

Zu Füßen der Stephanshöhe, in einer halben Stunde auf guten Promenadenwegen erreichbar, liegt das idyllische Bad Wurzelsdorf an der Iser mit einer großen Baumwollspinnerei und vorzüglicher Kaltwasserheilanstalt. Deren Eigentümer ist Joseph Riedel, welcher zugleich Besitzer der beiden Glashütten in Klein-Iser (auch Wilhelmshöhe genannt), ferner einer Glashütte in Polaun und einer Seilerwaren- und Flachsspinnfabrik, sowie Glashütte in Antoniewald — ebenfalls eines der reizenden Gebirgsthäler, von der Kamnitz durchzogen — ist.

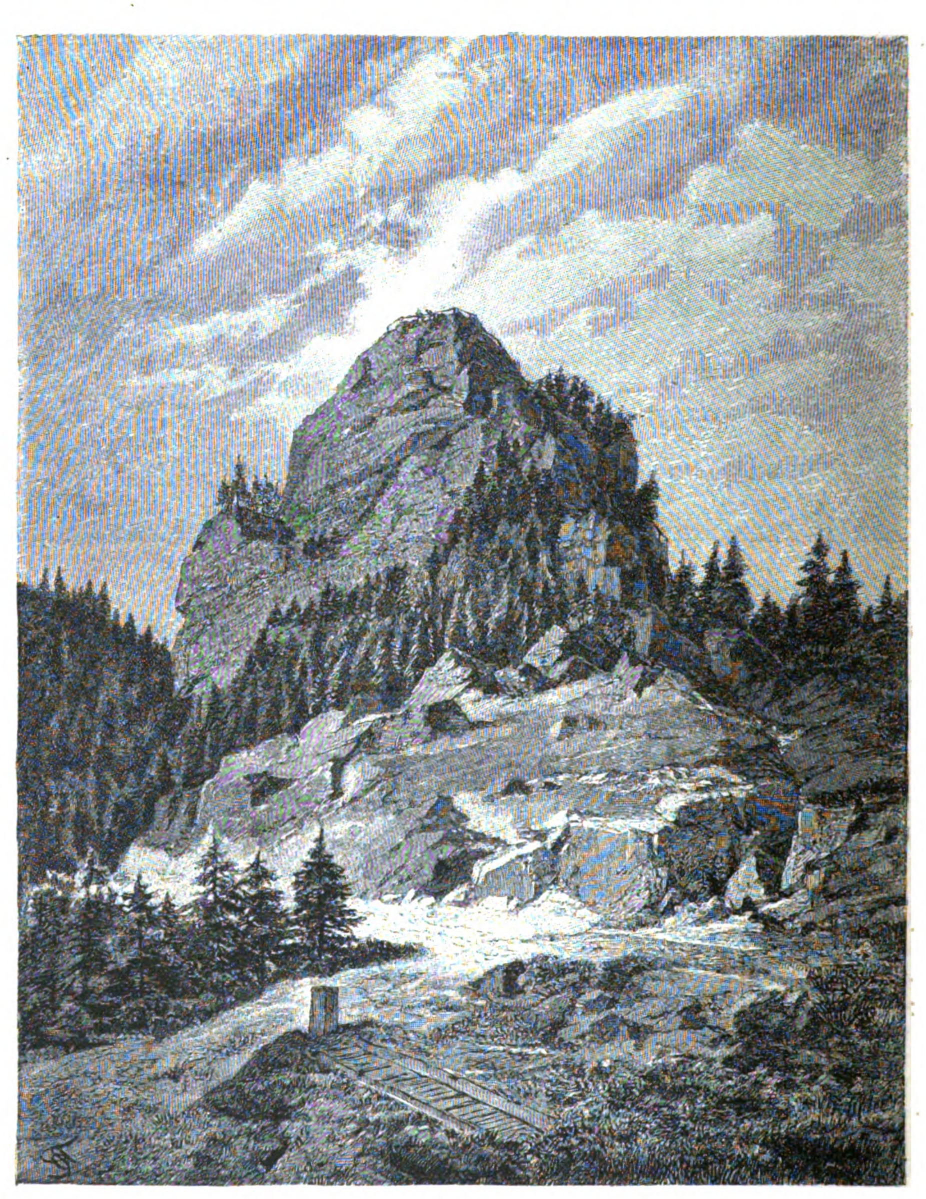
Von der Stephanshöhe wird häufig der Weg nach dem Riesengebirge über Haidsteine, Pasek, Niederrochlitz, Oberrochlitz, Kesselkoppe oder Spindelmühle unternommen.

Bei Tannwald beginnt in der „Theresienhöhe“ der langgestreckte Zug des „Schwarzbrunnberges“, den wir schon früher erwähnten. Dieser trägt auf seiner höchsten Stelle (873 Meter) zwei mit Stufen und Geländer versehene Aussichtspunkte, deren Besuch jedem Touristen zu empfehlen ist.

Aus dem Thale der Kamnitz, umgeben von den blühenden Ortschaften Tannwald, Morchenstern, Tiefenbach, Schumburg, Brand, Albrechtsdorf und Dessendorf, erhebt sich der 809 Meter hohe Spitzberg mit seiner reizenden Aussicht auf das dicht bevölkerte Gebiet zu seinen Füßen und nach den fernsten Punkten des Iser-, Jeschken- und Riesengebirges. Hier, wie auf den meisten der Höhepunkte, sind die Spuren des Gebirgsvereines in der Anlage schützender Geländer, Stufen, Blockhäuser u. s. w. zu finden. Es wird diesen Sommer noch ein neuer Aussichtsturm die Höhe krönen.

Zwischen Tannwald — Station der südnorddeutschen Verbindungsbahn, welche von da in dem hochinteressanten und mitunter wildromantischen Thale der Kamnitz nach Eisenbrod zur Hauptlinie dieser Bahn führt — und Gablonz — dem gegen-

wärtigen Endpunkte der Reichenberg-Gablonzer Lokalbahn, welche in Kürze über Wiesenthal, Morchenstern nach Tannwald thal. Wir gelangen in Fortsetzung dieses ungemein lohnenden Abstechers in anderthalb Stunden über die Waldidylle



Sieghübel.

und von hier über Tiefenbach, Unter-Polaun, Wurzelsdorf nach Neuwelt an die preußische Grenze weitergeführt werden soll — liegen im schönen, anmutigen Thale Antoniewald, Maxdorf, Josephs- „Christiansthal" — Aufenthaltsort der Ferienkolonie des Reichenberger Gebirgsvereines — nach Neuwiese, dem schon erwähnten Jagdschloß und Jägerhaus mit guter Restauration am Wege Reichen-



Schwarzbachfall.

berg-Rudolfsthal-Friedrichswald-Haindorf. Dieser Weg wird des Sommers von Reichenberg aus oft unternommen, da er in wenigen Stunden eine Fülle von landschaftlichen Schönheiten, Waldeseinsamkeit und den Genuß harzreicher, gesunder Luft bietet. Unweit Neuwiese, an den Vogelkoppen (1017 Meter) vorüber, führt derselbe durch die an das Bodethal im Harz erinnernde, noch romantischere Stolpichschlucht scharf bergab, im Angesicht der Tafelfichte, nach dem schönen Wittigthale (Haindorf).

Ein anderes Seitenthal bei Tannwald, nicht minder schön als das letzterwähnte, zieht sich dem gewerbfleißigen Dessendorf an der weißen Desse entlang nach der im Waldesdunkel liegenden „Jagdhütte", einer Unterkunftsstätte für die Jagdgäste des Besitzers Grafen Desfours-Walderode. Man kann von hier wieder nach Klein-Iser oder Wittighaus gelangen, wenn man nicht vorzieht, über die „Bauden" (857 Meter) nach Josephsthal abzusteigen. Bei der Wahl des letzteren Weges empfiehlt es sich, den Rückweg nach Reichenberg über Ober-Maxdorf zu wählen, wo in unmittelbarer Nähe drei Aussichtstürme, darunter ein eiserner, als himmelanstrebende Wahrzeichen des Gebirgsvereins wahrzunehmen sind. Der Weg über das Friedrichswalder Hochplateau gewährt einen äußerst umfangreichen Ausblick. Der erste Turm, den wir beim Aufsteigen nach Ober-Maxdorf sehen, gehört in das Gebiet der Ortsgruppe Wiesenthal und krönt den Bramberg (791 Meter), der zweite, und zwar der eiserne, steht auf dem Seibthübel (788 Meter), und der dritte auf der Königshöhe bei Johannesberg (858 Meter). Alle drei Türme bieten schöne Rundblicke und sind an Sonntagen von heiteren Touristenscharen fleißig besucht. Selbstverständlich hat jeder Turm sein Restaurant in unmittelbarer Nähe. Auf dem weiteren Wege von Friedrichswald nach Reichenberg berühren wir inmitten dichter Waldungen das von hohen Bergen umsäumte Rudolfsthal und steigen nun neben der schwarzen Neiße, welche zahlreichen Fabriken die Triebkraft giebt, hinab in das reich gesegnete Katharinenberger Thal mit seinen zahlreichen Fabriken. Dann gelangen wir über Ruppersdorf nach Reichenberg zurück.

Wer einen anderen Weg einschlagen will, der wird auch in der Tour Königshöhe-Johannesberg, Lautschnei, Grünwald, Reinowitz, Luxdorf, Harzdorf, Reichenberg sich einer Fülle landschaftlicher Reize, großer Industriestätten und einer treu-biederen deutschen Bevölkerung erfreuen können. Die Strecke ist in zweieinhalb Stunden zu machen.

Wir bringen nun noch die Ansicht des Görsbachfalles (Abbild. S. 477) bei Buschullersdorf. Hier breitet sich der zwischen Friedland und Reichenberg gelegene schöne Philippsgrund aus, bewacht von den Hochspitzen des Grubberges (706 Meter), Mittagsberges (857 Meter), Heinrichsberges (716 Meter) und Spitzberges (697 Meter). In diesen Illustrationen wird uns der Wasserreichtum des Isergebirges veranschaulicht, das von zahlreichen Quelladern durchzogen ist, die in eiliger Bewegung den Thaleinschnitten sich zuwenden.

Eine halbe Stunde südlich von Gablonz erhebt sich der Gutbrunner Berg. Auf dem Wege gelangt man zu dem abenteuerlichen Felsgebilde des Schnuppsteines oder Kreuzsteines. Dasselbe gehört zu einem am Südende des Granits sich hinziehenden Glimmerstreifen. Oben ist eine Plattform und ein eisernes Kreuz angebracht. Man genießt hier eine umfassende Rundschau auf die Höhen und Kämme des Iser- und Jeschkengebirges, die mit geringer Mühe errungen wird.

Die südnorddeutsche Verbindungsbahn steigt von Reichenberg aus in vielen Krümmungen zur Wasserscheide zwischen Neiße und Iser empor, welche sie in Langenbruck erreicht. Von hier ist ein lohnender Ausflug nach dem dreiviertel Stunden entfernten „Kaiserstein" (634 Meter), zur Erinnerung an die Anwesenheit Kaiser Josephs II., mit schönem

Rundblick nach dem Reichenberger Gesenke, Maffersdorf, Brandl, Gablonz, dem Iser- und Riesengebirge. Der Abstieg erfolgt in einer halben Stunde zur Station Proschwitz der Gablonzer Bahn. Dicht beim Bahnhof sind große Schafwollwarenfabriken.

Die Bahn steigt dann gleichfalls in spiralischen Windungen — weshalb diese Strecke auch „Klein-Semmering" genannt wird — nach Reichenau hinab, das von Glasindustrie, Dosenfabrikation und hauptsächlich von Malerei lebt. Diese Wasserscheide schließt das Bergrevier des Iser- und Jeschkengaues gegen Süden ab. Hier gelangt man auch an die deutsche Sprachgrenze, die freilich während der letzten Generationen bedeutend zurückgeschoben worden ist. Von den beiden Städten Liebenau, in dessen Nähe 1866 ein Gefecht zwischen preußischen und österreichischen Truppen stattfand, und Turnau, in früheren Jahrhunderten ein wichtiger Stapelort für die Glasindustrie des Isergebirges — beide schon durch den Namen als deutsche Niederlassungen gekennzeichnet —, gehört jetzt bereits Turnau in das czechische Sprachgebiet.

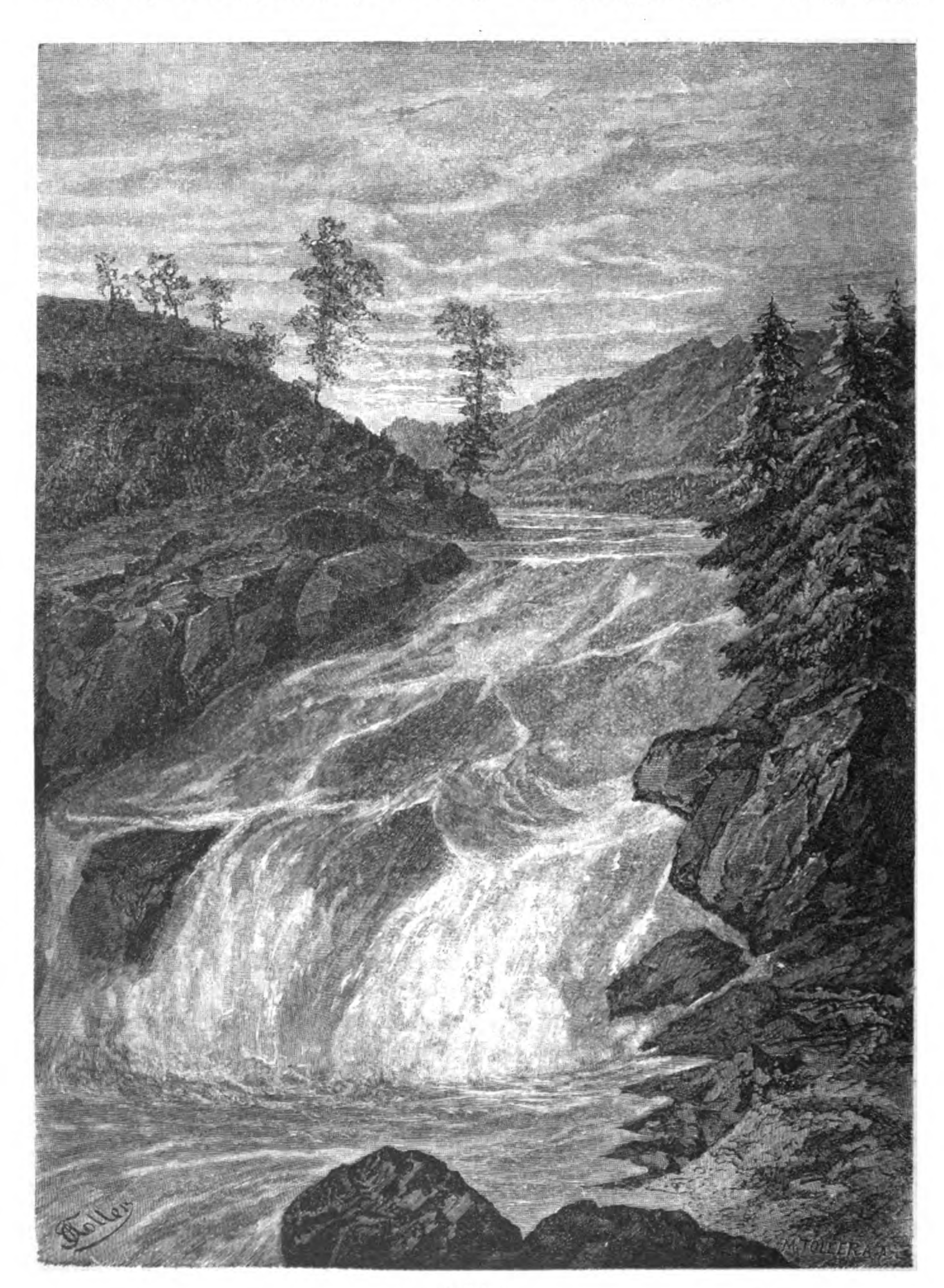
Ein vorgeschobener Posten des Deutschtums ist der Fabrikort Iserthal an dem Mittellaufe der Iser bei Semil. Der Begründer, Franz Ritter v. Schmitt (Hauptsitz der Firma in Böhmisch-Aicha am Fuße des Jeschkens), hat den zweitausend Arbeitern, welche er hier in der Baumwollindustrie beschäftigt, durch gemeinnützige Einrichtungen eine gute Existenz gesichert. Ein Bildungsverein und eine Männer- und eine Frauenortsgruppe des „Deutschen Schulvereins" sorgen für Erhaltung des nationalen Lebens in thätiger, würdiger Weise.

Zwischen Liebenau und Turnau liegt das Prinz Rohansche Schloß Sichrow, wo unser unvergeßlicher Kaiser Wilhelm I. am 1. Juli 1866 sein Hauptquartier aufschlug. Aber die Wiedergeburt eines neuen Reiches deutscher Nation, welche damals ihre ersten Wehen durchkämpfte, hat für unsere deutschen Stammesgenossen in Österreich schwere Bedrängnisse im Gefolge gehabt, denen sie immer entschlossener die Stirn bieten. Die nationale Gesinnung im Iser- und Jeschkengau bewährt sich in diesen schlimmen Tagen, wo sogar die Schatten der Hussitenkriege heraufbeschworen werden, auf das glänzendste. Reichenberg ist zu einer deutsch-apostolischen Stadt geworden, und Gablonz sowie die kleineren Orte halten in rühmlichster Weise die deutsche und die lichtfreundliche josephinische Tradition aufrecht. Feudale und anderartige Versuche, einen Abfall von den Volksgenossen herbeizuführen, sind hier stets gescheitert. Kommt es auch in Reichenberg zwischen der „schärferen" und „milderen Tonart" der deutschen Opposition zu kleinen Familienfehden, so einigen sich doch beide stets wieder in der Verteidigung der bedrohten nationalen und Kulturgüter.

Wir hoffen mit dieser Skizze, in welcher nur das Wichtigste berührt werden konnte, den Lesern den Eindruck erweckt zu haben, daß es lohne, sich einmal auch in dem bis jetzt wenig besuchten Jeschken- und Isergebirge umzuschauen. Es ist nicht so majestätisch wie das zum Heerweg der Touristen gewordene Riesengebirge, bietet dafür aber eigenartige Kontraste zwischen der weltflüchtigen Einsamkeit bewaldeter Hochkämme, melancholischer Hochmoore und dem nimmermüden Gewerbfleiß einer dicht zusammengedrängten Bevölkerung in den Thalsenken, welche von lebendig sprudelnden Gewässern durchrauscht werden. Kulturbild und Naturbild stehen scheinbar unvermittelt nebeneinander und ergänzen sich doch vortrefflich. Es giebt hier viel zu sehen und zu lernen, was wir leider nur im Vorbeigehen andeuten konnten.

Schließlich sei mit wenigen Worten noch einmal des deutschen Gebirgsvereins für das Jeschken- und Isergebirge gedacht. Dieser reiht sich den zahlreichen anderen deutsch-böhmischen Vereinen an, welche die Erschließung landschaftlicher Heimatsschönheiten als ihre Aufgabe betrachten und welche damit zugleich still

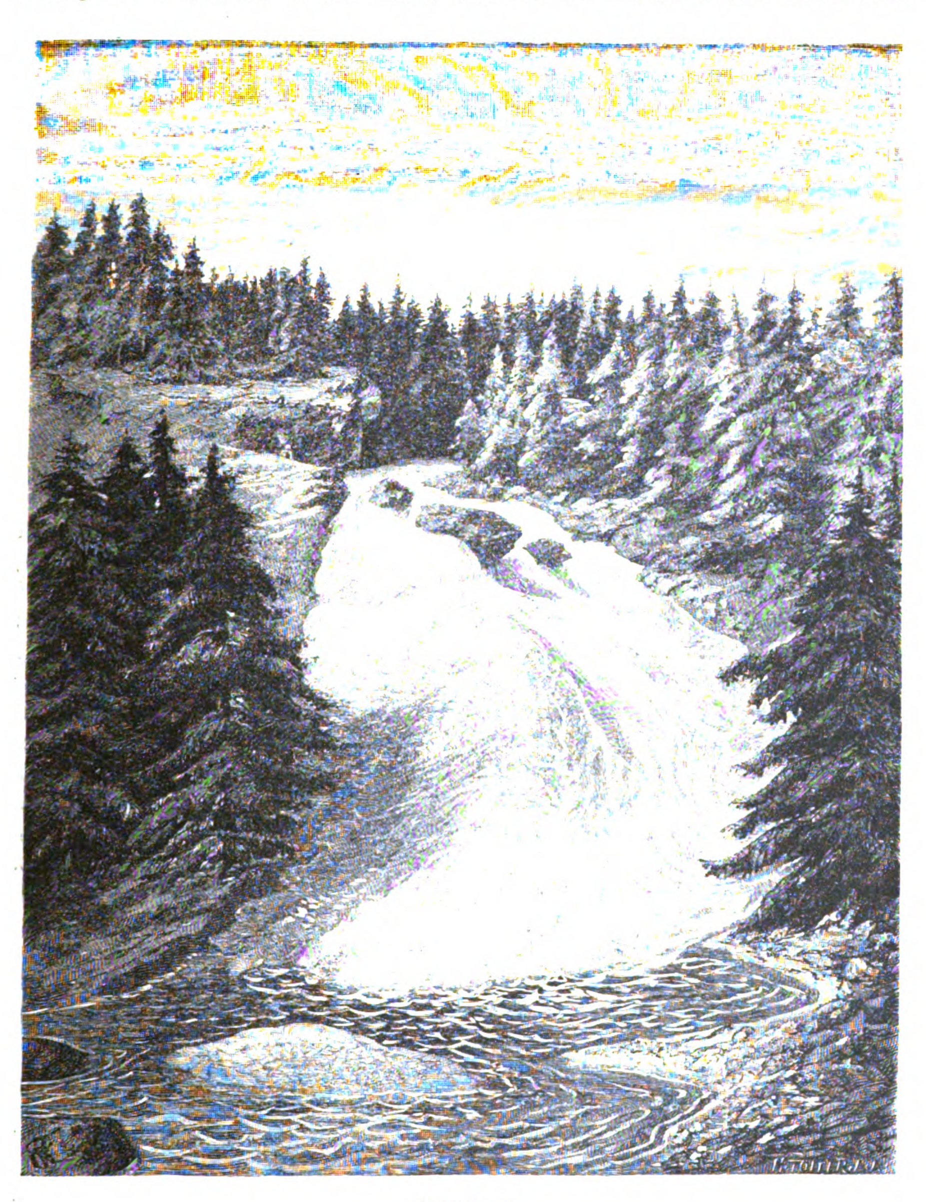
und emsig das deutsche Bewußtsein pflegen. Der gedachte Gebirgsverein hat in der Aussichtstürme gesorgt, denen der sechste in der „Stephanshöhe“ in Kürze folgt,



Dessefall.

kurzen Zeit seines Bestehens die interessanteren Pfade und Aussichtspunkte markiert, für Errichtung der erwähnten fünf neuen zahlreiche Wegebauten veranlaßt und alles angewendet, um einen lebhaften Touristen- und Fremdenverkehr in sein Ge-

biet zu ziehen. Auch der Jugend ist sein Thun gewidmet. Einerseits durch Förderung der Wanderlust mittels Errichtung von „Studentenherbergen“ u. drgl.; andererseits durch die „Ferienkolonie“, welche schwächliche, bedürftige Kinder in der Gebirgsluft, bei guter Nahrung, während der Ferienzeit kräftigen will. Und so wollen wir Abschied nehmen von unseren Stammesbrüdern im Iser- und Jeschkengau mit dem bewährten Segensspruche: „Gut deutsch allezeit und allerwärts!“



Görsbachfall.



Emile Augier.

Skizze
von
Ferdinand Groß.



Der große französische Bühnendichter, der im Oktober 1889 in seinem Landhäuschen zu Croissy bei Paris, noch nicht siebzig Jahre alt — er war am 17. September 1820 zu Valence geboren —, aus der Welt ging, erfreute sich in Deutschland keineswegs jener Popularität, die einem Alexander Dumas, einem Victorien Sardou zugefallen ist. In dieser unleugbaren Thatsache spricht sich das lose, oft unerklärliche Spiel des launenhaften Schicksals aus, das bei der Verteilung von Ruhmeskränzen gern der Gerechtigkeit ein Schnippchen schlägt. Wenn irgend ein moderner französischer Dramatiker, so hat eben Augier das Zeug dazu, den deutschen Geist als etwas Verwandtes zu berühren, während die Dumas und die Sardou trotz aller oder vielmehr wegen ihrer raffinierten Künste uns innerlich Fremde bleiben. Nicht als ob man behaupten könnte, Augier habe Deutschland geliebt; die ihn persönlich kannten, erzählen, er sei ein zu glühender Patriot gewesen, um uns die Siege von 1870 je verzeihen zu können; um solche persönliche Gesinnung haben wir uns nicht zu bekümmern, und selbst gesetzt den Fall, Augier sei als Privatmann ein entschiedener Gegner der Besieger Frankreichs gewesen — als Dramatiker war er unser Freund, seine Stimme klang uns wie die eines Bruders, wir hatten den Eindruck, als sei er Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute.

Edle Sittlichkeit, eine ungeheuchelte echte Biederkeit, ein mannhaftes Eintreten zu gunsten der höheren Menschenrechte gegen die Anbetung des goldenen Kalbes, eine nie verlöschende Begeisterung für den Zauber des häuslichen Herdes, eine nicht zu entwurzelnde Loyalität in des Wortes bestem Sinne, die Unerschütterlichkeit der ethischen Grundsätze, die reine Freude an der Ehe als an der Schutzwehr gegen die Verderbnis des einzelnen und der ganzen Gesellschaft — das sind die markantesten roten Fäden, welche seine Dichtungen durchziehen. Bleiben wir dabei, die zwei anderen Autoren, die wir schon genannt haben, als Typen zu betrachten, so springt uns unverkennbar ins Auge, welcher klaffende Unterschied zwischen Augier und der Mehrzahl seiner dichterisch produzierenden Landsleute besteht. Dumas wirft eine These auf, die er mit allen einem prickelnd geistreichen Manne zur Verfügung stehenden Mitteln verteidigt; wie die Moral, die vornehmsten Interessen dabei wegkommen, ist ihm einerlei. Sardou gehabt sich als der fingerfertige Taschenspieler, der uns fortwährend überrascht, Effekte, die uns verblüffen, aus dem Nichts hervorzaubert und uns absichtlich nicht zur ruhigen Besinnung kommen läßt. Solange wir uns im Banne dieser beiden befinden, müssen wir uns

ihnen schier willenlos gefangen geben; haben sie uns entlassen, so fragen wir uns vergebens, welchen Gewinn wir nach Hause tragen, wir empfinden eine Leere; ja das Gefühl, das uns meistens überkommt, wenn das Feuerwerk verprasselt ist, darf unbedenklich als Katzenjammer bezeichnet werden. Augier dagegen hat uns tiefe Lehren für das Leben zu bieten, ihm ist es nicht nur um eine momentane Wirkung zu thun, er will zum nachhaltigen Siege der Principien beitragen, welche als die erhaltenden bezeichnet werden müssen. Daß er also ein Konservativer gewesen, sagen Feind und Freund ihm nach. Und nicht nur in seinen Endzielen, nicht nur im inneren Kern seiner Werke, sondern auch in dem stolzen Gewande, das er diesen leiht, ist er ein anderer als diejenigen, die neben ihm die französische Bühne unserer Zeit beherrschen. Die Sprache, die er spricht, ist kräftig und gedrungen, die Sprache eines Mannes, gleichviel ob er sich, wie in seinem Erstlingswerke „La Ciguë“ und in einigen anderen Stücken, des an Molière gemahnenden Verses oder, wie in den meisten übrigen Dramen, der Prosa bedient; die Absicht liegt ihm fern, um jeden Preis Esprit zu zeigen, er hascht nicht nach „mots“, er veranstaltet keine wilde Jagd nach geflügelten Worten, und wenn er mit hohem Ernst eine Sentenz verkündet, so wächst diese organisch aus den Gestalten und aus den Situationen empor. Ein Besonderer war er auch in dem Sinne, daß er seine Persönlichkeit nie in den Vordergrund drängte; er blieb der Überzeugung treu, daß der Künstler nicht reden, sondern bilden solle; er kommentierte seine Schöpfungen nicht, er versuchte keine Exegese derselben, sie sollten für sich selbst zeugen. Als ein Journalist ihn um Mitteilungen über seine Laufbahn ersuchte, erklärte Augier: „Im Jahre 1820 wurde ich geboren. Seither habe ich nichts erlebt.“ Befremdet mochte er den Kopf schütteln, wenn er mit ansah, wie seine Zeitgenossen Bücher über ihre eigenen Bücher schrieben. Ein einziges Mal begleitete er eines seiner Stücke mit einer Vorrede, aber auch diesmal nicht, um sich interessant zu machen, nicht, um mit sich zu kokettieren. Aus dem Sumpfe des zweiten Kaiserreiches waren als Lilien einige seiner besten und sittlichsten Dichtungen erblüht. Sein entrüstetes Gewissen protestierte gegen die Korruption, die ringsum mit stolzer Unverschämtheit ihr Pfauenrad schlug, er hielt seiner Zeit einen fürchterlich wahren Spiegel vor. „Les effrontés“ und „Le Fils de Giboyer“ gehören zu dieser Gattung. In dem erstgenannten Stücke wollte alle Welt in Vernouillet, dem Geschäftsmanne ohne Skrupel und ohne Bedenken, den berüchtigten Banquier Mirès erkennen. Als dann „Der Sohn des Giboyer“, eine Art Fortsetzung der „Effrontés“, gespielt wurde, suchte man wieder nach Modellen in der Wirklichkeit, und man war nicht in Verlegenheit, sie zu finden. Nun schrieb Augier jene einzige Vorrede, zu der er sich je entschlossen. Er bestritt, daß er ein „Drame à clef“, ein „Schlüsselstück“, beabsichtigt habe. Es sei ihm nicht eingefallen, einen geachteten Staatsmann auf die Bühne zu bringen. Sein Stück sei kein politisches, sondern ein sociales. Es befehde und verteidige Ideen, abgesehen von jeder Regierungsform. Ein gefallenes Regime anzugreifen, sei nicht sein Zweck gewesen.

Dem Standpunkte, welcher in solchen Äußerungen zu Tage trat, hing Augier alle Zeit getreulich an. In dem Viertelhundert dramatischer Hervorbringungen, welche er uns als Erbe hinterlassen, macht er den Strömungen und den Götzen des Tages keine Konzessionen. Unter seinem litterarischen Gepäck befinden sich auch Schriften, die ohne jede Tendenz erfaßt und ausgeführt wurden: Gedichte, akademische Reden, eine Posse und eine Oper. Die Posse „Le prix Martin“ schrieb er zusammen mit Eugène Labiche für das Palais Royal, das lustigste Theater von Paris. Er war es übrigens, der Labiche ermutigte, für die Akademie zu kandidieren, und der in dem Schöpfer

unzähliger toller Schwänke den Schriftsteller von dauernder Bedeutung mit scharfem Auge, aber auch mit jenem Wohlwollen erkannte, das einen hervorstechenden Zug seines Charakters bildete. Die Oper „Sappho“ übergab er Gounod; ein zweites Mal hat er sich als Librettist nicht versucht, er konnte es nicht ertragen, seine Kunst als Dienerin einer anderen auftreten zu lassen. Unter diesem Zwange ließ sein Genius ihn im Stich. Wie um die Erfahrung zu illustrieren, daß auch Homer zuweilen schlafe, schlägt er da einen Ton an, der an die schlimmsten steifleinenen Klassiker seines Vaterlandes erinnert. Wir erkennen Augier nicht wieder, wenn Phaon Sappho, weil Glycere sich ihm als Retterin aufspielt, also anredet: „Vous l'entendez, Madame.“ — Huldigte er zuweilen dem nationalen Gebrauche der Kollaboration, so drückte er doch auch den Werken, an denen er nur Teilhaber war, den Stempel seines selbstherrlichen Geistes auf. Wo wir ihn hören, vernehmen wir die Stimme der gesunden Vernunft; seine Gegner mögen ihm vorwerfen, daß er sich hier und da in die Geleise der Spießbürgerlichkeit verlor, wir freuen uns des streng bürgerlichen Hanges, der sein Wesen auszeichnet. Im Leben schlicht und einfach, oft erheitert durch die Thatsache, daß der Zufall ihm eine frappante körperliche Ähnlichkeit mit Heinrich IV., dem Bearner, gegeben, durch keine äußeren Ehren irre gemacht in seiner Haltung — er war Offizier der Ehrenlegion und seit 1858 Nachfolger des Staatsmannes und Publicisten Salvandy in der Académie Française —, hat er auch als Dichter die Linie nicht verlassen, die er sich in früher Jugend vorgezeichnet: den Kultus des in der Einfachheit Großen, des Ideals im täglichen Gewande — der ureigenste litterarische Vertreter des französischen Mittelstandes, dessen gute und tüchtige Eigenschaften noch keinen beredteren Dolmetsch gefunden als Emile Augier.

Im Mai 1844 wurde zum erstenmal eine Arbeit unseres Dichters aufgeführt: „La Ciguë“ („Der Schirlingssaft“). Es waren zwei Akte in Versen, und die Handlung spielte in Athen. Vor dieser Gattung hegte man einen furchtsamen Respekt, die „Revue des deux mondes“ wollte sie nicht drucken, das Théâtre Français sie nicht spielen. Im Odeon fand der junge Dichter endlich Einlaß. Das neue Stück eines neuen Verfassers bereitete den Zuhörern eine Enttäuschung, aber eine durchwegs erfreuliche. Die antiken Figuren, der atheniensische Schauplatz, die gereimten Verse hinderten nicht, daß volles, lebhaft pulsierendes Leben die zwei Akte durchflutete. Klinias, der Held, ist lebensmüde; überreich an irdischen Gütern, ausgebeutet von falschen Freunden, hintergangen von gewinnsüchtigen Weibern, befiehlt er seinem Verwalter, ihm den Schirlingsbecher zu kredenzen. Ehe er von dannen geht, soll ein mephistophelisch ersonnenes Vergnügen ihm noch als Zeitvertreib dienen. Er bestimmt sein ungeheures Vermögen demjenigen von seinen beiden Freunden Kleon und Paris, welcher sich im stande zeigt, das Herz seiner reizenden cyprischen Sklavin Hippolyta zu erobern. Wie die beiden, nur den immensen Besitz im Auge, zuerst um des Mädchens Liebe werben, dann aber bemüht sind, sich diesem von der schlimmsten Seite zu zeigen, weil Klinias in seinem Galgenhumor bestimmt, er wende das viele Geld lieber demjenigen als Ersatz zu, der von Hippolyta verschmäht werde, das ist mit frischestem lustspielhaftem Humor durchgeführt. Als nun Klinias den Giftbecher an den Mund setzt, offenbart sich, daß Hippolyta niemand anderen liebt als ihren Gebieter; die wirkliche Herzensneigung triumphiert über alle Schliche und Winkelzüge, und wenn Kleon besorgt sich erkundigt, wer der Erbe sein werde, so erwidert Klinias: „C'est moi, mes chers amis, et j'épouse Hippolyte.“ Man sieht, wie im Hintergrunde dieses Jugendwerkes das Sanktuarium der Familie aufgerichtet wird. Mit einer regelrechten Heirat schließt das antike Lustspiel, von dem man sich anderes

versprochen hatte. Augier bedurfte nur einiger Jahre, um für seine Lieblingsneigung: die Betonung des dichterisch Schönen und Erhebenden im sogenannten Hausbackenen, einen bei weitem kräftigeren und strammeren Ausdruck zu finden. Wir meinen das Schauspiel „Gabrielle“. Zwischen „La Ciguë“ und „Gabrielle“ hatte Augier mehrere Stücke gebracht. Wir überspringen sie, von der Meinung Julien Chabrière ist ein in seinen Beruf vertiefter Advokat, der seine Frau Gabrielle auf seine Art liebt. Diese Art ist diejenige eines gewissenhaften Philisters, sie genügt dem Herzen der jungen Frau so wenig, daß sie den Liebesschwüren des Stephan Dariau Gehör schenkt. Stephan ist Sekretär ihres Mannes, er betet Gabrielle an und will sie entführen. Da Julien hinter das Geheimnis kommt,



Emile Augier.

geleitet, daß in einer kurzgefaßten Kennzeichnung eines hervorragenden Schriftstellers die vollständige Nomenklatur seiner Schriften ebensowenig von Nutzen ist wie ein peinliches Verfolgen ihrer Chronologie. Es kann sich uns nur darum handeln, die auffallendsten zusammengehörigen Punkte der dichterischen Erscheinung aufzugreifen und auf diese Art die Physiognomie in Umrissen festzustellen. So reiht sich für uns „Gabrielle“ an das Lustspiel von Klinias' Eheschließung an. In „Gabrielle“ (Dezember 1849) siegt der Gatte über den Geliebten. macht er sich selbst Vorwürfe darüber, daß er das junge Wesen an sich, den alternden Mann, gefesselt habe; aber das Resultat dieser Vorwürfe ist der Entschluß, sowohl Stephan wie Gabrielle auf den Weg der Vernunft zurückzuführen. In einer Scene, in welcher er Stephan aushölt, ringt er ihm das Geständnis ab, daß er einer Frau wegen Paris zu verlassen und diese Frau mit sich zu nehmen gedenke. Stephan nennt keinen Namen und ahnt nicht, daß Julien diesen errät. „Glauben Sie,“ sagt Julien ihm, „daß sie von ihrem Fenster aus die geringste

Bäuerin am Arm des Ehemannes mit ruhigem Auge betrachten wird? Wohin immer Sie sie ins ehebrecherische Exil führen, sie wird schweigend die Augen niederschlagen, wenn brave Leute Arm in Arm an ihr vorübergehen werden, ohne den Hut zu lüften.“ Und seine Ermahnungen gipfeln in den Worten: „Außerhalb der Heerstraße giebt es kein Glück — wer quer über die Felder streicht, findet nur Mißgeschick.“ Als schönste Poesie bezeichnet er „die Befriedigung erfüllter Pflicht, die harte Mühe, die Nacht, die man in Arbeit durchwacht, während das Haus ringsum ruhig schläft und man, um sich von der Plage zu erfrischen, in der Nähe den Schlummer eines Kindes belauscht.“ Gabrielle hört Juliens Lehren mit an. Sie gewinnt Ehrfurcht vor dem Geiste und dem Herzen Juliens. „Welche Macht in seiner Rede!“ ruft sie aus. „Und wie der andere neben diesem Manne nur ein Kind ist!“ Sie bekennt Julien, daß sie die Frau ist, um derentwillen Stephan fortgeht: „Mein Schicksal erfülle sich. Ich werde gegen Ihr Urteil nicht murren.“ Der Gatte verzeiht ihr. „Stehe auf, meine Tochter!“ Hingerissen von seinem Edelmute, fliegt sie ihm an den Hals und bricht in die Worte aus: „O père de famille! ô poète! je t'aime.“ Dieser „Preis des Familienvaters“ gewann Augier rasch die Sympathien der breitesten Schichten, er wurde der Abgott der Bourgeoisie, die sich sonst von der Litteratur ironisch behandelt sah und oft die Zielscheibe für gute und schlechte Witze abgegeben. Man denke nur an „Joseph Prudhomme“, das von Henri Monnier erfundene Zerrbild des Spießbürgers, und man wird begreifen, daß Augier die Dankbarkeit von Hunderttausenden wachrief.

In den Dramen „L'aventurière“ und „Le mariage d'Olympe“ eifert Augier als Hüter der Familienehre und des Familienglückes dagegen, daß die Courtisane sich in ein anständiges Haus eindränge. Die Verlorene habe kein Recht, durch ihre Gegenwart das Heim anständiger Leute zu vergiften. Die Geschichte der „Abenteurerin“ spielt in Padua im sechzehnten Jahrhundert. Monte-Prade, ein sechzigjähriger Witwer, beabsichtigt, Clorinde, die Titelgestalt des Stückes, zu heiraten. Sein Sohn Fabrice, der viele Jahre in der Fremde geweilt hat, kehrt zurück, erfährt, was im elterlichen Hause vorgeht, und da sein Vater ihn noch nicht gesehen hat, rechnet er darauf, dieser werde ihn nicht erkennen, und unter angenommenem Namen führt er die geplante Sanierung durch. Er rettet den Vater vor den Schlingen der Abenteurerin und bewirkt, daß seine Schwester Celia ihren Vetter Horace ehelichen darf, statt eine von Monte-Prade geplante Geldheirat eingehen zu müssen. Fabrice bewirkt, daß Clorinde, die eine wirkliche Neigung zu ihm faßt, Einkehr in sich hält. Mit der Einkehr erfolgt die Umkehr. Clorinde läßt sich bewegen, reuevoll abzuziehen; in der Enttäuschung liegt ihre Strafe. Sie hatte die Sehnsucht gehegt, die Augier seinen Courtisanen gern in die Seele legt. „Ich will,“ äußert sie sich, „meinen Platz unter den anständigen Frauen. Ich gleiche dem Matrosen, der des Meeres müde ist.“ Nachdem Clorinde das Feld geräumt hat, weist Fabrice auf die Zukunft hin. Er wünscht, das Haus möge einst von Enkeln wimmeln, er und sein Vater würden dann die „Alten“ in der Familie sein. In „L'aventurière“ hatte Augier sich noch nicht zu der starren Unerbittlichkeit durchgekämpft, welche er in „Le mariage d'Olympe“ bekundete. Wohl ließ er die Projekte der Abenteurerin fehlschlagen, aber sie zog straflos ab, noch gebärdete sein Ingrimm sich ziemlich zahm. „Die Frauen ohne Scham verdienen dieselbe Demütigung wie die Männer ohne Mut.“ Bald begnügte er sich nicht mehr mit solchen reflektiven Hieben. Die „Kameliendame“ Dumas' hatte ihn herausgefordert. Sein Innerstes drängte ihn zu einer energischen Antwort. Auf die Verklärung der schwindsüchtigen Marguerite Gauthier erwiderte er damit,

daß er an einer anderen Courtisane das härteste Strafgericht vollzog. An Stelle des Mitleids setzte er die Verurteilung. Dumas war der Anwalt gewesen, Augier warf sich zum Richter auf — zum Richter, welcher den Mut besaß, die Todesstrafe zu verhängen. Für „Gabrielle“ hatte Augier von der Akademie den großen Tugendpreis von 10000 Franken zuerkannt erhalten. Es wäre nichts Unnatürliches gewesen, wenn eine ähnliche Belohnung der „Heirat Olympias“ zu teil geworden wäre. Denn hier siegt die Tugend am eklatantesten, indem das Laster getötet wird. Henri de Puygiron hat im Alter von zweiundzwanzig Jahren seine erste Maitresse Pauline Morin geheiratet, welche in der Lebewelt als Olympia Taverny bekannt war. Nach dieser Wendung ihres Schicksals verbreitet ihre Mutter Irma mit Geschicklichkeit das Gerücht, Olympia sei in Kalifornien am gelben Fieber gestorben. Olympia ist tot, Pauline kann sich also ruhig ihres Daseins freuen. In den Flitterwochen veranlaßt Pauline ihren Gatten, mit ihr den deutschen Badeort Pillwitz aufzusuchen; sie hat herausbekommen, daß Onkel und Tante des elternlosen Henri, Marquis und Marquise de Puygiron, sich dort aufhalten, und sie möchte Henri in die Zwangslage versetzen, sie bei dem würdigen Paare einzuführen. Henri willfahrt ihr, aber nach kurzem langweilt Olympia sich in der anständigen Gesellschaft. Sie lügt aus Gewohnheit, sie läßt sich, obwohl sie es nicht nötig hat, von fremden Männern Geschenke machen. Sie hat Heimweh nach dem Schmutze, „la nostalgie de la boue“. Ihre alten, nicht zu erstickenden Neigungen kommen in einer wahrhaft großartigen Scene zum Durchbruche: Olympia hat ihren Mann auf eine Soirée nicht begleitet, weil ihre Mutter Irma bei ihr zu Besuche ist. Zu dieser wunderlichen Mutter gesellt sich ein Vorstadtkomiker, der eine Loge für seine Benefizvorstellung anbieten kommt und mit dem die beiden Frauenzimmer sich sofort sehr gut verstehen. Henri bereut, was er gethan. Olympia, welche sich als die Tochter eines Kriegers aus der Vendée ausgiebt und eine rührende Lebensgeschichte ihres Vaters erzählt, ist vom Marquis und von der Marquise liebevoll aufgenommen worden, die harmlosen alten Leute ahnen nichts Arges; Henri aber, ernüchtert, sieht Olympia in ihrer wahren Gestalt und begreift, daß sie sich die vornehme Welt ganz anders vorgestellt hat. Im Hause des Marquis verkehrt ein gewisser Montrichard, der Olympia von früher her kennt und den sie zur Diskretion bringen will, indem sie verspricht, ihm die Hand von Geneviève, der Enkelin des Marquis, zu verschaffen. Zu ihrem Erstaunen entdeckt sie, daß Geneviève seit langem Henri liebe, und sie faßt diese Neigung mit ihrem natürlichen Cynismus auf. Die Lage spitzt sich derart zu, daß Henri seiner Frau in Gegenwart von Onkel und Tante vorwirft, sie habe sich an einen reichen Gecken Namens Baudel verkauft. Der Marquis verweist ihm dieses Betragen gegen eine wehrlose Frau, und nun kann Henri nicht länger an sich halten und platzt mit dem Bekenntnisse heraus: „Dieses Weib ist Olympia Taverny.“ Da nun die ganze Familie sich gegen Olympia wendet, spielt diese mit frecher Stirn ihren Trumpf aus. Der unschuldigen und leichtgläubigen Geneviève machte sie weiß, sie sei schwindsüchtig, und nun hat sie Genevièves Tagebuch gestohlen, in welchem diese die Hoffnung ausspricht, Henri werde in einem halben Jahre frei sein und dann für immer ihr angehören. Dieses Tagebuch hat Olympia ihrer Mutter Irma geschickt, und sie droht, es drucken zu lassen. Der Marquis, außer sich über diese Schamlosigkeit, ergreift den Revolver und erschießt die Elende. „Was haben Sie gethan, Onkel?“ ruft Henri entsetzt. — „Ich habe Gerechtigkeit geübt!“ — Augier verkündet die Lehre, es gebe keine Rettung für ein gesunkenes Weib. Im Verlaufe des Stückes sagt er das in Form eines treffenden Bildes:

„Man versetze eine Ente in klares, reines Wasser unter weiße Schwäne, und man wird sich überzeugen, wie sie sich nach ihrer Pfütze sehnt und schließlich dahin zurückfliegt.“

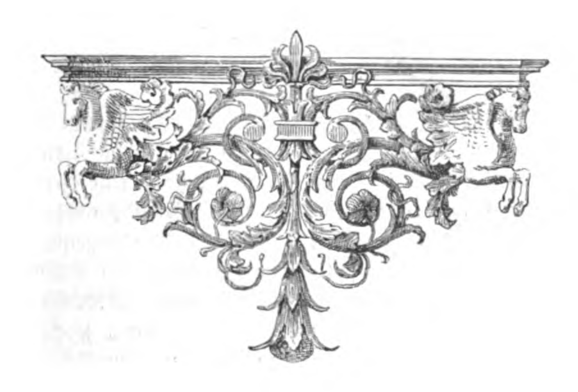
„La contagion“ (1866) ist auch eines der Stücke, welche die Familie gegen die Courtisane verteidigen. Das bessere Element triumphiert, ein in gefährliche Netze geratener junger Mann entrinnt zu rechter Zeit. Lassen wir es uns genügen, aus diesem Schauspiel eine Bemerkung herauszupflücken, welche Augiers Absichten scharf verdeutlicht: „Wenn die anständigen Leute die Energie ihrer Ehrbarkeit hätten, so würden die Schlechten nicht so viel Platz auf der Erde einnehmen.“

Den Kampf gegen Dämon Gold — in Augiers Werken eine mit dem Kampfe gegen die Courtisane parallel laufende Ader — nahm er 1853 in „La pierre de touche“ (Der Prüfstein) auf. Als ungleich geschulterer Dramatiker führte er ihn 1858 in „La jeunesse“ fort. Hier polemisierte er mit allem Nachdruck gegen die in Frankreich landläufigen Geldheiraten — ein Beginnen, welches dem französischen Publikum gegenüber nicht ohne Gefahr war. Die Würde seiner Anschauungen bekundet Augier am schärfsten da, wo Philipp Huguet zu seinem Schwager Hubert erwähnt, seine Mutter habe ihn gelehrt, niemals Schlechtes von denen zu denken, die man brauchen könne. Hubert repliziert, es sei besser, die Leute nicht zu brauchen, die man verachten müsse. Am heftigsten attaquierte der Dichter die Geldsucht der Zeitgenossen in „Les effrontés“. Er teilte sausende Geißelhiebe aus und riß mit rücksichtsloser Kraft einer verlotterten Gesellschaft die Maske vom Gesicht. Die „Effrontés“ (Die Unverschämten), aus den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens herbeigeholt, haben eiserne Stirnen. Das Kaiserreich stand auf seiner Höhe, man schrieb 1861, und Augier versetzte nicht nur, was so leicht und wohlfeil ist, toten Löwen Fußtritte, sondern er rüttelte mit Kühnheit an Götzenbildern, vor denen sich Millionen Menschen schmeichlerisch beugten.

In „Les effrontés“ erscheint der Pamphletist Giboyer als Nebenfigur. In dem Stücke „Der Sohn des Giboyer“ steht er auf dem vordersten Plane. Das Stück behandelt sein Verhältnis zu seinem natürlichen Sohn Maximilian, vor dem er sich als entfernter Verwandter geriert. Auf „Maximilian Gérard“ soll kein Schatten des verrufenen Namens Giboyer fallen. Heinrich Laube betitelte seine deutsche Bearbeitung dieses Stückes mit Recht „Der Pelikan“. Er dachte dabei an die Bemerkungen, welche der Marquis d'Auberive an Giboyer richtet: „Er (also Maximilian) wird Ihr Buch als Verfasser zeichnen? Vortrefflich. Sie übertragen also die Quintessenz Ihres Lebens in das seinige. Sie selbst sind seine Erbschaft. Bravo, mein Herr! Sie üben Vaterschaft wie der Pelikan.“ Giboyer nährt seinen geliebten Jungen so zu sagen mit seinem Herzblute, er läßt sich treten, verachten, er will für sich nicht Ehre und nicht Anerkennung — nur Maximilians Glück soll begründet werden. Glaubt er sich schon überreich belohnt, da Maximilian in ihm den Vater errät, so schmilzt die harte Rinde, welche sein weiches, gutes Herz umhüllt, ganz und gar, da auch Fernande Maréchal, die Braut Maximilians, ein Mädchen aus reichem Hause, den Zusammenhang errät: „Ich wäre glücklich, wenn Sie mich Tochter nennen würden!“ Neben dem tief ergreifenden Schauspiele, das zwischen Vater und Sohn sich abwickelt, gehen grelle Streiflichter, durch welche die politischen Zustände unter dem zweiten Kaiserreiche in gespenstischer Lächerlichkeit hervortreten. Wie köstlich ist z. B. der Abgeordnete Maréchal, welchem seine Partei die feurigen Reden ins Haus liefert und der einmal tiefsinnig bemerkt: „Meine Rede ist vortrefflich. Wenn ich nur wüßte, wer sie gemacht hat!“ Vater und Sohn in ihren gegenseitigen Beziehungen bilden auch die Hauptfiguren in „Les Fourchambault“, diesem prächtigen Familien-

bilde, das im Jahre 1878 bei Gelegenheit der vorletzten französischen Weltausstellung den Fremden aller Nationen den Namen Augiers geläufig machte. Eindringlicher als einige an und für sich interessante Stücke, auf die wir nicht eingehen — „Le gendre de Monsieur Poirier“, „Madame Caverlet“, „Paul Forestier“ u. s. w. —, prägt sich Augiers dichterische Individualität in den „Fourchambault“ aus. Der Vater hat sich nie um den natürlichen Sohn gekümmert, auch nicht um dessen Mutter. Diese und der Sohn — beide unter angenommenem Namen — kommen nach Jahren aus der Neuen Welt mit bedeutenden Reichtümern zurück, und sie sammeln glühende Kohlen auf das Haupt des Vaters, des alten Fourchambault, indem sie ihn durch riesige, freiwillig gebrachte Geldopfer vor dem Ruin bewahren. Den Glanzeffekt des Stückes enthält die Scene zwischen dem jungen Leopold Fourchambault und seinem natürlichen Bruder „Monsieur Bernard“. Leopold provoziert diesen so lange, bis dieser sich zu erkennen giebt und auch offenbart, was er und seine Mutter für das Haus Fourchambault gethan haben. Leopold hat ihn ins Gesicht geschlagen, „Bernard“ hält ihm die Wange hin und sagt bloß: „Efface“ (Lösch aus). Mit einem Kusse verwischt Leopold den Schlag — es giebt kein Publikum, das dieser Episode beiwohnen könnte, ohne Thränen zu vergießen. Auch hier fallen scharfe Worte gegen die Geldheiraten. „Die Ehe,“ meint Bernard, „ist eine der niedrigsten Institutionen, wenn sie nichts anderes ist als die Vereinigung zweier Vermögen.“

Der Dichter, der solche Wahrheiten verbreitete, war ein Weiser, der sich aber nicht prätentiös als solcher aufspielte. Er kannte die Frauen und die Männer, er hatte tief hineingeschaut in die Seele der Sterblichen, und sein Gesichtskreis endete keineswegs mit den Grenzen seiner Heimat. Physisch hatte er Frankreich vielleicht niemals verlassen; geistig überblickte er eine unermeßliche Schar: die Menschen, welche von den gleichen Trieben geleitet werden allüberall. So war Augier ein Stockfranzose und doch ein Weltbürger.





Dom Friedrichs des Großen in Berlin. Äußere Ansicht.

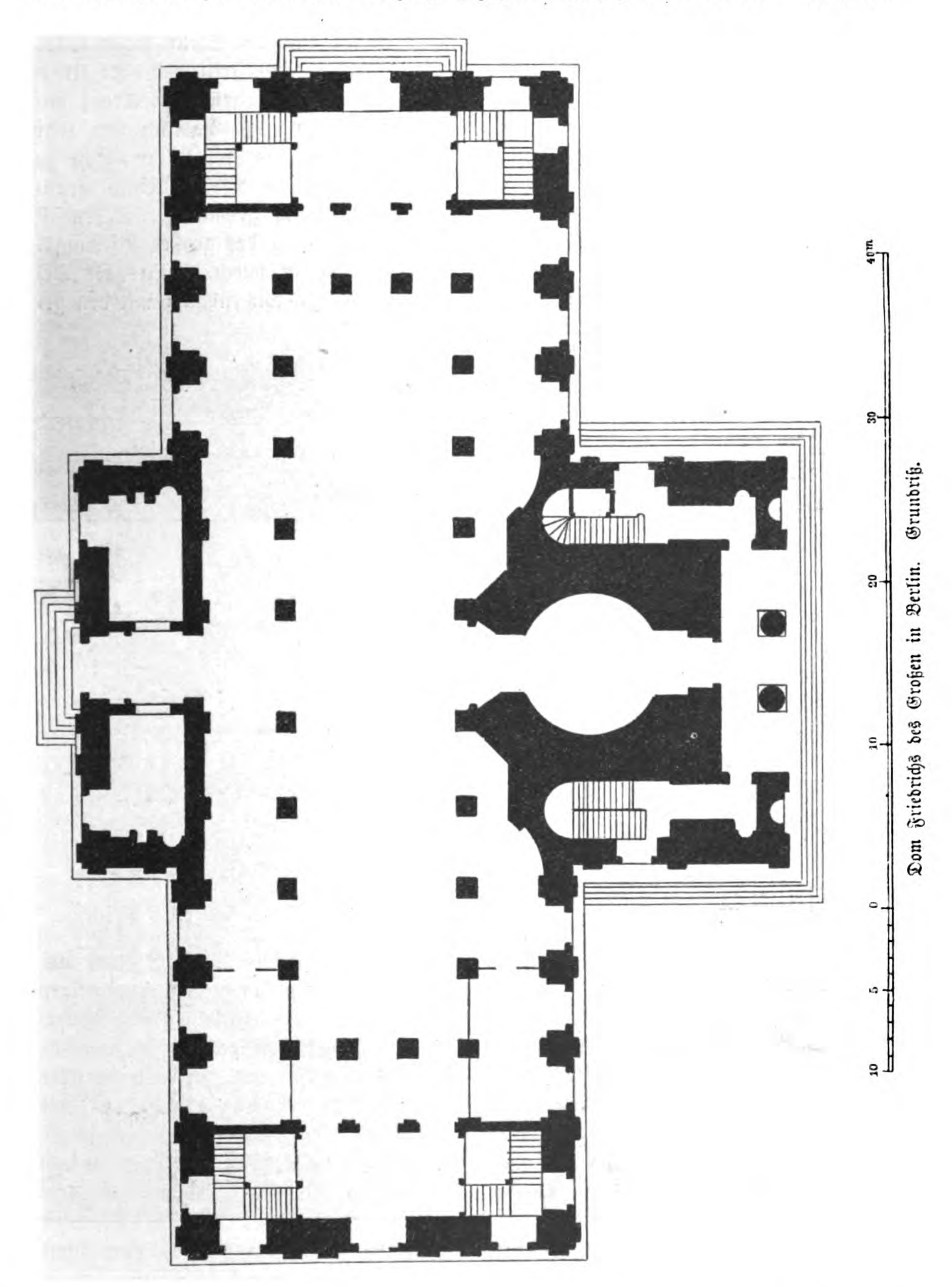
Der Dombau zu Berlin
und der protestantische Kirchenbau überhaupt.

Von
Oskar Sommer.

II.

nter der Regierung Friedrichs des Großen werden keine wirklichen Fortschritte in Beziehung auf den Kirchenbau gemacht, doch ist der monumentale Sinn dieses Monarchen, soweit es seine politischen Bestrebungen zuließen, unverkennbar, und dieser äußert sich in einer ganz eigentümlichen Weise. Außer dem jetzigen Dom (1747 bis 1750) wird keine protestantische Kirche von nennenswerter Bedeutung unter ihm erbaut, aber die Idee der äußeren Erscheinung der Kuppel, besonders in Verbindung mit dem Kirchenbau, findet eine merkwürdige Ausbildung. Schon Schlüter hatte um 1700 für einen Dom mit großartiger Kuppelanlage eine Zeichnung angefertigt. (Dieses Projekt, obgleich an die italienische Weise anklingend, ist vielleicht nicht ohne Einfluß auf Bähr geblieben.) Jetzt scheint nun die Kuppel ein notwendiger Bestandteil einer jeden kirchlichen Anlage zu werden. Am Dom, welcher als quergelegte Saalkirche aufzufassen ist, wird selbst der Turm, der sich das Portal bildend davorlegt, zur Kuppel ausgebildet. Auch die Türme auf dem Gendarmenmarkte, diese prächtigsten aller Kuppeln in Berlin, haben wir als kirchliche Bau-

ten aufzufassen, wenn sie auch zunächst als Schaustücke zum Ausdruck der groß-



Dom Friedrichs des Großen in Berlin. Grundriß.

artig entfalteten königlichen Macht entstanden sind.

Seit 1750 werden in Berlin keine Kirchen von Bedeutung mehr im achtzehnten Jahrhundert erbaut. Auch im übrigen Deutschland war die kirchliche Baukunst ins Stocken geraten. Nur vereinzelte Beispiele bieten noch ein erhöhtes

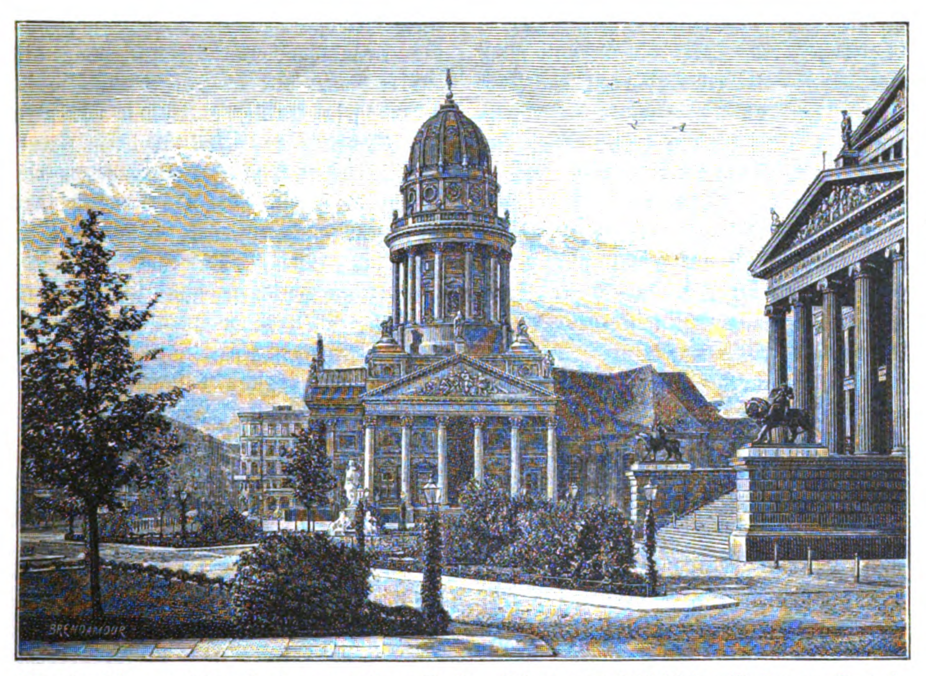
Interesse, unter diesen die neue Michaelskirche in Hamburg und abermals eines in Dresden, die Kreuzkirche. Beide von nicht geringer Bedeutung.

An Stelle der oben erwähnten früheren Michaelskirche in Hamburg erbauten 1751 bis 1762 die Architekten Prey und Sonnin die neue Michaelskirche, indem sie die alte dreischiffige Basilika in geschickter Weise zu einer Centralanlage als griechisches Kreuz umzuformen verstanden. Doch kann die Gestaltung nicht als eine ganz freie bezeichnet werden, da Sturm ganz richtig ausführt, nur dann eine günstige, wenn die einspringenden Ecken abgeschrägt werden können. Hier aber, wenn auch an Stelle dieser Ecken Pfeiler gesetzt sind, tritt doch der Übelstand, welchen das griechische Kreuz mit sich bringt, auf, daß nämlich von sehr vielen Plätzen aus der Altar nicht zu sehen ist, weil die Pfeiler keinen genügenden Durchblick gewähren. Schön ist die freie Wirkung des großen Vierungsraumes, doch ist durch die Art der Dekoration im Zusammenhange mit den ge-



Entwurf von Schlüter zu einem Dom in Berlin.

offenbar der alte Bau nicht ohne Einfluß auf den Grundriß geblieben ist. Die Form des griechischen Kreuzes ist, wie schweiften Sitzreihen der Emporen ein etwas theatermäßiger Eindruck nicht gänzlich vermieden. Auch erscheint der



Einer der Türme auf dem Gendarmenmarkte zu Berlin. Erbaut unter Friedrich dem Großen von Gontard. Äußere Ansicht.

Raum unter den Emporen zu sehr gedrückt.

In Dresden entwarf der Nachfolger Bährs, der Ratsbaumeister J. G. Schmidt, 1764 an Stelle der im Siebenjährigen Kriege zerstörten eine neue Kreuzkirche, die aber erst 1792 vollendet wurde. Man möchte dieselbe als eine oblonge Centralanlage bezeichnen. Sie verfolgt den gleichen Gedanken wie die Garnisonkirche in Wolfenbüttel, nur daß sie unter dem Einflusse der Frauenkirche und bei weit bedeutenderen Mitteln eine viel größere Vollendung erfahren hat. Gleich weit entfernt von der Basilika wie von der simplen Saalkirche, macht sie im Inneren einen freien und feierlichen Eindruck. Sie kann, wie die Michaelskirche, als Beweis dienen, daß die Idee der Centralisation in der protestantischen Baukunst mit der Frauenkirche noch keineswegs ihren Abschluß gefunden hatte. Das Verhältnis des Predigtraumes zu dem Altarraume ist hier insofern ein glücklicheres wie dort, als letzterer sich in der oblongen Form weit bedeutungsvoller an die Predigtkirche anschließt. Wir haben hier abermals ein Werk vor uns, in welchem der protestantische Baugedanke in wahrhaft vollendeter Weise zum Ausdruck gelangt ist, und zwar ebenfalls auf durchaus originellen Grundlagen. Alle Bedingungen, die der Protestantismus stellen muß, sind vollauf erfüllt, und trotz der ausschließlichen Anwendung der Ideen sowohl, wie der Einzelformen des Barockstiles ist der Charakter eines Gotteshauses voll und ganz gewahrt.

Nicht ebenso läßt sich dieses behaupten von einer merkwürdigen Kirche, welche auch noch am Ende dieses Jahrhunderts entstand, nämlich der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Dieselbe ist in weiteren Kreisen bekannt geworden durch das Parlament von 1848. Sie wurde 1787 von dem Stadtbaumeister Liebhardt entworfen, war um 1800 noch nicht ganz vollendet und wurde erst, nachdem sie lange Jahre im unfertigen Zustande als Lagerraum vermietet war, im Jahre 1833 ge-

weiht. Der Plan war ein zweckmäßiger, und dieses war sicher die Veranlassung, daß die Frankfurter Behörden und Körperschaften trotz langwieriger Schwierigkeiten von den verschiedensten Projekten, welche vorgelegt wurden — auch von bedeutenderen Architekten, wie z. B. Pigage in Mannheim —, immer wieder auf den Liebhardtschen Plan zurückkamen. Bemerkenswert ist, daß von all den vielen eingeholten Gutachten kein einziges den Liebhardtschen Grundgedanken beanstandete und alle mit dem sogenannten klassischen Stile einverstanden waren, trotzdem das Gebäude an die Stelle der baufällig gewordenen gotischen Barfüßerkirche gesetzt werden sollte. Gewiß ein Zeichen, daß der vorliegende Plan den Anschauungen der Zeit vollkommen entsprach.

Freilich muß das Äußere der Kirche als verfehlt bezeichnet werden, doch ist das Ganze in echt protestantischer Weise im Sturmschen Sinne gedacht, allerdings auch mit eben solcher Nüchternheit ausgeführt. Trotzdem ist dem Inneren eine gewisse feierliche Wirkung nicht abzusprechen. Merkwürdigerweise ist in der ovalen Kirche der Kanzelaltar in der Richtung der kleinen Achse gestellt, mit dem Rücken gegen Turm und Haupteingang. Die Emporen mit der eleganten Säulenstellung machen einen organischen und wohlthuenden Eindruck. Die bei Sturm unharmonisch eingezwängten Treppenanlagen sind zweckmäßig in besonderen Vorlagen untergebracht.

Hier schließt die erste Entwickelung der protestantischen Kirchenbauten. Wenn auch die Resultate sich nicht messen konnten mit denen der katholischen Baukunst, so darf doch nicht außer acht gelassen werden, daß da, wo eine Erhebung über das Notwendige eintrat, die Kunst in jungfräulicher Reinheit ausschließlich zur Verherrlichung des Göttlichen und ohne alle Nebenrücksichten zur Erhebung des Gemütes auftrat. Das Streben war ausschließlich auf das Ideale gerichtet, und wenn die Griechen die Wirklichkeit in schönster Gestalt zu formen wußten, so ward hier das Sittliche im edelsten Sinne zur Grundlage, für welches zwar die äußere Form erst in zweiter Linie maßgebend sein konnte, aber das Würdige und Schöne, ja selbst Reichtum und Großartigkeit keineswegs ausgeschlossen waren, während allerdings Prunk und Pracht und aller sinnberauschende Flitter fortfallen mußten.

Es handelte sich darum, den Centralraum für die Predigt möglichst weihevoll zu gestalten, wobei ein Streben nach oben der Heiligkeit Ausdruck verlieh, weil nach der poetischen Auffassung die Gottheit im Himmel thront. Sodann mußte der weit kleinere Raum, wo der Tisch des Herrn stand und wo die Sakramente gespendet wurden, an den Predigtraum einen würdigen Anschluß finden. Eine nach dieser Seite hin ausgesprochene Richtung der ganzen Predigtkirche vermochte die Bedeutung des Altars noch hervorzuheben. Hierzu kamen turmartige Erhebungen oder wirkliche Türme, um das Streben nach oben auch äußerlich zu kennzeichnen und die Glocken an erhöhter Stelle aufzuhängen und schließlich die nötigen Portale mit entsprechenden Vorhallen und Treppenhäuser für die Emporen, sowie Sakristeien und Nebenräume. So einfach diese Bedingungen sind, sie machen den eigentlichen Charakter der Predigtkirche aus und sie haben sich in der ersten Periode der protestantischen Kirchenbaukunst herausgebildet. Wir finden sie in reichem Maße und in durchaus selbständiger und den Zeitumständen entsprechender Weise erfüllt. Daß dafür nur der Barockstil oder doch ähnliche auf den antiken Ordnungen beruhende Stile in Anwendung kamen, war so natürlich, daß zur Zeit der Entstehung wenigstens kein Mensch etwas Auffälliges darin fand. Ganz geringe Anklänge an die Gotik, wie sie sich anfangs noch z. B. an der Parochialkirche und an der Neuen Kirche auf dem Gendarmenmarkte zu Berlin in ganz glatten Strebepfeilern, die übrigens konstruktiv nicht zu vermeiden waren, vorfinden, sind so unbedeutend, daß sie hier

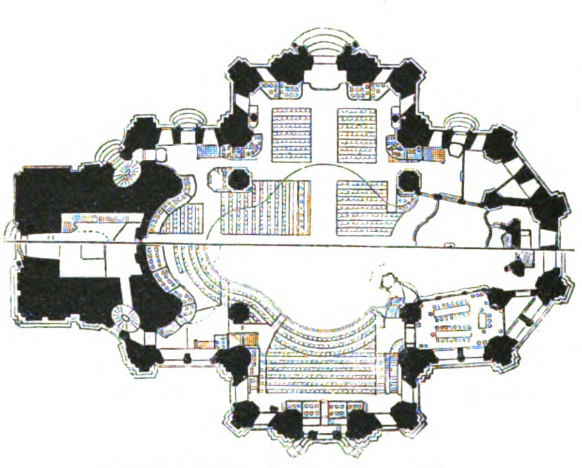
wohl nicht in Betracht zu kommen brauchen.

Der Siebenjährige Krieg und seine Folgen, die ausbrechende französische Revolution, die napoleonischen Siege und die Befreiungskriege haben abermals die Bauthätigkeit des deutschen Volkes auf lange Zeit hinaus gelähmt. Als man dann in dem zweiten Viertel unseres Jahrhunderts sich so weit gesammelt hatte, daß man auch materiell den höheren Aufgaben der Kultur sich wieder zuzuwenden anfing, stand man der ersten Entwickelung der protestantischen Kirchen wie einer historischen Thatsache gegenüber. Das Fortschreiten auf allen Gebieten des Geistes hatte keinen Stillstand erlitten, im Gegenteil durch die Vermittelung der Dichterheroen und ausgezeichneter Gelehrter hatte sich die Bildung zu ungeahnter Höhe emporgeschwungen. Um so mehr machte sich der Umstand geltend, daß bei Wiederaufnahme der Bauthätigkeit zur kontinuierlichen Fortgestaltung der kirchlichen Anlagen die Mittelglieder fehlten. An einer ganzen Kunstrichtung, dem sogenannten Klassicismus, hatte die protestantische Kirchenbaukunst so gut wie gar nicht teilgenommen, jedoch hat dieses auf die Fortentwickelung der vorliegenden Aufgabe weniger Einfluß ausgeübt als eine durch die Poesie hervorgerufene neue Bestrebung in Kunst und Leben, die sogenannte Romantik.

Die deutsche Poesie stand in höchster Blüte und drang mit Macht in die Wissenschaft, und bei dem Zusammenwirken einer Menge bedeutender Geister wurde der Gedanke lebendig, es müsse die Poesie aus den Büchern in die wirkliche Welt strömen, sich in den Verkehr des Lebens mischen, die Gesellschaft durchdringen und sie von allem Niedrigen und Gemeinen säubern, mit einem Wort, man wollte die Einheit der Poesie mit dem Leben herstellen. Der Dichter sollte alle Erscheinungen des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft in sich aufnehmen, in sich sammeln und in der reinsten Gestalt wiederstrahlen lassen. Aus dieser Idee der Einheit der Poesie und des Lebens erklärt sich eine Vorliebe für das Mittelalter, für die Zeit des Volksepos und der Minnesänger des dreizehnten Jahrhunderts, wo jenes erträumte Ideal verwirklicht schien und zum Teil vielleicht auch war; es erklärt sich die Neigung für das Volkslied, die Volkssage und das Volksmäßige überhaupt. Und wie man anfing, die ältere romanische Poesie aufzuschließen und deren Formen mit dem deutschen Geiste zu verschmelzen, wie bisher die antike Form mit dem deutschen Dichtergeiste sich verbunden hatte, so wandte man sich auch naturgemäß den alten deutschen Stilen, dem romanischen und gotischen wieder zu, um sie der Kunst von neuem wiederzugewinnen. Zu den Bedingungen der erhofften Einheit gehörte aber auch die Einheit der Sitte, der Lebensanschauungen und womöglich des Glaubens. Friedrich Schlegel, welcher die Einigkeit seit den Zeiten der Reformation verloren wähnte, kehrte in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Die romantische Schule trat ein für die alten Staatsformen, für Königsherrschaft und Vasallentreue, und so wurde sie zur Trägerin der Reaktion. Was lag der Romantik noch an dem entwickelten echt protestantischen Geiste? Wie leicht mußte man unter diesen Umständen geneigt sein, die Errungenschaften einer früheren Entwickelungsperiode aufzugeben, welche von dem Boden der Antike unzertrennlich schienen?

Wohl haben die Bestrebungen der romantischen Schule eine neue Blüte unserer bildenden Kunst, besonders der Malerei, veranlaßt, es wurde die Poesie mit großer Energie und Fruchtbarkeit in die Künste verpflanzt. In Beziehung auf den Stil der Baukunst aber hat die Romantik eine große Zerfahrenheit und Verwirrung hervorgerufen, die noch bis auf den heutigen Tag andauert. Zu beurteilen, ob das zu beklagen ist, kann unsere Sache nicht sein. Ob es fruchtbringender gewesen wäre, auf den betretenen Bahnen stetig fortzuwandeln, oder ob aus dem Weltbrand der jetzigen Stilverwir-

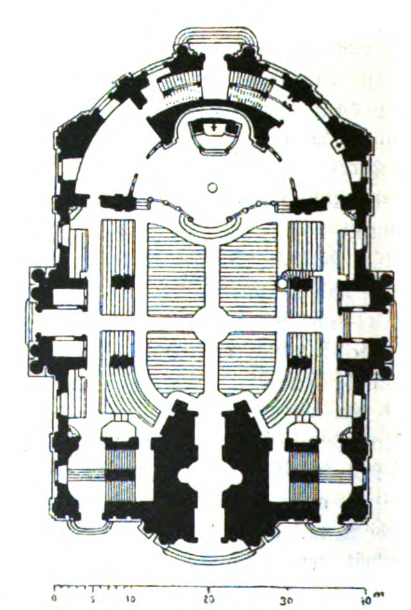
rung der deutsche Genius einen Phönix von größerer Formenschönheit hervorgehen lassen wird, das ist eine Frage,


Michaeliskirche in Hamburg. Grundriß.

welche nur die Zukunft zu beantworten vermag.

Einen Nachteil hatte die Einwirkung der Romantik sicher, und das war die nur aufokulierte Empfindung und die damit zusammenhängende Unwahrheit und Affektiertheit. Wir sind überzeugt, daß die Romantiker das Volksmäßige, das Heilige und das Alte, wovon sie redeten, weit weniger selbst besaßen, als daß sie es als etwas Fremdes anerkannten, lobten und priesen. Man ist versucht anzunehmen, daß um des neuen Reizes willen das Alte, um des Kontrastes willen das Volksmäßige und um des Geheimnisvollen und Wunderbaren willen das Heilige aufgesucht und gepflegt wurde, viel mehr als um sich in die alte und volksmäßige Gesinnung voll und ganz hineinzutauchen. Man war mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen beteiligt.

Wie hätte man sich auch in vergangene Zeiten so hineinversetzen können, wie unsere Vorfahren in der Wirklichkeit lebten? Es war zum guten Teil Maskerade. Die Zeitumstände, unter denen romanisch gebaut wurde, waren und blieben vergangen, die gotischen Kathedralen waren vollendet, die Möglichkeit, sie neu zu beleben und weiter zu bilden, war unwiederbringlich verloren. Aber das Schlimmste war, daß nun nicht mehr der Stil mit fester Wurzel im Bewußtsein des Volkes sich weiter entfalten und aufblühen konnte, nein, in der Hand der Gebildeten lag einzig und allein die reflektierte Gestaltung, das Volk hatte keinen Teil daran. Wir sehen dann auch bei den besten Geistern und bei den größten Meistern eine gewisse Befangenheit, ein unsicheres Tasten, weil ihnen das eigentlich Volkstümliche als Hintergrund fehlte, und mehr wie je wird in theoretischen Abhandlungen die Stilfrage erörtert. Dieses führte dann zu einem weitgreifenden Studium überhaupt. Reisen wurden gemacht, der klassische Boden Italiens und Griechenlands durchforscht, und ebenso wie die mittelalterlichen Bau-



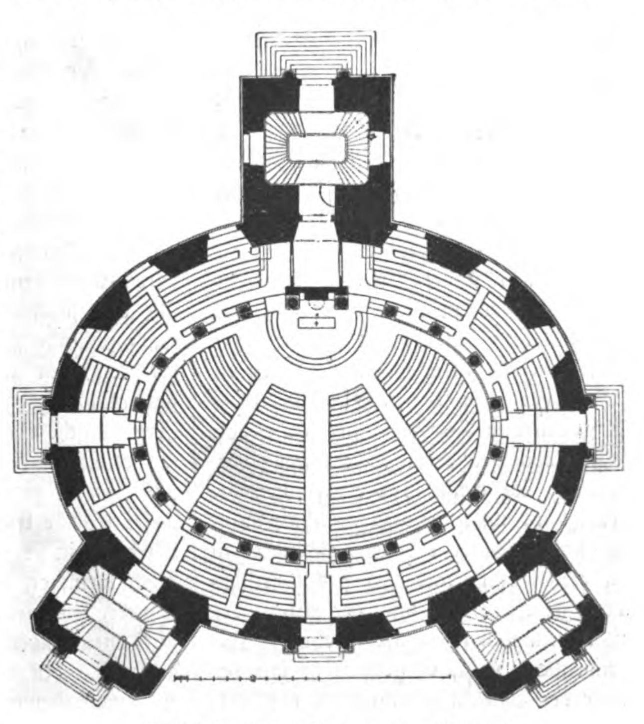
Kreuzkirche in Dresden. Grundriß.

formen fanden nun auch die antiken Baustile von neuem Beachtung und Würdi-

gung. Ein Quellenstudium machte sich geltend, und bald erkannte man den Urquell. Besonders durch Aufnahmen englischer Reisender wurde man auf die Formenreinheit der griechischen Baustile aufmerksam. In Schinkel fanden sie einen begeisterten Verehrer und genialen Vertreter.

Und wie auffallend ist es, daß trotzdem Schinkel für evangelische Kirchen neben den hellenischen Bauformen ebensowohl eine noch ziemlich unverdaute Gotik anwandte, aber auch römische und romanische Bauformen für dieselben nicht verschmähte. In Schinkels vielen Kirchenentwürfen läßt sich deutlich verfolgen, wie er sich immer mehr in Grundriß und Disposition (nicht im Stil) die Errungenschaften der Barockzeit zu eigen zu machen weiß. Anfangs entwirft er lange Säle mit gar keinen oder wenig brauchbaren Emporen, nach und nach werden die Räume kürzer und die Emporen praktischer, dann geht er zur runden Form und zum griechischen Kreuz über, bis er in der Nikolaikirche zu Potsdam (erbaut 1830 bis 1834) eine quadratische Form schafft mit freier innerer Raumbildung. In würdiger Weise schließt sich Vorhalle und Altarraum an, die einzige Erhebung ist die gewaltige Kuppel. Aber weit weniger, als es im Barockstil geschehen, erreicht er mit seiner Formenbildung eine kirchliche Wirkung. Seine Gotteshäuser im antiken Stil wirken wie heidnische Basilisken oder wie römische Hallen, während seine mittelalterlichen Kirchen einen zu materiell konstruktiven Charakter tragen. Die große Verschiedenheit in den Versuchen verhindert zusehends eine Entwickelung in formeller Beziehung. Im Äußeren ist häufig ein durchaus profaner Charakter vorherrschend.

Klenze hat uns ein Werk hinterlassen über Architektur des christlichen Kultus (München 1833), worin er in etwas farbloser Weise (er unterscheidet nicht einmal streng zwischen protestantischen und katholischen Kirchen) sich begnügt mit basilikaähnlichen Entwürfen, die angeblich griechisch sind, aber vielfach Anklänge an spätitalienische Weise verraten. Die Türme baut er auf in der Art des Septizonium des Severus mit mehreren Säulenordnungen in Stockwerken übereinander.



Paulskirche in Frankfurt a. M. Grundriß.

Eine weit gründlichere, wenn auch kürzere Studie giebt Semper bei Gelegenheit der Erörterung seines Entwurfes für die Hamburger Nikolaikirche. Doch muß vorher noch einer anderen Bestrebung gedacht werden. Schon 1827 hatten Gutensohn und Knapp die altchristlichen Basi-

liken Roms aufgenommen und herausgegeben. Auch dieses war ein Aufsuchen des Urquells der Entstehung, und nun fehlte es nicht an Stimmen, welche den Ausgangspunkt der neu zu bildenden evangelischen Kirchenbaumethoden in der altchristlichen Basilika suchten. 1842 schrieb Bunsen ein gelehrtes Werk hierüber. Er sieht drei Gesichtspunkte bei Herstellung evangelischer Kirchen, den konstruktiven, den liturgischen und den historischen, und entscheidet sich für letzteren. Es ist bezeichnend, wie ein Gelehrter die Begriffe klassifiziert, voneinander trennt und zu zerlegen weiß, um sich dann in Reflexionen zu ergehen, wobei des Lebens goldener Baum ihm nimmer grünt. Wie anders muß der Künstler schaffen, für welchen alle Faktoren unbewußt zusammenwirken sollen.

Mit Recht findet Bunsen einen Zusammenhang des protestantischen Christentums mit dem Christentum der frühesten Zeit, denn das zu erreichen ist gewiß die Absicht der Protestanten gewesen. Aber die Zeiten und die Auffassungsweise hatten sich doch geändert. Kein Klerus versammelte sich mehr in der Tribüne, die Predigt ist weit mehr zum Schwerpunkt des Gottesdienstes erhoben, als sie es in den ersten Jahrhunderten des Christentums gewesen war, und der Altar, der mit keinem Märtyrergrabe mehr im Zusammenhang steht, ist nicht mehr wie der Altar der Basilika ausschließlich der Zielpunkt der ganzen Anlage. Beim gewöhnlichen Gottesdienste hat er nur noch symbolische Bedeutung, während die Kanzel räumlich zum Hauptmoment wird. Nur bei der Feier des Abendmahls spielt der evangelische Altar die Hauptrolle.

Trotzdem ist der Gedanke, auf altchristliche Basiliken zurückzugreifen, auf den ersten Blick ungemein anziehend. Bunsen scheut sich hierbei keineswegs, den Stil der alten Basiliken, der auch seine Wurzel in den antiken Ordnungen hat, zur Anwendung zuzulassen. Indem er seinen Gedanken weiter verfolgt, stößt er selbst auf viele Schwierigkeiten und findet sehr bald, daß höchstens nur bedingungsweise die Idee der alten Basiliken neuen evangelischen Kirchen zu Grunde gelegt werden dürfte. Die Hauptschwierigkeit, nämlich die Mehrschiffigkeit der Basiliken, welche für Predigtkirchen ganz ungeeignet ist, berührt er nur obenhin. Was Bunsen dann verlangt, würde er in den protestantischen Kirchen der Barockzeit in vollem Maße gefunden haben, wenn er es dort nur gesucht hätte. Das Verhältnis von Predigtkirche zur Altarkirche, Vorhallen u. s. w. (wenn auch nicht gerade Vorhöfe) hat längst der Barockstil entwickelt. Selbst die Kuppel (des Barockstils höchste Errungenschaft) erkennt er an als Verherrlichung des gemeinsamen Heiligtums und als Auszeichnung des Mittelpunktes der Feier. Schließlich empfiehlt Bunsen nicht ganz in Übereinstimmung mit seinen früheren Ausführungen den gotischen Stil, als den „volkstümlichen“, ohne indessen ausschließliche Geltung und Anwendung für denselben zu fordern. Er verhehlt sich auch nicht die Bedenken, daß der „germanische Bau“ erschöpft sei durch die unerreichbaren Dome des Mittelalters und daß er zu entschieden den Charakter dieser Epoche trüge, um für evangelische Kirchen kein veralteter heißen zu müssen. Doch meint er, ein auf die Wahrheit gerichteter Künstlersinn würde ihn mit Freiheit anzuwenden wissen auf unsere Bedürfnisse. In diesem Sinne fordert er ein Anschließen an die Vergangenheit, fügt aber hinzu: „Auch in der Architektur läßt sich nichts Altes buchstäblich wieder beleben.“

Semper (Über den Bau evangelischer Kirchen, 1845), der mit Bunsen in den meisten Punkten einverstanden ist, vermißt aber bei jenem den Beweis, daß der Typus der Basilika, nach ihrer christlich germanischen Ausbildung, bei der Umwandlung in eine Predigtkirche keiner Modifikationen bedürfe. Darauf entwickelt er die notwendige Ausbildung des Centralraumes für die Predigt und zwar, ohne es indessen einzugestehen, fast ganz im Sinne des Barockstils und ist auch,

wie Bunsen, der Meinung, daß nur über der Vierung eine turmartige Erhebung stattfinden sollte. Semper wagt also noch nicht, offen den Ideen der Barockzeit das Wort zu reden. Er begnügt sich vielmehr mit den Worten: „Ungenügende Versuche einer dem Kirchenbaustil nicht günstigen Geschmacksrichtung dürfen nicht so ganz außer acht gelassen werden.“ Er meint dann noch, kein Jahrhundert ließe sich aus der Weltgeschichte streichen, und verlangt den notwendigen Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit. Er warnt vor antiquarischen Gedanken, deren Verkörperung nur zu gelehrten Abhandlungen in Stein und Mörtel führen könnten.

In Beziehung auf sein Projekt zu der Nikolaikirche in Hamburg erklärt Semper, bei der Bearbeitung desselben sei ihm nichts von dem klar bewußt gewesen, was ihm nachher bei gelegentlichem, durch das Lesen von Flugschriften veranlaßtem Philosophieren über sein Werk als Grund für die Wahl seiner Formen eingeleuchtet hätte. Dieser Entwurf ist von großem Interesse, und es ist zu bedauern, daß Semper nicht später Gelegenheit gefunden hat, seinen Ideen in kirchlichen Bauten wirklichen Ausdruck zu verleihen. Für die Bauformen wählt er den romanischen Rundbogenstil, wobei er das griechisch-römische Säulenelement nicht ausschließt. Die Motivierung hierfür und besonders seine Ansicht über die Gotik in Beziehung auf den evangelischen Kirchenbau ist im höchsten Grade lehrreich. Er führt sie etwa folgendermaßen aus:

1) Der Spitzbogen läßt keine weiten Spannungen zu, die aber bei gewölbten Predigtkirchen unvermeidlich sind. Die schlanken und hohen Verhältnisse des gotischen Domes erheischen auch eine demgemäße Entwickelung nach der Länge, wenn sie wirksam sein sollen, was den protestantischen Grundrissen schnurstracks zuwiderläuft. Die sich aus dem gotischen Schema ergebenden breiten Seitenschiffe sind für die protestantische Kirche ganz wertlos.

2) Der germanische Baustil gestattet keine Emporkirchen. Dieselben sollen nicht von den Hauptstützen, gleichsam gelegentlich, mitgetragen werden, sondern erfordern zwischen den Pfeilern besondere Säulen von geringerem Umfange und mäßiger Höhe (Schinkel hat solche in der Nikolaikirche in Potsdam angewendet). Mit den schlanken emporstrebenden Verhältnissen der Gotik ist dieses unvereinbar.

3) Der gotische Baustil ist nicht der ausschließlich nationale. In Frankreich entstanden, ist ihm wohl der deutsche Stempel aufgedrückt, und insofern ist er ein vaterländischer Stil. Aber er ist der Stil des Mittelalters. Ebenso ist sein Vorgänger, der romanische Stil, ein echt deutscher zu nennen. Die germanische Volkstümlichkeit bleibt überhaupt ein konstanter Faktor, der unbewußt zu allen Zeiten wirkt.

4) Der Spitzbogenstil hat seine Entwickelungsphasen vollendet, während die ihm vorangegangene Rundbogenarchitektur einer ferneren Ausbildung fähig ist. Es ist für einen Künstler ersprießlicher, wenn er die historischen Elemente, den Typus, in den ersten Keimen auffaßt, als wenn er den Anknüpfungspunkt seines Schaffens in den Perioden höchster Kunstvollendung sucht, welches letztere nur zur Manier führen kann.

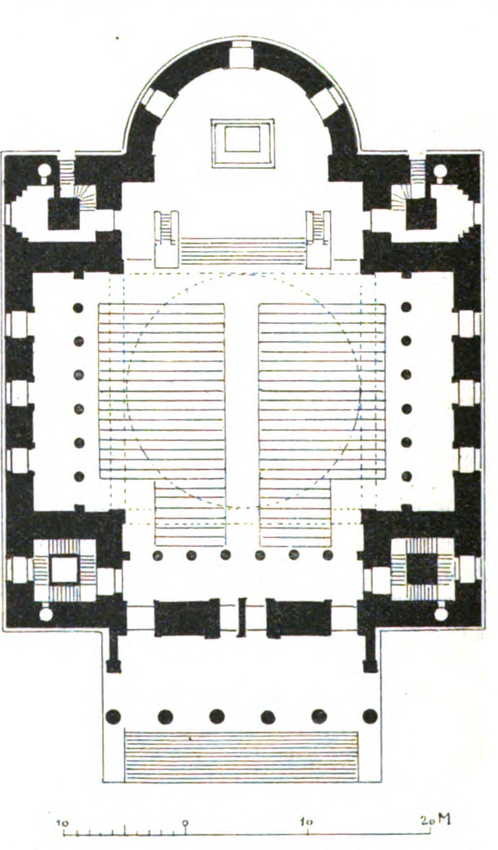
Schließlich geißelt Semper die Behauptung, die Kirche müsse als solche sich nicht als Werk der Gegenwart erkennen lassen, und fügt hinzu: „Unsere Kirchen sollen Kirchen des neunzehnten Jahrhunderts sein. Man soll sie in Zukunft nicht für Werke des dreizehnten Jahrhunderts halten müssen. Man begeht sonst ein Plagiat an der Vergangenheit und belügt die Zukunft. Am schmählichsten aber behandelt man die Gegenwart, denn man spricht ihr die Existenz ab und beraubt sie der monumentalen Urkunden!“

Außer den angeführten erscheinen dann noch unzählige andere theoretische Abhandlungen über die vorliegende Frage. Auch werden seit den dreißiger Jahren

viele protestantische Kirchen gebaut. Doch was ist der Erfolg dieser nunmehr fünfzigjährigen Bauthätigkeit?

Noch haben wir keinen festen Standpunkt gewonnen, von dem eine stetige Entwickelung ausgehen könnte. Unsere „durch die Gelehrsamkeit konfus gemachte Zeit", wie Semper sagt, versuchte alles und kam dadurch zu nichts. Schon Bunsen verlangt die Überwindung der Gegensätze, verlangt sie durch Auffassung der höheren Einheit derselben und vermittels des Durchdringens des Volkstümlichen mit welthistorischem Geiste.

Diese höhere Einheit werden wir nicht erzielen, solange wir die kirchlichen Bedürfnisse mit der Gegenwart im Kontrast zu sehen glauben, solange wir sie nicht auch dem modernen Leben entsprungen wähnen, sondern sie lediglich auf eine in früheren Zeiten entstandene Welt- und Religionsanschauung zurückführen. Man muß sich nicht begnügen, dem kirchlichen Wesen eine auch heute noch innewohnende große Macht allenfalls einzuräumen, sondern man muß auch die Gottesverehrung der gegenwärtigen Zeit als eine wahre und als eine heilige Sache anerkennen! Nur dann kann man auf eine Einmütigkeit, die aus einer höheren Einheit der Gegensätze entspringt, auch heute hoffen.



Nikolaikirche in Potsdam von Schinkel. Grundriß.

Dann werden wir auch den Boden wieder gewinnen, auf dem das wahrhaft Volkstümliche wurzelt, und wir werden vielleicht erkennen, daß dieses uns näher liegt in einer Zeit, die unser Jahrhundert noch tangiert, als in dem romanischen Mittelalter. Fällt doch der Aufschwung deutscher Bildung und deutscher Frömmigkeit mit der Entwickelung der ersten protestantischen Kirchen zusammen! Sind wir wirklich schon so weit entfernt von einer Zeit, an welche die Poesie unserer größten Dichter sich unmittelbar anlehnt? Wenn aber gar die Grundideen der protestantischen Kirchen der Barockzeit sich unvermerkt in die Theorien und in die Praxis unseres Jahrhunderts einschleichen, so ist es gewiß ersprießlich, sie auch an den Quellen aufzusuchen und zu studieren.

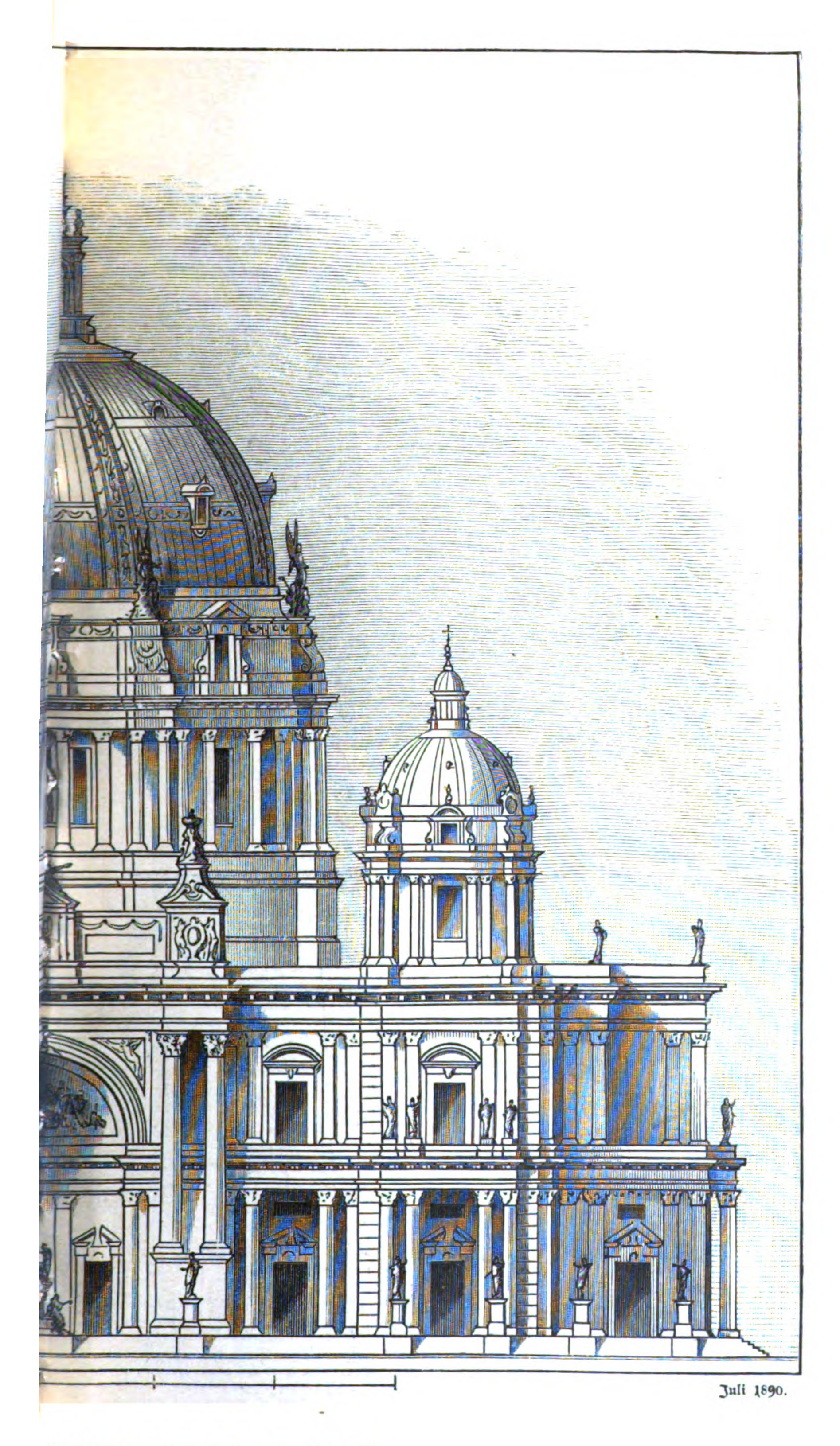
Man möge immerhin die Stilfrage, soweit es geht, von der Einteilung und Anordnung der Bauwerke trennen, doch will es scheinen, als ob in allerneuester Zeit das Vorurteil gegen die Kunst der beiden letzten Jahrhunderte im Schwinden begriffen sei. Aber es sei ferne, dem Barockstil hier das Wort reden zu wollen. Wenn der Boden geebnet ist, mögen die Künstler für den Stil und den Anknüpfungspunkt selber Gesichtspunkte suchen und finden. Mit frischem Mut



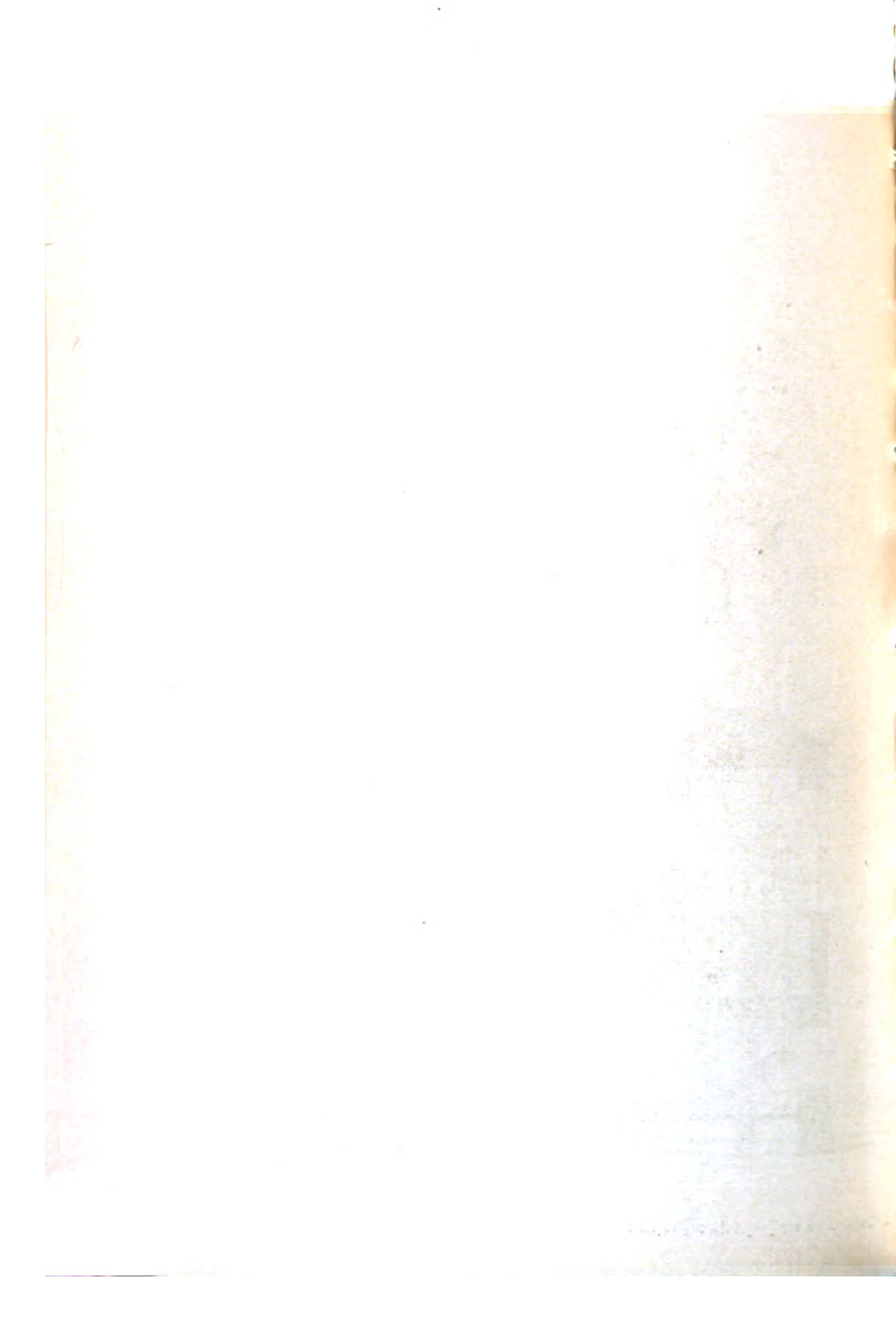


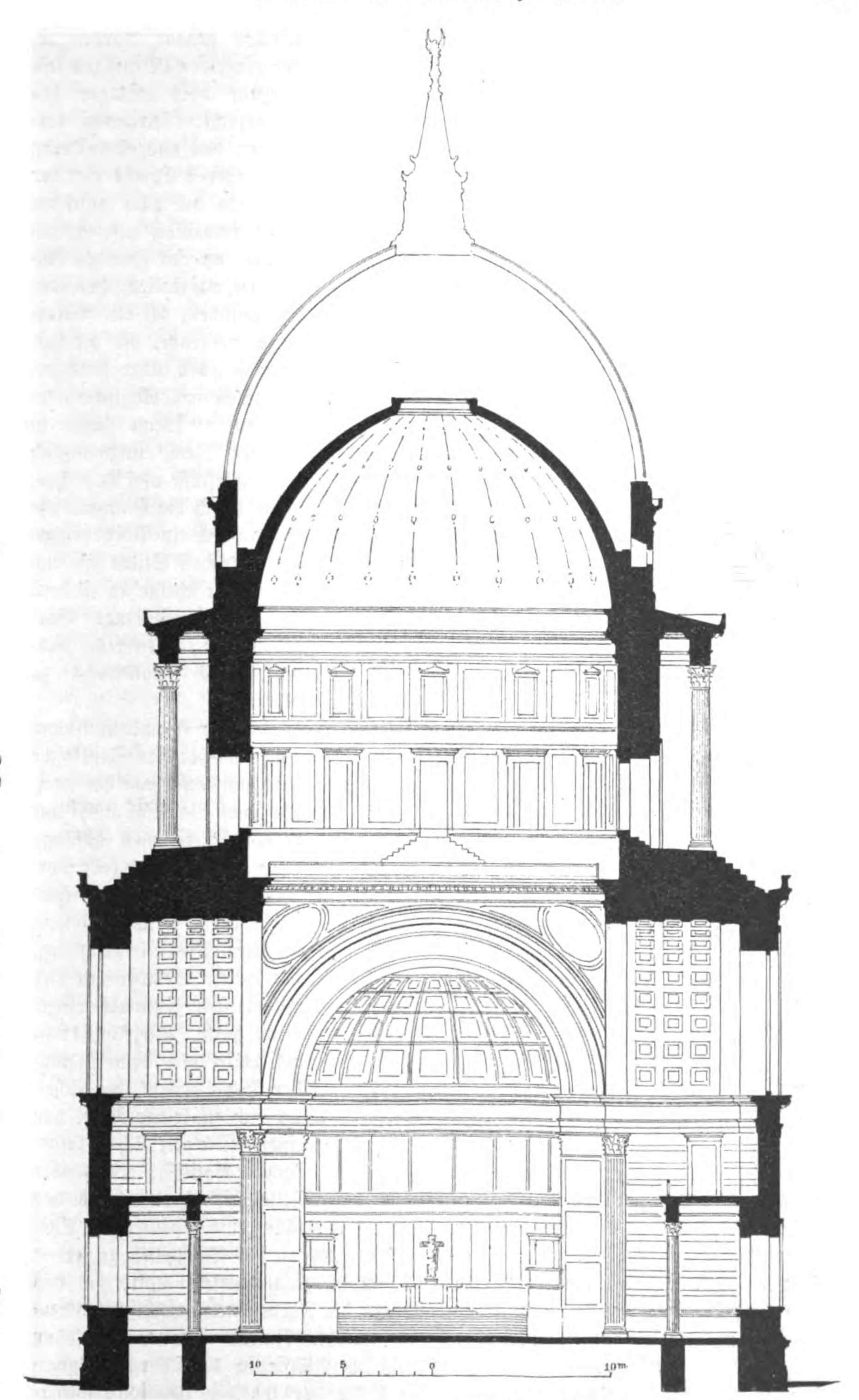
Jll. D. Monatshefte.

Entwurf von Raschdorff zu einem



in Berlin. Aufriß (zweites Projekt).





Nikolaikirche in Potsdam von Schinkel. Schnitt.

und Begeisterung im Herzen werden sie nach den höchsten Idealen streben und sich nicht begnügen, etwas Fertiges für den gegebenen Fall aufzufrischen und neu aufzuputzen, nicht werden sie sich von vornherein ein begrenztes Ziel setzen, indem sie nach Formen greifen, die keine Entwickelung und Weiterbildung mehr zulassen. In der gotischen Architektur muß der protestantische Kirchenbaumeister von vornherein darauf verzichten, das Höchste zu leisten, denn nie wird eine gotische protestantische Kirche, und sei sie noch so groß, die erhabenen Vorbilder des Mittelalters erreichen.

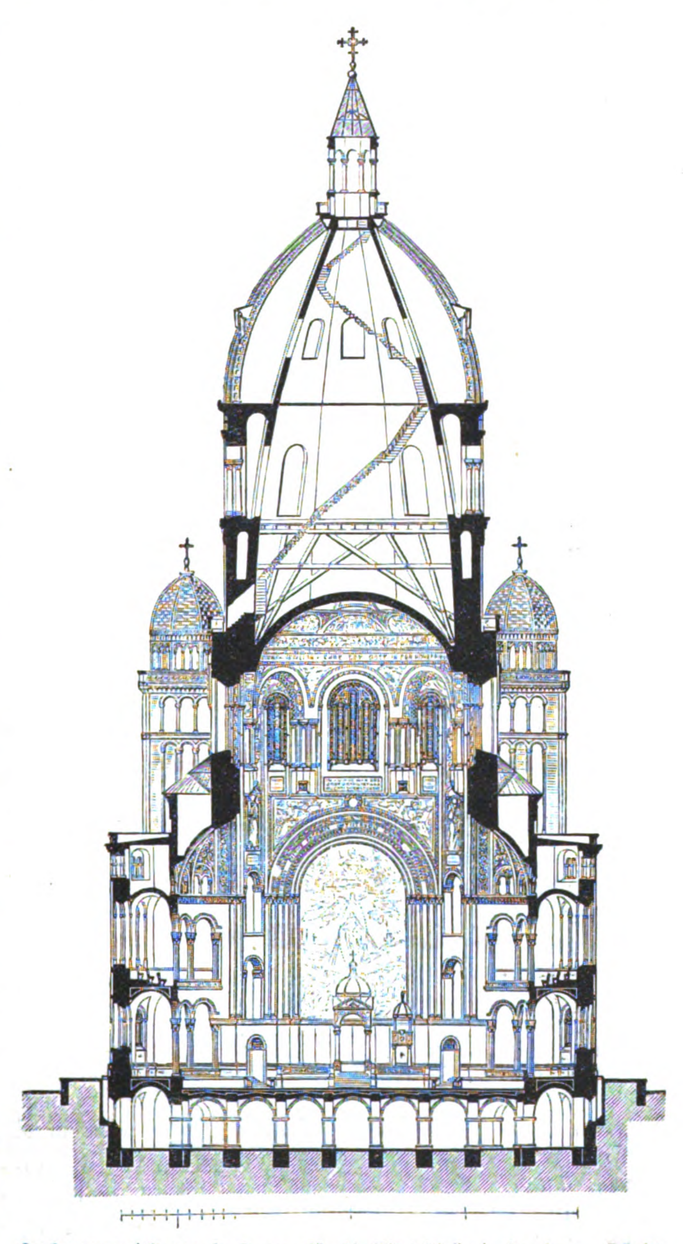
Was in unserem Jahrhundert an protestantischen Kirchen gebaut worden ist, so bedeutend die einzelnen Leistungen sein mögen, trägt mehr oder weniger den Stempel der Versuche. Nirgends verleugnen die Kirchen den ausgesprochenen Charakter einer früheren Epoche von der altchristlichen Basilika bis zum gotischen Dome. Es wird romanisch und gotisch gebaut, oft mit fremden Anklängen, wie italienischen oder französischen, oft mit Anlehnung an frühe, oft an spätere Perioden, aber stets mit bewußten archäologischen Reflexionen. Wenn auch in neuester Zeit, ursprünglich durch Einflüsse von München, dann durch die hannoversche Schule, sich ein Vorherrschen des gotischen Stiles geltend zu machen scheint, so ist doch an ein gemeinsames Vorgehen mit allseitigem Einverständnis keineswegs zu denken.

10 5 0 10 20 30m

Konkurrenzprojekt von G. Semper für die Nikolaikirche in Hamburg. Grundriß.

In der Grundrißbildung ging man von der Saalkirche oder nun auch von der dreischiffigen Basilika aus, nur vereinzelt kommen anfangs reine Centralanlagen vor. Um ein eklatantes Beispiel anzuführen, erwähnen wir die Nikolaikirche in Hamburg, für welche Semper den hier mitgeteilten Entwurf eingereicht hatte. Dieselbe, 1845 bis 1876 von dem Engländer Scott erbaut, unterscheidet sich in keiner Weise von einer mittelalterlichen katholischen Basilika. Bald aber wird das Mittelschiff breiter und das Querschiff erfährt eine bedeutendere Ausbildung, wobei das Langhaus zu einem Minimum zusammenschrumpft, so daß nahezu die Form eines griechischen Kreuzes entsteht. Zuletzt erweitern sich dann wohl die Schiffe in der Vierung, indem die Ecken der letzteren abgeschrägt wer-

den, wodurch der Bau sich noch mehr der Centralanlage nähert; zumal, wenn auch ein Vierungsturm hinzutritt, der aber gotisch mit spitzem Helm sich recht unharmonisch aufsetzt und gar keinen Ausdruck bietet für den kuppelähnlichen Innenraum. Dazwischen treten dann, offenbar als Rückschritt, abermals lange und schmale gotische Basiliken auf, die wieder weit eher dem katholischen Ritus angehören könnten. Meistens ist aber das Streben auf breite und entsprechend abgekürzte Mittelschiffe vorherrschend, ja selbst auf Einschiffigkeit, und da zeigt sich recht das Ungeeignete des gotischen Stiles. Es findet ein fortwährendes Zwängen in ein Prokrustesbett statt. Entweder werden bei den breiten Mittelschiffen die Höhen so bedeutend, daß bei deren Kürze alle Verhältnismäßigkeit und die Akustik gestört werden, oder die durch die Horizontal-Linien der Emporen schon beeinträchtigten Verhältnisse werden so breit, daß keine echte Gotik mehr zu stande kommen kann. Charakteristisch ist die gelegentliche Äußerung eines modernen Gotikers selbst. Derselbe sagt: „Ein Übelstand der breiten Anlage des Mittelschiffes besteht hauptsächlich in der notwendigen großen Höhenentwickelung, welche erforderlich ist, wenn das Innere nicht zu gedrückt erscheinen soll, eine Notwendigkeit, welche dazu füh-



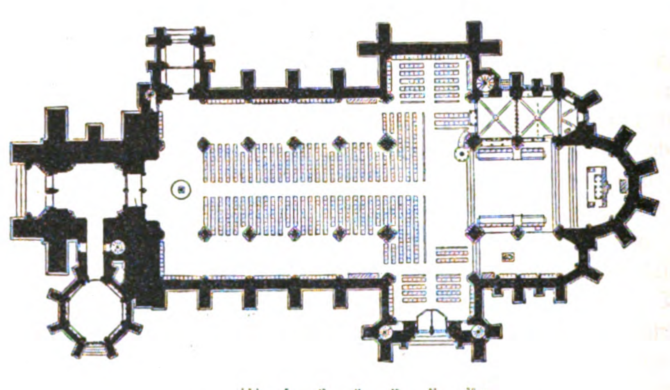
Konkurrenzprojekt von G. Semper für die Nikolaikirche in Hamburg. Schnitt.

ren muß, die an und für sich schon zusammengedrängte Anlage im Aufbau noch gedrängter erscheinen zu lassen."

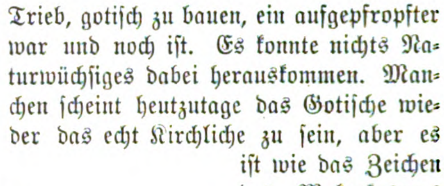
Aber auch konstruktive Bedenken machen sich geltend gegen die Weitschiffigkeit in der Gotik, wenigstens kann das aus der Konstruktion entsprungene Princip des gotischen Stiles dabei nicht gewahrt werden.

In Berlin gelang es der Gotik nie, rechten Boden zu fassen. Schon Schinkel hatte mit seiner Kirche auf dem Werderschen Markte kein Glück gehabt. Unter Friedrich Wilhelm IV. wurde von Stüler zuerst, offenbar nicht ohne Bunsenschen Einfluß, eine altchristliche Basilika, die Jakobuskirche, gebaut, worauf bald ein achteckiger Centralbau, die Markuskirche, im romanischen Stil folgte. Nach einigen schüchternen gotischen Versuchen gewinnt dann der romanische Stil die Oberhand, der später in geschickter Behandlung durch Vermittelung von italienischer Gesimsbildung bis zu gotischen Silhouetten sich steigert. Als dann schließlich wirkliche Gotik auftritt, muß sie Konzessionen machen, indem z. B. der Vierungsturm zur Kuppel wird, welche für den gotischen Stil eine etwas fremdartige Figur bildet.

Im allgemeinen und besonders bei dem unvermeidlichen Streben nach Centralisation zeigt sich recht deutlich, daß der



Nikolaikirche in Hamburg von Scott. Grundriß.



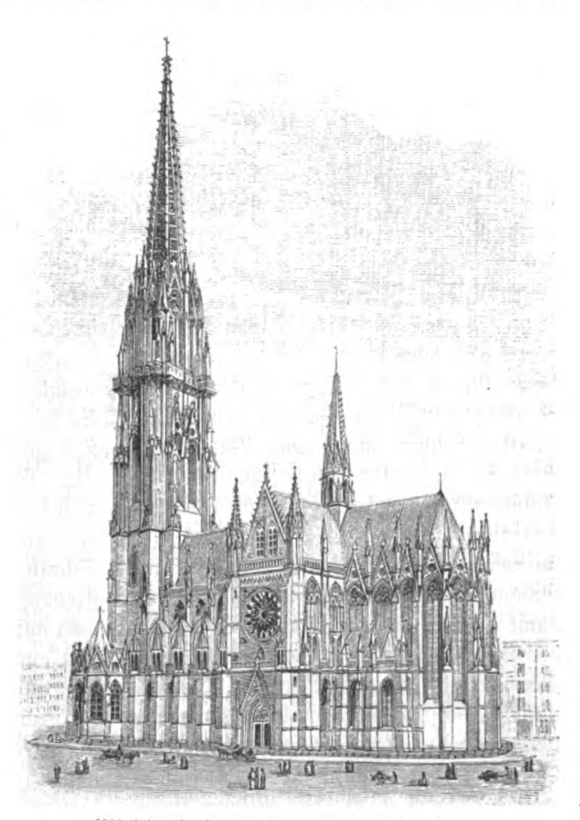
Trieb, gotisch zu bauen, ein aufgepfropfter war und noch ist. Es konnte nichts Naturwüchsiges dabei herauskommen. Manchen scheint heutzutage das Gotische wieder das echt Kirchliche zu sein, aber es ist wie das Zeichen des Makrokosmos im Faust ein Schauspiel nur. Der gotische Stil gehört für den Protestantismus einer fernliegenden Welt an. Wie anders muß der Geist der wahren Volkstümlichkeit wirken! Brauchen wir doch nur hinzublicken auf die Zeiten der Entstehung des wirklichen gotischen Stiles und sie mit den unserigen zu vergleichen, um zu sehen, wie weit unser Volk und unser Bürgertum heute entfernt ist von der Teilnahme an den Bewegungen für Kirchenbauten und Stilfragen. Dieselben spielen sich lediglich ab in engbegrenzten Kreisen der sich dafür interessierenden Gebildeten, während es im Mittelalter Sache des ganzen Volkes war, die großen gotischen Kathedralen zur größeren Ehre Gottes entstehen zu lassen. Mag dieses Verhältnis immerhin noch seine anderen Gründe haben, einen Teil der Schuld tragen unsere reflektierten Bestrebungen jedenfalls auch dabei. Wenn man auf das Volk wirken will, wird man ihm auch in der Kunst zum Herzen sprechen müssen.

Wenn es nun auch die Architekten sind, welche in dieser Frage ihrer Meinung am leichtesten Ausdruck verschaffen können, so sollten es doch eigentlich die Geistlichen sein, welche in erster Linie ein entscheidendes Wort mitzureden hätten. In der That haben sich dieselben auch, aber doch vielleicht nicht ganz hinreichend, mit dieser Angelegenheit beschäftigt und ihre Ansichten und Absichten in

den Beschlüssen zweier Konferenzen niedergelegt.

Die erste derselben fand 1856 in Dresden statt und die Bestimmungen derselben enthalten außer solchen für die innere Einrichtung, welche mit der Bauart nicht viel zu thun haben, den Ausspruch, die architektonische Würde des Kirchengebäudes sei nur zu erreichen durch einen oblongen oder ins lateinische Kreuz gestellten Grundriß, nicht aber durch die Formen der Rotunde und des Vielecks, während in betreff der Architektur nichts verlangt wird als die unvermischte Durchführung eines und desselben historischen Baustiles. Die Centralanlage wird also verworfen und ein bestimmter Stil nicht vorgeschrieben. Nur eine beiläufige Bemerkung im Anfang, die korrekteste Gestalt der Kirchtürme sei die nadelförmige, enthält einen leisen Hinweis auf die Gotik. Im übrigen scheinen Emporen nicht sehr erwünscht zu sein, die Kanzel über den Altar zu setzen, wird als falsch und widersinnig bezeichnet, und der Taufstein soll in die Vorhalle oder an die Grenze von Schiff und Chor vor den Altar gestellt werden. Wichtig ist noch die Bestimmung, daß die Plätze der Gemeinde so angeordnet werden sollen, daß Altar und Kanzel von allen gesehen werden können, während die Akustik nicht berührt wird.

Die Beschlüsse der zweiten Konferenz, 1861 zu Eisenach, welche offenbar an die Stelle der früheren Bestimmungen gesetzt werden sollen, sind in sechzehn Thesen niedergelegt. Auch hier wird als angemessenste Grundform ein längliches Viereck empfohlen, jedoch wegen der Akustik soll die Länge das Breitenmaß nur wenig überschreiten. Querarme und Tribüne (Chor) sind, als die bedeutsame Kreuzgestalt hervorbringend, erwünscht. Auch Centralbauten, namentlich das Achteck, sind zulässig; die Rotunde wird als nicht akustisch verworfen. Dann wird der Anschluß an einen geschichtlich entwickelten christlichen Baustil verlangt und für die Grundform des länglichen Vierecks neben dem altchristlichen Basilikastil auch der romanische und besonders der gotische empfohlen. Mit letzterer Empfehlung steht eine Maßbestimmung der zweiten These in direktem Widerspruch, daß nämlich bei einschiffigen Kirchen die Höhe nur drei Viertel der Breite betragen soll. Gerade in dem Verlangen nach breiten Mittelschiffen liegt ja das Bedenkliche der Anwendung gotischer Stilformen. Das Minimum, welches ausgeführt worden ist und ausgeführt werden kann, ist ein quadratisches Verhältnis, d. h. daß die Höhe



Nikolaikirche in Hamburg von Scott. Aufriß.

bis zum Hauptgesims gleich der Breite des Schiffes wird, und dieses kommt höchstens bei Dorfkirchen vor, wo auf die höhere Ästhestik nicht immer Rücksicht genommen werden kann. Ebensowenig stimmt mit der Empfehlung der Gotik überein, daß Holzdecken im Inneren der Akustik wegen nicht ungern gesehen würden, um so weniger, als die materielle Bestimmung damit verknüpft wird, daß sie den Holzcharakter beibehalten müssen. Es lassen sich wohl Sterngewölbe, aus Holz hergestellt, in gotisierenden Kirchen allenfalls noch denken, besonders bei der protestantischen Breitschiffigkeit, wie in der Katharinenkirche in Frankfurt, aber flache Holzdecken (und solche können doch nur gemeint sein) kennt die echte Gotik nicht.

Auf Centralanlagen erstreckt sich die besondere Stilempfehlung nicht, und es scheinen daher Zweifel obgewaltet zu haben, ob auch hierfür einer der drei angezogenen Stile passend sei. Ob der Barockstil als christlicher Stil gelten soll, ist nicht zu erkennen, jedoch findet sich noch die wichtige Bestimmung, daß die Wahl des Bausystems dem vorwiegenden Charakter der jeweiligen Bauweise der Landesgegend folgen soll.

Im übrigen stimmen die Vorschriften über innere Einrichtung mit den Bestimmungen der früheren Konferenz ziemlich überein. Einiges wird noch genauer ausgeführt. Der Turm soll in der Regel über den westlichen Haupteingang gestellt werden, zwei Türme stehen entweder zur Seite des Chores oder schließen die Westfront ein. Ohne besondere Gründe anzuführen, wird der Vierungsturm ganz ignoriert.

Wenn wir nun das Resultat unserer Betrachtungen ziehen, so drängt sich uns unwillkürlich die Überzeugung auf, daß trotz allen Sträubens dagegen, auch in den Baubestrebungen der letzten fünfzig Jahre sowohl, wie in den Thesen der Geistlichen, sich unwillkürlich und ganz allmählich ein Zurückkehren vollzieht zu den Bauideen, die sich schon vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts entwickelt haben und welche oben zur Genüge charakterisiert sind. Nur der endgültige künstlerische Ausdruck für dieselben ist noch nicht gefunden, aber wir zweifeln nicht, daß bei richtiger und unbefangener Würdigung der Thatsachen es dem deutschen Genius gelingen wird, hierfür die richtigen Bahnen einzuschlagen.

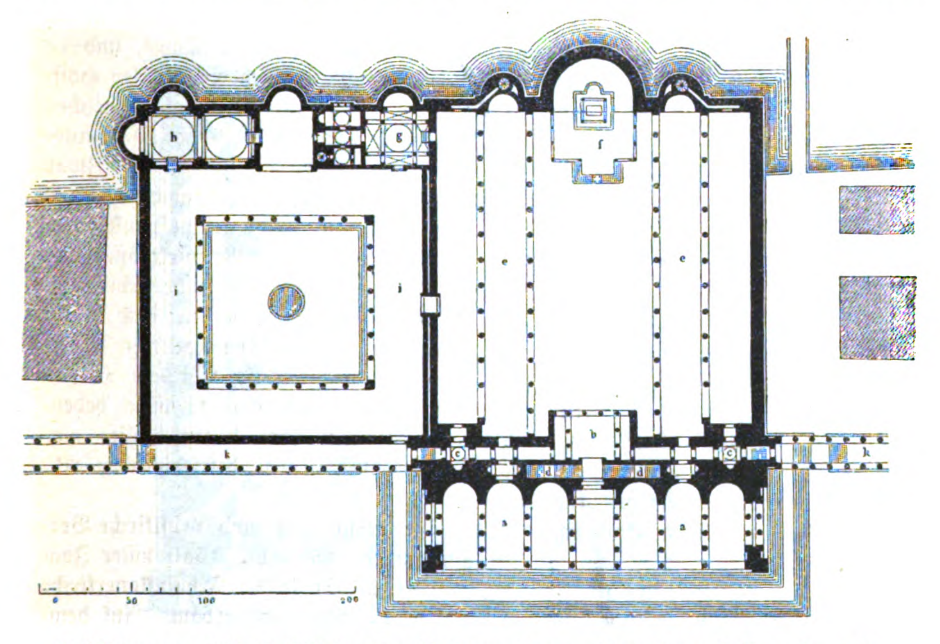
Eine ganz besonders günstige Gelegenheit bietet sich hierfür in dem beabsichtigten Bau eines Berliner Doms, und es ist begreiflich, daß sich die größten Hoffnungen an dieses Werk knüpfen, welches unter den glücklichsten Verhältnissen ausgeführt zu werden die Aussicht hat. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß auch abgesehen von dem Kern- und Kardinalpunkt, dem Projekt selbst, sich der Verwirklichung dieser Idee noch außerordentliche Schwierigkeiten entgegenstellen werden; doch ist anzunehmen, daß eine Angelegenheit, welche dem ganzen Volke so sehr am Herzen liegt und für die schon so viele bedeutende Künstler ihre besten Kräfte eingesetzt haben, einen befriedigenden Abschluß finden werde.

Die älteste Dom- und Gruftkirche Berlins wurde 1536 bis 1540 unter Joachim II. an Stelle der Dominikanerkirche auf dem Schloßplatze erbaut. Auf demselben Platze beabsichtigte Schlüter unter Friedrich I. jenen oben erwähnten großartigen Kuppeldom zu errichten. Friedrich der Große ließ die alte Domkirche 1747 abreißen und den jetzigen Dom im Lustgarten aufführen. Dieser zeigt sich aber nicht mehr in der ursprünglichen Gestalt, denn Schinkel hat ihn 1816 bis 1817 im griechischen Stile restauriert und teilweise umgebaut.

Seinen monumentalen Sinn bethätigte Friedrich der Große noch durch die beiden Türme auf dem Gendarmenmarkte, welche indessen weiter nichts sein sollten als eine architektonische Dekoration. 1817 bis 1819 entwarf Schinkel einen gotischen Sandsteindom, der als Dank- und Erinnerungszeichen für die Freiheitskriege

auf dem Leipziger Platz errichtet werden sollte, aber nicht zur Ausführung kam. Die Ungunst der Verhältnisse gestattete es nicht, unter Friedrich Wilhelm III. den Gedanken Schinkels, den Dom in Berlin zu einem nationalen Denkmal für das ganze Land zu erheben, weiter zu verfolgen. Erst der kunstsinnige Friedrich Wilhelm IV. nahm die Idee des Dombaues mit Begeisterung wieder auf, griff selbst als Kunstverständiger thatkräftig Hohenzollerngrabstätte die Anlage eines Campo Santo, für welchen Cornelius Fresken entwerfen mußte. Der Plan kam über einen Teil der Fundamentierung nicht hinaus und wurde durch das Jahr 1848 unterbrochen.

Inzwischen hatten mehrere bedeutende Künstler, unter denen besonders Hallmann und W. Stier zu nennen sind, aus eigenem Antriebe Projekte für den Dom entworfen, die vielleicht auf den späteren



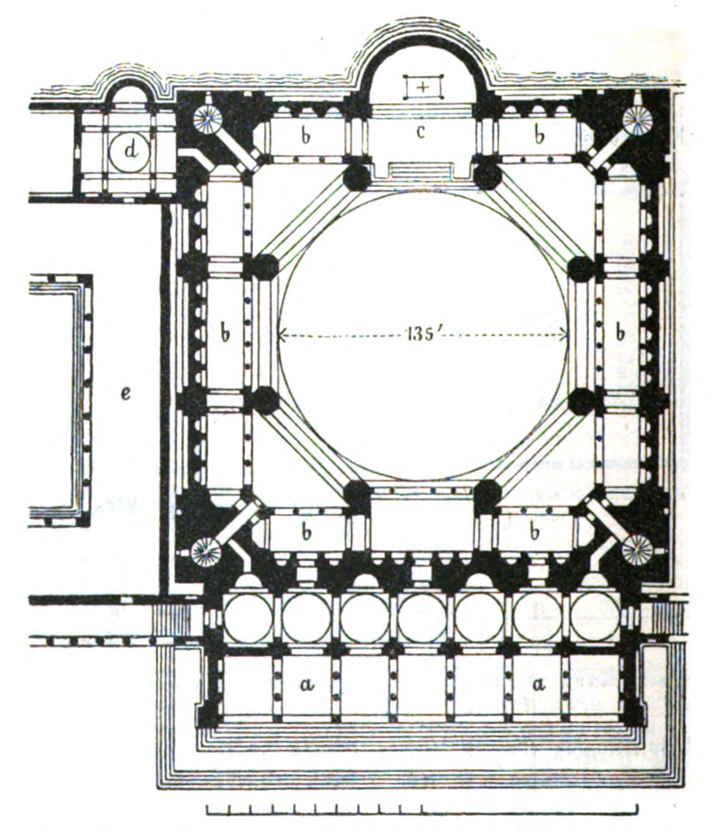
Basilikadom von Friedrich Wilhelm IV. nebst Campo Santo. Entwurf von Stüler. Grundriß.

ein in die Verwirklichung seines Lieblingsplanes und fand in Stüler eine seinen Wünschen entsprechende Stütze. Jedoch vermochte er sich noch nicht loszumachen von der Bunsenschen Idee der altchristlichen Basilika, obgleich eine solche, ganz abgesehen von allen übrigen Bedenken, auf dem in der Tiefe beschränkten Bauplatze des Lustgartens gar keine entsprechende Entwickelung erhalten konnte. Die Apsiden beengten die Spree und die Vorhalle ragte weit in den Lustgarten hinein, und doch erhielt die fünfschiffige Basilika nur ein quadratisches Verhältnis. Neben derselben beabsichtigte der König zur Gang des Unternehmens nicht ohne Einfluß geblieben sind.

Wenigstens als 1855 der König den Dombaugedanken wieder aufnahm, mußte Stüler einen Centralbau mit dominierender Kuppel entwerfen, welcher Plan aber nur bis zu der Anfertigung eines großen Modells gedieh. Und so schien es, als ob der Kunstsinn allein nicht hinreichte, um ein Werk von so großer nationaler Bedeutung zur Ausführung zu bringen, es fehlte ein höherer Impuls, welchen nur große historische Ereignisse verleihen können.

Als das Jahr 1866 Preußens Macht

erweitert und den Norddeutschen Bund gebracht hatte, veranlaßte dieser Erfolg den weniger direkt auf das Künstlerische gerichteten König Wilhelm, die Dombauangelegenheit wieder in Fluß zu bringen. Er schrieb 1867 eine allgemeine Konkurrenz aus, und sein schlichtes Programm sagte mehr, als es eine ausführliche Darlegung der Absichten und der Einzelheiten vermocht hätte. Es ließ den Künstlern völlig freie normiert war. Wenn ferner im Programm von „Orientierung des Kirchenschiffes mit der schmalen Front gegen den Lustgarten" und von „der Längenachse in der Richtung vom Lustgarten nach der Spree" die Rede war, so lag in den Worten „Kirchenschiff" und „Längenachse" noch keineswegs der Ausschluß eines Centralbaues, und wurde auch nicht so aufgefaßt, denn von den zweiundfünfzig Konkurrenten verfolgte die

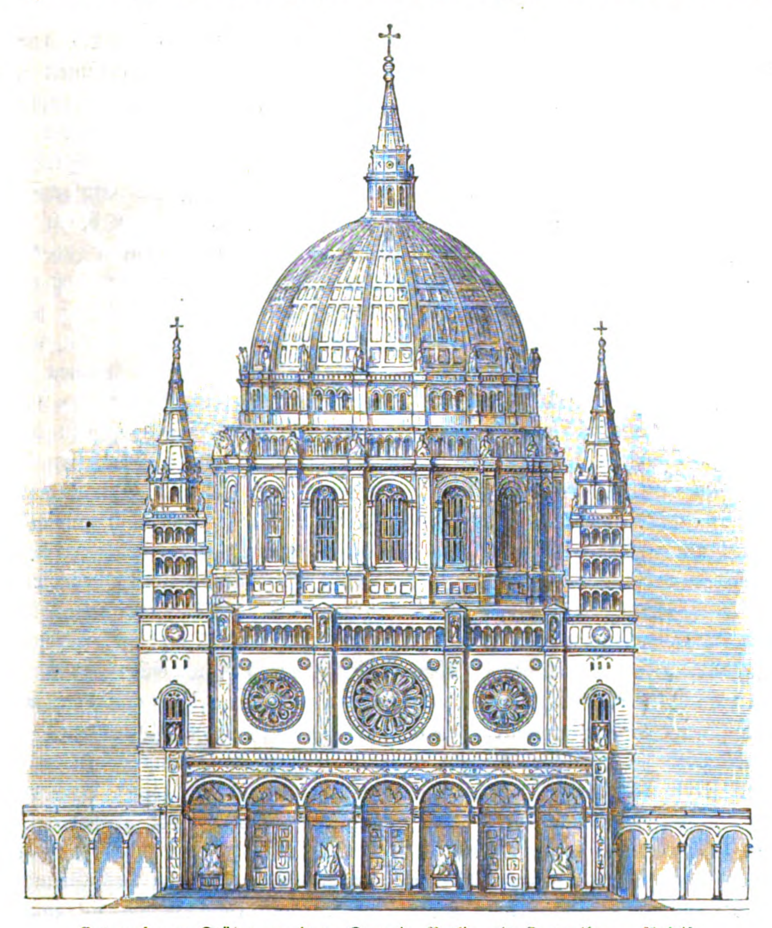


Entwurf von Stüler zu einem Dom in Berlin als Centralbau. Grundriß.

Hand und gestattete die Möglichkeit der Entfaltung in jeder Weise, wie das ein Programm für ideale Aufgaben immer thun sollte. Daß mit der Aufgabe nur ein Werk von hervorragender nationaler Bedeutung gemeint sein konnte, war selbstverständlich, und es ging das hervor teils aus den Zeitumständen, unter welchen das Ausschreiben erfolgte, teils aus der Bausumme, welche auf zwölf Millionen Mark überwiegende Mehrzahl die letzte Idee Stülers und lieferte Centralanlagen mit Kuppeln ein. Dabei hat es sich wohl unzweifelhaft herausgestellt, daß der Berliner Dom auf dem Platze am Lustgarten nur in der Gestalt eines Centralbaues zu errichten sein wird.

Wenn hierdurch die Aufgabe begrenzter erschien, so hat doch die Konkurrenz gezeigt, daß man sowohl von dem ein-

heitlichen Streben nach einem Grundgedanken, wie von festen Principien in Beziehung auf den Baustil noch ziemlich weit entfernt war. Während einige sich mit dem Grundgedanken an italienische Vorbilder anlehnen, verfolgen andere mehr Ideen der Berliner Barockzeit, wie sie sich in der Parochial- und in der Friedrichstädtischen Kirche finden. Die mehr originellen Arbeiten zeigen eine gewisse Unsicherheit in den Abmessungen der einzelnen Teile und in den Verhältnissen derselben zueinander. Fast alle streben nach einem ganz freien großen offenen Innenraume, und nur selten wird derselbe durch Pfeiler oder Vorsprünge beeinträchtigt. Die meisten suchen dann nach einer richtigen Lösung für den Anschluß und die Gestaltung des Altarraumes, aber gerade hier begegnen wir den größten Schwankungen, ebenso wie in der Behandlung der Vorhalle. Oft findet der Altarraum gar keine besondere Betonung, zuweilen auch die Vorhalle nicht, oder aber die letztere erhält ein bedeutendes Übergewicht, welcher Gedanken sich steigert bis zur vollen Ausbildung einer Predigtkirche vor der eigentlichen Festkirche. Auch kommt diese Idee umgekehrt vor, so daß eine Predigtkirche hinter der breit gelegten Festkirche gewissermaßen als Chor ihren Platz findet, so daß der Chor eine überwiegende Bedeutung erhält. In diesem Falle steht



Entwurf von Stüler zu einem Dom in Berlin als Centralbau. Aufriß.

der Altar auf der Grenze beider Kirchen und muß nach zwei Seiten hin benutzt werden.

Keiner der Grundrisse erreicht an Klarheit und bestimmtem Wollen den der Frauenkirche zu Dresden.

In den Stilformen zeigen die meisten Arbeiten eine Mischung der italienischen Renaissance mit dem Romanischen (eine Vereinigung, die sich mit der gemeinsamen Wurzel beider Stile motivieren läßt), oft mehr nach der einen, oft mehr nach der anderen Seite hin neigend. Zuweilen finden wir dabei einerseits Anklänge an neugriechische Formen, andererseits gotische Einzelheiten. Daß eine derartige Zusammenstellung von Reminiscenzen, und wenn sie noch so geschickt gemacht ist, nur sehr schwer einen einheitlichen Gesamtcharakter zu erzielen vermag, liegt auf der Hand. Aus den wenigen Arbeiten mit überwiegender Anwendung des Spitzbogenstils geht augenscheinlich hervor, daß sich derselbe mit dem Centralbau und besonders mit der dominierenden Kuppel nur schwer vereinigen läßt.

Im Aufbau verhindert ein zu häufiges Zerteilen und Zergliedern, eine Anhäufung von Horizontalen und Motiven das wirkungsvolle Hervortreten von überwiegenden Hauptmomenten, unter welche die abhängigen Teile sich unterordnen, wie solches z. B. bei der Peterskirche in Rom und selbst bei der Frauenkirche in Dresden der Fall ist.

Bei allen Entwürfen endlich scheint die Höhenausdehnung der Kuppel im Inneren eine zu bedeutende zu sein, was wohl hauptsächlich eine Folge, wenn auch keine notwendige Folge, der angewendeten Baustile war, was aber weder für die Akustik, noch für eine harmonische Wirkung sehr günstig gewesen sein würde. Wie wohlthätig eine nicht zu hohe Kuppel im Inneren wirken kann, sieht man am deutlichsten an dem Pantheon in Rom.

Mag demnach immerhin das Ergebnis der Konkurrenz, an welcher die besten Kräfte sich beteiligt haben, zunächst kein positives gewesen sein, so hat sie doch die Frage wesentlich geklärt und äußerst wertvolle Vorarbeiten geliefert für ein Unternehmen, an dem ganze Generationen mitzuwirken berufen sind.

Den Konkurrenzentwürfen gegenüber ist es von Interesse, hier noch einmal auf das oben angeführte Stülersche Kuppelprojekt zurückzukommen. Man kann wohl sagen, es sei von keiner der 1868 eingelieferten Arbeiten überflügelt worden. Wenn es sich auch, wie behauptet wird, eng an das Grundrißschema der Moschee Selims zu Adrianopel anschließt, so ist es doch wegen seiner Einfachheit und Klarheit und wegen der darin enthaltenen, auf den vorliegenden Zweck bezüglichen Grundgedanken von hoher Bedeutung. Die Schwierigkeit lag ja hauptsächlich darin, daß der Dom selbst die größten protestantischen Kirchen an Ausdehnung und Großartigkeit überragen sollte, ohne die Eigenschaft zu verlieren, den regelmäßigen Bedürfnissen der Gemeinde zu dienen. Auf der anderen Seite mußte er aber auch im stande sein, bei feierlichen Gelegenheiten eine ganz große Anzahl von Festteilnehmern in sich aufzunehmen. Stüler ordnete daher einen von acht Pfeilern eingeschlossenen inneren Raum an, der ungefähr der Größe des Pantheons in Rom entsprach und für den sonntäglichen Gottesdienst geeignet war. Der Raum hinter den verhältnismäßig leicht konstruierten Pfeilern diente zur Erweiterung bei größeren Festlichkeiten, und die Emporen umzogen nur den äußeren Umfang des Grundrißquadrates und konnten, da sie zum regelmäßigen Predigtanhören nicht zu dienen brauchten, eine angemessene architektonische Höhe erhalten.

Im übrigen war das Stülersche Projekt ebenfalls eine Mischung von italienischer Renaissance mit romanischen Formen. Die Kuppel ist im Äußeren, wie bei den meisten Konkurrenzprojekten, etwas zu mächtig und wächst nicht so organisch aus dem Unterbau, wie das z. B. bei der Frauenkirche der Fall ist.

Den bedeutenden und opferfreudigen An-

strengungen der Konkurrenten gegenüber machte das Gutachten des Preisgerichts einen etwas eigentümlichen und abkühlenden Eindruck. Die Kommission kritisiert oder vervollständigt vielmehr zunächst das Programm, indem sie neben den Specialbedürfnissen ähnliche Thesen aufstellt, wie es die Eisenacher Konferenz gethan hatte. Daß dabei von der Anlage einer besonderen Festkirche und einer davon getrennten Predigtkirche Abstand genommen wurde, konnte man begreifen, daß aber der neue Dom außer als Pfarrkirche nur als protestantische Hauptkirche gestaltet werden sollte, nicht mehr ein Nationalheiligtum, nicht einmal mehr eine Festkirche werden sollte, das rief in Künstlerkreisen eine gewisse Erbitterung hervor. Einem solchen nachträglich aufgestellten Programm entsprachen die eingelieferten Arbeiten allerdings nicht, und das Urteil lautete dann auch dahin, daß keine derselben unmittelbar oder mit geringen Abänderungen für die Ausführung geeignet sei.

Bemerkenswert ist dann noch der zwar nicht einstimmig, aber mit überwiegender Mehrheit (zwölf gegen vier) gefaßte Beschluß der Kommission, dem selbst ein berühmter Gotiker sich anschloß, daß ein Dom im Spitzbogenstil an der betreffenden Stelle wegen des architektonischen Charakters der umgebenden Gebäude nicht zulässig sei. Dieser Beschluß stimmte dem Sinne nach vollständig mit der Eisenacher Bestimmung überein, wonach der Baustil dem vorwiegenden Charakter der jeweiligen Bauweise der Landesgegend folgen soll.

König Wilhelm that keine weiteren Schritte in der Dombau-Angelegenheit, vielleicht, wie Raschdorff meint, weil er von dem Gutachten des Preisgerichts nicht recht befriedigt war.

Als nach den Jahren 1870/1871 das Deutsche Reich neu erstanden war, verhinderte ein fortwährender bewaffneter Frieden die Wiederaufnahme des Projektes, wenn nicht vielleicht der einfache Sinn des großen Begründers deutscher Einheit es der Nachwelt überlassen wollte, seinen Ruhm in einem großen nationalen Werke auch äußerlich zu kennzeichnen. Kaiser Friedrich, dem als Kronprinz die Dombaufrage von jeher am Herzen gelegen hatte, beauftragte einen namhaften Künstler, Herrn Prof. Raschdorff, seine, des Kaisers, Ideen im Entwurf zu verkörpern. Dieselben sind niedergelegt in einem vor einiger Zeit erschienenen Lichtdruckwerk, welches den Titel führt: „Ein Entwurf Seiner Majestät des Kaisers und Königs Friedrich III.“ Wie weit Raschdorff trotzdem selbst die Autorschaft für die entwickelten Ideen zu übernehmen hat, wird sich nicht ohne weiteres feststellen lassen. Uns kann es bei unserer Besprechung natürlich weder hierauf, noch auf die Beurteilung des absoluten Kunstwertes der Raschdorffschen Arbeit ankommen, sondern lediglich auf einen Vergleich der entwickelten Ideen mit der behandelten Frage.

Der Hauptunterschied gegen alle früheren Projekte besteht darin, daß jetzt drei Kirchen angeordnet sind, in der Mitte eine Festkirche und rechts und links im Zusammenhang damit je eine kleinere Kirche, von denen die eine als Gruftkirche und die andere als Predigtkirche gedacht ist. Dieser Gedanke ist in zwei Entwürfen ausgedrückt, von denen, wie es scheint, der letztere den Vorzug erhalten hat. In dem ersten sind die Kirchen durch größere Zwischenräume und durch Säulenstellungen getrennt und gipfeln alle drei in ziemlich gleichwertigen Kuppeln; in dem zweiten sind die drei Kuppelkirchen unmittelbar miteinander verbunden, so daß sie zusammen einen Raum bilden, jedoch nur die Festkirche ist überdeckt mit einer äußeren dominierenden Kuppel, während zwei kleinere Kuppeln die Portale der Nebenkirchen bekrönen.

Es ist zu bemerken, daß auch in diesen Entwürfen von vornherein als feststehend angenommen worden ist, daß der Berliner Dom nur in der Form einer Kuppelkirche seine Verwirklichung finden kann.

Die Architektur bewegt sich in reiner

Palladioscher Hochrenaissance, doch macht sich abermals ein Vorwalten der Horizontallinien bemerkbar.

Daß bei der größeren Breitenausdehnung des Entwurfes der früher von Stüler geplante Campo Santo in Wegfall kommen mußte, können wir nur für eine Errungenschaft halten, da dieser jede freie Entwickelung des Domes gehemmt haben würde, um so mehr, als inzwischen die Kaiser-Wilhelmstraße durchgeführt worden ist.

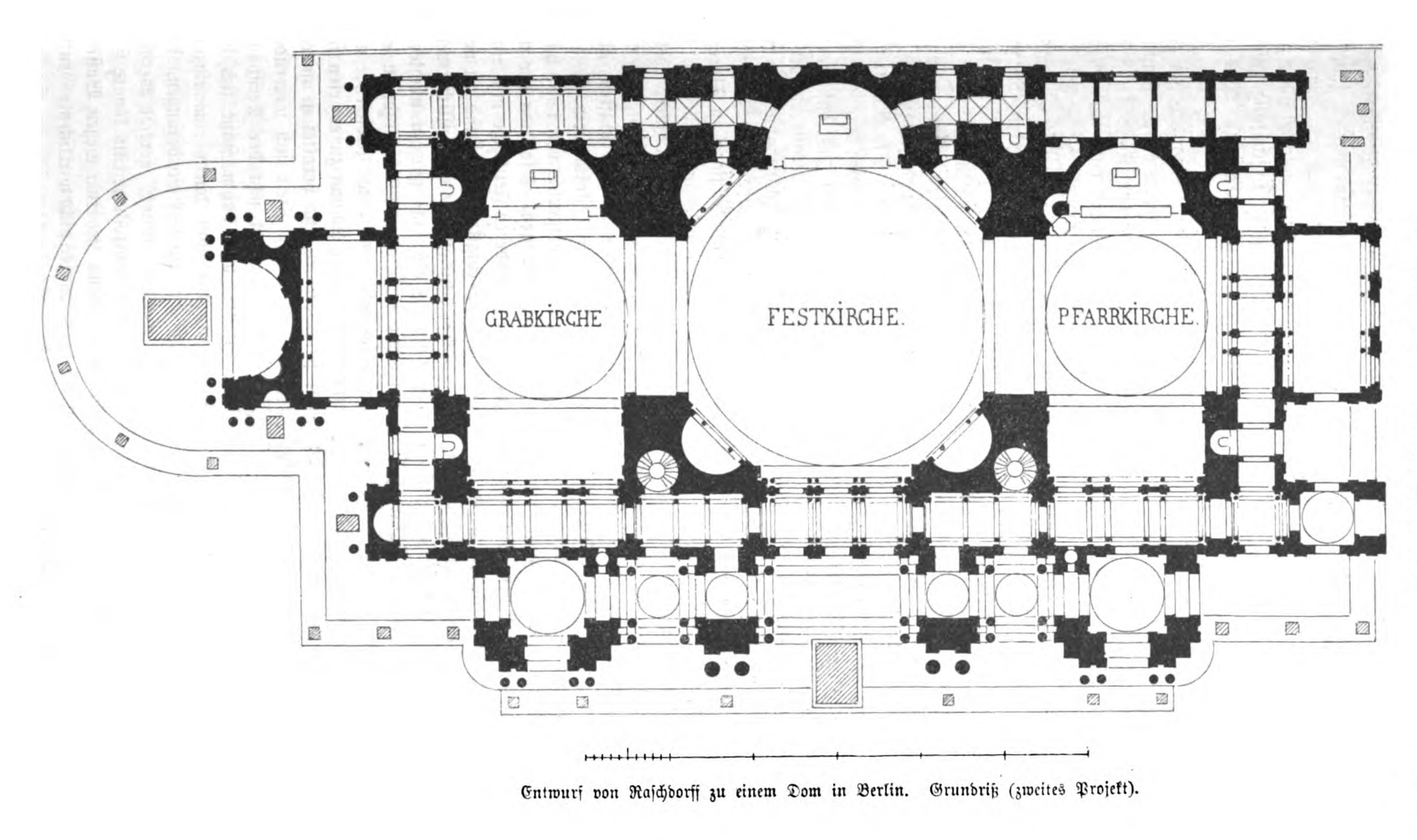
Wenn wir die in diesen Entwürfen enthaltenen Ideen auch in den Bereich unserer Besprechungen zu ziehen wagen, so geschieht das erstens in dem Bewußtsein, der Sache aufrichtig und unbefangen dienen zu wollen, und zweitens ermutigt durch die Schlußbemerkung des Herrn Professor Raschdorff, die Entwürfe seien als Beiträge zur Entwickelung der gesamten Bauidee entstanden und als solche zu beurteilen, wodurch er dieselben gewissermaßen zur Diskussion stellt.

Es liegt hier unzweifelhaft die Absicht vor, eine weihevolle Stätte zu schaffen für die feierlichen Handlungen, die das ganze Volk angehen, sie zu schaffen in der würdigsten Form eines Tempels. Doch da ein solcher Weihetempel, der natürlich eine Ausdehnung über das gewöhnliche Maß erhalten muß, für die regelmäßigen sonntäglichen Gottesdienste der Gemeinde angeblich zu groß ausfallen würde, so ist neben der sogenannten Festkirche nach dem Schloß zu erst die eigentliche kleinere Kirche (Pfarrkirche) projektiert und als Pendant dazu an Stelle des früheren Campo Santo auf der anderen Seite eine Gruftkirche, die nun genau dieselbe Form erhalten mußte wie die Predigtkirche.

Wir stehen also eigentlich drei, allerdings eng miteinander verbundenen Werken gegenüber, doch immerhin so weit getrennt, daß Raschdorff meinen kann, die Kosten der mittleren Kirche seien vom Reich und die der beiden anderen von Preußen zu tragen. Aber schon der Dualismus in der protestantischen Kirche, der in der Verschiedenheit der Predigtkirche und der Altarkirche bestand, war ein schwer zu überwindender Gegensatz und verursachte große Schwierigkeiten, wieviel mehr mußten durch diese neue Dreiteilung zweifelhafte Verhältnisse entstehen? Was war die Hauptsache? Doch wohl die Festkirche. Doch diese ist eigentlich gar keine Kirche, sondern nur, wie das Pantheon in Paris, eine große Festhalle. Das eigentliche Gotteshaus wird zum Nebenraum und die Gruftkirche erhält der Symmetrie halber die Gestalt einer Predigtkirche. Das sind Bedenken, die schon an und für sich geeignet sind, eine solche Dreifältigkeit fallen zu lassen.

Für das Innere wird geltend gemacht, daß nur durch eine Ausdehnung nach der Seite hin sich passende Standpunkte gewinnen lassen für eine hohe Kuppel. Das Pantheon in Rom lehrt uns, daß eine zu hohe Kuppel sehr wohl vermieden werden kann, und seitliche Ausdehnung ist auch zu gewinnen z. B. durch eine Formation im Sinne der Kapelle Pazzi in Florenz; aber durch drei vollständig für sich bestehende Anlagen wird nimmer, weder im Inneren noch im Äußeren, ein einheitliches Ganzes, am wenigsten aber ein Gotteshaus zu gestalten sein.

Schon das Preisgericht von 1869 hatte einstimmig beschlossen, es sei von der Anlage einer besonderen Festkirche und einer getrennten Predigtkirche Abstand zu nehmen. Es hatte nur unbegreiflicherweise die Aufgabe als eine gar zu nüchterne aufgefaßt. Stüler hatte längst durch sein Kuppelprojekt den Weg gewiesen, wie eine befriedigende Lösung zu erzielen sei, nur seine Formen sind veraltet in unserer dahineilenden, dem Ziele sich nähernden Zeit. Doch das ist jetzt der Kernpunkt der Aufgabe und dahin spitzt sich die Frage zu, wie man durch eine einzige Kuppelanlage allen Anforderungen, die gestellt werden müssen, gerecht werden kann. Die Hohenzollerngruft könnte sich immerhin, wenn sie etwa wegen Wasserstandsverhältnissen nicht wirklich als Gruftkirche, d. h. als Souterrainkirche, angelegt



Entwurf von Raschdorff zu einem Dom in Berlin. Grundriß (zweites Projekt).

werden darf, sehr wohl als eine Art Campo Santo, natürlich in geringerer Ausdehnung und in anderer Form als im Stülerschen Projekt, zur Seite legen.

Nicht wollen wir schließlich verkennen, daß durch Raschdorff in der Architektur ein entschiedener Fortschritt gemacht ist. Er zuerst hat es gewagt, einen rein auf der Antike beruhenden Baustil zur Anwendung zu bringen. Noch fragt es sich, ob nicht gerade in diesem Falle ein entschiedenerer Anschluß an das Schloß als an das Museum sich empfehlen würde. Am ehesten müßte es gelingen, dadurch in Verhältnissen wie im Charakter die richtige Tonart zu treffen. Auch wäre ein Maßstab gegeben, den innezuhalten sowohl absolut wie relativ nur von größtem Vorteil sich erweisen würde.

Denn eine zu große Ausdehnung des Domes, d. h. zu gewaltige Dimensionen, sind sicherlich zu vermeiden, er muß, dem Charakter des ganzen Protestantismus entsprechend, mit einer gewissen Moderierung auftreten, aber um so edler soll der Idealismus zum Ausdruck gelangen. Nicht wollen wir wetteifern mit der stolzen Peterskirche in Rom, wir wollen vielmehr das Verhältnis zum Ausdruck bringen, wie der innerliche Protestantismus gegenübersteht dem seelenbeherrschenden Papsttum.

Den künstlerischen Ausdruck hierfür zu finden, möge der Gesamtheit anheimgestellt werden, nicht ein einzelner Künstler wird es vermögen, und wäre er noch so bedeutend, die gewaltige Frage zu lösen. Schon sind durch gemeinsames Zusammenwirken in edlem Kampfe die schwierigsten Aufgaben bewältigt. Auch hier wird die Begeisterung nicht fehlen, wenn es gilt, auf dem Plane zu erscheinen. Dank der großen Erfolge unseres hehren Begründers des Reiches hat die Kunst einen mächtigen Aufschwung genommen, in allen Gauen sind tüchtige Werke geschaffen, und ein künstlerisches Vermögen der herangereiften Generation harrt thatendurstig, daß der Aufruf erschalle an die gesamte Künstlerschaft Deutschlands.





Auf der Baar.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

IV.

lwig Morneweg sah Magdala Baldewin höchst überrascht und begriffslos nach. Was sollte denn das bedeuten? Auch eine weinerliche Person war sie noch obendrein? und weshalb denn?

Allerdings nach echter Frauenzimmerart, die sich alles herausnahm, sich heimlich lustig machte, anzügliche Ton- und Redensarten von den Lippen kommen ließ und dann die Augen unter Wasser setzte, wenn man den Stiel umwendete und zeigte, daß man sich auf solche Behandlung doch noch etwas besser verstehe als sie.

Freilich darüber — über seine spöttische Wiedervergeltung ihres „Ich danke“ — hatte sie noch nicht zu weinen angefangen, sondern erst nachher, zuletzt, als er von ihrer Mutter gesprochen und gesagt — was doch gleich? — ja so, sie könne nicht verheiratet gewesen sein. Nun ja, das war vielleicht ein bißchen unbedacht herausgekommen, aber doch nicht mißzuverstehen, was er damit sagen wolle — daß es nicht heiße, ihre Mutter sei wirklich nicht verheiratet, sondern sie müsse jetzt eben einen anderen Namen wie als Mädchen führen. Das war doch so selbstverständlich und einfach zu begreifen als möglich, und in der That zu dumm, darin eine Kränkung für ihre Mutter und für sie selbst zu empfinden und in Thränen auszubrechen. Aber die Folge war's, daß man sich mit einem so einfältigen Ding in Hin- und Herrede einließ. Wenn es sich nicht mehr wehren konnte, gab es Thränen und Fortlaufen.

Der Schnurrbart Alwigs hatte bereits eine so erfreuliche Länge gewonnen, daß er denselben an der Spitze zu fassen und ärgerlich daran zu ziehen vermochte. Die Geschichte war ihm um seines Onkels willen doch unangenehm; was für einen Grund sollte er denn dem angeben, weshalb seine Famula sich plötzlich davongemacht habe? Freilich geschah's ihm recht; dies Gewann Burg mit dem zwecklosen

Herumklopfen an den Steinen war ein ganz alberner Platz.

Hätte sie denn wirklich die Absicht, fortzugehen? Alwig trat auf die Felsrippe, welche Magdala zum Sitz gedient; von ihr aus ließ sich ringsum alles überblicken.

Richtig, da ging sie schon drüben jenseit der Mauchach, gen Norden zu, nicht zu verkennen am Kleid und Haar.

Ihre Hacke hatte sie am Boden liegen lassen, man mußte sie doch mitnehmen. Er bückte sich, der Griff war ganz warm von der darauf scheinenden Sonne. Oder wohl noch von ihrer Hand, die bis vor kurzem darauf gelegen.

Auch den abgepflückten Thymian hatte sie vergessen. Es war Alwig immer unleidlich gewesen, Blumen vom Stengel zu reißen und sie dann nutzlos zum Verwelken hinzuwerfen. Er bückte sich nochmals, hob sie auf und roch daran. Thymian besaß eigentlich von allen Blüten, welche die freie Natur hervorbrachte, doch den feinsten Duft; etwas wundersam und lieblich Überrinnendes kam aus ihm.

Nun nahm Alwig auch seinen von der Mauchach wieder heraufgekommenen Onkel über das Buschwerk hin gewahr und begab sich zu ihm. Ein wenig ungewiß, was er sagen solle, trat er zögernd gegen ihn hinan, doch der Doktor enthob ihn der Nötigung zu einer Mitteilung, indem er den Kommenden mit der Anrede empfing:

„Es ist mir nicht gelungen, etwas von alten Steinböschungen drunten am Wasserrande aufzufinden, und wie ich zu meinem Bedauern von der Magdala erfahren, die ich vorhin antraf, hat sich bei euch gleichfalls kein besseres Ergebnis herausgestellt. Es bedarf eben vieler Geduld und oftmaliger Wiederholung; so erachte ich als das Beste, daß wir uns für heute auch auf den Heimweg begeben, lieber Alwig."

Der letztere machte stumm einige Schritte neben seinem nichts weiter hinzusetzenden Onkel, dann fragte er, von der Schweigsamkeit desselben doch mit einer nicht angenehmen Empfindung angerührt, obenhin: „Ist denn deine Famula uns schon voraus?"

Berchtold Morneweg nickte: „Ja, sie wollte nach ihrem Hause zurückkehren, weil sie Kopfschmerz bekommen; mutmaßlich durch ihre eigene Verschuldung, da sie sich ihres früheren Schutzes gegen die Sonne durch den Schleier thörichterweise entäußert gehabt."

Magdala war inzwischen hurtig ausgeschritten, und sie verminderte ihre Schnelligkeit auch keineswegs, sondern erhöhte dieselbe eher noch, lief mehr am Archäushof vorüber, als daß sie ging. Dies geschah zur augenerweiternden Überraschung Meta Nebelthaus und zur mundaufsperrenden Verwunderung Jobst Stobwassers, denn offenbar trieb es die Fremde in schleuniger Unruhe an dem Hause vorbei, und die alte Euphrosyne schlug, die Finger ineinander klafternd, ihre Hände mit dem inbrünstigen Ausruf zusammen: „Allen Plagen Ägyptens sei's gedankt, siehst du, Kind, wie's geholfen hat! Nicht hereingetraut hat die Heuschreck sich wieder, nur Augen hat sie mir zugemacht wie der Abimelech dem Erzengel mit dem feurigen Schwert."

Zweifellos kam die Unbekannte nicht nach der Ankündigung des Doktors zum Mittagessen herein, sondern lief in scheuer Hast vorüber. Ob das wirklich einer erzengelhaften Fortbannungskraft der Tante oder sonstigen Beweggründen entspringen mochte, Verwunderliches lag jedenfalls darin, so daß es Jobst Stobwassers verstohlen geraunte Frage rechtfertigte: „Glaubscht, daß man mit drei Kreuz alle widerspänschtige Geischter zwinge ka? Da sollt man's doch emal probiere." Bei dem letzten Worte streckte er seine Hand vor und zwar, da dies gerade in der Richtung auf das Kinn Metas geschah, in der unverkennbaren Absicht, den betreffenden Beschwörungsversuch in irgend einer Weise an ihrer Persönlichkeit anzustellen. Doch das Schwabenmädchen erinnerte sich jetzt ihrer lutherischen Verpflichtung zur Vernunftgläubigkeit, erwiderte im selben raunenden, von Geisterangelegenheiten be-

dingten Ton: „Bischt wohl selber b'sesse," klatschte ihm nicht ganz sanft auf die Hand und sprang mit schwippenden Rocksäumen, den Kreuzen zum Trotz wie ein lachend beweglicher Kobold ins Haus hinein.

Magdala Baldewin setzte jetzt ihren Weg an der Gauchach aufwärts fort, immer noch in der nämlichen Eile. Sie dachte nichts als ein einziges, das sie vorwärts trieb und wovon sie sich doch keine klare Vorstellung machen konnte; aber sie fühlte, das sei der heimliche Urquell, aus dem der schwermütige Tropfenfall gestammt, der seit dem Winter über sie gekommen und ihr, traurig die Brust beengend, trübtönig auf die frühere Lebensfreudigkeit heruntergeklungen war. In den letzten Wochen hatte sie nichts mehr von ihm gehört und empfunden, doch auf dem Gewann Burg war er plötzlich wie von einer Sturmgewalt gepeitscht wieder auf sie hereingebrochen, und in den Garten des Häuschens am Krähenbach stürzend, wo Benigna Baldewin unter der Thürlaube saß, stieß sie fast atemberaubt aus:

„Ist es wahr, Mama?"

Die Angerufene sah verwundert auf: „Du schon zurück, Madeleine? Bleibst du denn nicht über nacht bei Berch— bei dem Herrn Doktor?"

Doch Magdala schüttelte nur den Kopf und wiederholte: „Mama, ist es wahr?"

„Was soll wahr sein, Madeleine?"

„Daß du nicht meine Mutter sein kannst —"

„Ich nicht —? Warum, Madeleine?"

„Weil du noch Baldewin heißt und deshalb nicht verheiratet gewesen sein kannst —"

Benigna fuhr mit einem jähen Ruck von ihrem Sitze auf, und das Blut war ihr aus dem Gesicht geschwunden. Sie mußte nach Luft ringen, ehe sie hervorbrachte:

„Wer hat dir das gesagt?"

„Er — der abscheuliche Mensch — das heißt, er kann ja nichts dafür, wenn er es für richtig hält und sonst nicht begreift — der Neffe von dem Doktor Morneweg —"

Benigna Baldewin hatte sich gesammelt, schlang den Arm um Magdala, zog sie zu sich auf die Bank nieder und erwiderte abgebrochen stockend:

„Ja, es ist richtig, Madeleine — du hättest es doch einmal erfahren müssen — und so ist es gut. Nein, ich bin nicht deine wirkliche Mutter — konnte es, wie du sagst, nicht sein, — denn ich war nie verheiratet — habe dich nur als ganz kleines Kind zu mir genommen — weil ich — weil ich nicht ganz allein in der Welt sein wollte —"

Magdala brach in einen Thränenstrom aus und schluchzte: „So ist's wahr — ich fühlte es gleich im Herzen, als er es sagte — denn so mürrisch er spricht, er lügt nicht — darum war's mir immer so bange zu Mut. O, nun habe ich keine Mama mehr —"

„Aber ich habe ein Kind wie vorher — und wenn es mein Kind ist, so hat es doch wohl eine Mutter" — Benigna bedeckte die weinenden Augen des Mädchens mit Küssen — „ich habe es nie so im Herzen gefühlt, daß du es bist. Fühlst du es nicht — und willst du es nicht mehr sein — und unglücklich deshalb sein —?"

Ungestüm warf die Schluchzende nun beide Arme um den Nacken ihrer liebreichen Trösterin und drückte sich fest an die Brust derselben: „O meine Mama — ich bin ja so glücklich!"

Unter den Weidenrosen.

Nun hatte der Wiener Kongreß seine ihm von dem kaiserlich-königlichen österreichischen Staatskanzler, Fürsten Klemens Wenzeslaus Lothar von Metternich gesteckte Hauptaufgabe, dem deutschen Volke den zweckentsprechendsten Lohn für die Begeisterung der „Freiheitskriege" einzubringen, zu allgemeiner höchster Befriedigung gelöst, die Verdauungsorgane sämtlicher hochgeborenen Stellvertreter aller alten und neuen Landesväter Europas bedurften nach achtmonatlicher täglicher Überanstrengung dringlich des Aus-

ruhens oder einer wohlthätigen Badbenutzung, und dem Aufbruch der verdienstlichen Gesellschaft von der Tafel der Weltgeschichte stand nichts mehr im Wege. So verlor sie sich im Bewußtsein einer unverlöschlichen Nachruhmshinterlassenschaft im Gedächtnis der Menschheit, zugleich auch an der mittleren Donau wieder so viel eintretende Stille zurücklassend, als diese sich mit den vergnüglichen Gepflogenheiten einer Stadt von einer halben Million Bewohnern vertrug. An der oberen oder vielmehr der obersten Donau — ob man nun dieselbe aus der Brigach und Breg, oder nach dem Wunsch des Städtchens Donaueschingen aus dem dortigen Schloßbrunnen ihren Ursprung nehmen lassen wollte — herrschte aber vollwirklichste, durch nichts von innen und von außen her beeinträchtigte Stille.

Am wenigsten Anteil aber von allen Baarzugehörigen nahmen an dem, was sich draußen in der Welt begab und selbst nicht einmal an dem interessanten Streit, ob die Preußen und Engländer sich mit den Franzosen gerade eben bei Waterloo oder bei Belle-Alliance oder bei Mont Saint Jean geschlagen hätten, die Bewohner des Archäushofes, als seien die größten Ereignisse der Weltgeschichte für die Daseinsführung in solcher Richtung bedürfnis- und anspruchloser Leute gar nicht notwendig. Es stand wohl in Frage, ob überhaupt schon eine Botschaft vom Anfang der „hundert Tage" an die Mauchach und Gauchach gekommen war, und demgemäß entbehrte auch schwerlich jemand etwas durch den Mangel an Benachrichtigung, daß jener letzte geräuschvolle Einfall des großen korsischen Improvisators auf einem belgischen Schauplatz vollständiges Fiasko gemacht und sein definitives Abtreten von der Weltbühne mit sich gebracht habe. Es gab freilich Leute, die sich ganz außerordentlich dafür interessierten, da sie durch die Landung von Elba her veranlaßt worden waren, von ihrer eben angefangenen erfreulichen Beschäftigung der Wiederbesitzergreifung sehr lange ohne ihre Zustimmung von anderen verwalteter Herrschaften, Schlösser und Güter nochmals urplötzlich abzubrechen und mit ausnehmender Hurtigkeit ihre vieljährigen Zufluchtsstätten jenseit des Rheins zum anderenmal wieder aufzusuchen. Indes das waren ausschließlich etwas mehr oder minder höchst- und hochgeborene Söhne der großen französischen Nation. Auch die Baar wurde durch das Fürstenbergische Schloß zu Donaueschingen des Vorzuges teilhaft, ein Weilchen zu den Sammelpunkten der schnellfüßig eingetroffenen Verehrer der bourbonischen Lilien mit beizutragen. Doch erstreckte ihre Neigung zum Promenieren sich nicht über den dortigen, neu angelegten fürstlichen Park mit dem ausländisch-interessanten, buntfarbigen Wassergeflügel auf seinen vielfachen Teichen und Flußadern hinaus, und die grausige Bärenwildnis der „forêt noire", die unzweifelhaft bereits unmittelbar vor den westlichen Straßenausmündungen des Ortes ihren Anfang nahm, blieb von der hochvornehmen, wie ein zur Abwechslung hundertohriger Argus nach neuesten Kunden aus Paris hinüberhorchenden Gesellschaft unbetreten.

So lag die Baar, von der letzteren als Wüste mit der winzigen Oase Donaueschingen darin betrachtet, trotzdem in ihrer alten Stille, mochte vielleicht im geheimen die Auffassung umdrehen, sich als die Oase und ihre Residenzstadt als eine zeitweilige Wüste empfinden, Mauchach und Gauchach plätscherten hochsommerlich ruhig ihr stark vermindertes Wasser zusammen, und im ganzen setzte alles um sie herum seinen altgewohnten Tageslauf unverändert fort. Auch Berchtold Morneweg that dies in seinen Forschungen, wie die alte Euphrosyne in ihrer sauren, mit himmelschreiendem Undank gelohnten Arbeit in Küche und Küchengarten, bei der ihr nur die Tröstigung zufiel, daß sie jetzt allmorgenlich ihrer Madonna eine Handvoll der schönsten Erdbeeren zum Weihgeschenk vor die Füße legen konnte.

Eine Ausnahme in der gleichmäßigen Fortsetzung der überlieferten Betriebe

machte so nur Alwig Morneweg, der an dem allem keine Freude mehr fand, ohne daß ihm indes das angefangene Neue rechten Genuß bereitete. Er hatte mit dem vorzeitlich einmal auf der Baar Gewesenen vollständig gebrochen; das römische Altertum bedünkte ihn höchst langweilig und das deutsche Mittelalter äußerst interesselos, beide gleicherweise tot, begraben und nur die frische Luft mit einem unerquicklichen Modergeruch verderbend. Wer heute lebte, mußte sich auch, um von angenehmen Empfindungen überkommen zu werden, mit etwas heute Lebendigem, nicht mit der Vergangenheit, sondern der Gegenwart befassen, und Alwig hatte aus dieser Erkenntnis heraus eine alte Knabenneigung in sich aufgefrischt und sich mit Eifer auf die Botanik verlegt. Für dies Studium bot die Baar unstreitig ausgiebigstes und anregendstes Material, besonders die Ränder der Gauchach beherbergten eine Menge seltener, die Nachsuchung lohnender Pflanzen. So begab er sich täglich in dieser Richtung an dem vielkrümmigen Gewässer aufwärts, im Anfang etwa eine halbe Stunde weit, dann auch wohl ein Stündchen oder noch ein weniges darüber hinaus, machte schließlich zu eingehender Betrachtung seiner Funde eine längere Rast und trat wieder den Heimweg an. Doch brach er zumeist erst ziemlich spät am Morgen auf oder nutzte den Nachmittag für seine botanische Exkursion; in der Frühe waren die Wiesen und Felder noch zu naß, durchfeuchteten das Schuhzeug, und außerdem besaß er eine idiosynkratische Abneigung gegen das Hängen und Blinken der Tautropfen am Gehälm, wartete deshalb, bis die Sonne damit aufgeräumt habe. So sammelte er fleißig, jedoch dennoch nicht mit recht zufriedenstellendem Erfolg. Nach und nach brachte er kaum mehr etwas Neues für sein Herbarium und damit eine Enttäuschung nach Hause, insofern er von Tag zu Tag das Auffinden einer besonderen Seltenheit erwartet hatte. Welcher Familienzugehörigkeit und Species wußte er zwar nicht, wie man sich darüber bei einer unbestimmten Hoffnung ja meistens auch nicht klar ist, aber allmählich nahm er beim Umherschweifen der Augen alsbald gewahr, daß sich das Gesuchte oder Erhoffte nicht im Blickumkreis befand. Vielleicht war die Gegend noch weiter an der Gauchach aufwärts ergiebiger, und der junge Botaniker dehnte einigemal sein Forschungsgebiet dorthin noch um etwas aus. Doch da die Ergebnislosigkeit die nämliche blieb, stand er von weiterem Vordringen ab. Es mußte doch schließlich alles eine Grenze haben, und man konnte seinen Weg nicht immer mehr ins Ungewisse hinaus verlängern.

Der Doktor Morneweg hatte am Tage nach der mißglückten Expedition zum Gewann Burg besseren Erfolg in einer Wiederbesichtigung des alten Keltengrabes gesucht und dabei auch in dem Häuschen am Krähenbach vorgesprochen, wo er nur Benigna Baldewin angetroffen, denn Magdala war, da keine Zusammenkunft für den folgenden Morgen verabredet gewesen, nach früherer Weise allein ins Freie hinausgegangen. Als sie heimkam, teilte ihre Pflegemutter ihr die stattgehabte Anwesenheit des Doktors mit und daß dieser in der nächsten Zeit zu sehr mit wichtigen Arbeiten im Hause beschäftigt sei, um Forschungswege unternehmen zu können. Damit hatte er offenbar seine kundgegebene Absicht bezüglich künftiger Ausschließung der Famula von den wissenschaftlichen Untersuchungen ins Werk gesetzt, indes in eine schonendere Form eingekleidet, als der erste Unwille sie ihm Alwig gegenüber auf die Zunge gebracht, denn in der Mitteilung Benignas sprach sich nichts von einem wahrgenommenen Mißmut Mornewegs aus. Doch hielt sie eine Fortsetzung möglichst andauernden Aufenthalts Madeleines in der frischen Luft für dringend geboten und ermahnte sie, ein tägliches weiteres Umherwandern auf eigene Hand nicht zu unterlassen; besonders werde von Ärzten die feuchtere Atmosphäre in der Nähe von Wasserläufen als gesundheitszuträglich angesehen, deshalb empföhlen die im übrigen auch

anmutigsten Wege an der Gauchach hinab sich am meisten zur Benutzung für sie. Magdala teilte die Meinung in Bezug auf das Anziehende der Gegend und befolgte selbstverständlich den Rat der Mutter, da sie dieser nach der anderen Richtung blindlings Vertrauen schenkte und sich kein eigenes Urteil über das Förderliche der Wasserluft beimaß. Sie benannte ihre Hausgenossin „meine Mama" fort und zwar mit einem noch bestimmteren Ton und noch größerer Zärtlichkeit als früher. Der erste Schreck der Entdeckung hatte sie tief betroffen, aber dann war es ihr eigentlich nicht recht begreiflich gewesen warum, ihr vielmehr vorgekommen, als ob Benigna seitdem erst wirklich ihre Mutter geworden sei; sie fühlte, daß sie beide unzertrennlich zueinander gehörten, und empfand durchaus nichts mehr von Schatten um sich und Trübsinn in sich, denn es wollte sie freudig bedünken, der verschwiegene Gram in den Augen ihrer Mama schwinde mit dem Vorrücken des Sommers leise mehr und mehr. Vermutlich hatte eben dies Geheimhalten, daß Magdala nicht ihr wirkliches Kind sei, sie bedrückt und das Offenbarwerden ihr das Gemüt erleichtert. Dadurch hatte der Neffe des Herrn Morneweg sich um sie beide eigentlich ein Verdienst erworben, für das sie ihm Dank schuldeten. Und die Welt, Luft, Erde, Wasser, Wolken, Wald, Wiese, Blumen, Vogelgesang, alles wohin man sah und hörte, waren in diesem Sommer so schön, wie sie noch niemals gewesen, so daß dabei auch gar kein Kummer und keine Traurigkeit fortbestehen konnte. Nur zum Nachdenken veranlaßte alles mehr als früher; dies ward unfraglich am meisten gefördert, wenn man sich an einem stillen Platz in der Natur allein befand, und Magdala war deshalb mit einem zeitweiligen Aussetzen der archäologischen Exkursionen eigentlich ganz einverstanden, erkannte etwas Nützliches darin. Die Mai- und Juniwochen hatten ihr doch mancherlei Neues, bis dahin ihr durchaus Fremdartiges entgegengebracht, das ihr Kopf erst ordnen, sich zur Klarheit entwickeln und zu vollem Verständnis reifen lassen mußte. Nach dem Rat und Wunsch ihrer Mutter wanderte sie allmorgenlich ein Stückchen an der Gauchach abwärts, fand die Luft dort in der That für das Atmen am erquicklichsten, setzte sich an einen von ihr ausgefundenen, heimlichen Lieblingsplatz in einer kleinen Laubwaldlichtung und sah die hellen Wasser des Flüßchens unter ihren Füßen vorbeiziehen. Wissenschaftliche botanische Kenntnis ging ihr allerdings ab, aber sie war schlichthin dennoch eine große Freundin von Blumen, pflückte sich unterwegs die ihr vorwiegend gefallenden und ordnete sie auf ihrem Ruhesitz zum Strauß, den sie am Mittag mit sich heim nahm. Was sich dabei an Abfall von Blättern, Stengeln und geknickten Blüten ergab, warf sie stets vor sich in die plätschernden Wellen hinunter, und die letzteren trugen hüpfend und sonnenglitzernd, bereitwillig die leichte Last mit sich fort.

Es fand solchergestalt ein eigentümliches Zusammentreffen oder vielmehr Nichtzusammentreffen täglich an der Gauchach statt, denn kaum um zehn Minuten weiter abwärts von dem Lieblingsplatz Magdalas war die Stelle, an welcher Alwig Morneweg seine Rast vor der Rückwanderung zu halten pflegte. Wäre sie etwas weiter nach Süden vorgeschritten, oder hätte er seine botanischen Ausflüge um ein weniges noch gen Norden ausgedehnt, so würden sie sich unfehlbar in der dortigen, immer gleichen Einsamkeit begegnet sein. Aber beide thaten dies nicht und besaßen derartig keine Ahnung von der Nachbarschaft ihrer regelmäßigen Aufenthaltsplätze, denn die Gauchach machte zwischen ihnen eine ihrer zahlreichen Halbkreiswindungen und benahm dadurch dem Blick die freie Sicht hinüber und herüber. Nur die Straußabfälle von droben trieben drunten vorbei und zogen wohl ab und zu einmal die Augen Alwigs durch ihre tägliche Wiederkehr mit einiger Verwunderung auf sich. Doch auch er saß zumeist von mehr oder minder bewußter und unbewußter Gedankenbeschäftigung in

Anspruch genommen, achtete nicht sonderlich auf das schwimmende Blätter- und Blütenwerk und stellte keine Mutmaßungen über eine Ursache des Vorübertreibens desselben an.

Nun indes hatte die große Juli-Bodendynastie ihre Herrschaft angetreten und sandte eines Vormittags Alwig Morneweg ein Zeichen dieser Thronbesteigung zu. Das Wasser spülte dicht vor ihm eine geknickte lange Schotenstaude mit vereinzelten roten Traubenblütchen heran; aufmerksam geworden fischte er sie heraus, erkannte ein Exemplar von Epilobium angustifolium, das schmalblätterige Weidenröschen, und stellte sich diesem als ein auch klassisch-etymologisch bewanderter Pflanzenkundiger vor, indem er den Fund als „das Veilchen auf der Schote“ begutachtete. Die Weidenrose rüstete sich allerdings ringsum auf der Baar zur Besitzergreifung der Souveränetät, doch hatte er bis jetzt noch keine aufgeblühte angetroffen; die hier angeschwemmte mußte von einem besonders geschützten, sonnigen Fleck herstammen. Das erweckte ein Interesse in ihm, ließ ihn sich nicht wieder setzen, sondern heute noch ein Stückchen weiter nordwärts wandern, ob er vielleicht den Standpunkt des schon so weit vorgeschrittenen Epilobiums in der Nähe entdecke. So umbog er die Gauchachkrümmung und stand ganz plötzlich vor Magdala Baldewin, welche eine Anzahl bereits mit einzelnen Blüten schimmernder Weidenröschen in der Hand zusammenordnete. Sie saß im Blätterschatten eines Laubbaumes am Rande einer kleinen, ganz mit hochstaudigem, doch zumeist nur erst in Knospen stehendem Epilobium überdeckten Waldlichtung, deren schmalste Dreiecksseite der murmelnde und spiegelnde Bach vor ihren Füßen bildete, und trug ein lichtgrünes Kleid, durch das sie sich auf den ersten Hinblick kaum von ihrer Umgebung abhob, eher als ein zugehöriger Teil derselben erschien. Und so war's dem Auge anfänglich auch, als falle durch eine Lücke des Gezweigs über ihr nur ein schmalumschriebener Sonnenfleck auf ihre Sitzstelle herunter; dann erst unterschied der Blick, daß jener von ihr selbst ausgehe, denn sie hatte den blaßfarbigen Strohhut abgelegt, und das unbedeckte Haar auf ihrem Scheitel und Nacken erzeugte die Täuschung eines Sonnenlichtes im Schatten.

Aus diesen Gründen dauerte es ein paar Augenblicke, ehe der unvermutet dicht vor sie Hingeratene sie im allgemeinen als ein menschliches Wesen und im speciellen als die gewesene Famula seines Onkels erkannte. Sie rührte sich nicht, sondern sah ihm lautlos entgegen, wie wenn sie sich ebenfalls erst über seine Persönlichkeit vergewissern müsse, oder vielmehr in ihrem Gesicht schien sich auszudrücken, daß sie passiv abwarte, ob er eine Bekanntschaft zwischen ihnen als vorhanden betrachte oder nicht. Er machte kurz den Eindruck, sich darüber in Zweifel zu befinden, dann entschied er sich offenbar durch ein Kopfnicken nach der Seite der Anerkennung einer Beziehung zu der vor ihm Sitzenden und begleitete den kaum merkbaren Gruß mit der Äußerung: „Halten Sie sich hier auf? Das konnte mir allerdings nicht in den Sinn kommen. Da stammt wohl dies Epilobium, das ich aus dem Wasser gezogen, von Ihnen her?“

Er vollzog eine leichte deutende Bewegung mit der noch von seiner Hand gehaltenen Pflanze; Magdala antwortete nickend: „Das ist wohl möglich.“

„Nein, es ist vollständig gewiß, denn da liegen noch andere Weidenröschenstengel, die nicht bis ins Wasser hineingekommen sind. Ich begreife nicht, wie jemand ein Vergnügen daran finden kann, Blumen abzureißen und sie zwecklos hinzuwerfen. Das erregt durchaus meine Antipathie.“

So schulmeisterlich zurechtweisend, wie einem ins Weibliche übertragenen „dummen Jungen“ gegenüber, hatte er kaum neulich auf dem Weg zum Gewann Burg gesprochen; Magdala erwiderte nichts, obwohl sie zu entgegnen vermocht hätte, daß sie nur für ihren Strauß Unbenutzbares weggeworfen habe, sondern nahm

ihren Hut, setzte ihn schweigend auf und erhob sich von ihrem Sitz, um fortzugehen. Dies Behaben entsprach genau ihrem letztmaligen Thun auf dem Thymianhügel, weckte dadurch eine Erinnerung in Alwig und ließ diesen unwillkürlich hervorbringen:

„Übrigens haben Sie mich neulich mißverstanden, ich drückte mich vielleicht etwas ungeschickt aus. Natürlich meinte ich nicht — ich meine, die Dame, von der Sie sprachen, ist natürlich Ihre Mutter."

Das Mädchen blieb nun stehen, schüttelte den Kopf und antwortete: „Nein, das ist sie nicht, sie ist nur meine Pflegemutter."

Der Hörer machte ein etwas verdutztes Gesicht. „Jetzt ist sie es auf einmal nicht? Ja — warum haben Sie denn damals zu weinen angefangen?"

„Ich — geweint?"

Es war keine völlige Ableugnung, aber doch ein Versuch dazu, auf den Alwig einfiel:

„Glauben Sie etwa, daß ich keine Augen im Kopf habe? Ich mag solche Thränensentimentalität nicht."

Das lag nach Ton und Inhaltsart wiederum außerhalb solcher Äußerungen, auf die Magdala sich zu einer Antwort veranlaßt fand, und sie setzte jetzt stumm ihren Fuß zu einem ersten Schritt auf ihren Heimweg vor, trug damit indes zu einer abermaligen Gedächtnisanregung in Alwig Morneweg bei, so daß er rasch nachfügte:

„Was ich Ihnen sagen wollte — wenn ich Sie zufällig einmal träfe — es beruht auf einer unbegründeten Annahme meines Onkels, daß es in meinem Wunsch gelegen, Sie nicht mehr an unseren Nachsuchungen teilnehmen zu lassen. Ich habe ihm keine Berechtigung zu solcher Motivierung seines Verfahrens gegeben und kann deshalb wohl Anspruch darauf machen, ein etwas höflicheres Benehmen gegen mich zu erwarten."

Was für eine Bewandtnis es mit einer Berechtigungslosigkeit des Doktors Morneweg zu etwas haben solle, verstand das Mädchen nicht, aber die letzte hinzugefügte Erwartung des Sprechers enthielt ungemein viel Drolliges, und sie erwiderte mit einem leichten Zucken um den Mund:

„Bin ich unhöflich gegen Sie gewesen?"

Es lag keine Betonung eines Wortes darin, weder des „ich", noch des „Sie", sondern es war nur eine einfache, vielleicht ein wenig verwunderte Frage. Aber sie brachte trotzdem die eigentümliche Wirkung mit sich, daß sich das Gesicht Alwigs mit einer wahrnehmbar roten Färbung überdeckte; er stand einen Augenblick, ohne etwas zu entgegnen, griff dann plötzlich an seinen Hut und sagte: „Sie kommen vermutlich öfter an diesen Platz und besitzen ein Anrecht daran, ihn allein, ohne die lästige Gegenwart eines anderen innehaben zu wollen. Ich bitte zu entschuldigen, daß ein unliebsamer Zufall mich hierher geführt hat, und will Sie von meiner längeren Anwesenheit befreien."

Sich rasch umwendend, ging er den Weg, auf dem er gekommen, zurück. Er hatte sich gewiß keiner Unhöflichkeit schuldig gemacht, sondern das Abziehen seines Hutes noch mit einer Verbeugung, wie sie einer jungen Dame gegenüber schicklich fiel, begleitet. Allerdings, bisher hatte er das unterlassen, begreiflicherweise, da er sie als solche nicht angesehen. Die Schuld lag an seinem Onkel, der sie ihm nur als „seine Famula" vorgestellt, ohne Namen, Stand, irgend etwas sonst. So hatte er selbst erst nach und nach ausfindig machen müssen, daß sie etwas anderes sei als eine beliebige Hilfleisterin und Handlangerin vom Lande. Wäre ihm das gleich mitgeteilt worden, würde er sich nicht unhöflich gegen sie betragen haben. Ja, unhöflich war er wohl etwas gewesen. Sie hatte ihn schon einmal früher, im Amselbusch, darauf aufmerksam gemacht und heute ein Recht besessen, ihm dies zu wiederholen. Das ließ sich ihr nicht verübeln, denn sie war nicht nur eine junge Dame, sondern auch eine

solche von feiner Gesittung und Bildung. Eigentlich hatte er sich bisher flegelhaft gegen sie benommen.

Er zerrte mißmutig im Gehen an seinem Schnurrbart, doch zugleich mit einem Gefühl der Befriedigung, daß dieser allmählich lang genug geworden, um solche Behandlung oder Mißhandlung zu ermöglichen. Gewiß, von der Ungeschicklichkeit seines Onkels rührte alles her.

Ein plötzlicher Gedanke ließ ihn stillstehen. War denn das alles wirklich nur Ungeschicklichkeit? Oder hatte noch etwas sonst — eine Absicht, ein Zweck — daran teil?

Es kam Alwig auf einmal mit einer jäh einfallenden Erhellung. Sein Onkel wollte ihn zu ebensolchem Weiberfeind, wie er selbst, zum alten Junggesellen machen, fürchtete, Alwig könne durch das häufige Beisammensein mit Magdala Baldewin zu einer freundlichen Annäherung an sie geraten, und suchte dem vorzubeugen. Darum hatte er sich ihrer entledigt, vorgegeben, sein Neffe wünsche es so, und ließ diesen überhaupt von Anfang an sich flegelhaft gegen das arme Mädchen betragen.

Das war zugleich dumm und empörend, in überwiegendem Maße das letztere. Freilich, von jemandem, für den nichts als alte Steine auf der Erde vorhanden waren, konnte man kein Menschengefühl für das Schmähliche solcher Handlungsweise erwarten. Im allgemeinen traf entschieden das Urteil der alten Euphrosyne über ihn ganz das Richtige.

Wäre diese Erkenntnis des Sachverhaltes ihm etwas früher gekommen, so hätte er sich Magdala gegenüber weniger rücksichtsvoll über die Heimtücke seines Onkels geäußert, ihr gesagt, welchen Zweck dieser im Auge gehalten. Nein, so geradezu wäre das ja nicht gegangen, da es geklungen haben würde, als sei er so eitel, zu glauben, daß sie sich in ihn hätte verlieben können. Dazu hatte er ihr durch sein Benehmen wahrhaftig keinen Anlaß gegeben. Er ward wieder rot bei der Vorstellung, ihre Augen auf sich gerichtet zu sehen, wenn ihm unvorsichtig eine solche unsinnige Andeutung entfahren wäre. Wahrscheinlich würde sie hell aufgelacht haben, ihre Lippen waren von der Natur schalkhaft-reizvoll zu einer derartigen Bewegung veranlagt. Aber jedenfalls hätte er ihr mit stärkerem Nachdruck versichert, daß er an der Handlung seines Onkels — ohne Angabe, aus welchem thörichten Gedanken dieselbe entsprungen sei — durchaus unbeteiligt gewesen sei.

Sollte er noch umkehren, um ihr diese Aufklärung zu geben? Nein, mutmaßlich fand er sie nicht mehr unter den Weidenrosen, sie hatte sich wohl schon auf den Heimweg gemacht. Besser ein andermal, vielleicht morgen.

Die Gauchach bildete eine kleine, stille Wasserausbuchtung, auf welche er bei seinem Nachdenken hinuntersah und die infolge davon wie ein Spiegel deutlich sein Bild zurückgab. Er gewahrte dies eigentlich seit seiner Ankunft im Archäushof zum erstenmal, denn den Spiegel in seinem Zimmer hatte er kaum zu einem flüchtigsten Blick bis jetzt benutzt. So drängte es sich ihm auf, er sehe ziemlich vernachlässigt und unordentlich in der Kleidung aus. Auch am Kopf; sein Haar war zu lang und der Bart noch sehr kurz, wenig vorteilhaft. Das zu ihm heraufsehende Gesicht gefiel ihm durchaus nicht; er drehte sich ab und ging weiter.

Bei reiflicherer Überlegung war es doch wohl besser, daß er dem heut Gesagten nichts mehr hinzufügte, die Sache auf sich beruhen ließ. Er hatte das Seinige damit gethan, und eine nochmalige Begegnung mit Magdala Baldewin konnte jedenfalls nur das Nämliche mit sich führen.

Im Hause eingetroffen, legte er das mit heimgebrachte Epilobium sorglich in sein Herbarium, sonst aber war ihm der Antrieb zu botanischer Beschäftigung vergangen. Es lag doch etwas Totes in diesem Pressen und Trocknen von Pflanzen; menschliche Gedanken und Empfin-

dungen blieben auf die Dauer das einzige, was geistige Anregung und Befriedigung gewährte. Alwig holte sich die Manessische Handschrift wieder herauf, begann die Gedichte der anderen Minnesänger zu lesen und fand manche derselben wirklich sehr anziehend. Man konnte sich darin vertiefen, sie zum Gegenstand eines ernsthaften Studiums machen; er freute sich am Abend, den nächsten Morgen damit fortzufahren. Doch lasen sie sich unstreitig noch verständnisvoller in der freien Sommernatur, von der sie so viel Freudiges aussagten; er verließ das Haus und nahm das ziemlich schwere Buch mit sich. Gewohnheitsmäßig schlug er den Weg an der Gauchach aufwärts bis zu seinem herkömmlichen Rastpunkt ein, doch gefiel dieser ihm heut nicht so wie sonst; unfraglich bot die Stelle, ein wenig weiter entlang, wo die Weidenrosen auf der kleinen Waldlichtung standen, einen viel schöneren und zum ruhigen Lesen günstigeren Aufenthalt. Freilich war das der Platz Magdalas, doch zweifelhaft, ob sie sich wieder dort befinde; er konnte ja behutsam mit dem Blick vorausprüfen, ob der Fleck leer oder besetzt sei, und im letzteren Falle sich unbemerkt zurückziehen. Außerdem war er überzeugt — warum konnte er nicht sagen — sie halte sich heute nicht an der nämlichen Stelle auf, und seine Augen bestätigten ihm dies auch alsbald. Der Schattensitz unter dem Laubdach lag frei; der Anblick ließ auch ihn befreit aufatmen, er nahm den Platz ein und schlug sein Buch auf.

Wie eigentümlich still es hier rundum war. Die Gauchach plätscherte ein wenig, ab und zu summte oder brummte ein Insekt durch die Luft, sonst kein Laut. Ein Widerspruch lag darin, aber es war so still, wie die leblose Natur an sich kaum sein konnte, sondern als müsse zur Herstellung so vollständiger schweigsamer Reglosigkeit etwas Lebendiges den Atem anhalten. Auch Alwig hielt den seinigen an und horchte.

Sein Blick ruhte dabei auf dem noch in der Manessischen Handschrift liegenden Notizblatt, von dem ihm die Worte entgegensahen: „Thut, als würde sie nicht kommen. Ist aber selbstverständlich am anderen Tage da, nicht ganz an derselben Stelle, ein bißchen davon entfernt. Erschrickt zum Anschein, wie er kommt —“

Dem mit den Augen darauf Haftenden kam's plötzlich, dies müsse ja ungefähr die Gegend sein, wo vor einem halben Jahrtausend Wachsmut von Kinzingen die Magdlinde angetroffen. Beim erstenmal vielleicht genau auf diesem Platz. Dann war sie am anderen Tag ein wenig davon entfernt gewesen.

Der Wald hatte sich hier seitdem natürlich verändert, oder im Grunde wohl auch nicht. Bäume schwanden mit der Zeit hin, kamen indes auch immer wieder, so daß sich das Ganze gleichmäßig forterhielt. Möglicherweise sogar die kleinen Lücken und Lichtungen dazwischen.

Halb unbewußt stand Alwig Morneweg auf. Wozu? Was wollte er? Ja, richtig; er wollte einmal umherschauen, ob sich in der Nähe etwa noch solch ein Platz vorfinde, wo die Magdlinde, die sein Onkel so perfid verleumdet hatte, sich damals aufgehalten haben könne.

Ein paar Minuten lang schritt er durch den Laubwald vor, dann that dieser sich wieder zu einer heimlichen, grünen Lichtung auseinander, doch leuchtend von roter Farbenpracht durchsetzt, denn auch hier stand es hoch von Weidenrosen und zwar von bereits ziemlich weit aufgeblühten; unverkennbar hatten sie seit gestern einen gewaltigen Entwickelungsfortschritt gemacht. Der Hinzukommende aber hielt, plötzlich stutzend, den Fuß an. War er um ein halbes Jahrtausend zurückverzaubert? Da saß die Magdlinde leibhaftig zwischen dem roten, über sie hereinnickenden Epilobium.

Nein, es war doch keine Zauberei im Spiel — Magdala Baldewin saß dort, er erkannte sie an dem lichtgrünen Kleid, das sie gestern getragen. Auch an den braunen, goldschimmernden Augen, mit denen sie ihm jetzt entgegensah. Die kannte er ja schon lange, bereits von

Eudora Servilia, von der Magdlinde, von der Breg, vom Amselbusch und dem Gewann Burg her, und sie ließen keinen Irrtum zu, denn unter den Lebenden waren sie so nicht wieder vorhanden, ebensowenig wie das Haar über und neben ihnen.

Ein leicht schreckhaftes Zusammenfahren hatte das Gesicht der Sitzenden überflogen. Selbstverständlich, wenn ein junges Mädchen derartig in der einsamen Natur plötzlich überrascht wurde. Wie die letztere, so blieb auch die weibliche Natur sich durch die Jahrhunderte und Jahrtausende gleich. Geradezu niederträchtig war es von seinem Onkel, der Magdlinde dies Erschrecken als einen erkünstelten Schrei, als ein Komödienspiel ausgelegt zu haben. Offenbar stand Magdala im Begriff, sich stumm aufzurichten und den Platz zu verlassen. Allerdings, Angenehmes konnte sie nach ihren bisherigen Erfahrungen von seiner Hierherkunft füglich wohl nicht erwarten.

Aber da der Zufall es so herbeigeführt, wollte er ihr doch vorher sagen — und sagte es schon, seinen Hut abnehmend: „Ich bitte um Entschuldigung, Fräulein Magdala — mein Onkel — ich komme nicht — es war, weil — ja, dies Buch veranlaßte mich, hierher zu kommen, um nach etwas zu suchen —"

Worte und Ton besagten unzweifelhaft, daß gegenwärtig alles eher als eine Unhöflichkeit von dem Sprecher zu befürchten sei. Doch wußte er sichtlich nicht, was er eigentlich weiter vorbringen wolle, und ebenso wußte Magdala, obwohl sie jetzt beruhigt sitzen blieb, nicht, was sie darauf erwidern solle. So griff sie nur das erste beste von seinen unverständlichen Worten auf und entgegnete mit fragender Wiederholung: „Das Buch?"

„Ja — das Buch," antwortete er.

Was war's denn mit dem Buch? Er hatte sich darin verwickelt und fand nicht wieder heraus. Doch — da kam ihm ein hilfreicher Gedanke. Sein Onkel hatte ohne allen Grund dem Mädchen die fernere Anteilnahme an den belehrenden geschichtlichen Nachforschungen abgeschnitten, und es fiel ihm, dem Neffen, gewissermaßen dadurch eine Verpflichtung zu, Magdala für das ihr Genommene einen lehrreichen Ersatz zu verschaffen. So wiederholte er noch einmal: „Dies Buch —" und fügte rasch in einem freilich dem Voraufgegangenen nicht ganz zur logischen Begründung gereichenden Übergange hinzu: „ist nämlich die Manessische Handschrift und enthält die uns hinterlassenen Gedichte des Herrn Wachsmut von Kinzingen. Ich dachte, daß Sie sich vielleicht dafür interessieren würden — wenn Sie es mit nach Hause nehmen mögen — oder, die mittelhochdeutsche Sprache dürfte im Anfang ein wenig schwierig zum Verstehen für Sie sein — daß es wohl geraten ist, Ihnen erst einiges durch Vorlesen zu erklären —"

Es beließ keinen Zweifel, daß Alwig Morneweg zur Erkenntnis seines früheren ungezogenen Betragens gelangt sei und dies — da der Zufall es wieder so gefügt — durch eine Zuvorkommenheit gutzumachen trachte. Zwar stimmte seine Äußerung, er habe gedacht, daß sie sich dafür interessieren werde, nicht ganz mit der Zufälligkeit seines bis hierher Kommens überein — Magdala hatte indes, wie sie ihren gestrigen Platz heut vermieden, ja ebensowenig eine abermalige Begegnung mit ihm in ihrer hier aufgesuchten, stillen Wegabseite voraussehen können — man mußte nicht über alles nachdenken wollen, wie es so gekommen, und eine Ablehnung seines Anerbietens, ihr aus dem Buch vorzulesen, hätte sie jetzt ihrerseits entschieden einer unartigen Aufnahme seiner neu erworbenen Höflichkeit schuldig gemacht. So erwiderte sie zwar nichts, allein ihr Verhalten gab kund, daß sie zum Anhören der sprachlich lehrreichen mittelalterlichen Gedichte bereit sei, und Alwig setzte sich etwas von ihr entfernt mit zwischen die Weidenrosen und begann mit dem Lesen der Lieder Herrn Wachsmuts von Kinzingen. Nach Beendigung einer Strophe hielt er an,

um seiner Zuhörerin einige alte Wortformen darin zu erläutern; seine Stimme verklang sonderbar in das ringsum hoch über die Sitzenden emporragende Epilobium hinein. Ein selbst aus ziemlicher Nähe darüber weggehender Blick hätte nichts als gleichsam ein rotes Meer von Weidenröschen wahrgenommen und das zu solchen Augen gehörige Ohr höchst verwundert auf den von diesem Meeresgrunde heraufkommenden Stimmenton gehorcht. Doch klang der letztere durchaus sympathisch, Alwig Morneweg las verständnisvoll und sehr wohllautend, ganz anders als er je bisher gesprochen, und Magdala hörte ohne jede höfliche Erkünstelung mit wirklichstem Interesse zu.

Einmal schickte er einer Strophe eine kurze Erläuterung vorauf, daß dieselbe ihn beim ersten Kennenlernen berührt habe, als ob sie von ihm selbst gesprochen. Dann las er sie:

„Swie der walt in gruener varwe ste
unt diu vogellin hohen ir sang
doch tuot mir min alter kumber we
der mich hiure vor dem meien twang —“

Da seine Stimme hier anhielt, hob das Mädchen den Kopf und fragte, inwiefern das auf ihn selbst Bezug haben könne. Er schwieg einen Augenblick, denn die von ihr erbetene Erklärung betraf nicht wie sonst die Schwierigkeit einer Wortform, sondern leitete auf ein völlig anderes, sein eigenes Leben angehendes Gebiet über. Aber da er einmal zuvor die Anmerkung gemacht, so wäre es ein Rückfall in seine frühere Ungezogenheit gewesen, die begründende Erläuterung zu verweigern, und er berichtete kurz über die bittere Enttäuschung, die im Beginne des Frühjahres seinem Herzen in Wien widerfahren sei und seine Hierherkunft auf die Baar veranlaßt habe. Magdala hörte auch dies ohne eine Lautäußerung, doch mit der nämlichen Aufmerksamkeit an, als enthalte es gleichfalls einen höchst interessanten und verstandfördernden Kommentar sonst schwer erklärlicher Dinge aus vergangenen Tagen; dann nahm er das Buch wieder zur Hand und las die unterbrochene Strophe zu Ende:

„sus is frœide mir benomen
o we, wenne sol mir trost von liebem wibe
komen.“

Es war naturgemäß, daß er nach diesem Schlußvers abermals eine kleine Pause eintreten ließ, und Magdala Baldewin hob jetzt wieder den Kopf und brachte durch die derartig entstandene lautlose Mittagsstille mit kaum wahrnehmbar zuckenden Lippen eine ihrer merkwürdigen naiven Fragen hervor, über welche diesmal indes die Weidenröschen umher sich mit einem leisen Kichern gegeneinander zu neigen schienen:

„Hat das auch noch Bezug auf Sie selbst?“

Ein Menhir.

Nun waren die Aussaaten des Frühlings, von einem vorzüglichen Sommer begünstigt, auf der Baar so weit herangediehen, daß sich ein Zeitpunkt für ihre Ernte ins Auge fassen ließ, die Gedanken richteten sich darauf hin und trafen überall erforderliche vorbereitende Maßnahmen. Es mußte ausreichender Platz für ihre Einbringung und gute Unterbringung vorgesehen werden; das erheischte manche Besichtigung und Berechnung, auch Säuberung der nötigen Räume von alten, anderswo anzustauenden Lagervorräten. So herrschte in allen ländlichen Gehöften emsige Thätigkeit, und man gewahrte den Mienen an, daß sie sich auf Erfreuliches richtete.

Der Archäushof besaß keine korntragenden Ländereien, er war überhaupt nicht mit Feldwirtschaft verbunden und konnte demzufolge auch keiner Ernteeinscheuerung entgegensehen. Aber der allgemeine Zug in dieser Richtung weit umher hatte sich offenbar mit einer Ansteckungskraft gleichfalls Berchtold Mornewegs bemächtigt und diesem in seine gelehrten Arbeiten hinein praktische Betrachtungen und Untersuchungen aufgedrungen. Ihm war die Empfindung geregt worden, daß er sein Besitztum seit

bald zwanzig Jahren doch ziemlich vernachlässigt habe und daß manches daran nach so langer Zeit wohl einmal der Ausbesserung bedürftig sein möge. Um dies thatsächlich zu begutachten, nahm er die von ihm unbenutzten, größtenteils nur mit Ausgrabungsfunden aller Art angefüllten Räumlichkeiten in Augenschein, wobei sich, fast zu seiner eigenen Überraschung, eine ungemein große Anzahl derselben in dem alten, weitläufigen Gebäude ergab, alle hoch, luftig, ansehnlich, wie die ehemalige Zeit gebaut; wohl ein halbes Dutzend von Familien hätte ausgiebigen Platz darin gefunden. Doch arg verwahrlost zeigte sich das meiste dieser unbewohnten Stuben; wenige besaßen in zerrissenen Stücken herabhängende Tapeten, auf den Böden lag von den gesplissenen Plafonds niedergebröckelter Kalk in weißen Haufen, zerbrochene Fensterscheiben bildeten die Mehrzahl, und die vorhandenen Einrichtungsstücke befanden sich in wackeligstem, verblichenstem, trübseligstem Zustande jeder Art. Um das alles ordentlich und hübsch wieder herzustellen, wären Zimmerleute, Schreiner, Maurer, Glaser, Maler, Tapezierer, Handwerker aller Gattungen erforderlich gewesen; bis auf die wenigen im Gebrauch befindlichen Zimmer verursachte das Ganze einen äußerst unerquicklichen Eindruck.

Derartig hatte der überall Umherwandernde sich seinen Wohnsitz nicht vorgestellt und sprach dies der ihn begleitenden alten Euphrosyne aus, worauf die letztere mit starkem Nachdruck und zweifelloser Berechtigung, sich im voraus einer ihr drohenden neuen himmelschreienden Ungerechtigkeit zu erwehren, entgegnete: „Glauben der Herr Doktor, daß das *meine* Schuld ist, daß ich vielleicht diese alten heidengreulichen Steinscharteken hier zusammengeschleppt und Fußböden und Wände damit verdorben habe, daß es eine Schande vor der Allbarmherzigkeit von Gott und der Welt ist?“

„Nun, ich bin ja nicht dieser Meinung, liebe Euphrosyne,“ antwortete Berchtold Morneweg, „vielmehr bildet ein solcher unschöner Zustand sich durch die Zeit heraus, wenn sie selbst eine unschöne ist und kein Interesse einflößt, ihrer Wirksamkeit beschränkend entgegenzutreten. Es erfreut mich, daß auch Ihr diese Beschaffenheit des Hauses als eine unleidliche erscheint, Sie wird um so mehr Antrieb empfinden, eine Säuberung der Stuben vorzunehmen und kann die darin angesammelten Fundgegenstände vorderhand drunten in den Kellerräumen unterbringen. Dann wollen wir Handwerker kommen lassen, um das Ganze schicklich wieder in stand zu setzen, so daß sich auch Ihr Ordnungssinn nicht mehr dadurch beleidigt fühlen wird, liebe Euphrosyne.“

Damit begab sich der Doktor, seine eingehende Besichtigung fortsetzend, weiter und ließ die Alte einige Augenblicke in einem Zustande vollkommen sprachunfähigen Staunens zurück. Dann aber brach aus ihrem Munde: „Allgebenedeite, willst du durch mich, deine reine Magd, ein Wunder thun und diese verlorene Seele noch aus dem ewigen Pfuhl der Verdammnis herausreißen? Deine Macht ist über jeder Macht, und du erlösest uns von dem Steinübel. Amen. Natürlich ist das erste, was er denkt, ich soll mich Tag und Nacht abschinden und mit meinen beiden alten Händen den Baalshaufen in den Keller hinunterschleppen, bis mir die Beine unterm Leib wie ein paar wurmzerfressene Zaunlatten zusammenknacken. Das kümmert ihn ja nicht; wenn er es auch mit der Angst gekriegt hat, seine unvergängliche Seele zu retten, denn von Menschenblut hat er doch nicht so viel im Leibe, als sich aus einer Erbsenschote Himbeeren herausplatzen lassen.“

Im ganzen indes überwog doch das Entzücken Euphrosynes, den Heidengreuel aus den Stuben fortschaffen zu dürfen, ihren bitteren Kommentar über die dadurch rücksichtslos an ihre alten Gliedmaßen gestellten Zumutungen, sie rief, so laut es ihr möglich war, über die Treppe hinunter: „Meta — Jobst — dummes

Ding!" und hieß die Heraufkommenden, nach ihrer sachverständigen Anweisung das vogelfrei gewordene Steingerümpel in den Keller hinuntertragen, indem sie ihnen dabei die Stücke bezeichnete, welche sie in die möglichst dunklen Ecken werfen sollten. Das solcher schwersten Verdammnis Würdige auszuwählen, bildete, wenn auch eine tief christlich-beschwichtende, doch gewiß keine leichte Aufgabe für die oben Zurückbleibende, während das Haus vom Wiederhall des ständigen Auf- und Niedertrabens Meta Nebelthaus und Jobst Stobwassers auf den Treppen angefüllt ward.

Ehe zwei Tage verliefen, standen die Zimmerräume so von den archäologischen Ansammlungen zweier Jahrzehnte geleert, und das weiter Erfolgende zeigte, der Doktor Morneweg sei wirklich von der baulichen Verwahrlosung des Archäushofes nach der Richtung praktischer Erkenntnis, wie in ästhetischer Empfindung so bringlich berührt worden, daß er zu dem Entschluß gelangt, noch rechtzeitig dem völligen Verfall seines Besitztums vorzubeugen. Er bedurfte nach seiner Natur zu solchem Unterfangen der Wiederherstellung des so lang außer acht Gelassenen erst einer reiflich prüfenden Überlegung und Überwägung; dann jedoch begann er, ebenfalls seiner Natur gemäß, mit ruhiger Bestimmtheit die Förderung und Durchführung seines gefaßten, als möglich und als erwünschbar erkannten Vorsatzes, und infolge davon trafen nach einigen Tagen Handwerksverständige aller Gattungen im Archäushof ein. Ihre anhebende vereinte Thätigkeit war unvermeidlich mit einiger Geräuscherzeugung verbunden, doch verklang das Sägen, Hobeln, Hämmern, Klopfen und Klirren, im ganzen überraschend wenig Ohrbelästigung verursachend, matttönig in der stillen Hochsommerluft, bildete ein eifriges, aber ebenso friedliches Wettkonzert im Inneren des großen Gebäudes, und ließ schon aus geringer Weite nichts von dem Erneuerungsvorgang in demselben vernehmen und vermuten. Nur den Hausbewohnern machte es sich bemerklich, und natürlich ward auch das physische Gehör Alwig Mornewegs manchmal davon berührt, ohne daß er diesem jedoch ein geistiges hinzugesellte. Die ungewöhnlichen Töne gingen ihm gewissermaßen zum einen Ohr hinein und zum anderen wieder heraus; er verband wohl eine Auffassung damit, daß etwas im Hause gebaut werde, indes so wenig Interesse, daß er sich mit keinem Blick und kaum einmal mit einer gelegentlichen Frage darum bekümmerte. In gewisser Weise hatte er die Rolle mit seinem Onkel getauscht; dieser gab sich jetzt zumeist der nützlich-praktischen Wirksamkeit sorglicher Aufsicht und Anordnung bei dem Bau hin, während Alwigs Gedanken gänzlich von gelehrter Beschäftigung in Anspruch genommen wurden. Er hatte sich ausschließlich in ein erschöpfendes Studium der Manessischen Handschrift vertieft und betrieb dasselbe täglich zweimal, sowohl am Vor- als am Nachmittag, jedesmal manche Stunden hindurch in Gemeinsamkeit mit Magdala Baldewin. Dieser war von der Natur ebensowohl ein lebhaftes Interesse als ein überraschendes Verständnis für die ihr bis vor kurzem noch unbekannt gewesene mittelalterliche Dichtung mitgegeben worden, und unfraglich erwies sich zu einem tieferen Eindringen in die Bedeutung der letzteren eine von zweien zusammen betriebene Prüfung mit begleitendem Redeaustausch als höchst förderlich, im Erfolg dem Einzelstudium weitaus vorzuziehen, abgesehen davon, daß das nur einmal vorhandene Exemplar des Buches zu der gemeinschaftlichen litterarischen Thätigkeit nötigte. Ohne mit Worten eine dahinzielende Verabredung zu treffen, stellten sich beide so stets an dem Platz ein, wo mutmaßlich Wachsmut von Kinzingen bei seinem zweiten Wiederkommen die Magdlinde aufgefunden hatte, und nahmen täglich einen neuen „Minnesinger" zur Ergründung seiner besonderen Eigentümlichkeit vor. Gewöhnlich las Alwig zuvörderst laut eines der Gedichte, und Magdala

wiederholte dies alsdann ebenso zur sprachlichen Übung; dadurch ward ein nahes Beisammensitzen der beiden als selbstverständlich bedingt, damit jeder gleichmäßig in das etwas schwere Buch zu sehen vermöge. Gegen jede Ablenkung und Störung sorgte der Ort in unübertrefflichster Weise. Einmal kam ein himmelfarbiger Bläuling dahergeflattert und setzte sich auf das Haar Magdalas, das er für eine große Goldblume angesehen haben mochte. Da sie gerade beim Vorlesen begriffen war, fürchtete Alwig, sie könne dadurch im richtigen Überwinden einer sprachlichen Schwierigkeit beeinträchtigt werden, und nahm ihr mit der Hand den kleinen widerstrebenden Falter von der Schläfe fort. Das war eine zarte Aufmerksamkeit, an die sie indes schon durch andere ähnlicher Art gewöhnt worden, denn sein rücksichtsloses Behaben von früher hatte einem völlig gegensätzlichen Platz gemacht. Es mochte wieder an diejenige erinnern, welches der k. k. Offizier ehemals besessen, und ebenso verwendete er unverkennbar jetzt auch achtsamste Sorgfalt auf sein Äußeres in Haltung und Kleidung. Wer ihn betrachtete, mußte wirklich den Eindruck eines ungewöhnlich einnehmenden und liebenswürdigen jungen Mannes von ihm empfangen; die Hochluft der Baar übte offenbar in jeder Hinsicht eine außerordentlich vorteilhafte Wirkung aus. Eigentlich indes nicht zu einer absonderlichen Überraschung Magdalas; sie hatte — wohl weil sie in dieser Luft der Baar aufgewachsen war — von jeher einen festen Glauben an den günstigen Einfluß derselben in sich getragen, wie ein solcher sich im Verlauf dieses Sommers ja auch an ihr selbst deutlich kundgegeben. Es konnte nicht wohl jemand mehr von Gesundheit und schattenloser Freudigkeit blühen, und sie maß dies täglich beim Heimkommen ihrer Mutter gegenüber einesteils der köstlichen Waldluft an der Gauchach, anderenteils der lehrreichen geistigen Beschäftigung mit den alten Minnesängern unter Anweisung und Erläuterung Alwig Morneweges zu. „So versäume nicht, diesen günstig wirkenden Aufenthalt täglich fortzusetzen, mein Kind, denn die Sommerzeit geht rasch vorüber und erfüllt nachher mit Reue, wenn man sie unbenutzt belassen," entgegnete Benigna. Auch ihr schien der Sommer fortschreitend wohlzuthun. Die edle Bildung ihrer Züge bedurfte freilich keiner Wandlung, aber sie weckten das Gefühl, in Farbe und Ausdruck zu einer jugendlicheren Anmut nicht vor-, sondern eigentlich rückgeschritten zu sein, so daß die einzelnen Silberfäden fast anachronistisch aus ihrem dunklen Haar hervorschimmerten. Nur der Blick ihrer Augen besaß noch etwas nicht in seiner Tiefe sonnig und sommerfreudig Erhelltes; manchmal konnte er wohl kurz mit einem plötzlichen schönen Glanz aufleuchten, aber danach fiel es rasch wieder wie ein trüber Schatten drüber, und die Augen sahen wie in einen ungewissen Nebel vor sich hin.

Berchtold Morneweg war mit seiner Hauserneuerung so beschäftigt, daß er von dem neuen Altertumsinteresse seines Neffen nichts wahrnahm, diesen vielleicht höchstens einmal mit der Manessischen Handschrift unterm Arm ins Freie hinausgehen sah. Jedenfalls konnte er nicht ahnen, wohin Alwig sich täglich mit dem Buch begebe, denn der letztere beobachtete darüber unverbrüchliches Schweigen. Er hatte sich vorgenommen, der niedrigen Verleumdung und erkannten Hinterlist seines Onkels mit keiner Silbe Erwähnung zu thun, um nicht in Erregung zu geraten, die möglicherweise zu einem Bruch mit jenem führen könne. Denn er war nicht gewillt, irgendwie neue üble Nachrede über Magdala Baldewin ruhig anzuhören, und so kam auch ihr Name nie über seine Lippen. Eine Begünstigung dieses Geheimhaltens ward durch die Verborgenheit des Platzes der täglichen Minnesängerstudien gebildet, in Anbetracht des Umstandes, daß der Doktor ab und zu am Nachmittage zum Besuch des alten Keltengrabes gleichfalls an der Gauchach aufwärts wanderte. Doch

da die kleine Weidenrosenlichtung von dem am Flußbett entlang führenden Wege waldgedeckt seitab lag, konnte den Blick des unweit Vorüberkommenden keine Ahnung von den auf ihr Verweilenden berühren; wenigstens drang der Schall seines Fußtrittes nie bis zu ihrem Gehör hinüber, woran allerdings der Klang ihrer eigenen Stimmen mitbeteiligt sein mochte. Den Rückweg aber nahm Berchtold Morneweg stets zur Breg hinüber, seine Augen und Gedanken erfreuten sich gern an der Vorstellung des allmählichen Wiederaufstehens Brigobannäs aus dem Schutte der Vergangenheit, und von dorther heimkehrend, traf er mithin ebenfalls nicht mit der abendlich zum Häuschen am Krähenbach zurückwandernden oder meistens mehr fröhlich hüpfenden Magdala zusammen.

Derartig rückte alles vor, die Kornernte, der Hausbau, das Lesen und Verständnis des Inhaltes der Manessischen Handschrift, die Vollblüte der Weidenröschen, und allseitig zeigte sich über das Weitergedeihen Befriedigung, mit Ausnahme von Meta Nebelthau. Sie trug einen Verdruß in sich, der ihr schon zweimal durch eine Antwort Jobst Stobwassers auf ihre Frage: „Was hascht denn so lang im Wald zu schaffen gehabt?“ bereitet worden, denn er erwiderte beidemal, er sei gar nicht im Walde gewesen, und doch hatte sie ihn mit eigenen Augen gestern und vorgestern mit dem Beil in der Hand nordwärts davongehen und erst nach mehreren Stunden wieder zurückkommen gewahrt. Obendrein sehr heiß und rot im Gesicht, also mit unverkennbaren Anzeichen einer andauernden lebhaften Thätigkeit. Auf eine dritte Frage gestand er's auch zu: „Nu, wenn's partout wisse muscht, der Herr hat mir'n Auftrag gebe, Holz zu schlage.“ Aber er sah Meta bei der Antwort nicht wie sonst mit lachendem Grinsen in die Augen, und das hätte er nicht zweimal abzuleugnen gebraucht, sondern die Auskunft auch beim erstenmal geben können. Etwas anderes mußte dahinter stecken. Meta besaß keine eigene Erfahrung darüber, wovon ein so heißes, rotes Gesicht anders herzurühren vermöge als von angestrengter Handarbeit; ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr indes, denkbarerweise könne eine derartige Wirkung auch noch durch irgendeine sonstige, ihr bisher noch unbekannt gebliebene Ursache ebenso hervorgerufen und hinterlassen werden.

Die Sommerhitze hatte nun ihren Höhepunkt erreicht, und der folgende Tag schien den Ehrgeiz in sich zu tragen, sich als der heißeste des Jahres im Gedächtnis zu erhalten. Er nahm nach der Art von seinesgleichen viel Verschiedenartiges auf der Erde gewahr, unter anderem auch die nicht eben freiwillig-vergnügliche Einschiffung des gewesenen Franzosenkaisers Napoleon auf der englischen Kriegsfregatte Northumberland nach der kleinen atlantischen Insel St. Helena, und zugleich die Fertigstellung des Baues im Archäushof. Mit ziemlicher Sicherheit ließ sich wohl die Hypothese verfechten, daß von allem an diesem Tage sich unter der Sonne Zutragenden keine zwei Geschehnisse weniger in einem Kausalnexus miteinander standen, beide ereigneten sich ohne das geringste Vorwissen vom gleichzeitigen Stattfinden des anderen, und bei etwaiger wechselseitiger Kenntnis davon wäre es fraglich gewesen, wessen Gedanken sich mehr um den anderen bekümmert haben würden, diejenigen des definitiv außer Dienst gestellten Weltimperators oder des Doktors Berchtold Morneweg. Der letztere lohnte die wieder nach Löffingen, Bräunlingen, Hüfingen und Donaueschingen davonziehenden Handwerker ab, nahm mit durchaus befriedigtem Blick ihre in der That voll lobenswerten baulichen Leistungen in Augenschein und begab sich danach auf eine Wanderung in die tiefe Schattenkühle des nördlich vom Archäushof ausgebreiteten Tannenwaldes. Von diesem Gange kam er erst so spät am Mittag zurück, daß sein Neffe ebenfalls bereits heimgekehrt war und beim Hereintreten seines Onkels mit Verwunderung einen ungewöhnlichen, beinahe

etwas feierlich zu nennenden Ausdruck in den Zügen desselben wahrnahm. Bevor Alwig eine Frage darüber zu äußern vermochte, erfolgte auch schon eine hörbar aus innerer Erregung entfließende Aussprache des Doktors:

„Es ist seltsam, wie man sich zwei Jahrzehnte lang der Aufsuchung des noch aus der Vergangenheit Forterhaltenen hingeben und dabei dennoch das in nächster Nähe Vorhandene vollständig außer acht lassen kann. Denke dir, lieber Alwig, daß es mir eben auf einem kleinen Spaziergange lediglich durch Zufall geglückt ist, eines der alterältesten Denkmäler von Menschenhand in deutschen Landen, einen Menhir aufzufinden. Es ist, meines Wissens, auf unserer Baar noch nie ein solcher entdeckt worden, und der Gegenstand deshalb vom allerweittragendsten Gewicht. Wie du weißt, unterscheidet man diese zu einem Zweck nebeneinander gelegten oder aufeinander getürmten Felsblöcke rätselhaften Ursprunges nach ihrer Anordnung in Dolmen, die sich mehr altarartig darstellen, in gemeiniglich kreisförmige Cromlechs und eigentliche Menhire; nach meinem Dafürhalten haben wir hier einen der letzteren. Auf drei großen Findlingssteinen ruht nämlich ein vierter, der nicht durch Eisverschwemmung auf sie niedergelassen worden sein kann, sondern seine regelrechte Auftürmung menschlicher Handhabung, mutmaßlich ja der Absicht zur Errichtung eines anfänglichsten, rohesten Götzenbildes verdanken muß. Die Stelle befindet sich etwa drei Viertelstunden von uns in dichtem, ganz mit hohem Adlerfarn durchwuchertem Tannenwalde. Ich sehe mich leider heut nachmittag an einer sofortigen Wiederbesichtigung verhindert, aber du würdest mich verbinden, wenn du sie statt meiner übernehmen wolltest. Der Zugang dorthin führt vom Ufer der Gauchach ab, von einer Krümmung derselben aus, bis zu der du vielleicht schon einmal gelangt bist, und bei genauer Beschreibung fällt nicht wohl ein Irrtum zu befürchten."

Alwig amüsierte sich innerlich höchlichst über die Annahme seines Onkels, „daß er vielleicht schon an die betreffende Gauchachkrümmung gelangt sei", und blieb bei der eingehenden Weganweisung desselben keinen Augenblick im Zweifel, wo sich der Menhir im Wald befinden müsse. Während des ganzen Mittagessens redete Berchtold Morneweg von nichts anderem; sichtlich erfüllte die Bedeutsamkeit dieses neuesten Fundes mit den sich ihm daran knüpfenden Folgerungen ausschließlich seine Gedanken. Bei seinem notgedrungenen Zuhörer war dies indes keineswegs gleicherweise der Fall, ihn interessierte der Menhir — vermutlich aus alter botanischer Anwandlung — eigentlich nur durch den Nebenumstand, daß er sich zwischen hohem Adlerfarnkraut befinden solle, und in gewohnter Weise schlug Alwig nach der Mahlzeit mit der Manessischen Handschrift den Weg zu den Weidenrosen ein. Magdala Baldewin hatte es näher bis zu dem litterarhistorischen Auditorium, befand sich schon dort und reichte dem Ankommenden die Hand, wie diese Art der Begrüßung als die einfachere, der Natur umher entsprechendere und gewissermaßen auch kollegialisch-natürliche seit einiger Zeit zwischen ihnen üblich geworden war. So standen sie im Begriff, sich in herkömmlicher Weise zu ihrem Minnesängerstudium niederzulassen, doch der Tag war der fraglos heißeste des Sommers, Alwig bedünkte heut der Sonnenglanz in der kleinen Lichtung zu hell, fast zu grell, ihm kam jetzt eine Erinnerung und er sagte: „Wollen wir einmal statt der Weidenrosen uns Adlerfarn als Zuhörerschaft aussuchen?" Er berichtete von der Entdeckung seines Onkels, daß er halb versprochen, den Menhir zu besichtigen, und daß die Entfernung bis zu demselben keine weite sein könne. Magdala hatte noch nie von solchen rätselhaften Steingebilden gehört und nahm augenscheinlich ein lebhaftes Interesse daran; doch stand sie etwas zögernd in der Ungewißheit, ob ihre Kleidung ihr auch ein Hineinbegeben in die vielleicht ziemlich

dichtverstrickte Waldtiefe ratsam erscheinen lassen dürfe. Ihr Gefährte beschwichtigte dies Bedenken indes: „Wo ich bei Ihnen bin, brauchen Sie sich vor nichts zu fürchten — ich wollte, uns käme ein Bär in den Weg, wie er zur Zeit der Magdlinde hier gehaust!“ Das letztere war für Magdala nicht unverständlich, denn sie hatte im Gange der Weidenrosentage auch einmal die Anmerkungen auf dem Notizblatt des Doktors mit der Schlußnachfügung Alwigs gelesen und lachte: „Gottlob, daß die Bärenzeit hier vorüber ist!“ Das klang sehr natürlich als Antwort, allein trotzdem nicht ganz eindeutig und ließ den ein wenig rotwerdenden Hörer entgegnen: „Also ist die gegenwärtige Ihnen lieber?“ — „Ja, sonst wären wir ja beide schon längst tot und begraben,“ erwiderte sie sehr folgerichtig, ward indes trotz der logischen Unbestreitbarkeit dieser Entgegnung dabei jetzt ebenfalls von einer schnellen Gesichtsröte überflogen und setzte rasch hinzu: „Ich meinte nur, daß ich mich vor Gestrüpp und Dornen fürchte; wenn Sie mich dagegen verteidigen wollen?“ — „Mit meinem Leben!“ fiel Alwig Morneweg hastig ein, als ob es sich noch um seinen Schutz gegen Ähnliches wie Bären und verwandte Ungeheuer handle. Das klang sehr komisch, ließ beide sich kurz ins Gesicht sehen und dabei sowohl das Mädchen als auch ihn unwillkürlich über seine Hyperbel in ein heiteres Lachen ausbrechen, das an einen manchmal wiederholten gleichartigen Vorgang zwischen Meta Nebelthau und Jobst Stobwasser — allerdings in verfeinerter Wiedergabe — erinnern konnte. Dann traten sie die beschlossene Wanderung an, erst ein Weilchen an der Gauchach hinunter, nun von dieser abbiegend, der Beschreibung des Doktors gemäß, seitwärts in den Tannenwald hinein. Anfänglich konnten sie auf übermoostem Grund einer schmalen Karrenradspur folgen, die sich jedoch bald als echter Holzweg bewährte und plötzliches Ende nahm. Nur ein ganz enger verrankter Steig setzte sich noch fort; voranschreitend hielt Alwig sorgsam das Gezweig an, um seine nachfolgende Begleiterin vor dem Zurückschnellen zu sichern; rasch indes hörte auch der Pfad auf, und das von Magdala befürchtete weglose Untergestrüpp staute sich ihnen in der That ringsum entgegen. Doch ihr Führer meinte: „Es kann nicht mehr weit sein, der Adlerfarn fängt schon an.“ Er brach eine Bahn vor sich nieder, griff nach der Hand seiner Schutzbefohlenen, um sie zu leiten, wie sie am ungefährdetsten hindurchgelange. Er hatte sein Leben zum Pfand eingesetzt, daß ihr keine Unbill widerfahre, mußte also auch die notwendigen Hilfsmittel dazu in Anwendung bringen können; das sah sie ebenfalls ein, ließ ihm ihre Hand und überließ sich ganz der seinigen. So kamen sie langsam weiter; der Gegensatz zu der hellsonnigen Weidenrosenlichtung und der Waldtiefe war in jeder Hinsicht ein außerordentlich großer. Unter dem dichten, dunklen Weißtannendach lag kühle Luft und nur ein mattes, halb ungewisses Licht; das Untergezweig raschelte und knackte, sonst verursachte nur das Hämmern eines Spechtes sonderbaren, absetzenden und wieder anhebenden Ton zwischen den Stämmen her; in den Pausen kam von den hohen Wipfeln das dumpf-wunderliche „Turr-turr“ einer Wildtaube herunter. Die Umgebung, diese Laute und dies dämmertrübe Licht begannen doch auf Magdala eine atembeklemmende Einwirkung zu üben — dazu das an der Hand weiter und weiter ins Dickicht Hineingezogenwerden — sie hatte sich die Sache doch vorher nicht recht klar vorgestellt, hielt zaghaft an und sagte unsicher: „Wir finden den Menhir nicht — und wollen lieber umkehren.“ Aber das setzte einen kränkenden Zweifel in die Verläßlichkeit ihres Führers, er antwortete nur: „Doch! doch! Gleich!“ ließ ihre Hand nicht los, sondern zog sie gegen das über sie geratende Zaudern und Bangen weiter. Und nun konnte er allerdings triumphieren, denn da stieg es vor ihnen auf wie

eine kleine graue Felsinsel in grünem Meer. Die Tannenkronen wölbten sich drüber, wie ringsum, fast ineinander, doch drunter stand alles dicht von mannshohem Adlerfarn bedeckt, zwischen dem der Menhir sich emporhob, wie Berchtold Morneweg es gesagt, aus einem großen, über drei andere aufgelagerten Findlingsstein bestehend.

Die beiden doch noch glücklich so an ihrem Wegziel Eingetroffenen betrachteten die seltsame Erscheinung, und Alwig äußerte: „Das ist also das Allerälteste und war schon auf diesem Platz, ehe noch Eudora Servilia und die Magdlinde hierherkamen. Und so wird es nach uns, die heut die Gegenwart hier sind, auch immer noch dastehen, als dächt es darüber nach, wozu sie alle und wir ein Stückchen Zeit in der Welt vorhanden gewesen sind. Ja, wozu sind wir es eigentlich?"

Das war eine philosophische Frage, auf welche Magdalas Unerfahrenheit in solchen spekulativen Untersuchungen keine Antwort wußte. Das Atmen fiel ihr noch immer etwas mühsam, dazu fühlte sie sich ein wenig unsicher schwer auf den Füßen; ein Ausruhen that ihr entschieden gut, und die Hand aus der ihres Begleiters ziehend, die er nach seiner Schutzpflicht noch bis jetzt festgehalten hatte, erwiderte sie in einem ein bißchen stockend hervorgeratenden scherzhaften Ton: „Sie wollten ja dem Farnkraut statt der Weidenrosen das Anhören der alten Gedichte vergönnen." Damit trat sie etwas seitab davon und setzte sich auf eine weiche Moosbrüstung, beim Niederlassen fast unsichtbar unter einem Fächervorhang der Farnblätter verschwindend. Der Zweck des Aufsuchens dieser Stelle hatte ja darin bestanden, das Studium heute zum Unterschied hier fortzusetzen, und es war also natürlich, daß Alwig Morneweg zu lesen anfange, besser, das heißt der Absicht gemäßer, als daß er spreche und philosophische Betrachtungen anstelle. Er konnte sich dieser Folgerichtigkeit ihrer Erwartung und ihres Behabens auch nicht entziehen, setzte sich ebenfalls neben sie auf die wohl schuhtiefe Moosschwellung und schlug das Buch auf. Doch war's ihm im Augenblick in Vergessenheit geraten, bei welchem Minnesinger sie zuletzt stehen geblieben, oder vielmehr, es kam ihm, sie seien beim erstenmal über Herrn Wachsmut von Kinzingen zu schnell hinweggegangen — er sagte kurz, daß er die Lieder desselben eigentlich doch als die schönsten in der ganzen Manessischen Handschrift befinde, und hub rasch an, zu einer Beweisführung für diese vielleicht ein wenig subjektiv-gewagte Behauptung einige Stellen aus dem Buche zu lesen. Oder im Grunde nicht zu lesen, denn er wußte die von ihm angezogenen Verse auswendig, brauchte deshalb nicht auf das Blatt niederzublicken, sondern konnte seine Zuhörerin dabei anschauen, wie er zur Begründung seiner Ansicht recitierte:

„O we bluomen, o we heide
wie mich riuwet iuwer ungemach
o we lichter ougenweide
der ich eteswenne wunder sach
die sint nu gar zergangen
mich muos wol blangen
das mir nie lieb von ir geschach."

Das stimmte mit der Jahreszeit freilich nicht gerade überein, und da er innehielt, machte auch Magdala eine kurze dahinbezügliche Bemerkung, daß die Blumen ihr gegenwärtig kein Ungemach zu erleiden, sondern in allerschönster Freudigkeit zu leben schienen. Auf den Schluß der Strophe, die ein Verlangen oder eigentlich wohl eine Befriedigung des Dichters aussprach, daß ihm von ihr — der Ungetreuen — nicht Liebe geschehen sei, ließ die Hörerin sich nicht weiter ein, und Alwig las fort oder führte vielmehr an:

„Swer nie leit durh herzeliebe gewan
der weiz ouch niht wie herzeliebe lonen kan,"

und er knüpfte die Frage daran:

„Sind diese beiden Verse nicht etwas vom Schönsten und Wahrsten im ganzen Buche?"

Er wartete unverkennbar auf eine Antwort, und Magdala entgegnete: „Ja, sie klingen gewiß schön, aber ob sie wahr sind, darüber kann ich doch kein Urteil

haben.“ Das letzte kam ein wenig undeutlich zum Gehör, denn es zog und zuckte dabei etwas um die Lippen der Sprecherin, so daß die Worte wie ein halbes, unterdrücktes Lachen in den reglosen Adlerfarn hinein verklangen. Alwig Morneweg aber erwiderte:

„Ich habe es selbst erfahren, darum weiß ich, daß es auch wahr ist — doch, das war nicht das Eigentliche — besonders meine ich die Strophe:

Von ir ougen vliegent strale sere
mitten in das herze min
swelches endes ich der werlte kere
sol das iemer also sin
so were ich zetode wunt
alle meister geheilent niemer mere mich
es tuot ir roter mund.“

Der Sprecher hatte diesmal während des Recitierens Magdala voll ins Gesicht geblickt und dies gleichsam damit zum Aufheben genötigt, daß auch sie ihm gerade in die Augen sah. Als er dann schwieg, blieb es so noch fort, wie wenn die Strahlen der hellblauen und braungoldigen Augen sich bei ihrem Zusammentreffen in der Mitte festgehäkelt hätten, nicht wieder auseinander loszugeraten im stande seien, und so schauten sie sich unter dem fast über ihnen zusammengewölbten Farnwedeldach in dem eigentümlich dämmernd grünen Licht reglos weiter entgegen. Doch auch ebenso wortlos, gewissermaßen so stumm, als ob sie ewig derartig sitzen bleiben könnten und niemals etwas zu sagen wissen würden, und als einziger Laut summte es noch leise zwischen den Palmblättern des Adlerfarns nach, wie wenn diese sich das zuletzt Vernommene heimlich von einem zum anderen fortraunten:

es tuot ir roter mund.

Dann fuhr Alwig plötzlich von einem raschelnden und knackenden Geräusch drüben auf der anderen Seite des Menhir zusammen, ward sichtlich von schreckhafter Besorgnis einer unbekannten, seiner Schutzbefohlenen durch einen Bären oder dergleichen drohenden Gefahr überkommen und griff hastig nach der neben ihm auf dem weichen Moos ruhenden Hand Magdala Baldewins.

So übermäßig bedrohlich war allerdings die noch nicht mit Augen wahrnehmbare Ursache des knackenden Zweiggeräusches gerade nicht. Sie rührte davon her, daß etwa vor einem Stündchen Meta Nebelthau und Jobst Stobwasser in der stillen und heißen Schwüle des frühen Nachmittags ganz zufällig in einem verschatteten Winkel neben dem Küchengarten zusammengetroffen waren und Jobst, offenbar in einem traumhaft irrigen Wahne, eine Schwester, ein Bäschen oder etwas derartig ihm Nahstehendes vor sich zu haben, plötzlich seinen Arm um den Hals Metas gelegt und ihr Gesicht dicht an das seinige herangezogen hatte. Doch sie machte sich mit einer schon mehrfach von ihr bewiesenen Gelenkigkeit hurtig aus dem irrtumbefangenen Arm los und sagte mit großer Entschiedenheit einer die Rute bereithaltenden Lehrmeisterin: „Daß dich nit unterschtehscht, du — du Holzfäller!“ Das war eine sehr merkwürdige Anrede und Bezeichnung, allein sie mußte Jobst Stobwasser dennoch nicht ganz unbegreiflich klingen, denn er entgegnete, mit den weißen Zähnen vergnüglich grinsend: „Dürft i mi unterschtehe, wenn i kein Holzfäller nit wär?“ Daraufhin sah die Befragte ihn examinatorisch an und erwiderte: „Hascht vielleicht keins abgeschlage, aber 'nem Mädle vom Dorf im Wald Holz sammle g'holfe?“ Darin sprach sich entschieden etwas aus, das der Verdächtigte sowohl ehrenhafterals verständigerweise nicht auf sich sitzen lassen durfte; er drehte den Kopf, sah sich kurz um und versetzte raunend: „Wenn's damit zu schaffe hätt, müschte die Mädles von Schtein sein, und i glaub nit, daß sie davon sind.“ — „Was schwatzscht und weischt, wovon Mädle sind?“ fiel Meta ein, aber sie zeigte sich doch von dem bisherigen Erfolg ihrer Erziehungsmethode so weit befriedigt, daß sie eine Annäherung seines Mundes an ihre Ohrmuschel nicht abwehrte, sondern mit merklicher Achtsamkeit anhörte, wie er ihr zutuschelte:

„I darf's nit sage, keinem Menschen, der Herr hat's mir verbote. Wann i a Schatz hätt, hat er g'sagt, dürft i's ihm nit verrede; aber zum Glück hab i ja kein, und wenn du's partout wisse muscht, drinn im Wald liege vier große Schtein, und der Herr hat mir Auftrag gebe, einen davon oben auf die drei andern nauf= zuschaffe, daß er drauf zu liegen kommt. Wozu's nutze soll, weiß i nit, aber Müh und Schweiß hat's zwei Tag lang koscht, bis i selbigen drauf g'habt, denn i muscht erst 'n Gestell zimmere, um ihn hebe zu könne. A Mädle kann man leichter aufhebe, dazu braucht man nix als bloß seine Arm."

Die Richtigkeit der letzten Bemerkung hatte Jobst bereits einmal gewährleistet; die übrige Mitteilung dagegen besaß etwas nicht recht Glaubhaftes, jedenfalls Anzweifelung Erregendes, und als Schwabenmädchen legte Meta Nebelthau mehr Gewicht auf ein von ihren eigenen Augen geliefertes Zeugnis als auf eine Beweisführung durch die Zunge eines anderen, wenn auch ihr Ohr solche aufnahm. Sie stand einen Augenblick nachdenklich, dann entgegnete sie, einem ihr innewohnenden Gerechtigkeitstriebe nachgebend: „Weischt, wenn's so isch, hätt i unrecht g'habt — aber 's isch das Bescht, du zeigscht mir doch erscht emal, was du im Wald g'schafft habe willscht. Nachher kann i sage, was i fernerhin von der Sach halte thu."

Und so bildeten um eine gute halbe Stunde später beide die Ursache, daß die lautlose Waldesstille um den Menhir plötzlich von einem raschelnden Geknacke unterbrochen ward. Dies fand auf der südlichen, dem Sitz Alwig Morneweg und Magdala Baldewins entgegengesetzten Seite statt, und die letzteren sahen durch eine kleine Lücke ihres dichten, grünen Vorhangs deutlich die Gesichter der unerwartet Auftauchenden, ohne daß diese von einer Ahnung anderer menschlicher Gegenwart zwischen dem schweigsamen Adlerfarngewirr angerührt wurden. Nur Jobst Stobwassers Stimme klang nun mit einem befriedigten Grinsen vereinigt: „Sieschst jetzt, daß i net g'loge hab?" und allerdings konnte die Befragte bei dem sich ihr darbietenden Anblick nicht anders als „nei, 's isch richtig, wie du g'sagt hascht," erwidern. Als ein mit tiefem Gerechtigkeitsgefühl ausgestattetes Mädchen mußte sie dabei einige Beschämung über den vorher von ihr geäußerten unbegründeten Verdacht und zugleich den edelsinnigen Antrieb empfinden, dem fälschlich Beschuldigten eine ehrenvolle Genugthuung zu teil werden zu lassen. Sie strafte denselben deshalb weder durch eine mündliche noch durch eine handliche Zurechtweisung, wie er, ihre Hand ergreifend, meinte: „Wolle wir's emal in der Näh anschaue?" und folgte dem Zug seiner Finger reumütig nach. Doch besaß Jobst Stobwasser einen merkwürdigen Begriff davon, wie man einen Gegenstand am besten anschaue, denn statt mit dem Gesicht drehte er Meta mit dem Rücken gegen einen der unteren Felsblöcke des Menhir und begleitete diese absonderliche Verkehrung oder Vorkehrung mit den Worten: „Du hascht g'sagt, wenn i kein Holzsammler nit wär, dürft i mi unterschtehe." Das entsprach zwar nicht genauer Richtigkeit, denn Meta hatte eine so gefaßte Äußerung nicht gethan, konnte darum auch kein deutliches Verständnis damit verbinden, was er mit dem „unterschtehe" meinen möge. So erwiderte sie, mit einem Nachdenken darüber beschäftigt, vorderhand nichts, infolgedessen war es einen Augenblick völlig stumm und still im Walde, bis auf das „Turr=turr" der Wildtaube, das jetzt grad aus dem Baumwipfel über dem Menhir herunterkam. Da aber Jobst Stobwasser entweder auch bereits von einer in der Welt üblichen Annahme gehört hatte, daß keine Antwort keine Verneinung enthalte, oder diese Folgerung aus eigener Verstandeskraft ableitete, so schlang er urplötzlich beide Arme um den Hals Metas und küßte sie kräftig auf ihren frischen Mund. Dies geschah so hurtig, daß sie es im ersten Augenblick noch nicht begriff, dann einesteils sich klarzumachen versuchen mußte,

ob er zu einer Forderung solcher Genugthuung durch die ihm zugefügte Kränkung berechtigt sei, und anderenteils wegen des vollständigen Verschlusses ihrer Lippen sich auch nicht darüber äußern konnte, besonders da er ja von seinem Recht überzeugt schien und ihr Billigkeitsgefühl sie antrieb, für solchen Fall seine Küsse nicht unerwidert zu lassen. So dauerte dieser Zustand unschlüssiger Reglosigkeit bei ihr vielleicht eine Minute lang an, dann aber befreite sie sich aus dieser von einem Instinkt in ihr aufgenommenen Gefahr, stieß von den jetzt zum erstenmal redefähig gewordenen Lippen: „Jesses, die Tante, sie weiß sicherlich nit, wo ich mich aufhalt," — der Adlerfarn rauschte, knisterte und schlug grüne Wellen von ihrem hurtigen Hindurchsprung, Jobst Stobwasser folgte ihr, nach ihrem Zopf haschend, behend nach, und in wenigen Augenblicken lag die dämmernde Waldtiefe wieder ebenso reglos und lautlos wie vor ihrer Ankunft.

Nur die Taube lugte einmal von oben mit neugierig verwundertem Kopf hinunter, und über noch atemverhaltener Brust sahen Magdala Baldewin und Alwig Morneweg den wieder Entschwundenen nach. Es war klar wahrnehmbar wie ein kurzer, närrischer, doch nicht reizloser Waldspuk vor ihren Augen aufgetaucht, alles in allem wohl kaum über zwei Minuten dauernd, und so lange hatten sie, um ihre Anwesenheit nicht kundzugeben, kaum einmal zu atmen gewagt. Ein leises Zittern ging ihnen beiden durch die Glieder; sie fühlten dies wechselseitig einer vom anderen, denn Alwigs schreckhaft zum Schutz Magdalas ausgestreckte Hand lag nicht nur noch auf der ihrigen, sondern hatte sich um diese von Herzschlag zu Herzschlag fester zusammengezogen.

Nun war es wieder still, alle Gefahr einer Entdeckung beseitigt, die Augen brauchten nicht mehr nachzuschauen, sondern wandten den Doppelblick, wie vor dem Erscheinen des absonderlichen Geisterspuks von Fleisch und Blut, wiederum gegeneinander. Aber etwas Nachwirkendes war doch von demselben noch geblieben, denn ihre zusammengeschlossenen Hände zitterten noch stärker als während des eigentümlichen lebendigen Schauspiels, das sich ihnen am Menhir dargeboten. Und nun brach zum erstenmal Alwig Morneweg ziemlich undeutlichen Tones das Schweigen:

„Wir waren bei den Versen Wachsmuts von Kinzingen geblieben:

alle meister geheilent niemer mere mich
es tuot ir roter mund —"

Doch seine Stimme klang nicht weiter in den aufhorchenden Adlerfarn hinein, denn plötzlich that er das Gleiche, was er lehrreich von Jobst Stobwasser gesehen, schlang beide Arme wortlos fest um den Nacken der neben ihm Sitzenden und bog ihren Goldblumenkopf auf die weiche, grüne Mooswölbung zurück. Und Magdala machte es ihrerseits auch genau so, wie sie es eben verständig von Meta Nebelthau gewahrt, leistete keinerlei Widerstand, schloß nur ihre beiden Augen fest zu, ließ sich lautlos ein kurzes Weilchen auf den Mund küssen und that danach mit ihren eigenen aufgeschlossenen Lippen das Nämliche. Und das war nach Menhir-, Kelten-, Römer- und Minnesängertagen die lebendige Gegenwart auf der alten Berchtoldsbaar.

Diana Abnoba.

Von solcherlei in ihrer Verschiedenheit ziemlich gleichartigen oder vielmehr trotz ihrer Gleichartigkeit doch verschiedenen Vorgängen in der kühlen Waldestiefe wurden natürlich die zwei einzigen an dem heißen Augustnachmittag im Archäushof zurückverbliebenen Angehörigen desselben nicht mit leisester Ahnung berührt. Oder eigentlich handelte es sich dabei allein um die alte, beschauliche Mittagsruhe über der ihr aus der Hand und von den Knien heruntergerutschten Offenbarung des heiligen Apostels Johannes haltende Euphrosyne, denn der Doktor Berchtold Morneweg hatte ungefähr um die dritte Stunde mit einem in Papier eingewickel-

ten Gegenstande auch das Haus verlassen und wanderte auf dem Wege dahin, in welchem er einen Überrest der alten römischen Heerstraße von Löffingen über die Mauchach nach Brigobannä hinüber vermutete. Der schlecht gehaltene Fahrweg war schattenlos und infolgedessen der Schatten des langsam Hinschreitenden der einzige darauf befindliche. Er machte seinem Urheber alles nach und nickte deshalb auch ab und zu mit dem Kopf vor sich hin; nur zu reden vermochte er nicht, sondern dies that der Doktor allein, indem er hin und wieder: „Ja, ja, ein alter Weg," wiederholte und einmal nachfügte: „Es ist etwas spät geworden; man hätte wohl schon früher den Versuch anstellen sollen, ob er noch auffindbar und wieder gangbar zu machen sei. Nun, es ist ja, so zu sagen, ein Restchen Spätsommerzeit übrig, das sich vor Einbruch des Winters noch nutzen lassen dürfte."

In die letzten halblauten Monologworte des vor sich niederblickend achtlos Fortwandernden klang plötzlich ein Peitschenknall und der Warnruf eines Kutschers hinein; aufschauend gewahrte er dicht vor sich Pferde und einen Wagen, die beiderseits durch ihre ungewöhnliche Erscheinung auf der Baar bekundeten, daß sie aus dem fürstlichen Marstall in Donaueschingen herstammen mußten, und Morneweg wich gleichgültig an den Wegrand zur Seite. Doch zugleich rief eine männliche Stimme: „'alt, cocher, Kutscheer! ßie aussi 'alten, monsieur! Kann ßie sagen mick, monsieur — ick ßuchen die docteur Mornewec, ßein 'aus ßoll liegen 'ier in der forêt noire, Kut-scheer nickt wissen, wo."

Ein vornehm gekleideter Herr, etwa im Anfang der fünfziger Jahre, dessen Gesichtszüge und Wesensart schon auf den ersten Blick einen dem alten Adel Frankreichs Angehörigen kundgaben, hatte sich aus dem anhaltenden Wagen herausgebogen, blickte dem stehen gebliebenen Fußwanderer ins Gesicht und stieß, ehe der letztere etwas zu erwidern vermochte, hinterdrein:

„Mais, mon Dieu! ßie 'at keßwunk ßäbel auf mir! Vous même, monsieur! Welk ßufällikkeit! Je vous reconnais, monsieur, malgré ßie 'at 'aar und Bart grises. Je vous fais mon compliment, ßie 'at sick unkeacht conservé jeune, besser als ick, ma foi!"

Berchtold Morneweg hatte großstaunend bis jetzt den Sprecher stumm angeblickt, dessen Haar völlig weiß, von der gelblichen Färbung schimmerte, welche das hochblond-rötlich gewesene im Alter annimmt. Das Gesicht des Fremden war dicht mit Falten durchzogen, nur aus den braunen Augen flimmerte noch etwas, wie ein im Auslöschen begriffener letzter Funken eines ehemals goldig glänzenden Feuers frühzeitig verlorener Jugendlichkeit ihres Besitzers. Und nun entgegnete der Doktor nach einem tief heraufgeholten Atemzug:

„Ja, ich erkenne Sie ebenfalls wieder, Herr Marquis. Sie wollen mich in meinem Hause aufsuchen — was wünschen Sie von mir?"

Lebhaft versetzte der Befragte:

„Ick ßein im Begriff ßu retourner à la belle France de ce pays sauvage. Le bon roi Louis dix-huit 'at besiekt die Unkeheuer — le scélérat — ick nehmen wieder all mein châteaux, 'errskaft und fortune retour. Comme vous savez, monsieur, ick gelegen in Quartier, il y a vingt ans, à Villinge, ville pauvre et garstik. Aber une jeune personne mick gefleckt, nickt erinnere ihr Nam, avait des complaisances pour moi. ßie vielleikt nock wissen Nam, monsieur — reconnaissance oblige — ick ßein reick maintenant. La jeune fille — ah, ßie wird aussi nickt ßein junk mehr — wenn ßie 'at Not vielleikt d'une petite subvention —"

Da der Sprecher anhielt, versetzte Berchtold Morneweg gelassen:

„Ihre Großmut kommt zu spät, Herr Marquis, die junge Dame bedarf keiner Unterstützung mehr, denn sie ist gestorben."

„Oh, pour cela — kestorben! C'est dommage! War charmante et complai-

sante — oui, vous l'avez dit, monsieur, ick wollten ßein généreux, noblesse oblige. 'at ßie vielleikt 'interlaß — je crois bien, vous dites Ankehörikkeit von sick?"

„Niemanden, Herr Marquis, sie besaß keine Verwandtschaft."

„Eh, personne — c'est dommage. Ick wär kewes généreux. Alors, Kut-scheer, tournez la voiture! Ick könnt ßie laß straf, monsieur, mais je suis généreux et je vous pardonne, daß ßie 'at keßwunk ßäbel auf mir. Elle était une fille charmante — ah, morte — c'est dommage — et sans descendance. Ick 'aben viel de tout âge. 'at ßie aussi, monsieur? Eh bien, bonne voyage durk Ihre forêt noire — Swass-wall! Je suis en retournant à la belle France — oh, la belle France sans le parvenu! Le congrès de Vienne 'at gutgemackt ßein ßack. Allons, Kut-scheer, à Dona-eskinge!"

Der Marquis tippte nachlässig mit einem Finger an seinen Hutrand, umgewendet rollte der Wagen davon, wieder gegen Hüfingen zurück, und nach kurzen Augenblicken legte sich das flimmernde Goldnetz der Sonnenstrahlen über ihn, daß der leere Weg den Eindruck regte, als sei nur eine flüchtig-wesenlose Erscheinung der Phantasie aus ihm heraufgetaucht und wieder zergangen. Eine kleine gen Osten verwirbelnde Staubwolke blieb das einzige; der schaute Berchtold Morneweg ein kurzes Weilchen nach und sagte vor sich hinaus: „Auch ein Menhir — nun, diese Gebilde gehören der Urzeit an und haben mit dem Leben der Gegenwart nichts mehr gemein." Er schüttelte den Kopf, sein Schatten, mit dem er sich wieder allein befand, that das Gleiche, und beide setzten ihren Weg fort. Doch bog er nunmehr zur Linken um das große dunkle Tannenwaldstück ab, in dessen Mitte das graue Findlingsgeblöck aus dem Adlerfarn aufragte. Seine Augen hielten sich einmal wie mit dem Blickaufglanz eines noch jungen Mannes in die schweigsam ruhende Baumwand hineingeheftet, dann erreichte er, jedes kleinsten Pfades der Gegend kundig, den Weiler an der Gauchach, und es zeigte sich, daß sein Wanderziel in dem Häuschen am Krähenbach bestand. Er hatte dies im Gange des Sommers zu manchem Mal besucht und die Scheu, welche der erste Eintritt ihm verursacht, lange völlig überwunden. Doch heute hielt er trotzdem nochmals ein klein wenig, wie nachsinnend, vor der Hausthür an, öffnete sie darauf jedoch rasch, überschritt ebenso den kleinen Flur und klopfte an die Thür des Wohnzimmers. Die Stimme Benigna Baldewins erwiderte, und diese legte, wie er hereintrat, auch weder Unruhe, noch Verwunderung mehr, sondern nur Freudigkeit an den Tag. Sie stand auf und sagte, ihm die Hand reichend: „Es ist freundlich, daß Sie kommen, Berchtold; fast wagte ich darauf zu hoffen." Er entgegnete, seinen in Papier eingewickelten Gegenstand auf den Tisch legend: „Ja, es ist ein schöner Tag heute, liebe Benigna, der mich antrieb, ihn nicht bei mir allein im Hause zu verbringen." Er setzte sich auf einen, ihm schon durch Gewohnheit vertraut gewordenen Platz; die schräge Nachmittagssonne stand in die Fenster der hübsch eingerichteten Stube, und die Bewohnerin derselben hatte gegen die Hitze und Blendung Rouleaux von gelblicher Farbe herabgelassen, dadurch füllte den Raum ein eigenes, zugleich helles und dämmerhaftes, gedämpftes Goldlicht an. Nun antwortete sie auf die Äußerung des Doktors: „Sie sind allein im Hause — wie ich ebenso" — ein leichtes Lächeln glitt ihr um den Mund — „allerdings sind wir beide seit Wochen wohl schon ziemlich den Tag über daran gewöhnt. Haben Sie mir — Sie machen ungewöhnlichen Eindruck, als hätten Sie mir etwas Neues mitzuteilen?"

„Nun, das könnte ich vielleicht, Ihnen kundthun, daß ich Sie eben begraben habe, Benigna."

Sie schrak zusammen und sah ihn mit jäh erblaßtem Gesicht wortlos an; er setzte hinzu: „Ich that es, ohne vorher Ihre Einwilligung einzuholen, denn es

gebrach dazu die Möglichkeit. So will ich diese Versäumnis jetzt bessern und es Ihrer Entscheidung anheimgeben, ob Sie wieder zu den Lebendigen zurückkehren wollen."

Kurz berichtete er von der absonderlichen Begegnung, die ihm eben auf seinem Herwege zu teil geworden, und von der Wechselrede, welche sie mit sich geführt. Benigna Baldewin regte sich nicht, nur ihr bleiches Gesicht färbte sich jetzt rot, allmählich fast zu dunkler Röte; mit verhaltenem Atem, leise bebend, hörte sie bis zum Ende. Dann brachte sie hervorgestoßen von den Lippen: „Nein — nie — nie! Ich sagte es Ihnen schon — o mein Gott — wenn ich statt Ihrer auf dem Weg gegangen wäre — aber sie — wie ein Schauder aus dem Grab geht es mir durch das Blut." Sie stand auf und streckte dem ihr gegenüber Sitzenden erregt die Hand entgegen: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich begraben haben, Berchtold — ja, ich bin tot — lassen Sie uns von den Toten schweigen und von den Lebendigen reden!"

Sie setzte sich, noch sichtbar überlaufen von Schauern, zurück; es blieb ein Weilchen still im Zimmer, dann wiederholte der Doktor, mit dem Kopf nickend:

„Ja, die Lebendigen — ich bin auf einem Umwege hierhergegangen, um ihnen nicht etwa störend in den ihrigen zu geraten. Es war wohl der Wille des alten Fatums, das über den Menschen ist; dadurch traf ich mit dem Schatten der Vergangenheit zusammen und bewirkte seine Umkehr nach Brigobannä, ohne daß er des heutigen Tages Sonne verdunkelte. Ich vermute, der Menhir besitzt wärmere Kraft des Lebens in sich — ja, die Lebendigen, lassen Sie uns von ihnen sprechen. Gewissermaßen sind sie ja unsere Kinder — und zugleich doch auch, trotzdem ihre Jugend selbst der Unterweisung erst bedurfte, mir Belehrer gewesen, was es um ein einsam zugebrachtes, fehlgegangenes Menschenleben sei —"

Der Sprecher stockte, und die Wangen Benigna Baldewins erblaßten wiederum. Die letzten Worte hatten eine bitterherbe Anklage gegen sie in sich geborgen und drohten, dieselbe fortzusetzen; unruhig umherblickend, fiel sie ein:

„Was haben Sie dort mit sich gebracht?"

Sie deutete nach dem Tisch, und Berchtold Morneweg streckte die Hand nach dem Gegenstand, dem ihre stotternd ablenkende Frage galt, löste die Papierumhüllung davon ab und erwiderte:

„Es sind die Scherbenstücke, welche Magdala einmal von unseren Ausgrabungen mitgenommen. Mir ist es gelungen, sie zu ihrer ehemaligen Gestaltung neu zusammenzufügen und diese alte Graburne wieder aus ihr herzustellen. Nur die Asche findet sich nicht mehr darin, der Wind und die Zeit haben sie fortgetragen; mich bedeucht auch, es wäre wohl freudiger, statt ihrer die Urne mit Blumen dieses Sommers, von dem ja noch ein Teilchen vor uns liegt, anzufüllen. Es ist doch etwas Schönes, wenn man sein Leben noch dazu nutzen kann, Zerbrochenes wieder zu erneuern und freundlich überblühen zu lassen — ich weiß nicht, wie du darüber denkst, liebe Benigna —"

Er sah in das ihm gegenüber befindliche schöne Antlitz, das über völlig atemloser Brust auch ihm die Augen zugewandt hielt. So knüpften die Blicke sich in dem seltsamen Goldlicht des Zimmers nur lautlos ineinander, eine Strahlenbrücke über zwanzig Jahre hinüberspannend, einem Friedensbogen des spät nachmittägigen Himmels ähnlich nach langem dunklem Unwetter der schwülen Mittagszeit. Und leise verzitterte an den Wänden durch die hauchlose Stille nur noch der Nachhall der Frage: „Ich weiß nicht, wie du darüber denkst, liebe Benigna?"

So war seine Stimme zum letztenmal jenseit des wildrauschenden Stromes, der sie voneinander gerissen, an ihr Ohr geklungen — jenseit der langen, trostlos mit Schlamm und Steingeröll überdeckten Jahre, die das böse Wasser hinterlassen. Wie ein aufgewachter, weither

herüberrufender Ton aus ersten Frühlingstagen kam's, unsagbar wehmutsvoll-holdseligen Klanges aus einem Herzen ins andere hineinbebend, und ohne Regung saß Benigna Baldewin, dem geisterhaften Erinnerungslaut der verklungenen Stimme nachhorchend. Dann sprengte — nicht dem Ohr, nur einem innersten Empfinden laut vernehmbar — ein Schrei ihr die Lippen: „Berchtold!“ Sie stand auf, doch haltlos schwankend glitt sie zu Boden, fand eine Stütze für ihre Stirn an den Knien Berchtold Morneweg's. Und ihre Schläfen zwischen seine beiden Hände fassend, legte er stumm den umgrauten Kopf auf ihr noch dunkles, nur von den einzelnen hellen Fäden durchzogenes Scheitelhaar nieder.

Drüben im Adlerfarn aber waren Tullus Appianus und Eudora Servilia, oder Herr Wachsmut von Kinzingen und Magdlinde, oder Alwig Morneweg und Magdala Baldewin zu der Besinnung gekommen, daß auch außerhalb des Menhirwaldes noch ein Stück Welt vorhanden sei, welches für den Weiterfortgang der Tage doch immerhin noch etwas mit in Betrachtnahme gezogen zu werden verlange. So schlugen sie den Rückweg durch das dichte Gerank und Zweiggestrüpp ein; es war jetzt selbstverständlich geworden, daß der Führer die Hand seiner Schutzbefohlenen nicht losließ. Doch er brauchte sich in dieser Richtung keiner Besorgnis hinzugeben, denn ein klein wenig von schwäbischem, demjenigen Meta Nebelthaus stammesverwandtem Blut mußte auch in Magdala Baldewin vorhanden sein, das sie ebensowohl seine Hand mit der sicheren Gewährleistung festhalten ließ, sie habe ihn jetzt und für dies Leben sei nicht zu befürchten, er komme ihr wieder fort.

Im übrigen indes fanden sie noch keineswegs Zeit, sich mit einer Berücksichtigung anderer als ihrer eigenen Persönlichkeiten zu befassen, veränderten, wie sie aus dem Wald hervortraten, das bisher von ihnen dargebotene Bild nur insoweit, daß er jetzt auf dem freien Weg an der Gauchach den einen Arm um sie legte, seine Finger mit ihrem Eudora-Magdlinde-Magdala-Haar spielen, gelegentlich auch einmal über den weichen, warmen Nacken darunter hinstreifen ließ und sie so am Fluß aufwärts fortgeleitete. Zur abendlichen Heimkehr war es sowohl nach dem Sonnenstand als für ihre übereinstimmende beiderseitige Zeitempfindung noch viel zu früh, und sie beabsichtigten noch einen andauernden Besuch unter den Weidenrosen abzustatten, um diese nicht etwa durch ein Gefühl der Zurücksetzung gegen den Adlerfarn zu kränken. Doch an einer der kurzen Gauchachbiegungen flog urplötzlich der Arm Alwigs vom Nacken Magdalas herunter, beide stießen gleichzeitig erschrocken aus: „Mein Onkel — meine Mama!“ und zwar mit vollstem, thatsächlichem Anlaß, denn dicht vor ihnen kamen Berchtold Morneweg und Benigna Baldewin miteinander des Weges dahergeschritten. Beide hatten ganz zweifellos die absonderliche Armlage Alwigs wahrgenommen, und dieser empfand, da es doch einmal geschehen müsse, sei es unter solchen Umständen am besten, der misogynen Verbissenheit seines Onkels auf der Stelle damit zu begegnen, daß er seinerseits einem Schlangenknäuel von überflüssigen Vorgaben und Ausflüchten sofort den Kopf abbeiße. So trat er, seinen Hut ziehend, rasch gegen Benigna hinan und sagte, allerdings ein wenig befangen stotternd:

„Madame — Mademoiselle —“

„Mademoiselle, lieber Alwig,“ fiel sein Onkel, das letztere bestätigend, ein, „Mademoiselle Baldewin. Mein Neffe, liebe Benigna.“

Diese betrachtete den ihr zum erstenmal vor die Augen geratenden jungen Mann mit sichtlich vollster Befriedigung, während er, noch immer ein wenig zungenungelenk, doch entschlossen wieder anhub:

„Mademoiselle — es klingt etwas sonderbar, daß ich als ein Ihnen völlig Unbekannter bei unserer ersten Begegnung Sie um die Hand Ihrer Pflegetochter

bitte — aber Magdala hat mir so viel Schönes und Liebeswertes von Ihnen mitgeteilt — daß ich es wage, sogleich —"

Ihn unterbrach jedoch eine rasche Bewegung des Mädchens, das sich an Benignas Brust warf und stockend hervorbrachte:

„Ich weiß nicht, wie's so gekommen, Mama — aber es ist so, Mama — ich bitte dich recht sehr, sag nicht nein dazu — du hast das in deiner Jugend nicht so kennen gelernt — o ich wäre so glücklich, Mama, wenn du ja sagtest —"

„Das ist ja eine große Überraschung, Madeleine — aber wenn dein Herz ja gesagt, was kann mein Mund da anders — und ich hätte selbst an diesem Tag auch kein Recht —"

Benigna antwortete es, das Mädchen fest an sich schließend und zärtlich küssend; Berchtold Morneweg aber sagte ebenfalls: „Das ist ja eine Überraschung — du gedenkst dich mit unserer Famula zu verheiraten, lieber Alwig? Nun, ich besitze kein Recht, dir dies zum Vorwurf zu machen, da ich gleichfalls meinen früheren Vorsatz geändert habe und mit meiner lieben Braut, der Pflegemutter der deinigen, in den Ehestand zu treten beabsichtige. Zu diesem Behuf habe ich den baulichen Zustand unseres Hauses verbessern lassen, das wir gerade miteinander einer Besichtigung zu unterziehen bezwecken. Da trifft es sich ja gut, daß in demselben so viel Räumlichkeiten vorhanden sind, um auch euch für euren Bedarf völlig ausreichende Unterkunft darzubieten. In der That eine Überraschung; da bist du wohl am heutigen Nachmittage nicht zu dem Menhir hingelangt?"

Die Überraschung war allseitig eine große, doch eine andere, mächtigere Empfindung überwogte sie. Glückselig schlang Magdala auch um Berchtold Morneweg die Arme und stieß aus: „Nun hab ich auch einen Papa! Den hab ich noch nie im Leben gehabt!" Dann aber hing sie wieder fest am Arm Alwigs, dem Benigna mit stummer Antwort die Hand gereicht. Er wurde durch ihre Verheiratung ja gewissermaßen auch ihr Stiefsohn, über den sie nicht erst weitere Erkundigung einzuziehen brauchte, um ihm das Lebensglück ihres geliebten Pflegekindes zu vertrauen.

Ja, die Empfindung des neuen und des jetzt vollgesicherten Glückes überwog so gewaltig, daß sie gar kein Denken an das Merkwürdige seines Gewordenseins aufkommen ließ. Selbstverständlich wendeten Alwig und Magdala sich mit den anderen um und schritten ebenfalls dem Archäushof zu. Es entsprach einem Gebot der Altersverhältnisse, daß sie dabei jenen auf dem schmalen Wege respektvoll den Vortritt einräumten, um bescheiden den Beschluß zu machen. Und ebenso lag es wohl in den von einer Verschiedenheit der erreichten Jahresstufen gegebenen Umständen, daß die vorderen, sich am Arm führend, in liebevoll glücklichem Gespräch gleichmäßig dahinwanderten, während ihre Nachfolger stets nach einigen Dutzend Schritten aufs neue eine Benötigung fanden, einen Augenblick anzuhalten und ihre eifrige Unterredung durch ein kürzeres oder längeres, doch darum nicht unthätiges Verstummen ihrer Lippen zu unterbrechen.

Als nun die beiden Paare so nacheinander am Archäushof eintrafen, gaben vor der Thür desselben Jobst Stobwasser und Meta Nebelthau sich gemeinsamer nutzbringender Thätigkeit hin, indem sie unter Anleitung der erfreulich von langem Nachmittagsschlummer gekräftigten Euphrosyne einen hochaufgehängten großen Fußteppich zu seiner Ausstäubung mit Rohrstöcken bearbeiteten. Dies geschah nach der sachverständigen Vorschrift der Alten am gründlichsten so, daß einer hüben und einer drüben klopfte, doch auch Meta und Jobst besaßen ihre Anschauung über die vorteilhafteste Behandlungsmethode, hatten als solche eine Abwechslung erkannt und vertauschten hin und wieder ihre Wirksamkeitsseiten, so daß der vordere sich nach hinten begab und der dortige dafür vorn auf der Bildfläche erschien. Doch vollzog sich diese

Postenablösung allemal auf der von dem Standpunkt der alten Euphrosyne abgekehrten Seite des Teppichs, und jedesmal thaten die beiden sich dergestalt hinter demselben Begegnenden etwas, wozu keine profunde archäologische Gelehrsamkeit gehören, sondern was aus der schlichten Menschennatur hervorgehen mußte. Denn sie benutzten den Augenblick der Kreuzung ihrer Wege stets ohne irgendwelche Kenntnis von altrömischer Kultur und von mittelalterlichen Minnesingern genau in der nämlichen Weise zu dem gleichen Thun, das Alwig Morneweg und Magdala Baldewin hinter dem Rücken ihrer Vorgänger ausübten. Und ein solcher nützlich angewandter Moment war jetzt gerade eingetreten, ward aber in seiner Annehmlichkeit gegen die ihm schon voraufgegangenen gleichartigen durch ein jähes Auseinander- und um den Teppich Herumfahren der beiden verkürzt, denn die Tante stieß plötzlich drüben einen Schrei aus, als ob das siebenköpfige Tier der Offenbarung leibhaftig seine Klauen nach ihr ausgestreckt halte. Für minder scharfsichtige Augen stand freilich nur Berchtold Morneweg vor ihr und hatte gesagt: „Liebe Euphrosyne, richte Sie einen guten Abendimbiß für meine liebe Braut und diejenige meines Neffen, die uns das Vergnügen bereiten werden, die Mahlzeit mit uns einzunehmen." Und da die Angesprochene ihm und seiner Begleitung nur wortlos wie Abgrundserscheinungen des jüngsten Gerichtstages in die Gesichter starrte, so fügte der Doktor noch nach: „Sie trägt ja einen so heiteren Namen, der die ‚Frohsinnige' bedeutet, daß es Sie erfreuen wird, von einer zwiefachen Hochzeit zu vernehmen, die wir alsbald in unserem Hause zu begehen gedenken."

Das Ungeheuerste aber übt auf viel geprüfte und dadurch stark in sich gefestete Seelen wohl im ersten Augenblick eine vollständig lähmende Wirkung aus, dann jedoch ruft es eben durch sein Übermaß einen Rückschlag der Kraft ungewöhnlicher Naturen hervor, die in großen Augenblicken zum vollen Willensbewußtsein und seiner Stärke gelangen, sich auch von einem Hohngeblek der gesamten Höllenschar nicht erschüttern und erdrücken zu lassen. Und so erwiderte die alte Euphrosyne jetzt ohne Zittern der Lippen, ohne physische Erregung ihrer Gliedmaßen, nur fest und unbeirrbar den weißhaarigen Kopf um einen Zoll höher als je zuvor emporrichtend:

„Und glauben Sie, Herr Doktor, daß ich um der ewigen Allerbarmung willen solche Gotteslästerung in diesem Hause mit lebendigen Augen mit anzusehen und Feuer und Schwefel auf das erlöste Haupt der Unschuld mit niederregnen zu lassen brauche? Ich fürchte mich nicht vor der Person von Babylon zusamt allen ihren Mitkreaturen, denn ich habe die Verheißung meines himmlischen Bräutigams —"

„So, wenn Sie sich ebenfalls zu verändern beabsichtigt, liebe Euphrosyne — das ist eine andere Sache, ich begreife das. Da kann ja die Meta vielleicht hinfür die Hauswirtschaft bei uns führen."

„Das dumme Ding? Göttlicher Beistand lasse uns nicht in die Gemeinsamkeit derer verfallen, die schwach am Geiste sind! Das dumme Ding sollte allein die Hauswirtschaft besorgen?!"

Die alte Euphrosyne stieß es mit einem beherrschungslosen Jammerton hervor; eine so ungeheuerliche Vorstellung lag darin, daß sie diesmal kraftüberwältigt auf einen hinter ihr liegenden alten Heidenstein zurücksank und trotz dem Baalsgreuel desselben an Leib und Seele gebrochen darauf sitzen blieb. Alwig Morneweg aber kam jetzt aus dem Anblick Jobst Stobwassers und Meta Nebelthaus eine plötzliche lebhafte Erinnerungsvorstellung, die sich ihm mit Dankbarkeit für eine verdienstlich von ihnen erteilte Unterweisung verknüpfte, und er sprach seinem Onkel halblaut einige Worte ins Ohr, auf welche der letztere kopfnickend erwiderte: „Vermeinst du, lieber Alwig? Nun, er ist ein tüchtiger Mensch, der ihm aufgetragene Arbeit ordentlich besorgt,

und Nebelthau und Stobwasser würden sich ja etymologisch recht passend zu einer Verbindung eignen. Ja, wenn ihr beide gleichfalls eine solche im Wunsche tragt, so habe ich nichts dawider einzuwenden, und es werden sich im Erdgeschosse wohl auch noch Räume zu einer Wohnung für euch vorfinden."

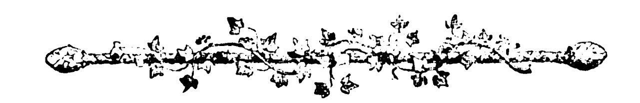
Die letzte Ansprache und Mitteilung hatte der Doktor an die beiden lehrreichen Vorbilder Alwigs und Magdalas unter dem Menhir gerichtet und dadurch vielleicht die allergrößte sämtlicher Überraschungen des heutigen Nachmittages für Jobst und Meta ins Werk gesetzt. Doch mit angeborenem Instinkt erkannten sie beide gleichzeitig, daß die höchste Weisheit des Menschenlebens darin beruhe, auch nach dem Unfaßlichsten, wenn es vom blauen Himmel herunterfalle, ohne unnütze Zeitversäumnis zuzugreifen, und sie vollbrachten dies im wörtlichsten Sinne, indem sie sich nach den Händen griffen und unison ausriefen: „Wenn's der Herr erlaube will, daß wir uns auch heirate dürfe — wir habe's gern im Sinn —"

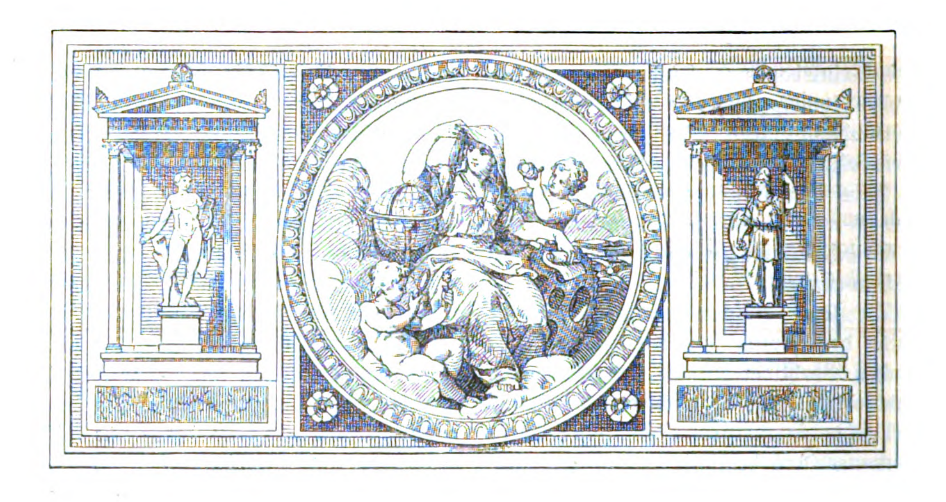
Das aber ging über die letzten, noch verwendbar gebliebenen Kräfte der Tante. Wie ein angeschossenes Haselhuhn seine Flügel, ließ sie die Arme schlaff an dem alten Heidenstein herunterfallen, und ihr Mund allein, als die kräftigste Mitgift ihrer Natur, unterlag noch nicht der allgemeinen Lähmung ihrer Glieder und Sinne, sondern vermochte noch hervorzubringen:

„Heiraten? Du dummes Ding willst heiraten? Und ich soll in dieser Heidenarche allein übrig bleiben?" Gleich darauf ließ sie den Schreckensruf ertönen: „Jesses Maria Joseph, Kind, das Nachtessen! Was haben wir denn für all die Mäuler?" Und hastig mit den gebrochenen Flügeln von ihrem Sitz aufklappend, lief die alte Euphrosyne ratlos in die Küche hinein.

Drüben aber hatte Berchtold Morneweg gesagt: „Ich meine, liebe Benigna, bevor wir das Haus in Augenschein nehmen, sollten wir unseren Schritt erst einmal in den Garten hinüberlenken." Das thaten sie, und Alwig und Magdala folgten bereitwillig nach. Der Tag begann nun doch gemach zu sinken, die Sonne spielte noch da und dort durch eine Lücke des üppig rankenden Gezweigs, aber die Lichtfunken, die sie über die schweigsamen Steingestalten hinstreute, besaßen schon einen rötlichen Ton. Nur die in der Mitte stehende traf noch, ihr Antlitz übergoldend, ein vollerer Strahl, daß es aussah, als ob sie mit den streng geschürzten Lippen leise lächelte. Berchtold Morneweg hielt vor ihr an und sprach: „Diana Abnoba. Ich habe dich bei deiner Ankunft unter ihren Schutz gestellt, lieber Alwig, wie es scheint nicht ohne guten Erfolg, denn mich bedeucht, daß du freudiger aussiehst als damals und sie dankbar anblickst. So denke ich, wollen wir uns insgesamt ihrer Obhut weiter empfehlen."

Er that bei den letzten Worten, was die Jugend neben ihm schon zuvor gethan, legte seinen Arm um den Nacken Benigna Baldewins, und nicht nur Diana Abnoba, sondern auch die übrigen alten Olympier lächelten still über die Gegenwart auf der Baar herab. In einem der Wipfel über ihnen aber ward plötzlich, dem späten Hochsommertag zum Trotz, eine schwarze merula von einer uralten Erinnerung angefaßt und rief hellflötend dazwischen nieder: „Meine Venus — meine Venus — Valeritta!"





Dolmenbauten und Hünengräber.

Von
Franz v. Löher.

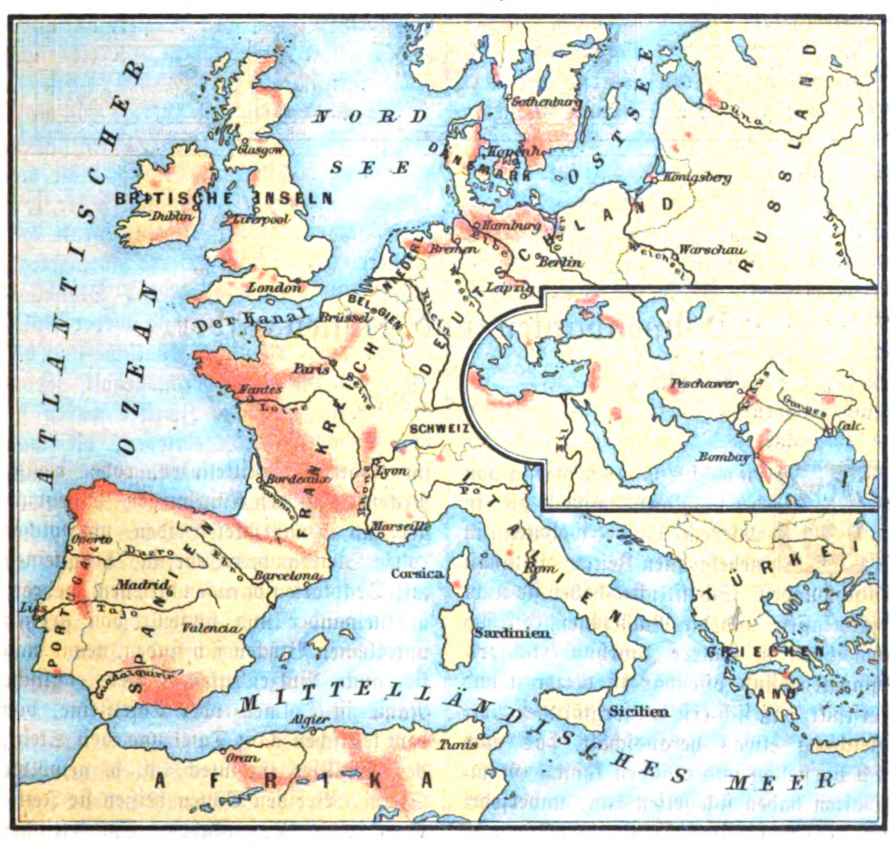


Gern möchte man ein wenig von den Völkern wissen, die in unserem Lande wohnten in nebelgrauen Zeiten, die längst entschwunden. Schriftliches haben sie nicht hinterlassen, und die Nachrichten, die sich von ihnen in spätere Jahrhunderte fortpflanzten, sind offenbar so verwirrt und zerstückt, daß sich erst bei sorgfältiger Vergleichung etwas herausschält, das man sich vorstellen und glauben kann. Gerätschaften haben sich selten ganz unversehrt und in genügender Menge und Mannigfaltigkeit erhalten. Die besten Zeugen bleiben immer die Baudenkmale.

Da schauen nun aus der Vorzeit Dunkel von einsamen Hügeln und Höhenbreiten bleichgraue seltsame Denkmale zu uns herüber — Anfänge von Rohbauten aus Urgesteinsmassen oder gewaltige Felsblöcke, die einzeln oder in Reihen und Kreisen nebeneinander aufgerichtet sind. Ihr deutscher Name — Hünengräber oder Hünenbetten, auch Teufelskanzeln — erweckt die Vorstellung von Riesen, die darin bestattet wurden; denn Hünen bedeuteten im späteren Mittelalter rohe riesige Recken. Auf den Lüneburger, Oldenburger und Osnabrücker Heiden, wo solcher roher Steinkammern, die aus Tragsteinen mit Deckplatten darüber bestehen, mehrere nebeneinander und umstellt von großen und kleinen Blöcken sich finden, nennt man sie auch Bulzenbetten. Der englische Name ist Dolmen- oder Tafelsteine, von dem keltischen daut Tafel und men Stein; der Walliser Cromlech, d. h. gewölbte Steine. Bei den Dänen heißen sie Jettestuer, d. h. Riesenstuben. Ein keltischer Name für die einzeln stehenden ist Menhir von man Stein und hir hoch oder lang. Selten findet sich darunter Sandstein oder anderes Gestein, wie es im Gebirge zu Tage steht; desto häufiger sind die erratischen Granitblöcke, wie sie einst auf Eisplatten übers Meer an die Küsten getragen wurden.

Es ist über solche Dolmen — denn dies ist der am meisten verbreitete Name dafür — schon sehr viel geschrieben und gerätselt worden, insbesondere darüber, von welchem Volke sie herstammen. Die

wunderlichsten Ansichten spielen und stehen gegeneinander, man könnte seinen Spaß daran haben. Um so mehr sehnt man sich nach etwas Haltbarem. Überschauen wir zuerst die äußerliche Einrichtung und was sich noch darin vorfand — sodann die Fundstätten dieser Denkmale, die sich in drei Weltteilen zeigen — endlich ihren mern, zusammengesetzt aus rohen meist tafelförmigen Blöcken, die Tragsteine ins Geviert oder im Umkreis gestellt, darüber gelegt eine kolossale Deckplatte, oder auch mehrere Decksteine, ein einziger oft ein paar hundert Centner schwer. Zu den mächtigen Deckplatten wählte man häufig solche, die nach oben hin mehr oder weni-



Verbreitungsgebiet der Dolmenbauten.

ganz gleichmäßigen Charakter — alsdann treten wir in die Untersuchung ein, von welchem Volke sie herrühren und welchen Zwecken sie dienten.

1. Dolmenkammern und Dolmensäulen.

Es giebt zweierlei Dolmenbauten, man kann sie annähernd Kammern und Säulen nennen.

Jene bilden eine Art von Steinkam- ger dachförmig — zu den Tragsteinen solche, die nach der inneren Seite möglichst flach waren oder sich zu einiger Fläche behauen ließen.

Reichlich die Hälfte dieser Hünenbetten steckt noch in solchen Hügeln, wie sie die Germanen hoch über ihren Toten aufschütteten. Wo die Steinblöcke halb oder ganz aus der Erde hervorschauen, da kann im Laufe der Zeit die Deckerde durch langen Stromregen weggeschwemmt, oder

wenn sie durch heiße Sonnenjahre ausgetrocknet war, durch den Wind weggeweht sein. Ein großer Teil aber dieser Dolmenbauten, und das sind gerade die gewaltigsten, ist offenbar von vornherein offen unter freiem Himmel errichtet und niemals bestimmt gewesen, unter der Erde verborgen zu liegen; die Gruft selbst aber mochte schon bei der Anlage mit Erde ausgefüllt sein.

Der Boden in den Steinkammern ist öfter mit kleinen Steinen, besonders Feuersteinen, gepflastert, und sind die Zwischenräume zwischen den großen Blöcken wohl mit kleinen Brocken ausgefüllt. Auch stößt man in den Erdhügeln selbst auf allerlei Befestigungen von Steinen, und außen ist der Bau häufig umgeben mit Reihen kleinerer Blöcke, die im Kreise oder Geviert umher gesetzt sind, auch wohl einen länglichen Zugang bilden oder am Zugang zur Kammer gleichsam wie Schildwachen stehen.

Im Inneren der Kammer treffen wir hin und wieder auf einzelne Gerippe, liegend oder auch in sitzender oder hockender Stellung, dagegen höchst selten Urnen mit Asche oder verbranntem Gebein. In den meisten aber lagerten Menschenknochen. Daneben und dazwischen finden sich Waffen und Geräte von Stein und Bein, selten von Metall, etwas irdenes Geschirr, das meist in Scherben, besonders Trinkschalen, endlich Kügelchen von Thon und Bernstein, die einst an Schnüren aufgereiht zum Schmucke dienten, auch Tierzähne, Meermuscheln und Scheiben aus Muscheln zum selben Zweck, dabei Knochen von Pferden und Hunden, Ebern, Hirschen und Elchen. Die Waffen bestehen in steinernen Äxten, Hämmern, Keilen, Messern und Meißeln, und Spitzen von Pfeilen und Lanzen, die Werkzeuge dienten zum Schneiden und Stechen und bestehen aus Bein oder Horn. Auch Mörser mit Keulen und Schleifsteine zeigten sich. Die Geschicklichkeit und Ausdauer, mit welcher aus hartem Stein die Geräte gemacht worden, muß fast ebenso große Bewunderung erregen als die Arbeit, welche es kostete, die ungeheuren Tragsteine und zwar oft weit her zusammenzubringen, zurechtzurichten und mit den noch viel gewaltigeren Decksteinen zu belasten.

Die Urnen haben die Gestalt von großen Töpfen, Bechern und kleinhenkeligen Kannen, sie sind zwar ohne Drehscheibe und Brennofen hergestellt, jedoch nicht in plumpen Formen, auch verziert mit allerlei Strichen, Schuppen-, Kreis- und Schlangenlinien.

Wo sich Waffen und Geräte von Kupfer, sodann von Bronze oder Eisen finden, rühren sie höchst wahrscheinlich nicht von den Erbauern der Steinkammern her, sondern sind zu dem dürftigen Inhalt aus früherer Zeit erst in späterer hineingelegt. Außerhalb Deutschlands und Skandinaviens hat man auch hin und wieder Goldsachen, sowie römische, fränkische und byzantinische Münzen herausgeholt, jedoch nur vereinzelt: ohne Zweifel waren sie von Schätzen zurückgeblieben, die man längst nach der Aufrichtung in diesen Kammern geborgen hatte, die, wie es scheint, mit religiöser Scheu betrachtet wurden; denn das Erdreich im Inneren derselben fand sich auf- und durchgewühlt.

Hin und wieder bilden die ragenden Steinblöcke bloß ein offenes Thor. Auf zwei oder drei Tragsteinen ist eine mächtige Deckplatte aufgetürmt, oder auch nur schräg aufgelegt, als hätten die Erbauer bloß ein Denkmal ihrer Anwesenheit aufrichten oder sich an einem Ausdruck ihrer Kraft vergnügen wollen.

Die andere Art von Dolmen besteht einfach aus rohen Blöcken oder aufrecht gestellten Steinen, die unverbunden stehen, oder auch im Kreis- oder Eirund gesetzt sind und alsdann kleine oder größere Flächen umfrieden. Die Kreise schlingen sich umeinander, oder ein Viereck enthält regelmäßige innere Kreise. Der Raum, welcher in solcher Weise umschlossen ist, erstreckt sich wohl über ein Tagewerk und mehr.

Auch giebt es Stellen, die mit einer Menge einzeln stehender länglicher Fels-

stücke besetzt sind. Bald stehen diese näher, bald weiter auseinander, und zwischen ihnen erhebt sich dann wohl etwas wie Thorhallen und Kammern. Am reichlichsten finden diese Menhirs sich in Morbihan in der Normandie, wo man ihrer Tausende zählen kann, darunter ein Stück von über fünfzig Fuß Höhe.

Alle diese Bauten und Kreise und Sammelpunkte von riesigen Steinblöcken sind in einem und demselben rohen Stil errichtet. Wozu sie dienten? Schon der Erzbischof Klaus Magnus von Upsala giebt uns 1555 in seinem Werke von den nördlichen Völkern einen Aufschluß, der auch heute noch gelten muß: „Einige," sagt er, „sind Denkmale von Schlachtfeldern, andere Familienbegräbnisse, andere Gräber von sehr bedeutenden Männern." Die Grabmale aber bilden die große Mehrzahl, gut neun Zehntel von all diesen Werken. Die übrigen wurden zum Andenken an große Schlachten und denkwürdige Ereignisse errichtet. Einige bezeichneten wohl auch die Stätter, wo regelmäßig Volks- und Gerichtsversammlungen stattfanden oder eine religiöse Feier begangen wurde.

2. Verbreitungsgebiet.

Die Totenkammern aus Steinblöcken über und in der Erde sind nun über viele Länder zerstreut, jedoch keineswegs nach irgend einer Regel. In einigen Gegenden erscheinen sie auch mehr oder weniger zerstört, in anderen noch nicht hinlänglich untersucht und verzeichnet. Jedoch stellt sich ein Überblick etwa wie folgt zusammen.

Ihr Hauptland, in welchem sie sich am weitesten im Inneren ausbreiten und von welchem sie sich am meisten nach allen Richtungen hin verbreiten, liegt zu beiden Seiten der unteren Elbe, dort sieht man sie in großer Anzahl. Je weiter von der unteren Elbe entfernt, um so mehr nimmt die Menge ab. Man trifft sie nach Westen hin bis an die Zuydersee, sodann besonders auf seeländischen Inseln; nach Osten hin bis über den Pregel hinaus und vereinzelt noch am Ägäischen Meerbusen; nach Norden hin sind sie reichlich über Holstein, Schleswig, Jütland, die dänischen Inseln und die südliche Spitze von Schweden ausgestreut, und zwar besonders an der Ostküste der jütischen Halbinsel und an den Westküsten von Fünen, Seeland, Schonen und Gotland; nach Süden gehen sie die Ems, Weser, Elbe und Oder hinauf bis zu den Flußquellen, mindern sich aber jenseit des Rheines und des Thüringer Waldes an Zahl sehr bedeutend und finden sich noch, aber vereinzelt, in Luxemburg und Elsaß und im Alpenlande. Sie mögen indessen in den Niederlanden, in den süddeutschen und Rheinlanden, die schon von der Römer Zeiten her fleißig angebaut wurden, vielfach abgetragen sein, um Erde und Bausteine zu gewinnen.

Einen zweiten Sammelpunkt bieten die beiden nördlichen Halbinseln von Frankreich, die normännische und noch mehr die bretonische nebst den zugehörigen Inseln. Sodann zieht in auffallender Weise sich ein breiter, dicht besetzter Strich von Dolmen quer durch Frankreich von der Nordspitze der Bretagne bis zur Mitte des Löwengolfs. Auch das rechte Ufer der unteren Rhone und die schmalen Vorlande der Pyrenäen zeigen Dolmen auf. Das ganze übrige Frankreich ist an eigentlichen Dolmenbauten ziemlich leer, es sei denn, man wolle darunter auch all die einzeln aufgerichteten Steinblöcke verstehen, welche französische Gelehrte als Dolmen aufzählen. Solche Denksteine besitzt Frankreich in großer Menge.

Ein drittes, jedoch viel geringer als die beiden vorigen besetztes Verbreitungsgebiet ist das englische. Hier gehören dazu, außer einigen Punkten an der Themse, die ganze Westhälfte von England, besonders Cornwall und Nordwales mit den Inseln Man und Anglesea, sodann von Irland die ganze Ostküste, und von Schottland die Inselgruppe der Orkneys und die Nordspitze, die langgestreckte Halbinsel von Argyll und Campbell auf

der westlichen und die Uferlande bei den Einfahrten des Tay und Forth auf der östlichen Seite.

Eigentümlichen Zug nimmt die Kette der Dolmen in der spanischen Halbinsel. Von den Pyrenäen an halten sie sich immer längs der Nordküste und überschreiten nur einmal, von Biscaya nach Alava, das asturische Grenzgebirge, streichen dann, immer sich in den Küstengegenden haltend, die ganze Westseite von Spanien und Portugal hinunter, und lassen nur die Mündungslande des Tajo und des Guadalquivir unbesetzt, während sie sich im herrlichen Küstenlande von Granada wieder reichlicher zeigen und von hier auch nach Cordova hinübersetzen. Im ganzen aber steht in Spanien und Portugal die Zahl der Dolmen weit zurück hinter ihrer Menge in den vorgenannten Ländern.

Endlich entdeckt man sie auch im ganzen weiten Mittelmeergebiet, hier jedoch, Granada ausgenommen, nur ganz vereinzelt und zerstreut, so in der Südspitze von Korsika, ferner dieser Insel gegenüber bei Orbitello auf dem Festlande, in den beiden Halbinseln von Argolis und Lakonien, die nach Osten schauen, endlich längs der afrikanischen Nordküste, soweit ehemals Vandalen gekommen, bis an die Grenze des Herrschaftsgebiets der Ägypter, und zwar sind die afrikanischen Dolmenbauten stellenweise sehr zahlreich.

Aber auch in den Ostländern des Mittelmeeres lassen sie sich blicken, namentlich in der Krim, bei den Tscherkessen und in den benachbarten Küstenlanden, selbst in Syrien und Palästina vereinzelt. Sieht man auf einförmiger Reise durch russische Steppen einen hohen Rundhügel nach dem anderen auftauchen, so bevölkert sich die Leere ringsum vor unserem Geiste mit Kriegerscharen.



Hünengrab bei Wismar.

Einige meinen, am Roten Meer Dolmen gesehen zu haben. Jedenfalls findet man einzelne an der Westküste von Vorder-Indien bis in das Dekan hinein; jedoch haben die Dolmenbauten, weniger die Denksteine, in Indien etwas Eigentümliches, das sie von den europäischen unterscheiden läßt.

3. Gleichmäßiger Charakter.

Es ist also, wenn man auch bloß Europa und Nordafrika überschaut, ein ungeheures Gebiet, in welchem sich Dolmen finden. Trotzdem und obwohl sie oft weit voneinander gelegen sind, bleibt sich doch ihr Charakter ganz gleich, wo immer man Dolmenbauten antrifft. Die-

ser Charakter hat so entschiedene, so ausgesprochene Züge, ist so gleichmäßig in all jenen Ländern, daß man gar nicht anders kann, als bekennen, trotz ihrer Entlegenheit voneinander müssen diese Steinbauten von einem und demselben Volke herrühren. Die Auswahl der Steine, die Art ihres Behauens, wo die Erbauer dies noch für nötig hielten, die Weise, wie die Blöcke nebeneinander gesetzt oder übereinander gelegt wurden — alles das ist so eigentümlich und doch überall so gleichmäßig, daß, wer nur einige dieser Dolmenbauten gesehen, sie anderswo gleich wieder erkennt. Verfasser dieser Skizze hatte einmal Gelegenheit, kurz nacheinander die sogenannten cyklopischen Bauten bei St. Ottilien im Elsaß, bei Fiesole in Italien und auf der einsamen Insel Samothrake zu vergleichen, und war erstaunt über die Ähnlichkeit dieser Denkmale, soweit sie auch voneinander getrennt lagen.

Allein nicht bloß im Charakter, auch in ihren Fundorten, besonders in Lieblingsstätten, wo die mächtigsten düster emporragen, herrscht eine höchst auffallende Übereinstimmung. Sie liegen, Norddeutschland und einen Strich in Frankreich ausgenommen, selten weit vom Meere entfernt, gewöhnlich halten sie sich in der Nähe der Küste.

Ihre Lieblingsstätten sind kleine Inseln und schmale Landzungen, die sich ins Meer hinausstrecken. Dort erheben sich die bedeutendsten.

Sodann stellen sie sich häufig da ein, wo Flüsse und Buchten tiefe und bequeme Einfahrten ins Land gewähren.

Der Platz an der Küste aber ist be-



Dolmenbau bei Rubenbeck im Mecklenburgischen.



Hünengrab bei Riestädt im Hannoverschen.

ständig so gewählt, daß er zwei Gesichtspunkten entspricht. Die auf der See Schiffenden sollten das Denkmal schon von ferne wahrnehmen, und sie sollten auch einen möglichst ruhigen Anblick desselben genießen. Deshalb sind die Dolmen fast immer auf erhöhten Punkten errichtet und stets dort, wo man sie von allen Seiten vom Meere aus erblicken kann, jedoch fast niemals an Orten, wo die Wogen der Nordsee oder des Atlantischen Oceans wild anbranden. Wo dies der Fall, findet man solche Bauten gewöhnlich an der entgegengesetzten Küste, an welcher das Gewässer ruhiger steht. Offenbar gefielen den Erbauern am meisten kleine Inseln und Vorsprünge, wo in stiller Bucht sich das Gestade spiegelte.



Dolmenbau mit Schiffsbildern bei Herrestrup in Seeland.

Bei solcher Gleichmäßigkeit des Charakters und der Fundstätten der Dolmenbauten sind die meisten Forscher darüber einig, daß sie nur von einem und demselben Volke herrühren. Welches Volk aber hat diese gewaltigen Totenkammern aufgetürmt? Welches Volk hat diese riesenhaften Erinnerungssteine im Kreis oder Geviert oder auch einzeln aufgerichtet? Diese Frage hat schon manches Kopfzerbrechen verschuldet. Die Zeit, wo man die Dolmen höchst fabelhaften Druiden oder einem ebenso fabelhaften Riesenvolke zuschrieb, ist vorüber, die alte Dämmerung aber noch wenig gelichtet. Gerade darin, daß nur ein und dasselbe Volk diese in drei Weltteilen zerstreuten Bauten errichtet hat, liegt das Rätselhafte, ein Fingerzeig in die älteste Vorzeit hinein. War jenes Volk ein Wandervolk, das nach und nach die Länder zwischen dem Indischen und Atlantischen Ocean überzog und wieder verließ? Wo steckt es denn jetzt? Oder war es ein seßhaftes Volk, das, wenn auch noch so dünn, über solch ein Ländergebiet zerstreut war? Warum hat es denn nichts anderes zurückgelassen als diese Dolmenbauten?

4. Verschiedene Ansichten.

Einer der verständigsten Forscher, von Bonstetten, glaubt, daß ein Hirtenvolk von unbekannter Sprache und Religion, das höchlich seine Toten verehrte, vom Kaukasus und der Krim nach den europäischen Gegenden am Schwarzen Meere kam und dort sich ausbreitete, bis es, von anderen asiatischen Horden verdrängt, sich teilte, und ein Teil nach Griechenland, Palästina, Italien und Korsika, ein anderer Teil nach Norddeutschland abzog. Auch von hier nach einiger Zeit wieder vertrieben, ging das Dolmenvolk durch die Niederlande nach der Normandie und Bretagne, später von da nach den britischen Inseln, und noch später wanderte es durch Frankreich nach der Pyrenäischen Halbinsel, von wo es nicht mehr weit hatte nach Nordafrika.

Der Franzose Bertrand sah im Geiste das Dolmenvolk von der Ostsee übers Meer ziehen nach England, und als es sich dort nach Irland und Schottland hin ausgebreitet hatte, segelte es ab nach Frankreich und Spanien und setzte über nach Afrika, um hier zu verschwinden. Alfred Maury meint, es sei ein seßhaftes Urvolk gewesen, das überall von den Kelten unterjocht wurde und in ihnen aufging; — Faidherbe: es sei von der

Ostseeküste ausgegangen und habe sich Afrika zum Ziel genommen; — Defor: umgekehrt, es sei von Süden nach Norden gezogen.

Mortillet, Quatrefages, Broca, ebenso der Engländer Westropp und der Deutsche Bastian nehmen an, die Dolmen seien von verschiedenen seßhaften Völkern gebaut; jedoch glauben die drei Franzosen, sie hätten einander nachgeahmt, während der Engländer und der Deutsche es für richtiger halten, die Völker seien durch einen gewissen natürlichen Instinkt, der bei Erreichung gleichen Bildungsgrades gleichmäßig gewirkt habe, darauf verfallen.

Das dickste Werk über diese Frage schrieb der Schotte Ferguson: es wimmelt von allerlei seltsamen Vermutungen. Er erklärt: den Dolmenstil habe irgend ein unbekanntes, wahrscheinlich turanisches Volk erfunden, und dann hätten ihn Kelten und Iberier, Briten und Skandinaven angenommen, ähnlich wie der gotische Stil von einem Lande zum anderen gekommen. In Spanien seien die Dolmen-Erbauer Iberier gewesen, die, um der römischen Sklaverei zu entgehen, aus der Mitte des Landes nach seinen Rändern, und, um sich vor den Verfolgungen der christlichen Glaubensboten zu retten, nach Irland flüchteten und von dort sich weiter ausbreiteten. Von Frankreich aber sei man noch im Mittelalter unaufhörlich nach Afrika geflüchtet und habe dort die Dolmen erbaut.



Grabhügel mit Kammer bei Ubi in Dänemark.

Ein Gewirr von Ansichten spielt also hier gegeneinander. Man erfindet Völker, um die Herkunft der Dolmen zu erklären. Unser Weinhold, der wohl jede Quellenstelle über Leben und Empfinden im hohen Norden und frühesten Mittelalter kennt und vergleicht, antwortet auf die Frage: „Welchem Volke mögen wohl diese Denkmale angehören?“ folgendes: „In den Ländern, welche sie enthalten, wohnten und wohnen Iberer, Kelten, Romanen, Germanen und Slaven, Stämme, die, mit Ausnahme der Iberer, der kaukasischen Rasse angehören, zu der jenes ‚Hünenvolk‘ nach seiner Schädelbildung nicht zählte, und die überdies, wie die Sprachvergleichung lehrte, schon vor ihrer Einwanderung nach Europa Erz und Eisen kannten, während die Hünengräber keine Metallsachen enthalten. Das ‚Hünenvolk‘ war ein europäisches Urvolk. Abgesehen von den südöstlichen Urstämmen unseres Erdteils bieten sich zwei große Völker zur Wahl dar: die Iberer und die Finnen. Ich habe früher selbst die Finnen für die Errichter der Steinbauten gehalten, nehme aber diese Meinung hiermit völlig zurück. Denn eine Ausdehnung der Finnen über den ganzen Westteil Europas müßte geschichtliche Zeugnisse hinterlassen haben und streitet überdies gegen die bekannte Ausbreitung der Iberer

daselbst. Ebenso wäre nicht abzusehen, weshalb ganz Norwegen und Schweden bis auf ihre südlichsten Gegenden ohne diese Steindenkmale sind. Das Volk, das sie errichtete, hatte seine Hauptmasse im Westen, während die Finnen sie im Osten hatten; es streckte sich von der Pyrenäischen Halbinsel in einem Dreieck, dessen Schenkel die Küsten des Atlantischen Meeres und der Nord- und Ostsee, dessen Basis eine Linie von der Rhone bis zum Pregel bilden, gen Nordost und hatte auch die britischen und dänischen Inseln samt Schwedens Südspitze besetzt. Bekanntlich sind die Iberer, deren letzte Reste in den Basken leben, die ältesten geschichtlich sicheren Bewohner des Pyrenäenlandes. Da sie östlich bis zu der Rhone reichten, wo sie mit den Ligurern grenzten, und da in der Gegend von Marseille die Steindenkmale gegen Südost enden, so liegt der Schluß nahe, daß sie jenes Volk sind, das seine Toten in den Hünengräbern und Riesenstuben begrub. Aus der geographischen Verbreitung dieser Bauten erhalten wir demnach das geschichtlich wichtige Ergebnis, daß der iberische Stamm vor dem Eindringen der Kelten außer Spanien und Südfrankreich bis zur Rhone, auch Nordfrankreich, Britannien, Norddeutschland, Dänemark und Schonen bewohnte."

5. Von angeblichen iberischen Erbauern.

Weinholds Ansicht hat sich nun bei uns ein- und festgebürgert. Die uralten Grab- und Kammerbauten aus Steinblöcken rühren von dem unbekannten Volke der Iberer her, so heißt es einmal, und daß es allgemein so heißt, scheint ein Hauptgrund zu sein, weshalb man sich leicht damit zufrieden giebt. Im übrigen hat diese Meinung auch nicht einen Faden von geschichtlichem Anhalt für sich, nicht eine einzige schwache trübe Überlieferung, nicht eine einzige sichere Spur entnommen aus Schädel- und Knochenbildung der Basken, auch nicht die leiseste Hindeutung aus der Gegenwart dieser iberischen Reste auf ihre Vergangenheit. Denn dieser kleine baskische Volksrest hat durchaus nichts in seiner Natur oder Geschichte, was auf uralte große Bedeutung hinweist, zeichnet sich auch weder durch Genie noch durch ungewöhnliche Thatkraft aus.

Seltsam, ein und dasselbe Volk soll sich über fast ganz Europa bis zum Schwarzen Meer und über fast ganz Nordafrika verbreitet, soll auf so weit entlegenen Punkten die gewaltigsten Arbeiten verrichtet haben, und dann — soll es bis auf einen winzigen Rest spurlos verschwunden sein?

Hier und da wird dann auch angenommen, es hätte in Handwerk und mechanischen Künsten sich viel größerer Fortschritte erfreut als die späteren Völker, die aller Orten an seine Stelle traten, und soll ihnen nichts, gar nichts von seinen Künsten hinterlassen haben?

Noch wunderlicher, es soll nicht das schöne und fruchtbare Innere der Länder begehrt haben, sondern fast beständig eigentümlichen Drang zum Meere hin gefühlt, es soll deshalb immer wieder an den Meeresküsten gesiedelt und gewohnt haben: so an der Ost- und Nordsee, am Kanal, am Atlantischen Ocean, am Mittelmeer und am Schwarzen Meer.

Wenn es aber ein iberisches Volk war, das Spanien bewohnte, so ist bei aller noch so mächtigen Anziehungskraft, welche das Meer auf dasselbe übte, dennoch unbegreiflich, warum es seine Dolmen immer nur in den Küstenlanden rings um die Pyrenäische Halbinsel, und niemals in deren breitem Inneren aufrichtete, und warum es, wenn auch Frankreich von ihm bewohnt war, bloß die Strecke von der Bretagne bis zur Rhonemündung mit seinen Grabsteinen besetzte.

Gerade jenes unbekannte Erbauervolk, das doch ungewöhnlicher Kräfte mächtig war, soll dennoch immer und immer wieder verdrängt worden sein und gezwungen, seine Wohnsitze aufzugeben und wieder weiter zu wandern: so vom Schwarzen Meer zur Ost- und Nordsee, von da



Grabkammer im Departement Seine und Oise.

nach Nordfrankreich, von da rings um die Pyrenäische Halbinsel herum, von da nach Marokko, Algier, Tunis, Tripolis, und dort soll es sich dann in den Wüsten verloren haben?

Alles das ist doch schwer zu glauben, und widerspricht aller geschichtlichen, insbesondere kulturgeschichtlichen Erfahrung. Da hält man sich doch besser an historisch bekannte Völker und untersucht zunächst, ob denn nicht jene Steinbauten von diesen herrühren können?

6. Arische Herkunft.

Der erste Gedanke geht auf arische Völker. In der That trifft man auf Steinbauten, wie sie uns hier beschäftigen, in allen Gebieten, wo Arier wohnten, also nicht bloß im größten Teil von Europa, sondern auch in Persien und Indien. Wohin dagegen keine Arier kamen, da giebt es keine Dolmenbauten. Sie fehlen also in Ägypten, in den Ländern der Semiten, nur einige Plätze in Syrien und Palästina ausgenommen, sie fehlen auch in all den weiten Gebieten der Turanier, Mongolen und Malayen.

Allein es werden zwei Thatsachen angeführt, welche gegen die arische Herkunft sprechen sollen. Diese Thatsachen sind der Mangel an Erz und Eisen in den Grabkammern, und die Verschiedenheit, welche zwischen den darin gefundenen Schädeln und denen der Arier bestehen soll.

Es ist richtig, in den ältesten Steinkammern in Deutschland, Dänemark und Skandinavien fehlt das Eisen. Dies aber ist ein Metall, das, jahrtausendelang von feuchter Erde umgeben, sich auflöst bis auf die letzte Spur, während Waffen und andere Geräte aus Stein und Knochen und Horn, wie sie ja neben den metallenen noch lange Zeit fortgeführt wurden, sich erhielten. Das Fehlen aber von Bronze beweist nur, daß die ältesten Gräber zu einer Zeit gebaut wurden, in welcher der Erzhandel bis zu ihren Fundorten noch nicht vorgedrungen war. In Dolmen aber im Inneren von Frankreich sowie in England, Spanien und Nordafrika hat sich, und zwar nicht gerade selten, metallenes Geräte vorgefunden.



Dolmenbau bei Assiez im Departement Lot.

Dürfen wir nun schließen, daß die metalllosen Grabkammern, die zugleich auch die einfachste Bauart zeigen, die ältesten sind, so haben wir diese entschieden im deutschen Verbreitungsgebiet zu suchen. Dazu stimmt auch, daß in einigen deutschen Hünenbetten sich Keile von Kupfer fanden, welche in der Form denen von Stein nachgeahmt waren und zwar in einem Metall, das sich am leichtesten schmelzen und formen ließ. Im holländischen Seeland begegnet uns bereits ein mit Bildwerk verzierter Bau, weiter westlich nehmen die Verzierungen und Inschriften zu, während Deck- und Tragsteine in Deutschland ihrer entbehren. Viel prächtiger als hier und kunstvoller wird der Bau der Dolmen in der Bretagne und auf den englischen und schottischen Inseln, reicher auch der Inhalt: diese sind also später entstanden. Die jüngsten Steinbauten dieser Art sind jedenfalls die afrikanischen, deren Stätten weit aus-



Dolmendach bei Malé in Morbihan.

einanderliegen, die auf diesen aber gehäuft sind, in ihrer ganzen äußeren Einrichtung auch mehr künstlich Erdachtes verraten und im Inneren öfter Gold- und Bronzesachen und Münzen ergaben.

Was die Schädel betrifft, so haben sie sich von sehr verschiedener Bildung gefunden, mächtige arische neben schmalen oder kurzen von scheinbar nicht arischer Art. Quatrefages fand in französischen und britischen Dolmen kleine Brachycephalen (Kurzschädel) und große Dolichocephalen (Langschädel), Faidherbe in afrikanischen Schädel und Knochenbau wie bei den stärksten Grenadieren. Überhaupt aber hat noch keine Messung und Vergleichung all der in Betracht kommenden Schädel so allgemein durch wissenschaftliche Fachmänner stattgefunden, daß man darauf hin sichere Schlüsse in die Vergangenheit hinein bauen möchte. Eines jedoch ist gewiß: das Volk, welches die Dolmen und verwandten Bauten errichtete, mußte ein seefahrendes und mit der See vertrautes Volk gewesen sein. Denn sonst hätte es nicht so beständig rings umher die Küstenlande, nicht so kundig die guten An- und Einfahrten, nicht mit solcher Vorliebe gerade die Inseln und Landspitzen aufgesucht. Nur zur See ließen sich die weit entlegenen Küstenplätze, welche mit Dolmen geschmückt sind, leicht erreichen. Auf den Dolmen bei Herrestrup auf Seeland findet man Bilder von Schiffen mit zehn und dreißig Mann eingehauen.

Welche Völker waren nun im frühesten Altertum rüstige Seefahrer? Phönizier, Griechen, Germanen, nicht Iberer und Kelten, nicht Slaven und Finnen. Phönizier aber können die Erbauer der Dolmen nicht gewesen sein, sonst fänden sich der letzteren mehr in ihrem eigenen Lande und dessen Nachbarschaft. Auch würden sie ebensowenig wie homerische Helden, wenn jemals ihre Flotten vom Mittelmeere aus sich so weit vorgewagt hätten, am Atlantischen Ocean, an der Nord- und Ostsee, am wenigsten bis tief in Deutschland hinein Herrschaft und Ansiedelungen gehabt haben, ohne daß geschichtliche Spuren und Nachrichten daran erinnerten.


Menhir bei Croisic an der unteren Loire.

Man kann also nur an Germanen denken. Was auf entfernten nördlichen Meeren und Küsten vor sich ging, konnte lange Zeit hindurch den Völkern am Mittelländischen Meer völlig verborgen bleiben, während wir sofort, als die Germanen

aus dem historischen Dunkel etwas ans Licht traten, hören von weiten Raubfahrten der Chauken und Sachsen zur See nach Gallien und Britannien, und von gotischen Heimsuchungen am Schwarzen



Dolmenbau bei Arrayolos in Portugal.

Meer, am Bosporus und an den Gestaden des östlichen Mittelmeeres. Aus früherer Zeit ist nur die einzige Nachricht überliefert, welche sich von den Tamehu-Nordvölkern, die weiße Haut, meist blaue Augen und blondes Haar hatten, auf der Inschrift von Karnak findet. Ihr Angriff auf das Nilland fällt etwa fünfzehnhundert Jahr vor Christus.

7. Leichenhilfe bei den Germanen.

Für die Vermutung aber, daß Germanen die Erbauer der Dolmen gewesen, sprechen nicht wenige Thatsachen.

Keine greulichere Vorstellung gab es in der germanischen Welt, als daß Gatte oder Kind, Verwandter oder Nachbar tot daliege und unbestattet im wilden Wald oder auf offenem Feld. Wer in Island von einem toten Gefährten fortging, ohne ihm die Augen zuzudrücken und eine Hülle überzuwerfen, mußte das Land meiden. Das Ärgste, was der Haß über den Tod hinaus einem Feinde anthun konnte, war, ihn selbst des Grabes zu berauben. Als im Eddalied von der Gudrun der Brüder Neid und Haß den herrlichen Sigurd, ihren Gatten, erschlugen, sagt ihr Högni voll grimmigen Hohnes:

Er liegt verhauen
Jenseit des Stromes,
Der Mörder Guthorms,
Den Wölfen zum Fraß.
Sieh dort den Sigurd
Auf südlichen Wegen,
Da hörest du,
Wie die Raben krächzen,
Die Adler schreien,
Der Atzung froh,
Die Wölfe heulen
Um deinen Gemahl.
„Wie magst du mir, Högni,
Der Freudelosen,
So bitteres Leid
Erzählen und sagen!
Es sollen die Raben
Dein Herz zerfleischen,
Weit über die Lande,
Wo niemand du kennst!"

Um die landesfeindlichen Anhänger des Königs Olaf öffentlich noch im Tode zu treffen, zur Abschreckung für jedermann, beschloß in Norwegen das siegreiche Volk: „Es sollten alle die, welche mit König Olaf gefallen, keine Leichenhilfe haben, wie sie guten Männern ziemte. Diejenigen aber, welche mächtig waren und Freunde hatten unter den Gefallenen auf der Walstätte, achteten dessen nicht. Sie brachten ihre Freunde zur Kirche und gewährten ihnen Leichenhilfe." Denn sie wollten nicht die Schmach auf sich nehmen, daß sie ihre Blutsfreunde liegen ließen unbestattet.

„Ihre Gefallenen tragen sie zurück, auch wenn das Treffen noch schwankt" — berichtete Tacitus. Als der kühne Held Ammatas gefallen war, da ließ der Vandalenkönig Gelimer vom Feinde ab, um jenem erst die Leichenfeier zu halten, obwohl die Zögerung ihm und seinem Heere verhängnisvoll wurde und verderblich.

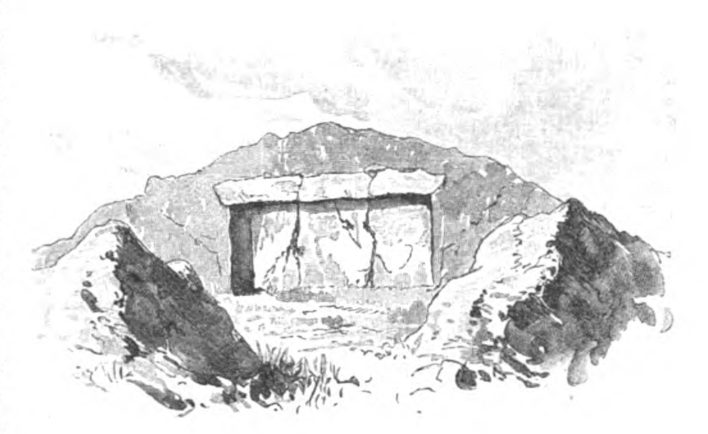
Des Toten sollen sich nicht bloß, die in seiner Sippe stehen, erbarmen, sondern

jeder gute Mensch soll ihm Leichenhilfe leisten. So heißt es im Sigurdarliede der Edda:

Begrabe den Toten,
Wenn auf dem Feld du ihn findest,
Sei er an Krankheit gestorben,
Oder im Meere ertrunken,
Oder mit Waffen erschlagen.
Einen Hügel errichte
Dem Heimgegangnen,
Wasch Hände und Haupt ihm,
Kämme und trockne ihn,
Ehe er in den Sarg kommt,
Und bete, daß selig er schlafe.

Aber nicht nur Bestattung war Pflicht, sondern auch äußerste Sorgfalt, daß der Tote nicht verletzt oder beunruhigt werde. Wenn einer die Raubvögel, die auf einem Leichnam saßen, wegschießen wollte und traf den Körper, mußte er nach bayerischem Gesetz zwölf Solidi zahlen. Das allamannische strafte das Ausgraben jeder Leiche, und wäre es auch nur die eines Knechtes oder einer Magd. Nach fränkischem Volksrecht war schon straffällig, wer den Toten beunruhigte, indem er in dessen Grab eine andere Leiche legen wollte, oder etwas, was auf dem Grabe errichtet war, umwarf. Damit ihr großer Alarich niemals im Grabe beunruhigt werde, gruben die Westgoten den Busento ab, ließen durch Gefangene im Flußbette dem König das Grab machen, leiteten den Fluß wieder darüber und töteten jene Gefangenen sämtlich, auf daß niemand die Stätte wisse, wo der König ruhe.

Weshalb nun die innere starke Mahnung an Leichenhilfe und die Gesetze gegen Leichenschändung? Weshalb so viel Sorge, um durch Steinkammern, Grab und Hügelaufschüttung und Dornenhecken jede Beunruhigung der Toten zu verhüten? Offenbar war ein Glaube da, etwas vom Toten lebe noch, und dies Fortlebende werde durch Schändung seiner Leiche schwer getroffen. Noch stärker giebt sich dieser Glaube kund in der Ausstattung, mit welcher der Tote ins Grab gesenkt wurde.





Grabkammern bei Eguilaz in Spanien.

8. Grabhügel.

Wir haben nun sowohl die Formen, Arten und Stätten der Gräber bei den Germanen, als auch ihren Brauch bei

der Beisetzung der Toten näher zu betrachten, um uns zu vergewissern, ob diese Gewohnheiten mit dem Dolmenbau übereinstimmten oder darin abwichen.

Es giebt außer den Hünenbetten auf deutschem Boden noch eine zahllose Menge von Gräbern, die aus der Vorzeit stammen. Soweit und soviel ihrer aufgedeckt sind, können wir nicht zweifeln, daß Germanen darin bestattet wurden.

Es finden sich zwei Formen: hohe runde Einzelhügel, und Friedhöfe, auf welchen die Toten in Reihen nebeneinander liegen, wie noch heutzutage — jene für Fürsten, Grafen, Gefolgsführer und reiche Leute, diese für das Volk überhaupt — wo von jenen drei oder fünf, diese zu tausend.

Beide haben ihre Stätte gewöhnlich nicht weit von Heerstraßen. Selten trifft man sie in tiefen Gründen, um so häufiger auf Hochflächen, oder am Abhang von Anhöhen, die eine weite Rundsicht darboten.

Die frühesten dieser Gräber sind leicht daran zu erkennen, daß die Gebeine verwittert sind und neben ihnen bloß steinerne Äxte und anderes Gerät von Stein oder auch Bein oder Horn sich erhalten haben.

Die Form aber bleibt sich bei Hügel- wie bei den Reihengräbern gleich von den ältesten bis zu den jüngsten zu Anfang der Franken- und Allamannenzeit, und noch bemerkenswerter ist die Übereinstimmung, die sich so weit findet, als deutscher Boden reicht.

Im übrigen herrschte, sowohl was den Bau als die Benutzung der Gräber betraf, eine Freiheit, die den einzelnen wie den Gemeinden zustand.

Die Hügel zeigen ganz verschiedene Größen. Ihre Höhe wechselt von vier bis zu vierzig Fuß, ihr Durchmesser am Boden von vierzehn bis siebzig Fuß. Die Gestalt ist rund oder länglich rund. Oft liegen sie, besonders die mächtigsten, einsam auf der Heide oder im Walde, häufig da, wo offenes Feld und Wald sich berühren. Nicht selten sieht man mehrere, ja eine Menge beisammen. Auch dicht bei den alten Friedhöfen wurden sie errichtet. Die Erde ist künstlich aufgeschüttet, und es kommt vor, daß auch eine Schicht Erde anders woher, als aus der unmittelbaren Nähe, geholt ist.

Dolmenbauten auf dem Wege von Bona nach Constantine in Algier.

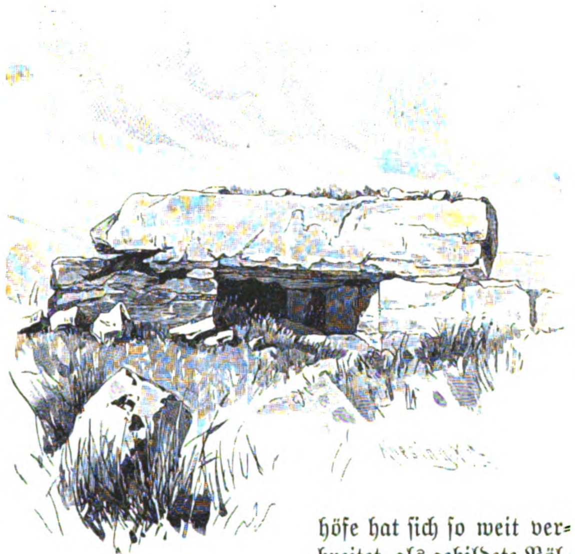
Das Innere des Hügels ist auch wohl zu größerer Festigkeit mit großen oder kleinen Steinblöcken durchsetzt. Manchmal zeigen diese sich rings um den Hügel in regelmäßigen Zwischenräumen, mitunter sind sie inwen-

dig rings um den Toten oder oben auf dem Hügel angebracht. Auf der Höhe desselben oder im Umkreis auf dem Grunde wurde, um die Annäherung von wilden und zahmen Tieren zu hindern, oft ein kleines Dickicht angepflanzt, besonders von Weißdorn, Hainbuchen und Hasel. Auch künstlich hergestelltes Flechtwerk diente zum Schutze.

Die Grabkammer befindet sich stets tief in der Erde, mehr oben oder unten im Hügel. Häufig ist sie aus rohem Gestein zusammengesetzt, ein andermal aus tafelförmigem, dessen Fugen durch kleinere Steine verdeckt sind, oder aus gebrannten Ziegeln. Auch bekunden sich Reste von Holzverschalung aus starken Eichenbohlen, welche das Behältnis umgab. Der Boden der Grabkammer entbehrt meist eines Pflasters, jedoch ist ein solches auch wohl hergestellt aus kleinen runden Steinen oder Steinplatten oder aus geschlagenem Thon. Kurz, je nach Neigung und Reichtum sind die Grabhügel bald höher, fester und ebenmäßiger, bald niedriger und lockerer gebaut, und die Totenkammern in der einen oder anderen Weise oder auch gar nicht eingerichtet.

Ebenso große Verschiedenheit zeigt sich in der Benutzung der Totenhügel. In einem war nur eine Leiche beigesetzt, im anderen waren es mehrere. Viele Hügel haben gar keine Steinkammer, dagegen mehrere Gräber neben- und übereinander. Auch findet sich wohl einmal noch ein Gerippe außen an der Grabkammer. Desgleichen giebt es in einigen Hochhügeln Tierknochen, in anderen fehlen sie.

Über die sogenannten Reihengräber ist wenig mehr zu sagen. Sie waren von altersher Friedhöfe der Gemeinden, auf welchen sich die Gräber oft zu mehreren Tausenden beisammen finden. Auch längs des Strandes der Ostsee hat man im Dünensande Reihen von Gerippen mit Steinmessern entdeckt.



Dolmenbau bei Mykene in Morea.

Diese Sitte der germanischen Friedhöfe hat sich so weit verbreitet, als gebildete Völker wohnen. Sie war ja auch die natürlichste und einfachste. Ähnlich wie früher die hohen Leichenhügel sich neben der Menge der kleinen erhoben, giebt es jetzt große ausgemauerte Erbbegräbnisse auf dem Friedhofe. Der Unterschied jener alten Friedhöfe gegen die heutige Gewohnheit bestand hauptsächlich in drei Stücken. Man legte die Gräber ehemals weiter auseinander, in Zwischenräumen von vier bis fünf Fuß. Die Richtung von Westen nach Osten, so daß das Haupt gegen Sonnenaufgang lag, ist gewöhnlich beobachtet. Die Leichen wurden, wenn Platz mangelte, schichtweise übereinander begraben, weil von der teuren Stätte, wo ihre Verwandten und Voreltern ruhten, die Nachkommenden nicht weichen wollten. Ob von den in Reihen liegenden Gräbern jedes seinen niedrigen länglichen Hügel hatte, wie heutzutage, läßt sich nicht mehr feststellen: wahrscheinlich ist es wohl.

So scharf, wo es auf Recht und Freiheit ankam, die Standesunterschiede bei Germanen gewahrt wurden, und so unzweifelhaft die hohen Einzelhügel nur solchen gehörten, die im Leben durch Macht und Ansehen hervorragten — auf den Friedhöfen gab es keinen Unterschied in den Gräbern von hoch und niedrig Geborenen. Adelige, Gemeinfreie, Hörige, Knechte erhalten hier gleiche Gräber: nur der ärmere oder reichere Inhalt an Beigaben unterscheidet arm und reich, frei und hörig. Mitten zwischen den Gräbern der Wohlhabenden finden sich ganz ärmlich ausgestattete. Im Tode teilen alle dieselbe Stätte. Das weist auch darauf hin, wie Herrenleute und Dienstleute im Leben auf freundlichem Fuße verkehrten.

Im übrigen gab sich hervorragender Stand wohl in den Grabmalen zu erkennen. Große Steinkammern auf Anhöhen und in mächtigen Hügeln — niedrigere Hügel mit engeren Steinkammern im Inneren, welche den Dolmenbau in kleinerem Maßstabe wiederholten — Reihengräber mit geringen ländlichen Hügeln oder gar keiner Erhöhung — alle drei Formen kommen nebeneinander vor, solange die Germanen nicht zum Christentum übergingen, und auch unter dem letzteren ist die Form der Einzelhügel noch lange Zeit nicht ganz aufgegeben. Der mächtige Dolmenbau aber ziemte für Fürsten und Könige, die geringeren Einzelhügel wurden mächtigen angesehenen Herren zu teil, das niedrige Grab in der Reihe der Gemeindegenossen allen anderen.



Grabhügel auf russischer Steppe bei Alexandropol.

Auch war es keineswegs ein Gesetz, daß man jeden Toten, dem man nicht einen Hochhügel aufschichten wollte, zum Friedhof brachte. Zahllos wurden Leichen auf der Stelle eingegraben, auf welcher sie den letzten Seufzer ausgehaucht. In Torfmooren hat man hier und dort vereinzelt Gerippe gefunden, die in Fellen sorgfältig mit Riemen eingebunden waren.

Durch eine besondere Art von Bestattung wurde wohl einmal der Seeheld geehrt. Man setzte den toten Herrn in seinem Schiff auf den Hochplatz, von welchem einst sein Kommando erschallte, und ließ das Fahrzeug auf den Wellen treiben in unbekannte Gewässer. Oder man zog das Schiff, das er im Leben heiß geliebt, ans Land, machte ihm darin ein Gemach zurecht und überschüttete das ganze Fahrzeug mit Erde, bis aus der Höhe des Hügels nur noch die Mastspitze hervorragte.

9. Beisetzung.

Wie zum Feste sollte der Tote eingehen zum Grabe. Deshalb mußte er

gereinigt werden und gewaschen, wenigstens an Haupt und Händen, dann sorgfältig getrocknet, gekämmt und an den Nägeln beschnitten. Darauf wurde er angethan mit seinem vollen Gewande, mit seinem Heer- und Werkgerät, die Schuhe festgebunden zur Wanderung ins unbekannte Land.

Das Behältnis, in welchem die Leiche beigesetzt wurde, war der Regel nach der Baumsarg, der sich in dem waldreichen Lande von selbst darbot und leicht hergestellt war. Man fällte einen dicken Eich-, Buchen- oder anderen Baum von hartem Holz, nahm ein Mittelstück von über Mannslänge heraus und spaltete es durch eingetriebene Keile der Länge nach in zwei gleiche Hälften. Dann wurde mit der Axt in der einen Hälfte oder auch in beiden Teilen eine längliche Höhlung ausgehauen, geräumig genug, um die Leiche mit den Beigaben aufzunehmen. Die Rinde wurde vom Baume abgeschält, weil ihr Verwittern das Holz rascher angriff. In späterer Zeit nahm man auch Sargkisten, die mit Eisen beschlagen wurden.

Da sich öfter nur ganz geringe oder gar keine Holzüberreste bei den Gerippen finden, so scheint es, daß Leichen von Armen und Dienstleuten nur mit einem Brette bedeckt oder rings von Erde umgeben beigesetzt wurden. Jedoch ist noch kein ganz sicheres Gesetz ermittelt, in wie vielen Jahren Holz in feuchter Erde spurlos verwittert.



Dolmenbauten in Palästina.

Leichen von Angehörigen, die weder verachtet noch feindlich gewesen, bloß mit Erde zu bewerfen, es sei denn in großer Eile und Not, das widersprach wohl dem Gefühl der Germanen, welche Totenbestattung nicht leicht nahmen.



Dolmenbau in Palästina.

Im Baumsarg lag der Tote auf dem Rücken. War ihm dagegen eine Kammer von Steinen erbaut oder von Pfählen

und Brettern gezimmert, so gab man der Leiche darin verschiedene Stellungen. Bald findet man sie sitzend, bald kauernd. Das Haupt ist öfter durch untergelegte Steine etwas erhöht. Waren Kinder mit den Eltern gestorben, so wurden sie diesen im Sarge beigegeben. In einem Grabe fanden sich Vater und Mutter und zwischen ihnen in beider verschränkten Armen das Kind — ein rührender Ausdruck der elterlichen Zärtlichkeit.

War nun der Tote im steinernen oder hölzernen Sarg gebettet, so wurde in irdenem Geschirr Speise und Trank ihm beigesetzt. Die Speise bestand gewöhnlich in Eiern und Hühnern. Auch Haselnüsse finden sich beigegeben.

Ein Mann wurde bestattet, als zöge er in den Krieg, eine Frau, als machte sie Hochzeit. Dem Manne fehlten also nicht Schwert und Beil und Messer, Schild und Lanze und Pfeil und Bogen, das Wehrgehänge, Kamm und Rasirmesser, Mantel- und Gürtelspangen, Zierscheiben und Ringe, und der Sporn am linken Fuß, je nachdem er solche Stücke im Leben getragen, dabei sein Trinkbecher, Meißel, Angelhaken und anderes Werkgerät, das er gebrauchte. Die Frauengräber enthalten Stirnbänder, Gürtelgehänge, Fibeln, Ringe für Hals und Ober- und Unterarm, für Finger und Ohren, Gehänge von Glas, Bernstein und Thonkügelchen und anderen Schmucksachen, Spindeln, Nadeln und Scheren, Kessel, Becken und Schüsseln.

Das meiste Gerät dieser Art ist aus Bronze, einiges aus Kupfer und Gold. In der That hielt man Edelmetall keineswegs zurück, im Gegenteil war es fromme Sitte, Kleinode und Kostbarkeiten dem Toten mit ins Grab zu geben. Mit Fürsten und Königen wurde ihr Schätzehort vergraben: die dunkle Erde verschlang, was das Leben glänzend geziert hatte. Im Gefühl der tiefsten Achtung und Liebe entäußerten sich die Erben der Schätze, welche ihnen der Tote hinterlassen hatte. Dieser Brauch nahm so sehr überhand, daß König Theodorich glaubte, mit Gesetzen dagegen eifern zu müssen.

Auf dem Grabe wurden häufig, wenn der Hügel nicht schon für sich redete, daß hier ein angesehener Mann bestattet war, allerlei Gerüste errichtet, Stangen, Bretter, Denksteine. Von dieser Sitte finden wir Spuren in Gesetzen und Sagen, jedoch nicht Näheres angegeben. Wie aber, so wird man fragen, verhielt es sich mit dem Verbrennen der Leichen? Allgemein wird jetzt angenommen: bei den Germanen habe beides nebeneinander geherrscht, Feuerbestattung und Beisetzung in der Erde. Man weiß nur nicht, ob bloße Willkür oder ein besonderer Grund für das eine oder andere den Ausschlag gab.

In der That finden wir schon in Dolmenbauten Brandreste, wenn auch äußerst spärlich. In Kammern, welche in Hügeln stecken, sind Urnen mit Asche und verbrannten Knochenresten nicht selten. Die Reihengräber zeigen dagegen viel häufiger nur Gerippe, ohne Asche und Urnen ganz auszuschließen. Wo an gemeinsamen Begräbnisstätten Leichenbrand vorkommt, da sind Asche und Urnen in ähnlicher Weise wie die Gebeine beigesetzt in Behältnissen von Stein oder Holz oder Thon, bald mit, bald ohne Unterlagen oder Decken von Stein.

Gleichwohl erheben sich gegen die Annahme, Feuer- oder Leichenbestattung seien von jeher nebeneinander Brauch gewesen, gewichtige Bedenken.

Es ist an sich schwer glaublich, daß solche Zweiung in so ernster Angelegenheit in der Volkssitte von Anfang heimisch gewesen. Mit ihr will auch nicht recht stimmen die Zugabe von Waffen, Geräten und Kleinoden.

Die ältesten Dolmen und Einzelhügel enthalten auffallend selten Leichenbrand, und nur zerstreut zeigt er sich, keineswegs allgemein, in den Reihengräbern, die wir doch als die eigentlichen Volksgräber ansehen müssen. Wäre das Verbrennen der Toten in alter germanischer Volkssitte begründet gewesen, so müßten die Reihen-

gräber viel häufiger, als es der Fall ist, die Spuren nachweisen.

In den schriftlichen Nachrichten begegnet uns äußerst spärlich etwas, das sich auf Feuerbestattung deuten ließe. Jakob Grimm hat eifrig danach gesucht und seine Ausbeute sorgfältig in der Schrift: „Über das Verbrennen der Leichen" dargelegt, aber gerade die Dürftigkeit der Ausbeute spricht dagegen.

In Norwegen kommt, wie Engelhardt berechnete, auf acht Gräber aus der frühesten Zeit mit Knochen erst eines mit Leichenbrand. Auch in Schweden findet er sich gerade in den ältesten Gräbern selten.

Außer bei den Sachsen enthalten die Volksgesetze der Franken, Allamannen, Burgunder, Bayern, Goten und Longobarden keine Spur von Leichenbrand. Wäre er nationale Sitte gewesen, so hätte sie nicht so leicht verschwinden können und wäre noch nach Jahrhunderten hier und dort hervorgetreten.

Auffallend ist endlich, daß gerade in den Urnen sich öfter römische Münzen finden: sie scheinen der Obolus gewesen, welchen man nach Römerart dem Toten mitgab.

Vielleicht läßt sich das Rätsel folgendergestalt lösen. Manches spricht dafür, daß bei Germanen es uralter Brauch war, dem Toten die inneren Weichteile zu entnehmen, sie zu verbrennen und in einem Gefäß beizusetzen, den Leib aber mit Holz und Beeren von Wacholder und anderen harzigen Stoffen zu füllen, damit die Verwesung möglichst fern gehalten werde. Man wüßte sonst nicht, warum Wacholder den Toten heilig war und warum sich Stücke wohlriechenden Harzes in Gräbern finden. Auch war es noch im späten Mittelalter Sitte, daß eines Fürsten Herz und Eingeweide an dem einen, sein Körper an dem anderen Orte beigesetzt wurde: im Fürstenstande aber hat sich manche germanische Sitte erhalten, die sonst im Volke verschwunden.

Eine Menge Urnen mag die Bestimmung gehabt haben, die Asche der Eingeweide zu bergen: dazu paßt auch ihre auffallende Kleinheit. Eine andere Anzahl von Aschenurnen, die wir jetzt finden, mag Römern und Romanisierten angehört haben: darauf deuten auch Fläschchen und Lampen in den Gräbern. Viele Germanen und Slaven, besonders vornehmere, nahmen ja römische Sitte als höhere Kultur an, und deshalb lassen sich Reihengräber mit Urnen und einer römischen Münze darin selbst in Brandenburg, Obersachsen und Schlesien antreffen. So konnte auch Tacitus von der Feuerbestattung bei den Germanen reden, obgleich ihm gerade dabei begegnete, daß er einer schönen Redefigur wegen schrieb: „Das Grab erhöht ein Rasenhügel; der Denkmale harte und mühselige Ehre, als drückten sie die Toten, verschmähen sie," während doch keine größere Last, als ein mächtiger Erdhügel, drückend auf dem Toten liegen konnte. Wenn aber noch Karl des Großen Sachsengesetz gegen den Leichenbrand eifern mußte, so finden wir vielleicht gerade in dieser Stelle eine Andeutung der ursprünglichen Sitte. Denn das Gesetz will nicht schon denjenigen mit dem Tode bestrafen, „der eine Leiche verbrennt", sondern es setzt hinzu, „und die Knochen in Asche verwandelt." Das Verbrennen bloß der Weichteile blieb straflos, weil in alter Sitte begründet.

10. Wikinger in grauer Vorzeit.

Alles dies, was wir über die Gräberformen und Beisetzung bei den Germanen wissen, stimmt wohl zum Dolmenbau. Können wir einer besseren Schilderung eines solchen Grabmales begegnen als im Beowulf? Sie beweist uns, wie die Totenburg an der Brandungsklippe in der Vorstellung germanischer Seefahrer lebte; denn so bittet der sterbende Beowulf seinen Gefährten Weohstan:

„Laßt durch die Streitberühmten
mir nach dem Brand am Vorgebirg des Meeres
den Grabhügel bauen. Meinem Volke
zum Angedenken mag er hoch empor
am Walfischtape ragen, daß von nun an
ihn Berg des Beowulf Schiffer nennen,
die durch der Fluten Nebel steuern fernhin
die hohen Schiffe."

Ein solcher Hügel wurde noch um das Jahr 900 nach Christus dem norwegischen König Harald Schönhaar erbaut. Zu Häupten und zu Füßen standen große Ledherseile und zogen mit Macht, während die Gefährten an den Walzen und Hebeln arbeiteten. Vielleicht wurden auch Tannenbäume, deren Stamm von der Rinde entblößt und geglättet war, der Länge nach nebeneinander und auf diese ähnlich zubereitete glatte Walzen gelegt, auf denen sich die Lasten leichter fortbewegen ließen. War der Deckstein oben und war er scharf auf die Träger gepaßt, so wurde der Hügel entweder ringsum abgerundet oder überall die Erde abgetragen, daß der Steinbau von der Höhe aufs Meer sah. Wenn ein Deckstein sehr groß war, erschien es vielleicht einfacher und weniger mühselig, ihn auf seinem Lagerort mit Hebebäumen bald an einem, bald am anderen Ende zu heben und auf Rollen zu schieben, während er abwechselnd mit Baumstämmen, kleineren Steinen und Erde gestützt wurde, bis man ihn so weit empor hatte, daß sich die Tragsteine darunter anbringen ließen. Vielleicht verstand man in den Nordländern auch, die hebende und sprengende Kraft des Eises und andere Naturkräfte zu benutzen, eine Erfahrung, die Späterlebenden, die auf feinere Werkzeuge vertrauen konnten, verloren ging.



Denksteine bei Peschawer in Indien.

Tragsteine, und darüber wurde ein Deckstein gelegt, der zwei Ellen breit und mehr als zwölf lang war. Die Leiche des gewaltigen Königs wurde hineingelegt und darüber Erde aufgeschüttet, bis der Hügel hoch und rund war.

Das Ungeschlachte, Riesige, Kühne solcher Steinbauten lag ganz im Charakter der Germanen, es forderte die höchste Anspannung der Kräfte heraus. Das Zustandekommen des Werkes haben wir uns etwa in folgender Weise zu denken. Mühsam schleppten sie, und zwar öfter weit her, die mächtigen Steinbänke, die sie zu Tragsteinen wollten, richteten sie her und befestigten sie im Erdboden, daß sie aufrecht standen. Dann schütteten sie Erde darüber und stampften sie fest, jedoch so, daß vom Hügel eine lange schiefe Ebene herablief. Nun kam die schwerste Arbeit. Der ungeheure Dachstein mußte auf Walzen den schrägen Abhang herauf geschafft werden, Hunderte spannten sich mit ihren Pferden an die Bast- und

Germanischen Ursprung beweisen die Inschriften in Runen, wie sie auf dem prächtigen Bau zu Maeshove auf einer Orkneyinsel, auf der Isle of Man und zu Mané Lud in der Bretagne unzweifelhaft vorkommen, jedoch noch nicht mit Sicherheit entziffert sind. Inschriften wie auf den Dolmen in Brecnoshire in Nordwales oder bei Bona in Algier wurden dort als willkürliche Verzierungen, hier als Berberschrift gedeutet, scheinen aber Runen zu sein. Nicht selten begegnen uns

auf den Dolmensteinen eingehauen Thorshämmer, die man in Deutschland Donnerkeile, in Dänemark und England Donnersteine, und in der Bretagne Men jurn, d. h. ebenfalls Donnersteine, benennt. Ausdrucksvoll sind sie in der Steinkammer zu Mané er H'roek ausgeprägt.

Die ganze Anlage endlich und der Inhalt der Totenburgen ist im wesentlichen allerorten vollständig so, wie in den gleichen Steinkammern in Deutschland, mögen sie nun unbedeckt sein oder in einzelnen mächtig aufragenden Grabhügeln stecken, die wir aus früherer oder späterer Zeit in so großer Menge finden. Bau und Inhalt sind in den offen liegenden Steinkammern in Deutschland nur roher und einfacher als anderwärts; Einzelhügel dagegen ergeben hier häufig Gerät und Schmucksachen aus einer mehr vorgeschrittenen Zeit. Der Charakter aber ist immer derselbe.



Denksteine in den Khassiabergen in Indien.

Da nun die Dolmen-Bauten sowie die hohen Einzelhügel durch ganz Norddeutschland verstreut sind, während sie — mit Ausnahme des westlichen Frankreich — anderswo nur auf Inseln oder auf Landspitzen oder doch nicht weit von Küstenlinien sich antreffen lassen, da wir ferner wissen, daß in dem Winkel, den die jütische Halbinsel mit der Nordsee bildet, und in den anstoßenden Landen die Raub- und Eroberungsfahrten der Sachsen, Angeln, Dänen und Nordmannen oder unter welchem Sammelnamen immer dieses germanische Seevolk erscheint, Heimstätte und Ausgangspunkt hatten, so liegt wohl der Schluß nahe, daß diese Raub- und Eroberungszüge schon längst vor Christus ungemessene Zeiten hindurch fort und fort stattfanden, daß germanische Seefahrer — in einem Jahre waren es viele, im anderen weniger — die niederländischen, französischen, englischen, spanischen und portugiesischen Küsten entlang und weiter zwischen den Säulen des Herkules hindurch und die nordafrikanische Küste entlang steuerten, daß sie hier und dort sich eine Zeit lang herrschend festsetzten und

hoch an der Küste zum Andenken ihrer Kämpfe Denk- und zu Ehren ihrer Helden Grabmäler errichteten.



Dolmentafel mit Thorshämmern.

Mit dieser Ansicht fällt ein großer Teil der Unbegreiflichkeiten weg, welche sich ohne dieselbe an die Fundstätten und Anlagen der Dolmen und verwandten Bauten knüpfen.

Die Dolmenkette aber, die von der Bretagne durch Frankreich hin bis in die Gegend der Rhonemündung noch jetzt wahrzunehmen, bezeichnet den Heerweg, den die wilden Freischaren nahmen, wollten sie im geraden Striche rasch und leicht vom Atlantischen ins Mittelmeer gelangen, während ihre Schiffe die sturmvollen Buchten und Spitzen der Pyrenäischen Halbinsel zu umsegeln hatten. Auf diesem Landwege aber durch das Innere von Frankreich wurden nur Denksteine, Menhirs, sehr selten große Grabkammern gesetzt.

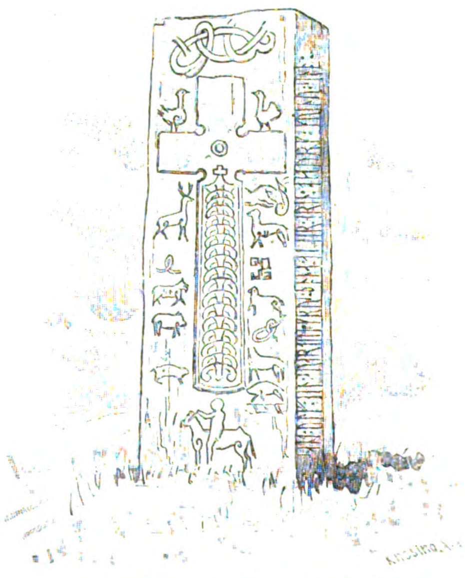
In Italien und Griechenland konnte sich das germanische Räubervolk niemals festsetzen, weil sich dort ihm gebildetere, waffenkundige Völker entgegenstellten.

Im armen Schweden und Norwegen, wo früher Finnen und Lappen wohnten, fand sich mit Ausnahme der von Germanen wohlbebauten Südspitze kein Raub zu holen und zu bergen. Deshalb sind auch in den genannten Ländern Dolmen so selten.

Wenn aber Dolmenbauten sich im östlichen England so viel weniger als an der Westküste zeigen, so erklärt sich dies vielleicht daraus, daß sie teils aus Haß gegen die Dänen zertrümmert, teils die Steinblöcke, weil es an solchen im wohlbebauten Lande mangelte, abgetragen und verbraucht wurden.

Im östlichen Bereich des Mittelmeeres aber sind es wohl Goten gewesen, welche die Küsten heimsuchten; ihre Seeherrschaft war jedoch vorübergehend; deshalb finden sich auch dort viel weniger die Dolmen.

Auf die Züge endlich der Alanen, Sueven und Vandalen nach Frankreich, Spanien und Afrika, der Sachsen und Dänen nach England, der Normannen nach den Niederlanden, der Normandie, Spanien und Italien, die zur Zeit der sogenannten Völkerwanderung stattfanden und in den drei folgenden Jahrhunderten noch nicht aufhörten, fällt etwas mehr Licht, sobald man sich sagen muß, daß jene Schwertwanderer Heerwege aufsuchten, die sie schon durch ihrer Vorfahren


Dolmentafel mit Runen, Kreuz und Verzierungen auf Isle of Man.

mündliche Überlieferung kannten. Ohne Zweifel haben all diese Völker, solange

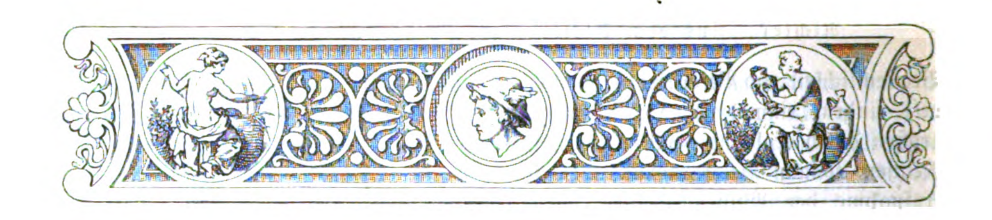
sie noch nicht zum Christentume übergingen, in den Landstrichen, die sie zeitweise inne hatten, ebenfalls ihre Denk- und Grabmäler von riesigen Felsblöcken aufgetürmt.

Es sind also die Dolmen für geschichtliche Untersuchungen in mancher Hinsicht dienlich. Sie sind Zeugen der Geistes- und Sittenverwandtschaft der arischen Völker, die sich gleich blieb, in welchem Lande oder Weltteil sie auch wohnen mochten. Der Menhirkreis bei Peschawer, das von Denksteinen besetzte Thal in den indischen Khassiabergen erinnert gar sehr an die Gefilde voll Menhirs in England und Frankreich. In der That bekunden die Dolmen noch jetzt, in wie vielen Landen die Germanen, und wenn es auch nur Wikinger waren, im Altertum umhergeschweift sind. Zugleich finden wir in und an den Grabresten und Denksteinen Merkzeichen, um das Lebensalter unseres Stammes zu schätzen. Vergleicht man aber bei Völkern von uralter Vergangenheit die verschiedenen Arten der Totenbestattung, so öffnet sich ein, wenn auch nur dämmernder Einblick in die religiösen Ideen, von welchen sie in ihren ältesten Zeiten ausgingen.

Bei solcher Bedeutung, welche die Dolmenfrage für die Geschichte hat, verdiente sie wohl bis auf den Grund aufgeklärt zu werden. Es ist darüber schon eine umfangreiche Litteratur vorhanden, allein sie steckt voll von Dunkelheiten, von unvereinbaren Gegensätzen, von wunderlichen Ansichten ohne festen Untergrund. Wohl wäre es an der Zeit, daß hier eine allseitige, gründliche und umfassende Forschung stattfände, geführt von Männern, die mit allem wohl vertraut, was wir von der gemeinsamen Religion und Sitte der Arier, insbesondere von Sprache und Schrift, Schiff und Gerät der Germanen wissen. Das Nächste müßte das Durchsuchen und Feststellen der Dolmen und verwandten Bauten in der Bretagne sein; sodann auf den britischen Inseln, im ganzen westlichen Frankreich, in Spanien und Nordafrika; diesem schlösse alsdann sich an, was sich Ähnliches in Deutschland, den Niederlanden und skandinavischen Gebieten findet. All die Denkmale mit sämtlichen Inschriften und Zeichnungen, die sich daran zeigen, müßten sorgfältig abgebildet und zu Vergleichungen zusammengestellt sein.

Ein solches Werk würde nicht wenig beitragen zur Aufhellung des germanischen Altertums, auf welchem noch so viele dunkle Schatten liegen. Albernen Vorstellungen von Franzosen und Italienern ist bei uns zu viel Raum gegeben. Wie lange hat es nicht gedauert, bis der im romanischen Bildungsdünkel entstandene Glaube, die Völkerwanderung sei nichts als ein wüstes Gewoge von Barbarei und Zerstörung gewesen, sich nur etwas verflüchtigte! Noch immer gleicht ja unsere älteste Geschichte einer unabsehlichen Küstenlandschaft, hinter welcher end- und gestaltlos ein Meer, nämlich die Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, sich ausdehnen, während man in der Landschaft wohl Felsgebirg, Hochwald und Strandniederung unterscheidet, jedoch die Küstenlinie selbst noch von Nebel und Verworrenheit unterbrochen wird.





Aus dem

Verkehrsleben der Araber im Altertum.

Von

Wilhelm Richter.



Während im hohen Norden Hunde und Renntiere den Schlitten über riesige Schneefelder ziehen, im Hochgebirge des Himalaya neben Eseln, Ziegen und Schafen der in vieler Beziehung merkwürdige Yak die Ware auf gefährlichen Gebirgspfaden fortschafft, in Indien der riesige Elefant seit Jahrtausenden durch seine Gelehrsamkeit und Lenksamkeit als Hausgenosse, Diener und Freund des Menschen in den Geschäften des Friedens wie des Krieges auf das engste mit dem Volke verknüpft ist, schenkte die Natur dem ganzen südlichen und mittleren Asien jenes Lasttier, ohne welches großer und weiter Landhandel durch die einsame und endlose Steppe nicht geführt werden kann, das zweihöckerige Kamel. Es ist dazu bestimmt, die Menschen durch die Wüste zu tragen und die Verbindung derselben wie den Warenaustausch zu vermitteln; es ist zugleich nach Ritters Bemerkung ein Wüsten-Erhalter, da sein Schritt den kultivierten Boden nicht nur vermeidet, sondern weil es auch neue Ansiedelungen auf den Zwischenstationen minder notwendig macht und dadurch verhindert. Es ist das einzige Lasttier, welches durch seine Stärke, Schnelligkeit und Ausdauer einen Verkehr über Grenzen unterhält, welche sonst unüberschreitbar sein würden. Einige trockene Blätter, einige stachelichte und dürre Kräuter stillen schon seinen Hunger; sein vortrefflicher Geruch wittert zugleich aus weiter Ferne die dürftige Quelle im weiten Sandmeere.

Zu allen Zeiten zeigt sich im inneren Asien eine gewisse ähnliche Einförmigkeit im Handelsverkehr seiner Bewohner. Die Länge der Reisen, welche nicht selten durch Steppenländer gehen, die Gefahren von seiten der an den Grenzen der kultivierten Staaten herumstreifenden Horden riefen schon im hohen Altertum bei den Kaufleuten das Bedürfnis hervor, in zahlreichen Handelsgesellschaften oder Karawanen zu reisen, um sich und die Waren gegen gewaltsame Angriffe verteidigen zu können. Zwar sind die großen Flüsse Asiens, welche für die Geschichte seiner Völker von hoher Bedeutung gewesen, auch Straßen des Handels geworden; aber weil den Steppenländern, durch die sie großenteils fließen, Holz und Eisen zum Schiffbau mangelt, so hat die Flußschiffahrt in den ältesten Zeiten niemals in Asien die Wichtigkeit erlangt, welche sie in Europa gehabt hat. Dazu kommt, daß der Transport derjenigen asiatischen Produkte, die vorzüglich Gegenstände des Handels zu jeder Zeit gewesen sind, wie Gewürze und Spezereien, auf bequeme Weise durch Lasttiere beschafft werden konnte. Der Handelsverkehr im inneren Asien war wie in Afrika ein Landhandel, und es kann nicht befremden, wenn wir schon im hohen Altertum Anstalten zur

Bequemlichkeit und Beförderung des Handels finden, einmal die Heerstraßen in großen durch erobernde Völker gestifteten Reichen, sodann die Karawanseraien zur Aufnahme der Wüstenbewohner, welche tagelang dürstend die Wüsteneien durchreiten oder mit wunden Füßen im heißen Sande neben den Tieren einherhinken.

Die arabische Halbinsel, vier- bis fünfmal so groß als Deutschland, ist ein von politischen Umwälzungen unberührt gebliebenes Wüstenland; in seinen endlosen Räumen ist das Leben der Nomaden zu Hause, die mit Herde, Zelt und Familie wandern. In ihrem Stolz betrachten die Beduinen sich als den Typus der vollkommensten Schöpfung, verachten die anderen Völker, weil sie ihnen nicht gleichen, und dünken sich selbst weit glücklicher als der civilisierte Mensch. Sie leben alle auf dieselbe Art, tragen die gleiche Kleidung und haben die nämlichen Nahrungsmittel. Ihr mühsames Hirten- und Wanderleben hat die Körper der Wüstensöhne eigentümlich gestählt; in ihren zwar hageren aber muskelkräftigen Leibern wohnt ein mutiger und aufmerkender Geist, den der Kampf mit den wilden Tieren oder mit feindlichen Scharen in steter Spannung erhalten hat. Die Araber in der Wüste sind freie Söhne der Natur, sie haben weder Städte noch Mauern. Mutig und tapfer durchzogen sie in zahllosen Stämmen die unfruchtbare Steppe, ihrem Hordenhaupte gehorchend, aber unabhängig und oft in gegenseitigem Kampfe. Sie sind von uralten Zeiten her ein hochsinniges, abenteuerndes Hirten- und Kriegervolk, von unbändiger Kühnheit der Phantasie. Von früher Jugend übt sich der Araber mit Bogen und Pfeil, mit Schwert und Lanze und im Tummeln der Rosse. „Ich erkenne keinen anderen Herrn an als den des Weltalls," sagt er. Ritterlichkeit war der Grundzug im Charakter der den Hebräern stammverwandten Helden der Wüste. Länger als manches andere Volk entbehrte es trotz seines Verkehrs mit dem gebildeten Auslande die Schreibkunst. Die mündliche Überlieferung ist leider zu lange die trügerische Vermittlerin der Geschichte der arabischen Vorwelt gewesen.

Nur wenige Eilande erfrischen das Auge durch ihr lebendiges Grün, und Brunnen mit frischem Wasser stillen den unerträglichen Durst des hier mit seiner Herde sich lagernden Beduinen, mit welchem das reich beladene „Schiff der Wüste" diese Ruhestätte teilt. Der Beduine hat keinen anderen Reichtum als seine Kamele und Pferde, und auch dies ist ein Vermögen, auf welches er keinen Augenblick zählen kann. Das Land trägt im allgemeinen völlig afrikanischen Typus; voller Sand- und Kieswüsten und Steppen, erinnert es auch durch seine Wasserarmut an den nachbarlichen Erdteil, als dessen Fortsetzung es aufzufassen ist. Es bietet dem ansässigen Leben nur wenige Stätten. Wie aber in Afrika etwa unter dem 20. Grad die Fruchtbarkeit wieder beginnt, ebenso in Arabien; der südliche und südwestliche Teil dieses Landes, das glückliche Arabien, wie es schon Griechen und Römer nannten — während der einheimische Name Jemen, „das Land der Rechten", dem alten Gegensatz zwischen Arabien und Syrien entspricht —, bezeichnet diese Veränderung schon durch seinen Namen. Deshalb mußte der Handel durch Arabien dieselbe Gestalt gewinnen wie der durch Afrika. Wer sich vom Lande her den Zugang öffnen wollte zu dieser Gegend, der Heimat der arabischen Bauern, wo bei der Menge kleiner Bergflüsse die tropische Sonne eine größere Fruchtbarkeit hervorruft, wo Anhöhen über Anhöhen sich aufbauen und manches Produkt grünt und blüht und reift in wohlbewässerter Pflanzung, der mußte vorher in Karawanen die Wüste, die Heimat der Beduinen, durchwandern.

Der Araber ist von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage ein sehr betriebsamer Kaufmann, welcher trotz aller Gefahren die weitesten und beschwerlichsten Reisen zu Wasser und zu Lande nicht scheute und mit allen Ländern, wohin er nur gelangen konnte, in einen dauernden

und wechselseitigen Tausch trat. Für den Handelsverkehr wurde Jemen aus doppelter Ursache wichtig: einmal durch seine Erzeugnisse, und zweitens als Stapelplatz indischer und äthiopischer Warenvorräte. Von jeher war Arabien das Hauptland, welches Räucherwerk aller Art, besonders den Weihrauch erzeugte, und mit mancher dieser Waren scheint ein gar nicht unbedeutender Handel schon vor Jahrtausenden getrieben zu sein. Es gab z. B. im Handel in verschiedenen Sorten Myrrhe, ein vegetabilisches Aroma, welches teils als Räucherwerk beigemischt, teils als Parfüm zum Einsprengen der Gewänder, zum Einbalsamieren der Toten und zum Salben diente. Sie wurde als ein wohlriechendes Gummi zum Räuchern verwendet oder im flüssigen Zustande als Hauptbestandteil einer sehr kostbaren Salbe, auch wohl dem Weine eines gewürzhaften Wohlgeruches wegen beigemischt. Von den anderen bekannteren Spezereien war Storax ein wohlriechendes Gummiharz, welches auch zur Luftreinigung diente, Manna der honigsüße Saft verschiedener Bäume. Der Weihrauch ist gleichfalls ein wohlriechendes Harz, welches ein Baum aus der Familie der Balsamgewächse ausschwitzt; es wurde im ganzen Altertume zu Räucherwerk und namentlich bei Opfern verwendet und galt als ein vorzügliches Mittel, sich den Göttern wohlgefällig zu machen. Und wenn man auch nur im allgemeinen sich eine Vorstellung von der Menge von Räucherwerk macht, das auf den Altären so vieler Städte und Völker verbrannt wurde, so begreift man leicht, daß dieser in unserem Erdteil nicht heimische Handelszweig, dessen Vaterland hauptsächlich Arabien ist, zu den ausgebreitetsten und einträglichsten der Alten Welt gehört haben muß.

Neben diesen Produkten des glücklichen Arabien finden wir auch Waren erwähnt, welche nicht arabischen, sondern indischen Ursprungs sind: zu diesen gehört der Zimmet, die bekannten zusammengerollten Streifen der aromatischen Rinde. Sie wurde im Altertum gleich der Casia vorzüglich als Räucherwerk und in Salben gebraucht; bei den Israeliten finden wir die Zimmetrinde als Ingrediens des heiligen Salböls, aber auch wie die Myrrhe als Parfüm. Der griechische Geschichtschreiber Herodot nennt den Zimmet freilich ein arabisches Produkt, allein es scheint, als wäre er über das eigentliche Vaterland desselben falsch unterrichtet. Spätere Schriftsteller verwechseln mehrfach die von fernher kommenden Waren mit den einheimischen, gewiß schon deshalb, weil die Araber diese Waren hauptsächlich in den abendländischen Handel des Altertums brachten. In gleicher Weise waren auch Elfenbein und Ebenholz eingeführt; dagegen ist es wohl nach bestimmt auftretenden Versicherungen zweifellos, daß Jemen einst ein goldreiches Land gewesen sei. Arabien gelangte durch seine handeltreibenden Bewohner in den Ruf eines wahren Wunderlandes, wo Gold und Edelsteine ein gewöhnlicher Besitz waren. Edelsteine findet man auch jetzt noch in den Bergen von Hadramaut, wenigstens solche, welche wie Onyxe, Rubine, Achate u. a. m. bei den Alten den Namen Edelsteine tragen.

Obwohl bei vorausgesetzter fleißiger Bebauung der fruchtbaren Gegenden jenen Landstrichen bedeutende Lieferungen des gesuchten Räucherwerks möglich waren, so beweisen doch neuere Berichte zur Genüge, daß die Bewohner derselben weder die verlangte Menge noch diese in der vorzüglichen Güte durch eigene Kultur hervorbringen konnten. Eine große Anzahl waren keine einheimischen Produkte, und wir dürfen ohne Zweifel annehmen, daß der Araber auch der See sein Glück anvertraute. Er gab dann für eigene Erzeugnisse aus, was er aus Indien oder den Inseln des Indischen Meeres holte, verschwieg aber schlauerweise den Abnehmern die Quellen seines Reichtums und verheimlichte die fernen Vorratskammern, aus denen er seine Magazine füllte. Nur hieraus erklärt es sich, wenn der griechische Schiffer seinen Landsleuten erzählt, wie er in den Uferstädten Jemens

und am Persischen Meerbusen nie geschaute Pracht und Warenvorräte gefunden habe.

Nach den Berichten des Propheten Hesekiel (im 27. Kap.) war unter den Gegenden und Plätzen im glücklichen Arabien vorzüglich die Landschaft Hadramaut am Arabischen Meere der Sitz dieses Handels. Einige der bei dem Propheten genannten Orte sind berühmte Handelsplätze: Sana oder Mariaba, die Hauptstadt von Jemen, hat ihren Namen bis auf unsere Zeit unverändert erhalten; unweit der Ostküste Arabiens am Persischen Meerbusen ist uns in derselben Quelle Daden, eine der heutigen Bahreininseln genannt, von wo aus Karawanenverkehr nach dem Westen quer durch die Wüste Arabiens stattfand; die Perlenbänke waren dem frühesten Altertum schon bekannt; die Namen der Städte Tyrus und Aradus erinnern an die einstige Anwesenheit der Phönizier. Zugleich ging über diese Inseln, welche auch zu Schiff von Osten her aufgesucht wurden, und den nahen Handelsplatz Gerra der Handel mit den Indiern vorzugsweise in Elfenbein und Ebenholz. Gerra gegenüber lagen, wie gesagt, die Bahreininseln: dorthin trieb auch Babylon frühzeitig einen beträchtlichen Handel, denn der Euphrat bot die schönste Flußschiffahrt, und der Persische Meerbusen wurde der Schauplatz eines wichtigen Seehandels im Altertume.

Wer bildete diese Handelskarawanen der Wüste, und welche Straße zogen sie? Nomadische Hirtenvölker sind es, die vermöge ihrer Lebensweise dazu weit mehr als Städtebewohner geeignet sind; sie sind mit den Beschwerden weiter Wanderungen vertraut, gegen alles Ungemach abgehärtet. Nach den alttestamentlichen Stellen kommen die einzelnen Völkerhaufen und bringen den Tyriern am Mittelmeere ihre Waren, die Tyrier holen sie anscheinend selbst nicht. Finden wir nicht Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung ähnliche Erscheinungen an Afrikas Nordküste, an den Syrten wieder? Den Binnenvölkern Afrikas liegt hier das Meer am nächsten, und es konnte, da das angebaute Land an der großen Syrte nur einen schmalen Küstenstreifen bildete, von den nomadischen Stämmen leicht erreicht werden, die zu gewissen Zeiten des Jahres Getreide und andere Bedürfnisse in diesen punischen Emporien eintauschten. So hatten die Phönizier, jenes wunderbare alte Handels- und Industrievolk, welches in erster Linie seine Kolonien über die griechischen Inseln und mittelbar durch ihre Tochterstadt Karthago über Nordafrika, Sicilien und Spanien ausgedehnt hatte, auch in der Nähe ihres eigenen schmalen, vom Libanon im Osten begrenzten Landes eine Menge nomadischer Völker, welche sie zur Betreibung ihres Landhandels gebrauchten. Am frühesten haben sich die ismaelitischen Stämme der Sinai-Halbinsel und der syrischen Wüste, die Midianiter, Edomiter oder Idumäer und andere, mit diesem Geschäfte befaßt. Mit ihren Herden umherziehend und unter ihren Gezelten lebend, kannten sie keine andere Herrschaft als die ihres Scheichs (Graubartes), der damals wie noch heute die inneren Streitigkeiten entscheidet, Anführer im Kriege ist und alle Verhandlungen leitet; diese bildeten die Karawanen, indem sie ihre zahlreichen Kamele nebst ihren Führern und Wärtern an die benachbarten Kaufleute vermieteten. Aus den ursprünglichen Warenführern wurden später selbst reiche Kaufleute; nach alttestamentlichen Berichten war nicht nur ihr eigener Schmuck, sondern auch die Halsbänder der Kamele aus Gold hergestellt. Es war eine Karawane midianitischer Kaufleute, welche, mit Würze, Balsam und Myrrhe beladen, aus Arabien kommend, nach Ägypten zog, an die Joseph von seinen neidischen Brüdern verkauft wurde. Die Edomiter wohnten zumeist in Städten; ihnen gehörte ursprünglich an der Nordspitze des Arabischen Meerbusens Elath und Ezion-Geber und einige andere Plätze, welche tiefer im Lande lagen, aber sie hatten auch zahlreiche Herden von Kamelen und anderem Lastvieh, mit welchem sie Kara-

wanenhandel betrieben in arabischen und indischen Produkten.

Die Griechen bezeichneten die sämtlichen nomadischen Stämme mit dem Namen „Nabatäische Araber", und ein nicht geringer Teil macht es sich nach Diodors Angabe zur Aufgabe, den Weihrauch, die Myrrhen und andere kostbare Gewürze, die sie von denen erhalten, welche sie aus dem glücklichen Arabien bringen, nach dem Mittelmeere zu führen. Danach sind sie in der That Zwischenhändler gewesen, doch soll die Vermutung nicht ausgeschlossen werden, daß sich auch im glücklichen Arabien Karawanen bildeten und bis nach Palästina und Phönizien heraufzogen. Welch hohen Grad der Civilisation sie in wenigen Jahrhunderten erlangten, davon zeugen die staunenswerten Denkmäler, deren Überreste nachzuweisen erst unserem Jahrhundert gelungen ist.

An der Grenze der Wüste gab es wie im karthagischen Gebiete Stapelplätze der Karawanen. So lag noch im Gebiete der zum hebräischen oder kanaanitischen Zweige des semitischen Stammes gehörenden Edomiter der durch die Natur befestigte Platz Petra,* wovon das ganze nordwestliche Arabien die Benennung des peträischen erhalten hat. An diesem Orte wurden die Waren aufgehäuft, welche aus dem Süden gebracht wurden, und zwar diejenigen, welche Eigentum der nomadischen Stämme waren. Demetrios Poliorcetes hat es einmal auf den Befehl seines Vaters versucht, sie hier treuloserweise zu überfallen, aber vergeblich. In der späteren Zeit hatte Petra zu eigenem Vorteil dem römischen Handel für seine Beziehungen mit dem glücklichen Arabien, mit Indien und den asiatischen Hinterländern und für alles, was durch diesen Handel aus dem Persischen Meerbusen geholt wurde, als Niederlage gedient.

Nicht so genau, wie nach des weitgereisten Herodot Angaben die Straßen durch die afrikanische Wüste, lassen sich die alten Wege der Handelskarawanen durch Arabien feststellen. Wir erfahren, daß die Händler in siebzig Tagen von Petra nach dem glücklichen Arabien gelangten; wir hören ferner, daß die Bewohner der Stadt Gerra am Persischen Meerbusen mit den Handelsplätzen in Hadramaut in Verbindung standen. Außerdem gab es zwei Straßen quer durch Arabien; die eine führte von Gerra wahrscheinlich über Salma, Thaema, Madina nach Petra, die andere weiter nördlich über Coromanis, Thalaba und Damatha gleichfalls nach Petra. Neben Petra diente Jenysos an der äußersten Südspitze Palästinas den Arabern als Mündung ihrer aus dem Arabischen Golf nach dem Mittelmeer und Ägypten führenden Karawanenstraßen und zum Stapelplatze ihres Handels. Und außer Ezion-Geber ist als die vierte, an der Küste gelegene, Gaza zu nennen, eine noch heute ansehnliche Stadt; sie bildet seit den ältesten Zeiten eine Hauptstation der Karawanenzüge von Ägypten und dem Roten Meere nach Syrien. Der nördlichste Handelsplatz im Binnenlande war schließlich Dan. Diese Stadt lag an der großen Heerstraße, welche über Damaskus aus Syrien und Mesopotamien kommt und nach Phönizien, Palästina und Ägypten sich verlief. Die Hauptrichtung dieser Straße, von der ein Arm nach Tyrus, einer nach Sidon führte, ging eben nach Süden. Dieser seiner wichtigen Lage an der Grenze von Phönizien, Palästina und Syrien hatte der Ort auch seine große Bedeutung zu verdanken. In der israelitischen Zeit war Dan die wichtigste Stadt im nördlichen Lande, das Centralheiligtum für die nördlichen israelitischen Stämme, und hatte diese Bedeutung durch seine Lage an dem hier sich kreuzenden Karawanenhandel erlangt, an dem wir die hier ansässigen Daniter bald nach ihrer Ansiedelung beteiligt finden. Ein Marktplatz für die benachbarten syrischen und palästinensischen Stämme, war die Stadt früh zu Blüte und Reichtum gelangt.

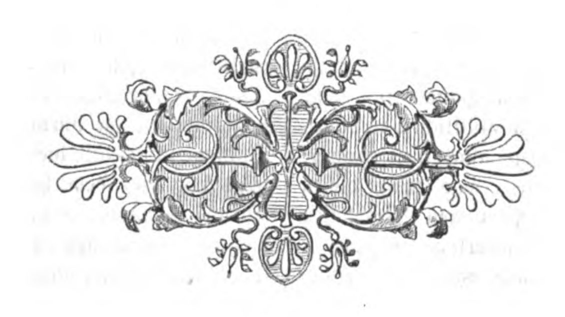
Es leuchtet ein, daß Arabien als der eigentliche Hauptsitz des phönizischen Land-

---

* Siehe Monatshefte Band LXVI, S. 224.

handels seit früher Zeit das Land war, durch welches sie zugleich mit dem reichen Süden, mit Indien und Äthiopien zusammenhingen. Ungeachtet der furchtbaren Sandwüsten, welche im Altertume jeden Versuch eines fremden Eroberers gegen Arabien unmöglich machten, von dessen Unterjochung Alexander der Große durch einen frühen Tod abgehalten wurde, was um so mehr zu bedauern, als sein Zug, mochte er gelingen oder nicht, zur genaueren Kenntnis der Bewohner und Zustände schätzenswerte Beiträge geliefert hätte, und an dessen Wüsten selbst die Macht der Römer scheiterte — nur Hadrian konnte mit Mühe das Grenzvolk für beleidigte römische Hoheit züchtigen — siegte dennoch über alle diese Hindernisse die Gewinnsucht des Kaufmanns. Karawanen aus allerlei Völkerschaften zusammengesetzt durchzogen dasselbe nach allen Seiten bis zu seiner südlichen und östlichen Küste und unmittelbar oder mittelbar zumeist für Rechnung der Phönizier, deren Seestädte die letzten Niederlagen jener Schätze wurden. Die Küstenländer des Mittelmeeres waren die natürlichen Stapelplätze aller asiatischen Waren, die über das Meer weiter nach Europa und Afrika geführt werden sollten. Die Bewohner dieser Küste bildeten sich, von ihrer Lage begünstigt, zu seefahrenden Völkern aus; sie wurden die Händler, welche die mannigfachen Produkte der Mittelmeerländer, selbst spanisches Silber, britisches Zinn und den Bernstein der Ostseeküste, gegen indische Gewürze und arabischen Weihrauch eintauschten. Und durch die Vermittelung der weltklugen Phönizier sind denn auch manche der phönizisch-hebräischen Sprache angehörige Wörter in das Griechische, sowie in andere abendländische Sprachen, meistens mit den Gegenständen selbst übergegangen.

Arabien ist Jahrtausende die Wiege von Völkerstämmen gewesen, welche von der Vorsehung bestimmt waren, einmal eine halbe Welt zu erschüttern, ihr eine neue Religion und neue Gesetze zu geben. Sie, die kein Eroberer je bezwungen hatte, waren fähig, nachdem sie nach langen religiösen und politischen Streitigkeiten ein gemeinschaftliches Oberhaupt bekommen hatten, mit dem Schwerte die Welt zu bezwingen. Sie sind im Mittelalter welthistorisch geworden und beanspruchen seit jener Zeit unser Interesse in noch höherem Grade durch ihre Kulturarbeit, der allerdings der eigentlich beseelende Hauch gefehlt hat.



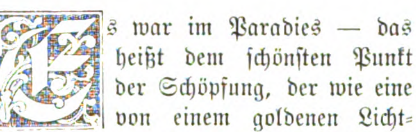


Der gefrorene See.

Legende

von

Ossip Schubin.



Es war im Paradies — das heißt dem schönsten Punkt der Schöpfung, der wie eine von einem goldenen Lichtschein umwobene Insel mitten im blauen Himmel schwebt. Das Paradies ist voll herrlicher Bäume, an denen die wundersamsten Blüten mit süßen Früchten zugleich hängen, und voll krystallheller Bächlein, die mitten durch sammetgrüne Wiesen über glitzernde Edelsteine hinlaufen. Und die Blüten werden nie welk und die Früchte nie faul, die Bächlein nie trüb. Die Wolken reichen nie bis zum Paradies, und Tod und Schuld und Krankheit sind dort unbekannte Dinge. Ehe die Seelen der Begnadigten von der Erde bis hinauf kommen, haben sie diese Dinge längst vergessen.

Ja! das Paradies ist wunderschön; es hat einen einzigen Fehler, daß nämlich alles schön ist darin. Das wird auf die Länge der Zeit langweilig — manchmal finden das sogar die Engel!

Da war einer unter ihnen, der reizendste von allen — blauäugig und mit krausem, braunem Haar, bis dahin, wo ihm ein Paar großmächtige Flügel im Rücken saßen, einem holdseligen Mägdelein zum Verwechseln gleich, den dünkte das ewig schöne Einerlei gar schwer. Und aus der Ferne tief unter der in blauen Lüften schwebenden Insel sah er etwas Dunkles, das von Flammen durchzogen war und von dem er sich mächtig angezogen fühlte.

Es sei die Erde, sagte man ihm, als er danach frug. — Immer gewaltiger erfaßte ihn die Sehnsucht nach dem geheimnisvoll Fernen, bis er den Allmächtigen anflehte, sich einmal hinüberschwingen zu dürfen, um es in der Nähe zu betrachten.

Nicht ohne Verdruß vernahm der Allmächtige die Bitte des Engels. Wohl gab er ihm nach, doch knüpfte er an die Gewährung der Bitte eine Bedingung: „Geh du, wohin dich die Sehnsucht zieht,“ sagte er, „doch wisse, wenn auch nur ein einziger Flecken deine weißen Schwingen beschmutzt, so darfst du nie mehr in das Paradies zurück!“

Dem Engel kam keine Angst, freudig dankte er dem Allmächtigen für seine Gnade, dann nahm er Abschied von seinen lichtumschimmerten Geschwistern, breitete die weiten Flügel aus und sank durch den reinen Äther langsam nieder zur Erde.

Kaum hatte er dieselbe erreicht, so fühlte er sich von neuem schmerzlichen Leben durchdrungen. Die Blumen dufteten hier stärker — den Gewässern vermochte man nicht allen auf den Grund zu sehen, und mächtige, schmerzlich süße Stimmen klagten und sangen aus ihrer Tiefe hervor. Was aber dem Engelein am seltsamsten erschien, war, daß sich auf

dem Himmel graue Wolken tummelten, und daß sich neben jedem Gegenstand, der von der Sonne besonders hell beschienen ward, ein unheimlich schwarzes Etwas ausbreitete, vor welchem dem Engelein schauderte. Und überall gewahrte es seltsame unruhige Geschöpfe, die aussahen wie Engel, welche ihre Flügel verloren hätten, und die es alle sehr eilig hatten, ohne daß — so gut es das Engelein wahrnehmen konnte — irgend viel dabei herausgekommen wäre, als daß immer der eine dem anderen so viel Licht wegzunehmen, ihn so tief in das Schwarz hineinzuducken trachtete als möglich. Wer stärker war, der siegte — für einen Augenblick, und dann ging das Hin- und Hergezerr und Gefieber von neuem an. Der Engel fragte, was denn das schwarze Ding sei. Die Menschen antworteten ihm, das sei der Schatten.

Dem Engel graute vor diesem dunklen Etwas, das sich da überall zwischen das Licht hineindrängte auf der Erde, und er fragte: „Giebt es denn nirgend etwas auf der Erde, das kein Schatten verdunkelt?“

Da erwiderte man ihm fast höhnend: „Ja — es giebt das Glück!“

„Was ist das Glück?“ fragte der Engel.

„Das ist schwer zu sagen,“ erwiderten ihm die Menschen — „ein jeder sieht es anders.“

„Und warum,“ fragte der erdenunkundige Engel weiter, „macht ihr euch denn nicht auf, das Glück zu suchen, anstatt euch nur beständig gegenseitig das Licht wegzunehmen und in den Schatten zu drängen?“

Die einen zuckten die Achseln und meinten: „Es ist zu weit ...“ die anderen lachten spöttisch und sagten: „Es ist ein Märchen!“

Mitten zwischen den Hin- und Hereifernden saß einer, der nichts that und jedem das Licht gönnte, solange ihm nämlich selbst genug davon blieb, als ihm zum Leben nötig war. Er saß am Wegsaum und von den anderen abgewendet und ganz in die Betrachtung seiner Fußspitzen versenkt. Der Engel fragte, wer denn das sei? Da antwortete man ihm, es sei ein Philosoph, und spottend setzte man hinzu: „Der würde am besten Auskunft geben.“

Der Engel nahm alles ernst, und so wandte er sich denn an den Philosophen mit der Frage: „Warum sucht keiner von euch das Glück?“

„Es flieht die, welche ihm nacheilen,“ sagte der Philosoph belehrend, dabei sah er den Engel groß an, um den Eindruck zu prüfen, welchen die Worte auf ihn gemacht. Der aber erwiderte nur übermütig:

„Ich habe Flügel — ich hol es ein — sag mir nur, woran man es erkennt?“

„Es leuchtet, ohne zu blenden — und wärmt, ohne zu versengen!“ antwortete der Philosoph.

In dem Augenblick gewahrte der Engel einen in glänzenden Farben schillernden Bogen, der sich wie eine großartige Triumphpforte über die Erde spannte.

„Ist das das Glück?“ fragte er.

„Manche halten es dafür,“ antwortete der Philosoph kurz und versenkte sich von neuem in die Betrachtung seiner Fußspitzen.

Wie die meisten Philosophen gab er seine Weisheit am liebsten ungebeten, hatte es aber sehr ungern, wenn man ihm mit wißbegierigen Fragen allzu nahe an den Leib rückte.

Der Engel aber breitete seine weiten Flügel aus und schwebte, von lauem Zephyr getragen, hinüber zu dem leuchtenden Wunder. Der Weg war weit, weiter als er geglaubt, und in der That schien der farbige Bogen vor ihm zu fliehen, je mehr er sich beeilte, um desto schneller. Kaum konnte der müde Schwärmer sich noch in der Luft erhalten, als plötzlich die schillernde Triumphpforte stille stand. Einen letzten Aufschwung nehmend, eilte der Engel darauf zu. Doch kaum hatte er das märchenhafte Farbengeschiller mit seinen Flügeln berührt, so teilte es sich in kalte graue Nebel. Da übermannte den Engel eine gräßliche

Mattigkeit, so daß er wie ein Toter auf die Erde herabfiel.

Er fiel; aus dem Himmel fiel er auf die Erde, fiel aus reinem Äther in schwarzen klebrigen Schlamm. Dort verlor er das Bewußtsein. Als er zu sich kam, da gedachte er sehnsüchtig seiner himmlischen Heimat und wollte in das Paradies zurück. Wie er sich jedoch aufzuraffen versuchte, da versagten ihm seine Flügel den Dienst. Angstvoll sah er an sich nieder und merkte mit Entsetzen, daß häßliche schwarze Flecken sein weißes Gefieder beschmutzten. Da wußte er, daß ihm der Weg in die Heimat versperrt war, und eine schreckliche Herzenspein ergriff ihn. Ratlos rang er die Hände und schluchzte.

„Was klagst du?“ fragte ihn ein Mann mit einem dicken grauen Bart, der am Wegsaum kauerte. Er fragte es nicht mitleidig, sondern ungeduldig. Das Wehklagen des Engels rührte ihn nicht, aber es störte ihn. Er war in die Betrachtung eines Rosenkranzes vertieft mit derselben Miene wie der Alte, den der Engel um Auskunft befragt, in die Betrachtung seiner Fußspitzen.

„Bist du ein Philosoph?“ fragte der Engel.

Der Mann bekreuzte sich — „Gott behüte,“ rief er, „ich bin ein Mönch!“

„Dann weißt du mir vielleicht zu helfen, denn da du ein Mönch bist, weißt du in göttlichen Dingen Bescheid und wirst mich den Weg zurückfinden lehren in den Himmel!“

Aber der Mönch schüttelte den Kopf. „Man hat mir ihn einmal gezeigt,“ sagte er, „aber er war sehr beschwerlich, da habe ich gefragt, ob der Himmel denn nicht auf andere Weise zu erreichen sei? Da sagte man mir, für Leute, die Flügel hätten, wären alle Hindernisse geebnet, die schwängen sich im Augenblick zu den höchsten Zielen empor, und dann riet man mir, ich solle den Rosenkranz beten, vielleicht würden mir die Flügel wachsen. Seitdem sitz ich denn hier und bete den Rosenkranz. Es muß schon lange her sein, wie lange weiß ich nicht, denn das Maß für die Zeit ist mir verloren gegangen, aber Flügel sind mir noch immer keine gewachsen!“ — Dann den Engel fester ins Auge fassend, setzte er hinzu: „Aber du hast ja Flügel, was jammerst denn du?“

Der Engel blickte beschämt zu Boden. „Ich kann sie nicht gebrauchen,“ murmelte er.

Der Mönch hob den Kopf. „Ah!“ sagte er, immer mit derselben Gleichgültigkeit, „ich verstehe jetzt, du bist auch einer von denen, die aus dem Himmel in den Schlamm gefallen sind. Das ist schlimm!“

Der Engel blieb stumm. Nach einem Weilchen hub er von neuem an: „Und giebt es denn nichts auf der Erde, das vermöchte meine Flügel von den Flecken zu reinigen?“

Der Mönch schüttelte den dicken grauen Kopf. „Ich habe einmal von etwas gehört, das diese Flecken tilgt,“ murmelte er hierauf, „aber ich habe vergessen, was es war — ich habe alles vergessen, was ich je gewußt — ich sitze hier und bete den Rosenkranz und warte auf meine Flügel. Mich um etwas anderes zu sorgen, hab ich keine Zeit!“ Und dabei versenkte er sich von neuem in die Betrachtung des Rosenkranzes, den er zwischen den Händen hielt, und war für alles, was um ihn herum vorging, blind und taub.

Der Engel aber schluchzte bitterlich. Plötzlich gewahrte er eine hohe Gestalt mit einem lieblichen, bleichen, braunumlockten Gesicht. Sie sah ihm zum Verwechseln ähnlich, nur daß sie keine Flügel an den Schultern trug.

„Wer bist du?“ fragte der Engel, dem alles neu war auf der Erde.

„Ich bin eine arme Sünderin,“ murmelte das Mädchen demütig, „und wer bist du?“ fragte es den Engel.

Der Engel klagte ihr's. „Ich bin ein Engel und habe mich auf der Erde verirrt und kann nicht mehr in den Himmel zurück, weil meine Flügel beschmutzt sind. Giebt es denn keine Tautropfen auf der Erde, keine Thräne, die rein genug wäre, den Makel von mir zu tilgen?“

Das bleiche Mädchen schüttelte traurig das Haupt und sprach: „Der Tautropfen, der aus dem holdesten Blumenkelch herausfunkelt, die Thräne, die aus dem edelsten Menschenauge quillt, sind nicht rein genug, dich zu erlösen; doch giebt es fern von hier einen See, der ist mit Gottesthränen angefüllt — den Thränen, die der Heiland seinerzeit über das große Leid der Menschheit geweint und über die Sünde, die mit diesem Leide Hand in Hand geht. Ich bin auf dem Wege dorthin. Willst du mit?“

Sie gingen miteinander — die arme Sünderin und der Engel, langsam und mühsam. Besonders den Engel, der es nicht gewohnt war, zu Fuße zu gehen, kam es hart an, bei jedem Schritt stieß er mit seinen zarten Füßchen gegen einen Stein. Immer wieder versuchte er die Flügel. Aber diese Bewegung verursachte ihm jedesmal einen gräßlichen Schmerz, und die Flügel fielen doch wieder an ihm nieder wie eine bleierne Last!

Sie waren nicht mehr allein, die Sünderin und der gefallene Engel, viele andere hatten sich ihnen zugesellt, alle sehnsüchtig nach demselben Ziele strebend. Manche hatten Flügel und andere nicht — aber an allen klebten dieselben häßlichen Flecken, auf deren Tilgung sie hofften.

Die Kälte wurde peinlich und das Licht blendend — die Flecken an den Gewändern und Schwingen der müden Wanderer traten immer deutlicher und greller hervor. Sie scheuten sich voreinander, keiner wagte es, den anderen anzusehen. Immer schmäler wurde die weiße kalte Straße — rechts und links gähnte ein schwarzer Abgrund, aus dem Musik hervortönte und in dessen Tiefe man wundersame Dinge zu vernehmen glaubte — und viele der Wanderer strauchelten und stürzten hinab in den Abgrund, weil sie zu schwach waren, um weiter zu gehen — und andere sprangen mit beiden Füßen hinein — die einen, weil die fernen Dinge sie lockten, und andere, weil sie es nicht aushalten konnten vor Scham inmitten der grellen Reinheit, und lieber ihre Flecken verstecken wollten in dem Abgrund, wo alles gleich dunkel war und niemand darauf achtete.

Aber viele erhielten sich aufrecht — unter anderen die arme Sünderin und der Engel. Einer stützte den anderen, und endlich erreichten sie den See.

Er glänzte so blau wie der Himmel, der sich über ihm wölbte. Der Engel eilte darauf zu, jauchzend — hoffnungsvoll. Wehe! Der See war gefroren!

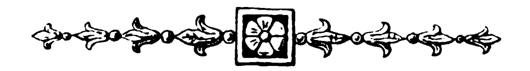
Am Rande des Sees ausgestreckt lag ein schlafender Genius. Viele Verzweifelnde umkreisten ihn und riefen händeringend: „Wach auf — wach auf!“

Da stellte der Engel seine letzte Frage: „Wer ist der schlafende Genius?“ sprach er.

„Der Genius der allbarmherzigen Liebe,“ antwortete man ihm; „solange der schläft, taut der See nicht auf, und die Sünde bleibt ungesühnt, und die Tugend unfruchtbar.“

Hierauf begannen die Verzweifelnden von neuem den Schlafenden zu umkreisen und ihn anzurufen, aber der Genius regte sich nicht!

Er schläft heute noch!





Litterarische Notizen.

on Rich. Weltrichs **Friedrich Schiller**, Geschichte seines Lebens und seiner Werke, ist bei J. G. Cottas Nachfolger zu Stuttgart Ende vorigen Jahres die zweite Lieferung erschienen. Wie die erste, die vor vier Jahren herauskam, so behandelt ihr Anfang noch die Räuber. Hier ist die Darstellung ebenso geistvoll als der Inhalt interessant. Für die Aufführung sah Schiller sich auf die Mannheimer „Nationalbühne" angewiesen. Durch einen dramaturgischen Hippogryphenritt nach Mannheim hatte einst Wieland die Hauptanregung zu seinen Abderiten empfangen. Die schlimmsten Erfahrungen hatte Lessing mit dieser Bühne gemacht. Armer Schiller, wie wird's deinen Räubern ergehen! Bereits am 6. Oktober 1781 schrieb Schiller tief gedemütigt an den reichsfrei-Hochwohlgeborenen-insonders-Hochzuverehrenden Herrn Geheimenrat Wolfgang Heribert von Dalberg als Mannheimer Theaterintendanten: „Hier erscheint endlich der verlorene Sohn!" Die verlorenen Söhne waren nämlich die bereits einmal umgeschmolzenen Räuber. Schiller bedang sich nur aus, daß der verlorene Sohn Karl Moor auf der Nationalbühne einen Busch auf dem Kopfe tragen müsse. „Ich gäbe ihm auch einen Stock dazu," schrieb er. Er irrte aber, wenn er glaubte, daß der verlorene Sohn damit schon durchkäme. Dalberg wollte die politische Pointe der Räuber, die ganz aus der Gegenwart hervorgegangen war, nicht verstehen. Die verlorenen Söhne mußten auch noch in die Zeiten des Götz von Berlichingen zurück verlegt werden. Es läßt sich ja vom litterar-historischen Standpunkte aus nicht leugnen, daß Karl Moor durch Götz von Berlichingen angeregt ist und auch als reichsfreiherrlicher Räuber etwas an die erste Zeit des Landfriedens mit den absterbenden Raubrittern erinnert. Dennoch sagte Schiller mit Recht, man lasse ihn ein Verbrechen begehen gegen die Zeit der letzten Ritter, um ihn büßen zu lassen für einen Fehler gegen die Zeit Friedrichs des Zweiten. Bitter empfand er es auch, daß Amalia sich selbst erstechen müsse, damit dem Zuschauer „die Suppe nicht kalt werde". Er sah darin einen Eingriff in die Rechte oder vielmehr in den Charakter Karl Moors, welcher nun in den Verdacht komme, als habe er seine Amalia gar nicht verstanden und als halte er es für möglich, daß sie sich im Leben noch beruhigen könne. Auch über die Gedichte an Laura spricht Weltrich ausführlich. Er hält Laura keineswegs für eine bloß gedachte Person. Sie lebte mit Schiller unter einem Dache. In dem dann Folgenden über Schillers Anteil an der schwäbischen periodischen Litteratur und seinen Streit mit seinem Landsmanne Stäudlin beweist der Verfasser, in wie hohem Grade er zu dem versprochenen kritischen Nachweise der biographischen Quellen befähigt ist, wenn auch naturgemäß die ausführliche gelehrte Darstellung hier nicht vermieden ist. Es war ohne Zweifel auch Schillers Landsmann Stäudlin, der noch 1788 das „Lied eines Vagabunden" gegen ihn drucken zu lassen wagte. Neben vielem Schlimmeren wird Schiller darin auch wegen seiner Deklamation lächerlich gemacht, die doch wohl nur wegen seines stark hervortretenden schwäbischen Dialektes einen schlechten Eindruck gemacht haben kann. Mit Schillers Dialekte entschuldigt Weltrich die oft sehr schlechten Reime in Schillers gleichfalls ausführlich besprochener Anthologie. Schiller reimte vermischt auf ist, weil er ischt sprach. Weltrich geht hier zu weit, wenn er die Norddeutschen tadelt, die hier den Einfluß des allerdings doch immerhin hochdeutschen schwäbischen Dialektes bedeutend einschränken möchten, während viele von ihnen das von Luther angeblich nur irrtümlich aus dem Niederdeutschen in der Schriftsprache beibehaltene anlautende sp und st noch immer nicht in schp und scht verwandelt hätten. Martin Luther hat wie sein specieller Landsmann Agricola noch manches andere aus dem Niederdeutschen in die Schriftsprache aufgenommen. Warum

sollen denn nun auf einmal einigen Germanisten zuliebe die Gebildeten zwischen Elbe und Weser, denen man noch vor fünfzig Jahren das beste Deutsch nachrühmte, ohne Ausnahme Schpaten und Schtadt sprechen? Ganz allgemein wird diese Aussprache bei den Gebildeten zwischen Elbe und Weser nicht werden, ehe die Schriftsprache in diesem Punkte geändert wird, was nicht leicht jemand im Ernste verlangen dürfte.

* * *

Der Ursprung der Sittlichkeit. Von Hugo Münsterberg. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Vorliegendes Schriftchen stellt der Mitwelt eine Aufgabe, deren Lösung allerdings eine That wäre: es handelt sich darum, zwischen zwei klassischen Werken, welche um ein Jahrhundert auseinander liegen, nämlich zwischen der Ethik Kants und der Ethik Wundts, eine Brücke zu schlagen und aus ihnen ein Ganzes zu machen. Wundts Ethik wächst heraus aus der Völkerpsychologie und bezieht sich gerade deswegen hauptsächlich auf die objektiven Gebote und Verbote, welche bei uns heute der sittlich Handelnde zu erfüllen bestrebt ist, sie befaßt sich aber nicht genügend mit derjenigen subjektiven Leistung, in der das Wesentliche der Sittlichkeit, ihr charakteristischer Inhalt liegt. Diese subjektive Leistung, welche durch die Begriffe „Pflichtgefühl und Gewissen" gekennzeichnet wird, erhält aber gerade in der praktischen Philosophie Kants ihre stärkste Betonung, während dort über jene objektiven Gebote und Verbote, welche erst die Forschung der neuesten Zeit allseitig klar gestellt hat, natürlich keine ausreichende Belehrung zu finden ist. So ergiebt sich die Aufgabe, „die modernste Ethik, die Ethik Wundts, nicht zu bekämpfen, wohl aber zu ergänzen durch ein Zurückgehen auf Kant". Zur Klärung des Problems behandelt Münsterberg noch einige einleitende Seiten: 1) die Merkmale der Sittlichkeit; 2) die Vorstufe der Sittlichkeit; 3) die Entwickelung der Sittlichkeit; 4) der Wert der Sittlichkeit. So sehr wir diese tief einschneidenden Ausführungen einer eingehenden Prüfung zu empfehlen uns verpflichtet fühlen, so sehr möchten wir auch betonen, daß dieselben zunächst einer ganz bestimmten Umgestaltung bedürfen, falls sie die Synthese Kant-Wundt wirklich vorbereiten sollen. Für die Notwendigkeit dieser Umgestaltung führen wir einerseits folgende Worte Münsterbergs (S. 39) an: „Wenn jemand, in einer Diebesbande auferzogen, in ein Gefüge von Geboten hineingewachsen ist, das den unserigen Hohn spricht, so würde er jene eigentümliche seelische Leistung, die als sittliche That gepriesen wird, durchaus vollbringen, wenn er trotz Kälte und Hunger und Entbehrung, der Stimme des irregeführten Gewissens folgend, für jene Bande stehlen ginge", und andererseits die Frage (S. 99): „Weshalb in aller Welt soll denn eine sittliche Handlung wertvoller sein als eine sittlich indifferente?" Seine formale Bestimmung des Sittlichen führt Münsterberg wirklich zu dem Satze (S. 107): „daß die Sittlichkeit durchaus nicht das wertvollste Moment des handelnden Menschen ist", und daraus folgt unserer Ansicht nach, daß der Begriff „Sittlichkeit" einseitig bestimmt ist, wenn man ihn mit Recht überall da anwenden darf, wo Handlungen unter dem Zwange kategorischer Imperative der Neigung entgegen ausgeführt werden. Nur die Imperative erzeugen sittliche Handlungen, welche in Übereinstimmung sind mit dem Ideale, dem die Menschheit zustrebt!

Die Mathematik die Fackelträgerin einer neuen Zeit. Von C. Dillmann. (Stuttgart, W. Kohlhammer.) — Die vorliegende Kundgebung für das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium der Zukunft ist um so bedeutungsvoller, als sie von einem Manne herrührt, der, ursprünglich Theologe, in einem Alter, wo andere die Früchte ihrer Jugendarbeit zu zeitigen bemüht sind, mit großer Energie von neuem zu studieren begann, um sich, dem Zuge der Zeit folgend, auf neuen Gebieten festzuwurzeln, der dann als Gymnasialprofessor und Hilfsarbeiter im Studienrate von Württemberg thätig war, und der nunmehr als Leiter des Stuttgarter Realgymnasiums bereits eine zwanzigjährige, höchst segensreiche Wirksamkeit aufzuweisen hat. Sein Buch ist ein begeistertes Loblied auf die induktiv-deduktive Methode der modernen Wissenschaft, auf jene Methode, welche von den Forschern des mathematisch-naturwissenschaftlichen Faches seit Beginn der Renaissance erfaßt und ausgebildet worden ist und welche jetzt auch innerhalb anderer Wissensgebiete ihre Triumphe zu feiern beginnt. Diese Methode der modernen Wissenschaft und das, was durch dieselbe erreicht worden ist, der Jugend zu nutze zu machen und diese auszubilden im Hinblick auf die Arbeitsbedürfnisse der Zeit, das ist das Ziel, was dem Verfasser bei seiner Thätigkeit in der Praxis des Schullebens stets vorgeschwebt hat, das ist das Ziel, welches er uns in der vorliegenden Arbeit von den verschiedensten Punkten aus zeigt. Den springenden Punkt der ganzen Untersuchung glauben wir in dem Gedanken (S. 89) zu finden, daß im mathematisch formulierten Naturgesetze die beiden getrennten Gewebe von Vorgängen zusammenhängen, der für sich bestehende Weltverlauf und die für sich bestehende Welterkenntnis. Man thut einem Buche, welches gelesen werden soll, nichts zu gute, wenn

man zu viel über dasselbe sagt, darum schließen wir hier mit der Inhaltsangabe desselben. Es zerfällt in vier Kapitel, deren erstes unter der Überschrift „Der neuen Zeit eine neue Schule" mit den Ansichten der Kultusminister v. Goßler und v. Gautsch eine Auseinandersetzung anstellt, während die anderen drei der erkenntnis-theoretischen und psychologischen Begründung des vertretenen Standpunktes gewidmet sind. Möge der Arbeit, welcher man das „schöne Ergriffensein von der Idee" anmerkt, ein großer Leserkreis beschieden sein!

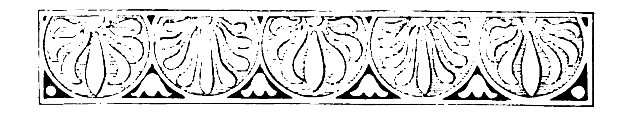
Die Physiologie der Tonkunst. Von Dr. Eugen Dreher. (Halle a. S., C. E. M. Pfeffer.) — Der Verfasser, welcher bereits durch seine „Beiträge zu einer exakten Psycho-Physiologie" und durch andere Schriften philosophischen Inhalts bekannt ist, unternimmt es, im vorliegenden Werkchen die Psycho-Physiologie der Tonkunst zu untersuchen, die physische Seite der Erscheinungen genauer beschreibend, die psychische Seite derselben mehr andeutend als ausführend. Selbstverständlich sieht Dreher in dem epochemachenden Werke von v. Helmholtz „Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik" die grundlegende Vorarbeit für seine Studie, die aber in erster Linie in großen Zügen die physiologischen Gesetze aufdecken will, durch deren kunstgerechte Benutzung der Tondichter seine beabsichtigten Wirkungen erreicht. Wir empfehlen Drehers Werk dem Interesse der Lesewelt, namentlich als Seitenstück zu Nietsche: „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik."

Schopenhauer als Philosoph der Tragödie. Von E. Reich. (Wien, Carl Konegen.) — Der Verfasser sucht in dieser kritischen Studie die Schopenhauersche Theorie der Tragödie zu entwurzeln, was ihm natürlich auch ohne Mühe gelingt. Gegner und Anhänger Schopenhauers haben ja längst für die Beurteilung des großen Philosophen insofern einen gemeinsamen Boden gefunden, als sie eingesehen haben, daß die grundlegende Arbeit des einsamen Denkers nicht zu verwechseln ist mit diesen oder jenen Schnörkeln, welche derselben geistreich angefügt sind. Daß die Tragödientheorie Schopenhauers nicht zu den wesentlichen Bestandteilen seines Werkes gehört, zeigt das Verhalten seiner Schüler schon seit geraumer Zeit. Was Reichs Positionen entgegengesetzt werden könnte, hat bereits H. Müller (Programm des Gymnasiums zu Blankenburg a. H. 1887) zur Genüge betont.

Die evangelische Kirche im neuen Deutschen Reiche. Von Pastor O. Auerbach. — **Die evangelische Kirche am Wendepunkt ihres äußeren Geschickes.** Von Pastor O. Auerbach. (Prenzlau, Th. Biller.) — Die beiden Schriften verdienen die Beachtung weiter Kreise. Das oft erträumte Ideal einer deutsch-evangelischen Nationalkirche, für welche der Verfasser mit warmem Herzen und klarem Verstande eintritt, gewinnt hier durch geschichtliche Beglaubigungen eine anschauliche Gestaltung, welche zum mindesten wert ist, mit Eifer und Ernst diskutiert zu werden.

* * *

Robert Hamerling. Sein Wesen und Wirken. Dem deutschen Volke geschildert von A. Polzer. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) — Das Werk ist ein klar gefaßter Auszug aus der größeren Selbstbiographie des Dichters; angenehm berührt der Patriotismus des Verfassers, der seinen engeren Landsleuten hier und da einige herbe Wahrheiten sagt. Eine wertvolle Beigabe — vielleicht das Wertvollste und Wichtigste an dem ganzen Schriftchen — bilden die zehn Holzschnitte, unter denen die Darstellungen des Geburtshauses, einer Bauernhütte, des Wohn- und Arbeitszimmers, des Jugendbildnisses und der Totenmaske des Dichters die meiste Teilnahme erwecken.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Im zweiten Rang.

Erzählung

von

C. Juncker.

I.

Soll das schwarze Spitzenkleid auch in diesen Koffer gepackt werden, liebe Idaly?"

Die Gefragte, welche müßig in einem Schaukelstuhl am Fenster saß und in einen Garten hinabstarrte, dessen braune Erde noch nicht ganz den letzten Märzschnee aufgetrunken hatte, wandte bei diesen Worten den Kopf in das Zimmer zurück. Einen Moment glitten ihre Augen über die geöffneten Koffer und Kisten, welche bereit waren, in ihren gähnenden Schlund Wäsche, Kleidungsstücke, Bücher, Nipsen und zahlreiche Studienköpfe aufzunehmen, und blieben dann auf dem vielgetragenen Kleide haften, welches ihre Freundin ausgebreitet in der Hand hielt.

„Natürlich," sagte sie mit jener scharfen Betonung, welche sofort den Ausländer verrät, „natürlich, Sophie. Ich werde mich doch von meinem alten Spitzenkleide ebensowenig trennen wie von meinem ‚ewigen Juden', dem unverwüstlichen gestickten Tuchkleide, das noch von meiner seligen Großmutter herstammt und gleich jenem im auferstandenen Zustande vier Saisons gesehen hat! O, ich sage dir, wenn die beiden Fähnchen sprechen könnten, sie würden eine nette Geschichte erzählen, die das Herz, das unter ihnen schlug, ihnen zugeflüstert hat."

„Wie gereizt du noch immer bist, wenn du auf die letzten Jahre zurückblickst," erwiderte die andere, indem sie gleichmütig das schwarze Kleid neben den ewigen Juden versenkte, „und hast doch jetzt allen Grund, froh und zufrieden zu sein. Denke nur, in wenigen Tagen bist du die Frau eines braven, gut situierten Mannes, der dich von ganzem Herzen liebt und in ein hübsch eingerichtetes Heim führt, das du dir dann nach deinem Schönheitsbedürfnis ausgestalten kannst. Als ein besonderes Glück sehe ich es noch an, daß er Architekt ist, also auch deiner künstlerischen Veranlagung ein lebhaftes Verständnis entgegenbringen wird. Freilich, ich habe ihn erst einmal gesehen, aber er

hat mich mit seinem stillen, ernsten Wesen gleich gewonnen."

Ein spöttisches Lächeln umspielte die feingeschnittenen Lippen Idalys, und ihre kleinen Füße setzten den Schaukelstuhl in lebhaften Schwung. „Wenn man dich so hört, du alter Schönfärber," sagte sie, „man sollte meinen, ein achtzehnjähriges Mädchen stände im Begriff, dem Ideal ihres Lebens zu folgen, und träume den Wonnetraum eines vollen Menschenglücks, ja ich glaube sogar, daß die meisten an meiner Stelle sich Mühe geben würden, wenigstens die anderen in diesem Sinne zu belügen. Auf die Kunst habe ich mich aber nie verstanden, und so sage ich dir ganz unumwunden, Ernst Malten suchte schon seit Jahren eine Frau für sein verödetes Haus und ein weibliches Wesen, das die Erziehung seines siebenjährigen Knaben übernehmen würde. Wenn seine Wahl schließlich auf mich fiel, so hatte sein Herz damit nichts zu thun, sondern er folgte dem Rat guter Freunde und dem Urteil des eigenen Verstandes, der mich für die nicht ganz leichte Stellung als besonders geeignet empfahl. Über meine eigenen Empfindungen brauche ich mich dir gegenüber wohl nicht mehr auszulassen, du kennst sie ja zur Genüge und weißt, daß die blanke Illusionslosigkeit, mit welcher ich in diese Ehe trete, das Beste an der Sache und ganz nach meinem Sinne ist."

Das blonde, etwas massiv gebaute Mädchen schüttelte zu diesen Worten ablehnend den Kopf und schloß mit einem Seufzer den Deckel des vollgepackten Koffers.

„Du hast dich merkwürdig in der letzten Zeit verändert, liebe Idaly," sagte sie. „In meinem ganzen Leben sah ich kein Mädchen, welches mit siebzehn, achtzehn Jahren so voller Enthusiasmus die Welt anschaute wie du. Wie oft haben wir dich mit deinem blinden Glauben an die Menschen geneckt, wie warst du uns allen an Übermut und Frische voraus, welche hohen Ziele hattest du dir gesetzt, und nun —!"

„Nun", unterbrach sie die andere, indem sie aus ihrem Stuhle aufsprang und ein paar Schritte in das Zimmer hineinthat, „nun bin ich ein müder Wanderer, der sich die Füße an den scharfen Steinen wundgerieben und seine Haut an den Dornensträuchern der Landstraße zerrissen hat. Es war mir beides versagt, sowohl der weiche, warme Mantel der Liebe als auch der undurchdringliche einer gewissen Vulgarität, welche vor dieser Art Berührung schützen, und so habe ich folgerichtig der Welt meinen Tribut ehrlich gezahlt. Daß ich dabei meinen Glauben, meine Illusionen eingebüßt, kann dich doch nicht wundern, sind doch die schlimmsten Apostaten bekanntlich die gläubigsten Seelen gewesen, denn man verbrennt nur das, was man einst vergöttert hat! Ich meine aber, liebe Sophie, du machst nun Feierabend für heute und hilfst mir morgen früh das letzte einpacken."

„Hast du etwas vor, erwartest du anderen Besuch, Idaly?"

Die Gefragte legte ihren Arm um die breithüftige Freundin, welche für ihre schlanke, feingegliederte Figur eine gute Folie abgab. „Anderen Besuch, nein, aber siehst du, es ist der letzte Abend, an dem ich ganz mein eigen bin, und da möchte ich ihn nur mit mir selbst und meinen Erinnerungen verleben. Von nun ab tritt er mit der ganzen furchtbaren Realität eines Ehemannes in mein Dasein, die ihm übermorgen der Standesbeamte und der Priester geben wird. Es ist wohl berechtigt, vor einer so großen, entscheidenden Umwälzung von seinem langen, einsamen Mädchenleben Abschied zu nehmen."

„Gewiß, gewiß," erwiderte Sophie, die sogleich nach Hut und Mantel griff. „aber werden dich denn deine Pensionstanten für den ganzen Abend freigeben?"

„Sie müssen wohl, ich habe es ihnen schon angekündigt, als ich heute meinen hundertsten Fleischpudding in ihrer sauersüßen Gesellschaft verzehrte. Sind sie doch unbewußt die eigentlichen Urheber dieser meiner Ehe, in welche sie mich durch

den abschreckenden Anblick einer lebenslänglichen Jungfrau in dreifacher Strahlenbrechung hineingesetzt haben."

Sophie lachte und gab der Freundin einen herzlichen Kuß. „Welche drolligen Einfälle du doch immer hast," sagte sie, „bist doch ganz anders als alle die anderen. Ach, und wie verwaist ich mich ohne dich fühlen werde! Wenn man sich selbst so deutlich als langweiliges Mittelgut empfindet, dann ist man doppelt dankbar, ein Wesen wie dich zu besitzen. Seit unserer Kinderzeit warst, bist und bleibst du die Poesie meines Lebens. Und nun Gott befohlen, für heute."

Die Thür hatte sich schon längst geschlossen, als Idaly noch immer regungslos auf ihrem Platze mitten im Zimmer stand und die dunklen Augen mit einem gleichgültigen Ausdruck über die umhergestreuten Sachen gleiten ließ. Nach einer Weile ging sie an das Fenster zurück, nahm aber nicht ihren alten Sitz wieder ein, sondern blieb stehen und drückte ihre heiße Stirn gegen die Scheibe.

Wie seltsam — sie die Poesie in einem anderen Menschendasein, sie, die sich in dem Weltgewimmel so fremd und nutzlos vorgekommen war, daß sie oft gemeint, das Schicksal müsse ein Einsehen haben und den einsamen Baum, der seitab stehend niemandem Schatten und Labung bot, fällen. Nein, auch das Bild trifft nicht zu, denn der Baum nennt doch ein bestimmtes Fleckchen Erde sein, in das er die Wurzeln versenkt und aus dem er Kraft und Nahrung saugt, während sie, solange sie denken kann, als Nomade durch die Welt gewandert ist, immer nur auf kurze Zeit ihr Zelt aufschlagend, um es gar bald wieder abzubrechen. Die Rolle war ihr schon von dem Tage ihrer Geburt vorgeschrieben, da sie anstatt in Moskau, wo die Eltern damals ihren Wohnsitz besaßen, in einem Dresdener Hotel überraschend das Licht der Welt erblickt hatte. Getreu dieser Rolle lebte sie mit ihren Angehörigen bald in verschiedenen Orten Rußlands, bald in Paris, später in der Schweiz, dann in einer kleinen süddeutschen Residenz und zuletzt allein in Berlin. Wie sie aber keine rechte Heimat ihr eigen nannte, so konnte sie sich auch zu keiner bestimmten Nationalität zählen, denn von väterlicher Seite floß holländisches und schwedisches, von mütterlicher deutsches und russisches Blut in ihren Adern.

Ob es wohl noch ein zweites armes Zigeunerkind gab, das mit einem heißen Herzen in dieser kalten Welt so frieren mußte wie sie, nachdem die natürlichen Beschützer Vater, Mutter, Großmutter und zuletzt auch der einzige Bruder an den verschiedensten Orten Europas endlich eine dauernde Ruhestätte unter dem grünen Rasen gefunden hatten? Schwerlich — aber selbst angenommen, daß sie noch Leidensgefährten besaß, so hatte sich doch wohl das Geschick gegen dieselben nach anderen Richtungen etwas freigebiger gezeigt und sie nicht in jeder Beziehung und jeder Lebenslage in den zweiten Rang gesetzt.

„Im zweiten Rang, immer und überall im zweiten Rang." Sie hatte es mit unterdrückter Heftigkeit hervorgestoßen und trat nun, erschreckt vom eigenen Ton, vom Fenster zurück, das Zimmer mit schnellen elastischen Schritten durchmessend. Hm, das war es, diese drei Worte bezeichneten das graue Gespenst ihres Lebens, die verhaßte Mittelmäßigkeit und die Halbheit alles dessen, was sie so glühend erstrebt und gewollt.

Schon als Kind, da die Eltern früh gestorben, hatte sie nur den zweiten Platz im Herzen ihrer Großmutter eingenommen, welche in dem schönen, talentvollen Enkelsohn das Ebenbild eines eigenen verlorenen liebte. Damals freilich kümmerte sie das wenig, denn der um ein Jahr jüngere Bruder war ihre ganze Welt, wie sie die seine, und keine Schlange fand den Weg zum Paradiese ihrer Kindheit. Ach, wo war die Frische, die Sorglosigkeit, die unschuldige Fröhlichkeit jener köstlichen Zeit geblieben? Warum hatte sie es mit ansehen müssen, daß der Hochbegabte, vom Pfeile des Todes getroffen, vor ihr dahin-

sank? Warum hatte sie es vorher mit ansehen müssen, daß ein anderes Weib die Königin seines Herzens geworden war und die kleine Schwester — welche bis dahin sein liebster Mensch gewesen — in den zweiten Rang hineindrängte?

Kein Wort, kein Blick, keine Thräne hatte damals ihre stumme Qual verraten, aber noch heute vermochte sie nicht, ohne zu schaudern, an jene Monate zurückzudenken, in denen sie ihre tiefsten Gemütsbewegungen durchmessen und eine kritische Herzenskrankheit nur mit sich durchkämpft hatte.

Idalys Fuß stieß bei ihrer Wanderung durch das Zimmer an einen Studienkopf, welcher gegen einen Tisch gelehnt war; sie hob ihn auf, trug ihn ans Fenster und schaute ihn bei dem Zwielicht so aufmerksam an, als erblicke sie ihn zum erstenmal. Ach, er war ja ein beredter Zeuge ihres Kampfes um einen Platz im ersten Rang, freilich auf einem anderen Gebiet.

Mit welcher Hingabe und für ihre Natur außerordentlichen Energie hatte sie von ihrem achtzehnten Jahre auf verschiedenen Kunstschulen Deutschlands die Bewältigung der Technik angestrebt, die es ihr ermöglichen sollte, in farbensatten Bildern das auszusprechen, was in ihrer glühenden Seele lebte und nach einem lebendigen Ausdruck verlangte. Sie ward dabei durch das richtige Gefühl geleitet, daß ihr heftiges aber scheues Empfinden, ihre ungebändigte Phantasie eines Ventils bedurfte, durch welches der Überfluß entfernt und die ihr innewohnenden Kräfte auf das rechte Maß beschränkt wurden. Jedoch auch über diesem ihrem — von allen Meistern, bei denen sie gelernt — als eigenartig und vielversprechend anerkannten Talente hatte der böse Dämon ihres Lebens gewaltet, die äußere Unruhe, welche das systematische Lernen wiederholt unterbrach und nichts Ganzes ausreifen ließ. Mit einem bitteren Lächeln stellte sie den Studienkopf an die Seite ihrer anderen Skizzen, mochten sie eingesargt werden gleich den hochfliegenden Träumen ihrer Jugend, begraben werden mit all den gemalten und ungemalten Stillleben, welche ihr so häufig die einsamen Stunden verkürzt hatten. — Es war ganz dunkel im Zimmer geworden, als Idaly sich endlich entschloß, Licht zu machen. Beim Schein der Lampe stieß sie die kleine Pagode aus Meißener Porzellan an, welche auf der Toilette stand und sofort ihre Hände segnend erhob, auch bejahend mit dem Kopfe nickte. Bei jeder Neigung desselben züngelte sie mit ihrer spitzen Zunge, eine Bewegung, die den geschlitzten Äuglein und dem breiten Munde einen eigentümlich höhnischen Ausdruck verlieh. Ja, zu welcher Begebenheit ihres Lebens hatte die Pagode nicht mit dem Kopfe genickt und segnend die Hände erhoben? Auch heute, wo es galt Abschied zu nehmen von ihrem Mädchenleben und diesem Zimmer, das mit so ernsten Erinnerungen bevölkert war, that sie es in der nämlichen stummen und höhnischen Weise, welche sie in Idalys Augen zu ihrer personifizierten Schicksalsgöttin erhob.

Das Mädchen hatte jetzt auf dem kleinen runden Drehstuhl vor der Toilette Platz genommen und blickte ihr Spiegelbild mit einem prüfenden und zugleich bitteren Ausdruck an. Die alte, alte Geschichte wiederholte sich auch hier. Die Natur hatte sie konsequenterweise in den zweiten Rang gesetzt, trotz ihres heißen Verlangens nach dem ersten. Nicht daß sie stiefmütterlich gegen sie verfahren war, o bewahre! selbst Idaly mußte dies anerkennen, aber haushälterisch, knickerig, nirgend ein Überfluß, ein Potenziertes, Unvergleichliches. Ihre dunkelbraunen Augen waren sehr hübsch, reizend war der feingezeichnete Mund mit den kleinen spitzen, etwas vorgebauten Zähnen, anziehend das schmale Oval. Dagegen die Stirn zu hoch, die Brauen zu unausgesprochen, die Nase, ach die Nase, für sie ein Gegenstand des Hasses. En face zu breit und im Profil von einer seltsamen Schärfe und Krümmung, zerstörte sie die reine Schönheitslinie und gab dem Gesicht

je nach seiner Stellung einen außerordentlich wechselnden Ausdruck. In dieser Nase erblickte Idaly das drohende Gespenst des Alters, sah schon im Geiste mit ihrem scharfen Malerauge, wie sie der dominierende Teil ihres Gesichtes werden und jene hakenartige Form annehmen würde, der sie häufig auf altjüngferlichen Gesichtern begegnet war.

O, das Alter mit seiner unbarmherzigen Hand, die alle Weichheit in Starrheit, die anmutigen Linien in Runzeln, die zarten Farben in harte umsetzte, wie sie vor ihm als dem schlimmsten Feind zurückbebte, wie ihr ganzes unbändiges Ich sich dagegen empörte! Noch lag es ihr ja fern, noch zählte sie erst sechsundzwanzig Jahre, und dennoch, dennoch war es ihr, als ob der eisige Hauch, welcher ihm voranflog, zuweilen ihre Stirn berühre, leise, leise den pfirsichartigen Sammethauch von ihrer südlichen Wange streife, denselben unmerklich durch ein härteres Rot ersetzend und einen müden Zug um Augen und Mund grabend. Es war ein böser Tag gewesen, an dem sie zuerst die Wahrnehmung gemacht, daß auch hier „ein Glanz, ein Schimmer erlosch“, ein Tag, an dem sie sich mit Grausen gesagt, daß sie vielleicht zu jenen Unseligen gehöre, welche sterben müssen, ohne je gelebt zu haben. Von da ab datierte auch der feste Vorsatz, um jeden Preis aus dieser engen Existenz, in der sie verkümmerte, hinauszugelangen, der Entschluß, einen Wechsel herbeizuführen und schlüge er selbst zum Schlimmen aus.

„Wo ein Wille, ist auch ein Weg,“ sagt der Volksmund, damit die Herrschaft des eigentlichen Lebensprincips anerkennend. Drei Monate nach jenem Tage, an dem das Spieglein an der Wand ihr eine so unliebsame Wahrheit zugeraunt hatte, war Idaly Braut, selbstverständlich die Braut eines Witwers, da das Geschick sie für den zweiten Rang prädestiniert hatte. Es war ihr in diesem Falle gar nicht so unlieb, denn nun brauchte sie keinen unnötigen Aufwand mit Gefühlen zu treiben, welche nur in ihrer allerersten Jugend eine Stimme gehabt hatten. Weniger angenehm blieb ihr die Vorstellung, daß ein siebenjähriger Knabe aus der ersten Ehe vorhanden war. Sie hatte Kinder nie besonders geliebt, empfand aber gegen diesen Zeugen einer abgelebten Vergangenheit geradezu Antipathie. Noch hatte sie ihn nicht gesehen, da er bei seiner Großmutter mütterlicherseits lebte; auch vermochte die vor Jahren angefertigte Photographie ihr keine zärtliche Regung zu erwecken; aber was kam es auch schließlich darauf an? Er war ein unbequemes Element mehr in ihrem Dasein, das sie sich wahrlich nicht rosig ausmalte, das aber doch wenigstens etwas Neues bringen, sie von den drei alten Pensionstanten und der ganzen Misere eines alleinstehenden, mittellosen Mädchens befreien mußte.

Unter ihren Fenstern — sie wohnte im dritten Stock — peitschte der Frühlingswind die nackten Zweige der Ulmen hin und her, schüttelte die kahlen Sträucher, als wolle er sie mahnen, daß es nun endlich Zeit sei, dem langen Winterschlaf ein Ende zu machen, Zeit sei, Knospen anzusetzen, dann jagte er wieder schwarze Wolkenfetzen gleich der wilden Jagd über die blasse Mondscheibe.

Idaly stand an dem offenen Fenster, das sie aufgestoßen, und fühlte den Aufruhr in der Natur wie eine Erlösung. Ja, die Elemente durften sich doch austrasen, brauchten nicht immer sedate and quiet auszuschauen, wie es die civilisierte Welt von einem gebildeten Mädchen verlangte. Was würde sie an Abenden erzwungener Einsamkeit oft darum gegeben haben, wenn sie die lauten Stimmen in ihrer Brust mit einem guten Zug Champagner und ein paar stürmischen Mazurkas hätte zum Schweigen bringen können, wie brennend hatte sie sich wenigstens nach den äußeren Emotionen des Lebens gesehnt, da ihr die inneren schon so lange, lange fern geblieben waren. Nun war es auch damit ein für allemal zu Ende, ihre Vernunftehe gab den letzten Stein ab zu dem Grabgewölbe, in welchem die enthusiastische, glückheischende, ihr Ich so stark

empfindende Idaly beigesetzt wurde. — Möchte der Frühlingswind immerhin über die Erde rasen und alle die schlummernden Keime mit lauten Trompetenstößen an das Licht der Sonne rufen, ihr galt der mahnende Weckruf nicht, für sie gab es keinen Lenz mehr, sondern nur ein gleichmäßiges Vegetieren an der Seite eines ungeliebten Mannes — im zweiten Rang.

Klirrend schloß sich das Fenster, dann trat das Mädchen noch einmal vor den Spiegel. Ein bleiches, trauriges Gesicht, über dessen Stirn wieder die vom Wind zerzausten dunklen Löckchen fielen, schaute ihr daraus entgegen. „Sechsundzwanzig Jahre," murmelte sie halblaut, indem ihre kleinen Hände ungeduldig an dem Toilettentisch rüttelten, „sechsundzwanzig Jahre und noch nie im Leben auf seine Kosten gekommen zu sein, noch nie gefühlt zu haben, daß das sinnlose Spiel den Einsatz lohnt, der Spaß ist für seine Dauer wirklich zu albern. O, wenn man nur heute ein Blatt in dem verschlossenen Zukunftsbuche aufschlagen, nur den einen Trost in das neue Leben mitnehmen könnte, daß es nicht ganz so monoton und grau verlaufen wird wie die letzten, liebeleeren Jahre! Ach, ihr ewigen Mächte, laßt mich nur eine Strophe des Parzenliedes vernehmen, die das Zukünftige betrifft, gebt, o gebt mir an dieser Wegscheide ein Zeichen!" Sie hat das alles atemlos, mit halberstickter Stimme hervorgestoßen, nun kreuzt sie die kleinen Hände über der Brust und schaut erwartungsvoll in den Spiegel, als müsse, müsse hinter der verschlossenen Pforte ein Ton, ein Bild, ein ahnungsvolles Etwas zu ihr dringen!

Umsonst, nichts läßt sich hören als das Brausen des Frühlingswindes und das Knarren eines heftig geschaukelten Astes. Gravitätisch, stumm und unerbittlich wie das Schicksal nickt die Pagode.

* *
*

Der Schnellzug, welcher ein Uhr vierzig Minuten vor einem regsamen Fabrikstädtchen der Nieder-Lausitz Halt machte, verlangsamte sein Tempo und fuhr mit schrillem Pfeifen in den Bahnhof ein.

„Wir sind am Ziele, liebe Idaly. Du kannst von hier schon einen Teil der Stadt überschauen, welche deinen Winteraufenthalt abgeben wird, und da sehe ich auch unseren Wagen, der uns zu unserem bescheidenen Landhäuschen fahren soll."

Mit diesen Worten hob ein großer, dunkelblonder, muskulöser, aber schlank gebauter Mann die Angeredete aus dem Coupé, reichte ihr, nachdem er einem Träger das Reisegepäck übergeben hatte, den Arm und geleitete sie zu einer offenen Kalesche, vor welche ein Apfelschimmel von guter Rasse gespannt war.

„Alles wohl, Johann?" fragte er mit einem Kopfnicken den jungen Kutscher, welcher militärisch salutierend an seine Mütze griff: „Zu Befehl, Herr Baumeister, und die Frau Schwiegermutter, die vorgestern den Kleinen gebracht hat und gestern wieder abgereist ist, läßt auch die Herrschaften bestens grüßen."

„Schon gut, schon gut, Johann," sagte der Baumeister, welcher sorgfältig ein Plaid über die Knie seiner jungen Frau breitete und sich dann leicht an ihre Seite schwang. „Wünschest du, daß Johann schnell fahren soll oder möchtest du nicht lieber einen Überblick über die dir gänzlich fremde Gegend gewinnen, welche dir vorläufig Heimat werden soll?" fragte er herzlich.

Sie schüttelte abwehrend den Kopf und legte den grauen Reiseschleier fester um den Filzhut. „Danke, nein! Langsames Fahren hat für mich nie einen Sinn gehabt, und wenn ich nicht dahinbrausen kann, ziehe ich das Gehen bei weitem vor. Zeit genug, um meine vorläufige Heimat kennen zu lernen," sagte sie, die beiden Worte eigentümlich betonend, „wird mir ja wohl noch reichlich bleiben, denn du glaubst doch, daß dich der neue Schloßbau neben dem der bald vollendeten Fabrik noch ein Jahr hier festhalten wird?"

„Mindestens," erwiderte er und fügte, dann sich an den Kutscher wendend, hinzu: „Also vorwärts, Johann, so schnell

es der Weg und der Schimmel nur zuläßt."

Auf ein ermunterndes Schnalzen des Angeredeten setzte sich das hübsche Tier auch sofort in einen schnellen Trab, und der Wagen flog über das holprige Pflaster, während sich die Fenster bei seiner Annäherung mit neugierigen Köpfen besetzten und die Vorübergehenden wie zu Petrefakten verwandelt ihm nachstarrten. Erst da die eigentliche Stadt hinter ihnen lag und die Hufe des Schimmels weichen Boden unter sich hatten, sagte der Baumeister:

„Warum betontest du vorhin die vorläufige Heimat so seltsam, geliebte Idaly? Habe ich dir mit dem Wort weh gethan?"

Ein eigentümlich bitteres Lächeln zitterte um die feinen Lippen. „Gewiß nicht, Ernst, es berührte mich nur so seltsam, weil es das oft gehörte Stichwort meines ganzen bisherigen Lebens ist. Du weißt ja, das Zigeunerkind hatte nie eine bleibende Stätte, ihm war nie gegeben, irgendwo dauernd zu rasten, und so fand ich es ganz konsequent, daß wir auch hier nur für ein Weilchen Hütten bauen."

Ein Schweigen folgte dieser Erklärung. Der Baumeister schaute aufmerksam auf die Wiesen, welche vielfach als Bleichen benutzt wurden, auf die feuchte braune Ackerkrume des frisch aufgeworfenen Landes, wo die Saatkrähen ihr Wesen trieben, aber sein innerer Sinn war nicht bei diesen äußeren Dingen. Wie aus weiter Ferne tönte ein uraltes Wort an sein Ohr, das einst Ruth, die Moabiterin, gesprochen, da sie aufgefordert wurde, zu ihrem Volk und zu ihrem Gott zurückzukehren. „Rede mir nicht drein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen, wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will auch ich begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden."

Er fragte sich, ob wohl Ruth, die Moabiterin, eine ebenso feingliedrige Gestalt wie die Frau an seiner Seite besessen, ob sie nicht den nämlichen südlich gelben Teint, die schwarzbraunen Haare und Augen, wie diese, ihr eigen genannt hatte? Es schien ihm sehr wahrscheinlich, ungleich wahrscheinlicher, als daß das Weib an seiner Seite je gedacht oder gesprochen hätte: Wo du stirbst, da sterbe ich auch, der Tod muß dich und mich scheiden.

Gewaltsam schüttelte der Mann die lästige Gedankenflucht von sich ab. „Sieh, hier beginnt Seifersdorf," sagte er mit dem ihm eigentümlichen hellen, klaren Ton, der gleichsam eine Ausstrahlung seines ganzen Wesens war, „und dort kannst du auch schon das kleine Landhaus sehen, welches uns diesen Sommer beherbergen wird. Noch schaut es kahl und frostig genug aus, aber laß nur erst die Pfirsichhecke, Apfel- und Kirschbäume blühen, dann wirst du dich mit der unpoetischen Nieder-Lausitz aussöhnen. Ein Gutes hat übrigens auch unsere Wohnung; ein kurzer Fußsteig über die Wiesen führt dich direkt in den Wald, der sich stundenlang ausdehnt, zum größten Teil Laubwald und zwar ein selten schöner ist."

Sie blieb ihm die Antwort schuldig, denn der Wagen hielt vor dem einstöckigen, villenähnlichen Gebäude, dessen Einfahrtspforte von zwei hohen Ulmen bewacht wurde. Sie mochten belaubt einen stattlichen, schönen Anblick bieten und die Musik ihres Blätterrauschens eine süße sein, jetzt aber glichen sie mit ihren nackten ausgebreiteten Zweigen, welche vom Winde geschaukelt leise ächzten, zwei strengen, düsteren Wächtern. Idaly erschauerte, als sie unter ihnen einfuhr. Ihr Gatte, der schnell herabgesprungen war, hob sie aus dem Wagen, ließ ihr keine Zeit, die beiden knixenden Dienstmädchen zu begrüßen, sondern öffnete das niedrige Gitterpförtchen und geleitete sie durch den Vorgarten zu der Steintreppe, welche in das größte Mittelzimmer führte. „Dein Eingang sei gesegnet," sagte er leise, „du bringst das Glück in ein lange verödetes Haus." Und dann sich an das junge Hausmädchen wendend, welches

neugierig die unbekannte Herrin musterte und dabei ihrer Befehle harrte, fragte er: „Wo ist denn Alexander, ich sehe ihn nirgend?“

„Vor fünf Minuten war er noch hier,“ erwiderte diese und lief eilig hinaus, um nach dem Knaben zu spähen.

„Wenn du erlaubst,“ sagte Ernst zu Idaly mit einem bittenden Ausdruck seiner dunkelblauen Augen, „ich möchte dir gern das Kind zuführen.“

Sie neigte nur zustimmend den Kopf, das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf. Alle, die sie umgaben, waren ihr fremd, selbst der Mann, dem sie durch ihren Willen, das Gesetz und die geheimnisvollen Bande der Natur angehörte; fröstelnd blickte sie der öde Garten an, und eintönig dehnte sich das graue Leben vor ihr aus.

Idaly betrat das linker Hand liegende Gemach. Der erste Blick sagte ihr, daß es ihres Gatten Arbeitszimmer sei, der zweite, daß eine ausgesprochene, eigenartige Persönlichkeit diesem Raume ihren Stempel aufgedrückt hatte. Nur wenige kostbare Kupferstiche schmückten die Wände, Bilder, denen sie bisher noch in keinem Privathause begegnet war. Den Hauptplatz über dem Schreibtisch nahm Giorgiones Konzert ein, über dem Sofa und unter Meister Tizians drei Lebensaltern sang und tanzte Luca della Robbias entzückende Kinderschar. Zwei große Bücherschränke, deren Hauptinhalt kunstgeschichtliche Werke bildeten, schauten sie vertraut an, große Mappen mit Zeichnungen lagen auf besonders dazu bestimmten Tischen, und hier links am Schreibtisch verhüllte ein Vorhang von persischer Seide den profanen Blicken der Menge die Göttin, vor welcher des Mannes Künstlerseele am inbrünstigsten betete. Welche mochte es nur sein? Vielleicht die kapitolinische, das prachtvoll entfaltete Frauenbild, welches jenes charakteristische Grübchen unter der Taille besitzt, das der Gott der Liebe in das weiche Fleisch geküßt zu haben scheint, oder gar die schöne Frau von Milo mit dem verführerischen Lächeln um den ernsten, holden Mund?

Idaly fragte es sich, während ihre Hand schon an der Schnur zog, die den Vorhang zerteilte. Dann aber trat sie erbleichend zurück. Nein, keine Göttin, welche ihrem Zeitalter und ihrem Volke ein Symbol ewiger Gefühle war, blickte ihr entgegen, sondern die moderne Büste eines jungen Weibes, umgeben von jenem Reiz des Gegenwärtigen, welcher den Blütenduft, den wir genießen, zum süßesten, die Sonne des Tages, den wir leben, zur hellsten macht! Verwandt fühlte sie sich dem Meister, welcher diesem jungen reizenden Köpfchen die unnachahmliche Wendung gegeben, diese schwellenden Lippen leise geöffnet hatte. Redete, seufzte, atmete sie den Duft der Rose ein, welche das lose um die schönen Schultern geschlungene Spitzentuch zusammenhielt? Es blieb ein ungelöstes Rätsel, dem man ebenso gern nachdachte, wie man das leise getönte, mit verklärtem Leben übergossene Marmorbild nicht müde wurde zu beschauen. Und dieses achtzehnjährige, triumphierend schöne Weib war ihre Vorgängerin, hatte die Vollliebe des Mannes, dem sie angehörte, besessen, dem Kinde, das die Zukunft dieses Hauses repräsentierte, das Leben gegeben. Ja, auch hier war der erste Rang ausgefüllt, ganz ausgefüllt, und es blieb ihr nur übrig, mit festgeschlossenen Lippen auf ihrem alten dunklen Platze zu verharren, das ermüdende Schauspiel mit Anstand abzuwarten, bis dereinst der Vorhang fiel!

Leise rauschend schloß sich die Seide wieder, und geräuschlosen Schrittes verließ auch die junge Frau das Zimmer, welches ihr gleich dem verbotenen Gemache Blaubarts ein trauriges Geheimnis offenbart, oder vielmehr bestätigt hatte. Da sie an dem großen Pfeilerspiegel im Mittelzimmer vorüberschritt, sah sie ihr bleiches, abgespanntes Gesicht mit müden, traurigen Augen an. Gewaltsam suchte sie die bleierne Wehempfindung, welche sie in der fremden Umgebung ergriffen, von sich abzuschütteln und beherzt der kommenden peinlichen Begegnung des unbekannten Kna-

ben, dem sie so viel sein sollte, entgegenzugehen. Aus diesem Grunde schritt sie die Treppe wieder hinab in den Vorgarten und dann weiter hinein, suchend um das Haus herum, welches er umgab. Einmal war es ihr, als ob Ernsts rufende Stimme auf der Dorfstraße ertönte: „Alex, Alex," aber dann ward es wieder still, und nur die Spatzen zwitscherten auf den kahlen Zweigen.

Wie unwirtlich es hier noch überall aussah, nur die Kätzchen, welche den Blättern und Blüten vorangingen wie die Raupen den Schmetterlingen, hingen an Weiden, Pappeln und Faulbaum, hier und da steckten auch Krokus und Hyacinthen vorsichtig ihre gelben und grünen Spitzen aus der Erde, und nur die Schneeglöckchen läuteten schon vollentfaltet den Frühling ein. — Da, was war das? Bläulich, grünlich, rötlich kam es durch die Luft geflogen, ein flüssig schillernder Ball, der zerstob, aber von einer Schar ähnlicher Gefährten gefolgt wurde, die alle einige flüchtige Sekunden in der Sonne flimmerten und dann nach Art der Seifenblasen zerplatzten, ohne eine Spur zurückzulassen. Und da, hinter der Johannisbeerhecke, stand er ja auch, der kleine Urheber des luftigen Gesindels, im schwarzen Sammetwams und Kniehöschen, ließ die Thonpfeife aus der Hand sinken, während seine großen tiefblauen Augen fragend an Idaly hingen. Deren Herz aber wurde beim Anblick des Knaben von einer heißen Blutwelle stürmisch gehoben, schnell flog sie auf ihn zu, und seine kleine Hand ergreifend und sich zu ihm niederbeugend, murmelte sie halblaut:

„Sascha, Sascha."

„Nein," erwiderte der kleine Herr sehr ernst, „so heiße ich nicht. Ich bin Alexander, weißt du, Alexander Malten!" Dann aber fügte er nach einer Pause, in der er sie aufmerksam betrachtet, hinzu: „Und du, bist du vielleicht die neue Mama, die heute mit Papa kommen sollte?"

Sie nickte nur stumm, die wilden Schläge ihres Herzens gestatteten ihr noch immer kein ruhiges Wort. Es war etwas in dieser Situation und diesem Kinde, das sie an längst Vergangenes erinnerte, an eine Zeit, da sie, selbst noch ein kleines Mädchen, mit dem um ein Jahr jüngeren Bruder auf dem Lande in der Nähe Moskaus lebte. Schon damals war er ihr Abgott gewesen, dem zuliebe sie alle ihre gleichalterigen Genossen verließ, dem ihre erfinderische Phantasie immer wieder neue Spiele zeigte, der ihr mit rührender Geduld in den denkbar tollsten Kostümen und Stellungen für ihre ersten kindischen Naturstudien Modell stand. Nicht in der Bildung des Gesichtes, nicht im Haar und in den Augen, die bei jenem schwarz waren, lag die Ähnlichkeit, wohl aber in der Gestalt und Haltung, in einer charakteristischen vornehmen Art, zu sprechen und sich zu bewegen, welche dem Knaben schon etwas von einem kleinen Kavalier gab. Ja, wenn der Bruder einst den Kopf so zurückwarf und sie mit den Augen so anblitzte, dann mußte sie ja wollen wie er, mußte aus dem kleinen freundlichen Blumengärtchen, welches das Haus umgab, weiter hinein in den großen Park, und von dort in den dunklen Wald, der für sie ein Ort des Schreckens war, seitdem sich dort mehreremale ein Lebensmüder erhängt hatte! Ausgelöscht waren in ihrer Erinnerung lange, öde Jahre des Alleinseins, nur die Frische, die Sorglosigkeit, die Glaubenskraft ihrer Kindheit fühlte sie in diesen seligen Minuten und das unendliche Bedürfnis, zu lieben.

„Sascha, Sascha." Sie hat ihn noch einmal gerufen, den geliebten, lange entbehrten Namen, aber als sie dem erstaunten Blick des Kindes begegnet, schnell hinzugefügt: „Alexander heißt nämlich in meiner Muttersprache Sascha, mußt du wissen, ich aber besaß einen Bruder, den ich stets so gerufen habe."

„Ach so," erwiderte der Knabe, „aber wo ist er denn jetzt?"

Es huschte wie ein tiefer Schatten über ihr soeben noch leuchtendes Antlitz. „Tot," erwiderte sie leise.

„Auch tot, wie meine erste Mama, die auf dem Kirchhof da bei der Stadt so schön begraben liegt. Minna sagt, alle guten Menschen müßten jung sterben, aber ich glaube es nicht und möchte es auch nicht. Gelt, du bist auch jung und gut und bleibst doch leben?“

Idaly lächelte zustimmend. „Gewiß, wie ich hoffe, aber wer ist denn Minna?“

„Ach, weißt du das nicht, unser Hausmädchen, die mit mir von Großmama gekommen ist. Sie hatte viel Angst vor dir, ich aber gar nicht. Ich freute mich so, von Großmama fortzugehen, die immer dachte, ich bräche mir Hals und Beine, wenn ich nur mal auf unsere Linde kletterte. Und ein Junge muß doch klettern und springen, nicht wahr?“ Dann aber, ohne ihre Antwort abzuwarten und dicht an sie herantretend, fragte der Knabe in einem vertraulichen Flüsterton: „Sage, kannst du auch Spukgeschichten erzählen, wirkliche Spukgeschichten, nicht solche aus den Märchenbüchern?“

„Ich glaube wohl,“ erwiderte Idaly lachend, „aber wie kann man, wenn es Frühling wird, an Spukgeschichten denken, die taugen doch nur für die Winterabende.“

Alexander nickte beipflichtend. „Ich wollte ja auch nur wissen, ob du welche erzählen kannst, und jetzt mache du mal ein paar Seifenblasen, es ist ganz leicht.“

Sie nahm das Becken nebst dem Pfeifchen entgegen und kauerte auf dem Boden nieder. Wie oft hatte sie mit Sascha Legionen dieser schillernden Kugeln aus ihrem Fenster hinaus in die Lüfte und in die Wipfel der alten Lindenbäume gesendet, wie toll war immer ihr Jubel, wenn dann die eine oder die andere an einem Zweige hängen blieb und gleich einem Riesenedelstein aus Tausend und eine Nacht ein paar Sekunden in dem grünen Blätterwerk phantastisch funkelte, bevor sie zerstob. Ja, sie verstand sich noch gut auf das alte Spiel, herrlich, wie ein großer Ballon, dehnte sich die Kugel, löste sich ab und schwebte durch die stille Frühlingsluft gerade dem Manne entgegen, welcher jetzt auf dem schmalen Stege zu den beiden kam. Sie gewahrten ihn nicht, sie waren viel zu sehr in die neue Arbeit vertieft.

„Das hast du gut gemacht, Mama, das war der Kaiser aller Kugeln,“ rief Alexander jubelnd, „aber nun schicke ihm auch noch eine Kaiserin nach,“ und dabei legte er im Eifer für die gute Sache seinen Arm um ihre Schulter und seine rosige Kinderwange an die ihre. So fand sie der Mann, welcher jetzt dicht vor ihnen stand.

„Ei,“ sagte er, „da ist ja der Deserteur, welchen ich schon eine Viertelstunde vergeblich suche und der, wie es scheint, mit dir schon gute Bekanntschaft gemacht hat.“

„Papa, Papa,“ jauchzte der Knabe und zappelte im nächsten Augenblick, von dem starken Männerarm emporgehoben, in der Luft.

Idaly jedoch hatte sich hocherrötend aus ihrer kauernden Stellung erhoben, sie war wieder erwacht zur nüchternen Wirklichkeit und damit zu einem peinlichen Empfinden. Niemand, am wenigsten Ernst sollte wissen, was dieser Knabe ihr war und woran er sie mahnte. Das Beste, Tiefste, Schönste, das je ihr Inneres bewegt, das durfte nicht in Worten ausgesprochen werden, das gehörte ihr ganz allein.

„Geht nur voran,“ sagte sie, den angebotenen Arm ablehnend und auf den schmalen Weg deutend, „ich folge euch.“

Der Baumeister setzte den Knaben auf seine Schulter und schritt mit ihm dem Hause zu. Idaly aber mußte fast wider Willen wahrnehmen, daß seiner hohen, kräftigen Statur und seinen ruhigen, selbstbewußten Bewegungen sich alles, was er that, gut anpaßte.

„Du warst schon früher in dieser Gegend?“ fragte sie, als sie alle die Treppe zum Speisezimmer emporstiegen.

Ernst sah sie erstaunt an. „Gewiß, ich erzählte es dir längst. Damals baute ich die große Villa am Walde, meine erste Arbeit nach dem letzten Examen, damals ist auch Alexander hier geboren

worden," setzte er mit einem leisen Zögern hinzu.

Die junge Frau nickte ein wenig beschämt. Richtig, er hatte ihr das alles erzählt auf ihrer kurzen Hochzeitsreise, aber sie hatte nur immer mit halbem Ohr zugehört, da sie so viel mit sich selbst und der unbekannten Zukunft beschäftigt war. Damals war auch die Frau gleich nach der Geburt des Kleinen gestorben und auf dem Stadtkirchhof begraben worden, um seitdem als die Verkörperung jugendlichen Liebreizes in dem Hause zu herrschen, wo man ihr einen besonderen Altar gebaut hatte. O ja, es hatte doch sein Gutes, mit neunzehn Jahren, in der Rosenzeit des Lebens, zu sterben, um dann, gleich der Unsterblichen einer, ewig schön weiter zu leben in dem Gedächtnis der Menschen, erhaben über Zeit und Vergänglichkeit, nicht unterworfen dem eisernen Gesetz des Welkens und langsamen Sterbens. Und wieder zogen sich ihre Brauen finster zusammen und wieder blickte sie drohend zu ihrem bleichen Spiegelbilde hinüber.

„Du sitzt bei mir, Mama," rief in diesem Augenblick der Knabe frohlockend, „und denke nur, es giebt heute Schokoladenspeise mit Schlagsahne. Magst du die auch so gern?"

Idaly streicht das blonde, weiche Haar leise zurück und blickt in die blauschwarzen Kinderaugen, welche sie an eine versunkene Welt gemahnen. „Doch, Sascha, sehr gern wie alle Süßigkeiten. In meinem Koffer befindet sich übrigens noch eine Tüte mit guten Sachen, die für dich bestimmt ist. Wir wollen sie nach dem Essen zusammen auspacken."

Sie nimmt bei diesen Worten ihren Platz bei Tische ein, sicher und anmutig vorlegend, als hätte sie das schon seit Jahren gethan, aber sie bemerkt nicht, mit welchem Ausdruck tiefer Dankbarkeit und innigen Glückes die Augen des Mannes die ihren suchen. Was kann er ihr sein, und was ist sie ihm? Die zweite Frau, welche seine Vernunft an eine Stelle gesetzt hat, die auf die Dauer nicht leer bleiben konnte, und die sie nach ihren besten Kräften auszufüllen gedenkt. Aber der Knabe, diese naive, poetische Verkörperung der Kindheit, von der sie geglaubt, daß sie sie in dieser Welt nie wiedersehen werde, der ist eine unerwartete Glücksnummer in der neuen Existenz, der soll den langentbehrten, schmerzlich vermißten Luxus ihres Lebens abgeben. Da sich aber die kleine warme Kinderhand jetzt zutraulich in die ihre stiehlt, umfaßt sie dieselbe fest und weiß, daß von heute ab in der öden, grauen, liebeleeren Welt ein Schlupfwinkel vorhanden ist, in dem ihre Seele zu jeder Zeit eine Zuflucht finden kann.

* *
*

Der Frühling hatte wieder einmal der Welt sein altes Märchen erzählt, welches das Herz so leicht macht und rings herum alles frisch, heiter und hell ausschauen läßt. Mit den Obstbäumen hatte er begonnen, die langen, kahlen Alleen, welche von Dorf zu Dorf führten, in weiße Blütenströme verwandelt, dann die wässerig grünen Wiesen mit Schlüsselblumen, wilden Veilchen und Zittergräsern besetzt und schließlich die ganze Pracht des Flieders und Goldregens entfaltet. Beide umhüllten das kleine Landhaus jetzt von allen Seiten, und wenn Idaly am Morgen die Fenster aufstieß, drang mit der reinen Luft auch der berauschende Wohlgeruch zu ihr ins Zimmer.

Ach, sie hatte auch für sich selbst so viel vom Frühling erwartet, aber er hatte ihr nicht Wort gehalten, nicht den dumpfen Druck, der auf ihrem Hirn und Herzen lastete, gelöst, sie nicht heimischer gemacht im Hause und Garten und in der Seele ihres Mannes. Der Schatten der gestorbenen Frau stand trennend zwischen ihr und ihm, jene herrschte noch nach ihrem Tode siegreich als Göttin der Schönheit und Jugend, die sie vor ihr voraus hatte, sie behauptete den Platz im ersten Range als unveräußerlichen Besitz.

Idaly aber hatte ihre Kräfte überschätzt,

als sie sich mit dem zweiten zu bescheiden dachte, sie fühlte immer deutlicher, daß sie eine starke Individualität war und als solche auch ein Recht auf ein volles Menschenglück besaß. Vergeblich, daß sie sich einzureden suchte, Ernsts ruhige Zärtlichkeit sei ihr gleichgültig, nein, sie erlitt dieselbe wie eine positive Qual und hätte gänzliche Kälte weit vorgezogen. Ja, wenn sie vorher gewußt, welch ein grausiger Widerspruch eine Vernunftehe ist, wie die äußerlich intimen Beziehungen für die feinfühlende Frau zu einer Schmach werden, sobald die inneren fehlen, sie hätte nie, nie ihre freie Mädchenhand ohne Liebe vergeben. Wie oft, wenn sie an dem geschlossenen rotseidenen Vorhang vorbeiging, welcher den Altar der Göttin vor der profanen Menge verbarg, sagte sie sich mit Bitterkeit: „Sie war das Weib seiner Liebe, ich bin die Vorsteherin seines Hauses und zugleich seine Maitresse.“ In solchen Stimmungen zog Idaly sich aber immer schroffer in sich zurück und lehnte jede freundliche Annäherung ihres Mannes, der sie für seine Interessen zu gewinnen suchte, herb ab, in solchen Stimmungen erwachte auch ihr glühendes Bedürfnis nach Menschen, Festen, Zerstreuungen und nach der Bewunderung anderer.

Ach, sie war so unergiebig, die kleine Stadt mit ihren kleinen, nur persönliche Fragen erörternden Menschen, welche der fremden, exotischen Erscheinung mißtrauisch begegneten. Alles, was Idaly that und sagte, wurde scharf beurteilt, ihre Stellung als zweite Frau und Stiefmutter beständig kritisiert, nirgend fand sie die warme Atmosphäre, welche sie brauchte, um ganz sie selbst zu sein. Hatte sie dann aber ein paar Stunden im Kreise der blonden, jungen, blühenden Frauen gesessen, welche alle eine verzweifelte Ähnlichkeit untereinander hatten, alle so ganz ausgefüllt waren von ihrer neuen Würde, ihren Babys, ihren endlosen Handarbeiten, dann war es ihr oft, als müsse nun ihr Herz zu Stein, sie selbst aber eine ebensolche Marionette werden, voll kleinlicher Vorurteile und unduldsamer Selbstzufriedenheit. Geschah es ihr aber gar einmal, daß bei der Erinnerung an große Eindrücke ihres früheren Lebens sich ein wärmerer Ton in ihre Stimme, ein begeistertes Wort über ihre Zunge schlich, dann richteten sich gleich ein Dutzend fragender, verwundeter Augen auf sie, und die Vulgarität, welche die vornehme Eigenart von Anbeginn der Welt gehaßt und verfolgt hat, war bereit, sich auf ihre Beute zu stürzen.

In der Nacht, die einem dieser herrlichen Damenkaffees gefolgt war, kam es wie eine Offenbarung über Idaly, daß sie arbeiten müsse um jeden Preis, arbeiten aus allen Kräften, um nicht ein Stück ihres Selbst einzubüßen. Gegen ihre Gewohnheit erhob sie sich in aller Frühe, stellte ihre Staffelei in ihrem nach Norden gelegenen Zimmer auf, holte Palette und Pinsel herbei und schließlich auch einen der Blendrahmen mit aufgespannter Leinwand, die sie vorsorglich in verschiedenen Größen mitgenommen hatte. Dann pflückte sie das köstliche Material, das der Garten im Überfluß bot, lila und weißen Flieder, und begann zu malen vom Morgen bis zum Abend, atemlos, nur mit genauer Not sich zu den Mahlzeiten frei machend. Wohl bemerkte Ernst diese gänzliche, Tage anhaltende Zurückgezogenheit, da jedoch Idalys dunkle Augen in ihrem schwimmenden Glanz nur die innere Welt sahen, während sie für die äußere gleich denen einer Nachtwandlerin geschlossen blieben, mochte er sie nicht unsanft in die Wirklichkeit rufen, nicht die geheimnisvolle, fieberhafte Arbeitsstimmung stören.

Und siehe, aus dem braunen Henkelkorbe blühte der Flieder hervor, als ob im Herzen seiner Schöpferin nur eitel Daseinslust pulsiere, und als aus Morgen und Abend der vierte Tag ward, stand das ziemlich große Bild beendet da, wenigstens hatte Idaly das Gefühl, ihr Bestes gegeben zu haben und keinen Strich mehr daran machen zu können.

Nachdem das letzte Licht aufgesetzt war, kam ein wonniges Gefühl der Ruhe über sie, ein Gefühl, als ob sie von etwas

Schwerem erlöst sei. Milde, friedliche Gedanken dachte sie, daß es doch etwas Herrliches um Saschas zärtliches Kinderherz sei, daß ihr Mann sie vielleicht in diesen arbeitsvollen Tagen sehr vermißt habe, und daß es ihr ihm zu Gefallen am Ende gelingen möchte, die verhaßte Gesellschaft der antipathischen Menschen zu ertragen. Noch einen letzten Blick warf sie auf ihr geliebtes Bild, legte die schnell gereinigte Palette in den Malkasten, raffte die gebrauchten Pinsel zusammen und verließ ihr Zimmer, das keiner in diesen Tagen hatte betreten dürfen. Dann aber eilte sie zu den Ihren, das Herz übervoll mit guten Vorsätzen gefüllt.

„Sascha, Sascha!" Wie oft sie rufen mußte, bis die helle, wohlbekannte Stimme aus dem Garten Antwort gab; freilich nur die Stimme, denn der Besitzer derselben war mit einem Spielgefährten vollauf beschäftigt, für den ersten Satz junger Enten ein Bassin zu graben, in dem das gelbgefiederte Völkchen seine Schwimmversuche machen sollte. Daß das mühsam herbeigeschleppte Wasser immer wieder von der Erde aufgesogen wurde und die geängstete kleine Schar ängstlich piepsend im Schlamm herumpatschte, beunruhigte ihn nicht weiter, ja er hatte auf Idalys dahinzielende Vorstellungen nur immer die eine Antwort: „Ach was, Mama, den Enten ist's egal," für sie selbst jedoch kein freundliches Wort und keinen Blick.

So kehrte sie wieder in das Haus zurück, nach ihrem Manne zu schauen. Er saß in seinem Arbeitszimmer über seinen Plänen und Zeichnungen, hörte nicht ihren leichten Schritt, fühlte nicht ihre Nähe, als sie sich, sanft wie ein Blütenzweig, über seine Schulter neigte.

Halt, was war das? Die Rechte mit dem Bleistift ruhte müßig auf dem Papier, der Blick aber auf der herrlichen Büste des göttergleichen Weibes, vor welcher der rotseidene Vorhang fortgezogen war.

In einem Nu hatte Idaly, geräuschlos wie sie gekommen, auch wieder das Zimmer verlassen. Fortgewischt waren alle milden Regungen aus ihrer Seele; wie hatte sie auch so thöricht sein können, sich einzubilden, daß jemand *sie* vermissen werde. Und es war gut so, es sollte und mußte so bleiben, immerdar, bis die dumme Lebenskomödie, in die sie absolut keinen Sinn bringen konnte, schließlich ein Ende nahm. Jetzt aber fort in den Wald, wo es kühl, dunkel und einsam war, wo sie sich ganz dem Reiz hingeben konnte, fremde Wege mit unbekannten Zielen zu verfolgen. Nicht einmal die Zeit, Hut und Handschuhe zu holen, ließ sie sich, warf nur ihren türkischen Seidenshawl über den Arm und eilte dann hinaus.

Wie weich der Fuß über die nach Wermut und Bitterklee duftende Wiese schritt, in welcher Anzahl die blauen Vergißmeinnicht am Grabenbord wucherten und wie die Libellen einander lustig haschten. Nun war der Wald erreicht, dessen verschlungene Zickzackwege sie verfolgte. Ob sie nicht doch einige Tropfen Zigeunerblut in den Adern hatte? Ganz zwanglos, ohne Schirm, Hut und Handschuhe herumzulaufen wie in einer Wildnis, oder sich auf das Moos zu werfen und ihre Lieder hinauszusingen in alle Winde, das hatte etwas unsagbar Erlösendes. Willy hatte sie ihr Bruder Sascha in solchen Momenten stets genannt, womit er einerseits den knabenhaften Übermut ihres innersten Wesens, andererseits die geisterhafte Geräuschlosigkeit ihrer Bewegungen bezeichnete, die ihn an die Willis erinnerte, welche nach einer alten Sage die Gräber Verstorbener umschwebt.

Der große, moosbewachsene Stein eignete sich vorzüglich zum Kopfkissen, besonders wenn man den Shawl zusammengerollt darauf legte. Im Nu war es geschehen, und im nächsten Moment lag auch schon Idaly auf dem Waldboden, der mit Heidelbeerkraut, Erdbeerblüten, zarten blauen Glockenblumen und Farnen besetzt war. Ein reiches Leben, das sich da nahe dem Mutterschoße der alten Erde entfaltete. Blaue Fliegen schwirrten durch die Luft, als hätten sie's wunder wie eilig, Käferchen hasteten lange Gras-

halme hinauf, die für sie Riesentürme waren, und rollten, kaum zur Höhe angelangt, wieder hinunter, Waldschmetterlinge falteten ihre Flügel zusammen und hingen als gelbe, blaue, schwarze Wunderblumen an dem Heidekraute, Bienen lagen mit eifrigem Ernste ihren Geschäften ob, und die Heuhüpfer schwangen sich gleich Jongleuren von Halm zu Halm. Oben aber in den sonnendurchflimmerten Zweigen der mit frischem Grün bekleideten Buchenwipfel trieben die Vögel ihre lustige Freiwerberei, und über ihnen wölbte sich der blaue Himmel.

Idaly blinzelte mit den Augen derart, daß sie nicht die einzelnen Gegenstände unterschied, sondern alles ineinanderfloß. Auf die Art erschien ihr das Himmelsgewölbe wie ein tiefblaues Meer, die weißen Wolken gleich flatternden Segeln, das Rauschen der Zweige wie Wellengeflüster. O, wie gut das that! In dem Gefühl des höchsten Behagens summte sie eine Mazurka vor sich hin und ließ nach alter Gewohnheit ihre mit Goldfäden gestickten Schuhe auf den Spitzen ihrer kleinen Füße tanzen. Da, der Schwung war doch ein zu kühner gewesen, der linke Schuh verließ plötzlich seinen schwebenden Sitz und flog im weiten Bogen in das grüne Farnkraut. Ein Laut des Unmuts entfloh den Lippen der jungen Frau, noch ein Weilchen beharrte sie in ihrer behaglichen Stellung und hinkte dann auf dem einen hohen Absatz dem Entflohenen nach.

„Mit Verlaub," sagte plötzlich eine tiefe Stimme, und bevor sich noch der Schreckensschrei Bahn gebrochen hatte, kniete ein schlanker, brünetter Mann vor ihr, setzte den Schuh auf den Waldboden, erhob sich dann und trat mit einer Verbeugung zurück. Schnell schlüpfte der hellblau bestrumpfte kleine Fuß in den zurückgebrachten Flüchtling, und dann erst blickte seine Besitzerin den Unbekannten aus verwunderten Augen an, während eine glühende Röte sich von ihrer Stirn bis zu dem Stückchen Hals ergoß, den das weiße Kleid freiließ. „Welch eine dumme Situation," sagte sie, verlegen lachend, und schüttelte Moos und Grashalme aus ihren Kleiderfalten.

Der Fremde lauschte aufmerksam den scharf betonten Konsonanten, welche sofort die Ausländerin verrieten. „O, was das betrifft, so habe ich schon dummere Situationen erlebt," bemerkte er fröhlich, „auch stempelt sie meiner Ansicht nur die Umgebung zu solcher, und was sich auf dem Parkett eines Salons lächerlich ausnehmen würde, hat auf dem moosbedeckten Waldboden seine volle Berechtigung."

Sie schüttelte verneinend den Kopf und steckte, immer noch sehr verlegen, das Haar empor, welches in ein paar Puffen mit Schildpattnadeln befestigt war, die sich jedoch durch Lauf und Lage gelöst hatten.

„Nein," sagte Idaly, die sich endlich gefaßt hatte, „nicht auf die Umgebung, sondern auf die Possierlichkeit kommt es bei solchen Gelegenheiten an. Einem Backfisch mag man dergleichen zu gute halten, aber bei einer Frau in meinen Jahren ist das einfach lächerlich."

Er biß sich auf die Lippen, um bei dieser Versicherung seinen Ernst zu behaupten, aber seine grauen Augen lachten um so deutlicher. „Hüten Sie sich, gnädige Frau, daß nicht ein wenig Farnkraut in Ihren Schuh gekommen ist; Sie wissen doch, daß es die Eigenschaft besitzt, unsichtbar zu machen, was mir bei Ihnen übrigens gar nicht befremdlich vorkommen würde. Da ich zuerst durch unseren deutschen Buchenwald eine russische Volksweise erschallen hörte, vom Pferde sprang und neugierig dem Klange nachging, glaubte ich im Moose eine Russalka ruhend zu sehen."

„O, wie falsch," rief Idaly, „die Russalka ist ein Wasserweib, und hier giebt es kaum Quellen."

Damit schickte sie sich an, den breiten Pfad wiederzugewinnen, ihr Begleiter aber bog die Zweige der Bäume und Büsche zurück, damit dieselben nicht ihr Gesicht träfen oder an ihrem weißen Kleide hängen blieben. Bei der Schneise

angekommen, löste er die Zügel seines Pferdes, die er um einen Stamm geschlungen hatte, und verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung. Idaly ging schnell weiter und wunderte sich, daß der Reiter so lange Zeit brauchte, sie zu überholen. Dem war es aber gar nicht eilig damit, im Gegenteil zwang er den Apfelschimmel zum langsamsten Schritt.

„Ob Weiber und Pferde Rasse haben, erkennt man am besten an der Gangart," sagte er zu sich selbst, „auch möchte ich die Rückenlinien dieser anziehenden Erscheinung sehen, welche mir mein Lebtag mehr von der Individualität verrieten als Augen, Mund und Zubehör. Hm, der Wuchs ist gut, die schlanken Hüften haben etwas Dianenhaftes. Aber zum Teufel, was ist das für eine seltsame Steifigkeit im Kreuz, das keine Biegung des Körpers auch nur leise mitmacht, sondern den Oberkörper wie einen fremd aufgesetzten Gegenstand erscheinen läßt. Darin liegt ein Widerspruch, dessen Lösung mich reizen könnte; eine Disharmonie, welche ihre sehr innerliche Begründung haben muß. Etwas Gewaltsames, eine gezwungene Zurückhaltung verrät es, welche an die Rassepferde erinnert, die man zu lange auf die Kandare geritten hat. Daß diese Frau noch niemals schrankenlos ihr Herz vergeben, möchte ich beschwören, desgleichen aber auch, daß sie über ein sehr heißes verfügt! Wolf, Wolf, was hatten die Nornen für eine Absicht, da sie diese seltsame Begegnung in dein Schicksalsseil woben, am ersten Tage deiner Rückkehr in die alte Heimat?"

Der Reiter lockerte plötzlich die Zügel und holte im schnellen Trabe Idaly, die einen ziemlichen Vorsprung gewonnen hatte, ein. Als er bei ihr vorbeisprengte, lüftete er seinen Hut und rief ihr ein leises „Auf Wiedersehen" zu, das der Wind halb verwehte.

Die junge Frau neigte grüßend das Haupt und lächelte vor sich hin. Es war weit mit ihr gekommen, daß diese Begegnung in der Waldeinsamkeit in dem grauen Einerlei ihrer Tage sich wie ein kleines Abenteuer ausnahm und sie ein wenig erfrischte, freilich, es war auch lange genug her, daß sie keinen Kavalier gesehen hatte. Sie stand einen Moment still am Waldessaum und stockte bei diesem ihrem Gedankengang, denn über die Wiese, auf welche sich die ersten leichten Abendschatten herabsenkten, kam ihr Mann ihr entgegen; Idaly aber hätte keine objektiven, unparteiischen Augen besitzen müssen, wenn ihr die ritterliche Haltung dieser männlich schönen Erscheinung entgangen wäre.

„Du bliebest lange aus," sagte er, ihr den Arm bietend, „ich habe mich recht gesorgt und gefürchtet, du könnest dich verirrt haben."

Sie schritt schweigend an seiner Seite dahin, nach der heißen Arbeit der letzten Tage und dem Herumlaufen im Walde hatte sich die Spannung ihrer Nerven gelöst und einer wohlthuenden Müdigkeit Platz gemacht.

„Als ich dich suchte, war ich auch in deinem Zimmer," begann Ernst nach einer Weile, „da sah ich deinen Flieder. Er ist sehr schön, sehr stimmungsvoll, selbst die Kühnheit, die lila Blüten auf einen blaßblauen Hintergrund zu malen, ist dir gelungen. Du besitzt überhaupt Faust, kleine Frau, dafür zeugt deine kräftige Behandlung der Farbe, die zuweilen hingekleckst, dennoch stets wirkungsvoll und wahr ist."

„Aber," sagte Idaly, deren Herz bei dem verständnisvollen Lobe höher schlug, „denn du wirst doch nicht leugnen, daß sich ein Aber hinter deiner freundlichen Anerkennung verbirgt."

„Gewiß nicht," erwiderte er lachend, „bei welcher Gelegenheit dürfte dieser spiritus familiaris des Skeptikers fehlen," und dann ernst werdend, beugte er seine hohe Gestalt zu der ihren herab und sagte in einem gedämpften Tone: „Aber dein Flieder ist sehr, sehr traurig."

Es zuckte gleich einem elektrischen Schlage durch Idalys Körper. „Wie kannst du das wissen?" fragte sie plötzlich, die braunen Augen, deren Weiß

einen bläulichen Perlmutterschimmer hatte, voll zu ihm aufschlagend.

„Dergleichen weiß man nicht, das fühlt man nur," sagte er, immer noch in dem nämlichen gedämpften Tone, „ich aber habe es auf den ersten Blick gefühlt, und darum that mir dein Flieder und das düstere Blutbuchenlaub als Folie weh."

„Wie eigen, solche Dinge sagte mir nur Sascha ehemals, mein Bruder, weißt du. Ich glaube, Stimmungsmenschen, wie ich einer bin, müssen sich zuweilen Luft machen, die Seele befreien je nach ihrem Vermögen durch ein Lied oder ein Bild. Wenn es so über mich kommt, dann steigt in meinem Geiste Bild auf Bild empor, dann komponiere ich früher Gesehenes, das ich nur flüchtig in meinen Skizzenbüchern festhielt. Dann bin ich auch wie trunken von der Licht- und Farbenwirkung und möchte nichts als malen, malen vom Morgen bis zum Abend. Sascha nannte meine Art, alles in ruckweiser Leidenschaft zu thun, immer die krampfhafte, und gab sich viel Mühe, diese Eigentümlichkeit in eine gleichmäßige Stetigkeit zu verwandeln. Es ist ihm nicht gelungen, ich habe es heute wieder zu meiner Beschämung gefühlt, da ich, aus meinem Rausch erwacht, bemerkte, wie sehr ich meine ganze Umgebung in diesen letzten Tagen vergessen hatte."

„Das muß ich freilich zugeben," erwiderte Ernst heiter, „aber der Flieder entschuldigt viel, sogar alles unter gewissen Umständen."

„Und die wären?"

„Daß er, sobald er würdig eingerahmt ist, in meinem Zimmer hängen darf, Idaly."

Er sah sie bei diesen Worten zärtlich bittend an, aber sie vermied seinen Blick; denn der Gedanke, in diesem der Erinnerung geweihten Tempel den zweiten Platz einzunehmen, war ihr ein unerträglicher.

„Wir wollen noch ein andermal darüber sprechen," sagte sie ausweichend, „nach meiner Ansicht gehört der traurige Flieder nicht dahin. Ich denke, ich male dir später ein anderes Bild, das von vornherein für dich bestimmt ist und auch räumlich besser in dein Zimmer paßt."

Sie setzten beide schweigend ihren Weg fort, der Mann mit der Empfindung, daß sein Wunsch wohl eine bessere Aufnahme verdient hätte, Idaly aufs unangenehmste durch die Wendung des Gespräches berührt, welche sie an eine Thatsache gemahnt hatte, die ihr mehr und mehr wie eine persönliche Beleidigung erschien. Der Abend jedoch war so schön, auf der Wiese roch es nach Salbei und Thymian, durch die unbewegliche, schlummernde Luft tönte das Lied der Heimchen. Der Horizont war eigentümlich gefärbt, die Mitte des Himmelsgewölbes in ein intensives, tiefes Blau gekleidet, das sich nach allen Seiten hin immer sanfter und heller abtönte.

„Sieh," sagte Idaly, indem sie unter den alten Ulmen vor dem Eingangsthor stehen blieb und nach oben deutete, „gleicht das nicht einem Ton, der fortissimo angeschlagen wurde und nun immer leiser und leiser ausklingt?"

„Du hast recht," erwiderte Ernst und blickte der zarten, weichen Gestalt so lange nach, bis sie im Hause verschwunden war. Dann aber stand er noch lange hinten im Obstgarten, auf den die Fenster des Kinderzimmers hinausgingen, und lauschte den beiden Stimmen, die da drinnen miteinander verhandelten.

„Warum bliebst du so lange, Mama?" rief Alexander ungeduldig, „ich liege schon eine halbe Stunde und warte, daß du mir das Märchen von der tönenden Muschel erzählen sollst."

„Ja, siehst du, Sascha, dazu ist es heute zu spät geworden, ich habe mich so lange im Walde versäumt, der mir auch wieder schöne Geschichten erzählt hat."

„Du hättest mich mitnehmen sollen, Mama, du weißt, ich laufe so gern mit dir."

„Ich wollte es ja auch, Kind, aber du warst ganz mit deinem dummen Teich beschäftigt und quältest die armen Enten so arg, daß ich es nicht mit ansehen konnte."

„O, weißt du, den Enten ist's wirklich egal," versicherte der Knabe. „Nun setze dich aber noch ein bißchen auf mein Bett, so. Ach, wie gut du riechst, das ist Salbei, nicht wahr? und nun gieb mir deine Hand, bis ich einschlafe, ich thu's ja auch ganz gewiß schnell, ich bin schon sehr müde. Nicht wahr, so hast du oft bei deinem Bruder Sascha gesessen und dann hat er jedem deiner Finger einen Namen gegeben — o, ich habe sie alle behalten."

„Du darfst sie aber nie wiederholen, Sascha, selbst mir nicht, du versprachst es mir, da ich sie dir nannte."

„Nein, nie, gewiß nicht," versicherte der Knabe feierlich. Und dann nach einer Weile schon schlaftrunken: „Wo warst du denn im Walde, Mama, und was hast du da gehört?"

„Viel, sehr viel, Sascha. Die Erdbeerbüschel blühen über und über, sie haben sich vorgenommen, in diesem Jahr die Himbeeren zu übertrumpfen, die Ameisen haben den schwarzen Ringelraupen eine Kriegserklärung zugeschickt, in der sie gesagt haben, daß sie gar keinen Pardon geben, sondern alles, was ihnen unter die kleinen Zangen kommt, töten werden. Ganz besonders lustig waren die Eichhörnchen, da sie sich eine gute Ernte an Buchenecker und Eicheln versprechen, die Haselnußsträucher aber sangen wieder die alte wohlbekannte Weise, die mein Schicksalslied ist:

Braun ist die Haselnuß,
Braun bin auch ich,
Jeder liebt Haselnuß,
Niemand liebt mich."

Diesmal erfolgte keine Antwort, der Schlummer hatte den Knaben übermannt, und er fühlte nicht mehr den liebevollen Kuß, den ein zarter Mund ihm auf Stirn und Wange drückte.

* *
*

Der leichte Wagen, diesmal von Ernst Malten selbst gelenkt, rollte die mit Kirschbäumen besetzte Straße entlang dem entfernten Teile des Waldes zu, in dem das kleine Jagdschloß für den Baron Richthausen gebaut ward. Idaly, welcher Ernst sein Werk, das sie bisher nur aus den Plänen kannte, in natura zeigen wollte, lehnte behaglich neben ihm und freute sich der schnellen Fahrt, der erquickenden Luft, der unabsehbaren Kornfelder, die Wellen gleich im Winde wogten, und der wässerig grünen Wiesen, auf denen die Störche, gravitätisch stolzierend, nach Beute spähten. Es war ihr noch viel zu zeitig, als sie nach einstündiger Fahrt am Ziele anlangten, Ernst dem Kutscher die Zügel übergab und sie zu dem Bau führte. Bald jedoch schwand diese Empfindung in dem lebhaften Interesse, welches die Schöpfung ihres Mannes ihr erweckte. Mit feinem Verständnis, dem Rahmen des Waldes angepaßt, allen Forderungen der Notwendigkeit genügend und dennoch die ästhetischen Zwecke vollkommen erreichend, hatte der Baukünstler in diesem Schlößchen ein Werk von seltener architektonischer Schönheit errichtet. Es lag für Idaly etwas Rührendes in dem Umstand, daß so viel Harmonie und echte Vornehmheit weitab von der großen Heerstraße in einem verborgenen Waldwinkel stand.

„Der Perle gleich, die sich in der Muschel verbirgt. Das ist so deutsche Art," erwiderte Ernst auf ihre dahinzielende Bemerkung. „Der rechte Meister thut immer sein Bestes, gleichviel, ob die Menge es sieht oder nicht, gleichviel, ob Hunderte ihn anerkennen oder Tausende verlästern. Sich selbst genug gethan zu haben, das Bewußtsein muß uns häufig trösten, wenn der erwartete ‚Beifalls-Heller' ausbleibt."

Er freute sich aber doch von ganzer Seele, deren viele von seiner Frau zu empfangen, die mit immer wachsendem Interesse jetzt an seiner Seite durch die beinahe vollendeten, reizend ausgeschmückten Räume schritt. Wie schnell sie sich orientierte, wie gut sie seine Absichten verstand, wie ihr feiner Zimmersinn ihm hier und da sogar eine neue Idee eingab.

„Du bist eine echte Architektenfrau,"

sagte er, ihren Arm leise an sich drückend, „und wirst es dir noch öfter gefallen lassen müssen, von mir um Rat gefragt zu werden.“

Sie errötete vor Freude, kam sich selbst lächerlich vor und trat, um ihre Verlegenheit zu verbergen, auf einen Söller, der nach dem Hof hinausging. Eine Linde, die auf dem Terrain gestanden und die man sorgfältig eingebaut hatte, beschattete ihn, ein Brunnen, die genaue Kopie der Fontana delle Tartarughe, plätscherte leise.

„Der ist auf den besonderen Wunsch des Barons für diesen Platz angefertigt,“ sagte Ernst und deutete auf die vier schlanken Knabengestalten, welche mit je einer Hand einen wasserspeienden Triton halten, während die andere nach oben greift und den Schwanz einer Schildkröte umfaßt. „Vielleicht weißt du nicht, daß die Zeichnung zu demselben von keinem geringeren als Raphael herstammt.“

Nein, sie wußte es nicht, aber sie war auch weitab, die seltene Formenschönheit und Grazie der Gestalten zu bewundern, denn der Mann, welcher sich jetzt vom Stamm der Linde ablöste und einen Gruß zu ihr hinaufschickte, war kein anderer als der Reiter, der sie neulich in einer so lächerlichen Situation überrascht hatte. Eine halbe Minute später stand er neben ihr auf dem Söller, und ihr Gatte stellte ihn ihr als Baron Richthausen, den Besitzer des Schlosses vor. Warum begrüßte er sie nur, als habe er sie nie zuvor gesehen, warum kam er auch im weiteren Laufe des Gespräches nicht auf ihre erste Begegnung zurück? Idaly fragte es sich erstaunt, ohne die Geistesgegenwart zu haben, ihrerseits an die lächerliche Situation zu erinnern; dann aber war die Zeit verpaßt, und das, was im Anfang ganz natürlich gewesen, würde später einer Absichtlichkeit geglichen haben. Dennoch blieb ihr ein Stachel in der Seele, ein Gefühl, als ob sie mit dem fremden Manne ein Geheimnis teile, das, an sich ganz gleichgültig, erst durch ihr beiderseitiges Schweigen eine gewisse Bedeutung gewonnen hatte. Aus diesem Unbehagen heraus, das die junge Frau aber um jeden Preis verscheuchen wollte, war sie lebhafter als sonst und plauderte angeregt, während sich ihre Wangen röteten und ihre Augen strahlten. Das scharfe Bronzeprofil des Barons hellte sich dabei mehr und mehr auf, in sein nicht schönes aber charakteristisches Gesicht trat ein belebter Ausdruck, der ihm sehr gut stand, seine Blicke enthielten eine stumme Huldigung für Idaly. Da er aber ihres Mannes wohlgelungenes Werk rühmte, von der liebevollen Behandlung jedes einzelnen sprach, fragte sie ihn, ob er seinerseits bald an die Einrichtung gehen und es noch in diesem Sommer beziehen würde. „Schwerlich,“ erwiderte er kopfschüttelnd, „ja, ich weiß bis heute noch nicht, ob ich es überhaupt je bewohnen werde.“

„O,“ erwiderte Idaly, „das wäre doch sehr schade. Als ich es vorhin durchwanderte, sagte ich zu mir: das ist so recht die Heimstätte für ein verschwiegenes Menschenglück.“

„Sie beweisen mir damit, gnädige Frau, wie tief Sie in den Geist der Schöpfung eingedrungen sind, denn die Intentionen, aus welchen die Idee dieses Waldschlößchens hervorwuchs und die Ihr Herr Gemahl mit so feinem Kunstsinn interpretierte, waren in der That die von Ihnen angedeuteten. Nur schade, daß ich vor zwei Jahren, da der Bau begann, noch nicht von der Wahrheit des alten Heraklit, daß alles fließt, durchdrungen war und nun, statt meiner Liebe ein Heim zu geben, ihr einen großen Leichenstein errichtet habe.“

Idaly, welche an dem Schloßbrunnen lehnte, den sie in der Nähe hatte sehen wollen, nahm sich wie die Statue der Verwunderung aus, da sie bei diesen Worten die dunklen Augen erstaunt zu dem Sprecher aufschlug. Der tanzende Blätterschatten zitterte über ihre Stirn, und der Baron beeilte sich, die stumme, liebliche Frage ihres Angesichts zu beantworten, indem er hinzufügte:

„Sie müssen nämlich wissen, gnädige Frau, daß ich mich vor zwei Jahren mit einem sehr reizenden Mädchen verlobt hatte, oder um mich korrekter auszudrücken, einem Mädchen, das mir in meiner damaligen Gemütsverfassung sehr reizend erschien. In einer Anwandlung glühender, von Eifersucht durchsetzter Leidenschaft plante ich, sie als meine Frau in diesen Waldwinkel zu führen, und ließ dem Gedanken die vorbereitende That auf dem Fuße folgen. Meine Erwählte, die entschieden weitsichtiger als ich war, entsetzte sich sehr über den Plan, der sie mit einem gerechten Mißtrauen gegen meine Persönlichkeit erfüllte und so vielleicht den ersten Anstoß zu unserer späteren, mit beiderseitiger Bereitwilligkeit vollzogenen Entlobung gab. Im letzten Herbst traf ich meine ehemalige Braut, die einen guten Freund von mir geheiratet hatte, auf der Hochzeitsreise. Sie schien sehr glücklich, sie gab ihrem jungen Ehemann denselben Kosenamen, den sie mir ein Jahr früher gegeben, und ich bin überzeugt, daß sie ihm mit der gleichen inbrünstigen Andacht ewige Liebe schwor wie damals mir."

„Schauerlich," sagte Idaly, welche den Blick gesenkt hatte und mit der Spitze ihres Sonnenschirmes seltsam verschlungene Arabesken in den Sand zeichnete.

„Und warum schauerlich, gnädige Frau, warum nicht einfach menschlich?"

„Nur die Gottheit hat ein Anrecht auf das Wort ewig," erwiderte die junge Frau, zögernd den Blick zu ihm erhebend, „aber daß wir nicht einmal für dieses kurze Leben für uns selbst einstehen und gutsagen können, das verursacht mir Grauen."

Der Baron zuckte die Achseln. „Alles fließt," sagte er, auf die Inschrift des Brunnens deutend. „Meiner Ansicht nach liegt aber etwas Erlösendes darin, daß die Blätter des Frühlings schon von dem Herbstwind verweht werden. In dieser Welt, wo nur das Vergängliche schön ist, müssen auch unsere Gefühle dem vornehmsten Gesetz unterworfen sein."

„Und die Moral davon," sagte Idaly, einen heiteren Ton nach seinem ernsten anschlagend, „bleibt die: Baue der Gottheit deines Herzens keine Tempel und Schlösser, wenigstens nicht aus Stein, da sie in diesem Falle gar leicht zum Mausoleum werden."

Der Baron blickte aufmerksam auf die zarte Gestalt in dem blaßblauen Kleide, auf die feine Taille, die ein breiter Gürtel umspannte, von dem eine schwere Seidenschärpe niederfiel. An dem einen Arme hing ihr Strohhut, auf ihrem Antlitz lag ein Ausdruck zwischen Ernst und Lächeln. „Wie reizend sie da neben meinem Brunnen steht," dachte er, „und wie gut, daß sie hier in meiner Nähe lebt."

Ernst Malten, der inzwischen mit dem jungen Architekten, den er beschäftigte, gesprochen hatte, kehrte jetzt zurück und mahnte an die Heimfahrt. Er hob seine Frau in die Kalesche und schwang sich dann leicht an ihre Seite.

„Sie gestatten mir also in nächster Zeit meine Aufwartung zu machen," sagte der Baron, dessen Rechte auf der Wagenlehne lag und dessen Augen unverhohlen jene Opfersteuer entrichteten, von der Götter und Weiber nie genug bekommen. Idaly neigte gnädig das Haupt, Ernst Malten zog grüßend den Hut, und fort rollte die Kalesche.

Schweigsame Dämmerung breitete sich über Wald und Feld, weithin konnte das Auge schauen, ohne doch einzelnes zu unterscheiden. Eine sanfte Wärme wehte den Fahrenden entgegen, das Abendlied der Wachteln klang lieb und fröhlich. Über den Kornfeldern wogte es wie ein feiner, bläulicher Duft, auf Idalys Frage danach sagte Ernst: „Das Korn blüht." Sie lehnte sich behaglich zurück, ihre Gedanken paßten sich der Abendstimmung an, warm, mild, ruhig, geheimnis- und erwartungsvoll. „Das Leben hat doch noch seine guten Momente," dachte sie, „und zuweilen steht eine Überraschung, von der wir nichts ahnen, hinter einer Waldecke." Dann erinnerte sie sich der herzlichen Worte, die Ernst über ihr ver-

ständnisvolles Eingehen auf seine Kunst gesprochen, und fragte sich, ob wohl sein schönes junges Weib es in demselben Maße besessen hätte. Prüfend blickte sie ihn an; er hatte sich vorwärts gebeugt, der eben aufgegangene Mond beschien sein Gesicht, das in dieser Beleuchtung feierlich ernst, aber edel und schön aussah. Sie legte ihre kleine, zarte Hand plötzlich auf die seine.

„Ich habe eine Bitte, die zu gewähren du mir versprechen mußt, noch bevor du sie kennst."

Er schrak empor wie jemand, den man unsanft geweckt hat. „Sie ist schon gewährt, liebes Herz," sagte er mit seiner sonoren Stimme und lächelte sie freundlich an.

„Woran dachtest du all die Zeit, da du so still an meiner Seite saßest, Ernst, und besonders in dem Augenblick, da ich dich fragte?"

Eine leichte Verlegenheit malte sich auf seinem Antlitz, dann aber sagte er schnell entschlossen: „Es giebt Stimmungen in der Natur, die sich ganz besonders an unsere Erinnerungen wenden, Laute, Düfte, Bilder, die uns mit magischer Gewalt in die Vergangenheit bannen. Heute ist eben ein solcher Abend. Gerade so wogte und blühte das Korn vor langen Jahren, als ich denselben Weg zu derselben Stunde mit Nora heimfuhr, gerade so ruhte die Natur, und in dieser Ruhe keimte junges, aufblühendes Leben. Auch Nora war davon berührt, auch sie trug ein Werdendes unter dem Herzen, und eine junge, süße Stimme flüsterte leise von den einfachen, schönen Hoffnungen, die sich im Herbst erfüllen sollten. Du weißt, wie sich dieselben erfüllt haben und wie lange Jahre mein Haus ein einsames und verwaistes war. Sieh, an all das dachte ich, da du mich fragtest, und auch an dich und daß ich damals nicht, wie ich wähnte, ganz getötet wurde, sondern noch leben werde, leben mit dir."

Er griff bei den letzten Worten nach ihrer Hand, die aber kalt und bewegungslos in der seinen lag. „Du frierst," sagte Ernst, breitete ihren Shawl aus und hüllte sie sorgfältig ein, alsdann trieb er das Pferd an, daß es in schnellem Trabe ausgriff und die Wiesen, von denen ein feuchter Luftstrom ausging, bald hinter sich ließ. Idaly lehnte in ihrer Ecke und erwiderte nichts; bei den Worten ihres Mannes war es wie ein eisiger Reif auf ihr frohes Empfinden gefallen. Einen Augenblick freilich, da er in warmen Herzenstönen von der jungen, süßen Stimme seines Weibes sprach, da war es siedend heiß in ihr aufgewallt und sie hätte laut aufschreien mögen, dann aber ward es still und kalt in ihrem Herzen. Wie oft mochte wohl Ernst mit seinem letzten Empfinden bei der Jugendgeliebten weilen, während er ein Schatten an ihrer Seite ging? Und sie gedachte des Mannes, dessen Liebe nicht einmal so lange währte wie der Bau des neues Heims, und fragte sich, ob die Untreue nicht in gewissen Fällen eine Tugend sei.

Als die beiden Gatten ihr hell erleuchtetes Wohnzimmer betreten hatten und Idaly im Begriffe stand ihre Sachen abzulegen, zog Ernst sie noch einen Augenblick in seinen Arm.

„Ich hoffe," sagte er mit einem tiefen, innigen Blick, „du hast mich vorhin recht verstanden und es that dir nicht weh?"

„Bewahre, Ernst, das vermagst du gar nicht. Sieh, ich bin darin eigentümlich veranlagt, kann nur genau das geben, was ich selbst empfange, nicht um ein Jota mehr oder weniger. Was ist's, warum siehst du mich so traurig an?"

„Weil dich diese deine Eigenart oft sehr einsam und sehr, sehr elend gemacht haben muß, mein armes Kind."

(Schluß folgt.)





Madame Roland.

Von

Robert Prölß.



Große ungewöhnliche Zeiten bringen auch große ungewöhnliche Menschen hervor. Würden doch ohne sie manche der letzteren vielleicht nie eine Ahnung gehabt haben von den in ihrer Seele schlummernden Kräften und Dämonen der Leidenschaft, die nun, durch äußeren Anstoß geweckt und entfesselt, zum Staunen und Schrecken der Welt und ihren eigenen hervorbrachen. Unter den vielen bedeutenden Erscheinungen der französischen Revolution nimmt Madame Roland eine hervorragende, glänzende Stellung ein. Sie ist neben Marie Antoinette und Charlotte Corday eine ihrer größten Heldinnen und Märtyrerinnen.

Marie Jeanne Phlipon wurde am 17. März 1754 zu Paris in einfachen bürgerlichen Verhältnissen geboren. Ihr Vater, Gratian Phlipon, ein Maler-Graveur, betrieb seine Kunst als Geschäft und als Handwerk; die Mutter, Margarete Bimont, eine gefühlvolle Frau, die in der Verbindung mit ihrem einer oberflächlichen Lebensauffassung huldigenden Manne sich nicht glücklich fühlte, suchte Ersatz in der Frömmigkeit und in der Liebe zu ihrer von fünf Kindern ihr einzig erhalten gebliebenen Tochter. Die Erziehung der letzteren ging im allgemeinen nicht über die ihres Standes hinaus, doch erhielt Marie Jeanne, da ihre geistige Entwickelung bald Aufsehen erregte, später noch Unterricht in der Musik, im Tanzen, Zeichnen, Gravieren. Der Trieb, ihre Kenntnisse zu erweitern, ließ sie rastlos nach jedem Buch, das ihr in die Hände fiel, greifen, um es mit Begier zu verschlingen. Ihr Kopf wurde auf diese Weise mit den widersprechendsten Dingen erfüllt, auch solchen, welche man Mädchen ihres Alters sonst fern hält. Nichts aber machte auf sie einen tieferen Eindruck als die Lebensbeschreibungen Plutarchs mit ihren lebendigen Schilderungen republikanischer Tugend. Sie las sie wieder und wieder und brach wohl in Thränen darüber aus, nicht auch in einer Zeit wie die der Griechen und Römer geboren worden zu sein.

Wie alles, was sie ergriff, wurde von ihr auch der Gedanke der bevorstehenden Firmelung mit leidenschaftlichem Ernste und phantasievoller Schwärmerei erfaßt. Sie beschwor ihre Eltern, sie zur Sammlung und Vorbereitung in ein Kloster zu geben, und trat in dessen Folge, elf Jahr alt, bei der Kongregation der Rue Neuve St. Etienne als Schülerin ein. Die religiösen Vorstellungen gewannen hier eine solche Herrschaft über sie, daß sie sich heimlich gelobte, sobald sie das Alter freier Selbstbestimmung erreicht haben werde, sich der Kirche völlig zu weihen. Das Leben aber fügte es anders. Indem sie zur Befestigung ihres Glaubens, Aufklärung und Beseitigung jedes Zweifels in den Schriften der Kanzelredner, Moralisten und Philosophen suchte, wur-

den neue Überzeugungen in ihrer Seele geweckt, die mit den alten im entschiedensten Widerstreit standen, bis die Ansichten der Aufklärer und Encyklopädisten den Sieg davontrugen.

Sie hatte im Kloster mit einem jungen Mädchen, Sophie Cannet, einen Freundschaftsbund geschlossen, welcher nach ihrer Trennung zu einem lebhaften Briefwechsel führte, in dem sie, wie sie versichert, die erste Anregung zu schriftstellerischer Bethätigung fand. Auch ihre weiteren, in diese Zeit fallenden schriftstellerischen Versuche liegen uns teilweise noch in zwei Sammlungen: „Werke der Muße“ und „Betrachtungen über verschiedene Gegenstände“ vor. Regte sie doch fast alles, was sie las, zu schriftstellerischer Nachahmung an. „Die Violine, die Guitarre, die Feder,“ sagt sie einmal, „füllen drei Vierteile meines Lebens aus.“ Doch schätzte sie auch die übrigen Künste. Sie schwärmte für Greuze und sehnte sich nach Italien, nur um die Werke der großen Meister der Renaissance bewundern zu können. Nichts aber ging ihr über den Genuß der Natur, über einen Spaziergang in Begleitung der Eltern nach den wilden Gehölzen und einsamen Teichen von Meudon.

Die Bewunderung, welche das herrlich aufblühende Mädchen allenthalben erregte, weckte schon früh ihre Eitelkeit. Der Wunsch zu gefallen, durch die Thorheit ihres Vaters gesteigert, war, wie sie sagt, einer der am frühesten hervortretenden Züge ihrer Natur. Er fand ein Gegengewicht in dem Verlangen, das Gute zu thun und andere glücklich zu machen, wie die erwachende Sinnlichkeit in der Strenge der sittlichen Grundsätze, die von ihrer Freigeisterei unberührt blieben. Mit einem gefühlvollen Herzen verband sie einen männlichen Geist, der für alles Große entflammte — und am größesten erschien ihr der Mensch in dem opfermutigen Kampfe mit dem Mißbrauche der Gewalt. Wie klein, verächtlich, abstoßend wirkte daher das Treiben der Höflinge von Versailles auf sie ein, das sie zu beobachten Gelegenheit hatte und das sie mit einem heiligen Zorn, einem tiefen Haß gegen alle Bevorrechtung und Unterdrückung erfüllte.

Der plötzliche Tod der geliebten Mutter erschütterte das damals neunzehnjährige Mädchen aufs tiefste. In dieser Stimmung lernte sie Rousseaus Nouvelle Héloïse kennen. Der Eindruck war überwältigend. „Plutarch,“ sagt sie selbst, „hat mich zur Republikanerin gemacht, er hat in mir die Begeisterung für die öffentlichen Tugenden und die Freiheit geweckt — Rousseau zeigte mir nun das häusliche Glück, auf das ich ein Recht hatte, und die unsägliche Wonne, die es verheißt.“ Sie bildete die überspannteste Vorstellung von dem Manne ihrer Wahl in sich aus. Er sollte der beste, edelste der Männer sein. Geist und Charakter standen ihr dabei höher als Schönheit; ja, sie würde — so sagt sie einmal — sich zu Tode geschämt haben, wenn sie in ihrer Wahl durch das Auge bestimmt worden wäre. Es läßt sich hiernach erwarten, daß sie hierin lange sehr schwierig war und viele Anträge ausschlug.

Die Vermögensverhältnisse des Vaters gingen aber allmählich zurück. Selbst ihr mütterliches Erbteil wurde bedroht. Um diese Zeit stellte sich, von ihrer Freundin Sophie v. Cannet dringend empfohlen, Herr Roland de la Platière bei ihr ein, ein Mann von vierzig und etlichen Jahren, der, hoch von Wuchs, bei steifer Haltung Einfachheit des Benehmens, Nachlässigkeit in der Kleidung, eine große Höflichkeit und eine gewisse Trockenheit des Tones zeigte, damit aber umfassendes Wissen, vielseitiges Interesse und Lebhaftigkeit der Unterhaltung verband. — So sichtbar der Eindruck war, den Demoiselle Phlipon auf ihn ausübte, erklärte sich Roland damals doch nicht. Im Begriff, nach Italien zu gehen, übergab er ihr aber seine Manuskripte zur Aufbewahrung und verabschiedete sich nicht ohne eine gewisse steife Zärtlichkeit. Selbst nach seiner Rückkehr blieb das Verhältnis noch lange ein nur freund-

schaftliches. Als er nach fünfjährigem Zaudern mit seinem Antrag aber endlich hervortrat, erfuhr er bei dem alten Phlipon, der inzwischen in große Bedrängnis geraten war und den ernsten Schwiegersohn fürchtete, eine fast beleidigende Abfertigung. Erst nach sechs Monaten ließ Roland sich wieder zu einer persönlichen Annäherung herbei. Obschon durch dieses erneute Zögern verletzt, gab Demoiselle Phlipon, die inzwischen mit dem kleinen Reste ihres Vermögens Zuflucht in einem Kloster gesucht, jetzt doch seinem Andringen nach. „Ich wurde die Frau eines echten Biedermannes,“ sagt sie in ihren Memoiren darüber, „ich habe aber oft gefühlt, daß es uns an Gleichberechtigung fehlte, daß das Übergewicht eines herrischen Charakters, bei seinem um zwanzig Jahr größeren Alter, eine doppelte Überlegenheit auf seiner Seite bedingte. Wenn wir in der Zurückgezogenheit lebten, gab es zuweilen peinliche Stunden für mich, begaben wir uns in die Welt, so wurde ich von Leuten umworben, unter denen ich einzelne fand, die mich mit einem zu großen Eindruck bedrohten. Ich versenkte mich daher mit meinem Mann in die Arbeit, in einem Umfange, der schlimme Folgen hatte, denn ich gewöhnte ihn, mich nirgend und niemals entbehren zu können.“

Madame Roland hat nicht immer so von ihrer Ehe gedacht. In den Briefen an Bosc spricht sie mit ganz anderen Ausdrücken davon. „Ich hätte ja schon hienieden das Paradies,“ heißt es 1785, „wenn ich neben dem Glück, einen so teuren Mann zu besitzen, auch sonst nur Veranlassung zur Zufriedenheit hätte.“ Noch 1790 schreibt sie an Bancal: daß sie mit ihrem Gatten gleichsam nur eine Seele habe und nicht ohne ihn leben zu können glaube. Die Wahrheit ist, Madame Roland erkannte nicht eher, was ihr in ihrer Ehe zum Glücke fehlte, als bis sie von einer anderen tiefen und leidenschaftlichen Neigung ergriffen wurde. Was sie in dieser Selbsttäuschung erhielt, war außer der strengen Zucht, in der die Sinnlichkeit bei ihr stand, die Übereinstimmung in den Lebensanschauungen und Lebensinteressen beider Gatten, sowie die Klugheit, mit der sie sich trotz ihrer geistigen Überlegenheit ihrem Manne jederzeit unterzuordnen schien, selbst wenn er unter ihrem Einflusse stand. Er sah sich fast immer als den Vater und Schöpfer ihrer Gedanken und Eingebungen an, obschon er ihr später oft die Abfassung der wichtigsten amtlichen Erlasse ganz überließ und sie in wachsendem Umfange die Seele seiner schriftstellerischen und staatsmännischen Thätigkeit wurde.

Das erste Jahr ihrer Ehe verlebten Rolands in Paris, wohin er als Inspektor des Lyoner Fabrikwesens von den Handelsvorständen berufen worden war, um neue Verordnungen zu beraten. Madame Roland studierte damals mit Vorliebe Botanik, was sie mit Bosc in Verbindung brachte, den sie im Jardin des plantes kennen lernte. Louis Augustin Guillaume Bosc, früher einer der Ärzte des Königs, hatte jetzt das Amt eines Intendanten des Postwesens inne, von dem er erst 1791 zurücktrat. Er gehörte zu ihren treuesten Freunden, besuchte sie noch im Gefängnisse, wurde der erste Herausgeber ihrer daselbst geschriebenen und ihm teilweise zu diesem Zwecke anvertrauten Memoiren, die er vor den Nachforschungen ihrer und seiner Feinde im Walde von Montmorency vergrub.

Die nächsten vier Jahre verlebten Rolands in Amiens, wo Madame Roland von einer Tochter, ihrem einzigen Kinde, genas, ihren mütterlichen Pflichten sich mit leidenschaftlicher Hingebung und Opfermut unterzog und, trotz des Anteils an der geistigen Thätigkeit ihres Gatten, sich als umsichtige Hausfrau bewährte. 1784 wurde Roland in die Generalschaft Lyon versetzt, doch brachte er den größten Teil des Jahres teils im elterlichen Hause zu Villefranche, teils auf dem Stammsitze der Familie in Clos de la Platière zu, wo Madame Roland sich dem Genusse des Landlebens, das so großen Reiz für sie hatte, hingeben konnte. Die Korrespondenz mit Bosc giebt bis zum Aus-

bruche der Revolution vertrauliche Einblicke in ihr damaliges Leben. In Amiens bildete sich auch das Verhältnis zu Lanthenas aus, einem jungen Manne, den Roland in Italien kennen und achten gelernt und der nun ihr Hausfreund geworden war. Sie schätzte ihn als Gesinnungsgenossen, dessen Ergebenheit und Treue sich durch viele Jahre bewährte, aber sie wies seine erwachende Neigung sanft, doch entschieden zurück. Die Geschichtschreiber stellen ihn meist wegen seines endlichen Abfalles als bloßen Schwachkopf und Feigling hin. Sie vergessen nur dabei, daß auch Männer wie Roland, Bancal, Bosc, Brissot u. a. ihn schätzten, und ein so verächtliches Urteil über ihn das Urteil dieser Männer mit bloßstellen heißt. Allerdings dachten auch sie nach seinem Abfalle anders. Sie kannten aber den wahren Grund davon nicht, der in seiner verschmähten Liebe zu Madame Roland lag. Schon die Neigung, die er plötzlich bei ihr zu Bancal bemerkte, erweckte seine Eifersucht. „Das Seltsamste," schreibt sie am 11. September 1791 an diesen, „ist, daß derjenige (nämlich Lanthenas), der unser Verhältnis vermittelt hat, jetzt grollt, weil es ihm damit so gut gelungen ist. So rätselhaft ist das menschliche Herz." Als er aber später ihre Leidenschaft für Buzot entdeckte, brach auch die seine in helle Flammen aus. Nicht er glaubte *sie* zu verraten, *er* hielt sich verraten von ihr. Gewiß würde er ohne ihre Liebe zu Buzot nicht von ihr abgefallen sein, sich nicht offen auf die Seite ihrer Feinde gestellt haben, denn an Mut fehlte es ihm keineswegs. Dem wütenden Marat schleuderte er noch am 10. März 1793 die Worte ins Gesicht: „Ich fürchte die Dolche Marats nicht," und auf der Liste der Konskribierten vom 2. Juni stand ursprünglich auch sein Name. Erst um diese Zeit scheint er seinen Frieden mit dem Berge geschlossen zu haben, und es war Marat, welcher die Durchstreichung seines Namens damals bewirkte, indem er ihn wegen Mangel an Geist für ungefährlich erklärte. Madame Roland spricht sich übrigens ganz offen über den wahren Grund seines Abfalles aus: „Lanthenas, der, wie andere gewöhnliche Menschen, so lange befriedigt schien, als andere nicht mehr als er selbst erhielten, bemerkte, daß ich nicht unempfindlich blieb. Er wurde darüber unglücklich und eifersüchtig. Nichts, das fühlte ich, macht gereizter und ungerechter, und ich war zu stolz, ihn zu schonen. Um so wütender zog er sich von mir zurück, indem er sich das Schlimmste vorstellte." Von den Briefen, die sie im Laufe der Jahre an ihn gerichtet, ist keiner auf uns gekommen. Sie scheinen leider mit denen verloren gegangen zu sein, die Bosc ihm von den während der Revolution von Madame Roland erhaltenen Briefen übermittelt hatte, um Auszüge daraus für Brissots Patriote français zu machen. Es ist dies der Grund, warum der die Revolution umfassende Teil des Bosc-schen Briefwechsels so lückenhaft ist.

Die Bekanntschaft Madame Rolands mit Champagneux fällt in das Jahr 1785. Die Verbindung wurde erst durch die Gründung des Courier de Lyon (1789) eine engere. Wahrhaft erkannt hat sie die Freundschaft und Treue dieses Mannes, der durch Roland als Generalsekretär im Ministerium des Inneren angestellt worden war, erst in der letzten Zeit ihres Lebens. Er wurde der zweite Herausgeber ihrer Memoiren, deren zweite Hälfte sie ihm mit verschiedenen anderen Schriften anvertraut hatte. Auch die Beziehungen zu Pache und zu Brissot, die beide so verhängnisvoll für sie wurden, reichen, besonders jene, schon weit zurück. Auch sie aber wurden erst in den letzten Jahren vertrautere. Brissot, ein Jugendfreund Pétions, der in Paris neben und über Robespierre in einer Advokatur arbeitete, hatte sich schon durch verschiedene Schriften, die einen unabhängigen, für Recht, Freiheit, Menschenglück glühenden Geist verkündeten, besonders durch seine Bemühungen um die Abschaffung der Sklaverei empfohlen, als er 1789 die der Revolution dienende

Zeitung Le patriote français gründete, deren hauptsächlichste Mitarbeiter Pétion, Condorcet, Herr und Madame Roland waren. Die von letzterer mit Brissot gewechselten Briefe sind zum Teil noch erhalten; aus den von ihr an Bosc während der Revolution gerichteten, so unvollständig sie sind, geht wenigstens das in überzeugender Weise hervor, daß Madame Roland trotz ihrer republikanischen Gesinnung nur ganz allmählich in den Grade auffällig. Wir stehen vor der Frage, ob wir ein Scheinleben unter der Zuchtrute eines einzigen Despoten fortsetzen oder unter dem Joche mehrerer Despoten seufzen sollen?" Der Umschlag ihrer Anschauung von der Revolution scheint in den Anfängen des Jahres 1789 zu liegen, da sich in einem sehr isoliert stehenden Briefe vom 26. Juli dieses Jahres schon Ausdrücke finden, wie sie später nur Hébert geläufig waren, bei



Madame Roland.

Strudel der Revolution gerissen wurde, dem sie sich freilich dann mit um so leidenschaftlicherem Ungestüm überließ. Dem ersten Zeichen einer Teilnahme an politischen Dingen begegnet man in einem Briefe vom 2. Juni 1788 und zwar nur wie beiläufig. Auch später spricht sie zuweilen noch mit der alten Laune davon. Selbst als ihr Ton ernster wird, geschieht es anfangs im Gefühle des Mißtrauens in den Erfolg. „Das Wiederaufleben der Stände von 1614," heißt es z. B., „dieser Ton, diese Sprache sind im hohen

ihr aber glücklicherweise nicht wiederkehren. „Ihr setzt eine Stadtbehörde ein und laßt Köpfe entwischen (den Grafen von Artois und den Prinzen von Condé), die neue Schrecken heraufbeschwören können. Ihr seid alle nur Kinder. Eure Begeisterung ist Strohfeuer, und wenn die Nationalversammlung nicht zwei erlauchten Köpfen den regelrechten Prozeß macht, oder ein hochherziger Decius sie ihnen herunterschlägt, so seid ihr alle nur P—." Aus einem ihrer letzten Briefe an Bosc bricht schon die volle Gewalt

ihres agitatorischen Geistes hervor: „Dekretiert die Ministerverantwortlichkeit! Organisiert Nationalgarden! Hunderttausend Österreicher stehen an euren Grenzen ... So sehr ihr Pariser seid, seht ihr doch nicht über eure Nase hinaus. Es fehlt euch an Kraft, die Nationalversammlung vorwärts zu treiben. Es sind, wenn ich etwa fünfzehn davon ausnehme, keineswegs die Vertreter der Nation, welche die Revolution machen. Es ist die öffentliche Meinung, das Volk, das immer das Rechte thut, wenn jene es leitet, es ist nur Paris, der Sitz dieser Meinung!" Ja, in einem Briefe vom 29. Januar 1791 zeigt sich sogar eine Forderung, die erst die Herrschaft des Schreckens zum Gesetze erhob: „Der Bürger darf selbst seinem Vater kein Mitleid schenken, wenn es sich um das Staatswohl handelt."

Doch mitten in dieser wachsenden Erregung tritt bei ihr immer wieder die Sehnsucht nach dem Frieden des häuslichen Lebens, nach dem Glücke und den Pflichten der Mutter, nach dem Genuß der Natur hervor. Sie fühlt, daß „die wahre Aufgabe des Weibes doch in etwas anderem als in der Beteiligung an der Politik und den öffentlichen Angelegenheiten" liege. „Die Aufhebung der Fabrikinspektoren," schreibt sie im Juli 1790, „wird mir keinen Seufzer kosten. Ich werde mich dann zwar zum Landleben verurteilt sehen und weniger Mittel zur Verbesserung meines Hauswesens haben. Mein Glück hängt aber nicht von der Größe meiner Einkünfte und der Schönheit meiner Wohnung ab. Ich werde es überall finden, wo ich zum Glück eines Weisen (Roland) und zum Trost einiger wackeren Leute beitragen und einige Blüten der Freundschaft pflücken kann." Allein der Dämon ihrer Natur, ihr leidenschaftliches Freiheitsgefühl, der Drang, ihr Vaterland groß, frei, glücklich zu machen, ein geheimer Zug von Ehrgeiz und Eitelkeit — mit einem Wort, ihr Verhängnis zog sie stets wieder zurück in die sie wild ihrem Verderben zutreibende Bahn der Revolution.

Roland war im Frühjahr 1789 von der Ackerbaugesellschaft mit der Redaktion der Beschlüsse der Landstände für die zu eröffnende Versammlung der Generalstaaten und bei Gründung des neuen Lyoner Gemeinderats zum Mitglied desselben ernannt worden. Er zog sich um so mehr die Feindseligkeit der hier damals noch mächtigen Adelspartei zu, als er nach seiner Geburt und früheren Stellung zu dieser gehörte und doch die Interessen des Bürgertums und des niederen Volkes mit großer Unerschrockenheit und Hartnäckigkeit vertrat. Es wurden daher vorzugsweise ihm und seiner Gattin die gelegentlich hier ausbrechenden Störungen der Ruhe und Sicherheit zur Last gelegt. Auch war Madame Roland damals, wie Champagneux mitteilt, am Courier de Lyon in aufregender Weise thätig. Wurde ihr Bericht über das Confederationsfest doch in 60 000 Exemplaren verbreitet.

In diese Zeit fällt die Anknüpfung der Verbindung mit Bancal des Issarts, die durch Lanthenas, der ihn in Paris kennen gelernt, vermittelt wurde. Bancal, 1750 in St. Martin de Loudun geboren, gewann seine Erziehung in Clermont-Ferrand, wohin seine Eltern übersiedelt waren. Später studierte er in Paris und in Orleans praktisch die Rechte. In Clermont, wo er sich als Notar niedergelassen hatte, wurde er 1789 zum Wähler und später zum Deputierten erwählt. Der Briefwechsel mit ihm wurde am 22. Juni d. J. von Madame Roland eröffnet. Als beide sich kurze Zeit später persönlich kennen lernten, drohte der Eindruck, den sie aufeinander ausübten, der Ruhe des einen und anderen gefährlich zu werden. Wenn Madame Roland ihm auch keineswegs ihre Neigung verbarg, so hat sie dabei doch keinen Augenblick über sich selbst die Herrschaft verloren. „Erinnern Sie sich," schreibt sie ihm später einmal, „daß, wenn ich auch das Bedürfnis habe, meine Freunde glücklich zu sehen, dieses Glück doch frei von jedem Vorwurfe sein muß." — Bancal ging noch in demselben Jahre nach London und kehrte erst bei der Er-

öffnung der neuen gesetzgebenden Versammlung (Juni 1791) zurück. Sein Verhalten war in der letzten Zeit kühler, zurückhaltender geworden, was Madame Roland nicht unbemerkt ließ. Im September 1791 geriet der Briefwechsel sogar völlig ins Stocken, vielleicht, weil Bancal den Eindruck bemerkt hatte, den Buzot schon damals auf Madame Roland ausübte. Im Jahre 1792 trafen sich beide wieder in Paris. Es liegen aus dieser Zeit nur kurze Billets vor, aus denen hervorgeht, daß Bancal sich in das neue Verhältnis gefunden und sogar selbst zu einer Madame Roland befreundeten jungen Dame, Miß Williams, eine Neigung gefaßt hatte, die erstere mit Eifer zu fördern bemüht war.

Mehr als die bekannt gewordenen Briefe an Bosc gewähren die an Bancal gerichteten Einblicke in die politisch-revolutionäre Thätigkeit Madame Rolands, die, nachdem sie sich für die Revolution einmal erklärt, auch in voller Einseitigkeit und mit der ganzen Leidenschaft ihres schwärmerischen Geistes sich auf dem Standpunkt des abstrakten Naturrechts dem Rechte der geschichtlichen Überlieferung entgegenstellte, in welcher sie nur Gewaltthätigkeit und Unterdrückung sah. Ein heiliger Zorn, ein flammender Abscheu erfüllte sie gegen beide. Für sie gab es zwischen der Freiheit und Menschenwürde und dem Königtum und der alten Gesellschaft keinen Vertrag. Für sie lag das Heil der Menschheit einzig in der republikanischen Staatsverfassung, und weil sie sich frei von jedem selbstischen Interesse fühlte, glaubte sie sich ihrer Anschauung und deren Forderungen auch rücksichtslos überlassen zu dürfen. „Revolutionen," sagt sie einmal, „können nicht leidenschaftslos sein. Man muß die Hand ganz davon lassen, oder sich ihr mit Leib und Seele ergeben. Indem uns das Schicksal in der Epoche der erwachenden Freiheit ins Leben rief, stellte sie uns als die verlorenen Posten der Armee hin, die für sie kämpfen und siegen soll. Es ist an uns, unsere Aufgabe zu erfüllen und so das Glück späterer Geschlechter vorzubereiten." Wie sie diese Aufgabe auch immer gelöst haben mag, jedenfalls sah sie ihren Weg als den richtigen an, jedenfalls wähnte sie, ihre Aufgabe im höchsten Sinne zu erfassen, jedenfalls starb sie als Heldin für sie. Allein dieses Preisgeben ihrer selbst machte sie auch rücksichtslos gegen alle, die sie bekämpfte, und ungerecht selbst gegen ihre nächsten treuesten Freunde, sobald diese nicht mit ihr Schritt hielten. Auch hat sie bei aller Schärfe der Beobachtung, bei aller Feinheit des Urteils, bei allem Tiefblick des Geistes, von Leidenschaft und Voreingenommenheit geblendet, sich in der Schätzung der Menschen vielfach geirrt.

Im Februar 1791 wurde Roland als außerordentlicher Deputierter an die konstituierende Versammlung nach Paris abgeordnet. Seine Frau begleitete ihn. Sie trafen daselbst am 20. Februar ein, und Madame Roland hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Sitzungen der Nationalversammlung und des Jakobinerklubs zu besuchen. Brissot, den sie erst jetzt persönlich kennen lernten, machte sie mit Pétion, Robespierre, Siéyes, Garat, Buzot und anderen bekannt. Es wurde beschlossen, daß man allwöchentlich viermal in ihrer Wohnung zusammenkäme. Madame Roland ist in ihren Memoiren beflissen, glauben zu machen, daß sie sich an diesen Unterhaltungen und Beratungen niemals beteiligt habe und, obschon immer dabei, doch scheinbar mit etwas ganz anderem beschäftigt gewesen sei. Dies ist jedenfalls nicht wörtlich zu nehmen. Wie hätte sie sonst von Freund und von Feind als Seele der politischen Thätigkeit nicht nur ihres Gatten, sondern auch der Gironde bezeichnet werden können. Der Einfluß, den sie auf einzelne vermöge ihres Geistes, der Energie ihrer Leidenschaft, des Zaubers ihrer Beredsamkeit ausübte, war außerordentlich. Er ist ebenso nachweisbar wie die Teilnahme an der staatsmännischen Thätigkeit ihres Gatten. Ihre Briefe, selbst ihre Memoiren liefern dafür die unwiderleglichsten Beweise, obschon

letztere eingestandenermaßen hauptsächlich den Zweck hatten, ihrem Gatten ein Ruhmesdenkmal zu errichten. Sie wollte ihn darin gegen die Angriffe seiner Gegner verteidigen, die ihm unter anderem auch vorwarfen, zu sehr unter ihrem Einfluß gestanden zu haben und im Grunde nichts weiter gewesen zu sein als der Mann seiner Frau. Selbst hier vermochte sie aber nicht der Versuchung zu widerstehen, wenigstens einige der wichtigsten Thatsachen ihres Anteils selber ans Licht zu ziehen. Oder konnte sie ihren Gatten wohl stärker bloßstellen als durch das Bekenntnis, der wahre und alleinige Verfasser des Briefes gewesen zu sein, den Roland als Minister wegen Freigebung der in Rom verhafteten französischen Künstler an den Papst richtete, und des noch ungleich wichtigeren und ungebührlicheren, welchen er in derselben Eigenschaft Ludwig XVI. übergab und der seine Entlassung und eine ungeheure Aufregung im Konvent wie in ganz Frankreich zur Folge hatte? „Wie beinahe alles, was ich in dieser Art that," setzt sie hinzu, wie um anzudeuten, daß dies öfter geschehen, „wurde auch dieser Brief in einem Zuge von mir entworfen, denn die Notwendigkeit, die Zweckmäßigkeit einer Sache einsehen, ihre gute Wirkung begreifen, den Wunsch hegen, dieselbe hervorzubringen, und der Sache, durch die es erreicht werden sollte, die Form geben — war für mich immer nur eins." Freilich sollten Bekenntnisse dieser Art dem Verdienste und Ruhme ihres Gatten nichts nehmen. „Roland wäre ohne mich kein minder guter Staatsmann gewesen ... durch meine Mitwirkung hat er nur mehr Eindruck hervorgebracht ..." Die Welt urteilte aber anders darüber Selbst ein so großer Bewunderer wie der neueste Erforscher ihres Lebens, C. A. Dauban (Étude sur Madame Roland), tadelt sie wegen der übertriebenen Weise, mit der sie ihren Anteil an den Staatsgeschäften zur Schau trug. Als man im Konvent darüber abstimmen sollte, ob Roland zu berufen sei, um zur Zurücknahme seines Entlassungsgesuchs als Minister bestimmt zu werden, warf Danton, sein früherer Kollege, ein, daß dann auch Madame Roland berufen werden müsse. „Sie alle wissen, daß er nicht, so wie ich, seinem Departement allein vorstand. Wir brauchen aber Minister, die durch andere Augen als die ihrer Frau sehen." Für Hébert und Marat kamen jetzt fast alle Anträge der Gironde aus dem „Boudoir" der „alten" Roland. In der That war sie nicht nur ihrem Manne, sondern fast ihrer ganzen Umgebung, wenn nicht an Geist, so doch an Thatkraft und Energie überlegen. Es war das Unglück der Gironde, daß ihre Mitglieder mehr Denker und Redner als Staatsmänner waren und doch fast jedes derselben auf seiner Meinung bestand.

Madame Roland war kaum in Paris, als ihr schon alles zu langsam ging. Sie hatte bald alles Vertrauen zu der damaligen konstituierenden Versammlung, selbst zu den Jakobinern verloren. Schon in Lyon wünschte sie den Schluß der ersteren herbei, um einer neuen, energischeren Platz zu machen, die hierzu einer wesentlich anderen Zusammensetzung bedürfe — ein Gedanke, den Robespierre, vielleicht von ihr inspiriert, erst am 16. Mai 1791 durch den Antrag, alle Mitglieder der konstituierenden Versammlung von der Wahl in die neue Legislative auszuschließen, zum Beschlusse erheben ließ. Es ist überhaupt von Interesse, zu beobachten, wie sehr sie mit ihren Gedanken den Beschlüssen der Nationalversammlung und des Konventes vorauseilte und wie fast alle Maßregeln, die sie empfahl und zur Durchführung der Revolution für nötig hielt, ihr später selber zum Unheile ausschlugen. So agitierte sie schon lange, ehe dieselbe dekretiert wurde, für unbeschränkte Preßfreiheit, sowie für den Druck der Klubs und der Pariser Behörden auf die Versammlung, und doch wie verhängnisvoll ist ihr beides in der Folge geworden. „Die Sicherheit," schreibt sie wiederholt, „ist das Grab der Freiheit, die Nachsicht gegen

die Männer im Amt dient nur dazu, sie zum Despotismus zu treiben. — Selbst die Tugend muß angegriffen werden, um nicht zu erschlaffen.“ Welchen furchtbaren Gebrauch haben Marat und Hébert und ihre Gesinnungsgenossen von solchen Gedanken gemacht.

Die Flucht Ludwigs XVI. rief zunächst unter allen Parteien Bestürzung hervor. Die entschiedenen Revolutionäre suchten jedoch schnell Vorteil davon zu ziehen. „Erst an diesem Tage,“ schreibt Madame Roland, „trat ich aus der Zurückhaltung hervor, die mein Geschlecht mir bisher auferlegt hatte.“ Sie wurde Mitglied der Verbrüderungsgesellschaften. Auch Buzot bekennt, erst an diesem Tage Republikaner geworden zu sein. Der Republikanismus glaubte die Maske nun abwerfen zu dürfen. Ein republikanischer Verein trat ins Leben und die Jakobiner debattierten darüber, ob die monarchische Form noch beizubehalten sei. Die Nachricht von der Gefangennahme des Königs rief aber neue Verlegenheit, neuen Zwiespalt hervor. Für Madame Roland stand es zwar fest, daß der „königliche Gliedermann“ unter Sequester zu stellen und „seiner Frau“ der Prozeß zu machen sei. Da Barnave und die Lameth sich dem Hof aber näherten und selbst Lafayette und Pétion sich den König zu halten entschlossen zeigten, die Konstitutionellen aber einen Verein, den der „Feuillants“, gründeten, der dem der Jakobiner überlegen zu werden drohte, ging die republikanische Bewegung wieder zurück. Die Ereignisse auf dem Marsfelde ließen Madame Roland die Sache der Freiheit sogar im traurigsten Lichte erblicken. Sie sah schon die furchtbarste Reaktion hereinbrechen, und sie nicht allein! „Keine Angst,“ heißt es bei ihr, „ist der zu vergleichen, von welcher Robespierre damals ergriffen war.“ Es muß hierzu freilich bemerkt werden, daß sie in ihrem unmittelbar unter dem Eindruck an Bancal gemachten Berichte von dieser Angst nichts zu sagen wußte. Nach ihren Memoiren sollte sich Robespierre ja schon bei der Flucht des Königs sehr furchtsam gezeigt haben, obschon sie denselben in ihrem Berichte an Bancal gerade wegen der bei dieser Gelegenheit bewiesenen Thatkraft gerühmt hatte.

Nur kurze Zeit später (3. September) kehrte Madame Roland nach Villefranche zu ihrer Tochter zurück. Ihr Verhältnis zu Robespierre war damals ein so vertrauliches, daß sie mit ihm im Briefwechsel blieb. Inniger und lebhafter war freilich der noch mit Buzot, welcher nach Schluß der konstituierenden Versammlung zu seiner Frau nach Evreux zurückgekehrt war, wo er am 23. Oktober mit großen Ehren empfangen wurde.

Schon waren die Wahlen für die neue gesetzgebende Versammlung im Gange, und Roland hoffte um so mehr, aus der Wahlurne hervorzugehen, als die Aufhebung der Manufakturinspektoren ihn seines Amtes beraubt hatte. Da diese Hoffnung scheiterte, soll er angeblich die Gründung eines Journals für die nützlichen Künste ins Auge gefaßt haben und zu diesem Zwecke (Dezember 1791) nach Paris zurückgekehrt sein. Am meisten trug aber zu diesem Entschlusse der Wunsch Madame Rolands bei, die, nachdem sie einmal eine Rolle im politischen Leben gespielt, sich an die Einsamkeit des Landlebens nicht mehr gewöhnen konnte. Sie schützte aber, wie ein an Bancal gerichteter Brief beweist, die Sorge für Mann und Tochter gelegentlich vor.

Bei ihrer Rückkehr fanden sie die republikanischen Parteien sowohl in der Nationalversammlung als im Jakobinerklub herrschend, an dessen Spitze Robespierre stand. Obwohl dieser sich heimlich schon damals eine eigene radikale Partei, die spätere Bergpartei, zu bilden suchte, so behielt er doch noch Fühlung mit Roland und Brissot, dem Führer der indessen entstandenen Gironde. Durch Brissots Einfluß wurde Roland zunächst in das Korrespondenz-Komité der Jakobiner gewählt und, nachdem es gelungen war, das letzte konstitutionelle Ministerium zu stürzen, und Ludwig XVI. sich genötigt sah, ein

girondistisches Ministerium aus der Hand der Sieger anzunehmen, mit der Bildung desselben betraut. Er sah sich dementsprechend weit mehr als Diener der gesetzgebenden Versammlung und der diese beherrschenden Partei als des Königs an, wurde jedoch im persönlichen Verkehr mit diesem anfangs sehr für ihn eingenommen; wogegen Madame Roland ihre vorgefaßte Meinung und ihre Abneigung gegen denselben niemals verleugnete. „Wenn ich euch so vertrauensvoll in den Ministerrat gehen sehe,“ rief sie ihrem Manne und dessen Kollegen Servan und Clavière wohl zu, „so scheint es mir immer, als ständet ihr im Begriff, eine rechte Dummheit zu begehen.“ Sie war es denn auch, welche mit ihrer gewöhnlichen Energie darauf drang, den König zur Annahme zweier auf die völlige Schwächung seiner Macht und seines Ansehens berechneten Beschlüsse der Nationalversammlung zu bestimmen, von denen der eine gegen die unvereideten Priester gerichtet war, der andere die Errichtung eines bewaffneten Lagers vor den Mauern von Paris zum Zweck hatte. Sie schrieb obenerwähnten berühmten und berüchtigten Brief an den König, der, in der Nationalversammlung vorgelesen, einen Sturm der Entrüstung gegen diesen entfachte. Kaum zwei Wochen später (am 20. Juni) wurde unter dem Vorwand, die Unterschrift jener beiden Dekrete erzwingen zu wollen, der König in den Tuilerien von einer organisierten und bewaffneten Pöbelmasse bedroht. Kein Zweifel, daß Rolands darum gewußt und dem Skandale mit Billigung zugesehen. Ein am 30. Mai 1792 von Madame Roland an Bancal gerichteter Brief läßt wenigstens erkennen, daß sie und ihre Partei schon vorher zu Gewaltthätigkeiten entschlossen waren, allerdings in der Meinung, daß es sich dabei um Niederwerfung einer drohenden Gegenrevolution handle. „Es ist kein Augenblick zu verlieren,“ heißt es darin. „Wenn Sie der öffentlichen Sache nützen wollen, so reisen Sie unverzüglich. Wir müssen uns mit eifrigen, thatkräftigen Patrioten umgeben und durch sie verstärken. Ich hoffe, Sie verlieren darüber nicht mehr Zeit, als nötig ist, mit der Post von Clermont nach Paris zu reisen.“ Schon bei den Ereignissen des 20. Juni aber ließ sich erkennen, daß die Gewalt von der gesetzgebenden Versammlung auf die sich auf den Pöbel stützenden Jakobiner überzugehen drohte, die sich mehr und mehr der Kommune und ihrer Sektionen zu bemächtigen suchten. Noch aber wahrten die mit ihnen im Bunde stehenden Mitglieder der Versammlung, aus denen die Bergpartei sich entwickelte, und die Partei der Gironde den äußeren Schein der Einigkeit, wennschon jede von ihnen im geheimen ihre besonderen Zwecke verfolgte. Auf diese Weise geschah es, daß, während die Jakobiner den Gewaltstreich vorbereiteten, welcher das Königtum in Frankreich vernichten sollte, die Gironde heimlich mit dem König in Unterhandlung zu treten suchte, um diesen zur Abdankung zu bestimmen. Die abschlägliche Antwort, mit der sie von Ludwig XVI. beschieden wurde, zwang die Gironde aber, die Jakobiner und Bergpartei in ihren blutigen Anschlägen gewähren zu lassen. Daß der Aufstand vom 10. August sich also im Einverständnisse mit der Gironde und Roland insbesondere vollzog, geht sowohl aus dem ihn verherrlichenden Cirkulare hervor, welches der wieder mit der Führung eines neuen Ministeriums betraute Roland unmittelbar darauf erließ und bei welchem seine Gattin ihm die Hand geführt haben dürfte, als auch aus dem Geständnisse dieser letzteren, die Ereignisse jenes furchtbaren Tages in der Mairie bei Madame Pétion abgewartet zu haben. Der an diesem Tage an Bancal gerichtete Brief enthält darüber zwar nur die eine, aber bezeichnende Stelle: „Ich erleide Höllenqualen, wenn die Dinge sich nicht rasch und sicher entwickeln und man nicht stark zuschlägt und trifft.“

Robespierre hatte sich diesen Ereignissen fern gehalten, aber er eilte, sich des Erfolgs zu bemächtigen. Ein ge-

wisser Gegensatz zwischen ihm und der Gironde war schon hervorgetreten, als er sich den, besonders durch Brissot vertretenen Bestrebungen, Preußen und Österreich den Krieg zu erklären, im Jakobinerklub offen widersetzte und dieselben verdächtigte. Ein Brief Madame Rolands vom 25. August 1792, den man unter den Papieren Robespierres fand, deutet den Zeitpunkt an, an dem er mit den früheren Freunden völlig gebrochen. Sie stellt ihn hier darüber zur Rede, daß er nicht, wie versprochen, gekommen sei, um ihr die Gründe auseinanderzusetzen, warum er über verschiedene öffentliche Angelegenheiten sich von den Ansichten ihrer Freunde und ihren eigenen trenne. Der Ton dieses Briefes läßt auf den Ernst des Zerwürfnisses schließen. Auch an den Greueln des 2. September war Robespierre nicht unmittelbar beteiligt, so sehr er sie auch zu seinen Zwecken ausbeutete. Obschon er zu noch größerer Willkür und Grausamkeit entschlossen war, hielt er doch zu sehr auf den Schein und die äußeren Formen des Rechts und der Gesetzlichkeit, um sich offen an so gefahrvollen Gewaltthaten zu beteiligen. Er gründete seine Schreckensherrschaft auf Gesetze und Gerichte, wie sie ihm dazu nötig schienen.

Im Eingang eines Briefes vom 2. September giebt Madame Roland zum erstenmal ihrer Sorge vor „der tollen Kommune“ Ausdruck. „Wenn es mit uns bald zu Ende geht,“ schreibt sie prophetisch, „so wird es wohl durch den Pöbel und nicht durch die Preußen sein.“ Sie wünschte jetzt, die Nationalversammlung aus der Stadt verlegen zu können, die ihr einst der Sitz der öffentlichen, das Volk immer zum Rechten lenkenden Meinung war — ein Gedanke, der, so richtig er damals gewesen sein würde, jetzt schon zu spät kam und daher der Gironde verderblich wurde.

Das neue Ministerium Rolands war ein Koalitionsministerium. Danton, welcher darin die Robespierresche Partei vertrat, war anfangs ein täglicher Gast Madame Rolands. Es gab eine Zeit, wo sie seinen stürmischen Mut, seine brutale Kühnheit bewunderte. Sie überwand auch jetzt zunächst ihre Scheu vor der Gemeinheit seiner abschreckenden Häßlichkeit. Sie ließ sich durch die scheinbare Offenheit und Zutraulichkeit seines Wesens bestechen. Sein herrisches Ansichreißen der Macht und des Einflusses, seine Ausbeutung der Staatsgelder, um sich Anhang zu schaffen, führten aber Konflikte herbei. Er stellte seine Besuche jetzt ein. Nach dem 2. September sah sie sich schon unter seinem und Marats Messer. Die schlechte Aufnahme, welche die Berichte von den Greueln dieses Tages in der Provinz fanden, richteten aber ihren Mut wieder auf. Es gab Hoffnung für den Ausfall der zu der neuen Versammlung, dem Nationalkonvente, ausgeschriebenen Wahlen. Unmittelbar nach Eröffnung desselben glaubte Roland, gestützt auf die girondistische Mehrheit, daher seinen Bericht über den Zustand von Paris einreichen zu können, der einer Verurteilung der Kommune und einer Kriegserklärung an die Partei des Berges fast gleich sah.

Auch Buzot war als Mitglied des Konvents in Paris wieder eingetroffen. Sein Verhältnis zu Madame Roland scheint alsbald inniger, ja leidenschaftlich geworden zu sein. Er hat in dem zwischen der Gironde und dem Berge ausbrechenden Kampfe eine große Rolle gespielt. Die Natur dieses Kampfes, der gewissermaßen ein Kampf der Provinz gegen die Hauptstadt war, brachte es mit sich, daß die Girondisten als Föderalisten und Feinde der Einheit des Vaterlandes von ihren Gegnern verdächtigt und angeklagt wurden. Zwei Ziele sind von der Gironde damals hauptsächlich verfolgt worden: die Untersuchung und Bestrafung der Urheber der Greuel des 2. September und die Bildung einer Departemental-Garde zum Schutze des Konvents. Beides mußte die Kommune, die Sektionen, sowie die Majorität des Jakobinerklubs aufs heftigste gegen die Gironde erbittern und diese Erbitterung wurde von den Führern des Berges in

jeder Weise ausgebeutet. Héberts Gemeinheit, Marats hämischer Blutdurst fanden hier ihre Rechnung. Buzot war einer der leidenschaftlichsten Vertreter jener Anträge, auf die er immer wieder, wennschon vergeblich, zurückkam. Der zweite findet sich schon in den Briefen Madame Rolands an Bancal vom 2. und 5. September in Aussicht genommen. Man darf überhaupt sagen, daß fast alle Anträge Buzots aus dieser Zeit, wenn auch nicht, wofür sie denunziert worden sind, geradezu Eingebungen Madame Rolands waren, so doch ihre volle Zustimmung fanden. Der Antrag vom 27. Oktober, der die Aufreizung zum Morde für den Fall der Ausführung mit dem Tode, sonst aber mit zwölf Jahren Kerker bedrohte, war vorzugsweise gegen Marat und Hébert, der vom 3. Dezember, welcher die Todesstrafe über jeden verhing, der das Königtum unter irgend einer Form wieder einzuführen trachte, gegen Robespierre gerichtet. Marat und Hébert nannten Buzot, Pétion und Roland seitdem fast nur noch König Buzot, König Pétion und König Roland! Es war ein Kampf auf Tod und Leben geworden. Der Berg haßte die Mitglieder der Gironde nicht nur als Nebenbuhler, sondern auch wegen der Überlegenheit ihrer Bildung und ihrer Beredsamkeit und wegen des Adels ihrer Gesinnung. Zwischen dem Gemeinen und Edlen kann nie auf die Dauer ein Bund bestehen. Wie Buzot hielt wohl auch Madame Roland von ihrem Standpunkte den König für schuldig. Da er das Leben desselben aber mit so viel Wärme und Kühnheit zu retten suchte, so ist nicht zu bezweifeln, daß auch sie diesen Wunsch mit geteilt hat. In den Noten zu seinen Memoiren heißt es bei Buzot: „Glaubt man, daß ich mir einbildete, Ludwig XVI. werde die neuen Gesetze halten? Nein, das wäre unnatürlich gewesen. Ich entschuldige selbst die entgegengesetzten Absichten. Tausend andere an seinem Platz hätten Schlimmeres gethan. Sie, die diesen unglücklichen Monarchen so unmenschlich hinrichteten, würden an seiner Stelle ungleich kühner verbrecherisch und vielleicht hierdurch glücklicher gewesen sein.“

Nachdem Madame Roland am 7. Dezember noch einen großen Triumph in der Verteidigung gegen die Anklage Viards vor dem Konvente gefeiert, erklärte Roland am 22. Januar 1793 seinen Rücktritt vom Ministerium, indem er um Prüfung seiner Rechnungsablegung bat und seinen Entschluß zu erkennen gab, Paris nicht eher verlassen zu wollen, bis er sich vor dem Konvente gerechtfertigt habe. Grund genug, um den Bericht über seine Rechnungsablegung zu verzögern, so oft er auch darum nachsuchte. Er hatte die Zerwürfnisse mit Pache als Hauptgrund seines Rücktritts bezeichnet. Pache verdankte, wie Champagneux, Roland seine Anstellung im Ministerium. Als er aber den Einfluß desselben schwinden sah, neigte er sich im geheimen auf die Seite der Gegner. Nach seiner Ernennung zum Kriegsminister stellte er sich ganz offen in den Dienst Dantons und Robespierres. Als gefügiges Werkzeug wurde er später zum Maire von Paris ernannt, als welcher er viel zum Sturz der Gironde und dem Unglück Rolands beitrug. Heuchlerisch ließ er nach ihrer Verhaftung Madame Roland noch sein Beileid bezeigen. Die Verächtlichkeit, mit welcher Buzot im Konvente Marat behandelte, wurde vom Berg mit dem Antrag auf Errichtung eines Revolutionstribunals beantwortet, das, wie heftig auch von Buzot bekämpft, gleichwohl errichtet wurde. Schon am 18. März 1793 wurde von der Sektion Bon Conseil die Verhaftung und Verurteilung Brissots, Pétions, Buzots, Guadets, Vergniauds, Gensonnés, Lanjuinais' und Rolands gefordert. Die Deputationen dieser Art mehrten sich und wurden immer massenhafter, drohender. Am 27. März führten achtundvierzig Sektionen darüber Beschwerde, daß das Revolutionstribunal, obwohl schon seit zwanzig Tagen errichtet, noch keinem der Verräter den Kopf vor die Füße geworfen habe. Am 6. April legte Buzot ver-

geblich Verwahrung gegen die Errichtung des Sicherheitsausschusses ein. Am 13. April ließ er sich unklugerweise dazu hinreißen, im Widerspruch mit seinen früheren Kundgebungen, Marat in Anklagezustand zu versetzen, was, wie er damals vorausgesagt, nur zu einem Triumph des letzteren führte. Der am 18. Mai erkämpfte Sieg Guadets, welcher die Einsetzung einer Kommission zur Folge hatte, der die Untersuchung der Amtshandlungen des Pariser Gemeinderates obliegen sollte, endigte mit der Freisprechung des von dieser in Haft genommenen Hébert und einem Volksaufstande, welcher die Auflösung der Kommission durchsetzte. Am 31. Mai erschien Pache an der Spitze einer ungeheuren Pöbelmasse, um die Anklage gegen zweiundzwanzig Mitglieder der Gironde, seine früheren politischen Freunde, unter denen natürlich auch Buzot war, zu ertrotzen. Der Konvent ward bis zum 2. Juni förmlich belagert, an welchem Tage endlich die Anklage gegen vierunddreißig Deputierte erhoben wurde. Schon zwei Tage früher wurde Madame Roland verhaftet, nachdem es ihrem Gatten zu entfliehen gelungen war. Es beweist, wie viel den Männern der Schreckensherrschaft an ihrer Vernichtung gelegen war. Schon seit dem 23. Mai hatte Buzot das Wort nicht mehr ergriffen, da er seine Sache verloren sah und seine Freundin, der man jedes seiner Worte zur Last legte, nicht weiter bloßstellen wollte. Auch war Madame Roland schon seit länger zur Abreise entschlossen, daran aber zunächst durch Paßschwierigkeiten, dann durch Krankheit verhindert worden. Es scheint, daß sie zu dieser Zeit das Verhältnis zu Buzot ihrem Gatten offen gestanden hatte oder es doch von diesem entdeckt worden war. Champagneux glaubt, Madame Roland habe Paris damals nur



Buzot.

deshalb verlassen wollen, weil sie entschlossen gewesen sei, ihre Liebe der Pflicht zum Opfer zu bringen. Die von ihr erhalten gebliebenen Briefe an Buzot aus dem Gefängnisse lassen es freilich bezweifeln. Sie suchte wohl eher eine Trennung von ihrem Gatten herbeizuführen, um sich ihrer unglücklichen Liebe, wenn auch nur in Gedanken, um so freier überlassen zu können. Der Kampf zwischen Liebe und Pflicht, in den sie geraten, war jedenfalls ein so furchtbarer, daß ihr die Gefangenschaft wie eine Erlösung erschien. Auch sonst hatte sie schrecklich unter den politischen Verfolgungen, tagtäglich von den Mördern und Dolchen Marats bedroht, von Héberts cynischem Geifer bespritzt, gelitten. Seit Monat Dezember wagte sie sich nur noch mit geladener Pistole schlafen zu legen.

Am Morgen des 1. Juni wurde sie unter dem Rufe: Zur Guillotine! nach der Abtei gebracht. Niemals hat die außerordentliche Frau sich aber größer und edler als in ihrem Unglück, ihrer fünfmonatlichen Gefangenschaft gezeigt. Nichts ist bewundernswerter als die Ruhe, ja Heiterkeit, mit denen sie hier die Geschichte ihres Lebens verfaßte, die, besonders der bis zu ihrer Verheiratung reichende, ausgeführtere Teil, die Hand eines Meisters verrät. Es wurde ihr dadurch erleichtert, daß sie anfangs an einen tragischen Ausgang ihrer Verhaftung nicht glaubte. Es erschien ihr zu ungeheuerlich, daß sie, die sich der Revolution und der Freiheit mit ihrem ganzen Herzblut geweiht, als Feindin beider sollte verurteilt werden können. Noch mehr trug aber zu ihrer Ruhe und Freudigkeit bei, daß sie durch die Gefangenschaft sich der Fesseln und Pflichten ihrer Ehe enthoben fühlte. Ihre an Buzot aus dem Gefängnis geschriebenen Briefe, die erst in unseren Tagen durch Zufall entdeckt worden sind und zum erstenmal Licht über diese Liebe verbreitet haben, stellen es ganz außer Zweifel. „Siehst du denn nicht," heißt es im ersten dieser rührenden Dokumente einer unglücklichen Leidenschaft und einer erhabenen Gesinnung, „daß, weil ich allein, du es bist, der allein mit mir ist. So opfere ich mich durch diese Gefangenschaft meinem Gatten, gehöre meinem Freunde und verdanke es meinen Henkern, meine Pflicht mit meiner Liebe versöhnen zu können — beklage mich also nicht. Die anderen bewundern meinen Mut, sie kennen aber nicht meine Genüsse. Du, der du sie fühlen kannst, bewahre ihnen all ihren Zauber durch die Ausdauer dieses Muts." „Die Elenden," heißt es im zweiten Brief, „glauben mir Fesseln zu geben — die Thoren! was liegt mir daran, ob ich hier oder wo anders bin? Begleitet mich meine Liebe nicht überall hin und heißt, mich gefangen setzen, nicht, mich dir ungeteilt hingeben? Die Umstände gewähren mir, was mir sonst ohne eine Art Verbrechen nicht zu teil werden konnte. Wie liebe ich diese Eisen, die mir die Freiheit geben, dich ungeteilt lieben, mich ausschließlich mit dir beschäftigen zu können."

Wie leidenschaftlich diese Liebe geworden, geht schon aus dem traulichen „Du" und den ersten an den Geliebten gerichteten Worten hervor: „Wie ich sie lese und wieder lese" (die Briefe, die sie von ihm erhalten), „wie ich sie an mein Herz drücke und mit meinen Thränen benetze! Ich habe mir vor vier Tagen dieses teure Bild bringen lassen, das ich aus einer Art Aberglauben nicht mit ins Gefängnis nehmen wollte. Es liegt auf meinem Herzen, allen Augen verborgen, in jedem Momente gefühlt und oft in Thränen gebadet. Ich danke dem Himmel, der mich dich finden ließ, mich des unaussprechlichen Glücks teilhaftig machte, dich zu lieben und von dir wieder geliebt zu werden mit einem Edelmute, einer Zartheit, von denen gemeine Seelen nichts wissen und die über all ihre Freuden gehen."

Buzot und Madame Roland hatten ihre Bilder getauscht, zwei Medaillons von gleicher Größe. Er hatte das ihre mit auf die Flucht genommen. Es begleitete ihn durch fast all ihre Schrecken. Erst kurz vor seinem letzten Fluchtver-

suche und schrecklichen Ende (man fand ihn durch Selbstmord entleibt, halb verwest und von Hunden angefressen an einem Gehölze bei Castillon) hatte er es mit ihren Briefen einer hochherzigen Freundin und Schützerin, Madame Bouquey, zur Aufbewahrung gegeben. Es befindet sich jetzt im Archive der Republik unter den hinterlassenen Papieren der proskribierten Girondisten. Dauban und Ch. Vatel (in seiner Charlotte Corday) haben die Echtheit derselben nachgewiesen. Das Porträt Buzots, welches Madame Roland mit ihren Thränen benetzt, ist erst neuerdings durch Zufall von Ch. Vatel entdeckt worden. Es dürfte erst nach der Hinrichtung der unglücklichen Frau durch Henkershand ihr vom Herzen gerissen worden sein. Ein der Rückseite des Bildchens angefügter Lebensabriß Buzots von ihrer Hand stellt die Identität außer Zweifel.

Mit demselben Stolz, mit dem Madame Roland in ihren Briefen an Buzot auf ihre Liebe blickt, die, wie sehr mit ihrer Pflicht in Konflikt geraten, in ihrem Wesen doch edel und rein, ihre weibliche Ehre ganz unberührt gelassen hatte — sieht sie in ihren Memoiren auf ihre politische Vergangenheit zurück. Wie sehr sie durch sie auch die hergebrachten Rechte anderer verletzt hatte, war sie doch überzeugt, dabei nur von den reinsten Antrieben, der opfermutigsten Pflichterfüllung, von dem Verlangen, ihr Vaterland frei, groß und glücklich zu machen, geleitet worden zu sein. Weder ihre Liebe, noch ihre Freiheitsbegeisterung kannte die Reue. Und doch ist sie den alten königlichen Parteien wahrscheinlich in demselben Lichte erschienen wie ihr jetzt ein Robespierre, Danton und Garat.

Der treue Bosc hatte ihr Töchterchen bei guten Menschen untergebracht, sie wußte ihren Gatten in Sicherheit, sie wähnte Buzot und seine Unglücksgefährten gerettet und genoß durch den Zauber, den sie, wie überall, auch im Gefängnisse auf ihre Umgebung ausübte, hier mancherlei Erleichterungen und Bequemlichkeiten — kein Wunder, daß sie immer aufs neue sich täuschenden Hoffnungen hingab, auf einen Umschwung der öffentlichen Meinung rechnete und auf den Sturz ihrer Feinde. Nachdem sie mit stolzen Worten beim Konvent, bei dem Justizminister und dem Minister des Inneren sich vergeblich über ihre Verhaftung beschwert und auf Vernehmung gedrungen hatte, wurde ihr plötzlich (24. Juni) die Freiheit verkündet. Wie im Traume bestieg sie den Wagen, der sie nach ihrer Wohnung zurückführte. Im Gefühle der wiedergewonnenen Freiheit sprang sie hier aus diesem heraus, doch nur um aufs neue verhaftet und nach St. Pélagie überführt zu werden. Man scheint erkannt zu haben, daß für ihre erste Verhaftung kein gesetzlich genügender Grund vorlag. Man glaubte ihn aber jetzt in einigen an sich zwar ganz unschuldigen Briefen zu finden, die sie im Gefängnisse an den in den Prozeß der Charlotte Corday verwickelten Deputierten Clauze Duperret gerichtet hatte, weil aus ihnen ihre Verbindung mit den konskribierten Girondisten, d. i. mit Buzot, hervorging. Noch immer aber wagte man nicht den Todesstreich gegen sie zu führen, noch immer schien man ihre Energie, ihre glänzende Beredsamkeit zu fürchten. Diese zum Schweigen zu bringen, jene Briefe zu todeswürdigen Verbrechen zu stempeln, bedurfte es erst noch neuer Gesetze.

Die neue Haft war ungleich strenger als die frühere. Ihr elendes Gefängnis lag mitten zwischen den Zellen des verworfensten Gesindels. Auch hier aber verließ sie die Freiheit und Ruhe des Geistes nicht. Sie fuhr fort, an ihren Memoiren zu arbeiten, fand noch immer Gelegenheit, Briefe zu wechseln, und erwarb sich das Mitleid der Frau des finsteren Gefangenwärters. Auch erhielt sie bisweilen Besuche. Mehr als einmal bemühten sich ihre Freunde, sie zur möglichen Flucht zu bewegen. Sie wies aber jedes solches Ansinnen zurück, weil sie sich durch die Güte ihrer Wärterin gefesselt fühlte. Einen der rührendsten Be-

weise der Anhänglichkeit gab ihr die Schwester ihrer krank daniederliegenden Freundin Sophie. Henriette Cannet hatte Roland geliebt, es aber neidlos mit angesehen, daß er ihr den Vorzug gegeben. Sie hatte sich kurz darauf selber vermählt, war wieder Witwe geworden und kinderlos. Da sie von der Liebe Madame Rolands zu Buzot nichts wußte, eilte sie jetzt ins Gefängnis zu ihr, damit sie in ihren Kleidern sich rette. Vielleicht lag in diesem Opfer ein Zug der alten Liebe zu Roland. All ihre Bitten aber fruchteten nichts. „Man wird dich statt meiner ermorden," rief Madame Roland, „lieber will ich tausend Tode erleiden, als dein Blut auf mich nehmen."

Inzwischen verdüsterte sich ihre Lage. Ihr Briefwechsel mit Buzot war unterbrochen worden. Sie wußte, daß es ihm nicht geglückt sei, aus Frankreich zu entkommen, doch nicht, wo er weilte. Die letzten Schläge gegen die niedergeworfene Gironde wurden geführt. Das Gesetz gegen die Verdächtigen ward erlassen. Madame Roland erkannte darin ihr Todesurteil. Nichtsdestoweniger setzte sie ihre Memoiren im Tone der alten Frische, Freiheit, Heiterkeit fort. Nur bei der falschen Kunde von der Entdeckung und Verhaftung Buzots verlor sie die Fassung. Sie beschloß, ihrem Leben durch Verhungern ein Ende zu machen, und schrieb ihre „Letzten Gedanken", die gewissermaßen ihr Testament sind. Trotz der Vorstellungen des edlen Bosc beharrte sie auf dem Selbstmordgedanken, den sie nur aufgab, als sie zu dem Prozeß der einundzwanzig Girondisten als Zeuge berufen wurde. Die Nachricht, daß man den Angeklagten das Wort zu entziehen beabsichtige, machte sie aber sofort wieder wankend. „Solange man sprechen konnte," schrieb sie an Champagneux, „fühlte ich einigen Beruf zur Guillotine; jetzt bleibt keine Wahl mehr; ob ich hier niedergemetzelt werde oder dort hingerichtet, ist gleichgültig." Sie, die die Behörden so oft und eifrig gemahnt, sie zu verhören, hat jetzt keinen dringenderen Wunsch, als ihren Namen bei ihnen nicht in Erinnerung gebracht zu sehen. Vergebliche Bitte. Hébert steht schon bereit, es in seiner cynischen, niederträchtigen Weise zu thun. „Wir haben uns alle geirrt," ruft sie, die Lage erkennend, jetzt aus, „oder um mich richtiger auszudrücken, wir werden das Opfer der Schwachheit ehrlicher Leute, welche der Meinung sind, es bedürfe für den Sieg nur eines Vergleiches zwischen ihnen und dem Verbrechen, während man dieses hätte ersticken müssen." Sie schrieb diese Worte in der Gerichtsstube, an der Seite — wie sie sagt — und unter den Augen ihrer Henker. „Ich setze einen gewissen Stolz darein, ihnen zu trotzen." Noch am Tage der Hinrichtung ihrer Freunde und Parteigenossen (1. November) wurde sie nach der Conciergerie gebracht und am folgenden Tag dem ersten Verhör unterzogen. Sie verlor nicht einen Augenblick ihre Kaltblütigkeit und ihren stolzen Mut. Nur ihren Geist zu beschäftigen, setzte sie wohl den Entwurf zu einer Verteidigungsrede auf; sie wußte, daß man sie nicht zu Worte kommen lassen werde. Nur deshalb ließ sie den kühnen Verteidiger der Charlotte Corday und der Marie Antoinette um eine Beratung bitten, die bis in die Nacht dauerte. Als um elf Uhr der Gefängniswärter ankündigte, daß die Thore der Conciergerie geschlossen würden, sah sie Chauveau-Lagarde bewegt ins Auge und reichte ihm dann zum Andenken einen Ring. „Ich werde Sie morgen wiedersehen, nach Ihrer Freisprechung," rief er, sie erratend, mit Dringlichkeit. „Nein," erwiderte sie, „kommen Sie nicht, ich würde Sie ablehnen, ich will nicht Ursache des Todes eines so braven Mannes sein."

Auf Grund der von ihr bei Duperret gefundenen Briefe wurde am 9. Nov. das Todesurteil über sie ausgesprochen. Sie sagte nichts als die Worte: „Sie finden mich wert, das Los der großen Männer zu teilen, die Sie gemordet haben, ich werde auf dem Schafott denselben Mut zu zeigen suchen, den sie dort bewährt."

Abends vier ein halb Uhr desselben Tages bestieg sie den Karren, welcher sie an der Seite des greisen Direktors der Assignatendruckerei Lamarque langsam dem Richtplatze zuführte. Sie war mit einem weißen rosageblümten Gewande bekleidet. Noch immer schön, saß sie mit leuchtenden Blicken, stolz, in einer ernsten Heiterkeit da. Sie hörte nicht auf, ihrem gebrochenen Gefährten Mut zuzusprechen, und sah verächtlich auf den sie umheulenden Pöbel herab. Selbst als sie an dem Hause vorüberfuhr, in dem sie ihre Kindheit verlebt, in dem sie zum erstenmal für republikanische Freiheit geglüht und geschwärmt hatte, glitt kein Zeichen innerer Bewegung, der Reue oder des Bedauerns über ihre ruhigen Züge. Ob sie den Mann wohl erkannt, der ihrem unseligen Fuhrwerk unmittelbar folgte und der kein anderer war als der treue Bosc? Er konnte sehen, wie sie, am Schafott angekommen, ihrem Begleiter den Vortritt überlassen wollte, weil dieser nicht Kraft genug zu haben schien, sie sterben zu sehen. Der Henker zögerte, es zu gestatten. „Können Sie," sagte sie mit einem Lächeln zu ihm, „einer Frau wohl die letzte Bitte abschlagen?" Als man ihr die Hände band, fiel ihr Blick auf das neben dem Blutgerüst errichtete Standbild der Freiheit. „O Freiheit," rief sie, „wie spielt man dir mit!" Es waren die letzten Worte ihrer für sie sterbenden Heldin.

Hébert, in seinem Père Duchesne, faßte in seiner cynischen Art ihr tragisches Schicksal in die Worte zusammen: „Ich sagt es schon immer: 's ist besser den Teufel totschlagen, als daß uns der Teufel totschlägt." Die Furcht machte damals die Menschen zu Henkern. Auch die übrigen Blätter wetteiferten darin, sie zu schmähen. Der treue Bosc war der erste, der es gewagt, ihre Gestalt wieder in ihrer Reinheit herzustellen, indem er ihre Memoiren veröffentlichte, die sie ihm und Champagneux zu dem Zwecke anvertraut hatte, sie vor der Geschichte zu rechtfertigen. Beide Männer betrachteten es als Lebensaufgabe, für das Glück und die Zukunft der hinterlassenen Tochter ihrer unglücklichen Freundin zu sorgen. Sie wurde die Gattin eines Sohnes von Champagneux.

Aus der Zeit der Gefangenschaft Madame Rolands sind nur Briefe von ihr an Bosc, Duperret, Champagneux, Buzot, ein einziger an ihre Tochter, an deren Pflegeeltern und ihre Bonne erhalten geblieben; an ihren Gatten jedoch keine Zeile. Nur ihre „Letzten Gedanken" enthalten auch für ihn einige Abschiedsworte. Es ist jedoch keineswegs ausgeschlossen, daß auch sie in dieser Zeit Briefe miteinander gewechselt haben. Jedenfalls erhielten sie Nachricht, wenn nicht von, so doch übereinander. Roland, der seit dem 24. Juni 1792 in Rouen bei Freunden verborgen gelebt, war auf die Kunde von dem schrecklichen Ende seiner Gattin gleichfalls zu sterben entschlossen. Er schwankte einen Augenblick, ob er den Tod im Angesichte des Konvents oder in der Einsamkeit suchen solle. Am 15. November verließ er sein Asyl; etwa vier Meilen von Rouen bog er von der Pariser Straße beim Flecken Baudoin in einen Seitenweg ab, setzte sich hier unter einen Baum der Allee und stieß sich einen Stockdegen so glücklich ins Herz, daß, als er am anderen Morgen in derselben Stellung an den Baum gelehnt aufgefunden wurde, man einen Schlafenden zu sehen glaubte.

Madame Roland war ein Kind ihrer Zeit und eine ihrer glänzendsten Töchter. Sie war nicht frei von den Irrtümern und der Schuld derselben, besaß aber in noch weit höherem Grad ihre Tugenden. Wie sehr sie immer gefehlt haben mag, so hat sie ihre Schuld doch gesühnt, so ist es in gutem Glauben geschehen, daher sie sich auch frei von Schuld fühlte und es ihren Richtern und Henkern gegenüber jedenfalls war.



Köln.

Ein Städtebild vom Rhein

von

Wilhelm Bölsche.



Köln ist oft mit Rom verglichen worden — im guten wie auch im schlimmen Sinne. In seiner Blütezeit nannte es sich selbst mit Stolz das deutsche Rom. In den Tagen seines tiefsten Verfalls, als seine herrlichen Kirchen Trümmerinseln inmitten einer Wüste waren, fand der trauernde Kunstschwärmer keinen besseren Vergleich als den mit den romantischen Ruinenstätten am Tiberstrom. Heute giebt es keine schlagendere Parallele zu dem „neuen" Köln mit seinen Ringstraßen und himmelhohen Häusern, zwischen denen die unverwüstlichen Reste des Alten fremdartig emporragen, als das „neue" Rom, das damit begonnen hat, seinen zerrissenen und geflickten Königsmantel, der doch immer noch ein Königsmantel war trotz aller Risse, unbarmherzig wegzureißen und das Gewand der modernen Großstadt anzulegen.

Es ist nicht leicht, ein einheitliches Bild von einer Stadt in dem Augenblicke zu entwerfen, da durch ihr innerstes Wesen ein entscheidender Schnitt gethan ist, da ihr jahrhundertelang rückwärts gewandtes Antlitz sich dem vollen Tage zugewendet hat, da die alte Mauerkrone auf ihrem Haupte zerbrochen, dem Atem frischer Zeiten eine Gasse geschaffen ist, ohne daß man noch ganz und gar die Gesundheit dieser einsausenden Zugluft zu ermessen, zu genießen versteht. Ein topographischer Zufall kommt zu Hilfe. Köln hat zu dieser Stunde ein doppeltes Antlitz, und je nach dem Orte, den man wählt, sieht man nur das eine oder das andere. Wer das Panorama der Stadt von der Rheinseite aus betrachtet, der schaut auch heute noch in den gigantischen Zügen dieser herrlichsten deutschen Städtesilhouette das alte „heilige" Köln in wenig veränderter Gestalt. Wer aber von Westen kommend dem jetzt, nach dem Falle der alten Stadtmauern, offen hinausflutenden Häusermeere sich nähert, der gewahrt die „Neustadt", das Köln, das kein großer Tempel und kein großes, von Erinnerungen, von Wissen und Romantik tausendfach umsponnenes Museum sein will, sondern eine helle, gesunde Wohnstätte für moderne Menschen mit den Bedürfnissen der Neuzeit. Mag man das Werdende noch so hoch schätzen: das Alte, aus dem die Jahrhunderte reden — und welche Jahrhunderte, Jahrhunderte der Kunst, der Macht, der Geistesblüte! — wird doch immer sein stärkeres Recht ausüben; auch der heutige Besucher Roms wird länger bei dem Kolosseum verweilen als bei den praktischen Anlagen etwa der Via Nazionale; die nachfolgende Skizze soll auch von dem jungen Werke, jenem zweiten Bilde, reden; das Hauptgewicht jedoch legt sie auf die gigantischen Spuren

der Vergangenheit Kölns. In der That läßt fast diese ganze Vergangenheit sich aufreihen an der wechselreichen Arabeske des Kölner Panoramas von der Rheinseite aus. Noch vor wenigen Jahren war es leichter, einen bequemen Beobachterposten hierfür am gegenüber liegenden Rheinufer, in Deutz, zu finden. Eine schöne grüne Terrasse, das „Marienbildchen“, sprang zum Strome vor, und nicht wenigen, die früher Köln besucht, gehört eine Abendstunde in diesem Garten mit seiner Musik, seinen rauschenden Bäumen und seiner entzückenden Fernsicht zu den entscheidenden Eindrücken. Diese Herrlichkeit hat nun dem ungeschlachten Koloß eines Bahnhofes Platz machen



Köln von Deutz aus gesehen.

müssen, der sich wie ein häßlicher Vorhang vor das ganze rechtsrheinische Städtchen gestellt hat — vielleicht das Traurigste, was Neu-Köln geschaffen. Nur der winzige Rest eines benachbarten Gartens hängt noch wie ein eng geschmiegtes Nest vor den roten Ziegelbogen des Bahndammes, und von hier aus muß man jetzt das Panorama der Stadt genießen. Die beste Stunde dazu ist ein schöner Sommerabend, wenn die Sonne sinkt. Köln liegt von Deutz aus nach Westen, das Abendrot verglüht hinter dem Schattenriß der Stadt. Ich will versuchen, in kurzem Worte das Bild anzudeuten, das sich dem Beschauer in solcher Stimmung darbietet.

St. Severinskirche.

Auf dem Rheinspiegel liegt ein brauner Ton, ein matter Bronzeglanz. Die Stadt selbst ein dunkler Häuserkranz, darüber in zahlreichen Abstufungen des violetten Duftes Turm an Turm, über dem Dom angehäuft eine ungeheure orangerote Goldmasse, etwas tiefer nach rechts graublaue Wolken mit Rubinkämmen wie Gebirge aufgetürmt, nach oben zum Zenith sich verlierend ein großes, sanftes Rosenrot, von dem sich einzelne lichte Purpurfederchen abzulösen, herabzuschweben scheinen. Ganz links, im Winkel des Bildes, bildet die schwere, zinnengekrönte Masse des altersgrauen Bayenturmes die monumentale Ecke der Stadt, davor leuchtet in grellem Weiß dicht am Stromspiegel die Wand einer Badeanstalt. Nach rechts dann vorschreitend eine grüne Anlage, fast von der Welle bespült, aus deren Uferschatten der gelbweiße Riesenleib eines Salondampfers

ragt. Über den Baumkronen einzelne hohe Giebel und eine Anzahl schwarz qualmender Schornsteine. Halb hineingezwängt zwischen diese, halb verdeckt von ihnen die blank schimmernde, unendlich zierliche und spitzwipfelige Severinskirche mit ihren hohen Nebentürmchen und ihrem im Verhältnis viel zu kleinen Haupthelm. Eine lange, rote Ziegelmauer läuft unten dem nicht sichtbaren, nach innen gelegenen Hafen parallel bis zu einem schmalen Zinnenturm, von da ab folgt das Auge der offenen Häuserfront der Uferstraße. Eng angedrückt an die vordersten Giebel, noch ganz nahe am Hafen die schöne Kirche St. Maria in Lyskirchen, der graue Turm fest im bläulichen Dache eingekeilt. Ein neues, häßliches Restaurant in Gestalt eines griechischen Tempelchens drängt sich grell daneben, unten leuchtet in mildem Weißgrün der kleine Dampfer, der die weit jenseit des Bayenturmes gelegene Marienburg, eine reizende Parkanlage mit freiem Blick aufs Siebengebirge, mit der Stadt verbindet. Ein Fremdling im Heer dieser spitzen Türme ringsum, wächst aus der schwärzlichen Dächerwelle der gelbrote Basilikaturm der protestantischen Kirche am Filzengraben. Dann in aufdringlicher Fläche, mit zahllosen Kasernenfenstern die Rheinseiten der großen Hotels, die den Fremdenstrom, der heute allerdings weit spärlicher als voreinst die Stadt vom Dampfschiff aus betritt, aufzunehmen bereit stehen, und wie darauf lastend als langgestreckte schieferblaue Sphinx — auf



Kirche St. Maria in Lyskirchen.

dem Jungen das Älteste — die uralte, turmlose Centralkirche von Köln, Maria im Kapitol, nahe dabei der spitze Ruinenturm von Klein St. Martin. Ein schmaler Spalt, der Eingang der Friedrich-Wilhelmstraße, deren Linie die menschenwimmelnde Schiffbrücke im Strome fortsetzt, durchbricht die Häuserflucht. Kaum noch sichtbar von hier winkt über den roten Neubau des Café Rheinberg an der linken Ecke der Dachreiter des weltbekannten

Gürzenich weg, noch weiter aus der Ferne grüßt bloß mit bläulich verschwimmender Turmkugel der romanische Prachtbau der Apostelnkirche im Herzen der Stadt. Wäre die Straße breiter, so gewahrte man in ihrer Tiefe das Kolossaldenkmal Friedrich Wilhelms III., das vom Heumarkt, mit dem Rücken gegen den Gürzenich, in schwerem Erzglanz seine Stirn zum „preußischen" Strome dreht. Wir nähern uns jetzt der eigentlichen Altstadt. Über den schwarzen Zollschuppen am Brückenkopf quillt es herauf in altertümlichen spitzen Giebeln, windschiefe, wunderliche Häuschen, deren Keller mit ihrem ewigen Überschwemmungswasser noch das Ungesunde der mittelalterlichen Stadt bewahrt haben, nicht dem Volke, aber der Lage nach eine Art Ghetto von Köln. Und nun endlich die Hauptgruppe des Ganzen, die ihresgleichen nicht hat in der Welt. Unten zwei Zollgebäude, ein altes und ein neues, nicht rohe Schuppen, sondern schöne Zinnenbauten in altkölnischem Stil, dann noch einmal ein Gewimmel weißer Giebelhäuschen bis zur abschließenden Rampe des gewaltigen modernen Eisenkolosses der festen Rheinbrücke, der sich als grauer Riesenschlagbaum nach rechts hin abschließend vor das weitere Panorama legt. Oben in harmonischem Aufbau fünf Turmbauten, zwei anwachsend zum Dom — dann der Dom selbst — und wiederum zwei absteigend nach der entgegengesetzten Seite. Zunächst der wunderliche Rathausturm, emporgegliedert wie eine zackige Faschingsmütze. In grandioser Majestät der entzückendste Triumph des Romanischen: die Kirche Groß Sankt Martin. Der Dom über alles wegragend und doch nicht das Symmetrische des ganzen Mittelstücks im Panorama durchbrechend — in dieser Abendstimmung vor dem goldflammenden Westhimmel anzuschauen fast mehr wie ein blaues Nebelphantom, als wie der schwerlastende Steinriese, der er doch ist, der Unterteil der Haupttürme zu violetter Masse verschmolzen, der Dachreiter ganz scharf, am Chor einzelne Spitzen vortretend. Und wiederum in absteigender Welle dann nach rechts, perspektivisch eng angeschmiegt, in weichem Duftblau die Jesuitenkirche, und noch weiter, noch kleiner, noch zarter im Blau die Krone auf dem Turme des Kirchleins, das die Gebeine der heiligen Ursula und ihrer elftausend Jungfrauen umschließt. Zwischen den nahen Ecktürmen der Rheinbrücke zeichnet sich scharf bis in jede Einzelheit die Silhouette des Reiterstandbildes Friedrich Wilhelms IV. ab. Aber noch ist das Panorama der „heiligen" Stadt nicht ganz erschöpft, hoch im Norden, über die Brücke kolossal wegragend, winken die Türme von St. Kunibert. Dort liegt am „Türmchen" der andere Eckpfeiler des alten Köln, welcher allerdings jetzt, nach dem Wegfall der engeren Festungswerke, seine Bedeutung verloren hat.

Immer goldener glänzt die Rheinflut, die orangerote Corona über dem Dom zerschmilzt in langen Streifen, dazwischen schimmert der Azur des Himmels. Alles, selbst der nüchterne Eisenbau der festen Brücke hüllt sich mehr und mehr in das zarteste Duftblau. Jetzt ist Köln ganz und gar im Banne jener träumerischen Romantik, wie sie in den Rheinpanoramen von Kaspar Scheuren im Museum der Stadt ihren vollendetsten Ausdruck gefunden. Aber in diesen Türmen steckt mehr als süßer Zauber der Romantik, ein wildes Kapitel der Weltgeschichte steckt darin und ein überwältigend großes Kapitel der Geschichte deutscher Kunst.

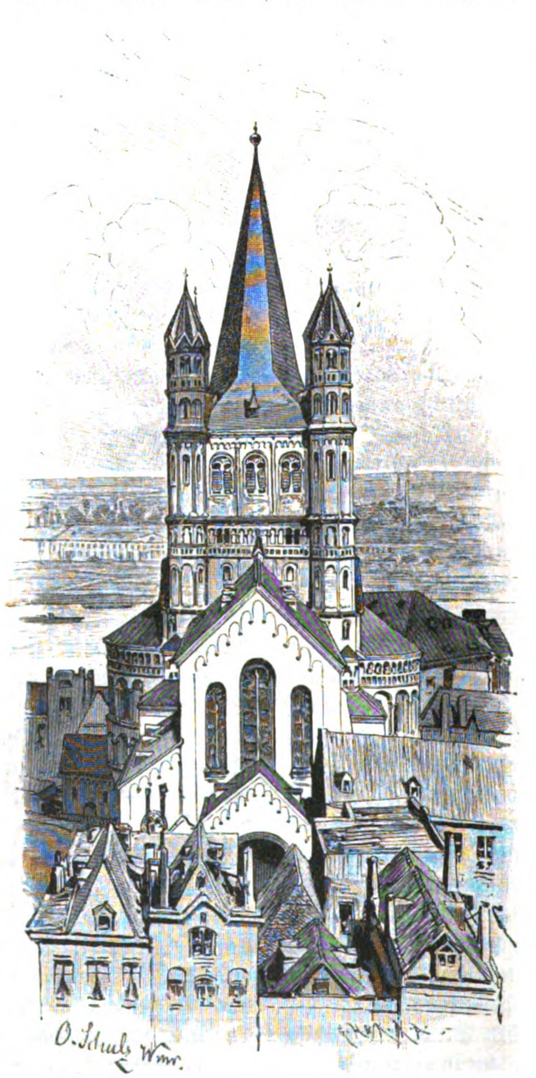
Dort drüben, wenige Schritte von der Stelle, die wir als Beobachterposten gewählt, und wie sie auf der Deutzer Seite gelegen, ragt über den schwarz geteerten Dächern der Badeanstalten ein runder Eckturm vor. Seine Fundamente sind römische Arbeit, Teile des nordwestlichen Festungsturmes am Castrum Divitensium der römischen Kaiserzeit. Hier beginnt Kölns Geschichte. Sie beginnt nicht dämmernd und ungewiß wie die Geschichte der meisten norddeutschen Städte, sondern mit jener nüchternen Klarheit, die den militärischen Schöpfungen der Römer seit

Cäsar anhaftet. Ein viereckiges Castrum, dessen Lage, dessen Thore man annähernd noch heute kennt, vielleicht eine Rheinbrücke (alle Angaben darüber sind in neuerer Zeit stark angefochten worden, wie denn überhaupt schärfere archäologische Kritik die Fülle dessen, was man vom römischen Köln zu wissen glaubte, etwas gelichtet hat!), zweifellos eine reiche Vorstadtkultur, deren schönstes Zeugnis sich weit draußen im freien Felde, fast schon am Vorgebirge, in dem Römergrabe des Dorfes Weiden erhalten hat. Auf dem Sarkophag dieses Grabes sieht man kelternde Männer, ein Zeugnis der alten Rebenkultur in der Kölner Gegend, von der die Gegenwart nichts mehr weiß. Aus der römischen Stadt entwickelt sich in der Folge die fränkische. Die Übergangszeit lebt nur fort in Namen: Gereon, Severin, Ursula; aber die Kirchen, die diese Namen tragen, sind sämtlich viel spätere Bauten. Die Gründung der Gereonskirche verknüpft die Sage mit Helena, der Mutter Konstantins. An der Kirche, wie sie heute dasteht, hat aber wenigstens ein halbes Jahrtausend gearbeitet. Sie ist die einzige große Kirche Kölns, von welcher an der Rheinseite absolut nichts zu sehen ist, sie gehört ganz und voll jenem zweiten Antlitz der Stadt an, von dem ich oben geredet habe, und es ist, als sei gerade sie dort, an der Grenze der Neustadt, eigens aufgestellt, um den ganzen Lauf der kölnischen Kunstgeschichte in sich allein zu verkörpern: in den Spuren eines uralten Mosaikbodens der Krypta die karolingische Zeit, in ihrer weiteren Ausgestaltung die großen Tage des romanischen Stils, als einzige echte Kölner Probe in ihrer Kuppel die Epoche des Übergangs vom Romanischen zum Gotischen, endlich in ihrer Sakristei aus der Zeit der Grundsteinlegung des gotischen Domes die echte Gotik. Seit 462 war Köln fränkische Stadt, und mehr als das: fränkische Residenz. In Straßennamen (Burgmauer, Alte Mauer, Steinweg) lebt noch die Erinnerung an die alte Befestigung aus dieser Zeit, die Fundamente der Mauer selbst sind noch allenthalben nachweisbar.

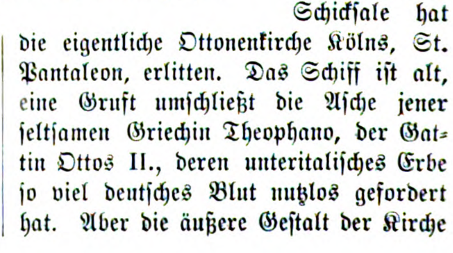
Wie vom Deutzer Castrum, so steht auch von der merovingischen Festung noch das Fundament eines Eckturmes, vom Volke „Römerturm" benannt. Als die Stadt in neuester Zeit ihre erste Pferdebahnlinie erhielt, folgte diese fast genau dem alten Viereck; so treu hatten die großen Straßen den Grundriß bewahrt. Maria im Kapitol ist das Centrum, um das sich die Erinnerungen der fränkischen Königspracht drängen. Die Sage nennt Plektrudis, die Gattin Pipins von Heristal, als Gründerin. Die Kirche, wie sie heute steht, weiß nichts mehr davon, sie stammt aus der Blütezeit des romanischen Stils. Das Innere ist in neuerer Zeit renoviert und ausgemalt worden, vielleicht greller, als nötig war. Aber das Terrain, auf dem der schöne Bau sich erhebt, ein fast steiler Hügel inmitten des engen Häusermeeres, beweist allein die Bedeutung des Ortes, die ja auch das alte Beiwort „im Kapitol" bestätigt. Unter Karl dem Großen wandert die Residenz nach Aachen. Von da ab ist Köln in der Geschichte nicht mehr die Königs-, sondern die heilige Stadt; es ist bezeichnend, daß auf seinem Kapitol eine Kirche ragt, eine Kirche, die allerdings später von einer unvergleichlich herrlicheren überstrahlt werden sollte — vom Dome.

Die Anfänge des ursprünglichen Domes liegen durchaus im Dunklen, reichen aber wahrscheinlich auch zurück bis in die Zeit des großen Karl. Der Bischof Hildebold wird als Gründer eines ersten Baues dieser Art genannt, aber nicht einmal der Ort steht fest, wo das alte Heiligtum gestanden haben kann. Noch in demselben Jahrhundert haben die Normannen zweimal Köln von Grund aus verwüstet: man kann sich denken, wie unerbittlich das unter den heiligen und profanen Denkmälern der Karolingerstadt aufgeräumt haben muß. Dann aber, mit dem Beginn der Ottonenherrschaft, hebt die eigentlich „heilige" Zeit in der kölnischen Geschichte an, heilig nicht bloß im kirchlichen Sinne (die spätere

Zeit des tiefsten Verfalles der Stadt war das in fast noch höherem Maße), sondern mehr noch im künstlerischen. Es ist die Zeit der großen Erzbischöfe, die Köln zu einem dauernden Kunstheiligtum umgeschaffen. Mit Bruno, Heribert, Anno setzt diese Epoche ein, sie schließt mit Konrad von Hochstaden und Siegfried von Westerburg. Im Heraufgang der Epoche sind die Erzbischöfe allmächtig in der Stadt, der Niedergang, den äußerer Pomp mühsam verdeckte, kündigt sich an in wachsenden Zwistigkeiten zwischen Bischof und Bürgerschaft, das Ende bildet die Vertreibung des Erzbischofs aus der Stadt, die Verlegung der geistlichen Residenz nach Brühl, von wo sie später nach Bonn übersiedelt. Die Kunst spiegelt dieses Herauf und Herunter nur in Gestalt eines Umschwunges im Baustil wieder, welcher aber keinen Absturz bedeutet. Zunächst fällt auf die erzbischöfliche Stadt der volle Glanz der Blütezeit des Romanischen. Da erwachsen in den Grundzügen jene herrlichen Kirchen, die noch heute, sobald die Größenverhältnisse nicht in Anschlag gebracht werden, den Vergleich mit dem vollendeten Dome aushalten: Groß St. Martin, Aposteln, Maria im Kapitol, Maria in Lyskirchen. Ganz an den Beginn der Periode, an die Zeit des Anno (um 1050), gemahnt noch die erhaltene Säulenbasilika von St. Georg. Die Kirche ist später durch einen unvollendeten Turm verunziert worden, der vielleicht mehr die Bestimmung einer bischöflichen Zwingburg hatte als die eines romanischen Kunstwerkes, und noch spätere Tage haben ein zopfiges Dach daraufgesetzt, das zwischen den schönen Schwesterbauten der Stadt wie ein häßliches Gespenst emporwächst, glücklicherweise ohne Einfluß auf die Gliederung des Rhein-Panoramas. Ähnliche Schicksale hat



Kirche Groß St. Martin vom Rathausturm gesehen.



die eigentliche Ottonenkirche Kölns, St. Pantaleon, erlitten. Das Schiff ist alt, eine Gruft umschließt die Asche jener seltsamen Griechin Theophano, der Gattin Ottos II., deren unteritalisches Erbe so viel deutsches Blut nutzlos gefordert hat. Aber die äußere Gestalt der Kirche

ist schmucklos, der Turm mit einer Plattform, die lange Zeit dem optischen Telegraphen diente, jeder Schönheit bar; vielleicht plant man jetzt eine Wiederherstellung, denn der Gipfel des Turmes ist neuerdings abgetragen worden. In ganzer Herrlichkeit stehen dagegen noch aufrecht die Kirche an Aposteln und der



St. Apostelnkirche.

stolze, himmelragende Bau von Groß St. Martin, beide in neuester Zeit restauriert, so daß sie mit dem Dome wetteifern im Glanze tadelloser Sauberkeit.

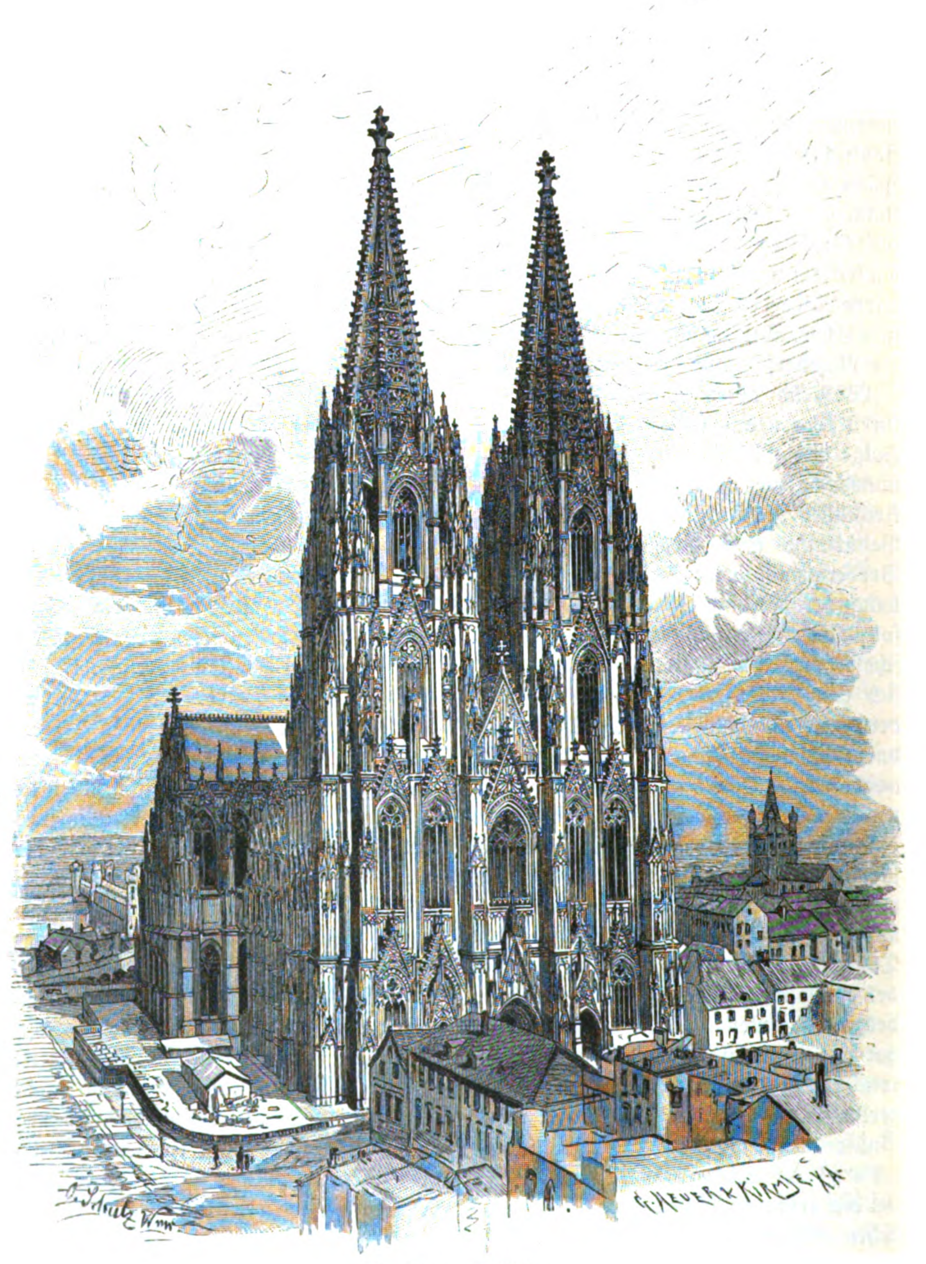
Nach so langen Tagen des Elends, nachdem Generationen ihre köstlichsten Schätze jämmerlich hatten zerfallen lassen, haben die letzten Jahrzehnte sich nun in allerdings ausreichendem Maße der Säuberung und Sichtung gerade der romanischen Heiligtümer der Stadt unterzogen. Aposteln wie Martin erfreuen sich zudem einer außergewöhnlich günstigen Lage, die eine am Neumarkt, dem größten Platze der Innenstadt, die andere zum Rhein vorspringend (sie lag vormals auf einer Insel) und die Gotik des Domes ergänzend durch die Vollendung des Romanischen. Eine Säulenbasilika von ähnlicher Form wie die in der Georgskirche mag der ältere, jetzt spurlos verschwundene Dom in jener früheren erzbischöflichen Machtepoche gewesen sein. Ein Brand hat ihn schließlich beseitigt, und als nun der Neubau in Frage kam, hatte sich bereits der große Umschwung in der Kunst vollzogen — die Gotik hielt ihren Einzug in der Stadt. Der Übergang ist für Köln ein ziemlich plötzlicher gewesen. Er spiegelt sich in dem erwähnten Kuppelbau von Gereon, aber auch fast nur in diesem. Jene schöne, noch wesentlich romanische Kirche, die den Norden der Stadt beherrscht, St. Kunibert, ist genau im Gründungsjahre des neuen gotischen Domes, 1248, eingeweiht worden, und doch trägt sie nur in Einzelheiten dem Übergangsstile Rechnung. Auch bei diesem Denkmale großer, kunstfreudiger Vergangenheit that es not, daß nach langer Verwahrlosung eine Zeit des Verständnisses wiederkehrte. Der große Turm ist in unserem Jahrhundert eingestürzt, aber aus den Trümmern in alter Pracht wieder auferstanden; die Chortürme haben in neuerer Zeit wieder stilgerechte Helme erhalten; so kann denn auch diese Perle deutscher Kunst jetzt auf Jahrhunderte hinaus wieder für „gerettet“ gelten. Der alten Mauritiuskirche, die in die Zeit kurz vor Barbarossa zurückreichte, ist es nicht so gut geworden. Sie brannte ab und wurde durch einen puppenhaft zierlichen Neubau ersetzt; ein Modell im geschichtlichen Museum des Hahnenthores giebt allein noch ein Bild der Stiftskirche, wie sie war.

Ich habe Barbarossa erwähnt. Sein Name ist wieder ein entscheidender für Köln. 1164 schickt er die Gebeine der heiligen drei Könige nach Köln. Ein der Heiligkeit dieser Reliquien angemessener Prachtbau war von da ab Bedürfnis. Aber es kam erst zum wirklichen Bau, als Feuer den alten Dom zerstört hatte. 1248 ist das Jahr der Grundsteinlegung. Bis 1322 werden die östlichen Teile von den Kreuzschiffen an, Chor und Sakristei vollendet. Die Schiffe werden angelegt, an den Türmen geschieht noch nichts. Das Ganze gedeiht als höchster Triumph der Gotik empor, eine kreuzförmige Basilika der Grundanlage nach, mit fünfschiffigem Langhaus, das ein dreischiffiges Querhaus schneidet. Sorgfältige Pläne für den gigantischen Bau der Westfassade mit seinen vierstöckigen, von schlanken Helmen überwölbten Riesentürmen werden aufgezeichnet — man hat sie nachmals wiedergefunden und benutzt. Aber es rächte sich nun doch zweierlei: einmal, daß dieser Koloß denn doch zu riesig angelegt war, alle vorhandene Leistungsfähigkeit überschritt, — dann, daß man ihn erst begonnen in einer späten Stunde, da das endgültige Zerwürfnis zwischen Bischof und Stadt vor der Thür stand und alle Zeichen auf Jahrhunderte der Unruhe deuteten, die der Kunst nicht hold sein konnten. Nach dem glänzenden Anfang kam ein schlimmes Interregnum, in welchem der Dom langsam den Charakter der grandiosen Ruine annahm, die schließlich Symbol des Unfertigen schlechthin wurde und an deren Vollendung niemand mehr glauben wollte. So glänzend war allerdings jener Anfang, daß es schien, als sollte neben dem Dome selbst eine ganze gotische Kirchenstadt heranwachsen zur Ergänzung der älteren romanischen,

einfacher als diese, aber dennoch von hoher künstlerischer Bedeutung. Die Orden der Armut, Karmeliter, Dominikaner, Franziskaner und andere, waren nach Köln gekommen. Da erwuchsen kleine, turmlose gotische Kirchen, wie die erhaltenen der Minoriten, der Antoniter — erstere nachmals durch ihren Kreuzgang mit dem städtischen Museum verbunden, letztere später Geschenk Napoleons an die Protestanten. Zuletzt kam noch St. Andreas, die Grabkirche des Albertus Magnus, ein seltsam verschrobener Bau in unmittelbarer Nähe des Domes, mit hohem luftigem Chor, aber als Ganzes erdrückt durch die Nachbarschaft des Giganten.

Während aber so die Gotik sieghaft ihren Weg nahm, vollzogen sich in rascher Folge Ereignisse im städtischen Leben, die notwendig von umständlichen Kunstbauten kirchlicher Art ablenken mußten und die Bedürfnisse nach Profanbauten in den Vordergrund schoben. Auf die Vertreibung der Erzbischöfe durch die Städter folgt die Vertreibung der Kölner Ritterschaft durch die Zünfte. Die Stadt giebt sich eine Verfassung, die vier Jahrhunderte, bis auf die Wirren der Occupation durch die französischen Revolutionsheere, ausdauert. Der Rathausturm ist das typische Denkmal dieser Zeit. Er ist erbaut aus eingezogenen Geldern der verjagten Patricier. Heute ist er stilgerecht restauriert, wie das ganze Rathaus. Wenig später entsteht der Gürzenich, oben Tanzsaal, unten Kaufhaus. Raschdorff, der energischste Baumeister, den das Köln des neunzehnten Jahrhunderts besessen, hat in den fünfziger Jahren das Innere total erneuert und zum prächtigsten Konzertsaale der Welt umgeschaffen. Das Äußere trägt den alten Charakter der „Burg" zur Schau, wie er sich durchweg bei den größeren Wohnhäusern der eigentlichen „Bürgerepoche" Kölns findet. Noch stehen ein paar prachtvolle Proben dieser Art, so das Etzweilersche Haus am Hof. Vereinzelt hat sich auch noch der eine oder andere Privatbau aus der voraufgehenden romanischen Epoche erhalten, mehr oder minder durch spätere Zuthaten verändert, aber doch noch erkennbar in seinem Stil — so das Tempelhaus und die Apotheke am Altenmarkt. Im ganzen darf man sich durch diese schönen, kräftigen Häuser nicht täuschen lassen über den allgemeinen Charakter der Stadt in der Zeit der Zunftherrschaft. Von 1503 bis 1728 wütet innerhalb der Mauern dreißigmal die Pest! Da kann von gesunden Zuständen gewiß keine Rede sein. Und auch der Geist dieser Epoche ist — seltsam genug — weit finsterer als die Zeit der kirchenbauenden Erzbischöfe. Wohl fällt auf den Anfang der Periode der helle Glanz der Kölner Malerschule. Aber 1388 ist die Kölner Universität gegründet worden, deren eigentümliche Rolle als Gegnerin des Humanismus man kennt. Was die Bischöfe nicht ausgeführt, das vollbringt der Magistrat: für drei Jahrhunderte werden die Juden gänzlich aus der Stadt vertrieben. Fast anderthalb Jahrhunderte später folgen die Protestanten, mit denen, wie in Frankreich, ein Teil der besten Kraft verloren geht.

Von alledem melden die Bauten, die das Auge heute sieht, nicht viel — kein Haus gemahnt an die über Klöster zerstreuten Hörsäle der Universität, höchstens im Namen des Wallraf-Richartz-Museums lebt noch die Erinnerung an einen der allerletzten und besten Professoren dieser spurlos von fortschreitender Zeit weggefegten Schöpfung, an Ferdinand Franz Wallraf, der in den Wirren der Franzosenzeit und den ersten beiden Jahrzehnten unseres Jahrhunderts eine Fülle köstlicher Kunstschätze Kölns für Köln rettete und zugleich durch eine Schenkung damit den Grundstock der städtischen Sammlung legte; später hat dann ein reicher Kaufmann, Heinrich Richartz, die halbe Million beigesteuert, um den passenden Museumsbau für die alten Schätze zu ermöglichen — einen Bau, dem man, wie schon erwähnt, einen besonderen Reiz verliehen hat durch Verwertung des 1408 erbauten Kreuzganges des Minoritenklosters. Seit Beginn der Reformationszeit, so kann



Der Dom. Westseite.

man wohl sagen, steht Köln außer Kontakt mit dem eigentlichen Heraufgang der menschlichen Kulturentwickelung, und das dauert im wesentlichen bis auf die preußische Zeit. Immer strenger verschließt die Bürgerschaft sich gegen die großen Bewegungen der Zeit. Die Stadt hat darin Glück, daß sie sich stets geschickt aus allen kriegerischen Wirren herausretten kann, niemals geplündert oder zerstört

wird. Aber ihr Handel verfällt mit dem Niedergang der Hansa, und mit dem abnehmenden Reichtum schwindet die Kunst. Der Dom bleibt unvollendet stehen, die gotische Kirche, die spärliche Zeichen des Übergangs zeigt, St. Peter. Ihr Ruhm gründet sich auf die Glasgemälde, auf die der große Schatten Albrecht Dürers fällt, und ein genial-schauderhaftes Riesenbild, das der Pinsel eines allerdings noch Größeren geschaffen, die Kreuzigung Petri von Rubens. Ein Haus in der nahen Sternengasse will sogar



Der Dom. Südseite.

Renaissance, die das Gotische ablösen soll wie einst dieses das Romanische, gewinnt keine Macht mehr, die in irgend einem Verhältnis zu dem früheren Wechsel stände. Noch erwächst hart an der Grenze eine Geburtshaus des Meisters sein, aber die neuzeitliche Forschung ist dieser Überlieferung nicht mehr hold: Rubens gehört zu Kölns Freunden, aber er ist kein Sohn der Stadt. An zwei Stellen aber ist die

Renaissance-Kunst denn doch mit weihendem Flügel auch über Köln weggegangen, in der Laube des Rathauses und in seltsamem Gemisch aller ihrer Formen in der Jesuitenkirche.



St. Gereonskirche.

Die Rathauslaube ist eines der lieblichsten und schönsten Kleinode der Kunst aller Zeiten. Lütticher Meister haben hier den ganzen Zauber italienischer Herrlichkeit und Zierlichkeit mitten hinein in diese Welt des Romanischen und der vollkommensten Gotik versetzt. Das Material war schlecht, und unsere Tage haben mit auffrischender Hand nachhelfen müssen; da aber gleichzeitig der ganze Rathausplatz mit seinen übrigen ihn umschließenden Gebäuden einer durchgreifenden Erneuerung unterzogen worden ist, so ist ein einheitliches Bild entstanden, in dem die Laube jetzt erst recht eigentlich zur Geltung kommt. Die Privathäuser aus dieser Zeit zeigen nichts mehr von der Zinnenpracht der Gürzenichart. Staffelgiebel und geschweifte Giebel recken sich wunderlich empor. Von dieser Bauweise finden sich allenthalben noch gute Proben. Eine stadtbekannte, die alle Eigenheiten vereinigt, ist die Balchemische Bierbrauerei in der Severinsstraße — von außen wenigstens; das Innere habe ich beim letzten Besuche verändert gefunden, die einquellende Kultur hatte sich schon bis zur elektrischen Beleuchtung verstiegen! Vereinzelt stößt man auch noch auf schlanke, wappengezierte Türmchen aus jenen Tagen, einst ein Zeichen, daß aus

dem betreffenden Hause ein Bürgermeister hervorgegangen war.

Straßenverbreiterung und andere Bedürfnisse des Tages räumen nur zu schnell damit auf, was um so mehr zu bedauern ist, als gerade diese Denkmäler der Geschichte Kölns aufs engste mit dem typischen Bilde der Stadt verwachsen sind; bisweilen knüpft unmittelbare Volkstradition daran an, die allerdings krause Blüten treibt, wie die weit verbreitete Legende von den Pferdeköpfen der Aduchts



Inneres der St. Gereonskirche.

am Neumarkt, in welcher, wie es scheint, kein wahres Wort steckt; das betreffende Haus hat niemals der Familie Abucht angehört, die Pferdeköpfe sind das Wappen eines Rentmeisters Hackenay aus der Zeit des ersten Maximilian, der sich hier einen Palast erbaut hatte.

Das Ungewitter des Dreißigjährigen Krieges verrückt in Köln keinen Stein vom anderen. Nachdem neuerdings die Vorliebe für Bildsäulen in der Kölner Bürgerschaft fast unkünstlerisch stark herangediehen, hat man nicht verfehlt, auch dieser Zeit Rechnung zu tragen durch ein kleines, nicht gerade bedeutendes Standbild des Jan von Werth auf dem Altenmarkt; der Kölner Volksmund weiß eine niedliche Novelle von dem tapferen General zu erzählen, aber im Grunde hat sein Bild doch etwas Fremdes im Rahmen dieser Kirchenstadt. Ein prachtvoller Holzschnitt des Wallraf-Richartz-Museums vom Jahre 1656 zeigt diese letztere gerade vor Thorschluß, vor Beginn des endgültigen, mehr als hundertjährigen Verfalles noch einmal in vollkommener Größe, Turm an Turm, ein überwältigendes Panorama, „so viel das Aug hat können begreifen," schreibt der Zeichner selbst, wie ohnmächtig gegenüber dieser Formenfülle. Die Spätrenaissance fügte eben noch ein paar Marienkirchen hinzu, sehr vieles strahlte noch in vollkommener Pracht, was jetzt längst verschwunden ist. Aber im Dom klafft dräuend die Lücke, auf dem einzelnen unvollendeten Westturme ragt der Kran, der seit 1450 bereits feierte. Nach dieser Zeit geht es rasch bergab. Fast am Rheine gelegen, aber doch im Rheinpanorama nicht bemerkbar, von Mauern verdeckt, ragt in jämmerlich verrohtem Stile die Elends-



St. Kunibertskirche.

kirche, so genannt vom nahen Friedhof der „Elendigen“, die als Unbekannte oder Heimatlose in der Stadt verstarben. Die



St. Andreaskirche.

Kirche ist 1768 gebaut worden, als Schlußstein der ganzen alten Bauepoche. Hier, im wahrhaftigsten Sinne im „Elend“, endigt die ältere kölnische Kunst, die so gewaltig begonnen wie keine zweite. Ein langes Interregnum folgt, bis die Kunst von „Neu-Köln“ beginnt, falls man von dieser, die ja im wesentlichen eine restaurierende, wiederbelebende und nach alten Mustern neu komponierende, keine wirklich „neue“ ist im Vergleiche zur alten, reden darf. Wenn man an die Universität denkt, so kann man wohl sagen, es ist der „Geist“ gewesen, der für Köln die „Kunst“ getötet hat. Weil aber dieser Geist ein einseitiger und eng umgrenzter war, hat er allein die Stadt nicht auf ihrer Höhe halten können; anstatt daß die alte Kunstburg nun ein Bollwerk der Wissenschaft wurde, geriet sie in das haltlose Getriebe der politischen Strömungen, die sich am Rheine kreuzten. Die Erzbischöfe neigten zu Frankreich, die Stadt wollte neutral, wollte Staat für sich bleiben. Das war ein Traum. Nachdem die Natur in schrecklichen Überschwemmungen noch einmal alle Sünden

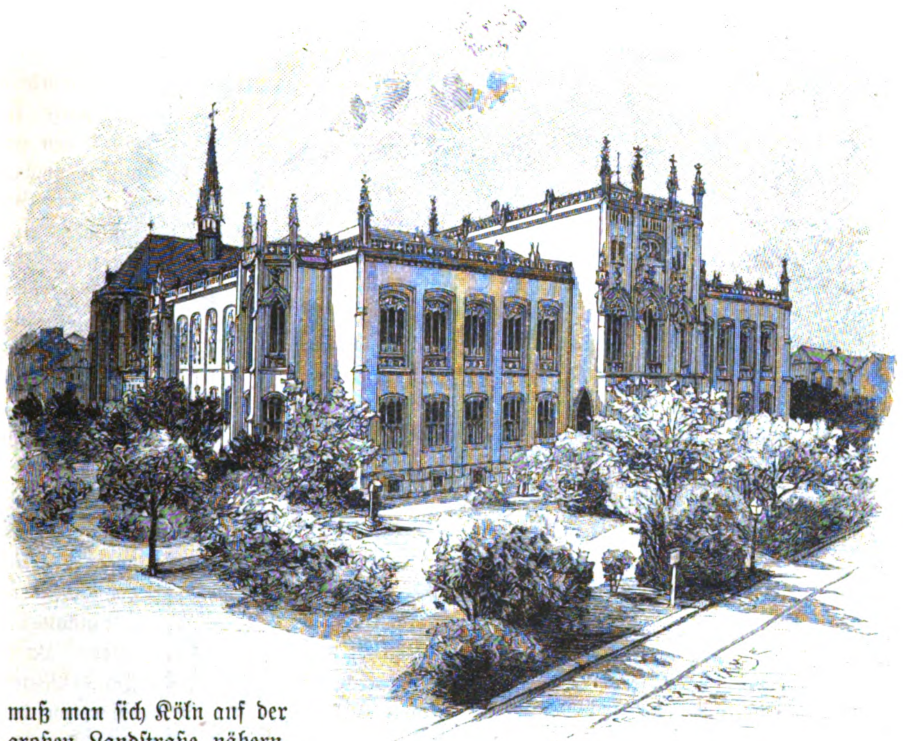
des Mittelalters gerächt, kommt 1794 die politische Überschwemmung, die Stadt wird französisch. Noch sieht man heute vereinzelt französische Straßennamen, von neuem Anstrich fast verdeckt, über den neuen Schildern der Straßenecken. Das ist auch fast das einzige Überbleibsel der Fremdherrschaft. Von Kirchen-Bauten wußte sie nichts, die Domruine benutzte man zu Magazinzwekken, allerorten wurde verwüstet, was nicht vermöge alter, eiserner Struktur völlig unverwüstlich war. Als letzte Phase dieser langen Geschichtsentwickelung beginnt 1815 die preußische Herrschaft. Eine militärische Festung wird aus der alten Bürgerfeste. Damit verlegt sich der Schwerpunkt vom Rheine fort nach der westlichen Außenseite. Wechseln auch wir jetzt den Beobachterposten.

Weit draußen in der Ebene, die sich vom linken Rheinufer aus zu der ersten blauen Hügelwelle des Vorgebirges erstreckt, zwischen Kartoffelfeldern, die nur hier und da eine große weiße Landstraße unterbricht, liegt Kölns riesiger Begräbnisplatz, der Friedhof von „Melaten". Gewaltthätig und zugleich nüchtern, wie die napoleonische Ära am Rhein war, hatte sie doch einen gewissen groben Sinn für Gesundheit. Aus diesem Sinne entsprang, neben anderen wertlosen Neuerungen in der alten Klosterstadt, die Verbannung der Totenstätte aus dem engeren Bereich der Mauern hier hinaus ins offene Land. Das Mittelalter, welches den Tod am liebsten recht sichtbar mitten im Leben vor Augen haben wollte, hatte bloß die unheilbar Kranken nach außen verwiesen; in „Melaten" steckt noch die Bezeichnung als Ort für die „Maladen". Heute ist der herrliche grüne Park bereits eine Stätte weihevoller Erinnerungen, zahlreiche treffliche Denkmäler ragen zu den rauschenden Zweigen auf, darunter ein besonders bedeutsames der Geistes-



Der Gürzenich.

brüder Wallraf und Richartz, denen die Stadt ihr Museum äußerlich wie innerlich verdankt. Von dieser Totenstadt aus muß man sich Köln auf der großen Landstraße nähern, um ein Gesamtbild seines lebendigsten Teiles, seiner „Neustadt“, zu gewinnen. Anfangs liegt es da vor dem Panorama wie ein ungeheurer grüner Kraterrand, über den nur ein paar Hauptkirchen, Gereon, Aposteln, Mauritius, ganz fern in lichtem Blau die Domtürme in vollkommener Frontstellung, herüberschauen. Das ist die neue Umwallung, das Werk der letzten Jahre, die zweite und eigentliche „Preußenmauer“, nachdem die erste (in den vierziger Jahren vollendet) nur die alte Bürgerwehr des sechzehnten Jahrhunderts in ihrer Weise militärisch vervollständigt hatte, ohne den Bedürfnissen der unter dem einköpfigen Adler jäh auftretenden Vermehrung der Bürgerzahl Rechnung zu tragen. Die Landstraße schneidet diese Enceinte in ganzer Breite, ohne das Hemmnis eines engenden Thores, wie es bei jener früheren Mauerlinie in altertümlich-unbequemer Weise der Fall geblieben war. Unmittelbar dahinter öffnet sich der schönste Ausblick auf die „Ringfront“ der Stadt, die neue Front, deren Beherrscher nicht mehr das Giebelhäuschen und über dem Spitzdach der mehr oder minder kunstvolle Kirchenbau sind, sondern das riesige moderne Boulevardhaus, mit möglichst vielen Etagen, mit kleinem Dach, aber allen Arten von Balkonen, Erkern und Nischen, mit großen Spiegelscheiben und mit der grellen Farbenmosaik der bunten Ziegel, die einem Vertreter der alten Kunst fremd, vielleicht auch wenig schön vorkommen würde. Noch trennt Wall und Stadt ein letztes, enger und enger zusammenschmelzendes Streifchen Kartoffelacker, so rasch hat die wachsende Riesin ihre Glieder nicht deh-



Das Wallraf-Richartz-Museum.

nen können, aber die Tage des ländlichen Idylles sind bereits gezählt. Ungeheure Summen stecken in dieser Neustadt. Der verwendet. Das war zu Beginn der achtziger Jahre. Jetzt, da das Jahrzehnt zu Ende, sind allerdings bereits für



Der Altemarkt mit der Rathausfront.

Ankauf der alten Festungswerke kostete die Stadt allein zwölf Millionen Mark, weitere zwölf wurden auf die Abtragung und die Verschönerung der Ringstraßen zwanzig Millionen Grundstücke verkauft, die Sache scheint schließlich noch zu einem sehr guten Geschäfte sich zu gestalten! Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen,



Die Rathauslaube.

seine Jugend verlebt hat im „alten“ Köln mit seinen grauen, epheuumrankten Mauern, seinen stockfinsteren Thoren, seinem grünen Festungsgraben, seinem Glacis, das sich wie ein wilder, zu Nachtstunden höchst unsicherer Busch um die verwitterte Festung zog, und an der Stadtseite mit seiner entsetzlichen Wall-

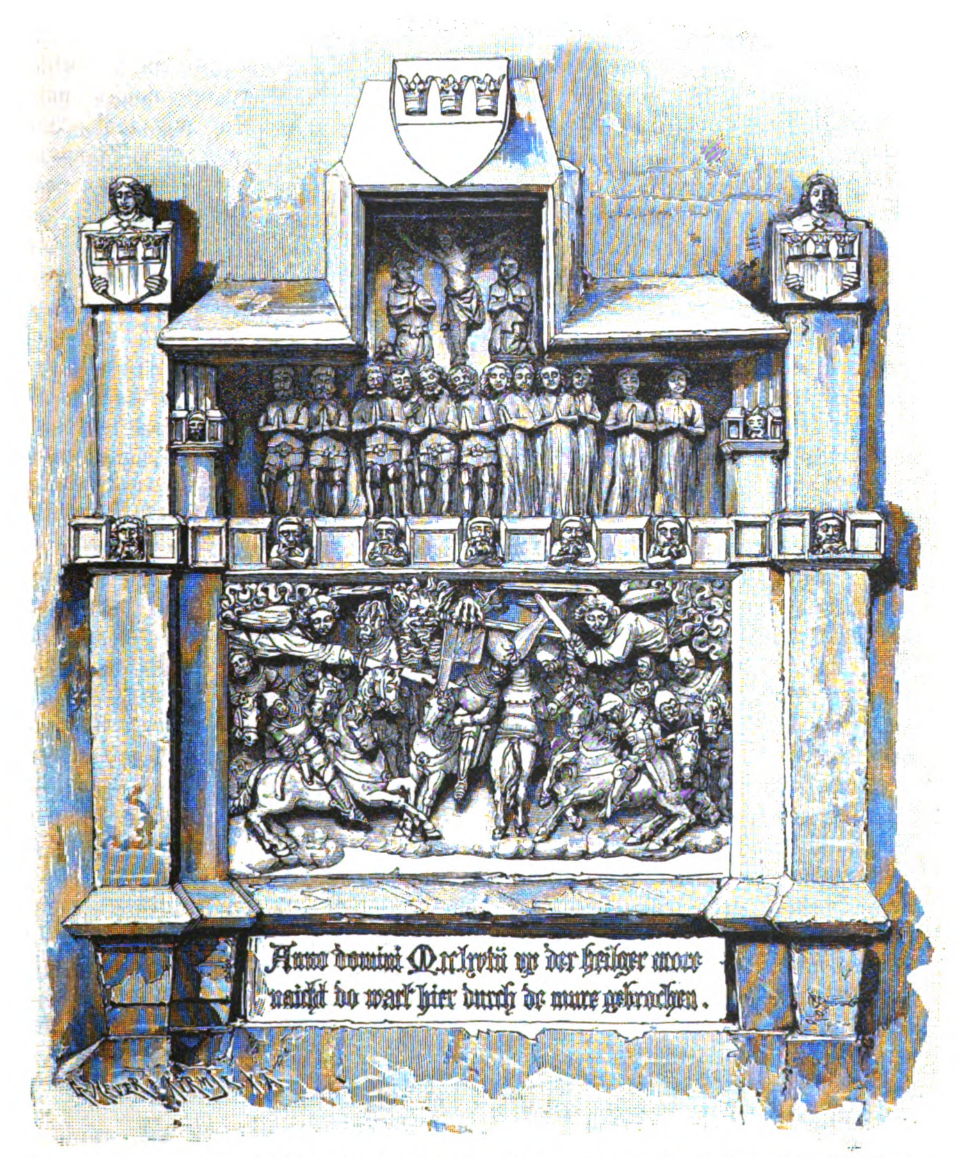
gasse, die recht eigentlich physisch und moralisch die Kloake des eingezwängten Häuserwirrsals darstellte, der findet sich kaum zurecht in dieser lichten Schöpfung.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten dieser letzteren, daß sie absichtlich ein paar Spuren der älteren Welt mitten in ihrem Glanze hat bestehen lassen, allerdings erst, nachdem sie auch sie etwas sonntäglich aufgeputzt hatte. Wer von Melaten kommt, läuft geradeswegs auf einen dieser Merksteine los. Mitten aus der bunten Boulevardlinie heraus hebt sich ein wunderlich derber Bau, das alte Hahnenthor. Als die Stunde für die mittelalterliche Mauer geschlagen hatte, entspann sich zwischen den Baukundigen und Gelehrten Kölns, den Kindern des Tages und den Freunden der Vergangenheit, ein erbitterter Federzwist über die ebenfalls dem Abbruch geweihten Thore. Kleinodien der Kunst nannten die einen sie, die anderen altes Gerümpel, das ohnehin im Einsturz begriffen sei. Der Kölner Faschingswitz schlug vor, die Löcher im Museum zu konservieren, das Mauerwerk aber zu beseitigen. Schließlich siegte die Archäologie, und wie Rom sein Forum, so behielt Köln wenigstens einige seiner wichtigsten Thore, allen Pferdebahnen mit ihrem neuzeitlichen Geklingel, welche daran hinsausen mußten, zum Trotz. Wie das Hahnenthor heute dasteht — restauriert bis in jede Einzelheit hinein, gereinigt von der traditionellen Schmutzdecke, von lichtgrünen Anlagen freundlich sich abhebend, mit seinem kolossalen schwarzen Basalt-Unterbau, seinen niedlichen Bogenfensterchen in der obern weißen Wand, im Inneren zum städtischen Geschichts-Museum umgewandelt — ist es eine Perle der Ringstraße, jeder Einwand ist lange verstummt. Nicht weit davon ist ähnlich ein Stück der Mauer selbst erhalten worden, mit den alten, herrlichen Bäumen am Grabenrande, mit einem historisch merkwürdigen Denkmale, der sogenannten Ulrepforte, in der Wand. Eine danach benannte uralte Windmühle, die in die erste Festung mit hineinverbaut

Das Hahnenthor.

worden war, ist in ein Restaurant verwandelt worden, das in dieser Vermischung des Ehrwürdigen und Pro-

wildromantisches Schloß mit hängenden Gärten umgestaltet worden. So ist nichts vergeudet, wie bei einem köstlichen alten



Bei der Stadterweiterung erhaltenes Stück der alten Mauer mit dem Denkmal an der „Ulrepforte“. (Erinnerung an den Überfall der Kölner durch die Erzbischöflichen 1268.)

fanen, des Mittelalters und der bierfröhlichen Neuzeit unter allen Wirtshäusern der Welt seinesgleichen sucht. Wieder eine andere Turmecke, die sogenannte Bottmühle, ist als Privatbesitz in ein

Fasse ist jeder noch genießbare Tropfen aufgefangen und verwertet worden. Die mehrfach glücklich erhaltenen alten Bäume geben der jungen Straße ein gereiftes Ansehen, als stände sie seit hundert Jah-

ren am Fleck. Es that allerdings not, daß von diesen Bäumen gerettet wurde, was zu retten war. Denn die neue Enceinte hat ein böses Opfer gefordert, den größeren Teil des städtischen Gartens, einer segensreichen Schöpfung, die einer Stadt Bedürfnis war, welche so weit von allen Wäldern entfernt in der nackten Ebene liegt. Eins der wertlos gewordenen inneren Forts der alten Festung ist zwar sofort mit seiner ganzen Umgebung zu einem „Volksgarten" ausgestaltet worden, aber wie lange wird es dauern, bis diese Anlagen zu schattenspendendem, luftverbesserndem Blätterdache emporgediehen sein werden!

Der neue Festungsring, der Köln umgiebt, ist keine endgültige Schranke, sondern zweifellos nur eine Station. Schon klagt man, daß die außerhalb gelegenen Vorstädte, die nach neuer Bestimmung zur Gemeinde Köln gehören, für den Kriegsfall schlimm gefährdet sind. Wenn Köln auch in Zukunft Festung bleibt, so wird über kurz oder lang der grüne Kanonenwall abermals wandern müssen, die Stätten seiner Mauern umgürten dann die Altstadt wie Jahresringe, an denen sie ihre Jahrhunderte abliest. Immer aber und auch dann noch wird das eigentliche Wahrzeichen der Stadt, die blaue Doppelspitze des gotischen Riesendomes, allbeherrschend über dem Ganzen heraufragen. Je weiter man in die Ebene hinauswandert, desto höher scheinen die Türme dieses einzigen Denkmales emporzuwachsen, von den zackigen Trachythöhen des Siebengebirges, die ihre Gesteinkronen schon in früher Zeit eben an diesen Wunderbau der kunstgeübten Menschenhand haben abtreten müssen, wie von den kornschweren Hügelgeländen des bergischen Landes erscheint dem Auge als letzter Gruß der Stadt überhaupt bloß noch der Dom, eine zarte, wasserblaue Silhouette, unter welcher Altstadt und Neustadt nur mehr wie ein matter Rauchstreifen sich andeuten. Für das neunzehnte Jahrhundert hat Köln sein Programm reichlich erfüllt. Es lautete: Losreißen vom Mittelalter, Anschluß an die Kultur, die unter dem weich einschläfernden, romantischen Hall der hundert Kirchenglocken eingeschlummert schien in der alten Kunststadt. Der Schritt ist gethan worden mit Pietät gegen das Alte; ehe man das Schlechte des Mittelalters wegriß, hat man seine schlimmste Unterlassungssünde im alten Sinne erst noch gesühnt durch Vollendung des Dombaues; erst dann kam die Ringstraße und mit ihr der eigentliche Atem des neuen Geistes. In manchem ist dieser Geist unerbittlich, daran läßt sich nichts ändern. Schwerlich wird der Kölner Karneval, dieses echte wenn auch liebenswürdigste Kind der älteren Epoche, die fundamentale Umwälzung im großstädtischen Leben lange überdauern, der buntscheckige Dialekt, der heute noch für den Fremden ein Lexikon nötig macht, wird mehr und mehr seine Eigenart einbüßen, weltberühmte Dinge, wie das Kölner Hänneschentheater, das Kölner Fastnachtsgebäck, ja selbst das kölnische Wasser sind längst keine eigentliche Specialität des Ortes mehr, sie haben sich überallhin verbreitet und darüber ihren ursprünglichen Charakter auch in der Stadt selbst eingebüßt. An solche Dinge darf man sich nicht klammern, die nächste Generation wird sie schon gar nicht mehr vermissen, während sie den Nutzen des von uns Geschaffenen freudig genießt.





Guten Morgen Vielliebchen!

Eine Land- und See-Novelle

von

Johannes Wilda.



Es war ein köstlicher Abend gegen Ende des Monats Mai. Unter der gewaltigen blühenden Kastanie nahe der Veranda des alten Herrenhauses war der Tisch gedeckt; von ihm aus strahlte der Glanz der Lampen in den nächtigen Park, und um ihn saßen in lebhafter Unterhaltung van Rossems und ihre Gäste.

Neben der liebenswürdigen Frau van Rossem, nicht weit von dem alten Herrn, hatte Georg, als der ältere der beiden Marine-Offiziere, Platz nehmen müssen; ihm schräg gegenüber, inmitten der anderen Gäste, Nachbarn von den umliegenden Gütern, saß Wita, die Lieutenant Pauli zum Tischherrn hatte.

Georg, den kameradschaftlichst fühlenden Menschen, überkam eine nicht ganz kameradschaftliche Empfindung, wenn er beobachtete, wie gewandt der hübsche Pauli mit dem kleinen Sprühteufel scherzte, und zu seinem eigenen Unbehagen merkte er, daß er sich lebhaft anstrengen müsse, um nicht in eine Einsilbigkeit zu verfallen, welche seine gesellige Nachbarschaft keineswegs verdiente.

Äußerlichkeiten und immer Äußerlichkeiten, dachte er bitter, sind es, die selbst die besten Frauen bestechen; wie natürlich erst, daß ein leicht angelegtes Kind — leicht angelegt? Manchmal erschien sie doch ganz anders! Wie durfte er ihr zürnen, daß der schönere und jüngere Kamerad ihn ausstach? Wäre es überhaupt charaktervoll von ihm, wenn er, ein Mann von über dreißig Jahren, einem kaum siebzehnjährigen Mädchen mit dem Benehmen eines ernsthaften Bewerbers gegenübertreten wolle? Und doch —

„Herr Kapitän-Lieutenant Jasmund!“

Georg fuhr fast erschreckt aus seinen Betrachtungen auf. „Sie wünschen, gnädiges Fräulein?“

„Nichts von Bedeutung, ich möchte Sie nur um einen Tropfen von dem weißen Wein bitten, der vor Ihnen steht.“

„Aber gnädiges Fräulein!“ rief Pauli, auch nach der Flasche greifend, „das ist ja abscheulich von Ihnen: erst mir einen

Korb zu geben, unter dem Vorwande, nichts mehr trinken zu wollen, und dann sich an andere zu wenden, so daß ich der uneingeweihten Welt gegenüber als Vernachlässiger meiner heiligsten Pflichten dastehe!"

„Sie Ärmster!" entgegnete Wita trocken und nippte nach flüchtigem Dank an dem Wein, den Georg ihr etwas hastig eingeschenkt hatte. Doch schien sie Pauli jetzt durch doppelte Lebendigkeit im Gespräche entschädigen zu wollen, und Georg fand, daß sie keinen Blick mehr für ihn übrig habe.

„Sie behandeln den armen Jasmund manchmal etwas kühl," meinte Pauli, „Sie haben ihm eben kaum gedankt, und er ging doch so eifrig auf Ihren Wunsch ein."

Wita warf ihm einen schnellen, von ihm unbemerkten Seitenblick zu. „Ich behandele die Menschen, wie sie es verdienen."

„Gewiß, da haben Sie recht, der Jasmund hat zuweilen seine tiefsinnigen Momente, in welchen ihn die Außenwelt zu stören scheint, sonst aber ist er ein guter Kerl, allgemein beliebter Kamerad und dabei ein scharfer Kopf."

Über Witas Gesicht flog ein heller Schein. „So, ist er das? Ich kann es nicht so beurteilen, aber — was ich sagen wollte — Ihr Schnurrbart hat heute einen besonders wundervollen Trimm. Trimm ist doch die nautisch-technische Bezeichnung dafür, nicht wahr?"

Pauli lächelte geschmeichelt. Er hatte wirklich einen wunderschönen, weichen blonden Schnurrbart, der sein höchster Stolz war, und er merkte, daß Wita ihm trotz des Anflugs von Spott im Tone etwas Angenehmes hatte sagen wollen.

„Er hat auch viel Pflege und kunstvolle Behandlung gekostet," sagte er, wohlgefällig die welligen Spitzen ausziehend.

„Ach? Also haben die Herren der Schöpfung ebenfalls ihre Toilettenkünste? Das dachte ich gar nicht. Da bin ich lange nicht so eitel. Sehen Sie nur mein kurzes Haar. Eins, zwei, drei, fahre ich mit der Bürste drüber und da sitzt es."

„Und wie! Entzückend, gnädiges Fräulein! Es sieht auch viel pikanter aus als eine mächtige Auftakelung von Flechten, Blumen, Federn, und Gott weiß was sonst noch."

„Und besonders weil ich es trage? Nicht wahr, Herr Lieutenant, das dachten Sie doch eigentlich, obgleich Sie, der jeder Schmeichelei Abholde, sich nicht so geradezu ausdrücken wollten?"

„Auf Ehre, gnädiges Fräulein, weil Sie es tragen, ist es freilich doppelt reizvoll! Merkwürdig, wie fein bei einigen Damen das Gefühl ist für das, was ihnen steht, und bei anderen wieder gar nicht."

Um Witas Lippen spielte wieder ein ironisches Lächeln. „Sie denken wohl, ich sei doch eitel? So weit müßten Sie mich nun schon in dieser Zeit kennen gelernt haben, um zu wissen, daß ich eher das Gegenteil bin; Mama schilt mich gerade deswegen häufig aus. — Wissen Sie," fuhr sie fort, indem sie seinen goldgestreiften Uniformsärmel, vertraulich und keck nach Backfischsart, leicht berührte, „warum ich es so trage? Weil es so bequem ist! Ich kann immer noch fünf Minuten im Bett liegen bleiben, wenn ich geweckt worden bin, und es geniert mich nicht, wenn ich auf meinem Pony herumjage, oder im Boot segele, oder sonst umhertolle. Da kann ich beinah denken, ich wäre ein Junge. O, wie himmlisch würde das sein, wenn ich ein Junge geworden wäre! Aber wenn es nicht infolge des Nervenfiebers hätte geschehen müssen, würde Mama doch nicht gelitten haben, daß man mir es abgeschnitten hätte, und jetzt ist immer der Zank: Mama will, ich soll es wieder wachsen lassen, und ich will es nicht, partout nicht! Hab ich nicht recht?"

„Natürlich haben Sie recht; die Mamas sind gewöhnlich so für das schrecklich Ehrbare. Ich finde es auch viel hübscher, wenn die jungen Mädchen ein bißchen schneidig sind; fast alle Männer finden das."

„So, alle Männer? Ihr stummer Freund da drüben zum Beispiel auch? Der scheint mir oft ziemlich philiströse Ansichten zu haben.“

„Nun ja, so ein bißchen Philister ist er schon, darin sind wir grundverschieden. Er hat eine Vorliebe für barmherzige Schwestern, junge Lehrerinnen und dergleichen tugendsame Jungfrauen; wenn Sie ihn tüchtig ärgern wollen, dann müssen Sie ihm von Damenfechtübungen und Damenduellen vorschwärmen, oder gar — ich traue Ihnen diese Kunst der Jugend fast noch zu — auf einen Baum klettern.“

„Na, das Baumklettern werde ich nun schon bleiben lassen, obgleich ich — unter uns gesagt — es manchmal schrecklich gern thäte. Besonders beneide ich immer die Matrosen. Ich denke es mir himmlisch, so beim Sturm im Mast zu sitzen und sich wiegen zu lassen und von oben zu sehen, wie das Schiff mit den brausenden Wogen kämpft.“

„Ja, ja,“ erwiderte Pauli lachend, „so übel sieht das auch nicht aus, obgleich ich es denn doch vorziehe, in der Messe in einem bequemen Madeirastuhl meine Cigarre zu rauchen.“

„Ach, gehen Sie! Sie haben gar keine Poesie mehr! Ihre Schneidigkeit, an die Sie denken, die meine ich auch gar nicht; bei mir muß immer Poesie dabei sein. Sehen Sie, ist das nicht poetisch?“ Sie warf den zierlichen Kopf in den Nacken und blickte mit ihren beim Lampenlicht ganz schwarz erscheinenden Augen in die duftende Kastanie, von deren weißen Blütenkerzen einzelne Blätter auf die Tafel gefallen waren. „Wie zart grün die überhängenden Blätter schimmern, nicht wahr? Wie tiefblau dagegen der Nachthimmel erscheint!“

„Ja ja, ganz nett, sogar famos; da müßten Sie aber erst einmal die Nächte in den Tropen kennen lernen, die sind so zu sagen Nächte für Götter, nicht für gewöhnliche Sterbliche.“

„Empfanden Sie das so tiefgehend?“ fragte Wita, das „Sie“ einigermaßen zweifelhaft betonend.

„Warum nicht? Trauen Sie mir denn absolut keine zarteren Regungen zu? Natürlich muß die Bowle auf dem Achterdeck dazu kommen, um den Genuß vollständig zu machen.“

„Dachte ich's doch,“ sagte das junge Mädchen und streckte ihre kleinen Finger, durch welche das Licht rosig hindurchschimmerte, gegen die Lampe aus, um einem weißen Nachtschmetterling das Eindringen in die versengende Lichtquelle zu wehren. „Das arme dumme Tier! Wenn man ihm doch klar machen könnte, daß es in sein Verderben stürzen will.“

„Ein Symbol der bedauernswerten Männerwelt,“ meinte Pauli empfindungsvoll.

„Ist diese Betrachtung ein Ausfluß Ihrer poetischen Stimmung?“

„Sie sind ja heute abend von einer abscheulichen Härte gegen mich armen Seefahrer.“

„Durchaus nicht, ich ärgere mich nur über Ihren schweigsamen Herrn Kameraden; ich sehe, Mama kann gar nichts mit ihm anfangen. Aber sagen Sie es ihm, bitte, nicht wieder, hören Sie! Sonst werde ich schrecklich böse auf Sie! Er verdient es, daß er einmal bestraft und gründlich geärgert wird, nicht wahr? Ich will es mir doch überlegen, ob ich Ihren mir vorhin erteilten kameradschaftlichen Wink nicht bei günstiger Gelegenheit befolgen kann.“

„Versuchen Sie es nur,“ pflichtete Pauli vergnügt bei. „Es wird zu seinem Besten dienen, also ein Wink so kameradschaftlich wie möglich; aber Diskretion gegen Diskretion, gnädiges Fräulein!“

Der alte Herr van Rossem klopfte an sein Glas. Eine Pause entstand im wirren Geräusch des Lachens, Plauderns und der Handhabung der Tafelgeräte, so daß das Plätschern des nahen Springbrunnens laut ertönte und sogar das dumpfe regelmäßige Branden der See hörbar ward.

„Meine werthen Gäste,“ begann der stattliche Gastgeber, nachdem er sich langsam erhoben und die vorgesteckte Ser-

viette abgelegt hatte, „Sie wissen es fast alle, daß gemeiniglich an meiner Tafel feierliche Reden von mir nicht gehalten werden“ — hier warf Wita dem Papa einen lustigen Blick zu — „heute muß ich indessen eine Ausnahme machen. Durch Zufall habe ich nämlich erfahren, daß wir die Ehre genießen, ein Geburtstagskind unter uns zu beherbergen.“ Georg sah höchst überrascht auf; wer in aller Welt konnte das verraten haben? Vielleicht steuerte der Redecours des alten Herrn noch auf eine andere Person im Kreise zu. „Ein Geburtstagskind, meine Herrschaften, an dem ich besonderen Anteil nehme, weil es dem Stande angehört, welcher mir — vielleicht eine Folge meiner Nachkommenschaft aus der niederländischen Seefahrerfamilie van Rossem — so lieb und geehrt ist, daß ich aus der Art Geschlagener meinen einzigen Sohn doch wieder in die Fußstapfen der Väter treten ließ. Obendrein aber sehe ich in jenem Geburtstagskinde meinen willkommenen Gast, und so kann ich wirklich nicht umhin, entgegen meiner sonstigen Gepflogenheit, einen höchst solennen Toast zu reden. Doch um es kurz zu machen: Sie sehen, unser verehrter Herr Kapitän-Lieutenant Jasmund ist schon ganz rot geworden, weil er ein ebenso bescheidener Mensch wie kerniger Seemann ist, weshalb wir ihn auch alle schätzen gelernt haben, seitdem die Vermessungsarbeiten Sr. Majestät Kanonenboot ‚Blitz‘ zur Freude von uns Strandleuten wiederholt zu längerem Aufenthalt in unsere Bucht führten. Ich möchte Sie deshalb bitten, mit mir anzustoßen auf das Wohl unseres Geburtstagskindes, des jungen hoffnungsvollen Kommandanten Sr. Majestät Vermessungsfahrzeugs ‚Blitz‘. Herr Kapitän-Lieutenant Jasmund, er lebe hoch!“

Und „hoch, hoch!“ erscholl es, und die Gläser der sich zu Georg herandrängenden Gäste stießen kräftig an das seinige, denn er hatte es in der That verstanden, trotz seines ruhigen Wesens, zum Teil aber gerade wegen desselben, sich in den Wochen seiner Anwesenheit unter den Familien der Gutsbesitzer außerordentlich beliebt zu machen.

Georg nahm die Glückwünsche freundlich lächelnd an. Im Anfang war er fast ein wenig ärgerlich gewesen, weil es seiner Natur widerstrebte, sich feiern zu lassen, allein die biedere Herzlichkeit seines Wirtes, das Bewußtsein, daß der schwer reiche Rittergutsbesitzer gar kein Interesse daran haben konnte, ihn für die an Jahren so viel jüngere Tochter zu gewinnen, ließen ihn doch rasch dazu gelangen, die kleine Ovation so aufzunehmen, wie sie gemeint war. Er dankte mit einigen kurzen, eindrucksvollen Worten und brachte sein Glas der Familie van Rossem.

Als Wita mit ihm anstieß, war es ihm, als ob das wilde, kecke und ihn oft verletzende Wesen des jungen Mädchens, welches von der gesamten Umgebung auch durch ihre zeitweilig und plötzlich eintretende schroffe Gleichgültigkeit gegen ihn eine Ausnahme machte, nie vorhanden gewesen. Er sah ein bescheidenes, ja verlegenes Kind vor sich, das ganz eigen, wie um Verzeihung bittend, mit seinen dunklen Augen zu ihm aufschaute.

„Sie haben die kleine, gelegentliche Ansprache doch nicht übel genommen, Herr Kapitän-Lieutenant?“ fragte Frau van Rossem im herzlichsten Tone, als sie den ernsten, nachdenklichen Ausdruck bemerkte, der wieder auf Georgs Mienen gebreitet lag. „Mein Mann hält wirklich so viel von Ihnen.“

„Ei, Gott bewahre, gnädige Frau! Im Gegenteil; ich fühle mich unwürdig einer solchen Bevorzugung. Wie in aller Welt haben Sie das Datum aber erfahren?“

Über Frau van Rossems Gesicht spielte ein anmutiges Lächeln, als sie mit leichter Neigung des Kopfes und etwas emporgezogenen Augenbrauen entgegnete: „Den eigentlichen Verräter darf ich Ihnen nicht nennen, nur so viel will ich Ihnen sagen, daß in Maxens Stube eine Marine-Rangliste liegt, in welcher ja die Geburtstagsdaten verzeichnet sind.“

Georg lachte. „Ach daher! Da ist

das Rätsel allerdings schleunig gelöst." Er hätte zu gern erfahren, wer die Nachforschung in der alten Liste gehalten, aber er getraute sich nicht weiter zu fragen, er fürchtete die Zerstörung eines plötzlich in ihm auftauchenden freundlichen Gedankens. „Kommt Ihr Herr Sohn bald wieder zurück, gnädige Frau?"

„Ja, ich denke morgen früh, bis dahin soll ihn der Onkel loslassen, denn die letzte Zeit seines Urlaubs muß er doch noch bei uns bleiben. Mir ist es ohnehin schwer geworden, von den wenigen Tagen seiner Gesellschaft noch einige herzugeben; gerade jetzt, wo er voraussichtlich zwei Jahre von uns fort soll. Ach, es ist doch schrecklich in Ihrem Berufe, so lange und unter den gefahrvollsten Verhältnissen von den Lieben getrennt zu sein!"

„Ja, und kein dem Berufe Fernstehender kann dies ganz ermessen. Das Schlimmste aber tritt erst bei der Verheiratung ein. Sie werden unter Marine-Offizieren bei scheinbarer körperlicher Rüstigkeit oft einen vor der Zeit müden, resignierten Gesichtsausdruck beobachten können, welchen in anderen Berufsarten die harte Lebensschule nur seltener auf früher fröhlichen und übermütigen Zügen herausbildet."

„Aber um Gottes willen, Herr Kapitän-Lieutenant! Sie machen mir ja ganz angst und bange meines Jungen wegen, das ist ja schrecklich, was Sie da andeuten!"

Georg sagte sich, daß seine Worte, wenn er zu einer in Aussicht genommenen Schwiegermama hätte reden wollen, eine schlechte Reklame gewesen sein würden. Allein er strebte gerade ihr jeden Verdacht zu benehmen, als hege er den Gedanken, ihr jemals in dieser Weise nahe treten zu wollen; und jetzt schien ihm eine Gelegenheit hierzu. Er befand sich trotz der heiteren Gesellschaft in einer trüben Stimmung und empfand ein inneres Bedürfnis, dieser dadurch Luft zu machen, daß er augenblicklich gegen irgend etwas in vollstem Einklang mit seinen innersten Gefühlen Klage führen konnte. Er suchte aber doch zu beruhigen, zumal ihn der erschreckte Ausdruck in dem guten Gesicht der liebenswürdigen Wirtin Reue über seine Worte empfinden ließ.

„Nun, es ist ja nicht immer so schlimm, gnädige Frau. Manche frische und vielleicht ehrgeizige Naturen kommen über die Mißlichkeiten leichter hinweg und haben es nie bereut, ihr Leben der Marine gewidmet zu haben. Wem das Glück hold dabei ist, der hat ja einen so männlichen und ehrenvollen Weg beschritten, seinem Vaterlande zu nützen, wie nur einer!"

„Gewiß!" fuhr Frau van Rossem fort, „und Max ist ja jetzt schon mit der See vertraut und handhabt sein Boot wie ein alter Kapitän. Er wird seine Carriere machen, davor ist mir nicht bange. Ich freue mich sehr darauf, daß Sie ihn morgen kennen lernen werden, mein Junge wird Ihnen später ein guter Zögling sein, dessen bin ich sicher."

Man war beim Nachtisch. Die Krystallschalen wurden herumgegeben, gefüllt mit Gravensteiner Äpfeln und Nüssen, mit Apfelsinen, Krachmandeln und Traubenrosinen.

„Suchen Sie nach einem Vielliebchen, gnädiges Fräulein?" fragte Pauli, als Wita mehrere Mandeln in kritischer Wahl an sich nahm.

„Ja," erwiderte sie, einige an ihrem Ohr schüttelnd, „aber ich rate Ihnen nicht, eins mit mir zu essen, ich gewinne immer."

„Da geht's Ihnen wie Jasmund!" rief Pauli und brachte sich dadurch um das erhoffte Vergnügen, den die Vertraulichkeit zwischen zwei Herzen begünstigenden Wettstreit mit ihr einzugehen, denn kaum hatte er's gesagt, so fragte seine kecke Nachbarin zum älteren Offizier hinüber:

„Ist das wahr, Herr Kapitän-Lieutenant, daß Sie mir eine solche Konkurrenz machen?"

„Was soll wahr sein? Worin mache ich Ihnen Konkurrenz, gnädiges Fräulein?"

„Sie sollen immer beim Vielliebchen-essen gewinnen, während auch ich auf diesen Ruhm stets Anspruch erhoben habe.“

„Na ja,“ rief Pauli dazwischen, „er ist ein sehr besonnener Herr, der nicht leicht zu überrumpeln ist, seine ganze Kammer ist schon voll von Trophäen, welche in dergleichen Affairen errungen wurden.“

„Dann müssen wir die Championschaft notwendig zwischen uns zur Erledigung bringen,“ erklärte Wita. „Herr Kapitän-Lieutenant, ich sehe, Sie bekunden starke Furcht, besiegt zu werden, da Sie gar nicht einmal unter Ihren Mandeln suchen, während ich in der denkbar eifrigsten Musterung begriffen bin —“

„Um dabei dennoch ein schlechteres Resultat zu erzielen als ich, denn sehen Sie, hier ist bereits ein Doppelkern.“

„Ei!“ rief Wita überrascht, und die Mißtrauische spielend, bat sie ihren Nachbar: „Überzeugen Sie sich doch zuvor, Herr Lieutenant Pauli, ist es eine ehrliche Zwillingsmandel und kein heuchlerisches Fabrikat aus zwei einander fremden Früchten?“

„Vollständig ehrlich, gnädiges Fräulein, dem Charakter meines Herrn Vorgesetzten gemäß.“

„Schön; also auf ‚guten Morgen Vielliebchen‘ beim ersten Wiedersehen! Gilt es, Herr Kapitän-Lieutenant?“

„Mir durchaus angenehm, gnädiges Fräulein.“

Beide verzehrten ihre Mandeln, dann klatschte Wita in die Hände:

„Ich habe eine herrliche Idee, ich freue mich schon darauf, wie glänzend ich Sie schlagen werde!“

Georg strich lächelnd seinen langen Bart.

„Vielleicht,“ sagte er ruhig, „aus bloßer Galanterie falle ich aber nicht zum Opfer.“

„O, das ist auch gar nicht erforderlich; ich werde den Sieg aus eigener Thatkraft und so regelrecht erringen, daß Sie beschämt und willenlos Ihre sämtlichen Segel werden vor mir streichen müssen. — Ach, da haben wir noch eins! Das essen wir beide zusammen, Herr Lieutenant Pauli, aber dieses Mal auf Geben und Nehmen!“

Pauli pflichtete bereitwilligst bei, und es begann zwischen beiden ein kindlich-neckendes Spiel gegenseitiger Überlistung, bei welchem Georg sich als Zuschauer überflüssig fühlte, weshalb er sich wieder zur Unterhaltung mit Frau van Rossem und seiner Nachbarin an der Linken zurücklehnte.

Selbstverständlich verlor der höfliche Pauli, und als Abschlagszahlung auf das Geschenk pflückte er eine Kastanienblüte und überreichte sie Wita, die halb seine Hilfe gewähren ließ, als sie den Blumenschmuck an ihrem Kleide befestigte.

Nach Aufhebung der Tafel schickte sich die Gesellschaft an, einen Gang durch den schweigenden Park zu machen. Wita schritt an Paulis Arm einher; Georg führte keine Dame, da Frau van Rossem die Dienerschaft beim Wegräumen des Porzellans und des Silbergeschirrs beaufsichtigen wollte und zurückblieb.

— — — — — — — — — — — — —

O wie war die Nacht entzückend! Das Wasser plätscherte, die Blumen dufteten und die lachende und plaudernde Gesellschaft schritt unter dem Kastaniengang entlang, den eine einzige Reihe der prächtigen Bäume, mit ihren im Bogen den Weg überspannenden mächtigen Ästen, mehr noch als eine regelrechte Allee beschattete; zu beiden Seiten neigten sich die Zweige bis zum Erdboden, hier das Gras am Wegsaume fast berührend und dort, in geringerer Spannung, am grabenartigen Abfall, auf dem mit vorjährigen braunen Blättern bedeckten Grunde oft fortkriechend wie Wurzelwerk. An einzelnen Lücken war der Weg vom Mond beschienen, auf den anderen Strecken aber auch noch genügend hell und jenseits auf der Rasenfläche, mit dem aufsteigenden, träumerisch umschleierten Wald dahinter, hoben sich die Baumgruppen in ihren Schattenpartien schwarz vom bestirnten Nachthimmel ab. Eine gewölbte hölzerne

Brücke führte über den kanalartigen Abfluß des Teiches. Die weißen geschlossenen Wasserrosen leuchteten auf ihm und die Kanalufer waren mit ungeheuren gestielten Blättern dicht bewachsen, unter deren hellen Oberflächen zwischendurch tiefes Dunkel lag. Der Duft von trocknendem Grase drang herüber und der Nachtgesang der Frösche aus den Wiesen, und jetzt, nur durch einen Lattenzaun getrennt, stieß eine Koppel an den Park; wellenförmig dehnte sie sich weit hin bis zu den umgrenzenden Buschhecken.

Hin und wieder standen knorrige Eichen vereinzelt auf dem Plan, die meisten aber auf dem Hügel, welcher sich in dessen Mitte wölbte: ein Hünengrab, von dem aus man die See erblicken konnte. — Die Kühe waren schon im Freien. Einige Hundert mochten es sein, von denen manche rupfend im Mondschein grasten, während ihre Glocken leise dazu erklangen; andere schliefen, oder lagen in bequemer Ruhe wiederkäuend da.

Nun kamen einige junge Pferde an den Zaun herangetrabt, halb neugierig, halb furchtsam die Gesellschaft begleitend, oder mit einem plötzlichen Ansprung in kurzem Galopp wieder fortjagend, prächtige Geschöpfe aus hannoverschem Blut.

„Komm, komm, Ajax, alter braver Junge!" rief Wita einem etwa zweijährigen Schimmelhengst zu, dessen glatte, feine Haare wie Silber im Mondlicht glänzten.

Mit schlagendem Schweif und schnaubenden Nüstern kam Ajax, der seine Herrin vortrefflich zu kennen schien, heran. Er schnoberte an ihrer ausgestreckten kleinen Hand und schien enttäuscht, nichts darin zu finden.

„Sehen Sie sich doch auch einmal das Tier an, Herr Kapitän-Lieutenant, ist es nicht herrlich?" Als Georg, der ein wenig zurückgeblieben war, auf ihre Worte rasch herantrat, bekam Ajax einen Schreck, machte eine Volte und jagte davon, in weiterer Entfernung dann stehen bleibend. Alles Schmeicheln und Befehlen Witas nützte nichts, er wollte sich nicht wieder nähern.

„Warte, dann hol ich dich, Eigensinn!" rief sie, und ehe die Umstehenden sich dessen recht versahen, hatte sie ihre Kleider aufgerafft, sich mit der rechten Hand auf den an dieser Stelle ziemlich niedrigen, ihr aber doch bis fast zur Hüfte reichenden Zaun gestützt und mit einem Sprung war sie drüben. Das war für eine Dame, die nicht das Akrobaten-Handwerk trieb, ein erstaunlicher Sprung, kräftig, graziös und nicht unsittsam, weil die ganze Bewegung zu rasch vor sich ging. Diejenigen, welche Wita länger kannten, waren solche Streiche an ihr schon gewohnt und lachten darüber; Pauli schrie „Bravo, Bravo!" und klatschte in die Hände, während bei Georg das Gefühl des Mißbehagens überwog. Wenn sie nun mit den Kleidern hängen geblieben und hingeschlagen wäre, wie häßlich würde das ausgesehen haben!

Ajax stand wie gebannt, als Wita in ihrem aufgerafften Gewande langsam, mit wieder vorgestrecktem Arm, auf ihn zuschritt; nur sein prächtiger Schweif war in Bewegung. Ruhig ließ er sie an sich herantreten und seinen Rücken, die Flanken und den edel geformten Hals klopfen. Dann griff sie in seine Mähne und führte den sanft gehorchenden Hengst an die Gesellschaft heran.

Die Bewunderung war allgemein; sie galt vielleicht nicht nur dem schönen Pferde allein, sondern der ganzen Gruppe, ihm und dem neben ihm stehenden schlanken, eigenartigen Mädchen. Wita neigte sich Georg zu: „Nun, Sie sind ja wieder stumm, Sie haben wohl kein Interesse an Pferden!"

„O doch! ich bin empfänglich für alles, was schön ist; aber wo so viele andere ihren Beifall zollen, sehe ich mir die üblichen Ausdrücke vor dem Munde fortgenommen und schweige, ohne es zu wollen."

„Ach, Sie sind langweilig!" rief sie halblaut und gab Ajax einen unvermuteten Schlag auf den Rücken, daß das Tier

wiederum einen erschreckten Seitensprung machte und dann, häufig ausschlagend, bis hinüber zum Hünengrab galoppierte. Wita aber war, wie noch aller Augen ihm folgten, schon im Rücksprung begriffen; doch vom tieferen, weicheren Abschwung aus gelang derselbe ihr unvollkommen, sie stieß mit dem Fuß gegen die obere Latte an und wäre vor der Gesellschaft zu Boden gefallen, wenn nicht Georg, der jede ihrer Bewegungen beobachtete, sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Gott sei Dank!“ sagte er leise.

Sie stand schnell wieder auf ihren Füßen. „Ich danke Ihnen; warum aber Gott sei Dank? Was wäre denn dabei gewesen, wenn ich auch hingefallen wäre?“

„Ich kann es nur schwer vergessen, wenn ich jemanden in einer Situation gesehen habe, die geeignet ist, ihn —“

„Was ihn?“

„Ich hatte eben ein schönes Bild gesehen und ich freute mich, Fräulein Wita, daß es nicht durch ein minder schönes verdrängt wurde.“

Seine Stimme klang so ernst und doch innig. „Fräulein Wita“, das hatte er auch noch nie gesagt. Die kecke Entgegnung, welche sie auf den Lippen hatte, verstummte. Es wurde ihr klar, daß sie etwas gethan, was ihren Wert in den Augen dieses Mannes herabsetzte; freilich in den Augen eines Mannes, über den sie sich immer ärgerte, der ein grämlicher Philister war, trotzdem er auch außerordentlich nett sein konnte, ein alter, alter Mann, bald so alt wie ihre Mama und doch — sie hatte noch nie einen Vorwurf so schmerzlich in ihrem Inneren empfunden als die ruhigen Worte von ihm, von dem sie gar zu gern noch einmal gehört hätte, daß er „Wita“ sagte. — Sie sah es mit Erleichterung, wie Pauli durch eine andere junge Dame in Beschlag genommen wurde; jetzt hatte sie doch vielleicht Zeit etwas zu sagen, um Georg wieder zu einer besseren Ansicht über sie zu bekehren. Schweigend nahm sie seinen Arm, als er ihr denselben bot, und hastig schritten sie der schon weiter gewandelten Gesellschaft nach.

Und nun erreichte man das Steinthal. Von den dichten Kronen alter Buchen überdacht, waren hier die ziemlich abschüssigen Hänge einer kleinen Thalmulde mit großen, moosbewachsenen Granitblöcken bedeckt. In der Sohle der Mulde rieselte ein Bach dahin und plätscherte unter den Blöcken fort und wieder über andere hinweg. Es war hier so dunkel, daß man den gewundenen Fußsteig und die hochgewachsenen Farnkräuter neben den Steinen nicht erkennen konnte; nur an der nach dem Freien zugehenden lichteren Seite schimmerten die weißlichen Buchenstämme. Vorsichtig stieg man hinab und nach Überschreiten des urwüchsigen, doch sicheren Steges jenseits hinan, wo nachtschwarzer Tannenwald stand, durch den der Pfad aber von oben wieder Licht empfing.

Als sie noch das kleine Thal durchschritten, zog Georg unwillkürlich Wita fester an sich, weil er fürchtete, sie möchte ausgleiten, und sie ließ es geschehen, obschon sie sich hier vertrauter fühlte als er.

„Hier waren Sie noch gar nicht, Herr Kapitän-Lieutenant?“ entschloß sie sich endlich zu sagen, nachdem beide bisher wortlos der Gesellschaft nachgeschritten waren.

„Nein, aber ich meine, ich hätte die Bekanntschaft dieser zauberhaften Örtlichkeit nicht auf eindrucksvollere Weise machen können als heute.“

„Sie ist wirklich zauberhaft. Denken Sie, so wild ich sonst bin, so ruhig kann ich hier sein. Das glauben Sie wohl gar nicht, nicht wahr? Ach, Sie können es auch wohl nicht glauben, aber es ist wirklich so, ich kann manchmal wieder ganz anders sein, als Sie mich gewöhnlich und namentlich vorhin sahen.“

Wie gern Georg das glauben wollte! „Sie sind ja auch noch so sehr jung, gnädiges Fräulein, und ich habe, glaube ich, nie das Talent besessen, junge Damen richtig zu beurteilen.“

Gnädiges Fräulein! Warum nannte er sie nicht wieder Wita?

Ja, auf der Zunge lag's ihm freilich, aber er drängte den vorhin entschlüpften vertraulichen Ausdruck gewaltsam zurück. Sie war ein Kind und es war dunkel hier, und er hatte die Pflicht, über sie zu wachen.

„Sie halten mich also nicht für unverbesserlich? O, das ist hübsch, da glaube ich auch an Ihre angebliche Talentlosigkeit nicht! — Sehen Sie, hier ist mein Lieblingsplatz auf einem der moosigen Steine, der wie eine Ruhebank geformt ist. Wenn draußen die Sonne brennt, dann ist es so kühl und friedlich hier. Wie ein Dom wölben sich die Buchen über mir, ich lausche dem Murmeln des Baches, sonst ist es hier ganz still, nur die Wildtauben gurren zuweilen drüben in den Tannen. Und einmal kam auch ein Reh von der anderen Seite aus dem Korn; langsam und vorsichtig schritt es herunter durch die Farne, über die Baumwurzeln und die Blöcke, und nun trank es und dann, als es den Kopf hob, sah es mich plötzlich und schaute mich mit seinen großen Augen an. Ich rührte mich nicht. Da trank es weiter und dann sah es mich wieder an, als ob es mir danken wollte, und ging langsam ins Feld zurück."

„Das muß ein liebliches Bild gewesen sein; gewiß hatten Sie auch Blumen im Haar?"

„Nein, obgleich ich damals noch mein langes Haar trug; aber in meinem Schoß lagen Kornblumen, Mohn und Kamillen und wilde Rosen, die ich vorher im Felde gepflückt hatte. Doch das hat mit dem Reh ja nichts zu thun."

„Ein wenig, denn ich dachte an das Gesamtbild."

„Sie lieben die schöne Gotteswelt gewiß auch, nicht wahr, Herr Kapitän-Lieutenant?"

„O sicher! ich liebe sie mehr als alles übrige, und wenn mir solch ein freundliches Naturbild entworfen wird, da faßt mich ein heißes Sehnen nach einem friedlichen stillen Aufenthalt am Lande wie nach einem verlorenen Paradiese."

„Aber unsere herrliche, großartige See, ist die denn nichts? Ich dachte, Sie seien doch mit Leib und Seele Seemann und Soldat?"

„Ja, und dennoch! — — Man kommt eben im Leben nie aus Zwiespältigkeiten heraus. Freilich sind dies Stimmungen, die morgen wieder durch andere verdrängt werden." — —

Mittlerweile hatte die Gesellschaft den Tannenwald durchschritten und man hatte sich wieder unter der Kastanie eingefunden, wo noch Bowle und Kaffee gereicht wurde. Darauf erhielten die Kutscher den Befehl anzuspannen, und eine Nachbarfamilie nach der anderen fuhr in guter Laune heimwärts. Als die Letzten verabschiedeten sich die beiden Marine-Offiziere, und van Rossems gaben ihnen das Geleit zum Strande, wo die Gig des Kanonenboots an dem Steg wartete.

Friedlich lag die weite See da, sanft, gedämpft und feierlich hörte sich das regelmäßige Branden an. Bis fern hinaus, an dem in beträchtlicher Strecke vom flachen Strande ankernden Fahrzeuge vorbei, glitzerte der breite Mondstreifen auf den leise sich überneigenden Wellen. Dahinter war es dunkel, da ging es ins Unendliche. Die schlanken, schrägen Masten und die Rahen des kleinen, scharfgebauten Kriegsschiffes und sein lichtgestrichener Schornstein waren hell beschienen; das brennende Staglicht erfüllte keinen anderen Zweck als den, der Vorschrift zu genügen.

Wita war wieder die alte. Sie scherzte ausgelassen mit Pauli, so daß Georg nicht zu dem Abschiede kommen konnte, den er sich als Abschluß zu den Minuten im Steinthale gewünscht hätte. Sie sah ihn nicht an und er fühlte nicht, daß ihre Finger den Druck der seinigen erwiderten.

„Denken Sie daran, daß Sie morgen ein Besiegter sein werden," rief sie ihm lachend nach einem flüchtigen „Gute Nacht" zu.

Ein Besiegter! Wie nahe war er

daran, es im anderen Sinne zu werden. Aber nein, er wollte es nicht, er besaß noch Festigkeit genug, diese Thorheit zu überwinden.

„Also morgen zur Speisezeit haben wir doch das Vergnügen, Sie wieder bei uns zu sehen, meine Herren?“ rief Herr van Rossem.

Die Offiziere nahmen die schon als selbstverständlich geltende Einladung dankend an.

„Kommen Sie nur nicht zu spät! Mein Junge stellt sich Ihnen — falls er früh genug eintrifft — vielleicht schon am Strande selbst vor,“ fügte Frau van Rossem hinzu.

Noch ein letztes Grüßen und „ab vorn!“ kommandierte Georg. Die Gigsgäste zogen die Riemen an, sich kräftig ins Zeug legend, und mit wachsender Geschwindigkeit flog das Boot über die gelinde wallende See.

Van Rossems standen noch eine Weile und lauschten dem Knarren der Riemen und dem gleichmäßigen Schlag derselben beim Eintauchen ins Wasser, dessen Tropfen von den Blättern herunterrieselnd dann und wann im Mondlicht blinkten.

„Es sind doch nette Menschen, diese Marine-Offiziere,“ meinte der Alte, „besonders der Jasmund, das ist ein Normalmensch. Nicht wahr, Frau?“

„Ja, ich freue mich darauf, daß sie beide aufs Kadetten-Schulschiff kommen. Es ist doch ein Trost, wenn man die Leute kennt, denen unser Fleisch und Blut anvertraut wird, und ich muß auch sagen, ich hätte zu keinem mehr Vertrauen gewinnen können — sie sind ja beide liebenswürdig — als zu Kapitän-Lieutenant Jasmund.“

Wita schritt stumm neben den Eltern einher.

„Nun, wer gefällt dir besser von den beiden, Hummel?“ sagte der alte Herr gemütlich.

„Ach, Papa! ich glaube — Lieutenant Pauli ist viel lustiger.“

„Und hat einen so bezaubernden Schnurrbart! Ihr Weiber laßt euch doch immer nur durch das Äußere bestechen; wir freilich nicht viel anders. Na, ihr beide seid euch ja in den Jahren näher und versteht euch besser, das ist ganz natürlich.“

— — — — — — — — — — — — —

„Doch ein schneidiges kleines Weib, die Wita, wie sie so mir nichts dir nichts über den Zaun sprang, was ich kaum noch fertig gebracht hätte,“ unterbrach Pauli das lange Schweigen im Boot.

„Sie sprechen ja in merkwürdig vertraulichem Ton von der jungen Dame,“ entgegnete Georg kurz.

Pauli musterte seinen vorgesetzten Kameraden scharf, dachte dann aber: Schweigen ist Gold. In wohlgefälliger stiller Betrachtung zog er seinen Schnurrbart durch die Finger, bis Georg mit einem knappen, aber genau abgemessenen Bogen die Gig längsseit des Kanonenboots schießen ließ.

Der junge Kommandant, der auf dem kleinen Fahrzeug, da sein Unterlieutenant plötzlich erkrankt und ausgeschifft worden war, selbst mit Wache gehen mußte, löste sofort nach dem Umziehen den gleichfalls Offizierswache gehenden Steuermann ab. Es war ihm auch lieb so. Er setzte sich auf die Gräting am Heck, legte den Kopf auf eine Taurolle und sah durch die Takelage zum gestirnten Himmel empor. Ob er wohl je an der Seite eines geliebten Weibes, deren Seele und die seine sich völlig verstünden, so zu dem erhabensten Zeichen der Allmacht und Liebe Gottes mit dankbarem, sehnsuchtbefriedigtem Herzen emporschauen würde? — Zum erstenmal wußte er ein weibliches Wesen, von dem er sich dies fast denken konnte, dann aber stiegen härtere Zweifel in ihm auf. War sie nicht doch oberflächlich? Wie durfte er hoffen, daß solch ein junges, wildes Geschöpf zu einem so sehr viel älteren Manne eine dauernde Liebe fassen konnte!

Dann stand er auf, lehnte sich über die Bordwand und blickte mit tiefer, tiefer Sehnsucht im Herzen nach dem Lande, wo hinter den schweigenden finsteren Baum-

massen das Herrenhaus liegen mußte. Nein, sie war doch liebenswert! Sie war doch nicht oberflächlich! Sie liebte ihn und er würde sie glücklich machen können! Fort mit dem Zagen und Entsagen, morgen sollten die Würfel fallen!

* *
*

Am nächsten Vormittage glühte die Sonne auf das Schloß und die angrenzenden Weiden und die im kräftigen Grün prangenden Getreidefelder herunter, und betrieb die Verwandlung der Park- und Waldfeuchtigkeit in unsichtbar emporsteigendes Wassergas jedenfalls auf sehr energische Weise.

Zum Thorhause leitete eine Eichenallee, und durch jenes gelangte man auf den geräumigen, teilweise gepflasterten Hof, der zu beiden Seiten durch langgestreckte und noch strohgedeckte Scheunen begrenzt ward, auf deren einer ein Storch mit hinten übergelegtem Haupt der im Neste befindlichen Familie eben ein wenig vorgeklappert hatte. Mit dem Thorhause parallel schloß im Hintergrunde das nur einstöckige, aber bei aller Einfachheit vornehm wirkende Herrenhaus den Hof ab. In der Mitte des letzteren erstreckte sich ein gutgehaltener Rasenplatz, welcher einen kleinen runden Teich umgab. Der Mannigfaltigkeit der Baumanpflanzung an diesem Küstenstrich entsprechend, erhob sich vor dem Hause eine Reihe alter Linden, von denen der Morgenwind einzelne Blätter und Reiser auf den sorgfältig geharkten Sand und die Kübel der die Rampe zierenden Orangenbäume herabgeweht hatte.

Nach dem Storchklappern war es fast ganz still auf dem Adelshofe geworden, dessen Bewohner sich zumeist zum sonntäglichen Kirchgange nach dem Pfarrdorf des Gutes begeben hatten. Nur hinter der Scheune rechts, dem Kuhhause, hörte man zeitweilig das Gackern einer Henne oder den Ruf eines Perlhuhns, und gelegentlich erscholl aus dem Pferdestall im Thorhause das Stampfen eines Hufes auf das Stallpflaster. Kein lebendes Wesen war zu sehen, außer einer weißen Pfauhenne, welche mit Gravität, in dem Gefühl ungestörter Sicherheit, über die Rampe schritt. Auch hinter den grünen heruntergelassenen Jalousien rührte sich nichts, der einzige Laut im keineswegs kleinen Bau drang aus dem vergitterten Erdgeschoß, wo ein Rasseln mit Gefäßen und ein leichter charakteristischer Geruch den Milchkeller verrieten.

An der Rückseite des Herrenhauses öffnete sich der Gartensaal auf eine mit Aristolochia bewachsene Veranda, die in einem wahrhaft entzückenden Flor von Topfblumen prangte. Von hier aus genoß man den Blick in den Garten und in den Park, zunächst auf den sanft geneigten Rasen, in dessen Mitte sich der Springbrunnen befand, und dessen Umkreis Teppichbeete und solche mit hochstämmigen Rosen schmückten, während der weiter umschließende Rahmen durch blühende Büsche und Bäume gebildet wurde, über denen, wie eine Domkuppel, sich die Krone der gewaltigen Kastanie hinweghob, worunter am Abend vorher die Tafel gestanden hatte. In der Ferne sah man die Bogenbrücke am Teich und Kanal, und dann verlor sich der Blick zwischen Bosketts, Wiesen und wundervollen Parkpartien.

Auf die Veranda trat ein anscheinend noch im Knabenalter stehender, aber schlank gewachsener junger Mensch heraus, in der Interimsuniform eines Kadetten der Kriegsmarine, das heißt im blauen Sergejakett mit der doppelten Reihe goldener Knöpfe. Die Goldstreifmütze saß ihm nach Seemannsart ein wenig im Nacken. Er sah sich wie forschend um und schritt dann rasch durch den Garten auf den Wald zu, durch den der Pfad in etwa zwanzig Minuten zum Strande führte. Lustig und unternehmend leuchtete es aus seinen schönen Augen, wenn er im Vorbeischreiten gelegentlich mit einer am Wege gefundenen Gerte klatschend gegen ein niedriger hängendes Blatt hieb oder einen ihm wohl

gar zu stolz emporschießenden Grashalm köpfte.

Am weißsandigen Strande, wo die blaue See in smaragdenes Grün überging und frisch brandend hin und wieder über die glatten tang- und muschelbewachsenen Steinblöcke spritzte, war es noch luftig und kühl, und in seiner Nachbarschaft wiegten die Wipfel des hohen Buchenwaldes mit gedämpftem Brausen hin und her.

Das elegante Mahagoniboot am Brückensteg, an dessen Steuerbrett in Goldbuchstaben der Name „Nixe" zu lesen war, tanzte lebhaft am gesicherten Platz auf und ab, und das Steuerruder, welches ein seine Gedanken nicht immer zusammenhaltender Fährmann auszuheben vergessen hatte, drehte sich klappernd in den Krampen des Achterstevens.

Der Kadett warf einen prüfenden Blick nach dem ankernden Kanonenboot, auf dem er die weißgekleideten Mannschaften eben erkennen konnte und von dessen Gaffel die reinliche Sonntagsflagge in farbigen Wellen flutete, während vorn auf dem Bugspriet die kleine Feiertagsgösch in der Brise flatterte. Pfeifend spitzte er die Lippen und begann dann gewandt die „Nixe" segelfertig zu machen, was ihm nicht viel Zeit kostete, da die Masten bereits aufgestellt waren.

— — — — — — — — — — —

An Bord des Kanonenbootes hißte man den Mittagswimpel, und die Leute, mit Ausnahme der Posten, setzten sich an die Backen zu der heute in besonders hochgespannter Erwartung begrüßten Mahlzeit. Leicht an der Ankerkette ruckend, stampfte das scharfe Fahrzeug ein wenig gegen die See, und an den Jakobsleitern der Backspieren rissen die ausgesetzten Boote, deren Flaggen auch aufgesteckt wehten, ganz tüchtig, wenn jeweilig eine größere schaumgekrönte Woge sich vor dem Schiffe brach und wieder empor und davon rauschte.

„Nun, was observieren Sie denn da, Pauli?" fragte Georg an Deck tretend, wo sein die Vormittagswache gehender erster und jetzt einziger Offizier scharf durch ein Marineglas Ausguck zu halten schien.

„Der junge van Rossem ist bereits zurück; seit einer halben Stunde kreuzt er mit dem Boot des gnädigen Fräulein Schwester. Schon first rate sailor; er geht schneidig über Stag und muß gehörig Wasser übergenommen haben."

„Erlauben Sie doch einmal gütigst das Glas."

Georg sah lange hindurch. „Soweit erkennbar, hübsch und ihr sehr ähnlich," dachte er bei sich, „auch dunkel; das niederländische Blut ist der Familie nicht viel mehr anzumerken, vielleicht hat es seiner Zeit einen spanischen Zusatz erhalten."

Pauli überkam ein eifersüchtiger Ärger, weil Georg das Glas nicht wieder hergab; er schwieg aber wieder als diplomatisch angelegter Untergebener und holte sich ein anderes.

Nach beendeter Mahlzeit erschien der Steuermann, um den Lieutenant auf der Wache zu verfangen.

„Nun wollen wir auch bald von Bord, Pauli, der Steuermann kann die Gig auftakeln lassen."

„Famos!" rief Pauli, „wenn wir so zeitig kommen, beschert uns der Papa vor dem Diner noch einen reizenden kleinen Frühschoppen." Innerlich plante er indessen, seinem Vorgesetzten den Frühschoppen allein zu überlassen, um mit Wita einen vertraulichen Spaziergang ins Steinthal zu machen. Er hatte es noch nicht verschmerzt, daß sie gestern abend gerade dort, sicher gegen ihre eigene Absicht, ihm abhanden gekommen war.

„Gig klar!" rief der Bootsmannsmaat der Wache nach schrillem Pfiff ins Zwischendeck herunter, und die Gigsgäste, ein wenig erstaunt darüber, daß der Kommandant gegen seine Gepflogenheit ihnen nur knappe Zeit zum Vertilgen der Sonntagsration gelassen hatte, erschienen schleunigst und noch an ihrer Uniform ordnend auf dem Oberdeck.

„Nein, Verehrtester, so früh in der Familie antreten können wir doch nicht gut," erwiderte Georg auf Paulis enthusiastischen Ausruf. „Ich denke, wir benutzen ebenfalls die herrliche Brise und segeln ein wenig spazieren. Man muß Ihrer Sportleidenschaft die besten Gelegenheiten überdies nicht verderben."

Georg sagte es mit ironischem Lächeln, indem er darauf anspielte, wie Pauli eines Nachmittags, nachdem das Kanonenboot zum erstenmal in die Bucht gekommen war, plötzlich eine seiner sonstigen Bequemlichkeit ganz fremde Vorliebe zu stundenlangem Bootssegeln gefaßt hatte, weil Wita, welche der jüngere Offizier damals noch nicht kannte, sich just mit einer Damengesellschaft am Strande und auf dem Wasser vergnügte. Später hatte er zu seiner Genugthuung diese umständliche Art, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, nicht mehr nötig gehabt, einerseits weil er nun ihren Verkehr mühelos genießen konnte, und andererseits gab es bisher zu dienstfreier Zeit auch nie rechtes Segelwetter wieder, entweder hatte es geregnet oder es war ganz still gewesen. Heute wehte es einmal bei blauem Himmel so prächtig, wie man es für ein gutes Seeboot nur wünschen konnte.

Geraume Zeit, nachdem die Gig segelklar aus Fallreep geholt war, verließ der junge Kommandant nebst seinem ersten Offizier sein Fahrzeug, welches der Obhut des Steuermannes anvertraut wurde, der sich schon ungeheuer auf den langen ungestörten Nachmittagsschlaf freute und auf den später folgenden, einer guten Anfeuchtung sicheren Skat mit dem Maschinisten und dem Zahlmeister-Aspiranten. Die Gig, ein etwas rankes weißgestrichenes Klinkerboot, um dessen Bord ein zarter grüner Streifen lief, machte gute Fahrt beim Winde. Georg ließ die Leute sich auf den Boden niedersetzen und die Pfeifen anzünden.

Das Mahagoniboot, welches beim Segelsetzen der Gig näher herangekommen war, hielt wieder ab, als letztere auf es zusteuerte, und nach einem neuen Versuch der Gig, ihm nahe zu kommen, ging es vor dem Winde auf Land zu.

„Der junge Herr, der eben so gern mit uns anbinden zu wollen schien, hat jetzt Angst bekommen," meinte Pauli lachend und blies vergnügt den Dampf aus seiner kurzen Pfeife von sich.

Georg lachte auch. „Ja, ja, das ist die Achtung, welche noch in der Jugend steckt; der Offizier ist dem Kadetten ein heiliges Wesen. So ungefähr wie einem verliebten, unverdorbenen Burschen, der die Nähe des Gegenstandes seiner glühenden Verehrung in jeder möglichen Weise aufsucht, und wenn die Geliebte naht, am liebsten davonlaufen möchte, geht's auch ihm. — Wir machten es in unserem ersten Dienstjahre wohl ähnlich. — Es waren doch schöne Zeiten, als wir noch Jacke und Dolch trugen, nicht wahr, Pauli?"

„Na, es geht, ich befinde mich jetzt eigentlich wohler, und wenn wir nur nicht strapaziöserweise in drei Wachen zu gehen brauchten, wäre mir die Gegenwart vielleicht die beste Zeit, die ich je in der Marine genossen habe."

„Ja, ja, jetzt ist es freilich ebenfalls nicht schlecht, wir sind ja auch noch keine Meergreise, aber das Licht der wirklich unschuldigen Jugend, leider kommt einem das erst recht spät zum Bewußtsein, ist doch ein so warmes, ungetrübtes, wie es, glaube ich, alles Glück der späteren Jahre nicht mehr zurückbringt. Bis vor kurzem habe ich dies nur für eine dichterische Betrachtung gehalten, die vornehmlich einer unbefriedigten Stimmung entspringt, aber jetzt hege ich in ganz ruhigen und zufriedenen Stunden dieselbe Anschauung."

Pauli zuckte mit den Achseln und blies wieder den Dampf von sich, als wolle er sagen:

„Möglich, ich habe indessen über diesen Fall noch nicht nachgedacht."

Einige Hundert Schritt vom Strande ging das Mahagoniboot wieder an den Wind, und als es bemerkte, daß die Gig seinem Manöver folgte, holte es die

Schoten an und lag mächtig nach See hinaus.

„Hallo!" rief Pauli, dem wie jedem richtigen Seemann die Wettfahr-Leidenschaft tief in den Gliedern saß, so daß sie, einmal erwacht, selbst seine Liebe zur Behaglichkeit des Lebens glänzend überwand, „es scheint, der youngster ist durchaus nicht schüchtern, sondern in so hohem Grade naseweis, daß er uns zu einem kleinen race herausfordern will. Der Bengel kennt unsere Gig noch nicht!"

„Dann können wir ihm ja den Gefallen thun und sie ihm einmal vorreiten," meinte Georg ruhig, „Zeit haben wir noch genügend."

„Natürlich, vor solchem Kiek-in-die-Welt dürfen wir uns auch nicht blöde zeigen, sonst hat er obendrein Stoff, den Hohn seines gnädigen Fräulein Schwester gegen uns rege zu machen. Denn also Zug!"

Es war ein herrlicher Anblick, die beiden hübschen Boote mit schräggeneigten Masten und vollen Segeln durch die grün-blaue, weißköpfige See, je einen Schaumberg aufwühlend, dahinjagen zu sehen. Auf dem Vordeck des Kanonenbootes stand die Besatzung Mann an Mann, denn die Leute hatten sofort gewittert, daß es sich um ein race handle, welches ungeheure Anziehungskraft für sie hatte.

Die kleine „Nixe" hatte eine praktische Takelung, die sich leicht von einer Person beim gleichzeitigen Steuern bedienen ließ; mit tüchtigem Ballast versehen, lag sie vortrefflich beim Winde und preßte in einer Weise Segel, daß ihre Leeseite oft tief im Wasser schleifen mußte, und zu luv der Kiel beinahe bloß wurde.

„Donnerwetter," fluchte Pauli, „so holen wir das Stück wahrhaftig nicht, wir müssen auch mehr pressen."

In Georgs Brust stritten zwei Gefühle miteinander. Einerseits stieg die Besorgnis um den geschickten, aber ersichtlich tollkühnen Knaben, welcher dem Moment des Kenterns manchmal bedenklich nahe kam, in ihm auf, andererseits hatte auch ihn der race-Dämon ergriffen, und „passieren kann schließlich nichts," beschwichtigte er seine Besorgnisse, „wir sind ja schon nahe genug heran, und bei dem Sommerwetter mag dem vorwitzigen Jungen im schlimmsten Falle eine eindringliche Lehre zu teil werden."

„Die Schoten mehr durchholen!" befahl er, und ließ, um dem ganz überliegenden Fahrzeug ein genügendes Gegengewicht zu verschaffen, die Leute sich an der Windseite auf den Bord desselben setzen.

Die Schaummassen vor sich herschleudernd, sauste die Gig, immer kurz bergauf, bergab wie der Teufel durch die See. Das Gewicht der gut verteilten Leute schützte bei vorsichtiger Steuerung vorm Kentern, zwei aber mußten bereits zum Wasserschöpfen beordert werden. Auch drüben wurde geschöpft, wie die Matrosen fröhlich bemerkten, und das war wohl ein hartes Stück Arbeit, da der junge Herr dabei seine Segel im Auge behalten und die Steuerpinne nicht loslassen durfte. — Es wurde klar, der armen „Nixe" half alle ihre Schneidigkeit nichts, sie ward jetzt glänzend von der allerdings weit überlegen besetzten, aber auch viel schwerer zu bedienenden und zu steuernden Gig geholt.

„Ach, bitte, nehmen Sie einmal das Ruder einen Augenblick," bat Georg den Kameraden, als die Boote nur noch einen geringen Raum auseinander waren. Dann klappte er den Rockkragen auf, so daß der Wind abgehalten wurde, duckte den Kopf unter diese Schutzwand, um sich eine Cigarre zur Belohnung für den errungenen Sieg anzuzünden.

Während dieser Beschäftigung kamen die Fahrzeuge dicht aneinander, und eben begann die Gig, kaum vier bis fünf Bootslängen quer ab, an der „Nixe", deren Führer den Siegern hartnäckig den Rücken kehrte, vorbeizuschießen. Georgs Cigarre brannte glücklich; er richtete sich auf und wollte einige Worte hinüberrufen. In demselben Moment aber sprang der vermeintliche Kadett, die Pinne

immer festhaltend, auf und schrie, die Mütze schwenkend, mit heller Stimme:

„Guten Morgen Vielliebchen!“

Und adieu frische Cigarre! Die Segel der Gig lagen auf dem Wasser, der Leebord schnitt tief unter und brausend ergoß sich die See in das Fahrzeug.

„Luv, Pauli, luv! Kreuzmillionen, Vor- und Klüverschot los!“ donnerte Georg. Zu spät! Der plötzlich einsetzende Windstoß hatte sein Werk vollbracht. — „Die Beine vom Tauwerk frei halten!“ hatte Georg noch Zeit zu rufen, und im nächsten Augenblick war das Boot vollständig gekentert und alle Insassen lagen in der hochgehenden See.

Da sich kein Ballast eingeklemmt hatte, sank die Gig nicht, sondern tanzte vom Wasser umbrandet kieloben auf und nieder. Die Leute hatten sich rechtzeitig von dem Tauwerk frei gemacht, und weil sie gute Schwimmer waren, schien eine Lebensgefahr einstweilen ausgeschlossen.

Georg und Pauli waren beide bewundenswert ruhig; sie bemühten sich, durch Befehle und ermunternde Zurufe zunächst ihre Untergebenen zusammenzuhalten und um das gekenterte Fahrzeug zu verteilen, an welchem sich alle mit den Händen leidlich festhalten konnten, während ihnen freilich das Seewasser tüchtig die Köpfe wusch und sie mehr davon schluckten, als ihnen angenehm dünkte. Doch wie immer ausgewählte Leute und lauter stramme Matrosen, machten die Gigsgäste bald ihre schlechten Witze, nachdem der erste Schreck überstanden war, und schauten nach dem mahagonifarbenen Rivalen und nach dem Kanonenboot aus, wenn sie gerade auf den aussichtsvollen Rücken einer Woge gehoben wurden.

Vom Kanonenboot her schossen auch schon die beiden unverzüglich klar gemachten Kutter zur Hilfeleistung herbei. Und der mahagonifarbene Nachbar? — Nachdem ihm in der Verwirrung die Wendung durch den Wind verunglückt war, hatte er im weiten Bogen vor demselben halsen müssen und war dadurch abgekommen; jetzt brauste auch er heran.

„Die verfluchte kleine Hexe!“ knurrte Pauli ingrimmig, der Durchweichung seiner besten Uniform gedenkend; die neue Goldstreifenmütze war ihm obendrein fortgeschwommen, und der feinste Säbel, aus der Scheide gerissen, lag auf dem Grunde des Meeres.

Die „Nixe“ stampfte unter Klüver und halbgegeiter Fock heran. Bleich wie der Tod stand Wita, die schlimme indirekte Urheberin des Unfalles, am Steuer, die Buchten eines Taues in der rechten Hand, um es hinüberzuwerfen.

„Bitte, lassen Sie!“ rief Georg dem Pseudo-Kadetten zu, „es ist keine Gefahr, wir brauchen Ihre Hilfe thatsächlich nicht, die Kutter sind ja auch gleich da.“

„Schön guten Morgen, gnä — —!“

„Pauli!“

Dieser verstummte vor dem halb gebietenden, halb flehenden Klang, mit welchem der besonnene Kamerad seinen Namen rief.

„Bitte, bitte, lassen Sie!“ tönte es nochmals aus Georgs Munde, als er sah, wie die „Nixe“ doch näher kam und Wita das Ende noch immer wurfbereit in den Händen hielt. „Sie können die Situation höchstens durch einen Zusammenstoß zu einer wirklich bedenklichen machen!“ Und dann aus dem bittenden in einen kommandierenden Ton übergehend, schrie er: „Als Ihr Vorgesetzter befehle ich Ihnen, daß Sie sich weiter abhalten sollen, Kadett!“

Nur ein Gedanke beherrschte Georg neben der Fürsorge für seine Leute: Diese sollten es nie erfahren, wer eigentlich der Führer des Mahagonibootes war. Die feine Stimme und der seltsame Anruf war ihnen allerdings auffällig geworden, das lehrten die unbefangenen, scherzenden Bemerkungen, die sie untereinander austauschten, aber von der bisherigen Distanz aus schien ihnen das Äußere des Kadetten nicht verdächtig geworden, noch war in keinem von ihnen der Gedanke aufgetaucht, daß es ein Weib sein könnte, welches das Boot ebenso geschickt wie mutig gesteuert hatte.

Jetzt hatten die Kutter die Verunglückten fast erreicht. Georg winkte nach der noch zögernd in weiterer Entfernung wartenden „Nixe“ energisch hinüber, ihr andeutend, den Kurs nach dem Strande zu nehmen.

Wita kam nicht wieder näher, aber sie gehorchte seinem Winke erst, als sie sah, wie Georg als der letzte triefend geborgen wurde und der eine Kutter mit den Geretteten rasch nach dem Kanonenboot hinüber ruderte, während der andere, mit der gekenterten Gig im Schlepptau, schwerfällig in derselben Richtung folgte.

Sie atmete tief auf und warf einen Blick voll heißen Dankes zum Himmel empor.

Wie anders hatte ihr toller Streich geendet, als sie sich es ausgedacht gehabt. Wo war ihr Übermut geblieben? Eine grenzenlose Niedergeschlagenheit, ein banges Vorgefühl furchtbaren, nun über sie hereinbrechenden Kummers, das trat an Stelle der heftigen Erregung, während sie zum Lande zurücksegelte. Thränen lösten sich aus ihren Augen und rollten über ihre Wangen.

Mit einemmal lächelte sie. „Ein Seekadett, der weint? Nein, heulen thu ich doch nicht!“

— — — — — — — — — — — —

Georg und Pauli schritten auf das Herrenhaus zu, um mit einer kleinen Verspätung der Einladung nachzukommen. Georg machte wie immer ein ruhiges Gesicht, Pauli sah verdrießlich aus.

„Also, Pauli, wenn sie selbst nicht von der Geschichte anfängt oder die Eltern es nicht schon wissen, sprechen wir mit keiner Silbe davon, auch nicht andeutungsweise.“

„Selbstverständlich, was ich versprochen habe, halte ich auch. Aber irgend eine Strafe wäre für den kleinen Racker doch angemessen. Sie hat uns nicht nur an unserem privaten Inventar mehr geschädigt, als ihr Kindskopf das ahnen wird, sondern mich auch noch vor den Leuten gräßlich blamiert. Ich war aber wirklich in dem Augenblick so perplex über ihre unerwartete Erscheinung, daß ich das Ruder ganz vergaß, und just in dem nämlichen Moment mußte nun auch die verdammte Bö einsetzen! — Sie danken es allein Ihrem Tabak, daß Sie es nicht waren, der uns umwarf.“

„Möglich,“ erwiderte Georg. „Und dann noch eins, Pauli. Ihr Ehrenwort, daß Sie überhaupt, soweit Fräulein van Rossem beteiligt ist, zu niemandem über die Sache sprechen.“

„Glauben Sie nicht, daß die Giggäste etwas gemerkt und die Leute an Bord nicht schon die richtige Gissung haben?“

„Nein, wenigstens können sie nichts Genaues wissen und höchstens den vermeintlichen Kadetten dem Namen nach kennen, persönlich kommen sie mit dem wirklichen Kadetten einstweilen ja gar nicht mehr in Berührung. Mir liegt es nur am Herzen, daß die Geschichte nicht in Kameradenkreisen breit getreten wird.“

„Allerdings,“ erwiderte Pauli nach einem Augenblick des Überlegens, „sehr vorteilhaft würde ihr diese Schneidigkeit nicht ausgelegt werden. Mir geht zwar die beste Entschuldigung so verloren, wenn es, wie unvermeidlich, doch ruchbar wird, daß wir mit unserer Gig beim Segeln gekentert sind. Aber — Sie haben nicht unrecht.“

„Und Sie werden sich selbst ja auch weiß zu brennen verstehen, Pauli; meine Unterstützung innerhalb der zulässigen Grenze ist Ihnen dabei sicher.“

„Danke schön für gute Meinung und edles Angebot. Ich schwindele aber das Blaue vom Himmel herunter, sage ich Ihnen, und hoffentlich wird Ihre schauerliche Ehrlichkeit mich dann nicht in die Patsche bringen. Ich sehe eben vollständig ein, daß ich die Pfade eines Menschenfreundes auf alle Fälle wandeln muß, schon um des Bruders halber; ihm kann es ja auch nicht vorteilhaft sein, wenn etwa erzählt wird, sein Schwesterlein habe sich behufs Gewinnung von Wetten, die sie mit Offizieren entrierte, in Kadet-

tenuniform gesteckt. Da wird dann Gott weiß was noch hinzugemunkelt, namentlich wenn es erst in die Damenkreise kommt. Ich kenne das!"

„Sie geben also Ihr Ehrenwort?"

„Ja."

„Gut, dann wäre diese Angelegenheit, soweit wir Sorge tragen können, ohne Nachteil für die junge Dame und ihre Familie erledigt."

— — — — — — — — — — — —

Herr van Rossem hatte schon wiederholt seinen Taschenchronometer observiert und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als die beiden Offiziere, von den zwei mächtigen Ulmer Doggen schweifwedelnd bewillkommt, über den Kiesplatz des Gartens auf die Veranda zuschritten, denn pünktliche Innehaltung der Speisezeiten erschien ihm als billige Gegenleistung für seine sonst unbeschränkt geübte Gastfreundschaft.

Wita stand oben in ihrem Zimmer und spähte, durch Aristolochiablätter und die Gardine verborgen, hinunter. Einerseits fürchtete sie das Zusammentreffen, andererseits hatte sie mit Zagen eine Absage erwartet. Nun waren sie da, der Unfall hatte also keine schlimmen Folgen gehabt!

Was sie nun wohl sagen würden? Sie selber war ja eigentlich nicht im geringsten an dem unheilvollen Kentern schuld, und doch bedünkte es sie wieder, als ob sie ganz allein die Ursache gewesen wäre. Es war ihr geglückt, ebenso heimlich wie sie das Haus verlassen hatte, es wieder zu erreichen und sich unbemerkt von den Eltern und noch vor dem mittlerweile erfolgten Eintreffen des Bruders umzukleiden. Die gewonnene Wette war ihr nun ganz gleichgültig, aber sie mußte sich doch wohl teilnehmend erkundigen und ihr Bedauern über das Geschehene ausdrücken, dann aber hörten alle von ihrem Streich! Nein, es wäre besser still zu sein, vielleicht würden die Herren dann auch schweigen, wahrscheinlich sogar, denn die Besprechung ihres Mißgeschicks konnte ihnen sicher nichts weniger als angenehm sein. Gott sei Dank, daß die Bucht hier so einsam war und am Lande kaum Zeugen gewesen sein dürften. Mit Befriedigung gelangte Wita nach diesen Erwägungen zu dem Schluß, daß Neigung und Pflicht hier durchaus übereinstimmten, wenn sie Verschwiegenheit beobachte, soweit dies an ihr liege; und dadurch gewann sie so viel inneres Gleichgewicht, daß sie die Gäste mit leidlicher Fassung, wenn auch mit verlegen niedergeschlagenen Augen begrüßen konnte. Daß Georgs Augen kühl auf ihr ruhten, fühlte sie, ohne es zu sehen, und nur sie empfand eine Änderung seiner Begrüßung ihr gegenüber, aber eine deutliche Änderung, die genügend war, ihr einen Stich zu versetzen, schärfer noch, als es durch seine Bemerkung am vorhergehenden Abend geschehen war.

Pauli war weit freundlicher, als sie es vermutet haben würde, und in der That besaß der junge Seeoffizier Menschenkenntnis und diplomatische Begabung und glaubte mit innerer Genugthuung es hauptsächlich diesen seinen Eigenschaften zu verdanken, daß Wita selbst das Abenteuer des Vormittags gänzlich unerwähnt ließ und sein nautisches Ungeschick nicht spottend verkündete.

Max, der Kadett, erregte das lebhafte Wohlgefallen seiner Vorgesetzten. Auch wenn er neben Wita stand, zeigten die Geschwister die größte Ähnlichkeit miteinander, welche durch das kurze dunkle Haar beider noch gehoben wurde. Vielleicht war sie ein Stück größer als er, der noch nicht ausgewachsen erschien, und er übertraf sie wohl noch an Regelmäßigkeit der Züge, wenngleich ihr ganz eigentümlicher, anziehender Gesichtsausdruck bei dem Bruder durch einen in seiner Art nicht minder angenehmen, aber doch knabenhaft-männlichen ersetzt wurde.

„Nun, morgen früh wollen Sie uns leider schon verlassen, meine Herren?" fragte Herr van Rossem bei Tische.

„Ja," erwiderte Georg, „wir gehen um fünf Uhr Anker auf und werden im Laufe dieser Indienststellung wohl keine

Gelegenheit mehr haben, Ihrer gastlichen Bucht nahe zu kommen."

„Schade, schade," meinte der alte Herr. „Und im Oktober schiffen Sie sich dann mit meinem Max auf der ‚Brandenburg' ein?"

„Im Oktober, ja; wohl zu Anfang des Monats." Maxens Augen leuchteten vor Wonne bei dem Gedanken, endlich, endlich die erste, wirkliche Reise in die Tropen antreten zu sollen."

„Ach, Herr Kapitän-Lieutenant, ich wollte doch, die schrecklichen anderthalb Jahre wären erst glücklich vorbei: wie oft werde ich bei heulendem Sturm für meinen Jungen zittern."

„O, gnädige Frau, vom Land aus sehen die Dinge viel gefährlicher aus, als sie auf See thatsächlich sind. Denken Sie nur immer daran, daß während bei Ihnen Sturm und Nacht ist, für Ihren Sohn der helle, lachende Tag herrscht."

„Diese Vorstellung beruhigt aber nur unvollkommen, und dann trifft es sich oft auch umgekehrt."

„Freilich, aber unter angenehmen Umständen kann man sich glücklicherweise das Unfreundliche einer entfernten Lage doch nicht so lebhaft ausmalen, und das ist auch sehr gut."

„Hummel, du bist ja heute so schweigsam, hast du Kopfweh?" fragte Herr van Rossem, das Gespräch unterbrechend, zu Wita hinüber, deren stilles, gänzlich verändertes Benehmen er schon seit einiger Zeit mit Befremden beobachtet hatte.

Sie warf ihm schnell einen bittenden Blick zu. „Nein, Papa, durchaus nicht, ich war nur etwas in Gedanken."

„Dann bewahre uns der Himmel, wenn du in Gedanken bist, da wird wahrscheinlich wieder ein netter Streich ausgeheckt werden."

Wita, die zu anderer Zeit eine schnelle Antwort bei der Hand gehabt haben würde, neigte ihr Antlitz tief nieder.

Nach Tische zerstreute man sich. Dem unumstößlichen Gebrauch des Hauses gemäß wurde der Kaffee erst eingenommen, nachdem Herr und Frau van Rossem ihre längere Mittagsrast beendet hatten. Die übrigen Tischteilnehmer gingen in dieser Stunde auf ihre Stuben, schliefen ebenfalls oder lasen, oder trieben ein sonstiges Erholungsgeschäft. Auch Wita schien sich, nachdem man noch gehört, wie sie dem Diener und dem Hausmädchen beim Abräumen half, zurückgezogen zu haben. Pauli war mit Max in den Pferdestall gegangen, und Georg hatte sich, mit einem ihm ziemlich gleichgültigen Roman versehen, in einem bequemen Korbstuhl auf der Veranda niedergelassen. Er las auch nicht, sondern blickte finster über das Buch fort auf den plätschernden Springbrunnen, in dessen stürzendem Bogen sich das Sonnenlicht brach.

„Herr Kapitän-Lieutenant, hätten Sie wohl Lust, mit mir einen Spaziergang durch den Park zu machen?" Georg sprang auf. Das sonst bei aller Gesundheit und Frische doch blasse und nur zart von der Sonne gebräunte Gesicht von Glut übergossen, stand Wita neben ihm und hatte mit stockender Stimme ihr Anliegen vorgebracht.

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein!"

„Nein, ich befehle gar nichts, ich bitte nur darum, ich — ich möchte Ihnen gern etwas sagen."

„Bitte, ich stehe zu Ihrer Verfügung."

Nun gingen die beiden, er das Buch in den auf dem Rücken ineinander gelegten Händen behaltend, sie ihren Sonnenschirm ausnahmsweise aufspannend, durch den Kastaniengang und über die Brücke und wie in stillschweigender Verabredung nach dem Steinthal zu. Sie sprachen wieder einmal keine Silbe miteinander, dieses Mal vielleicht in dem Vorgefühl, daß sich ein unerwünschter und doch unvermeidlicher Augenblick, eine ihr Glück oder Unglück in sich tragende Entscheidung nahe.

Erst im Steinthal gewann Georg es über sich zu sagen: „Ah, wie wohlthuend kühl gegen die Hitze da draußen!"

Diese gleichgültigen Worte bedeuteten für Wita eine Erlösung, und durchaus

nicht im Zusammenhange mit ihnen stieß sie jetzt hervor: „Ich bin so glücklich, daß wenigstens nichts dabei passiert ist!"

„Nein, durchaus nicht, Sie haben das Vielliebchen glänzend gewonnen."

O, was hätte Wita alles darum gegeben, wenn nur dieses unselige Vielliebchen nicht gewesen wäre.

„Sind Sie mir böse, Herr Kapitän-Lieutenant, dann — bitte ich um Verzeihung."

„Böse? Nein. Warum sollte ich Ihnen böse sein? Etwa weil ich verloren habe? Für so kindisch-kleinlich werden Sie mich doch wohl nicht halten, und daß wir kenterten, dafür konnten Sie doch nichts, das war lediglich unser Mißgeschick."

„Ja, aber — Sie haben doch etwas gegen mich. Warum wurden Sie so heftig, als ich, wie es nur meine Pflicht war, mit meinem Boote zur Rettung herankam?"

Georg schwieg. Es verstimmte ihn, daß sie so gar nicht zu erraten schien, was ihn verletzt habe, zumal sie durch den Vorgang am gestrigen Abend doch schon auf das, was er dachte, hingelenkt sein mußte. Wo war aber seine Überlegenheit hin? Wie freundlich und ruhig überzeugungsvoll würde er zu irgend einer anderen Person in der Welt in diesem Falle haben reden können, hier aber konnte er es nicht. Er war selbst, wenn es ihm äußerlich auch nicht anzumerken war, ganz Erregung und er fand nicht die Worte, die er zu sagen wünschte. Er wollte und mußte dies eigentümliche Verhältnis jetzt abschließen, das hatte er heute morgen begriffen, aber es sollte nicht beleidigend geschehen.

„Ach, bitte, bitte, sagen Sie mir es doch, ich möchte mein Unrecht ja so gern wieder gut machen!"

„Nun, Fräulein van Rossem, ich bin in diesem Punkte vielleicht empfindlicher als viele andere Männer, ich komme aber gerade über ihn am allerschwersten hinweg und dieses Mal noch schwerer, weil — Sie sonst so sehr liebenswürdige Eigenschaften besitzen."

Das Herz des jungen Mädchens stockte fast. Was er nun wohl sagen würde?

„Sehen Sie," fuhr Georg in bestimmterer Wendung fort, „wenn Sie meine Schwester wären, so würde es mir höchst unbehaglich sein, wenn Sie sich in männlicher Kleidung vor immerhin fremden Herren, ich sage speciell noch Offizieren, gezeigt hätten, unter denen gewöhnlich der eine oder andere sein wird, der das nachher unter seinen Bekannten zum Anlaß frivoler oder auch nur unzarter Bemerkungen nimmt. Nun, was mir an meiner Schwester nicht lieb wäre, das ist es mir auch nicht an einer Dame, welcher ich — welcher ich wünschte, daß man mit Respekt von ihr spräche."

Bleich und stumm hörte Wita ihm zu. Von dieser Seite hatte sie den ihr so lustig erschienenen Streich wirklich nicht aufgefaßt gehabt, und daß er diese, ach Gott, so richtige Auffassung haben und ihr dies sagen mußte! Was ihr früher in der Beziehung gelegentlich vorgeworfen worden, hatte ihr Unsinn geschienen, denn sie war viel zu unschuldig, um auf gewisse Reflexionen anderer Leute zu kommen, und hatte lediglich immer geglaubt, philiströse Anschauungen zu verletzen, die nichts vertragen könnten, was außerhalb der langweiligen Schablone des Herkömmlichen läge. Und diese vollständige Harmlosigkeit hatte ihre gute Mutter ihr auch nicht antasten mögen und seufzend die Wildheit, als etwas, was von selber austobe, mit in den Kauf genommen. Jetzt mit einemmal, zum erstenmal, wurde ihr ein Schleier vor den Augen weggezogen und sie sah aus einer glücklichen Welt in eine trostlose hinein und verstand nur zu gut, was Georg jetzt weiter sagte.

„Sehen Sie, was sollten nun wohl meine Leute von dem sonderbaren Zuruf eines Kadetten an Offiziere denken? Wenn sie nun gemerkt hätten, daß jener eine Dame sei, was würden sie dann wohl für Märchen über diese und das Verhältnis zwischen ihr und uns Offizieren ausspinnen. Nun wird Ihr Name bekannt, Ihr Bruder ist in der Marine, und die

aufgebauschten verletzenden Klatschereien tragen ihm dann auch noch Schaden ein. Sie sehen, böse bin ich Ihnen nicht, aber Ihr Benehmen war —"

„Es war?"

„Soweit es das Ideal einer Frau betrifft, wie ich es mir gemacht habe, — unweiblich."

Unweiblich! Sie in seinen Augen! Das war ihr Urteil! O, wie das furchtbare Wort ihr geheimstes Hoffen zertrümmerte! Ja, er hatte recht, so mußte sie ihm wohl erscheinen, und doch wieder bäumte sich in ihr das Gefühl der Unschuld empor. Er hatte recht und doch unrecht! Und inmitten ihrer tiefen Zerknirschung, ihres grenzenlosen Schmerzes, brach auch ihr angeborener trotziger Stolz hervor; das Wort brannte in ihre Seele.

Es dauerte geraume Zeit, ehe die innere Bewegung, welche ihr Brust und Kehle im qualvollsten Stocken lähmte, so weit überwunden war, daß sie sprechen konnte. Während dieses Kampfes sah sie jeden Stein am Wege, jedes Moospflänzchen in dem dicken Teppich der Bäume, an denen sie langsam vorüberschritten, und die halbverwachsenen Buchstaben, welche sie und ihr Bruder in fröhlichen Kindertagen hier und da in die dicken Rinden geschnitten hatten.

„Nun gut, Herr Kapitän-Lieutenant," brachte sie endlich hervor, „ich gebe zu, daß ich gefehlt habe; es soll mein letzter Streich gewesen sein. Allein in dem Wort, das Sie mir da sagen, liegt viel mehr, liegt ein viel, viel schlimmerer Vorwurf, als ich ihn verdient habe. Sonst würde ich, o ich weiß nicht wie sehr! Ihre Vergebung erfleht haben, aber das kann ich jetzt nicht."

„Ich sagte Ihnen ja schon, Fräulein van Rossem, daß ich Ihnen gar nichts zu vergeben habe," erwiderte Georg schroff, indem er glaubte, sie habe ihn doch nicht so recht begriffen und fühle nur Ärger über den gerechtfertigten Vorwurf, den er ihr ebenso schonend wie möglich gemacht hatte. „Wenn Sie mich nicht verstehen, dann hat ein weiteres Aussprechen über dieses unerquickliche Thema auch keinen Zweck mehr."

Wita zitterte am ganzen Leibe, es wurde ihr schwarz vor den Augen. Wie weh, wie furchtbar weh that er ihr. Aber sie beherrschte sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer nicht gewöhnlichen Energie.

„Gut," erwiderte sie kurz, „gehen wir wieder zurück, Papa und Mama werden auch wohl bald herunterkommen."

Stumm wie auf dem Hinweg, aber weit feindlicher schritten sie durch den Park. Vorbei, vorbei! schrie es in beider Herzen, und beide wünschten, daß sie diesen traurigen Tag nie erlebt hätten.

In der Nacht hatte ein Sturm geherrscht und eine große Buche am Strande umgebrochen, die mit zerschlagener Krone und dem wildzersplitterten Schaft im nassen Waldgrase lag, als Wita am nächsten Morgen, gestützt auf den gefallenen Riesen und verborgen durch einen von ihm hart gestreiften Gefährten, heimlich dem Ankeraufgehen des Kanonenbootes zuschaute. Sie hatte nicht geschlafen und war vor Sonnenaufgang schon im Walde gewesen. Lange, lange blickte sie dem kleiner und kleiner werdenden Fahrzeuge nach, bis nur noch eine Rauchwolke über dem Horizont sichtbar war. Jetzt sank sie an dem zersplitterten Holz nieder, ihre Thränen vereinten sich mit dem Tau des Grases, und darin spiegelte sich wieder das rote Licht der Morgensonne, und in ihr herzbrechendes Schluchzen mischten die erwachten Buchfinken ihre schmetternden Frühlieder. Er aber, den sie liebte und den sie verloren, stand auf der Brücke seines Fahrzeuges und dachte inmitten des treu erfüllten Dienstes an das einzige Mädchen, dem er im Laufe der Jahre wirklich näher getreten und die ihm auch verloren war. Jetzt war alles zu spät! Ruhig wie sonst, nur trüber blickte er in die Richtung vor sich, in der wenig lag, was ihm das Leben noch sonderlich begehrenswert erscheinen ließ.

* * *

Ein und ein halbes Jahr waren seit jenem traurigen Morgen vergangen; inzwischen hatte das Vaterland den Riesenkampf ausfechten müssen, der ihm seine Einheit brachte, der Waffenstillstand war geschlossen und der Frieden stand vor der Thür. Das hölzerne Schulschiff, auf dem Georg, Pauli und Max sich befanden, hatte zum nagenden Schmerze seiner Besatzung inmitten der großen Zeit nur eine peinliche Periode der Ohnmacht und Thatenlosigkeit durchgemacht und lag, von feindlichen Panzerfahrzeugen blockiert, in einem fernen außereuropäischen Hafen. Der Gutshof der Familie van Rossem aber war in ein großes Lazarett umgewandelt worden, in welchem wackere Ärzte und aufopfernde Frauen, allen voran an Thatkraft und unermüdlicher Güte Wita, die ernste Tochter des Hauses, schalteten. Ja, ernst war sie geworden; das wilde Mädchen der früheren Jahre konnte man in ihr nicht wiedererkennen. Das war aber nicht so auf einmal gekommen.

Ihre vollständige Verzweiflung nach der kummervollen und demütigenden Trennung hatte unmittelbar darauf einem Hang zu tollen Streichen Platz gemacht, der alles Frühere übertraf, allein es geschah nicht mehr in der kindisch-kindlichen, grenzenlos unbefangenen Weise wie sonst, es lag etwas Unnatürliches, Nervöses in ihrem Gebaren, das die Eltern erschreckte. Unbegreiflicherweise verschmähte sie es, die Briefe von Max zu lesen, der mit Begeisterung seine Reiseerlebnisse schilderte, ja sie wollte sie nicht einmal vorlesen hören und nur darüber unterrichtet sein, ob es ihm gut gehe oder nicht. Herr van Rossem verstand das einfach nicht, und wurde zum erstenmal in seinem Leben sehr böse mit ihr. Die Mutter aber ahnte, auch ohne Mitwisserin der vorangegangenen Dinge zu sein, was vielleicht die Grundursache der Verstörung des Wesens ihrer früher bei aller Wildheit so liebenswürdigen und geschwisterlich gesinnten Tochter gewesen sein möge. Sie besänftigte den Vater, sprach immer gütig mit ihrem Kinde und veranlaßte Max, zu Witas Geburtstag seinen Hauptbrief, in dem er bogenlange Schilderungen gab, an seine Schwester selbst zu richten.

Nun trat der umgekehrte Fall ein. Wita wollte den Brief weder herausgeben noch vorlesen und erregte auch dadurch wieder ganz natürlich den starken Ärger ihres Vaters. Und als sie endlich den Brief hergab, behielt sie einen Bogen hartnäckig zurück und verweigerte jede Auskunft darüber, was denn Besonderes darauf gestanden, mit den Worten: „Es ist gar nichts und kann wirklich keinen weiter interessieren, aber es ist indiskret von euch, daß ihr so in mich dringt, wenn ich es nun einmal nicht sagen will.“

Auf dem Bogen aber standen unter anderem die Zeilen:

„Am liebsten haben wir Kapitän-Lieutenant Jasmund; er ist zwar äußerst streng im Dienst, aber außer Dienst, auf Touren u. s. w. furchtbar nett. Wenn er einen bestraft, hat er immer recht, das wissen wir, und deshalb gehen wir alle durchs Feuer für ihn, wenn's sein muß. Er zieht mich anderen nicht vor, trotzdem ich merke, daß er mich gern hat und er doch bei uns im Hause verkehrte, eher redet er sogar ein Wort weniger mit mir; in der Beziehung ist Lieutenant Pauli ganz anders, der verzieht mich beinahe. Dennoch liebe ich Kapitän-Lieutenant Jasmund mehr, und ich wollte, ich könnte ihn einmal retten, und wenn ich dabei sterben sollte!“

Wita las diese Stelle des in jugendlicher Ursprünglichkeit geschriebenen Briefes wieder und wieder; sie küßte dieselbe und bedeckte sie mit Thränen. Ihr künstlicher Trotz war erschüttert. Ja, bei Gott, er hatte immer recht! Das hatte sie früher in seiner Gegenwart empfunden, und jetzt durchdrang das Gefühl hiervon wieder ihre ganze Seele; und die Trauer um das auf immer verlorene Gut drängte alles andere zurück, so daß eine tiefe, anhaltende Schwermut sich ihrer bemächtigte, welche wiederum niemand verstand mit Ausnahme ihrer Mutter.

Und eines Abends, als diese ihre Tochter, thränenden Auges auf das Meer hinausschauend, unter den Buchen fand und ihren Arm um sie schlang, da sank ihr Kind schluchzend an die treue Brust und beichtete all das tiefe Weh, welches ihr junges Herz erfüllte.

Das war der Zeitpunkt, von dem ab der wirkliche Ernst des Wesens und die Ruhe über sie kam, und der dann ausbrechende gewaltige Krieg lenkte ihre Gefühle auf andere Pflichten, indem er durch die heiß erwachte Vaterlandsliebe ihr Gemüt vertiefte und veredelte, das bisher nur gelernt, im engeren Kreise sein Mitgefühl zu bethätigen.

Herr van Rossem hatte seinen, allerdings eine ziemliche Anzapfung vertragenden Geldbeutel nicht geschont, doch er hatte auch mehr gethan und unter seinem eigenen Dache ein großes Privatlazarett für genesende Krieger errichtet, dessen Kosten er nicht nur bestritt, sondern für das er auch in unermüdlicher persönlicher Thätigkeit wirkte, die um so mehr in Anspruch genommen wurde, als es bei Rekonvaleszenten nicht blieb, sondern oft schwerleidende Verwundete aus dem überfüllten Hospitale der nächsten Kreisstadt übernommen wurden. Er war vollständig zum Lazarett-Inspektor geworden, hatte zwei Ärzten ständig Quartier gegeben, und seine Frau, Wita, eine barmherzige Schwester und einige dem Gutspersonale entnommene Pflegerinnen waren tagein, tagaus, zuweilen Tag und Nacht, vollauf angestrengt, ihre schweren Pflichten zu erfüllen, nachdem nicht nur das Herrenhaus selbst, sondern auch die dazu hergerichteten Räume der Ökonomiegebäude mit verwundeten Soldaten belegt waren.

— — — — — — — — — — — —

Eines Nachmittags, zu einer Zeit, als das Lazarett schon wesentlich wieder geleert war, ging Wita, welche in der vorhergehenden Nacht einen armen jungen Füsilier hatte sterben sehen, der durchaus verlangt hatte, ihr vor seinem Ende noch einmal die Hand zu drücken, bleich und übernächtig aussehend an den Strand, um sich in der frischen Seeluft etwas zu erquicken. — Ach, das war ein anderes Bild wie damals in den wonnigen, grünen Tagen, als das Kanonenboot in die Bucht kam!

Die Buchen hatten oben nur in Astwinkeln den Schnee bewahren können, denn der kalte Wind sauste gewaltig durch ihre kahlen, sich beugenden Kronen. An der grau-feuchten Wetterseite der Stämme aber lag er wie ein Pelz dick an und überdeckte wulstartig das Unterholz und fußhoch den Boden, so daß bloß an einzelnen Stellen die braunschwarze Schicht der verwesenden vorjährigen Blätter sichtbar wurde, und nur neben dem Grabenrand lief noch, deutlich eingedrückt, die Fährte eines Fuchses hin. Schnee lag auch auf dem Tang der Granitblöcke am Strande, zwischen denen der Gischt der brausenden Brandung emporspritzte und ihn allmählich fortzuwaschen trachtete. Die See war grau und der Himmel war es. Über den nackten Bäumen fegte der Wind einige krächzende Krähen hin, über dem öden Wasser strebten ein paar Möwen schwerflatternd gegen jenen an, und in unzähligem Gewimmel tauchten die weißen strandwärtsjagenden Schaumköpfe der Wogen auf und verschwanden wieder. Nichts als schwermütig stimmende finstere Schneewolken schlossen den fernen Horizont der winterlichen Meeresfläche ab, kein Segel, keine Rauchwolke zeigte sich, und doch schaute Wita, fest in ihr über den Kopf geschlagenes Tuch gehüllt, unter dem die Stirnhaare zerzaust hervorwehten, über die weißschollige, brausende, unheimliche Fläche hinaus, lange, lange! —

„Fräulein Wita! Fräulein Wita!“ rief da die Stimme eines der Hausmädchen, das von dem Herrenhause her über den geebneten Pfad durch den Buchenwald gelaufen kam. „Sie möchten so gut sein und gleich nach Hause kommen, es wär ein Brief da vom jungen Herrn!“

Hastig eilte Wita zurück. Die Zeit, wo sie die Briefe nicht sehen wollte, wie unbegreiflich war sie ihr heute; es gab

jetzt kaum ein Ereignis, welches ihr Herz erwartungsvoller klopfen machte, als das Eintreffen eines Schreibens von Bord der „Brandenburg".

Sie fand die Eltern in höchster Aufregung. Die Mutter schloß sie stürmisch ans Herz und deutete auf den Brief, den Herr van Rossem fortwährend in der Hand schwenkte, indem er auf dem Teppich im Zimmer hin und her lief, sich Thränen und Schweiß zugleich trocknend, und einmal über das andere hervorstieß: „Herrlicher Mensch, armer Junge, herrlicher Mensch, Gott sei Dank, Gott sei Dank!"

„Aber was ist denn um Himmels willen?" rief Wita zwischen Angst und Staunen; „bitte, bitte, Papa, gieb den Brief her!"

„Gieb ihn doch, Papa," wiederholte Frau van Rossem, indem sie dem mit seinen Gedanken sichtlich abwesenden alten Herrn das Schreiben sanft aus der Hand wand.

Während der Vater, noch immer auf und ab laufend, dann und wann mit dem unermüdlichen Ausruf: „Herrlicher Mensch! nicht wahr, Wita? Gott sei Dank, der arme Junge!" vor seiner Tochter stehen blieb, und die Mutter mit gefalteten Händen sich auf den Lehnstuhl am Fenster stützte, in den Wita sich gesetzt, las diese folgendes:

Heißgeliebte Eltern, liebe Schwester!

Ich bin ganz gesund und kreuzfidel! Ich muß das gleich sagen, weil ich euch ein großes Abenteuer zu berichten habe, das sehr ernst war, welches ich aber mit Gottes Hilfe und durch den unvergleichlichen Heldenmut meines Retters glücklich überstand. Ich erzähle euch zum Teil, was ich von der Sache weiß, zum Teil das, was die Offiziere und Kameraden mir nachher erzählt haben. So hört also:

Da die Luft eine Zeit lang rein war, so beschloß unser Kommandant, das schauerliche Nest, in dem wir bei kläglichster Verproviantierung fast zwei Monate eingesperrt gelegen hatten, zu verlassen, um nach dem Hafen, von dem dieser Brief abgehen wird, zu entschlüpfen; eine Fahrt von etwa vier bis fünf Tagen. In unserer elenden Thatenlosigkeit hatten wir obendrein Gift und Galle spucken müssen über die Siegesnachrichten des Feindes, die, wie wir noch am Tage vor dem Ankeraufgehen zu unserem Entzücken hörten, samt und sonders Lügen zur Bemäntelung seiner Niederlagen gewesen sind.

Der Sicherheit halber gingen wir abends in See, und zwar war alles klar zum Dampfen; zur Schonung des Kohlenvorrats wurden indessen die Feuer aufgebänkt gehalten. Wir machten unter Bramsegel acht bis neun Seemeilen Fahrt beim Winde und hielten uns gefechtsbereit, soweit dies möglich ist, wenn die Geschütze des zu erwartenden schweren Seegangs wegen mit starken Ketten und Schrauben gezurrt werden müssen. Na, es war überhaupt überflüssig, denn den Feind haben wir natürlich nicht zu sehen bekommen, und so wird es uns Pechvögeln immer gehen. Doch zur Sache. Ich hatte die erste Abendwache zu thun, und da es ziemlich kalt war, mir mein langes, schweres Peajakett angezogen. Wie ich gerade während des Auf- und Abrennens in Gedanken ein Dutzend Feinde über die Klinge springen ließ, rief mich Lieutenant Pauli, der Offizier der Wache war, und befahl mir vorauszugehen und nach einem Feuer auszuschauen, das der Karte nach längst in Sicht sein mußte, aber vom Posten auf der Fockrahe noch immer nicht entdeckt worden war. Um besser zu sehen, stieg ich mit meinem Nachtglas ins Fockwant bis dicht unter den Mars. Nun weiß ich nicht recht, wie es kam; in meinem Eifer, das Feuer zu erspähen, vergaß ich wohl meine Position. Da, wie ich eben glaube einen rötlichen Schimmer zu gewahren, verschiebt sich mein Glas. Ich presse mich rückwärts gegen die Webeleinen und drehe mit beiden Händen an der Schraube. In dem nämlichen Augenblicke holt das Schiff stark nach Backbord über, und ehe ich mich halten kann, stürze

ich, mich überschlagend, kopfüber das Want hinunter und in die See hinein. Ob ich dabei aufgeschrien habe, weiß ich nicht. Ich hatte die Besinnung nicht verloren, nur ein ungeheurer Schreck durchzuckte mich, aber bei der Schnelligkeit des Vorgangs kam ich erst zum Nachdenken, als ich Salzwasser spuckend wieder an die Oberfläche gelangt war und den Eindruck hatte, als ob eben eine breite Schaumwelle und ein dunkles, riesiges, rauschendes Etwas an mir vorbeigesaust sei, und dann erkannte ich ziemlich weit von mir die verschwommene hohe Takelage des enteilenden Schiffes und einen verschwindenden Lichtschein. Ja, liebe Eltern, was ich in diesem Augenblick empfunden habe, kann ich euch nicht schildern, ich dachte an Gott weiß was alles, auch an euch. Ich hatte die Gewißheit, daß ich nicht sterben könne, daß ich gerettet werden müsse. Ich schwamm also, nachdem ich vergeblich versucht hatte, auf dem Rücken liegen zu können, wie ein Hund, welchen sein Herr ins Wasser geworfen hat, mühselig, aber vertrauensvoll hinter der Brandenburg hin. Nur sah ich sie nicht mehr; wohl nicht, weil sie dazu schon zu weit fortgewesen und es zu dunkel war, sondern weil mir mit dem fortwährend über den Kopf brechenden Salzwasser etwas anderes, dickeres in die Augen gewaschen wurde. Ich bemerkte, daß es Blut sei. Das war aber auch das letzte, was ich außer der Wasserkälte und einem betäubenden stechenden Gefühl im Kopf empfand; von da ab weiß ich nichts mehr. Die Fortsetzung kommt jetzt von Kapitän-Lieutenant Jasmund, meinem Schutzengel, meinem Abgott, der mich rettete, während ich doch immer davon träumte, ihn einmal retten zu dürfen! Aber er hat nicht viel erzählt, daher kann ich leider auch nur wenig über seine Heldenthat berichten. Er kam gerade in dem Augenblick aus der behaglichen Messe an Deck, als er mich, in dem er natürlich nicht die Person, sondern nur einen dunklen menschlichen Körper erkannte, aus dem Fockwant, heftig in der Rüst aufschlagend, über Bord fallen sah. Erkennen der Situation und Handeln war eins bei ihm. Mit dem lauten Ruf „Mann über Bord!" ergriff er die Korkboje an Backbord-Fallreep und sprang mir nach. — Was das heißt, einem Menschen bei voller Fahrt eines segelnden Schiffes, bei Nacht und stark bewegter See nachzuspringen, indem man blitzschnell begreift, daß der durch den Sturz Getroffene sich nicht selber helfen kann, bis ein ausgesetztes Boot ihn findet, das mag eure Phantasie sich ausmalen, wenn sie es vermag.

Was mir eine Ewigkeit schien, war in Wirklichkeit alles nur eine sehr kurze Zeit. Kapitän-Lieutenant Jasmund hatte mich bald gefunden, da er denselben Weg getrieben war wie ich. Erst hat er meine Mütze gesehen, dann mich oder vielmehr meine Hand nur, die sich aus dem Wasser emporreckte. Es ist ihm sehr schwer geworden, mit dem Korkring an mich heranzukommen und mich mit Kopf und Schultern hineinzubringen, was er auch nur konnte, da er ein ganz vortrefflicher Schwimmer ist und ich ihm das Werk in meiner Bewußtlosigkeit nicht erschwerte. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich in sinnloser Todesangst noch hätte um mich greifen können. Man hatte an Bord auch gleich die Heckboje fallen lassen, zwei ziemlich große, miteinander verbundene Metallhohlkugeln, an denen sich durch einen Druck, wie der, welcher das Lösen bewirkt, ein Licht entzündet. Glücklicherweise war dies Licht, wie es sonst leicht geschieht, nicht gleich durch die Wellen gelöscht worden, so daß mein Retter die Boje treiben sah und uns zu ihr hinarbeitete. So hatte er zunächst genügend Material, um uns beide oben zu halten.

An Bord war alles wie am Schnürchen gegangen. Wie jedermann, der sich gerade an Deck befand, mir versicherte, hat Lieutenant Pauli seine Sache ganz vorzüglich gemacht. Die Kommandos „Klar zum Wenden", „Rettungsmannschaften in den Luvkutter" und „Alle

Mann auf" sind von ihm präcise und ruhig gegeben worden. Das Schiff hatte bereits die Wendung ausgeführt, als der Kommandant auf die Brücke kam, und verfolgte den richtigen Kurs. Ihr müßt euch nun nicht denken, daß dies alles so leicht ist, denn in See und nur auf den Wind angewiesen, kann man doch nicht wie auf einer Chaussee nach dem Unglücksort zurückfahren, um einen, selbst in großer Nähe, bei Dunkelheit und starken Wellen schwer sichtbaren, über Bord gegangenen Menschen zu finden. Mit annähernder Wahrscheinlichkeit müssen Ort und Zeit bestimmt werden, wann und wo die Fahrt des Schiffes, welches ja den Verunglückten gar übersegeln könnte, zu hemmen und das Rettungsboot für die nähere Suche auszusetzen ist. Da Lieutenant Pauli die Richtung, welche die brennende Boje genommen, und die Distanz am besten im Kopfe hatte, so ließ man ihm die Führung des Schiffes, die sonst bei „alle Mann" auf den Kommandanten oder ersten Offizier übergeht. Trotz der steifen Brise hat er nun die in gerader Linie etwa bis eine Seemeile betragende Strecke mit einer Genauigkeit zurück verfolgt, ohne welche wir schwerlich so leicht ausgespürt worden wären. So aber erspähte das Boot uns bald und, liebe Eltern, da die Haie uns auch respektierten, so befanden wir uns, etwa dreiviertel Stunden, nachdem ich den Fall gethan, gerettet an Bord der „Brandenburg".

Als ich erwachte — es war eine ganze Reihe von Stunden später —, lag ich ausgezogen auf dem Tisch der Offiziersmesse, und um mich herum standen Ärzte, Offiziere und Lazarettgehilfen, welche mich mit wollenen Tüchern gerieben hatten. So schwach ich war, konnte ich doch wahrnehmen, wie sie einander zuriefen und sich freuten. Dann erhielt ich Cognak eingeflößt, wurde in eine Hängematte in der Offiziersmesse eingepackt und verlor nun wieder das Bewußtsein oder schlief ein. Am nächsten Tage fühlte ich mich noch schwach, aber sonst doch ganz wohl. Die Kopfwunde, welche ich mir beim Aufschlagen in der Rüst geholt habe, ist zwar ziemlich tief und muß stark geblutet haben, stellte sich aber als ganz ungefährlich heraus. — Kapitän-Lieutenant Jasmund ist auch schon sehr schwach gewesen, als sie ihn in den Kutter zogen, es war für ihn ebensogut die höchste Zeit wie für mich. Er hat sich furchtbar anstrengen müssen, mich im Schwimmen festzuhalten, bis die Bojen uns trugen, und dann hat er mir noch immer den Kopf hoch gehalten. Er war aber gestern — vorgestern passierte die Geschichte — schon wieder auf und ist an meine Hängematte gekommen, und ich habe vor Dankbarkeit geweint und seine Hände geküßt. Da hat er mich beruhigt und mir gesagt, das, was er gethan, sei einfache Pflicht und Schuldigkeit gewesen, die jeder Seemann und Soldat bei solchem Anlasse thun müsse. Und — ich glaube zum erstenmal — hat er mit mir eingehend von euch gesprochen und hat mich gestreichelt und mich auf die Stirn geküßt. — O, wie habe ich ihn lieb! das kann ich euch wirklich gar nicht beschreiben.

Heute sitze ich mit einem verbundenen Schädel schon wieder seelenvergnügt auf. Jetzt habe ich doch wirklich ein rechtschaffenes Seeabenteuer erlebt, nicht wahr? Daß ich mich aber nach dem zweiten schon so bald sehne, kann ich, aufrichtig gestanden, nicht behaupten. Alle, der Kommandant, die Offiziere, die Kameraden, sind doppelt so nett gegen mich wie früher, und wenn sie Kapitän-Lieutenant Jasmund loben, dann fühle ich ordentlich, wie mein Herz vor Entzücken schlägt. Lieutenant Pauli wird auch von allen gelobt, und das verdient er sicherlich. — Eben sind alle oben zum Segelexerzieren. Ich darf noch keinen Dienst thun und sitze, an euch schreibend, in unserem Unterrichtsraum und freue mich, daß die vorbeirauschenden Wogen, die ich aus der Pforte sehe, mich noch nicht verschluckt haben. — Ach, liebe Eltern, jetzt habe ich nur noch zwei Wünsche. Erstens, daß wir noch ein tüchtiges Gefecht erlebten, in welchem wir den Feind gründlich schlügen und zeigten, daß unsere

Marine auch etwas leistet, wenn ihr nur Gelegenheit dazu geboten wird, und zweitens wünschte ich danach, so bald als möglich wieder einmal bei euch zu sein. Dann müßt ihr Kapitän-Lieutenant Jasmund einladen und er muß bei uns bleiben, solange es geht, und wie ein König geehrt und gepflegt werden. Wita soll ihm nur etwas Herrliches sticken, ich glaube, darüber würde er sich riesig freuen. Er hat gestern auch von ihr zum erstenmal mit mir gesprochen, aber so sonderbar, er bekam eine rauhe Stimme und wurde verlegen dabei, ganz wahrhaftig, und dann fing er plötzlich von etwas anderem an. Ja, ich bin schlau und weise, wie ein richtiger Seekadett es sein muß! Wita soll ihn nur gleich nehmen, einen solchen Mann findet sie auf der ganzen Welt nicht mehr. O, wenn ich daran denke, daß er mein Schwager werden könnte, möchte ich vor Wonne gleich zwanzigmal über den Großtop entern! — Aber mich nicht verraten! hört ihr?

Doch für heute muß ich schließen, geliebte Eltern und liebe Schwester. Dankt alle meinem Retter nur recht bald, auch du, Wita, schreib mit an ihn, hörst du! Mit vielen, vielen Grüßen und Küssen, euer sich jetzt doppelt nach euch sehnender

Max.

Der Brief, dem noch eine längere Nachschrift beilag, welche das Eintreffen im Hafen meldete, war nun schon aus Anlaß der gestörten Postanschlüsse zwei Monate alt, und an die Brandenburg war bereits die telegraphische Order zur Heimfahrt ergangen; in zehn bis zwölf Wochen konnte sie die europäischen Gewässer erreicht haben.

„Nun, Wita, was sagst du? Nun lies ihn uns noch einmal laut vor," rief der alte Herr aufgeregt; über den kühnen Schlußpassus des Briefes hatte er nur flüchtig hinweggelesen und einzig an seinen Sohn und dessen Rettung gedacht.

Wita sagte nichts. Sie fiel ihrer Mutter um den Hals, dann ihrem Vater und dann rannte sie spornstreichs aus der Thür.

„Mein Gott, wie das Mädchen nur wieder ist! Warum läuft sie fort?" schrie Herr van Rossem. „Jetzt wollen wir den Brief noch einmal langsam zusammen lesen, und da taucht plötzlich ihre alte Laune wieder auf, die ich schon ganz ausgestorben wähnte."

„Laß, laß, Papa!" beschwichtigte ihn seine Frau, „es ist keine Laune; die Heftigkeit ihres Gefühls hat sie übermannt, sie ist eben eine Natur, die jeden Sturm zuerst mit sich allein abmachen muß. So ähnlich war's ja früher auch bei dir. Komm, ich will dir vorlesen."

„Na ja, meinetwegen. Aber sitzen kann ich dabei noch nicht. Es ist ein herrlicher Mensch, nicht wahr? Nun kriegen wir unseren guten, wackeren Jungen doch wieder!"

Dieses Mal fiel Herrn van Rossem die scharfsinnige Schlußbetrachtung seines Sohnes aber stärker auf.

„I der Tausend," unterbrach er, „wie solche Gelbschnäbel schon scharf sind! Das vergißt man immer, wenn man alt geworden ist, und traut's ihnen nicht zu. Und wenn der Junge recht hätte, Mama, was meintest du dazu?"

„Ich meine was du meinst, Papa, nämlich daß —"

„Daß wir stolz sein könnten, einen solchen Mann unseren Sohn nennen zu dürfen," ergänzte der Gatte entschieden. „Wahrhaftig, Mama, da hast du meine Ansicht getroffen. Der Gedanke an diese Möglichkeit ist mir früher gar nicht gekommen. — Er hat mir ja immer gefallen, der brave Mensch, indessen an Wita hab ich dabei doch nicht gedacht. — Anständige Stellung, sehr anständig und gute Beförderungsaussichten! Aber Seeoffiziersfrauen sind übel daran. Vermögen wird er auch wohl nicht haben. Na, das spielt eine geringere Rolle bei uns. — Mein Gott, Mama, nun sprich doch einmal, was sagst du denn dazu?"

„Ja, Papa, du hast's ja schon gesagt, was ich aussprechen wollte. Wir könnten

stolz auf ihn sein und würden ihn mit offenen Armen aufnehmen, wenn er käme und um die Hand unseres Kindes bäte."

„Wenn? Wenn er käme? Wenn? Also das scheint dir doch nicht so ausgemacht zu sein. Du denkst, der Max teilt uns da nur ein knabenhaftes Phantasiegebilde mit?"

„Das will ich nicht gerade behaupten. Aber, daß er von selbst hierherkäme, glaube ich nicht. Wir müssen ihn nach Heimkehr der ‚Brandenburg' einladen, und haben ja wahrhaftig schon aus menschlicher Dankbarkeit alle Ursache dazu, dies zu thun."

„Selbstverständlich, Mama, selbstverständlich; ich will die Einladung in eigener Person an Bord bringen. Aber die Wita? Mir schien immer, als ob Pauli einen Stein im Brett bei ihr hätte. Glaubst du nicht, daß sie den Jasmund etwas zu alt für sich findet?"

„O Papa, sein ruhiges, sicheres Wesen und sein großer Bart lassen ihn dir nur so alt erscheinen, er ist ja doch noch ein ganz junger Mann. In solchen Dingen hängt alles von der Empfindung des jungen Mädchens selbst ab, und ich möchte behaupten, daß die überlegene, ausgereifte Männlichkeit gerade die tiefer angelegten Naturen anzieht, die in dem künftigen Manne ein Wesen erblicken wollen, von dem sie nicht nur verzogen, sondern vielmehr noch erzogen sein wollen. Wenn der Mann nur danach ist, dieses köstliche Geschenk einer ganz ursprünglichen ersten Liebe zu pflegen und sich weiter entfalten zu lassen, so ist eine glückliche Ehe für beide Teile sicher voraus zu sagen. Und ich bin gewiß, daß Jasmund dieses feine Verständnis besitzen wird und daß Wita — nun, daß sie ihn liebt und nur an ihn denkt und sonst an keinen Mann in der Welt."

„Ei der Tausend, Mama, du sprichst ja so begeistert wie einer von den großen Propheten. Und von dieser Entdeckung sagst du mir erst jetzt etwas? Warum bist du nicht schon früher damit herausgerückt?"

„Ich wollte warten, bis die geeignete Zeit käme, lieber Mann, und dann habe ich erst heute aus Maxens Brief eine Hoffnung geschöpft, die ich nach den Bekenntnissen, welche Wita mir, allerdings schon vor längerer Zeit, gemacht hat, nicht zu hegen wagte. Deshalb schwieg ich in diesem einzigen Falle dir gegenüber." Und die Hände faltend, fügte die treue Mutter in lautem Gebet hinzu: „O himmlischer Vater, mache das Maß deiner Barmherzigkeit und Güte voll und schenke uns zu dem neu aus deiner Hand empfangenen Sohn nun auch noch den anderen, der den verlorenen Frieden wieder in das Herz unseres Kindes zurückbringt!"

Herr van Rossem verbarg seine Rührung in einem herzhaften Kuß, den er seiner Frau gab. „Also das war's mit der Wita! Na, Mama, habe nur guten Mut; das Schiff ist ja flott geworden und wir beiden alten Praktiker wollen es schon mit des Herrgotts Hilfe glücklich in den Hafen steuern."

Und Wita? Sie war in ihr Zimmer gelaufen, hatte die Thür hinter sich verschlossen und sich übers Bett geworfen. Unaufhaltsame Thränen entströmten ihr, Thränen der Hoffnung, der Liebe, des Glückes und der Dankbarkeit. Ja, die Dankbarkeit kam zuletzt, und wie sie dies nach dem Zergliedern ihrer Gefühle herausgefunden hatte, schalt sie sich selbst schlecht, grundschlecht, aber wenn sie sich dann demütigen wollte, brach die Hoffnung wie eine Sonne durch, und vor ihren Strahlen schwand alles andere. Eine Stunde war wohl vergangen, ehe sie sich entschloß, sich von dem zerwühlten Bett zu erheben. Darauf wusch sie ihr glühendes Gesicht, ordnete ihr zerzaustes Haar und ging ruhigen Herzens, aber doch zufrieden, daß man in der Dämmerstunde ihr nicht gleich in die Augen schauen konnte, hinunter in die Wohnstube.

* * *

Nun blühten die Kastanien wieder, und vom großen Kriege merkte man nur die Folgen: ein mächtig erwachtes Schaffen

und Selbstbewußtsein im geeinten Vaterlande. Viele schwarze Kleider sah man, manche bleiche Genesende und an ihren gesunden Gliedern durch feindliche Kugeln Verstümmelte, aber noch viel mehr freudige Gesichter und stolz einherschreitende, mit Ehrenzeichen geschmückte Krieger.

Auch auf dem Gutshof waren die Spuren der schweren Zeit getilgt. — Das Lazarett hatte sich aus Mangel an Kranken aufgelöst, und die alte Ordnung herrschte wieder in dem weiten freundlichen Besitz.

Lustig schien die Frühlingssonne auf ein festvorbereitendes Treiben. Am Eingang des Thorhauses waren der alte Vogt und zwei Tagelöhner damit beschäftigt, eine mächtige Guirlande aufzuhängen und an dieser ein weißes Schild, auf dem durch ausgezacktes Blau ein grünes Schiff mit schwellenden Segeln an drei gelben Masten, von denen große bunte Flaggen wehten, dahineilte. Darunter stand in deutlich sichtbaren Buchstaben „Willkommen!“ und oberhalb der Masten im Halbbogen „S. M. S. Brandenburg“. Dieses Bild verdankte dem Kunstfleiße und der Begeisterung des Vogtes sein Dasein. Die Farbentöpfe, aus welchen es hervorgezaubert war, standen noch im Grase neben dem Teich, in dessen Oberfläche muntere gelb- und schwarzflaumige Entenküchlein schwimmend ihre Parabeln furchten, während die Alte mit betrachtungsvoll seitwärts geneigtem Haupte folgte. Vom Thorhaus, über den Hof herüber und an der einen Seite des Grasplatzes vorbei, bis zur Rampe am Herrenhause, war eine Art von via triumphalis hergestellt worden, in welcher eben der Reitknecht nebst zwei Tagelöhnern die letzte der Fahnen befestigte, die von Frau van Rossem, Wita und dem gesamten weiblichen Gesinde, soweit es Zeit fand die Nadel zu führen, zu diesem Zwecke verfertigt worden waren. Der Reitknecht, ein strammer Bursche in kurzem hellgrauem Manchesterjakett, die gleichartigen enganliegenden Beinkleider in Stiefel mit gelben Stulpen gesteckt, wischte sich jetzt den über sein rotes Gesicht perlenden Schweiß ab und sagte, nachdem er sein Werk schmunzelnd betrachtet hatte, den Hammer befriedigt unter den Arm schiebend: „So, nu lat se man kamen, wi sünd farig.“

Auch drinnen im Hause schien man fertig zu sein. Nur in der sauberen, fliesengepflasterten Küche, in der die Kupfer- und Messinggeräte blitzten, daß es eine Freude war, herrschte noch unter Leitung der unermüdlichen Herrin ein eifriges Walten. Es brodelte in den Töpfen auf dem umfangreichen Herde, und dem Bratofen entquoll, den warmen gewölbten Raum durchziehend, ein lieblicher Duft. Die Mägde hatten trotz der Arbeit schon ihren Feiertagsstaat angelegt, meist knappe schwarze Sammetmieder mit weißem Strich am Halse und an den kurzen Ärmeln, aus denen die Arme rund und rot hervorquollen; sie trugen weiße Schürzen über den eigengemachten farbigen Wollröcken, indessen von den Mützchen am Hinterkopfe bei eifriger Bewegung die langen buntseidenen Bänder flatterten.

Wita ging noch einmal durch das Speisezimmer, dessen Thüren nach der Veranda weit offen standen, und musterte prüfend die festlich gedeckte Tafel, hier und da an den Sträußen ordnend, die sich zwischen dem Silber und Porzellan auf der weißen Damastdecke reizend ausnahmen. Dann begab sie sich auf die Veranda und blickte, gegen einen umrankten Träger geneigt, die Hände gefaltet vor sich niederhaltend, still in den in vollster Frühlingspracht vor ihr liegenden Park hinaus. Ein weiß und rosa gestreiftes Kleid umhüllte ihre hohe Gestalt, die trotz des inneren Kummers größere Fülle gewonnen hatte. Noch immer besaß das Gesicht die frühere eigenartige Blässe, nur der pikante, kecke Reiz fehlte, teils im Ausdruck selbst, teils wohl, weil das dunkelbraune Haar wieder gewachsen war. Sie trug es einfach geordnet, in einen Knoten zusammengeschlagen, und hatte die Blüte einer Kastanie hinein-

gesteckt. Ein ungemein anziehendes Weib war in den letzten zwei Jahren aus ihr geworden, ohne daß sie es selbst wußte, ohne daß ihre sie täglich beobachtende Umgebung die wirkliche Größe des Wechsels erfaßt hätte. Ein weibliches Weib in der schönsten Bedeutung des Wortes, denn es war nicht so sehr der äußere Vorzug der Form und Farbe, wodurch die Züge und das Auge besonders fesselten, sondern der ruhige, sinnige Ausdruck, welcher den Verfall der äußeren Reize überdauert und von einer tiefen, weichen und in sich ausgeglichenen Seele zeugt.

Weiße Wolken schwammen an dem Blau des Himmels, und einige dunklere lösten sich eben von der Sonne ab. Über den frischgrünen gefingerten Kastanienblättern leuchteten die weißen Blütenkerzen, weiterhin hoben sich zwischen Ahorn und Eichen, die anfingen sich zu belauben, und über duftende lila Syringen und Goldregen hinweg, diejenigen von vereinzelten rotblühenden Edelkastanien. Wita beobachtete, wie die feinen Blätter der Akazien schon größer und dichter geworden waren, und sie sah dem funkelnden Spiele des Springbrunnens zu, dessen fallender Strahl dann und wann von einem leichten Windzuge auf den Rand des Sandsteinbeckens geführt wurde und zuweilen darüber hinaus, daß Gras und Kies von den Silberperlen erglänzten. Melodisches Vogelgezwitscher drang aus den Büschen; drüben von einer Fichte her aber knarrte es, wie wenn dürre Äste sich im Winde bewegen, es war indessen nur das Geräusch eines arbeitenden Spechtes. Unterhalb der Linde, gleich rechts neben der Veranda, hüpfte pickend ein rotbrüstiger Fink, der dann zutraulich auf die Stufen sprang und, sein Köpfchen hin und her drehend, Wita von unten herauf mit klugen Äuglein musterte; als sie aber unwillkürlich ihre weißen Finger lockend nach ihm spitzte, flog er mit schnellem Flügelschlag davon. — In der Linde befand sich ein Meisennest. Die beiden Eltern, grau-grünliche Tierchen mit schwarzen Köpflein, huschten ab und zu, ihren Jungen Nahrung bringend.

„Ihr Vöglein," dachte Wita, „ihr habt doch im Lenz das Paradies auf Erden! Wenn man seine Lieben bei sich hat, im eigenen Nest sitzt und nur für sie sorgt bei Sonnenschein und Blumenduft, was kann es Herrlicheres auf der Welt geben! Wir Menschen nur, die wir so widerspruchsvolle Wesen sind, unter so widerspruchsvollen Verhältnissen leben und immer allerlei denken müssen, was den Genuß zerstört, wir können nie das reine Glück des Daseins erfassen, welches euch wenigstens auf kurze Zeit zu teil wird." — Und gleich, als ob der Gedanke, daß man denken müsse, um sich die Augenblickszufriedenheit zu verderben, ihre Strafe sein solle, verschwand plötzlich das entzückende Frühlingsbild um sie her und die nach langem nächtlichem Zwiespalt überwundene Erregung über das, was ihr heute bevorstand, kam wieder über sie. Wie würde das Wiedersehen sein? Hoffnung und Furcht kämpften in ihrem Herzen, und die Hand auf dieses pressend schritt sie auf der Veranda hastig hin und her. Doch ihr Bruder, ihr heißgeliebter, geretteter Bruder kam ja auch; mochte nun alles übrige sich wenden, wie es wolle; es war ihre Pflicht, ihm ihre volle Freude zum Wiedersehen zu zeigen und glücklich zu sein. O, es wäre ja so undankbar und herzlos von ihr, wenn sie das nicht sein würde, und dann wollte sie auch seinem Retter ihre große, demütige Dankbarkeit beweisen: er war viel zu edel, um die Wärme ihres Gefühls, die sie für ihn hegte und hegen mußte, mißverständlich auslegen zu können. — —

Ein dumpfes Wagenrollen erklang aus dem Thorweg, dann hörte man: „Hoch unse junge Herr! Hoch de Herr Kaptein-Leutnant" rufen. Das waren der Vogt und der Reitknecht mit den übrigen Knechten und Tagelöhnern, und darunter klangen die hellen Stimmen der sich zwischen ihnen durchdrängenden Mädchen und Frauen. — Die Rettungsgeschichte war natürlich bei allem Dienstpersonal bekannt

und oft fleißig besprochen worden, und nun wollten sie alle ihren geretteten jungen Herrn sehen und den tapferen Seeoffizier.

Frau van Rossem und Wita, begleitet von einem Onkel und dessen Familie, die am Morgen zum Besuch gekommen waren, traten auf die Rampe hinaus, und als die schäumenden Füchse, die mit dem leichten Wagen rasch den Kiesweg zwischen Thor und Herrenhaus zurückgelegt hatten, noch kaum standen, lag der vom Bock heruntergesprungene Max auch schon in den Armen seiner Mutter. Nun folgte aus dem Rücksitze Georg, welcher der dringenden und seinem Herzenszuge so entgegenkommenden Einladung des alten Herrn um so leichter hatte sofort folgen können, als er keine näheren Besuchspflichten zur Ausfüllung des Urlaubes mehr besaß. Zuletzt entstieg der alte Herr selbst bedächtig, aber vor Vergnügen strahlend, dem Wagen.

Im ersten Moment hatte Wita wirklich nur an den auch zuerst erblickten Bruder gedacht, dann kam ein anderer Gedanke, und sie schlug die Augen, die noch voll Freudenzähren standen, nieder; doch mit plötzlichem Entschlusse hob sie ihr Antlitz wieder und streckte dem inzwischen von Frau van Rossem aufs wärmste begrüßten Manne, der, wie sie jetzt stärker als je fühlte, ihrem Herzen teurer war als alles, alles sonst, mit lauterem Dank im festen Blicke ihre beiden Hände entgegen. Und er nahm diese und drückte einen achtungsvollen Kuß auf ihre Rechte, dem jungen Mädchen einen Augenblick gütig, doch ernst und prüfend in ihre ruhig-innigen Augen schauend, und dann zeigte sich ein Aufleuchten des Glückes in seinen Zügen, und er ergriff ihre Hand wieder und küßte sie rasch noch einmal.

Das gab heute ein Leben auf dem Hofe, sowohl bei der Herrschaft wie bei dem Gesinde! Letzteres konnte nicht müde werden, sich zu erzählen, wie braungebrannt und kräftig der junge schlanke Herr geworden war, und die Männer erörterten mit militärischer Sachkenntnis die silbernen Litzen auf seiner Jacke, welche seine Rangabzeichen bedeuteten, und das silberne Portepee an seinem vergoldeten Dolche. Dann wurde der Herr Kapitän-Lieutenant besprochen: der wäre ein ganzer Kerl, der Haare auf den Zähnen habe und vor dem man den Hut ziehen müsse, das sähe man ihm schon von außen an, und die Mädchen begeisterten sich für seinen großen blonden Bart und seine blauen Augen, und schon munkelte man in Küche und Kammer mit schlauem Zug um die Mundwinkel von irgend einem interessanten Geheimnis, das bestimmt nächstens offenbar werden würde.

Am Abend waren noch mehr Gäste zugegen als mittags, und es gab eine ansehnliche Tafel, an welcher der alte Herr heute die übliche Ausnahmerede hielt. Sie ging auf die heimgekehrten Seefahrer, gedachte freundlich des abwesenden und nach acht Tagen auch zum Besuche erwarteten Pauli und spitzte sich schließlich wieder auf Georg, den gefeierten Helden des Kreises, zu. Man konnte heute nicht im Freien sitzen wie vor zwei Jahren, allein es herrschte doch solche Milde, daß die Thüren nach der Veranda offen standen und man den balsamischen Geruch der blühenden Büsche zeitweilig einatmen konnte. Georg hatte den Ehrenplatz zwischen dem Herrn und der Frau vom Hause erhalten. Als der Nachtisch kam, der unter anderem wieder wie gewöhnlich Mandeln brachte, hätte ein aufmerksamer Beobachter, vertraut mit Georgs Art, an dem häufigeren Streichen des Bartes bemerken können, daß den an Selbstbeherrschung gewöhnten Mann eine innere Unruhe überkam. Wita saß ihm ziemlich entfernt an einer Stelle des Tisches, von der aus sie die ab- und zugehende Bedienung besser leiten konnte. Sie sah ein wenig angegriffen aus, doch folgte sie aufmerksam und freundlich der Unterhaltung eines Vetters, der sie zu Tisch geführt hatte. Als dieser aus Anlaß des Komplimentierens nach einer

launigen Rede des Onkels, mit dem Champagnerglase in der Hand, seinen Stuhl verließ, benutzte Georg den Moment, um mit Wita anzustoßen und sich neben sie zu setzen, und da der Vetter sich inzwischen auf den leeren Platz Georgs niedergelassen hatte, bot sich für letzteren erwünschte Gelegenheit, das, was ihm durch den Sinn ging, auszuführen.

Die Unterhaltung zwischen beiden über allerlei gleichgültige Dinge schien unter dem alten Unstern zu leiden. Georg war zerstreut oder verlegen, wenigstens nahm er ohne Rücksicht auf den ansehnlichen Schalenhaufen, den er über den auch nicht geringen des Vetters auf dessen Teller schon aufgetürmt hatte, eine Mandel nach der anderen. Wita folgte diesem Gebaren mit unruhiger Spannung und halb gesenkten Lidern. Jetzt mußte er gefunden haben, was er suchte; mit einer unwillkürlichen Bewegung warf er den Schalenberg um und hielt nachdenklich eine aufgebrochene Mandel mit einem Doppelkern in seinen Händen.

Witas Herz klopfte, das Blut war ihr ins Gesicht gestiegen, und sie beugte sich noch tiefer nieder.

„Gnädiges Fräulein" — Georg mußte sich räuspern — „gnädiges Fräulein, ich habe hier ein Vielliebchen gefunden. Es gab einmal einen Abend, an welchem Sie eins fanden und mir anboten, es mit mir zu essen. Sie gewannen; aber ich vergaß über andere Dinge, meine Schuld durch eine ehrfürchtig gewidmete Gabe abzutragen, und späterhin gelangte ich eben nicht mehr dazu. Wenn Sie mir es vergeben können, daß ich meine Kavalierspflicht so sträflich vernachlässigte, so werden Sie vielleicht gestatten, daß, abgesehen von der selbstverständlichen Abtragung jener alten Schuld, jetzt ich es bin, der Ihnen nach freundlicher geselliger Sitte das Spiel mit der Doppelmandel anbietet, und nicht wahr, Sie schlagen mir diese Bitte nicht ab?" — Er hielt ihr die gelbe Schale mit dem braunen Doppelkern hin und seine Hand zitterte sichtlich.

Wie ein Frühlingsahnen nach schwerer Wintersqual ging es durch Witas Brust, fast gleichzeitig aber, als ein finsterer auf dem Fuße folgender Schatten, die Erinnerung an das Vergangene. Ihre alte Wunde war aufgebrochen, und das Glück, welches sie fühlte, vermochte den Schmerz nicht völlig zu lindern. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und schaute zu ihm auf, tiefe Scham im Blick und ein Flehen wie das eines geängstigten Kindes; ihre Augen standen voll Thränen und um ihren Mund zuckte es.

Aber sie sah keine Härte bei ihm, keinen Zug von Spott oder Mißachtung, nur Güte, so weiche, milde Güte wie die einer Frau, nur ein ernstes Bitten um Vergebung und noch etwas anderes unendlich Süßeres, das sie durchschauerte durch alle Glieder bis ins Innerste.

Sie nickte. Er gab ihr die eine der Zwillingsmandeln, sie aß dieselbe und er die andere.

— — — — — — — — — — — — —

Sicherlich hatte Wita wieder wenig geschlafen, trotzdem trieb es sie, als eben die Sonne purpurn aufging, in den jungen taufrischen Buchenwald und zu dem freien Morgenatmen des Meeres. Die Vögel waren munter und zwitscherten und schmetterten im fröhlichen Stimmengeräusch durcheinander, aus Entzücken über den wunderholden Tag, der ihnen wieder anbrach. — Ein unendlich zarter Hauch lag über den fernen Wäldern an der Bucht, kräftig brauste die Brandung der lang heranflutenden grau-blauen Wogen, und die Sonnenstrahlen blinkten im Tau des Grases und auf dem Ufertang. Und die Herrlichkeit Gottes, seine Liebe zu den Menschen, denen er vergönnt hat, diese köstliche Natur zu genießen, überkam Wita. An den mächtigen Buchenstamm gelehnt, auf das Meer hinausblickend, faltete sie die Hände, und inhaltsvoller als das längste Gebet klang es leise von ihren Lippen: „Lieber Gott, wie bist du gut! wie habe ich dich lieb!"

Auch Georg hatte vom Schlaf nicht viel gehabt, auch er war früh aufgestanden, er wußte wohl warum, und er hatte

vom Fenster aus beobachtet, wie ein helles Morgengewand eben im Park nach der Strandrichtung zwischen den Bäumen verschwunden war. Eine Viertelstunde darauf schritt er auf noch feuchten Pfaden nach derselben Richtung hin. Sein Herz klopfte, aber seine blauen Augen blickten froh und zuversichtlich. Unterwegs pflückte er von dem Spalier der Treibhausmauer ein eben erschlossenes Pfingst-Röschen ab, auf dessen rosa Blättern die Tauperlen schimmerten. „Dein Bild, Geliebte! Zart, frisch und keusch, wie ein junges Weib sein soll. Mag sie sonst alle Reize haben, sie sind nichts, wo der herrlichste, der Duft der Weiblichkeit fehlt. Die herbe Umhüllung, welche die Schönheit der Knospe verbarg, ist abgestreift und meine Augen sind sehend geworden. Du hast dich entfaltet, du holde Blume, und ich bin gering vor dir. Doch ich weiß, daß deine Seele auf meine wartet, und ich will die wunderreiche Blüte pflücken, die Gott in seiner Gnade mir Unwürdigem noch so spät aufbewahrt hat.“ — Georg atmete tief auf, er küßte die Rose und befestigte sie an seiner Brust.

Lange hatte Wita in der innigsten Morgenbetrachtung, die je ihr Herz erfüllte, gestanden, als sie sich umwendete. Da sah sie ruhig, als ob er auf sie gewartet, den Heißgeliebten vor sich, lautlos ihr die Blume entgegenhaltend.

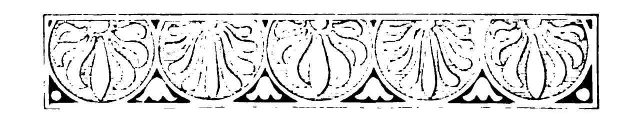
Wita war keines Wortes fähig. Mit der einen Hand stützte sie sich gegen den lichtgrauen Stamm und zitternd streckte sie die andere nach der Rose aus. Es war einen Augenblick ganz still. Nur ein leichtes Rauschen ging durch die hellgrünen Blätter, durch welche die Sonne über die rotbraunen Buchennadeln auf dem Fußsteig goldige, schwankende Lichter spielen ließ, und die Brandung sang mit Donnerstimme ihr feierlich-geheimnisvolles Lied weiter.

„Guten Morgen Vielliebchen! — Vielliebchen — Vielgeliebte!“ erklang Georgs tiefe Stimme; er breitete seine Arme aus und schloß die endlich Gewonnene fest an die Brust.

Da wagte Wita durch Thränen lächelnd selig zu ihm aufzusehen, sie schlang ihre Arme um seinen Hals und ihre Lippen strebten den seinen entgegen, und nun küßten sie sich beide, und dann küßten sie abwechselnd die Rose und dann wieder sich.

„Jetzt hattest du mir's angeboten und du hast mich überrascht,“ flüsterte sie.

„Ja, und so sollte es sein, Geliebte. Nun haben wir uns nach langem Irren gefunden, irdisch gefunden bis zum Schluß unserer Tage. Scheinbar endlos braust das Meer vor uns seinen Hymnus an die Ewigkeit, doch einst wird dieser stumm werden; aber wir zwei, Geliebte, wir vertrauen, daß der Allgewaltige und Allgütige über den Wassern unsere Seelen beieinander wohnen lassen wird, auch in der Ewigkeit!“





Große Friedhofstraße in Skutari.

Die Friedhofswälder von Konstantinopel.

Von

Wolfgang Brachvogel.



Es war an Allerheiligen frühmorgens, als aus den blauen Wellen des Marmarameeres die Prinzeninseln auftauchten — auf der ganzen Fahrt von Athen her durch das Ägäische Meer und den Hellespont hatte ich vergebens nach Delphinen ausgeschaut; als wir nun bei San Stefano vorüberdampften und im silbernen Morgennebel fernher die grauen Massen des Schlosses der sieben Türme sichtbar wurden, hob sich dicht vor mir aus den schillernden Wasserhügeln ein dunkler dicker Kopf, ein schwärzlich glänzender Körper folgte, und hoch emporspringend, mit der Schwanzflosse in die Luft schlagend, schnellte ein großer Fisch auf, um sogleich wieder in dem goldig blitzenden Element unterzutauchen — und daneben ein zweiter, dritter — bald waren sie nicht mehr zu zählen, und nun verließen sie uns nicht mehr; ganze Geschwader folgten uns umspielend bis zum Goldenen Horn.

„Delphine?" fragte ich den jungen griechischen Geistlichen, der neben mir auf den Bord des Dampfers gelehnt stand; er nickte schweigend, ein kleiner levantinischer Kaufmann aber, der meine Frage gehört hatte, meinte:

„Man kann sie zu nichts brauchen, sie geben wohl Thran, aber das Fleisch ist schlecht," und die Achseln zuckend ging er weiter, um einen soeben unter unseren Mitreisenden entbrannten Streit dahin zu entscheiden, daß die stolze, marmorschimmernde Moschee mit den sechs Minarets die Ahmedije, daneben die unscheinbare, unter häßlichen Anbauten fast verschwindende Kuppel aber die vielgerühmte Aja Sofia sei — alle Fremden glauben, der unsterbliche Wunderbau Justinians, der allein das halbe Jahrtausend türkischer Herrschaft überdauert hat, müsse auch äußerlich wie ein Wahrzeichen aus dem Häusermeer von Stambul emporragen.

Der Priester schaute inzwischen gedankenvoll dem Spiele der Delphine zu und nach langer Pause erst sagte er: „Die Fischer mögen sie nicht, sie zerreißen ihnen die Netze, und dann glaubt man, daß die im Meere Ertrunkenen in Delphine verwandelt werden, daß es ihre Väter, Brüder, Söhne sind, die ruhelos umherirren müssen, weil sie kein Grab in der Erde gefunden haben."

Dieses ruhelose Umherirren der Seele, bis der Körper in der Erde gebettet ist, findet man überhaupt im Glauben der Türken, der Verstorbene geht erst dann zu den Freuden des Paradieses ein, wenn seine Hülle im Grabe ruht. „War der Tote ein Frommer," sagt der Prophet, „so ziemt es sich, ihn so rasch als möglich hinaus und dadurch ins Paradies zu schaffen; war er ein Bösewicht, so muß man froh sein, ihn schnellstens loszuwerden." Darum eilt man sich, die Leichen noch am Sterbetage zu bestatten, man wickelt sie in Tücher und bringt sie auf den Friedhof ohne viel Ceremonien, ohne viel Trauer, dem allgemeinen Schmerze geben bezahlte Klageweiber lauten Ausdruck. Es liegt wohl auch im Islam und hauptsächlich in dem Fatalismus begründet, daß der Türke seine Toten nicht betrauert, wie wir es thun; sein ganzes Leben ist wirklich nur ein Stadium resignierter Vorbereitung für das Jenseits, welches ihn nicht nur geistig, nein thatsächlich durch endlose Genüsse für den Aufenthalt in diesem Jammerthal entschädigen wird: „Jungfrauen mit keuschen Blicken und großen schwarzen Augen, so da gleichen verdeckten Eiern des Straußes" — verspricht die 37. Sura des Koran den aufrichtigen Dienern Gottes. „Die Gefährten des Paradieses werden nur ganz der Lust und Wonne leben und sie und ihre Frauen in schattenreichen Gefilden auf herrlichen Polsterkissen ruhen. Die schönsten Früchte und alles, was sie nur wünschen, sollen sie dort haben." Mohammed selbst nannte diese Sure das „Herz des Koran", die Mohammedaner aber pflegen sie den Sterbenden in den letzten Zügen vorzulesen. — —

Der nächste Tag war Allerseelen und wir widmeten ihn den Toten, wir besuchten die Gräber der Sultane und die Friedhöfe. Ein türkischer Friedhof ist etwas Todtrauriges, die Gräber sind verfallen, und keine Blume blüht darauf, die Leichensteine sind halb oder ganz umgestürzt, die bunte Farbe, auf welcher in erhöhter Goldschrift Koranverse und des Begrabenen Name geschrieben stehen, ist verwischt — und über dieser Wildnis voll halb geborstener Steine und versunkener Gräber ragen schwarz und schweigend vielhundertjährige Cypressen; heilige, feierlich düstere Trauer webt im Schatten ihrer riesigen Wipfel, die nur zuweilen im linden Wehen des Westwindes aufrauschen — hier herrscht wirklich der Tod.

Doch nicht immer, die Friedhöfe sind der liebste Spiel- und Tummelplatz der türkischen Straßenjugend, und an schönen Freitagnachmittagen wird es auch sonst lebendig unter den Cypressen; in ihren bunten Burnus eingehüllt, das Gesicht mit dem durchsichtigsten Schleierchen bedeckt, erscheinen die Frauen, denn der Friedhof ist ihr Korso, hier promenieren sie, sitzen auf den Gräbern ihrer Lieben und schwatzen, trinken Kaffee und verzehren ihre mitgebrachten Eßvorräte. Das ist wohl das bunteste Bild, was man sich denken kann, noch gehoben durch den düsteren Rahmen.

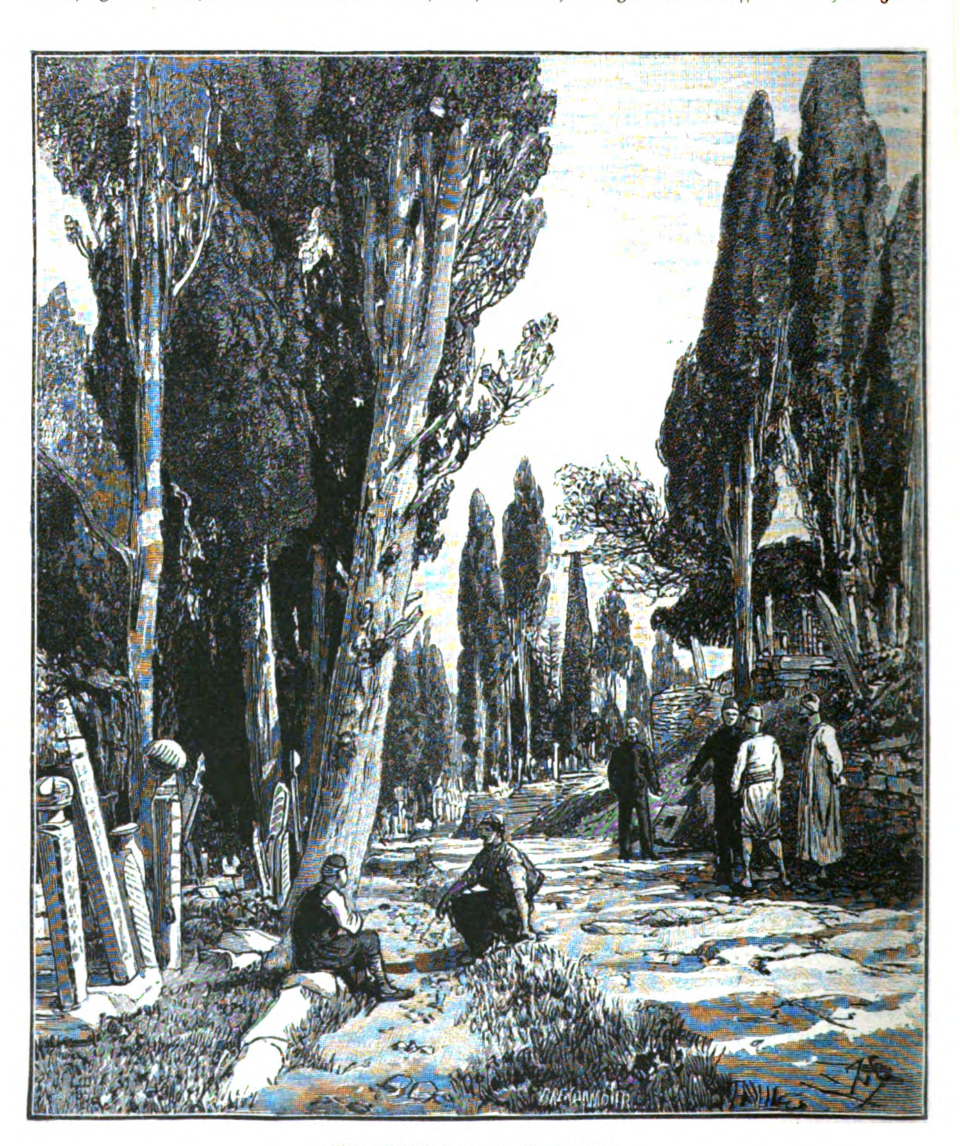
Aber wir sahen die Friedhöfe zum erstenmal vereinsamt und leer, und dieser Eindruck wird mir unvergeßlich sein. Vom Schloß der sieben Türme am Marmarameere führt ein stundenlanger, einsamer Weg landeinwärts an der theodosianischen Stadtmauer entlang bis zum Goldenen Horn — auf der einen Seite die endlosen Mauertrümmer mit ihren unzähligen zerbrochenen Türmen, umsponnen von rankendem Epheu, der das zerfallene Gemäuer wie mit einem grünen Netz zusammenhält, auf der anderen stundenlang Gräber und immer wieder Gräber, Cypressenhaine und graugrüne Thäler voller Leichensteine. Es war nachmittags, als wir dort wanderten, und dicke Wolken hatten sich nach und nach über uns zusammengeballt, nur im Südwesten, wo die kraftlose Novembersonne zu Rüste ging, zeigte der Himmel ein blasses, grünliches Blau, und von diesem fielen fahle Lichtstreifen durch die Cypressen, die sich vollkommen schwarz, fast drohend rings herum erhoben. Ich mußte immer wieder an die Schilderung denken, welche das Evangelium von der Kreuzigung Christi giebt. Das ungeheure Totenfeld war von einer unsagbar traurigen, ehrfurchtgebietenden Schönheit, großartig und doch unendlich friedlich, und dazu der Anblick der alten Stadtmauer, die Gedanken und Erinnerungen, welche sie erweckt, und der klagende monotone Ruf des Muezzin, welcher von Silivri Kapusi herüberklingend in dem leisen Rauschen der Baumwipfel verhallte. Hier hat bei der Eroberung der Stadt der heftigste Kampf gewütet, auf der Hochebene von Maltape hatte Mohammed II. sein Hauptquartier aufgeschlagen und von hier drangen die Türken an jenem unseligen 29. Mai 1453 durch die Breschen und Risse der Mauer in die Stadt ein.

Auf jedem Grabe sind zwei Steine errichtet, von denen der höhere das Kopfende bezeichnet und bei Männern und Knaben von einem Turban oder einem rot angestrichenen Fes gekrönt ist, während die Grabsteine auf den Frauengräbern oben in einem Blatt oder einer Muschel auslaufen.

Bei manchen Gräbern ist der Turban oder Fes etwas seitwärts gerückt; dies ist nicht etwa ein Zufall, sondern das Zeichen, daß der hier Begrabene enthauptet worden ist. Da wo der Weg von Silivri Kapusi zu dem griechischen Kloster mit der Quelle Zoodochos Pighi und den heiligen Fischen führt, liegt das Grab des berühmten Paschas von Janina, Ali Pascha von Tepelen, der einst durch seinen Aufstand das Signal zum Ausbruch des griechischen Befreiungskrieges gegeben hat und dann 1827 mit seinen drei Söhnen hingerichtet worden ist; nur die Köpfe der Hingerichteten sind hier bestattet. Übrigens galt die Hinrichtung auf Befehl des Padischahs keineswegs für entehrend, sondern wird sogar bisweilen auf den Grabsteinen in poetischer Umschreibung erwähnt; so kann man folgende Inschriften verhältnismäßig oft finden: „Am Abende seines Lebens entfloh ihm der Schatten der kaiserlichen Gnade", oder: „Eine mächtige Hand setzte seinem Erdenleben rasch ein Ziel und sandte ihn an den ewigen Richter und Herrn der Gnade."

Herrlich ist die Lage der Friedhöfe, welche mit ihrem Cypressendickicht den Abhang über der Admiralität bedecken und sich bis Pera hinaufziehen, denn sie gewähren den zauberischsten Blick auf das Goldene Horn mit seinem unbeschreiblichen Leben und auf die sich darüber aufbauende Riesenstadt der Konstantine — nein, nur die weithin sichtbaren Bogen der Wasserleitung des Valens, nur die Ruinen des Hebdomonpalastes und daneben die Türme der Stadtmauer über Balata und Fener erinnern an das alte Byzanz, vor uns liegt eine echt orientalische Stadt mit leuchtenden Moscheenkuppeln und unzähligen Minarets, imposant und phantastisch zugleich. Aus der Genueserzeit her nennen die Levantiner diesen Friedhof noch heute „Piccolo campo", das „Große Totenfeld" krönt die höchste Höhe über dem Frankenviertel — wieder ein gewaltiger Cypressenwald, wieder

Legionen grauer von Zeit und Stürmen schief gerückter Leichensteine, dazu die Weltabgeschiedenheit, die trauervolle Öde, die schweigende Einsamkeit, die um so mächtiger wirkt, als man das draußen Goldenen Horn und darüber winkt das alte Serai mit seinen Geheimnissen — Terebinthen, Tannen und riesige Platanen füllen seine weitläufigen Gärten und aus ihren grünen Massen tauchen zier-



Vom Friedhof an der Stadtmauer.

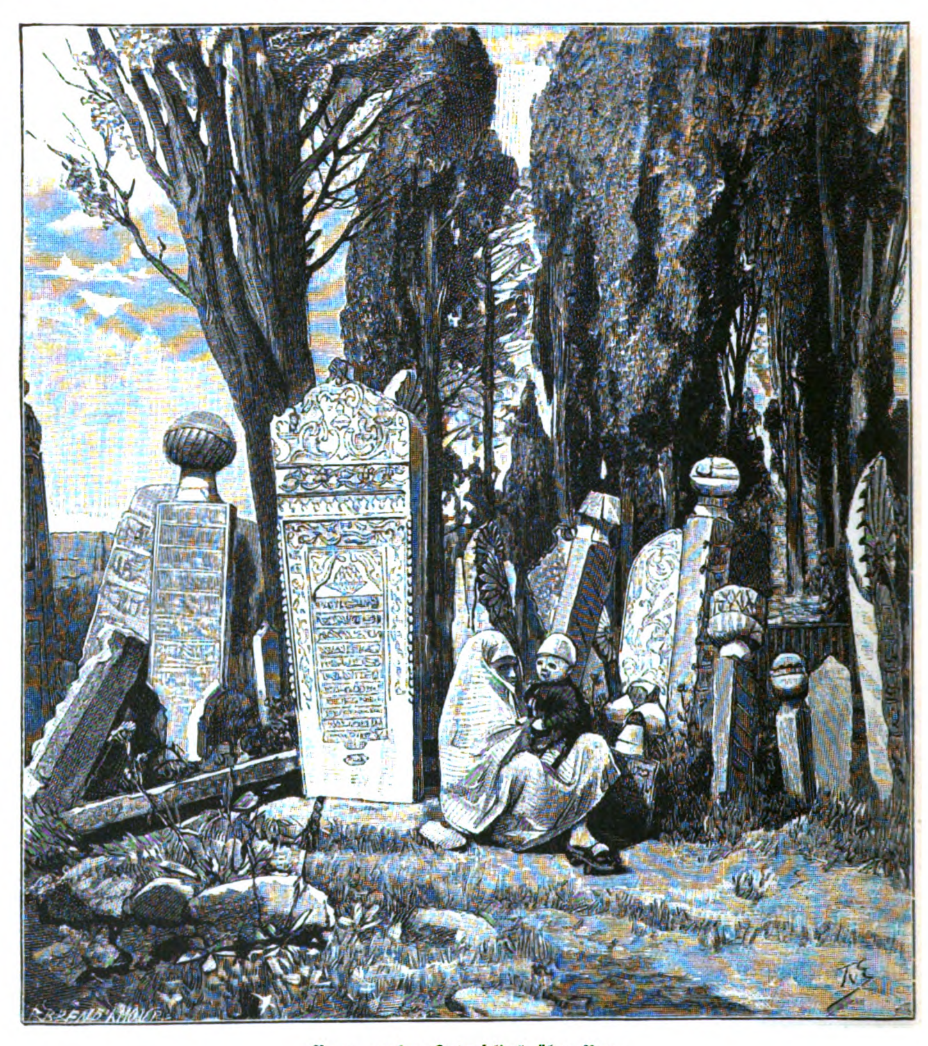
wogende Leben der Großstadt zwar nicht hört, aber sieht. Man blickt auf den Bosporus und auf die in duftiger Ferne schwimmenden Prinzeninseln, ganz unten im Grunde schimmert der Eingang zum liche Kioske auf mit vergoldeten Dächern, anmutige Gartenhäuser mit Terrassen und Balkonen, sarazenische Thorbogen mit kunstvollen Gittern, die von Gebüsch umgeben, von Schlingpflanzen umsponnen,

ganz im Grün versunken scheinen, Lusthäuser, Säulengänge und monumentale Brunnen — dort hinter der zu einem



Vom Friedhof in Skutari.

Waffenmuseum umgewandelten Irenenkirche bildet das „mittlere Thor“ den Durchgang vom Janitscharenhof zum zweiten Hof des Serais; nach beiden Seiten hin ist es durch eine Pforte verschlossen, und der Raum, den es in seinem Inneren birgt, war die „Henkerstube“. In diesem Thorweg wurden die beim Padischah in Ungnade gefallenen Vesire und Paschas, wenn sie vom Diwan kamen, ahnungslos von den Henkern ergriffen



Vom „großen Totenfelde“ über Pera.

und hingerichtet, nachdem sie die erste Pforte passiert und vergeblich die Öffnung der zweiten erwartet hatten — kein Wunder, daß dort die Vegetation so üppig ist, der Boden ist seit Jahrhunderten mit Blut gedüngt worden — das Ganze ist eine Welt für sich, einst eine Welt voller Mysterien und Schrecken, der die neueren Herrscher entflohen sind, um sich in dem stolzen Dolmabagtsche und in dem sonnigen, lachenden Yildiz anzusiedeln. Dicht bei dem „großen Totenfeld“ ragt der massige aber unschöne Bau der deutschen Botschaft, und an ihm vorüber sieht man auf Dolmabagtsche hinab und zur kleinasiatischen Küste hinüber, da liegt Skutari mit seinen bunten Häusermassen, seinen Kasernen, Moscheen und Bädern, vor allem aber mit seinem Friedhof, der sich über eine Stunde weit bis Haidar Pascha erstreckt.

Als Ziel der Sehnsucht eines begeisterten Moslimen gilt es, in Medina zu sterben, weshalb viele fromme Türken sich im Alter nach der heiligen Stätte, an welcher der Prophet den letzten Seufzer gethan hat, zurückziehen; man nennt sie Mudschawir, Benachbarte des Pro-

pheten, und sie preisen sich schon bei Lebzeiten glücklich, nach ihrem Tode in jenem Teil der Erde Ruhe zu finden, wo sie den sterblichen Überresten Mohammeds am nächsten liegen und selbstverständlich am Tage der Auferstehung unter seiner unmittelbaren Leitung am leichtesten vor den Thron Gottes gelangen können. Erst in zweiter Reihe steht das große Begräbnisfeld von Skutari. Religiöse Rücksichten sprechen hier nicht mit, sondern vielmehr die Erwägung, daß die Tage der türkischen Herrschaft in Europa gezählt seien, und deshalb ziehen die Moslimen, denen um ihre Grabesruhe bange ist, die Beerdigung auf asiatischem Boden vor. Der Friedhof von Skutari ist der größte und gilt für den schönsten und berühmtesten von Konstantinopel, ja des ganzen Orients; aber da stimme ich nicht ein: er ist voll düsterer Melancholie, im Schatten seiner Cypressen, die vielleicht noch älter und majestätischer sind als jene auf dem europäischen Ufer, kann man stundenlang umherirren zwischen verwilderten und zerfallenen Gräbern, die gar nicht mehr zu zählen sind, aber der Totenkultus der Türken ist nicht vertieft genug, um uns jeglichen Ausblick ins lebendige Leben, sei es auch nur für eine kurze Spanne Zeit, entbehrlich zu machen; man hat in Skutari das Gefühl, als seien diese Millionen Menschen, die hier Ruhe gefunden, schon seit Jahrhunderten tot, als lebe niemand mehr auf dem weiten Erdenrund, der sie noch gekannt hätte, der sich ihrer noch in Liebe erinnerte. Ich ziehe das große Totenfeld auf der Höhe von Pera vor, das uns inmitten des frisch pulsierenden Lebens mit heiliger Todesahnung erfüllt, oder die Friedhöfe an der Stadtmauer, umwoben vom Zauber der Poesie, verklärt vom Wiederschein gewaltiger Erinnerungen.

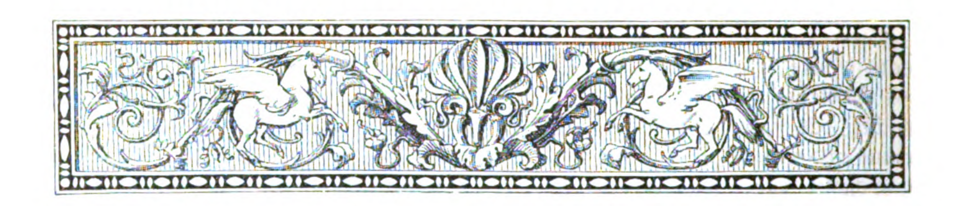
Der Friedhof von Skutari ist besonders reich an Monumenten, aber sie sind alle vernachlässigt, wie der auf sechs Marmorsäulen ruhende Kuppelbau, den Sultan Mahmud über dem Grabe seines — Lieblingspferdes an der Kreuzung der großen Straßen hat errichten lassen. Die Grabschriften sind häufig sehr poetisch und meist in äußerst blumenreicher Sprache abgefaßt; sie sprechen nicht vom Tode, sondern von der Übersiedelung aus dem „Haus der Vergänglichkeit" ins „Haus der Ewigkeit" und schließen mit der Bitte um eine Fatiha, das heißt um das Gebet der ersten Koransure, welche für den Moslem eine ähnliche Bedeutung hat wie für uns das Vaterunser.

Auf einem Grabstein ist in zierlich erhabener und vergoldeter Schrift auf grünem Grunde zu lesen:

Der Todessturm, er blies der Rose ins Gesicht,
Die zarte Knospe, sie erblühte nicht;
In frischer Jugend sah ich sie nach Eden fliegen,
So wollt es Gott, ich kann mich ihm nur fügen.

Wie schon erwähnt, bildet der Friedhof in der schönen Jahreszeit die Promenade und den Belustigungsort vieler Familien, die auf den Gräbern sitzen, essen und trinken, und besonders Skutari soll sich stets eines großen Zuspruchs erfreuen; ich habe dort nur eine Beerdigung oder besser Einscharrung aus großer Entfernung gesehen und hatte genug — ich eilte davon, zurück über den Bosporus, um Herz und Auge wieder froh zu baden in dem bunten Strom des Lebens, der Stambul und Galata durchflutet.





Nikolaus Lenau.

Eine litterarische Studie

von

Ernst Wechsler.



Unsere Zeit glaubt lange nicht mehr an das Märlein vom Poeten, der arm wie eine Kirchenmaus, hungernd und frierend, in seinem Dachkämmerlein sitzt und den Besuch der stolzen, königlichen Muse empfängt, die ihn zu unsterblichen, sein Volk entzückenden Liedern begeistert. „Hat ein Dichter heutzutage Erfolg," sagt man, „dann braucht er keine Not zu leiden. Er kann in der Bel-Etage wohnen, eine vortreffliche Küche führen, sich einen reichhaltigen Keller anlegen, im Sommer eine schöne Erholungsreise machen und, trotzdem er seiner Muse den üblichen beschwerlichen Weg der vier Treppen erspart, Weib und Kind ein anständiges Erbe hinterlassen." Dies alles entspricht so ziemlich der Wahrheit: unser heutiges Publikum läßt seine Lieblinge unter den Schriftstellern nicht mehr darben, es bezahlt deren Leistungen unter Umständen beinahe ebenso günstig wie eine phänomenale Stimme oder ein großes schauspielerisches Talent oder die überraschenden und amüsanten Kunststücke der Seiltänzer, Hungervirtuosen, Tierbändiger und ähnlichen Specialitäten. Der moderne Schriftsteller erhält von den Tageszeitungen und Familienzeitschriften für seine Werke Honorare, wie sie sich seine Brüder in Apoll vor mehreren Generationen gar nicht erträumt hätten. Und weil das Publikum heutzutage seinen Dichtern nicht allein Lorbeerkränze reicht, sondern auch seiner Anerkennung in gediegenem Golde Ausdruck giebt, meint es, ein gefeierter Autor wäre der Glücklichste unter den Sterblichen. Als ob der helle, geschmeidige Klang der Gold- und Silberstücke ein herannahendes Unheil bannen könnte!

Als vor wenigen Jahren die Trauerkunde erscholl, J. V. v. Scheffel ist gestorben, zürnte man dem Tod, daß er uns einen Gottbegnadeten entrissen, über dessen Haupt das Schicksal sein ganzes Füllhorn von Glück, Glanz und Holdseligkeit ausgegossen hatte. Der populärste, umjubeltste Dichter seiner Zeit, dessen liebenswürdiges, luststrahlendes Naturell in seinen Trinkliedern aufschäumte, der herrliche Mann, der die Geister vergangener Jahrhunderte heraufbeschwor, noch einmal die zarten und stolzen Weisen des Minnesanges ertönen ließ und uns mit lebenswahrsten Gebilden historischer Dichtung beschenkte, dem es noch in verhältnismäßig frühen Jahren vergönnt war zu sehen, mit welcher Begeisterung die heranwachsende Generation, die Hoffnung und Kraft der Zukunft, an ihm hing — was Wunder, wenn sich dieser glücklichste aller Dichter immer mehr und mehr in die Einsamkeit zurückzog, um den rauschenden Huldigungen seiner zahllosen Verehrer zu entgehen?

Kurze Zeit nach seinem Tode erhielt man nähere Einblicke in die Schicksale des Dichters, und was man da erfuhr, machte das Herz vor bitterer Enttäuschung und tiefem Mitleid erbeben. Viktor v. Scheffel war einer der unglücklichsten Menschen, die je unter der Sonne wandelten. Sein ganzes Leben, mit Ausnahme einer frohen Jugendzeit, bildete eine Kette von Krankheiten, Familiensorgen und schweren seelischen Kämpfen, die ihn sogar dem Wahnsinn nahe brachten. Unerwiderte Liebe nagte an seinem Herzen; sein Schaffen bedeutete ein ewiges, qualvolles Ringen mit sich selbst, und was er der Welt darbot, waren eigentlich nur Trümmer, Fragmente aus der Werkstätte eines hervorragenden Geistes. So groß seine dichterischen Erfolge waren, sie wiegen nicht das Maß der Leiden auf, die das Schicksal ihm bereitete.

Vor wenigen Monaten schloß Robert Hamerling seine müden Augen. Über das Leben dieses einsamen Dulders hatte sich im Laufe der Zeit ein ganzer Mythenkranz gewoben: Der Verfasser des „Ahasver in Rom“ und der „Aspasia“, der üppige Sinnenlust, orgiastischen Freudentaumel in den glühendsten und blendendsten Farben gemalt, sollte ein Leben führen, phantastisch und abenteuerlich, seinen Dichtungen entsprechend. Wie überrascht mußten alle diejenigen Menschen sein, welche jene Gerüchte glaubten, als sie nach dem Tode Hamerlings erfuhren, daß er eigentlich seit Jahren ein Sterbender gewesen, daß er von den Genüssen, die er in seinen Dichtungen so berauschend darstellte, nur sehr wenig gekostet, daß sein ganzes Leben ein Entsagen, ein Dulden, ein Martyrium traurigster Art gewesen sei.

Noch einen dritten Fall sei mir anzuführen gestattet, der nicht minder als die beiden erwähnten beweist, wie Geld und Gut das irdische Glück wohl verschönern, aber nicht begründen könne, und am allerseltensten bei dem Dichter. Vor einigen Jahren schloß sich die Gruft über Alfred Meißners sterblichen Überresten. Meißner gehörte nach dem Urteil der Welt zu jenen beneidenswerten Menschen, denen ein gütiges Geschick das Schönste und Erstrebenswerteste in den Schoß warf. Frühzeitig berühmt geworden, gelang es ihm, die Frische, den Glanz seines Lorbeerkranzes bis ans Ende seiner Tage zu erhalten; auf seine episch-lyrischen Dichtungen ließ er seine großen historischen Romane folgen, die ihm reiche Anerkennung eintrugen, die Verhältnisse, in denen er lebte, waren wohlgesicherte und behaglich — kurz, wenn man das „Märlein vom unglücklichen Dachstuben-Poeten“ so recht als veraltet und lächerlich hinstellen wollte, brauchte man nur Alfred Meißner zu nennen. Da hören wir plötzlich, daß Meißner Hand an sich selbst gelegt habe, daß er seit Jahren unter dem Drucke eines unseligen, ja schrecklichen Verhängnisses gelebt und unerhörte seelische Qualen ausgestanden, wie sie ein raffinierter Schriftsteller in seinem Roman nicht ärger hätte ersinnen können! Unsere Zeit hat wohl die materielle Lage ihrer Dichter verbessert, aber das tiefe Freiligrathsche Wort vom Kainsstempel der Dichtung hat auch heutzutage nichts von seiner furchtbaren Bedeutung eingebüßt. Viktor v. Scheffel, Robert Hamerling und Alfred Meißner schließen sich nur der langen, unübersehbaren Reihe der Lichtgestalten an, denen ein Gott die Stirne küßte, die aber rettungslos den Dämonen des Unheils verfallen waren.

Der Totentanz der Muse!

Man erschaudert, wenn man bedenkt, mit welch ausgesuchten Qualen das unerbittliche Schicksal die Dichter heimsuchte, um sie teils dem Wahnsinn, teils dem Selbstmord in die Arme zu führen, oder, wenn es ihnen dieses grausige Ende versagte, ihr Leben lang aus einer Enttäuschung in die andere zu stürzen, sie zu Sklaven unseliger Leidenschaften zu machen oder sie unter dem Bann elender Verhältnisse verschmachten zu lassen. Ich brauche nicht ins Ausland zu gehen und die Schatten von Dante und Byron, Camoens und Leopardi, Tasso, Swift und Poe zu beschwören, ich brauche nur

an die Namen zahlreicher deutscher Dichter zu erinnern: Bürger, Heine, Hölderlin, Leuthold, Grabbe, Kleist, Lindner, Gutzkow, Raimund — welche traurige Perspektive thut sich da auf, welche Summe von Leid und Sorge, Qual und Not schließen diese Namen in sich. Man wird sehr nachdenklich gestimmt, wenn man das Werk des berühmten und verdienstvollen italienischen Gelehrten C. Lombroso „Genie und Irrsinn“ durchliest. Hier lernen wir erkennen, daß der Dichter eigentlich prädestiniert sei, unglücklich zu werden, daß er die Gabe, singen zu können, was er leidet, bitter bezahlen muß, daß die geheimnisvollen Windungen seines Gehirns, die Schwingungen der Gehirnmolekule, überhaupt seine geistige Thätigkeit sich haarscharf begegnen mit denen des Irrsinnigen, ja sie sehr oft berühren, und daß man so manches Mal einen Unterschied gar nicht festzustellen vermöge. Die Thatsachen, die der Gelehrte anführt, sind so zahlreich, daß man oft vermeint, eine Litteraturgeschichte zu lesen.

Der grausame Scherz des Volkes bezeichnet einen Menschen, der Gedichte macht, als verrückt. Die wissenschaftliche Forschung hat also dem Ausspruch des Volkes eine gewisse Berechtigung gegeben. Man wird sich bald gewöhnen müssen, die Werke und das Erdenwallen eines Dichters von einem anderen Standpunkt aus zu beurteilen, als dies bisher geschehen. Nicht als ob ich die Bewunderung und Ehrfurcht vor bedeutenden geistigen Erzeugnissen eingeschränkt wissen wollte, weil sie einem Hirn entsprungen, in dem Genie und Irrsinn einander berühren, sondern man wird allmählich die Kämpfe und Qualen, die so mancher Dichter zu bestehen hatte, nicht allein auf Kosten der „verständnislosen, allem Idealen abholden Wirklichkeit“ zu setzen haben, sondern auch zum bedeutenden Teil auf die unselige geistige Konstitution des Dichters zurückleiten müssen. Aber es wäre falsch, zu behaupten, daß dieser dann an allem Mißgeschick „selber schuld sei“; es wäre herzlos zu sagen, Leopardi oder Poe haben es sich selbst zuzuschreiben, daß sie ein so elendes Leben führten, Gutzkow und Heine dürften nur sich allein anklagen, wenn sie mit der Welt in Unfrieden lebten. Ich meine, daß man an die Schwächen, Leidenschaften und Verirrungen großer Dichter, hervorragender Menschen überhaupt einen ganz anderen Maßstab der Beurteilung anlegen muß als an dieselben Fehler und Laster unbedeutender Menschenkinder. Wenn sich E. T. A. Hoffmann der Trunksucht ergab, so ist das durchaus nicht dasselbe Laster eines beliebigen Arbeiters, der sich jeden Tag berauscht. Der unglückliche Leuthold besaß nicht die moralische Kraft, in die Bahnen eines geregelten Lebens zu treten. Darf man über ihn ebenso verächtlich urteilen wie über einen haltlosen Menschen, der seinen Beruf vernachlässigt und von Stufe zu Stufe sinkt? Das tragische Verhängnis Leutholds unterliegt einem anderen Moralcodex als der geschäftliche Zusammenbruch eines verkommenen Trinkers. Es gab Poeten, die das Glück in des Wortes landläufiger Bedeutung mit Füßen traten, denen die spröde Göttin Fortuna in sehnsüchtiger Liebe nacheilte, ohne von ihnen auch nur einmal erhört zu werden, die ein böser Drang nur im Schatten des Mißgeschickes wandeln hieß und deren Muse nur dann ihre Stimme erhob, wenn ihre Opfer vor Schmerzen sich wanden. Niemand von uns gewöhnlichen Sterblichen kann ermessen, was eigentlich den Poeten wirklich zu beglücken vermag und ob sein Unglück auch das unserige wäre; das, was uns oft jauchzen macht, stimmt ihn zu Thränen, und das, von dem wir uns oft schaudernd und bebend abwenden, entlockt ihm die schönsten und herrlichsten Gesänge. Da das Wesen eines Poeten für uns stets ein großes, unentschleiertes Geheimnis bleiben wird, müssen wir uns darauf beschränken, seine Fehler nicht so zu benennen wie die unserigen, seine Schuld nicht mit unserer zu vergleichen und abzuwägen, sondern ihn als das Werkzeug, als den Apostel erhabener, furchtbarer,

rätselhafter Gewalten zu betrachten, deren Wege abseits von gut und böse liegen und über dem eng begrenzten Gebiete irdischen Glückes und Ungemaches empor zu den Regionen uranischer Schönheit führen.

Wenn ich dem freundlichen Leser die Lebensgeschichte eines Mannes erzähle, dessen Fähigkeiten von frühester Zeit an in begeisterter Weise anerkannt wurden, der gute, treue Freunde fand, dem sich das Herz eines holden Mädchens erschloß, der aber die Liebe dieses Mädchens floh, trotzdem er ihre Neigung erwiderte, dem die Charakterfestigkeit fehlte, einen praktischen Beruf zu ergreifen, der sich übermäßigen Genüssen hingab und schließlich wahnsinnig wurde, dann wird der Leser über ihn die Achsel zucken und dem Mann, der zum großen Teil sein Unheil selbst heraufbeschwor, ein flüchtiges Mitleid schenken. Dieses Mitleid aber wandelt sich in heilige Scheu, wenn der Leser erfährt, daß jener Unglückliche einer der größten Dichter, einer der edelsten Geister dieses Jahrhunderts gewesen. Nikolaus Lenau war nicht nur der Dichter des Schmerzes, auch sein Leben war dem Schmerz gewidmet, der Schmerz war der Inhalt, das Wesen seines Fühlens und Denkens, und wenn ihm das Schicksal in seiner Fülle und Schönheit entgegentrat und ihm eine Rose darreichte, dann zerpflückte er die Blume und schmückte sich nur mit dem Dorn. Nikolaus Lenau glich einem düsteren Asketen, dem der Schmerz zur Wollust ward, und vielleicht bewahrheiten sich unsere obigen Behauptungen bei keinem Poeten so sehr als bei ihm.

* * *

Was mag es Traurigeres für ein junges Weib geben, als sich von ihrem Gemahl, dem sie aus heißer Liebe noch vor der Hochzeit ihr höchstes Besitztum opferte, schon nach kurzer Ehe schmählich betrogen zu sehen? Die Gattin des ungarischen königlichen kameral-herrschaftlichen Amtsschreibers Franz v. Niembsch hatte vollgültige Beweise von dessen ehelicher Untreue erhalten; kaum hatte der leichtsinnige Mann nach innigem Flehen ihre Verzeihung erlangt, als er ein neues, vielleicht noch größeres Verbrechen gegen sein Weib begeht. Seine dreijährige Tochter Lenchen erkrankt an der Gehirnhöhlenwassersucht. Das Kind windet sich in furchtbaren Schmerzen, es schwebt in größter Todesgefahr, der Vater eilt nach dem nahen Temesvar, um einen bewährten Arzt herbeizuholen. Aber Stunde um Stunde verrinnt und das arme Kind giebt seinen Geist auf. Statt des Vaters und des Arztes treten zwei Männer in die Stube und fordern ungestüm von der verzweifelten Mutter die Unterschrift eines Wechsels von 17000 Gulden: der kameral-herrschaftliche Amtsschreiber hatte in Temesvar Weib und Kind vergessen, überließ sich dem Spielteufel, wurde nach dem Verlust obiger Summe zwangsweise in Temesvar zurückgehalten und nur die Mitunterschrift seiner Frau rettete ihn vor dem Schuldturm. Das war die Mutter Lenaus, des Dichters des Zweifels und des Schmerzes, und zur Zeit, als ihr dieses widerfuhr, trug sie ihn bereits unter dem Herzen.

Als Nikolaus Lenau am 13. August 1802 in dem kleinen Dorf Csatád das Licht der Welt erblickte, begannen bereits an dem erst neunundzwanzigjährigen Vater die sinnlosen Ausschweifungen seines Lebens durch schwere Leiden sich zu rächen. Am 23. April 1807 starb er an der Auszehrung und ließ seine Familie in ungünstigen materiellen Verhältnissen zurück. Nikolaus Lenau wurden von seinen Eltern verhängnisvolle Eigenschaften in die Wiege gelegt: vom Vater erhielt er den Hang des ziel- und planlosen, zigeunerhaft-abenteuerlichen Herumreisens, und die heißen Thränen, die von den Augen der herb getäuschten Mutter auf die Wangen des Säuglings stürzten, scheinen ihm Mißtrauen gegen das Glück, dunkel schattende Schwermut ins Herz geätzt zu haben. Mit rührender Zärtlichkeit hing die Mutter an dem Sohn,

all ihre zurückgestaute Liebe strömte auf ihn über, sichtlich bevorzugte sie ihn vor ihren übrigen Kindern, ohne daß diese sich gekränkt fühlten, denn Nikolaus galt schon frühzeitig in seiner Familie vom Schicksal zu hohen Missionen auserkoren. In seiner Jugendzeit findet man alle jene Elemente vorgezeichnet und vereinigt, aus denen sich der eigentümliche Gehalt, die Klangfarbe seiner Poesie später entwickelten. Schon in frühesten Jahren brachte er es auf der Geige zu einer staunenswerten Vollendung, und der Umstand, daß sein junges Herz von strengster Gottesfurcht erfüllt war, erklärt uns den religiösen Zug in seinen größeren Dichtungen. Von entscheidendster Wirkung waren vielleicht die starken, herrlichen Natureindrücke, die er in Pest und Tokai erhielt. Hören wir seinen Schwager Schurz über den Aufenthalt des jungen Lenau in Tokai: „In den üppigen Gärten und Auen Tokais zwischen den Silberarmen der beiden dort sich vereinigenden Flüsse Theiß und Bodrok blühen die Rosen, diese Duftnachtigallen, in erstaunlicher Hülle und Fülle, und die Nachtigallen, diese singenden Rosen, bilden dort eine förmliche Liedertafel. Wer sich alldort ganz gemächlich mitten im Gemach an Nachtigallengesang und Rosenduft berauschen will, hat weiter nichts zu thun, als nur das Fenster zu öffnen. Zu diesem edlen Paar von Genüssen gesellt sich dort auch noch ein nicht minder edles Paar: anmutige Mädchen nämlich und der anerkannte König aller irdischen Traubensöhne. Gleichwohl noch immer nicht genug! Tanzende, sporenklirrende Husaren waren auch oft noch da, und finstere, fiedelgewaltige Zigeuner, und einsame melancholische Fischer."

In Pest bezieht Lenaus Mutter eine Wohnung, mitten in romantischer, teilweise sogar unheimlicher Umgebung. Lassen wir darüber wieder den Gewährsmann sprechen: „Näher dem Häuschen auf der Generalwiese verblutete gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Bischof Martinevich, der nach Frankreichs Beispiel auch Ungarn umzuwälzen versuchte, mit sechs seiner Hauptgenossen; ein Hügel machte ihre Grabstätte noch vor vierzig Jahren kenntlich. Es war aber der Boden unmittelbar ums Häuschen herum selbst einst dicht mit Gräbern bedeckt, und oft steigt noch jetzt mancher zerschrotene Arm, manche klaffende Hirnschale aus der Tiefe empor. Auch das Häuschen behielt noch manchen Zug seiner ernsten Vergangenheit; besonders aber erinnert daran die hohe Nische oberhalb dem vormaligen, nunmehr vermauerten Eingangsthore, die voreinst die Bildsäule des heiligen Beschützers beherbergt haben mag. Das äußerste der niedrigen Nebengebäude links, eine hölzerne Baracke, war einst die Leichenkammer."

Wem steigen nicht beim Lesen dieser beiden Stellen Erinnerungen an zahlreiche Gedichte Lenaus auf, in denen schauerliche Romantik mit süßen Nachtigallengesängen, kriegerische Begeisterung mit sanfter Mondscheinstimmung, weicher Rosenduft und goldener Sternenglanz mit dem fahlen Schimmer und Modergeruch der Verwesung sich vereinigen? Trugen diese Natureindrücke in entscheidender Weise bei, den Jüngling rasch zum Dichter heranreifen zu lassen, so befand sich andererseits Lenau in Verhältnissen, die ihn schwer niederdrücken und verstimmen mußten. Seine Mutter war bestrebt, ihrem Liebling eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen, aber da sie in beschränkten Verhältnissen lebte, so konnte sie nur für das Notwendigste sorgen. Was Lenau an Vielseitigkeit der Studien abging, ersetzte er durch eisernen Fleiß, und er gehörte stets zu den ersten der Klassen, manchmal nötigte er seinen Privatlehrern Bewunderung vor seinen Talenten ab. Besonders stark war er im Lateinischen, und durch seine große Gewandtheit, sich in dieser toten Sprache ausdrücken zu können, machte er später in Schwaben allseitig Furore. Die knappen Mittel seiner Mutter im Gegensatz zu ihrem Wunsche, ihrem Sohne das Wissen, den Schliff eines

vollendeten Edelmannes zu geben, waren Anlaß zu bedenklichen Familienzerwürfnissen, welche durch die Vermählung der Mutter Lenaus mit einem Arzt, Namens Vogel, beinahe den Charakter eines Bruchs annahmen. Der Großvater Lenaus, Joseph v. Niembsch, Edler v, Strehlenau, k. k. Oberst und Kommandant der Haupt-Monturs-Kommission zu Stockerau bei Wien, lag mit seiner Schwiegertochter sehr auf ihren mütterlichen Rechten, daß zwischen beiden Parteien eine förmliche Entfremdung eintrat. Diese dauerte nicht lange: die fortgesetzten Aufforderungen der Großeltern ließen sich allmählich nicht mehr so stolz zurückweisen, denn die Familie Vogel hatte unterdessen Zuwachs erhalten und dadurch steigerten sich die Kosten des Haushalts um ein Wesentliches, so daß sich die Mutter mit dem



Nikolaus Lenau.

seit Jahren in bitterem Hader wegen der Überlassung seiner Enkel, denen er eine freudigere Kindheit und eine sorgfältigere Erziehung bereiten zu können glaubte, als es die Mutter in ihrem dürftigen Heim im stande war. Bei ihr stieß der Großvater stets auf energischen Widerspruch, und als sie die zweite Ehe mit Dr. Vogel einging und die Großeltern mit um so entschiedenerem Nachdruck die Herausgabe der Kinder forderten, da beharrte Frau Dr. Vogel, selbst mit Hintansetzung manch pekuniärer Vorteile, so glühenden Herzen entschließen mußte, den Wunsch der Großeltern zu erfüllen. Um aber ihren Kindern aus erster Ehe so nahe wie möglich zu sein, veranlaßte sie ihren Gemahl, von Tokai nach Preßburg zu übersiedeln.

Nikolaus blieb nicht lange bei seinen Großeltern in Stockerau, im Jahre 1819 kam er nach Wien, um seine Universitätsstudien zu beginnen. In der Wahl seines Berufes begegnen wir zum erstenmal Lenaus Halt- und Ziellosigkeit, die später so schrecklich enden sollte. Er studierte

bald Philosophie, bald das ungarische, bald das deutsche Recht, bald wollte er Professor, bald Landwirt werden, schließlich entschied er sich für die Medizin, ohne auch dieses Fach zu vollenden. Sein Fleiß, der früher so anhaltend war und sich in regelmäßigen Bahnen bewegte, nahm allmählich einen anderen Charakter an. Er studierte oft monatelang nichts, um dann, wie die Zeit der Prüfung herannahte, mit Dampfkraft das nötige Pensum zu bewältigen, was ihm allerdings gelang, aber seine Konstitution schon frühzeitig untergrub. Bereits als Student gehörte er zu den Stammgästen des „silbernen Cafés", dem wir in der Lebensgeschichte beinahe sämtlicher vormärzlichen Wiener Poeten begegnen. Dieses Lokal war der Sammelpunkt der Wiener künstlerischen Größen; außer Lenau verkehrten dort Grillparzer, Zedlitz, Raimund, J. N. Vogel, v. Feuchtersleben, Stelzhammer, L. A. Frankl, F. v. Schwind, Holtei, Graf v. Württemberg u. s. w. Man unterhielt sich über litterarische Principien, wichtige Tagesfragen, oder gab sich allerlei Spielen hin. Lenau war nicht nur ein ausgezeichneter Vogelfänger, Lippenpfeifer, Geigenspieler, sondern auch auf dem Billard ein anerkannter Meister. Er war in diesen Kreisen ein gern gesehenes Mitglied, und vielen gab sein einsilbiges Wesen, sein dumpfes Hinbrüten zu teilnahmsvollen Fragen Anlaß. Er jedoch blieb verschlossen und vergrub das, was ihn quälte, in seinem Herzen. Wohl waren es zum Teil körperliche Beschwerden, Familienverhältnisse, Mangel an Interesse für seine Studien, die seine Stirn umwölkten, am meisten aber litt er unter einer unglücklichen Liebe. Er hatte sein Herz an ein Mädchen verloren, das ihn mit ihrer schrankenlosen Gunst beschenkte; gerechte Zweifel an der Treue und dem Charakter seiner Geliebten vergällten ihm leider seine reine und edle Leidenschaft. In diesen Zweifeln wurde er durch das niedrige, sogar rohe Verhalten der Mutter jenes Mädchens gestärkt. Als sie nun eines Töchterleins genas, steigerte sich die Herzensnot des jungen Lenau zu furchtbarer Gewalt, denn er wußte nicht, sollte er das kleine Menschenwesen als die süße Himmelsgabe seiner Liebe betrachten und in väterlicher Freude an sein Herz schließen oder es als den vollgültigsten Beweis der Falschheit und Gemeinheit seiner Geliebten von sich stoßen. Er löste allerdings bald das unselige Verhältnis, aber die Wunde, die es ihm da schlug, vernarbte nie mehr, und vielleicht ist hierin die Ursache zu suchen, weshalb er immer spröder und schwankender wurde, je mehr ihm die erwachende Neigung eines braven Mädchens ihre keusche Knospe erschloß.

Schon frühzeitig hatte sich in Lenau der dichterische Trieb geregt; was jene trübe Zeit ihm an irdischem Glück raubte, vergalt sie ihm durch Anregung zu zahlreichen lyrischen Gedichten. Auch davon wußten nur wenige seiner Freunde, denn mit einer mädchenhaften Scheu barg er das Geheimnis, daß ihn die Muse geküßt, in sich.

Während er, seiner Gewohnheit getreu, Tag und Nacht studiert, um sein letztes Examen zu machen, wird er von einem ernstlichen Unwohlsein befallen, so daß er gezwungen ist, in seinen Arbeiten eine Pause eintreten zu lassen. Da wird er durch den Tod seiner Großmutter, zu deren nächsten Erben er zählt, jeglicher Geldklemmen, wenigstens für die nächsten Jahre, enthoben, und statt ruhig und in aller Bequemlichkeit seine Studien in Wien zu beenden, faßt er den Entschluß, nach Deutschland zu gehen und dort zu promovieren. Vergebens raten ihm seine Anverwandten davon ab. Durch eine unglückliche Börsenspekulation verliert er einen Teil seines Vermögens, und nun treibt es ihn erst recht nach Deutschland, nicht um durch den zu erwerbenden Doktorgrad in stand gesetzt zu werden, den Schaden gut zu machen, sondern — um einen tüchtigen Verleger für seine Gedichte zu suchen, eine Ahnung sagt ihm, daß diese ihm viel Geld einbringen werden. O naive Glaubenszuversicht eines

lyrischen Dichters, der sich als Edelmann fühlt und dem seine Gedichte die Mittel zu einem standesgemäßen Leben einbringen sollen! Und das Unglaubliche gelingt, gelingt in glänzender Weise. Am 9. August 1831 kommt Lenau nach Stuttgart, binnen überraschend kurzer Zeit hat er den trefflichen Dichter G. Schwab, den maßgebenden Redacteur des Stuttgarter Morgenblattes, zum warmen Freund und begeisterten Verehrer seiner Gedichte, und den einflußreichsten und umworbensten Verleger seiner Zeit, Cotta, für sich gewonnen. Am 29. August schließt Cotta mit ihm einen Vertrag, das Buch erscheint infolge mannigfacher Umstände erst im Sommer des nächsten Jahres. Er wird zum ausgesprochenen Liebling des schwäbischen Dichterkreises, eine Schar treuer und guter Freunde fürs ganze Leben bildet sich um ihn, geistreiche Frauen und holde Mädchen sind entzückt von seinem bestrickenden Äußeren und seinem herrlichen Talent. Mit lebhaften Farben schildert Anastasius Grün seinen Freund: „Nicht von jenem tadellosen Ebenmaß männlicher Schönheit, welche nach den Vorbildern der Antike Bildhauer und Maler sich zum Modelle erwählen, war er doch immer ein schöner Mann zu nennen. Sein Gang war langsam bedächtig, meist mit gedankenschwer vorgebeugtem Haupte, die Haltung ungezwungen bequem, Hand und Fuß klein, von feinen Formen. Obschon der Mode nicht sklavisch gehorchend, war seine Kleidung immer gewählt, reinlich und von einfach würdiger Eleganz. Sein Haupt war ungewöhnlich groß, aber edel geformt, das glatt gekämmte Haupthaar nicht allzu üppig und, wie Backen- und Schnurrbart, dunkelbraun; die leicht gebogene Nase und die sanft hervortretenden Backenknochen hatten etwas vom edleren südslavischen Typus. Die Gesichtsfarbe war bleich und leise in südländisch gebräuntes Kolorit übergehend, die schmalen Lippen wenig aufgeworfen, das Kinn fleischig gewölbt. Die schöngebildete, weiße Stirn war mehr breit als hoch; im sinnenden Vortrage zogen sich die dunklen Brauen enge zusammen. In Momenten der Ruhe mahnte der Ausdruck des Gesichtes an manche jener leichenblassen, nur von der Meditation durchseelten Mönchsköpfe, welche die künstlerische Verzückung eines Zurbaran oder Murillo mit phantastisch kühnem Pinsel auf der Leinwand festzuhalten wußte. Darüber waltete bestimmend und gestaltend, wie ein allgewaltiges Wesen in der Höhe, das große dunkelbraune Auge voll Geist und Tiefsinn, oft in unheimlichem Feuer rollend, oft voll Weichheit und Schmelz; dieses Auge übte, wie kaum ein zweites, eine Gewalt, der man sich nicht zu entziehen vermochte."

Es ist somit begreiflich, daß ein so interessanter Mensch im Verein mit seinem wundervollen und gemütsergreifenden Geigenspiel, nebst seinem außerordentlichen dichterischen Talent die gemütlichen schwäbischen Dichterfamilien in einen Begeisterungstaumel versetzte. Es war, als ob die feurige Schönheit Ungarns sich in dem jungen Dichter verkörperte und in die Stuttgarter liebenswürdige Behäbigkeit ein ungewöhnlich treibendes und alle Sinne erotisch berückendes Element getragen habe. Stuttgart wurde denn auch die zweite Heimat Lenaus, in dieser Stadt und in Wien hat er die größte Zeit seines Lebens zugebracht und die schönsten unvergeßlichsten Stunden genossen.

Außer dem Schwabschen Hause erwies ihm Familie Reinbeck die treueste Gastfreundschaft. Lenau stieg gewöhnlich, wenn er nach Stuttgart kam, bei Reinbecks ab; in ihrem Hause erlitt Lenau den ersten Wahnsinnsanfall, und die Gattin des Professors Reinbeck, Emilie, pflegte ihn mit aufopfernder Sorgfalt. Mit dem feinen Dichter Karl Mayer und dessen Bruder schloß er innigste Freundschaft. Wiederholte Partien nach Weinsberg und Tübingen brachten ihn mit Kerner und Uhland in nähere Berührungen, der lebhafte, tieffühlende Kerner war geradezu verliebt in den jungen Dichter, und so oft Lenau ihn besuchte, wurde er von ihm und seiner

Frau wie ein Sohn des Hauses gepflegt und verhätschelt. Es würde den Umfang dieses Aufsatzes stark überschreiten, wollte ich alle Persönlichkeiten aufzählen, mit denen Lenau auf längere oder kürzere Zeit zusammentraf — so viel ist sicher, daß man allseits den neuen Stern willkommen hieß und ihn neidlos bewunderte. Im Hause Schwabs lernt er ein gescheites, braves, von süßem jungfräulichem Zauber umflossenes Mädchen kennen, das sich in sehnsüchtiger Liebe zu ihm verzehrt. Berauscht von Stolz und Wonne merkt Lenau den Gefühlszustand des Mädchens und auch sein Herz schlägt in lichterlohen Flammen auf. Ohne ersichtlichen Grund entsagt er, giebt sich um so mehr seiner schwermütigen Stimmung hin, die wundersamen „Schilflieder" sind die Blüte jener Liebe, dem armen Mädchen erteilt man in vertrauten Kreisen den Spottnamen „Schilf-Lotte". Die Idee zu promovieren taucht wieder in Lenau auf, er zieht für einige Zeit nach Heidelberg, studiert dort Philosophie und Medizin, das dortige Studentenleben macht einen sehr angenehmen Eindruck auf ihn, aber schließlich wird aus dem Studenten — ein Auswanderer. Lenau faßt in leidenschaftlicher Weise den Entschluß, nach Amerika zu segeln und sich dort anzukaufen. Weder die Bedenken und Beschwörungen seiner Wiener Verwandten, noch die verzweifelten Anstrengungen seiner schwäbischen Freunde, besonders aber Kerners, sind im stande, Lenau von seinem Vorhaben abzubringen. Einerseits glaubte er durch glückliche Anlegung seines Kapitals auf amerikanischem Boden seine Renten zu steigern, andererseits hoffte er den Kreis seines Wissens und Könnens durch eine Fülle neuer großartiger Eindrücke zu erweitern, seine dichterischen Anschauungen durch prächtige Naturbilder zu beleben und zu vertiefen.

Charakteristisch ist die Stelle aus einem seiner Briefe: „Dort will ich meine Phantasie in die Schule — die Urwälder — schicken, mein Herz aber durch und durch in Schmerz macerieren, in Sehnsucht nach den Geliebten. Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, das Glück meines Gemütes betrachte ich als Mittel dazu ... Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht giebt!" Also Lenau zertritt das Herz Lottes, stöhnt in Sehnsuchtsqualen nach ihr, nur „daß es ein gutes Gedicht giebt". O höchste Potenz des dichterischen Egoismus, der über Leichen geht, sein eigenes Glück wollüstig tötet, um nur ein flüchtiges Lächeln der Muse zu erhaschen! Er verläßt seine Freunde, seine Verwandten, den Ort seines Wirkens, um unter den Kronen der Bäume des Urwalds nach verlorenem Glück zu seufzen und mit dem Stöhnen des Windes das Stöhnen seines Herzens zu vermengen. Hat also das Schicksal nicht Lenaus eigenen Wunsch erfüllt, ihn zu einem der unglücklichsten Menschen zu machen? Wie die Blume, um zu gedeihen, des Wassers und des Lichtes bedarf, so waren die Brunnen Lenauscher Dichtung Leid, Qual, Sehnsucht nach etwas Verlorenem, Unerreichbarem. Man kann ihn einen geistigen Flaggellanten nennen, denn er steht auf derselben Stufe mit fanatischen Mönchen des Mittelalters, die, wenn sie ihren Rücken mit Geißelhieben zerfleischten, in Verzückung gerieten und die Thore des Himmels offen sahen.

Im Sommer 1832 trat Lenau seine Reise nach Amerika an, die ihm so bittere Enttäuschungen bringen sollte. Vor allem fand er die Naturschönheiten Amerikas weit unter seinen Vorstellungen, die Menschen in ihrer trockenen Geschäftsmäßigkeit, glatten Nüchternheit und Poesielosigkeit erschreckten ihn und widerten ihn an, auch sein körperliches Befinden ließ viel zu wünschen übrig. Am 26. Oktober 1832 kaufte er, da sein erstes Projekt mit einer schwäbischen Auswanderergesellschaft zu Wasser wurde, auf eigene Faust in Crawford-County gegen vierhundert Morgen Urwald, deren Urbarmachung, Verwaltung und Ausnützung er einem Zimmermeister H. aus Württemberg gegen

eine Pachtzahlung übertrug. Über diesem Unternehmen schwebte aber ein Unglücksstern. Lenaus Besitztum geriet allmählich in unrechte Hände, drohte sogar ganz zu verfallen, bis es nach Jahren, als Lenau bereits wahnsinnig war, den Anstrengungen seines Schwagers Schurz gelang, einen beträchtlichen Teil des angelegten Vermögens zurückzuerhalten. Lenau blieb nicht lange im Lande der Freiheit. Im Juni 1833 trifft er in Bremen ein. Die „Früchte“ seiner abenteuerlichen Reise waren: der drohende Untergang seines Vermögens, schwere seelische Verstimmungen, große körperliche Leiden; die poetische Ausbeute selbst war eine geringe. Eine herrliche Überraschung aber sollte dem Heimgekehrten zu teil werden: während Lenau in den Urwäldern umherirrte und sich über die Yankees ärgerte, flog der Ruhm seines Namens durch Deutschland. Seine Gedichte errangen einen unermeßlichen Erfolg, man war geblendet, hingerissen von der Neuartigkeit der Poesie, die aus Lenaus Strophen leuchtete und klagte. So rächte sich Deutschland, dem er den Rücken kehrte — es begrüßte den Ankommenden als einen seiner größten und gefeiertsten Söhne. Daß die Wirkung, die seine Gedichte allerorten ausübten, auch in ihm einen freudigen Nachklang fand, läßt sich denken. Mit innigster Zärtlichkeit empfingen seine Schwester und sein Schwager den berühmten Poeten in Wien.

So lebte nun Lenau die lichten Jahre, die ihm das Schicksal noch vergönnte, bald in Wien, bald in Stuttgart, den Aufenthalt in diesen Städten unterbrach er ab und zu durch Ausflüge zu seinen Freunden oder nach den österreichischen und steierischen Alpen, nach dem Salzkammergute u. s. w. Nirgends ließ er sich dauernd nieder, ein unsteter Reisedrang trieb ihn von einem Ort zum anderen. Seine Schaffenskraft entfaltete sich innerhalb der ihr von der Natur vorgeschriebenen Grenzen, es entstanden, außer zahlreichen lyrischen Gedichten, seine größeren Werke „Faust“, „Ziska“, „Savonarola“, „Die Albigenser“, „Don Juan“, die den Glanz seines Ruhmes erhöhten und befestigten. Auch redaktionell war er thätig, indem er einen Frühlings-Almanach herausgab, wie er als Kritiker sich mehreremal versuchte.

Es bleibt nur noch übrig, Lenaus weitere Herzensbeziehungen zu erörtern und von seinem tragischen Ende zu berichten, das früher eintrat als das physische Erlöschen. Nach Lotte, jener keuschen und lieblichen Mädchenknospe, nahm einige Jahre später in seinem Herzen ein vollaufgeblühtes Weib Platz: seine Neigung galt einer berühmten Künstlerin Karoline Unger, die er ehelichen wollte. Aber verschiedene Umstände machten ihn in seiner Liebe mißtrauisch und er löste nach einem stürmischen Auftritte dieses Verhältnis. Sicher haben ihn hierbei auch Rücksichten auf seine Freundin Sophie Löwenthal, eine geistreiche, schöne Frau in Wien, geleitet, die er selbst seine Muse nannte. Sophie Löwenthal mußte in der That ein ganz außergewöhnliches Wesen von höchster geistiger Überlegenheit gewesen sein, denn Lenau war ihr bis zum Ausbruch des Wahnsinnes in schrankenloser Treue, die selbst den Charakter der sich unterordnenden Scheu annahm, ergeben. Lenau fragt sie in seinen Briefen selbst bei Kleinigkeiten um Rat; kommt ein Buch von ihm heraus, hängt er in Angst und Spannung an ihrem Munde, denn ein Lobspruch seiner Freundin wiegt ihm mehr als die gesamte öffentliche Kritik. So wurde allmählich aus der Freundschaft eine Liebe von unheimlicher Gewalt. Sophie war verheiratet und somit an eine Heirat zwischen beiden nicht zu denken. Dennoch scheint Sophie ihn nie freigeben zu wollen, ihr ist es undenkbar, daß eine andere Frau Besitz von dem Herzen ihres Lenau nähme. Ohne schweren Kampf sagt sich Lenau von Karoline Unger los. Als er aber sich mit Marie Behrends verlobte, tritt er vor seine Freundin hin und teilt ihr das Geschehene mit. „Ich hebe auf deinen Wunsch die Verlobung auf, aber

dann schieße ich mich tot!" Und als sie voneinander Abschied nehmen, ruft Sophie in überströmendem Weh: „Eins von uns beiden muß wahnsinnig werden." Es ist klar, daß der Bund zweier solcher Seelen nicht zu trennen war, und es lag nur in der Natur der Sache, daß Lenau unterlag.

Er lernt in Baden-Baden (1844) Marie Behrends, eine Frankfurterin, kennen; das bereits in reiferem Alter stehende Mädchen macht einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich von ihrem Anblick nicht zu trennen vermag. Diesmal streckt er wirklich begehrend die Hände nach dem Glück aus, das sich ihm mehrmals genaht und das er immer narrte, aber nun trat das Schicksal dazwischen und gebot ihm ein entschiedenes Halt. — Lenau reist nach Frankfurt und verlobt sich vielleicht etwas zu voreilig mit Marie. Der Poet bedachte nicht, daß die Ehe nicht allein in der Liebe wurzelt, sondern auf sicherer materieller Basis eingegangen werden muß. Seine Braut war nur mäßig bemittelt, und da seine Einkünfte auch nur unsicher und unregelmäßig waren, so beeilte er sich, mit Cotta einen Kontrakt abzuschließen, welcher ihm allerdings ein kleines Vermögen eintrug, bei näherer Prüfung aber dem jungen Ehepaar durchaus nicht den genügenden und notwendigen pekuniären Halt geben konnte. In Lenaus überschwengliches Liebesglück warf diese ungünstige Sachlage einen tiefen Schatten, verdrießliche andere Familienangelegenheiten, besonders aber seine seelischen Kämpfe, die er Sophiens wegen mit sich führen mußte, erregten ihn aufs höchste und beschleunigten die ohnehin nahe Katastrophe.

Auch die argen Ausschreitungen, die Lenau wider seinen Körper beging, übten an ihm furchtbare Vergeltung. Lenau gab sich seit Jahren dem übermäßigsten Tabaksgenuß hin. Eine große Anzahl der schwersten Cigarren rauchte er täglich und trank dazu den stärksten Kaffee. Seine Lebensweise war ebenfalls ganz dazu angethan, selbst die gediegenste Konstitution zu untergraben. Er hatte eine förmliche Manie zu reisen, und da zu seinen Zeiten die Fahrgelegenheiten nur ungünstige und beschwerliche waren, so erlitten seine Nerven dadurch schweren Schaden. Er schlief bis in den späten Morgen hinein und musizierte oft bis zum grauenden Tage. Die Art und Weise seines Spieles beruhigte keineswegs seinen seelischen Zustand, sondern brachte ihn stets in einen Gefühlstaumel bald heller, bald dunkler Färbung, und so schlug seine Stimmung plötzlich und unvermittelt von tollster Lustigkeit in todtraurige Melancholie über. Mit Vorliebe las er unheimliche gespenstische Bücher, wie die mystischen Schriften der Gnostiker, Schuberts „Ansichten von der Schattenseite der Natur", „Geschichte der Seele". Sein Dämon verstieg sich so weit, mit dem Wahnsinn ein frevelhaftes Spiel zu treiben. Er kopierte zu wiederholtenmalen das Gebaren eines Verrückten bis ins Detail, und so wahr und grausig, daß er Freunde wie Fremde aufs heftigste erschreckte.

Am 29. September gab der Wahnsinn, den er so oft angerufen, seine Visitenkarte bei ihm ab: Lenau wurde vom Schlag getroffen, in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober verfiel er in Tobsucht. Der Bräutigam, der kurz vorher die schönsten Träume spann, sich in Heidelberg niederzulassen und eine „Musterehe" zu führen, ward am 22. Oktober aus dem Hause seines treuen Freundes Reinbeck in Stuttgart in die Heilanstalt für Geisteskranke zu Winnenthal überführt; am 12. Mai 1847 geleitete ihn sein Schwager Schurz in die Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Oberdöbling, der kranke Dichter sollte in seinem Vaterlande seine Augen schließen. Wir wollen den Leser mit der Schilderung der Phasen, die der Irrsinn des Dichters von halbwegs erträglichem, von einigen lichten Momenten wohlthätig unterbrochenem Zustand bis zur tierischen Verkommenheit herab durchmachte, verschonen; es ist ein herzbrechender Jammer, einen Menschen,

der nach dem Höchsten strebte, das Weltgeheimnis entschleiern wollte, mit Göttern und Dämonen titanisch rang, so sinken zu sehen. Der Tod erlöste Lenau von seinen Leiden am 22. August 1850.

* * *

Zwischen dem Leben und den Werken manches Dichters besteht ein Zusammenhang wie zwischen der Vorder- und Rückseite eines — Teppichs. Dieser Vergleich ist zwar nicht sehr poetisch, und ich weiß auch nicht, ob er nicht bereits gemacht wurde. Die Vorderseite besteht aus farbenleuchtenden, kunstvoll gemalten Mustern, auf der Rückseite befindet sich ein Gewirr von Maschen und Fäden, unharmonisch durcheinander laufenden Farben, und doch läßt sich hier auf die schöne Symmetrie, die Gestalt des Musters der Vorderseite schließen, vor allem aber sieht man hier, was auf der Vorderseite nicht möglich ist, wie die Fäden miteinander zusammenhängen. Was uns in Lenaus Leben als ein unruhiges Hin und Her von Ansätzen, Plänen und Entschlüssen, als ein flimmerndes Zickzack von Stimmungen, Gedanken und Momenten erscheint, klingt in seinen Gedichten zu wundervollen Accorden und Melodien zusammen und vereinigt sich zu einer hochinteressanten poetischen Individualität. Vollends erfassen und begreifen kann man eben diese nur, wenn man die Rück-, sagen wir lieber die Schattenseite: Lenaus Leben, kennt. Daher haben wir uns so ausführlich mit demselben beschäftigt. Lenaus Gedichte, vorzugsweise die lyrischen, erwecken so viel Bewunderung als seine Schicksale Teilnahme. Lenau nimmt in der deutschen Litteraturgeschichte eine ganz bestimmte, unverrückbare Stelle ein, wie Heinrich Heine; beide sind Dichter des Weltschmerzes, dem Lord Byron zuerst mächtigen und ergreifenden Ausdruck gab, und der außer in Heines und Lenaus noch in Mussets, Leopardis und Puschkins Gesängen wiederhallte. Der Weltschmerz, eine ins Prunkgewand der Poesie sich hüllende, auf der einen Seite zur Schwäche, auf der anderen zur Blasiertheit führende Lebensphilosophie, schritt wie die schwarze Pest durch ganz Europa und vergiftete die Herzen, die Geister ganzer Generationen. Unmöglich hätte sie eine solche Verbreitung gewinnen können, wenn nicht die allgemeinen politischen und socialen Verhältnisse ihr großen Vorschub geleistet hätten. Was aber ein englischer Dichter verschuldete, machte ein englischer Gelehrter gut. Seit Darwins siegreichen Theorien fehlt dem Weltschmerz jede ethische Berechtigung. Obwohl nun Lenau und Heine Weltschmerz-Poeten sind, bilden sie doch die größten Gegensätze. Heine ist der Satiriker, Lenau der Pathetiker des Weltschmerzes. Heine gewinnt ihn unter sich, Lenau versinkt in ihm; Heine besiegt ihn, Lenau opfert sich ihm. Beide aber haben neue Accorde angeschlagen, der Lyrik ungeahnte Perspektiven erschlossen und das Reich der Poesie überhaupt wesentlich erweitert. Als Lenaus Gedichte, die er der österreichischen Censurverhältnisse wegen nicht unter seinem vollen Namen, sondern unter einem aus den beiden letzten Silben seines Adelsprädikates Strehlenau bestehenden Pseudonym herausgab, auf der Bildfläche des litterarischen Lebens erschienen, wirkten sie wie eine Offenbarung, wie die Verkündung eines neuen dichterischen Evangeliums.

Obwohl Lenau trotz seiner ungarischen Abstammung unbestritten zu den deutschen Dichtern zählt, findet man bei ihm eine Fülle von Zügen, die den echten Magyaren verkünden, besonders aber geht durch sein ganzes Wesen und Dichten eine stark slavische Ader. Das Passive, oft Nihilistische seiner Weltanschauung, welche sich in den Abgründen der Verzweiflung und Haltlosigkeit verliert, findet man mehr bei slavischen als bei deutschen Poeten. Was er der deutschen Litteratur geschenkt hat, das ist die neue Auffassung des Verhältnisses zwischen Mensch und Natur. Letztere wird ein blankgeschliffener Spiegel, aus dem das Antlitz des ersteren wiederstrahlt; die Rose hat an und für sich keinen Duft,

die Tulpe keine Farbe, das Thal besitzt keine Anmut und Lieblichkeit, der Berg keine Majestät, erst der Mensch, der ihnen gegenübersteht, giebt ihnen diese Eigenschaften, aber diese Eigenschaften werfen in ihrer Gesamtheit sein Bild, seine Wesensart zurück. Bei Lenau wird die Natur bis in ihre kleinsten Teile zum Symbol der Gottheit und der Mission der Menschen, zu leiden und zu sterben. Sein Atem haucht der Natur Leben und Seele ein, und so steht er vor ihr, der Belebten, Beseelten, und befragt sie um das Rätsel des Daseins, des Zusammenhanges aller Dinge. Die Antwort ist ein bitterer Seufzer, ein lautes Schluchzen. Bei keinem Poeten der Weltlitteratur werden so viel Thränen vergossen als bei Lenau; man sehnt sich oft nach einem männlichen, kecken Wort, und sei's selbst nach einer cynischen Äußerung, wenn sie sich nur mit einem kräftigen Ruck über die Kläglichkeit der Welt hinwegsetzt. Er wird nie müde, zu sagen, daß alles, alles da ist, um zu weinen und zu sterben. Die Sonne geht unter, um zu sterben, die Blätter fallen schluchzend vom Baum, die Wolken lösen sich in Thränen auf, die Sterne sind die Zähren der Nacht, der Frühling verendet, ohne daß der Dichter daran denkt, daß Sonne und Frühling wiederkehren, aber bei ihm gewinnen die Dinge und Vorgänge in der Natur individuelles Leben, das nach seinem Scheiden nie wieder erwacht. Bei ihm sind die Gräber ungeduldig, lechzt der dürre Sand herauf nach unseren Thränen, fährt der Wind so traurig dahin, als ob er weine, trinkt der Tod in seinem Durst das süße Lied der Nachtigall. Ich könnte die Reihe solcher manchmal wunderbar erhabener, überraschend origineller Stellen bis ins Unendliche fortsetzen, wenn ich nicht fürchtete, damit den Leser zu ermüden. Ich gebrauche absichtlich das Wort ermüden, denn die Gedichte selber leiden infolge der Einseitigkeit ihrer darin zu Tage tretenden Weltanschauung an einer gewissen Monotonie. Man kann sehr viele Gedichte von Heine auf einmal lesen, bei Lenau ist dies nicht gut möglich, ohne abgespannt zu werden. Lenau ist eine Nachtigall, die unermüdlich ihr Leid in die Nacht hinausschluchzt, aber der philosophische Gehalt in seinen Dichtungen, auch die größeren Schöpfungen nicht ausgenommen, ist kein beträchtlicher. Ich möchte sagen, daß sie dem Leser nichts Positives geben, wie es so überreichlich bei der Goetheschen Lyrik geschieht. Es giebt Dichter, die in ihrer Totalität einen unermeßlichen Eindruck machen, in Details aber mehr oder minder kalt lassen, die von der Ferne aus gesehen imposanter und schöner erscheinen als in der Nähe; im Gegensatz zu diesen stehen jene Poeten, welche in ihren einzelnen Leistungen, in kleinen Partien bestechen, während der Wert und die Wirkung ihrer Schöpfungen, in ihrer Gesamtheit betrachtet, einschrumpfen. Zu den letzteren Poeten gehört Lenau. Aus jedem seiner einzelnen Gedichte strömt ein köstliches Fluidum, eine übersinnliche, geisterhafte Zartheit der Empfindung teilt sich dem Leser mit und ihn ergreift das Evangelium des Schmerzes, das die ihrer selbst bewußt werdende Natur verkündet. Man hat Lenau sehr oft mit Leopardi verglichen und beide auf eine Stufe gestellt. Aber außer Edgar Allan Poe und E. T. A. Hoffmann dürfte es kaum ein anderes Dichterpaar geben, das sich so ähnlich sieht und voneinander doch so grundverschieden ist als Lenau und Leopardi. Leopardi schmachtete nach den Genüssen des Lebens, ohne sie je erreichen zu können, Lenau stieß sie von sich; Leopardi ist der Ausgestoßene, das Stiefkind des Schicksals, Lenau der Asket, der das ihm holde Schicksal herausfordert; beide begegnen sich allerdings auf dem Gebiete der Weltverachtung und Todessehnsucht, aber sie sind von entgegengesetzten Wegen an demselben Ziel angelangt. Aus Leopardis Gedichten strahlt die tragische Größe des individuellen Unglückes, tönt der Jammer der menschlichen Kreatur, aus Lenaus Versen schluchzt der Zweifel und stiert der Wahnsinn.

Wollte ein Künstler zu einer Lenau-Ausgabe ein charakteristisches Bild liefern, müßte es folgendermaßen aussehen. Eine weite Heide, eine Schenke, drinnen fiedeln Zigeuner, und Burschen und Mädchen drehen sich im Tanz, von ferne ein Postillon, wie er die Trompete ansetzt, helle Mondnacht, der Mond beleuchtet einen einsamen Friedhof, der den weiten Horizont abschließt, als Hauptstaffage ein bleicher Mann, in der einen Hand eine Rose, in der anderen das Bild der Geliebten, über das sich der bleiche Mann mit thränenumflortem Antlitz neigt. Die Rose, die Thräne, der Mond, eine einsame Landschaft, das sind die immer wiederkehrenden Elemente Lenauscher Dichtung. Er ist ein Meister ersten Ranges im Entwerfen eines Genrebildes, in der Schilderung einer Landschaft, im Ausdruck einer momentanen Stimmung. Im kurzen lyrischen Gedicht hat er manchmal das Höchste geleistet, da findet er Naturlaute von erschütterndster, unvergeßlichster Wirkung. Wer kennt nicht die wenigen Verse an die Nacht unter dem Titel: „Bitte"? Wie schrecklich ist diese Bitte in Erfüllung gegangen, die ernste, milde, träumerische, unergründlich süße Nacht schwebte einsam über seinem Leben und ihr dunkles Auge übte an ihm ihre ganze Macht! Dadurch, daß Lenau keinen naiven Naturgenuß kennt, noch ihn darzustellen vermag, erscheinen alle seine lyrischen Gedichte in sein eigentümliches Seelenlicht getaucht, und so erhalten wir Naturbilder von einem Glanz, den bisher die Verse keines anderen Dichters ausstrahlten. In den „Schilf-" und „Waldliedern", in den „Heidebildern", teilweise auch in den Polenliedern finden sich Partien von ewigem poetischem Zauber. Wen ergreifen nicht Strophen wie folgende:

Am Kirchhof dort bin ich gestanden,
Wo unten still das Rätsel modert
Und auf in Grabesrosen lodert;
Es blüht die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
Mit himmlisch duldender Gebärde
Vom Kreuz das höchste Bild der Erde;
Ein Vogel drauf sang seine Lieder.

Oder:

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermutmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen,
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Heideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Außer diesen drei herrlichen Liedercyklen hat uns Lenau mit einem stattlichen Strauß unverwelkbarer Gedichte beschenkt. Ich hebe nur nach meinem Geschmack und Gefühl heraus: „Liebesfeier", „Frühlingsgedränge" (eines der wenigen versöhnlich klingenden Gedichte Lenaus von wundersamer Schönheit), „An die Entfernte", „Der Postillon", „Der offene Schrank", „Beethovens Büste", „Mein Türkenkopf". Die meisten dieser Gedichte sind ja längst populär, das Volk hat mit richtigem feinem Verständnis nur das Ergreifendste und Beste aus Lenaus Poesien sich zu eigen gemacht.

Neben den rein lyrischen Poesien schuf Lenau eine Reihe von Genrebildern aus dem ungarischen und polnischen Leben. Diese Gedichte nehmen oft einen balladenartigen Charakter an und bestechen durch ungebärdige Kraft der Empfindung und mitreißendes Feuer der Darstellung, manchmal webt in ihnen auch der Reiz sinnender, blasser Melancholie. Auch diese Gedichte sind ihrer Mehrzahl nach Gemeingut des poesiefreundlichen Publikums geworden. Wer kennt nicht die „Heideschenke", die „Werbung", den „Polenflüchtling", die „Drei Zigeuner", die Lenau dreifach gezeigt haben, wie man das Leben verraucht, verschläft, vergeigt und dreimal verachtet. Wie stürmisch und klangvoll schildert er in den „Bauern am Tissastrande" die Musik:

Weinendes Klagen, Freudengekicher
Schüttern im schroffen Wechsel die Luft,
Setzen gewaltig keck und sicher
Über des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, sie klettern und tanzen
Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,

Wildhinfahrend wie schwelgende Flammen,
Aber der Brummbaß hält sie zusammen.
Kräftige Burschen tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,
Werfen empor die blühenden Leiber
Hoch in die Luft wie süße Pokale;
Drehen sie schnell im wechselnden Kreise
Nach der Musik beschleunigter Weise,
Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
Wie ein Rosenblatt der Orkan.

Vielen schönen Gedanken, trefflichen Bildern begegnen wir in seinen allegorischen und Sinngedichten, die aber im allgemeinen unter dem Niveau seiner Lyrik stehen. Angesichts der reichen Zahl seiner Gedichte fällt eine gewisse Armut der Metren und Strophenbildungen auf, die jedoch in dem begrenzten Stoffkreise seiner Gedanken und Gefühle zu wurzeln scheint.

Was seine epischen Schöpfungen anbelangt, so stehen wir denselben mit anderen Augen gegenüber als seine Zeitgenossen, die von ihnen entzückt und begeistert waren. Robert Hamerling, Wilhelm Jordan, Hermann Lingg, Grosse, Hebbel („Mutter und Kind“) haben uns durch Erfüllung derselben die größten Anforderungen an eine epische Dichtung zu stellen gelehrt; wir verlangen groß und klar concipierte, streng aufgebaute Kunstwerke, die uns Lenau nicht lieferte. Vor allem gebrach es ihm an künstlerischer Disciplin, er war zu kurzatmig, er verfügte nicht über epische Plastik, er konnte wohl sich, eigentlich nur sich, aber keinen Menschen zeichnen, der außerhalb seiner Gefühlswelt stand. Ferner wäre hier die Frage aufzuwerfen, ob nicht die übermäßige Pflege der Musik zersetzend auf seine dichterische Gestaltungskraft einwirkte, so sehr sie auch seiner lyrischen Kunst von Nutzen gewesen sein mag.

Seine größeren epischen Dichtungen: „Ziska“, „Faust“, „Savonarola“, „Albigenser“ machen auch einen opernhaften Eindruck. Die Scenerien sind phantastisch, die Helden sprechen so wohllautend, daß man sie mehr singend als sprechend vernimmt. Lenau giebt uns eigentlich nur Basreliefs von Handlungen, lyrische Dialoge und epische Stimmungsbilder, die Personen treten nie aus dem losen Gefüge derselben selbständig hervor. Nichts wird uns in unmittelbare Nähe gerückt, man hört den Gang der Ereignisse so zu sagen nur aus weiter, duftumsponnener Ferne, gedämpft, traumverloren, begleitet von klagendem Singen aus des Dichters Munde. Er spricht und singt nur über die Ereignisse, er berichtet von ihnen, ohne sie uns vor Augen zu führen und uns mitten in sie hineinzuversetzen. Aber als lyrische Chöre in der Tragödie der Weltgeschichte aufgefaßt, muß man ihnen ein besonderes Lob zollen. Überall berücken uns gelungene Einzelheiten, herrliche dichterische Bilder, eine wohllautende Sprache. Seine Epen tragen alle religiösen Charakter, der Zweifel an Gott und der Welt durchzieht sie, Mystik und Schwärmerei sind ihre Pulse. Lenau stellt die Blutgier des Fanatismus neben die ruhige, gottgelassene Erhabenheit des Märtyrertums; die trunkene Beredsamkeit der von Gott eingehauchten Begeisterung, die visionären Eingebungen des Propheten neben das dumpfe Brüten, das Stammeln der wühlenden und verzweifelnden Skeptik; den höchsten Glanz des Rittertums und der Gottesstreiter neben die niedrigsten Ausschreitungen gemeiner Willkür und Grausamkeit; Frauenzauber, zarter Minnedienst und rührende Treue leuchten versöhnend hinein in das Getümmel und Gebrause dieser religiösen Schlachtenbilder. „Ziska“, „Savonarola“ und die „Albigenser“ enthalten Stellen von prachtvollster Schönheit, aber man muß auch sagen, daß Kraft und Glanz mit dämmernder Unklarheit abwechseln. Diese Dichtungen weisen eine Fülle kulturhistorischen Materials auf und beruhen auf langwierigen Quellenstudien, und doch ist es Lenau nicht gelungen, wirkliche Zeitgemälde zu entwerfen und in uns eine deutliche Vorstellung jener Zeiten zu erwecken, in denen seine Dichtungen spielen.

Mit dem „Faust“ rang Lenau mit Goethe um die Palme. Man darf aber bei Lenaus Werk nicht an das Goethes

denken, sonst läuft man Gefahr, ungerecht zu werden. An und für sich betrachtet, verfehlt Lenaus Werk einer nachhaltenden Wirkung. Es ist ohne Tragik, ohne Halt, ohne Gewalt, ohne Großartigkeit. Faust ist Lenau selbst, mehr weichlich, religiös grübelnd und von Blasiertheit angekränkelt, als von jener tragischen Größe erfüllt, welche die Grenze der Menschlichkeit mit Hilfe des Satans durchsprengen will. Mephistopheles hat nichts Dämonisches an sich, er ist mehr trivial und boshaft. Gerade an diesem Stoff, an dem die edelsten Geister der Nation ihre Kräfte vergeudeten, den aber Goethe so übermenschlich groß gestaltete, sieht man erst, welch gewaltige Erscheinung unser erster Dichter in der Geschichte der Menschheit ist. Eine Scene enthält übrigens der Lenausche Faust, die so ergreifend ist, daß sie den Leser beinahe mit den meisten Schwächen der ganzen Dichtung selbst versöhnt, und das ist der „nächtliche Zug".

Der Leser betrachte es als keinen schlechten Scherz, wenn ich an dieser Stelle, bei Besprechung der Werke eines ernsten Dichters, einen deutschen Poeten erwähnen muß, der unzähligen Menschen die heitersten Stunden bereitet hat, nämlich Wilhelm Busch. Dieser harmlose Humorist hat auf die deutsche Litteratur unbeabsichtigterweise einen enormen Einfluß ausgeübt und das Verhältnis des Publikums zu den Versdichtern in bedeutendem Maße verändert. Die Wirkung, die Busch auf den Leser macht, besteht darin, daß er den Wortfall eines ernsten Verses nachahmt, aber etwas Humoristisches sagt, ferner die bei Versen oft notwendige Knappheit und Kürze des Ausdrucks zu tiefsinnigen Lakonismen von heiterstem Gehalt benützt. Das Publikum ging bereitwilligst auf diese Scherze ein, gewöhnte sich aber allmählich, bei der Lektüre ernster Dichtungen an Busch zu denken und sich so eines edlen Eindrucks zu berauben. Da Wilhelm Busch ungeheuer populär geworden ist, so darf man den Einfluß seiner scherzhaften Dichtungen nach dieser Hinsicht nicht unterschätzen. Es kann gar nicht gesagt werden, wie viele junge, neu auftretende Dichter Wilhelm Busch jährlich zum Opfer fallen, selbst die wahren Talente müssen in ihren Werken alles aufbieten, um der Wirkung ihres Bruders in Apoll zu entgehen. Wilhelm Busch hat durch sein Zerrbild von Naivität uns unsere echte beim Lesen geraubt; er hat die kurzen trochäischen, unmittelbar gereimten Verse in Mißkredit gebracht. Aber er wirkte auch reinigend, indem er unsere Poeten zwingt, eine neue Verstechnik zu erfinden, überhaupt der in ausgetretenen Bahnen sich bewegenden Versdichtung einen modernen Zug zu geben. Dies wäre ja ein schönes Verdienst des Humoristen, das Bedenklichste an seinem Erfolg ist nur, daß er unserem heutigen Geschmack vieles, was das Entzücken voriger Geschlechter gewesen ist, entrückt hat. Es giebt keinen bedeutenden Versdichter vor Busch, der nicht von ihm mehr oder weniger schmerzlich betroffen worden ist. Viele Stellen aus ihren Werken, die einstmals nicht den geringsten Anstoß gaben, sind für uns durch Busch komisch geworden. Zum Beweise meiner Behauptung führe ich folgende Verse von Lenau an:

Der Raubschütz ist's, der wilde Kurd,
Der jüngst im Wald erschossen wurd.

Da bleibt er stehn und donnert: Schau!
Hier schoß er mich wie eine Sau!

Ein Zug, dem Pöbel angehörend,
Daß seine Wut sich gern ergeht
In Geisteswerken blind zerstörend,
Die er nicht hat und nicht versteht.

Er springt von der Kanzel und sinkt aufs Knie
Vor einer Dirne mit Courtoisie.

Miserere Domine!
Mich geniert des Mägdleins Näh.
O, was war Gregor der Siebte
Für ein Narr, daß er nicht liebte!

Im Dienste meiner scharfen Repressalien
Entsend ich meine Leute nach Italien.

Des Grafen Witwe, eine Villa
Bewohn ich eine Stunde vor Sevilla.

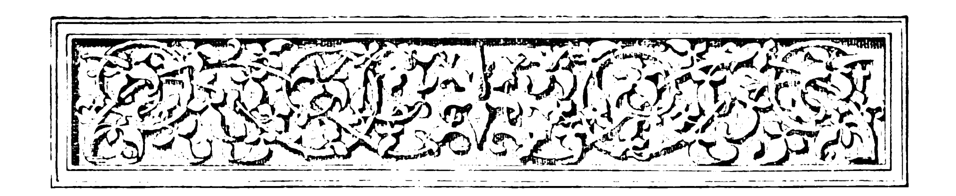
Ich möchte den Deklamator kennen, der diese Stellen, trotzdem sie ernsten,

tiefen Dichtungen angehören, vor einer bedenklichen Wirkung zu schützen vermag. So hat dieser treffliche Humorist Busch uns Flecke an Kunstwerken sehen gemacht, die unseren Vorfahren spiegelblank erschienen!

Kehren wir nun zu unserem Dichter zurück, der uns außer seinen religiösen Epen noch mit einer Reihe anderer episch-lyrischen Poesien beschenkt hat. Da müssen vor allem zwei Romanzen-Kränze: „Klara Herbert“ und „Anna“ genannt werden. Der erstere hat mich stellenweise an Uhlands herrliche „Sängerliebe“ erinnert, die auch an Wirkung und Wert dem Lenauschen Gedicht vorzuziehen ist. Zu den Glanzleistungen seines Genius gehört indessen „Anna“: hier entfaltet sich des Dichters sprachliche Vollendung im Verein mit einer Fülle schönster poetischer Bilder zu einem Ganzen von unbeschreiblicher Innigkeit und Lieblichkeit. Von dem linden Hauch keuscher Poesie bewegt, gleiten die wohllautenden Strophen vorüber und erzählen uns von Schuld und Sühne eines Mädchens, das der Erhaltung ihrer körperlichen Reize willen jegliches zukünftige Mutterglück opfert, für diesen Frevel aber die Liebe ihres Mannes verliert, bis sie Gottes Gnade und Barmherzigkeit erlöst und zu sich emporhebt. Nur ein Poet allerersten Ranges konnte aus einem an und für sich grellen Stoffe ein solches Kunstwerk hervorzaubern. In seiner Erzählung „Mischka“, die von schnöder Untreue, begangen an einem schönen Zigeunermädchen, handelt, bewegt sich Lenau auf einem ihm vertrauten Boden. Er entlockt seiner Leier die wildesten und zärtlichsten Töne, während die krasse, unheimlich düstere Dichtung „Die Marionetten“ nicht recht zu erwärmen im stande ist.

Zu verschiedenen Zeiten seines Lebens trug sich Lenau mit dramatischen Plänen; er mochte aber fühlen, daß der Schwerpunkt seiner Begabung nicht im Drama liege, und so suchte er nur das Allerwenigste von dem zu gestalten, was sich ihm zur dramatischen Ausarbeitung aufdrängte. Außer einem dramatischen Bruchstück „Helene“ besitzen wir „Don Juan“, eine Reihe dramatischer Scenen und Bilder, die insofern als Ganzes zu betrachten sind, da sie mit dem Tode des Helden abschließen. Auch dieser Kranz dramatisch-lyrischer Gedichte besitzt im großen und ganzen die Fehler und Schwächen der epischen Poesien unseres Dichters, aber er scheint sie durch die Schönheit und Glut der Diktion, durch die Klarheit der Intentionen zu überragen. Der „Don Juan“ ist nicht minder ein Abglanz Lenaus wie „Savonarola“ und „Faust“, in all diesen Gestalten verkörpert sich Lenau selber, und so verhindert seine absolut herrschende lyrische Subjektivität ihn, eine Gestalt mit objektiver Kunst zu zeichnen.

Seine Epen gehören nicht zu den Werken, die ihrem Urheber eine unvergeßliche und unantastbare Bedeutung sichern. Er hat die Schatzkammer der deutschen Litteratur um einige lyrische Juwelen bereichert, wie sie kein anderes Volk aufzuweisen vermag. Lenau hat nur wenig geschrieben, selbst von diesem wenigen wird nur ein Teil bleiben. Dieser aber wird in ewig frischem Glanze leuchten, selbst wenn die Schriften so manches Modepoeten verschollen und untergegangen sind. Die Gedichte, in denen sein Schmerz zum schönsten und tiefsten Ausdruck gelangt, bleiben uns ein heiliges Vermächtnis von Generation zu Generation. Wenn es wahr ist, daß die Welt einer Epoche zusteuert, in der die Maschine immer mehr und mehr den Menschen ersetzt, die göttlichen Rechte des Herzens und Gemütes in den Staub getreten werden, der platte und graue Materialismus unsere Religion wird, dann werden es die Werke unserer großen Dichter sein, die uns zu den verlassenen Altären wieder zurückführen. Und Nikolaus Lenau ist einer unserer großen Dichter.



Im Herbst.

Skizze
von
Viktor Valentin.



Um den trägen Lauf des Flusses zu beschleunigen und seiner Versandung inmitten des Strombettes vorzubeugen, hat man da, wo er sich in breitem, aber etwas flachem Spiegel ausdehnt, an beiden Ufern Buhnen eingebaut, lange, schmale Landzungen, aus Faschinen, Steingerölle und Ziegelschutt aufgedämmt. Kräftiger bewegt durch die häufige Gegenströmung, wälzen sich die Wogen zwischen den so gegliederten Ufern auf die große Stadt zu, von Dampf-, Fracht- und Lustkähnen vielfach durchschnitten. In üppigem Grün erstreckt sich das die Buhnen überwuchernde Weidengebüsch in die weithin glitzernde Wasserfläche und umschließt so freundlich kleine Buchten, in denen die angeketteten Fischerkähne sich leise schaukeln, während am Ufer Netze, zum Trocknen ausgespannt, silberfeucht in der Sonne glänzen. Eine der kleinen Landzungen bildet zugleich den Abgangs- beziehungsweise Landungsort für die Fähre, die den Verkehr von einem Ufer zum anderen besorgt, regelmäßig in Betrieb, wenn wie an Festtagen der Verkehr stark ist, anderenfalls nur auf ein Winken oder ein kräftiges He! Hallo! in Thätigkeit gesetzt.

Es war eines Sonntags-Vormittags im Herbst, als ich, von einem Spaziergange um die zur Sicherung der Felder errichteten Dämme zurückkehrend, diese Fähre zu benutzen beschloß. Eine Strecke lang hatte ich das Flußufer entlang zu gehen, und da der Weg auch hier sich auf erhöhtem Terrain außerhalb des Überschwemmungsgebietes hinzieht, übersah ich den weiten Wasserspiegel mit seinem leichtbewegten, glänzenden Wellenspiel und die freundlichen Reize des vielfach gegliederten Ufers. Dann und wann zog eine frische Brise herüber und trug mir jenen eigentümlichen Wasser- und Herbstgeruch entgegen, der, trotzdem er von faulenden Blättern, morschem Holze, aufgewühltem moorigem Grunde herrührt, die Sinne dennoch mit wohlthuender, würziger Frische berührt. Hin und wieder blähte der Luftzug das schimmernde Segel eines vorübergleitenden Kahnes, immer aber, wenn er sich erhob, ging ein flüsterndes Rascheln durch das dürre Laub, das schon reichlich am Boden verstreut lag, und zog leises Klagen durch die Kronen, von denen zitternd, geräuschlos ein leichter Schauer gelbgrüner, rötlichbrauner und fahlgrauer Blätter herniederschwebte. Endlich hatte ich den Fährdamm erreicht, er ist breiter und massiver errichtet als die andern kleinen Landzungen und nur an einer Seite mit Weidengesträuch besetzt. Ich wußte, daß ich an seiner Spitze eine Holzbank finden würde, die bestimmt ist, wartende Passagiere aufzunehmen, und es schien mir verlockend, dort eine Weile zu rasten, ehe ich den Fährmann anrief. Als ich aber den brei-

ten, unregelmäßig gepflasterten Weg betrat, der sanft geneigt hinabführt, sah ich eine Dame auf der Bank, und ich blieb einen Augenblick stehen, um das eigentümlich schwermutsvolle, stimmungsreiche Bild, das sich mir darbot, zu genießen. Ein paar junge Birken streckten ihre zarten Äste, die in einem fortwährenden leichten Zugwind sanft geschaukelt wurden, über den halbversteckten Platz, die Sonne leuchtete in dem feinen goldgelben Laube, an den glänzend weißen Stämmen, es leuchtete die weite Wasserfläche und der blaue Himmel. Sobald aber einer der plötzlichen rauhen Windstöße sich erhob, überschüttete er die Einsame mit gelbem Geriesel, und durch die Weidenbüsche ging es wie ein leises Seufzen. Die Dame war schlank, und da ich immer geneigt bin, das Beste anzunehmen, glaubte ich, daß sie jung und hübsch sein werde. Indem ich näher kam, sah ich aber, daß ich mit meinen Voraussetzungen nur zur Hälfte recht gehabt, sie war zwar hübsch, sehr hübsch, aber keineswegs mehr jung, sie konnte in der Mitte, auch am Ende der Dreißiger stehen, und dem besonderen Charakter des Gesichtes nach, in dem ein Ausdruck von Unbefriedigtheit und Enttäuschung lag, hielt ich sie für eine Unvermählte. Als sie mich kommen hörte, wandte sie sich langsam um und sah mich an. Sie hatte schöne, große, glänzende Augen von jenem Perlgrau, das einen leichten Opalglanz hat. Ihr Gesicht war von edlem Schnitt, ihre Kleidung einfach, doch nicht ohne Eleganz. Wir begrüßten uns, und ich fragte sie, ob der Fährmann schon Zeichen einer Absicht, sie abzuholen, gegeben. Sie antwortete mir, daß sie seit einigen Minuten hier warte, ohne dem Manne gewinkt zu haben, der Ausblick über den Fluß mit den Türmen der Stadt im Hintergrunde des Bildes sei bezaubernd und habe sie an diesen Platz gefesselt. Es war ein einschmeichelnder Wohlklang in ihrer Stimme, aber mich verdroß die etwas gezierte Art, in der sie sprach, und ich glaubte darin eine Bestätigung zu finden, daß sie ein Fräulein sei, denn verheiratete Damen bedienen sich eigentlich nur, wenn sie kinderlos oder von etwas geringer Herkunft sind, einer manierierten Sprechweise. Ich gab ihr übrigens in ihrem Urteil über das Landschaftsbild vollständig recht und knüpfte daran einige Bemerkungen über schöne Tage im allgemeinen und die Vorzüge sonniger Herbsttage mit ihrer Klarheit der Luft und ihrer mannigfachen Färbung der Vegetation insbesondere. Dann aber trat ich an die Spitze der Buhne, legte die Hände an den Mund und ließ ein kräftiges „Hallo! abholen!“ hinüberschallen, worauf dann auch am jenseitigen Ufer ein dunkles Etwas in krabbelnde Bewegung geriet. Bis der Psychopompos aber die Scholle, die uns trug, erreichte, nahm ich, müde wie ich war, neben dem Fräulein Platz.

„Sie lieben den Herbst?“ fragte ich, mit etwas indiskreten Blicken in ihrem Gesicht forschend, und mit jener Nonchalance, mit der man lieber etwas Banales als etwas geistreich Seinsollendes sagt. Lieber Gott, Wetter, Jahreszeit, zufällige Situation sind ja auch das einzige, was man mit fremden Menschen gemeinsam hat!

„O — sicher! Er entspricht meinem Gemüt,“ sagte sie mit einem Gemisch von Schüchternheit und Affektation.

„Sie lieben diesen frischen Luftzug, diesen derben Früchtereichtum, diese gesättigten Farbentöne?“

„O, mein Herr — das nicht, das eigentlich nicht! Aber es ist mir interessant, zu bemerken, welchen Eindruck auf andere ein Naturzustand machen kann, der mich so unendlich wehmütig stimmt. Was ich empfinde, ist vielmehr das leise sich Auflösende, ist dieser Schmelz des Absterbens, sind diese Bäume, die das Ende ihrer glücklichen Tage beweinen mit tausend leuchtenden Thränen, die zur Erde rieseln, sind diese leichten —“ Sie stockte.

„Bitte, fahren Sie fort,“ sagte ich ermunternd, „es interessiert mich so gut wie Sie, zu hören, wie andere ein solches Landschaftsbild berührt.“

„— diese leichten Nebelstreifen, die sich aus den feuchten Wiesen erheben und flatternd hinziehen — ja wohin? wer weiß es? — in ein großes, glänzendes Nichts vielleicht, in das auch unsere Seele auf ihren Fittichen entschweben möchte.“

Zum Teufel auch, dachte ich, die richtige seraphische Jungfrau; noch ehe wir am anderen Ufer angelangt sind, citiert sie Klopstock oder Shelley oder sonst einen Poeten der Verstiegenheit. Aber ich antwortete nur mit einem Lächeln, das ich selbst für höflich hielt, das sie aber zu der Bemerkung veranlaßte:

„Sie verspotten mich natürlich. Wie konnte ich mich aber auch hinreißen lassen, vor fremdem Ohr so thöricht zu reden!“

„Ich verspotte Sie nicht, Fräulein. Im Gegenteil, ich höre Sie mit Teilnahme. Ich liebe schöne Seelen — in vollem Ernst — und selbst wenn ich nicht in jeder Beziehung so fühlen sollte wie Sie, was sich allerdings kaum annehmen läßt, so ist mir anderer Empfindungsweise darum doch heilig. Denn ich bin ein billig denkender Mensch und leidlich gutmütig für diese schlechte Welt.“ Und damit meinte ich es ehrlich.

Sie sah mich darauf mit einem unbeschreiblich sonderbaren Blicke an, einem Blicke, in dem sich Mißtrauen und Entzücken, Unschlüssigkeit und Mitteilungsbedürfnis, Trotz und eine gewisse freundliche Geneigtheit für mich mischten. Sie war vermutlich eine scheue Natur, gleichzeitig mit dem lebhaften Wunsche, sich anschließen und mitteilen zu dürfen; also vielleicht mehr scheu gemacht. Dem Zuge von Müdigkeit und Enttäuschung, der um ihren Mund lagerte, widersprachen die leuchtenden Augen. Es schien mir, als sei sie kein gewöhnliches Menschenkind.

„Na! wenn's den Herrschaften gefällig ist!“ schallte es herüber.

Wir erhoben uns, das Fräulein langsam, zögernd. Ich wartete, um ihr den Vortritt zu lassen. Darüber geriet sie in eine kindische altjüngferliche Verwirrung, die mir einigermaßen lächerlich vorkam.

„Bitte, mein Herr, gehen Sie doch!“

Ich aber verbeugte mich und trat zur Seite, und so setzte sie sich seufzend in Bewegung. Ich bewunderte das Ebenmaß, die Schlankheit ihres Wuchses, und begriff gleichzeitig, warum sie mich hatte wollen vorausgehen lassen — sie war lahm und hatte mir das verbergen wollen, mir, einem ihr gänzlich Fremden, wenigstens für ein paar Minuten es verbergen wollen. Und sie dauerte mich, mehr dieser Empfindlichkeit als ihres Fehlers halber. Ich sprang eben hinzu, um ihr in den Kahn zu helfen, als ich die Hand wieder zurückzog, um ihr nicht das Gefühl zu verursachen, daß ich sie für hilfsbedürftig hielt. Wir setzten uns einander gegenüber, und sie vermied, schien es, mich anzusehen, als fürchte sie, einem Blick des Mitleids zu begegnen. Ich sagte deshalb gleichmütig etwas über den Wert des Wassers an sich und über die sanitären Vorzüge, welche die Nähe eines großen Stromes für eine bedeutende Stadt hat, indem ich sie gleichzeitig beobachtete. Ich hielt sie übrigens trotz der gewissen Unsicherheit, mit der sie zuweilen stockend nach einem sowohl präcisen als gefälligen Ausdruck strebte, kurz trotz ihrer geziert-schulmeisterlichen Sprechweise für ein Fräulein aristokratischer Abkunft. Sie hatte nämlich den rechten Handschuh ausgezogen und tauchte die Hand ins Wasser, langsam darauf sie wieder abtropfen lassend, welches Spiel sie mehrmals wiederholte: und diese Hand war so wohlgeformt, so klein, so schlank und weiß, als sei sie das Erbteil einer vornehmen Geburt, und ausgezeichnet paßte sie zu der noch anmutigen Gestalt und dem fast klassischen Schnitte des Antlitzes.

Es war dennoch mehr unbewußt als absichtlich, daß ich sie fragte: „Werden gnädiges Fräulein zu Fuß nach der Stadt zurückkehren oder die Pferdebahn benutzen?“

Sie sah verwundert auf. „Ich? O, ich werde zunächst weder das eine noch das andere thun, ich werde noch ein Stück den Fluß hinaufgehen, mich dann links

nach den Anlagen wenden und nach einem Umwege über die Felder zurückkehren. Ich habe das Bedürfnis, mich in frischer Luft zu ergehen und meine Glieder zu stählen; auch verlangt meine Seele nach neuen Eindrücken, nach Licht und reinem Äther."

„Hm." Der reine Äther und das mit den Gliedern war mir so zu sagen abominabel.

„Ich bin sehr gut zu Fuß," setzte sie hinzu.

„O gewiß! Aber warum — wenn es zu fragen erlaubt ist — tauchen sie immer die Hand ins Wasser?"

„Um es zu liebkosen. Dieses Glitzern, dieses Schmeicheln, diese rhythmische Bewegung, dieses sonnenklar Rinnende — das lieb ich. Und dazu die weite, todbringende, zerstörungsgierige Flut — es ist wie ein uns schmeichelndes Raubtier, fast wie etwas — das uns zu lieben heuchelt, uns ein sanfttröstendes Mitleid zeigt, indes es uns zu verderben lauert oder auch — uns verderben muß."

„Sie müssen schlimme Erfahrungen gemacht haben, mein Fräulein."

„Warum?"

„Weil Sie sonst diese Eindrücke nicht haben würden, und wenn Ihr Naturempfinden an und für sich noch so stark wäre."

Sie lächelte ein wenig, beugte sich tiefer über den Bord, und indem sie die Hand leise, fast zärtlich über die Wellen gleiten ließ, sagte sie: „Und ich liebe es doch."

„Doch da sind wir schon, schade!" bemerkte ich, „die Fahrt war zu kurz. Gestatten Sie!"

Wir stiegen die Ufertreppe hinan. Als ich oben, meinen Hut lüftend, mich von ihr verabschieden wollte, schien es mir indes, daß ihre Zutraulichkeit mir das Recht gäbe, ihr meine Begleitung für ein Stück Weges anzubieten, wenn schon ich ganz offen gestehen will, daß mein Wunsch, ihr näher zu treten, zunächst mehr Neugierde als wirkliche Teilnahme war. Neugierde? nun — das heißt — sie interessierte mich in der That. Obgleich die eigentümliche Stillosigkeit, alles auszusprechen, was man denkt und etwa höchstens noch schreibt und druckt, aber nicht in die Konversation aufnimmt, mir immer einigermaßen lächerlich vorgekommen ist.

Ich bot ihr also meine Begleitung an. Sie errötete, lächelte verlegen wie ein Backfisch und sagte endlich: „Nun in Anbetracht meiner achtunddreißig Jahre — und daß Sie wie ein guter Mensch aussehen — darf ich es vielleicht wagen. Es ist auch nicht nötig, daß Sie sich mir vorstellen, ich liebe es ein wenig, aus dem Rahmen des Konventionellen in das Reinmenschliche hinauszutreten."

Auch gut. Ich trat also in das Reinmenschliche, wie sie sagte, hinaus und schloß mich wandernd an, mich — wiederum innerhalb des erwähnten Rahmens — zu ihrer Linken haltend. Sie ging mit kleinen Schritten, verlegen, unsicher und hob den Kopf auf und ab, als betrachte sie die Landschaft. Vielleicht that sie das auch wirklich.

„Sehen Sie da unten," fing ich an, „wie es da wie ein Silbernebel" (das, dacht ich, würde ihr gefallen) „von dem Wasser aufsteigt."

„Wissen Sie, was das ist?" fragte sie, in medias res der auf Unvernünftigkeit, wie es schien, abgesehenen Unterhaltung hineinspringend.

„Natürlich," sagte ich, „das ist der Geist des Wassers."

Sie lachte. „Wie Sie mich schon gut weg haben! Sehen Sie, genau so thöricht bin ich. Ja, es ist der Geist des Wassers. Und warum sollte man nicht so sagen? Reden wir nicht vom Geist eines Ortes? spiritus loci, sagen die Herren, von dem einer Gesellschaft, einer Epoche, einer Stunde? nicht vom Geist der Schöpfung oder dem eines Kunstwerkes? Es ist eben das Charakteristische, mit dem uns eine Sache berührt, der Hauch, der von ihr ausgeht, den wir zu atmen, zu fassen meinen als ein Körperliches oder für sich Bestehendes. Ach, ich begreife es sehr gut, daß die Alten die Natur mit tausend

Gottheiten bevölkerten, deren Walten, ja deren lebendigen Odem sie empfanden.“

„Der anthropomorphistische Zug, den alle Religionen haben.“

„Alle?“

„Jawohl. Schon daß wir Gott als ein einzelnes, bewußtes, nach Zwecken handelndes Wesen denken, ist Anthropomorphismus — der allgemeinste dichterische Zug der Menschheit, die jeder Idee Gestalt zu geben sucht.“

„Ich fürchte, Sie sind ein Gottleugner,“ sagte sie mit dem Ausdruck persönlicher Gekränktheit und Besorgnis für mein Seelenheil.

„Nein, das bin ich nicht. Aber ich fürchte, Sie sind eine Dichterin.“

„O — Sie täuschen sich. Zum Dichten gehört mehr als die lebhafte Empfindung für die Dinge und der Hang, ihnen persönliches Leben zu geben — das Verständnis ihres Zusammenhanges und — vor allem — das Begreifen des menschlichen Geistes. Man sagt mir immer, daß ich wenig Menschenkenntnis besitze, daß ich dazu zu subjektiv sei. Auch fehlt mir die göttliche Kraft der Phantasie, ein Etwas aus dem Nichts zu schaffen —“

„Erlauben Sie — das thut kein Poet.“

„Wie?“

„Auch die dichterische Phantasie ist nur ein Erneuern, ein Verknüpfen, ein Ergänzen und Fortführen, oder sie vagabondiert in Gefilden wesenloser Phantastereien, dort, wo das Ideale anfängt, Unsinn zu werden, wo wir ‚des Lebens Unverstand mit Wemut‘ genießen.“

„Rechnen Sie wohl den Spiritismus zu diesen wesenlosen Phantastereien?“ fragte sie zögernd.

„Allerdings, und zu den durchaus unpoetischen obendrein. Ich will nicht fürchten, daß Sie, mein Fräulein, sich von dieser Spielerei haben bethören lassen?“

„Ein klein wenig,“ sagte sie, die Augen senkend.

Ich schüttelte den Kopf. „Sie sollten sich von diesen gefährlichen Dingen losmachen, sie führen ins Bodenlose.“

„Aber sie haben für einen einsamen Menschen so viel Verlockendes. Es ist die Sehnsucht, der Hunger nach Menschen, nach Teilnahme, nach Liebe, was den Geist aus seinen engen Fesseln schweifen läßt zu denen, von welchen er nicht lassen kann, oder was ihre Seelen zu uns zwingt. Dann nahen sie auf den Flügeln unauslöschlicher Erinnerungen, lebendig von uns empfunden, die Geister unserer Teuren, sie reden zu uns eine geheimnisvolle Sprache, nach ihrer Auffassung, ihrer Eigenart erläutern sie uns, worüber wir grübeln, wir streiten fast mit ihnen, wir diskutieren über das, was uns richtig scheint, wir versöhnen uns mit ihnen; und indem wir uns so lebendig mit ihnen beschäftigen, sehen wir auch ihr Körperliches vor uns, immer deutlicher, immer lebhafter, sehen dieses Lächeln, diese leuchtenden Augen; wir hören sogar den Ton der Stimme, der uns gerührt, bis sie plötzlich, des Zaubers, mit dem wir sie gezwungen haben, müde, uns einsam verlassen.“

„Und sind wir befriedigt von diesen Besuchen?“

„Nein, wir sind voll regerer Sehnsucht, voll ungestillterem Verlangen nach ihrer körperlichen Nähe als vorher — und doch zugleich glücklich über das dürftige Surrogat, mit dem wir die eigene Seele abgespeist.“

„Das ist aber kein Spiritismus, was Sie da schildern, es ist eine Art sentimentales Gaukelspiel, ein rein subjektiver Vorgang, den Sie mit den vierdimensionalen Scherzen unserer modernen Beschwörer gar nicht vergleichen dürfen.“

„O — ich weiß nicht! Dieses Rufen und Locken, das freilich ist subjektiv, aber doch nicht in höherem Grade als die magnetischen — Beschwörungen, wie Sie sagen würden, der Spiritisten. Und wie sie jenen gehorchen, gehorchen die Geister mir. Glauben Sie mir nur: sie kommen. Und was ist daran auch Verwunderliches? Empfinden wir doch, wie unser eigener Geist irrend umherschweift, an Ort und Zeit nicht gebunden. — Nein, nein, es ist dasselbe!“

„Ein gefährlicher Syllogismus! Sie sollten, diesen Hang überwindend, mehr mit Menschen verkehren. Besitzen Sie nicht Freunde, Freundinnen?“

„Einige Freundinnen — ja — aber — die berühren die Tiefe meines Herzens nicht,“ sagte sie mit einem Seufzer und in dem wunderlichen Pathos, in dem sie sich gefiel.

„Sie lieben?“ fragte ich, und ich muß gestehen, ich fand mich selbst etwas dreist. Aber sie nahm es nicht übel. Es giebt eine gewisse Art Dreistigkeit, mit der man bei den Damen Glück hat.

„Ich — nun ja, ich liebe,“ sagte sie mit einem jugendlichen Erröten. „Lachen Sie nicht, obgleich ich Ihnen bekannt, wie alt ich bin; lachen Sie nicht, es ist zu schmerzlich!“

„Aber ich lache ja gar nicht. Und warum sagen Sie: ‚Gestanden, wie alt ich bin‘? Wer verübelt es einem Manne, den in Ihrem Alter noch einmal eine Neigung erfaßt? Es ist doch nur ein thörichtes Vorurteil, wenn es heißt, daß die Frauen kürzere Zeit jung blieben; das Altertum hatte noch nicht diese Schätzung nach dem Backfischstadium, in der man sich heute gefällt, niemand verdachte einer Sappho, einer Iphigenie oder Kleopatra die heißen Empfindungen ihrer reiferen Jahre!“

„Ich würde trotzdem ein Gefühl, das mich beschämt, nicht eingestanden haben, wenn es ein neues, frisches wäre,“ sagte sie, verlegen an ihrem Jackett knöpfend, „aber ich hege es seit mehr als zwanzig Jahren, und werde es ewig hegen. Die Treue, meine ich, für den, der mir sie brach, ebenso wie die heiße Freundschaft für diejenige, um derentwillen er sie mir gebrochen.“

„Das ist schon lange her, dieser Bruch?“

„O — es sind fünfzehn Jahre!“

„Und seitdem ist er Ihrem Gesichtskreise entschwunden? Denn nur einem Abwesenden, glaube ich, ist man fähig, ein so unerschüttertes Gefühl zu bewahren.“

„Warum? warum nur dem Abwesenden?“

„Weil wir vergängliche Geschöpfe niemals bleiben, die wir sind, weder an Leib noch an Seele, weil die Verhältnisse, selbst beständig flüssige, wechselvolle, an uns modeln, langsam andere aus uns schaffen, unsere Beziehungen verschieben, alle Wärme des Verlangens durch Übersättigung erkältend und doch dem ewig begehrlichen Geiste neue Ziele schaffend. Nur was wir verloren, ohne daß wir es je ganz besessen, bleibt dauernd Gegenstand unserer Sehnsucht, falls dieses Gefühl sich nicht einem anderen Dinge oder Wesen zugekehrt hat.“

„Meinen Sie?“

„Was Sie lieben, mein Fräulein, ist nicht mehr dieselbe Person, die Ihnen ehemals teuer war, es ist überhaupt keine Person, es ist ein Schatten aus jenen Tagen, da Sie noch hofften, es ist Ihre Erinnerung, Ihre Jugend — es sind Ihre Schmerzen.“

Sie ging eine Zeit lang schweigend neben mir her, den Kopf gesenkt, die biegsamen Zweige des Weidengebüsches durch ihre Finger ziehend, mit einem sinnenden Ausdrucke im Gesicht, der ihr etwas sehr Liebliches verlieh. „Sie haben mir nichts geraubt,“ sagte sie endlich aufblickend, indem Sie mir lächelnd in die Augen sah; „die Trümmer, die meinem Herzen geblieben sind, liegen wie das Wrack eines Schiffes auf felsigem Grunde verankert. Nennen Sie das, was mir teuer ist, wie Sie wollen, für mich sind es Schätze, die der Rost nicht frißt, denen die Diebe nicht nachgraben, sie sind mir wie das Evangelium, eine frohe Botschaft, die mir selige Geister täglich neu verkündigen.“

Da sah ich, daß sie unverbesserlich war. Sie schien mir fast wie von einem leichten Wahnsinn besessen, und ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte. „Wollen Sie mir Ihre Geschichte erzählen?“ fragte ich endlich. Doch da ich diese Aufforderung gethan, erschrak ich selbst, daß ich versucht, schmerzliche Erinnerungen heraufzubeschwören; offen gestanden, ich fürchtete mich auch ein wenig vor der Weitschweifigkeit ihrer Erzählung und

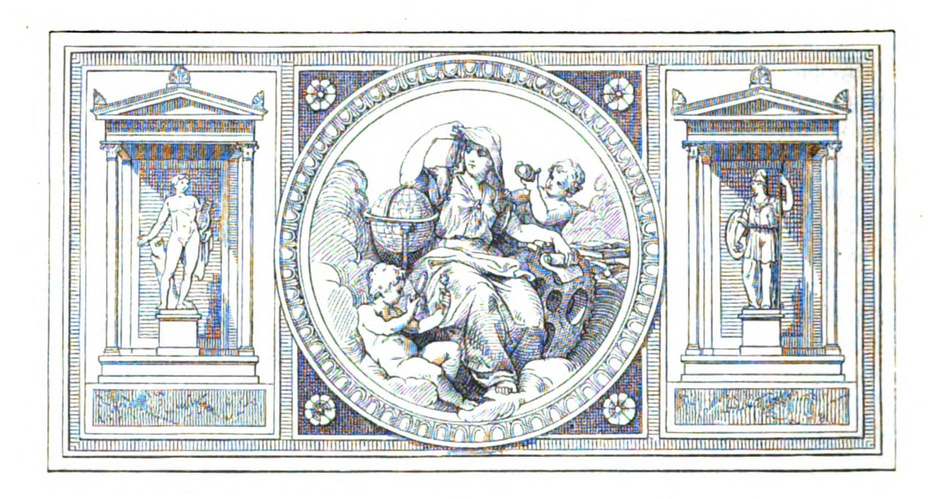
dem Gemisch von theatralischer Pose und naiver Sentimentalität, mit dem sie von ihrer Jugendliebe sprechen würde.

Aber anstatt anzuheben: „O Königin, du weckst der alten Wunde unendlich schmerzliches Gefühl," sagte sie nur: „O, da ist nichts zu erzählen! meine Geschichte ist so einfach, so alltäglich; sie geschieht Tausenden. Um einer liebenswürdigeren Freundin willen verläßt uns der Geliebte, mit dem wir als halbes Kind den Bund geknüpft; er selbst glücklos, aber durch seine unerwiderte Neigung abgelenkt von dem Herzen, welches ihn liebt, beklagt er noch die Schmerzen, die er uns bereitet und doch nicht im stande ist uns zu ersparen. So zieht er fort und findet später ein neues Glück, frohe Gesichter, die ihn umgeben, sanfte Hände, die ihn pflegen; und niemals lernt er dieses qualvolle ‚Allein' kennen, diese Gespenster der Einsamkeit, die auf allen Wegen hohnlachend uns angrinsen, die auf unserem stillen Zimmer auf uns lauern, um uns mit ihrem kalten Hauche anzuwehen und mit grausamen Fingern ätzende Schmerzen auf unser Herz zu träufeln, bis es alt und stumpf geworden ist oder die Qual nicht mehr erträgt; eine Qual, so namenlos, daß wir gern die Schmerzen dafür eintauschen würden, mit denen bevorzugtere Schwestern einen Anteil am Glück sich erkaufen, doppelt groß, weil wir, wie Sie wissen, nur eine ‚halbe Seele' haben, um sie ertragen zu können. Und darum — darum lieb ich diesen Herbst! Auch sein Hauch ist kühl, aber balsamisch, erquickend, und wie er weht und braust, ist es ein verheißungsvoller Todesgruß, der das Ende aller Lebensträume und traumlosen Schlaf verkündet. Darum!"

Damit wandte sie sich plötzlich links ab einem Fußpfade zu, der dort ins Dickicht führte. Ich stand erschüttert und sah ihr nach. Dann kehrte ich um und ging langsam der Stadt zu. Der Himmel hatte sich indessen bedeckt, grau und trübe wälzte der Strom seine flachen Wogen, fahl stand das Buschwerk an dem öden Ufer, unablässig durchsäuselt von einem rauschenden Winde, der seine monotonen Klagen sang. Auf meiner Seele aber lag schmerzliche Beklommenheit, als habe ich teil an der Untreue dessen, der sie verlassen, oder teil an der Schuld einer Gesellschaft, die in sonderbarer Inkonsequenz des Verfahrens ein Wesen geringschätzt, das sie mit der mangelhaften Bildung, die wir dem weiblichen Geschlechte gönnen, mit der Enge der Beziehungen und Bethätigungen, die wir ihm zuerkennen, mit allen Qualen der Unzulänglichkeit in ihrer Verlassenheit ringen läßt. Ich war beschämt, ich empfand eine Art Reue. Merkwürdig, so sehr verlieren wir bisweilen das Gefühl des Persönlichen und sind wir fähig, teilzunehmen an einem socialen Vorwurf! treffliche Menschen, die wir uns meistens dünken, da wir uns gewöhnt haben, das Glück, den Erfolg hochzuschätzen, uns aus unseren Kräften ein Verdienst zurechtzuschneiden, das wir Tugend nennen, und uns einzureden, daß wir an keinem Unglück Mitschuld trügen, das wir nicht unmittelbar veranlaßt. —

Es regnete, als ich zu Hause ankam, und es dauerte noch lange, ehe sich meine quälenden Empfindungen lösten.





Determinismus und Willensfreiheit.

Von

Adolf v. Bentivegni.

I.



Diese beiden Worte bezeichnen ein Gebiet, welches von jeher der Schauplatz erbitterter Meinungskämpfe namentlich der Philosophen und Theologen gewesen ist, ohne daß es bisher zu einer allgemein als gültig anerkannten Lösung des Problems gekommen wäre: vielmehr beantwortet der eine Kämpfer die streitige Frage so, der andere anders — sei es für sich, sei es für eine ganze Gruppe Gleichgesinnter. Die Frage, ob Determinismus oder Willensfreiheit, hat aber Interesse nicht nur für jene Fachgelehrten, sondern auch für jeden denkenden Menschen; hängen doch mit diesen Begriffen die allgemeinen Grundsätze über Verantwortlichkeit und Zurechnung, über Erziehung und Sittlichkeit zusammen, Grundsätze, in denen wir leben und täglich arbeiten, ein jeder auf seine Weise. Daher hört man denn auch in Laienkreisen oft genug jene Alternative erörtern; nicht mit dem tüchtigen Rüstzeug der Philosophen und philosophisch geschulten Theologen, aber mit demselben Eifer wie bei diesen und meist mit noch größerer Resultatlosigkeit. Die Schuld an diesem negativen Ergebnis liegt nun weniger an der Unfähigkeit der betreffenden Personen als an ihrer Befangenheit in religiösen und wissenschaftlichen Vorurteilen, sowie an der Abneigung, sich mit der Gegenpartei über die Waffen und den Kampfplatz, d. h. über die den Worten zu unterstellenden Begriffe zu einigen. Diese Unterlassungssünde bringt es dann häufig zuwege, daß die Streitenden ihren eigentlichen Differenzpunkt gar nicht recht fassen und ebenso die vielleicht thatsächlich vorhandene Übereinstimmung verkennen, daß beide darum in der Luft herumfechten, ohne sich je zu treffen, und schließlich müde und unbefriedigt auseinandergehen, weil sich keiner als Sieger, keiner als Besiegter fühlt.

Versuchen wir einmal, diese Mängel zu vermeiden und uns auf einen möglichst neutralen Boden zu begeben, um, auch ohne das philosophische Arsenal, unser Problem ins Auge zu fassen: vielleicht

bringen wir eine Lösung und Einigung zu stande, die dem Bedürfnisse und Verständnisse des Laien genügt. Wer freilich tiefer gehende Interessen hat und Zeit, denselben Rechnung zu tragen, der hat die Pflicht, zu den Philosophen zu gehen, die über unser Thema vieles und zum Teil vorzügliches geschrieben haben: er soll sich den Nektar, der ihm dort gereicht werden kann, wenn er nur das nötige Gefäß mitbringt, nicht entgehen lassen.

Wem aber hierzu Zeit oder Neigung fehlt, der verfolge einmal den hier eingeschlagenen Weg, der jedem gangbar ist und ihm vielleicht ein brauchbares Resultat liefert.

* *
*

Schon als Kinder fragen wir — nicht selten zum Überdruß der Gefragten — nach dem „Warum" der unserer Wahrnehmung unterworfenen Dinge, offenbar, weil wir mehr oder minder klar bewußt der Ansicht sind, daß das Bestehende nicht ursachlos fertig vom Himmel gefallen, sondern irgendwie entstanden und begründet worden ist. Diese Ansicht verdichtet sich mit der Zeit, gestützt auf die Erweiterung unseres Wahrnehmungskreises, zu der Überzeugung, daß an gewisse Dinge als Ursachen sich notwendig gewisse andere Dinge als Wirkungen anschließen, und daß alles, was ist, seine kausal mit ihm verbundenen Vorgänger hat, denen es sein Dasein verdankt. Dieses Verhältnis zwischen Ursache und Wirkungen, die Kausalität, ist nun nicht ein Etwas, welches Gegenstand der unmittelbaren Wahrnehmung werden kann, wie ein Tisch, ein Ton, eine Farbe u. s. w., vielmehr beruht der Glaube an dieses Verhältnis zunächst auf unserer geistigen Veranlagung, welche uns zwingt, ganz allgemein für jedes Geschehen einen Grund anzunehmen und nichts für ursachlos zu halten, und welche uns ferner ermöglicht, in einem konkreten Vorgange die räumlich und zeitlich getrennten Ereignisse als Ursache und Wirkung miteinander in Verbindung zu bringen. Gestützt auf das Moment der geistigen Veranlagung, als einen Miturheber des Kausalitätsbegriffs, hat man den Einwurf erhoben, daß die Kausalität nur in unserer Idee, nicht aber auch real existiere, daß sie lediglich eine durch den menschlichen Intellekt bedingte Anschauungsform sei. Noch weiter im Verneinen geht eine Behauptung, der zufolge unsere Vorstellungen von den Dingen der Außenwelt samt ihren kausalen Eigenschaften lediglich Bilder sein sollen, denen etwas Reales überhaupt nicht entspricht, so daß die ganze Welt nur in unserer Vorstellung beruht und — weil sie eben keine Realität habe — mit Fortfall des Vorstellenden ebenfalls fortfalle. In abgeschwächter Weise wird von dieser antirealen Richtung zwar die Möglichkeit der Existenz einer realen Welt zugegeben, dafür aber die Anwendbarkeit unserer Anschauungsformen, z. B. des Kausalitätsbegriffes, auf dieselbe und damit die Erkennbarkeit des Realen geleugnet.

Mit mathematischer Gewißheit lassen sich diese Einwürfe weder rechtfertigen, noch widerlegen, doch ist dies für den vorliegenden Zweck auch unnötig: gleichviel, welchen erkenntnistheoretischen Standpunkt man einnehmen mag, so gilt für jeden gleichmäßig, daß wir ohne den Begriff der Kausalität im Meere der Vorstellungen steuerlos umhertreiben würden, daß wir das Gefühl des Gesetzmäßigen im Entstehen und Werden der Dinge so wenig aus uns zu verbannen im stande sind, als wir aus unserer Haut fahren können — der Kausalitätsbegriff ist uns unauslöschlich eingeprägt. Da es aber hier lediglich darauf ankommt, zu untersuchen, wie der menschliche Intellekt denselben zur Erklärung der vorgestellten Dinge und ihres Zusammenhanges logisch und konsequent auszubeuten hat, solange ihm nichts Besseres als Ersatz geboten wird, so ist es einstweilen unerheblich, zu wissen, ob diesem Begriff ebenso wie auch unseren Vorstellungen etwas Reales, d. h. von der intellektuellen Thätigkeit Unabhängiges entspricht. Dennoch wollen wir

uns in aller Kürze mit jenen Einwürfen auseinandersetzen. Die Behauptung, daß etwas Reales überhaupt nicht existiere, daß alles nur Vorstellung sei, setzt sich mit dem praktischen Verhalten jedes Menschen in Widerspruch, ist theoretisch unbeweisbar und leistet uns nichts, um in der Erkenntnis vorwärts zu kommen. Wenn ferner, die Existenz einer realen Welt zugegeben, unsere geistige Veranlagung aber zur Erkenntnis der realen Dinge und ihres etwaigen Zusammenhanges für ungeeignet erklärt wird, so ist letzteres gleichfalls unbeweisbar und bedürfte doch um so mehr des Beweises gegenüber der Thatsache, daß wir instinktiv unsere Vorstellungen und die Kausalitätsverbindung, welche wir den vorgestellten Dingen zuschreiben, auf eine reale Welt beziehen. Dieser Instinkt ist zwar kein Prüfstein für die Wahrheit; richtig ist auch, daß unsere Vorstellungen etwas ganz anderes sind als die vorgestellten Dinge, denn nicht diese selbst sind es, die in unseren Intellekt hineingelangen, sondern nur ihre Abbildungen, die wir uns von ihnen vermöge unserer Wahrnehmungswerkzeuge machen. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß diese letzteren und die anschließende geistige Bearbeitung uns keinen wenigstens relativ richtigen Begriff von den realen Dingen und ihrem Zusammenhange geben könnten, man müßte dann etwa annehmen, daß die Natur den Menschen schlechthin betrogen hat, indem sie ihm zwar den Erkenntnisdrang verlieh, die zur Befriedigung desselben notwendigen Mittel aber versagte. Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß unsere Erkenntnismittel die zweckentsprechendsten sind, und daß dieser Zweck, dem sie dienen sollen, nicht in der Entfernung von der Wahrheit besteht, sondern in der Annäherung an dieselbe? Wohl mag unser ganzes positives Wissen von der Welt und ihrem Zusammenhange nur ein Gleichnis sein; aber auch das Gleichnis hat seinen Wert, wenn es als solches erkannt und behandelt wird. Wenn wir demnach auch nicht das Wesen der Dinge erkennen können, so dürfen wir unserem Intellekt doch so weit glauben, daß die Dinge sind und daß zwischen ihnen eine gewisse Verbindung — die Kausalität — existiert, welche bei allem Geschehen denknotwendig vorausgesetzt wird.

Ohne die Annahme eines festen Verhältnisses zwischen Ursache und Wirkung und seine Ausdehnung auf alles Existierende wäre uns jedes Ereignis etwas vollkommen Neues, und wir könnten es zu keiner Erfahrenheit bringen, denn der erfahrene Mensch unterscheidet sich vom unerfahrenen durch seine Erkenntnis, daß sich aus bestimmten Faktoren bestimmte Resultate ergeben, während der unerfahrene die Faktoren und Resultate nur als zeitlich aufeinanderfolgende Dinge sieht, nicht aber als Ursachen und Wirkungen erfaßt. Aber das bloße Wissen von Thatsachen, und umfaßte es auch sämtliche Ereignisse von Adam bis heute, ist zwecklos und tot, solange diese Thatsachen nicht in einen organischen Zusammenhang miteinander gebracht sind. Dies ist eine Hauptaufgabe der Specialwissenschaften: sie sollen die Dinge nicht nur aufzählen und beschreiben, sondern entstehen lassen und begreiflich machen, wozu vornehmlich der Nachweis gehört, wieso aus den und den Ursachen die und die Wirkung folgen mußte. So bildet der Kausalitätsbegriff auch hier eine notwendige Voraussetzung der fortschreitenden Erkenntnis.

Im Gebiete des sinnlich Wahrnehmbaren ist die Ursächlichkeit als das in der Natur regierende Formalprincip auch wohl zumeist anerkannt, auch wo man die materielle Ursache eines Geschehens nicht gleich aufdecken kann; in solchen Fällen hilft man sich mit Hypothesen, wie mit der Annahme des Äthers als Träger der Lichtwellen, der Atome für die Grundgesetze der Chemie u. s. w. Andererseits bringt es diese Anerkennung mit sich, daß wir Berichte von Ereignissen, die uns keine Ursachen zu haben oder den materiellen Ursachen par excellence, den Naturgesetzen, zu widersprechen scheinen, einfach für unglaublich betrachten. Freilich

ist dies Verfahren wenig fruchtbar und nicht immer richtig: wenn man auch den Berichten über wunderthätige Marienbilder, über die erstaunlichen Leistungen der indischen Fakire, über die Mysterien des Spiritismus u. s. w. eine gesunde Skepsis entgegensetzen muß, so darf dennoch nicht außer acht bleiben, daß die Erfahrung überhaupt so lange unabgeschlossen ist, als sie nicht alle Thatsachen in sich aufgenommen hat, d. h. bis das Ende alles Geschehens gekommen, bis an die Stelle des Werdens und Vergehens die Unveränderlichkeit getreten ist. Die Gesetzlichkeit selbst wechselt zwar nicht, wohl aber unsere Einsicht in dieselbe.

Wenn aber alles Geschehen seine Ursachen hat, aus denen es notwendig als Wirkung hervorging, wo findet da der Zufall, das Ursachlose Platz?

Mit diesem einen Worte werden drei verschiedene Begriffe verbunden: erstens bezeichnet man häufig als Zufall ein Geschehen, dessen specielle Ursachen man überhaupt oder zu dem in Frage stehenden Zeitpunkt nicht kennt, ohne damit sagen zu wollen, daß ihm die Ursächlichkeit im allgemeinen fehle. So spricht man von einem „zufälligen" Stillstehen einer Uhr, dem „zufälligen" Umfallen eines Gegenstandes u. s. w., obwohl man sich sehr wohl bewußt ist, daß diese „Zufälle" ihre Ursachen haben, aus denen sie notwendig resultieren mußten; nur erkannte man diese Ursachen als solche nicht rechtzeitig und sah daher die Wirkung nicht voraus, oder man vermag die Ursachen nicht zu ergründen oder forscht ihnen wegen der Unerheblichkeit des betreffenden Ereignisses nicht weiter nach. Zweitens spricht man von Zufall, wenn man einem Ereignis einen ganz bestimmten Kausalnexus, insbesondere die absichtliche Herbeiführung absprechen will, nicht aber überhaupt jede Kausalität. In diesem Sinne wird das Erscheinen eines Kometen nach einer Kriegserklärung ein Zufall genannt, insofern damit derjenige Aberglaube abgelehnt werden soll, welcher zwischen diesen beiden Ereignissen eine Kausalverbindung annimmt. Aus gleichem Grunde behauptet jemand, der einen ihm überflüssigen Gegenstand zum Fenster hinausgeworfen und dadurch einen vorübergehenden Feind verletzt hat, daß diese Verletzung ein Zufall sei, weil ihm die — an sich als ursachliches Moment wohl denkbare — böse Absicht gefehlt hat.

Bei den vorgedachten Arten handelt es sich offenbar nur um einen uneigentlichen, relativen Zufall, weil nicht die kausale Entstehung eines Ereignisses überhaupt geleugnet wird, sondern nur die subjektive Kenntnis der besonderen Ursachen oder ein ganz bestimmter Kausalnexus. Demgegenüber tritt auf drittens der echte, absolute Zufall, der in keiner Weise durch die der Erscheinungswelt angehörige Kausalität zu stande gekommen sein soll, und zwar wird er gefunden in dem Zusammentreffen der Kausalitätsketten.* „So ist es notwendig durch Motive veranlaßt" — sagt Deußen —, „daß jemand zu einer gewissen Zeit an einem Hause vorübergeht; ebenso ist es notwendig durch Ursachen bedingt, daß im selben Augenblicke ein Ziegel sich vom Dache löst und herabfällt; aber das unglückliche Zusammentreffen beider Ereignisse ist ein Zufall." In der That könnte auch nur hierin — wenn überhaupt — der absolute Zufall gefunden werden, denn eine vollständige Beseitigung der Kausalität derart, daß auch der Dinge Wechselwirkung selbst als Kausalerscheinung bestritten und zum Zufallsprodukt gestempelt wird, welches bald so, bald anders ausfallen kann, hieße jede auf die menschliche Vernunft gestützte Erkenntnismöglichkeit leugnen und unsere Verstandesthätigkeit als Illusion bezeichnen: niemand zweifelt daran, daß, wenn irgend wo und wann ein Funke und ein Pulverfaß zusammenkommen, eine Explosion die stete Folge ist, weil dies im Wesen des Feuers und des Pulvers liegt. Vom Standpunkte des absoluten Zufalls ist also in folgender Weise zu deduzieren:

---

* Deußen: Die Elemente der Metaphysik. Aachen 1877. S. 140. — Rümelin: Über den Zufall (Deutsche Rundschau vom März 1890).

Um ein Ereignis F zu stande zu bringen, treten auf als Faktoren: die Ursachen a und b **und** der Zufall, bestehend im Zusammentreffen von a und b in Raum und Zeit. Mithin ist die materielle Beschaffenheit des F der Ausdruck für die Kausalität von a und b, seine formelle Existenz aber ist ein Zufall; mit anderen Worten (da wir das Sein vom Wie-Sein nicht trennen können): F ist teils Folge, teils Zufall. Dies gilt natürlich für alle Ereignisse, die größten wie die unbedeutendsten, in gleicher Weise, denn jedes derselben ist das Produkt des Zusammentreffens mindestens zweier Faktoren, weil aus einer Größe a niemals etwas anderes werden kann als a, solange nicht eine zweite Größe b dazutritt und sich mit der ersten verbindet. Hiernach können wir bei jedem Geschehen zwar das „Wie" begreifen, welches ja die Wirkung von Ursachen ist, nicht aber das dem Zufall entsprungene „Daß". Und umgekehrt: Wenn wir irgendwo zwei Dinge antreffen, deren kausale Wirkungsweise wir kennen, so vermögen wir nur zu sagen, welcher Art eventuell ihre Folge sein wird, nicht aber auch, ob sie sein wird. Die analoge Anwendung dieser Konsequenzen auf den Kausalfaktor, der sich im menschlichen Handeln darstellt, zwingt uns zu der unangenehmen Erkenntnis, daß wir uns einer Illusion hingeben, wenn wir uns einbilden, wir könnten die Brücke zwischen Wille und Vollendung aus eigener Kraft herstellen, indem wir uns unter die die Welt regierende Kausalität begeben: diese Brücke schlägt der Zufall, wenn es ihm gefallen sollte, das subjektive Thun (Kausalreihe a) und das Objekt, auf welches die Thätigkeit gerichtet ist (Kausalreihe b), in Raum und Zeit zu verbinden — vielleicht gefällt es ihm auch nicht.

Schon diese aus der Zufallstheorie sich ergebenden Folgerungen könnten an der Richtigkeit der ersteren zweifeln machen; aber der absolute Zufall ist noch in schlagenderer Weise zu widerlegen: Es ist durchaus unbegründet, zu den Ursachen a und b ihr Zusammentreffen als selbständigen, vom Zufall inscenierten Faktor für das Zustandebringen des Resultats F hinzuzunehmen. Dieses Zusammentreffen ist vielmehr die direkte Folge der räumlichen und zeitlichen Beziehungen von a und b, also von Eigenschaften, ohne welche sie eben nicht a und b wären. In dem obigen Beispiel vom Spaziergänger und dem herabfallenden Ziegelstein ist es ja nicht jemand, der an irgend welchem Hause irgend wann vorbeigeht, sondern zu einer ganz bestimmten Zeit an einer ebenso bestimmten Stelle, und desgleichen verhält es sich mit dem Ziegelstein. Die Kausalitätsketten a und b haben vermöge ihrer Lagerung in Raum und Zeit einen ganz bestimmten Neigungswinkel zueinander, schon bevor sie sich berühren, und darum müssen sie sich treffen, und wer a und b und damit auch ihren Neigungswinkel kennt, der kann genau berechnen, daß und wann und wo sie sich treffen. Würde der absolute Zufall, statt an dem üblichen Schulbeispiel, an einem analogen, aber einfacheren Fall demonstriert, etwa an dem Entgegenfahren zweier Eisenbahnzüge auf demselben Geleise, so würde man den Irrtum der Theorie leichter einsehen als in komplizierteren Ereignissen, wo die den Ursachen anhaftenden räumlich-zeitlichen Beziehungen nicht so klar auf der Hand liegen. Demnach lautet die Formel zur Erklärung eines Ereignisses F nicht: „F entsteht aus den Ursachen a und b und aus ihrem Zusammentreffen", sondern schlechthin: „F entsteht aus a und b", denn das formelle Zusammentreffen liegt schon in ihnen beschlossen, ebenso wie die materielle Wechselwirkung. Mit anderen Worten: alles, was in Raum und Zeit geschieht, besteht und vergeht, hat sämtliche Ursachen dafür ebenfalls in Zeit und Raum. Mithin ist alles Geschehen auch notwendig, nämlich mit Bezug auf die Totalität und Ausschließlichkeit seiner Ursachen. Da aber alle Ursachen ihrerseits wieder die Wirkungen weiter zurückliegender Ursachen sind, und so fort bis

in das Unendliche — oder bis an den Uranfang, die Ur-Ursache, so ist alles, was in Raum und Zeit ist, war und sein wird, auch objektiv vorherbestimmt und durch Kenntnis der Ursachen als solcher subjektiv vorherbestimmbar.

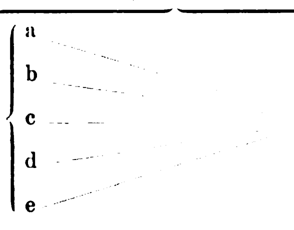
Wer die Erfahrung gemacht hat, daß die Ursachen a, b, c, d und e immer F zur Folge haben, der braucht nur irgend wo und irgend wann diese Faktoren anzutreffen, um sogleich die unausbleibliche Folge F zu wissen, auch bevor diese selbst eingetreten ist.

Folgendes Schema wird dieses veranschaulichen:

Ursächlichkeit.

Die einzelnen Ursachen, durch welche F objektiv vorherbestimmt ist. Die auf Erfahrung gegründete Kenntnis dieser Ursachen als solcher mit Bezug auf F ermöglicht auch die subjektive Vorherbestimmung von F.

a
b
c
d
e



F

Die Folge: Notwendigkeit mit Bezug auf a, b, c, d und e, und somit vorherbestimmt.

Freilich müßte derjenige, welcher ein Ereignis der Zukunft, z. B. unser F, berechnen wollte, nicht nur a, b, c, d, e, sondern auch sämtliche übrigen Kausalitätsketten kennen, um zu wissen, ob nicht eine von ihnen noch vor dem Zusammentreffen der ursächlichen Momente von a bis e hemmend oder modifizierend eingreift. Ferner müßte er auch von jeder Ursache die materielle Wirkungsweise, also alle Naturgesetze kennen, d. h. er müßte allwissend sein. Ein solcher brauchte allerdings nur an einer Stelle und zu irgend welchem Zeitpunkte, jetzt, vor fünftausend Jahren oder zu Beginn der Weltentwickelung (wenn wir einen „Beginn" annehmen wollen) gewissermaßen einen Durchschnitt der vorhandenen Kausalitätsketten zu kennen, um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem Bilde vereinigt zu schauen. Der Durchschnittsmensch nimmt nur die ihm nächstliegenden und greifbarsten Kausalitätsketten wahr und verfolgt sie nur, soweit sein vermeintliches Interesse reicht: er sieht kaum das Morgen. Der höher Begabte bemerkt auch die feineren Fäden, und sein Blick reicht weiter. In gewissen, vielfach als anormal bezeichneten Zuständen mit einer auf das höchste gesteigerten Sensibilität, wie im Somnambulismus, werden zuweilen richtige Angaben über zeitlich und räumlich entfernte Dinge gemacht, die dem gewöhnlichen Blick unter sonst gleichen Verhältnissen verschleiert sind; aber das ganze Fädengewirr vermag doch nur ein Auge zu übersehen, welches sich außerhalb desselben befindet, wo Raum, Zeit und Kausalität ihren Anfang und ihr Ende haben.

Gegen die Gemeingültigkeit der Kausalität und der auf sie gegründeten Vorherbestimmtheit aller Dinge wird von denjenigen, die einen allmächtigen und allwissenden, persönlichen Gott glauben, eingeworfen, daß dieser Gott doch jederzeit den natürlichen Lauf der Kausalität durch sein Dazwischentreten hemmen oder ändern könne. Die Möglichkeit davon zugegeben, was könnte ihn wohl dazu veranlassen? Wenn ein Gott die Welt „schuf", so hatte er dafür doch einen ganz bestimmten Zweck, und vermöge seiner Allmacht konnte er diesem die Schöpfung anpassen, d. h. den geschaffenen Keimen die erforderlichen Eigenschaften geben, um Ursachen und Mittel zu jenem Zweck zu werden. Als Allwissender, dem Zeit und Raum keine Schranken der Erkenntnis sind, übersah er auch im Moment der Schöpfung die gesamte Entwickelung zu jedem Zeitpunkt vom gröbsten bis in das feinste Detail. Wer also behauptet, daß Gott gelegentlich in die Kausalität eingreife, der nimmt an, entweder, daß Gott nachträglich den ursprünglichen Weltplan und damit auch

die Kausalität ändert, oder daß er für Erfüllung des Endzwecks nur halb geeignete Mittel setzte, die der späteren Ergänzung bedurften. Die erste Annahme findet heute wohl kaum noch einen Vertreter: sie widerspricht der Gottesidee, denn man glaubt nicht mehr an den Gott des Alten Testaments, den gereut, was er geschaffen. Es bleibt die zweite Ansicht, derzufolge Gott sagte: „Ich habe den und den Plan; dazu setze ich jetzt die und die Mittel; aber weil ich sehe, daß diese Mittel nicht so ganz geeignet sind, so werde ich zu gewissen Zeiten hier und dort eingreifen, um den Ereignissen die für das Endziel erforderliche Richtung zu geben." Wozu aber dieser Umweg? Etwa um seine Macht zu beweisen, um die Menschen zum Glauben zu bringen? Dies wären wohl die einzigen Erklärungsweisen, die denn auch mit Vorliebe ins Treffen geführt werden. Aber auch sie widersprechen der Gottesidee oder entsprechen ihr wenigstens nicht: Gott kann sich ganz gewiß auch ohne Umstoßung des von ihm selbst gegebenen Kausalitätsgesetzes offenbaren und wird darum dieses Übel — denn eine solche Umstoßung wäre auch für ihn ein Übel — nicht auf sich nehmen. Wer überhaupt an einen Gott, gleichviel unter welchem Namen und Bilde, in welcher konfessionellen Färbung, glaubt und sich eine Anschauung von der Macht und Herrlichkeit seines Gottes verschaffen will, der braucht wahrhaftig nicht auf die Ablenkung der — ihm vielleicht doch nicht erkennbaren — Kausalitätsketten zu warten; diese selbst müssen ihm der Schlüssel zu der ersehnten Erkenntnis sein. Andererseits würden diejenigen Wundergläubigen, welche annehmen, daß zufällig einmal eine Materie entstand, welche ebenso zufällig sich zu der „scheinbar" planvollen Welt gruppiert hat, auch durch ein plötzliches Eingreifen Gottes sich nicht bekehren lassen: in dem Abweichen von dem „gewöhnlichen" Verlauf der Dinge würden sie eben nur den Zufall sehen, der bei ihnen doch der Vater alles Seins, die ultima ratio ist. Die Vertreter dieser Species sind zwar selten, aber inkurabel, wenn es sich bei ihnen nicht um pure Originalitätssucht, sondern um Überzeugung handelt.

Sind wir uns darüber klar, daß das Eingreifen Gottes in die Kausalität der Gottesidee entweder widerspricht oder wenigstens nicht entspricht, so muß folgerichtig auch die Möglichkeit abgelehnt werden, daß Gott durch das Gebet eines Gläubigen zu einer derartigen Änderung bewogen werden könne; ein hierauf gerichtetes Gebet ist ebenso thöricht, weil nutzlos, als vermessen, weil sich der Beter damit anmaßt, Gott eines Besseren belehren oder ihm wenigstens einen Rat erteilen zu können, mag der Beter es auch noch so treuherzig meinen und demütig sprechen. Damit ist aber keineswegs der Wert des Gebets überhaupt abgelehnt, denn die neuerdings wieder aufgenommenen Forschungen auf dem Gebiete gewisser anomaler Seelenzustände, insbesondere der Hypnose, haben Resultate zu Tage gefördert, welche auch den principiellen Glaubensverächter stutzig machen müssen. Es ist nämlich die Hypnose ein durch verschiedene Mittel, unter anderem durch Applikation gleichförmiger Reize herbeizuführender schlafähnlicher Zustand, in welchem das Vorstellungs- und Gefühlsleben des Hypnotisierten derart unselbständig und passiv geworden ist, daß es alle möglichen Eingebungen seitens des Hypnotiseurs mehr oder weniger widerstandslos gläubig entgegennimmt, selbst solche Eingebungen, welche von der betreffenden Person im normalen Zustande als unglaubwürdig oder widersinnig zurückgewiesen werden würden. Neben dieser gesteigerten Empfänglichkeit, der „hypnotischen Suggestibilität", ist bei der Hypnose namentlich der fernere Umstand bemerkenswert, daß die Eingebungen, die „Suggestionen", nicht als bloße Gedankenbilder des Hypnotisierten ihr Dasein fristen, wie die Traumbilder im natürlichen Schlaf oder wie die gelegentlichen Spielereien der Alltagsphantasie, daß sie vielmehr eine überraschende Neigung und

Fähigkeit zeigen, sich zu objektivieren bez. in diejenige Wirklichkeit umzusetzen, deren sie ihrem Inhalte nach fähig sind. Durch Suggestion werden allerhand Sinnes- und Gedächtnistäuschungen kompliziertester Art erzeugt, vorhandene Schmerzempfindungen beseitigt, nicht vorhandene hervorgerufen. Ja noch mehr: sogar gewisse körperliche Funktionen, denen normalerweise nur durch körperliche Mittel beizukommen ist, wie unter anderem die Verdauung, selbst die Rötung einzelner Hautstellen und die Bildung von Blasen auf der Haut — dies allerdings in seltenen Fällen — können durch Suggestion beeinflußt werden. Das sind gesicherte Ergebnisse exakter Untersuchungen der neueren Physiologie und Psychologie.* Durch sie ist experimentell festgestellt, was schon von jeher viele Religionen, namentlich die christliche, gelehrt haben, daß nämlich der Glaube einen ganz gewaltigen Einfluß nicht nur auf das Psychische, sondern auch auf das Physische im Menschen hat und Veränderungen hervorruft, die auf andere Weise gar nicht oder nur unvollkommen zu erzielen waren. Trifft dies schon für den durch hypnotische Suggestion erzielten Glauben zu, so gilt es für den Gebetsglauben gewiß in noch weit höherem Maße: ersterer wird nämlich auf Kosten der Selbständigkeit des Wollens und Denkens durch eine Verschiebung des normalen Bewußtseinszustandes erzeugt, welcher mit der Wiederkehr des normalen Zustandes schwindet; der Gebetsglaube dagegen ist das eigenste Produkt des normalen Gesamtverhaltens der geistigen Persönlichkeit, welcher unter anderem im Gebet sich gelegentlich konkret gestaltet, ohne sich damit erschöpft zu haben, da er seine fortwährende Erneuerung in der Persönlichkeit selbst suchen und finden kann. Schon aus diesem Grunde wird man annehmen dürfen — wenn auch specielle Beobachtungen darüber noch nicht angestellt oder anzustellen sind —, daß der dauerhafte Gebetsglaube unter Umständen noch Größeres wirkt als das vergängliche Kunstprodukt der hypnotischen Suggestion. Kann er auch nicht gerade Berge versetzen, so verleiht er, abgesehen von den möglichen unmittelbar physischen Wirkungen, dem Gläubigen doch eine solche Sicherheit und Kräftigung, daß derselbe hierdurch zu Leistungen befähigt wird, denen er ohne Glauben vielleicht nicht gewachsen wäre. Man wird dies zugeben, auch wenn man in dem Glauben als als solchem das bloße Surrogat mangelnder Erkenntnis und in seiner konkreten Gestaltung oft genug auch den Hemmschuh der freien Entfaltung der Verstandeskräfte sehen muß. Der anzuerkennende praktische Erfolg des Gebets bedeutet nun aber keineswegs eine Durchbrechung der Kausalität: da dieselbe nicht nur im sinnenfälligen, äußeren Geschehen, sondern auch — wie weiter unten eingehender begründet werden wird — im Geistigen herrscht, so erscheint das Gebet — ich erbitte mir die Erlaubnis zu dieser unentbehrlichen Vorwegnahme — als die notwendige Folge verschiedener Ursachen, welche im konkreten Falle nicht bloß eintreten konnte, sondern mußte. Nehmen wir hinzu, daß dem Glauben überhaupt auf Grund wissenschaftlicher Erfahrung eine Kausalwirkung zugesprochen werden muß, so fällt innerhalb des ganzen Vorganges vom Gebet an bis zu seiner Erfüllung nicht ein einziges Glied aus dem Rahmen der in der räumlich-zeitlichen Welt herrschenden Kausalität heraus. Wer da meint, daß mit derartigen Folgerungen der Hoheit Gottes zu nahe getreten werde, der möge bedenken, daß Gott ja auch die im Gebet mit seinen Wirkungen zu Tage tretende Ursächlichkeit gesetzt hat und insofern als Urheber auch der Gebetserfüllung zu betrachten

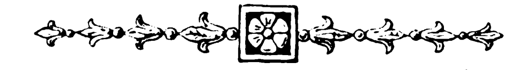
* Zum eingehenden Studium der berührten Erscheinungen eignet sich am besten: Moll, Der Hypnotismus. 2. Aufl. Berlin, bei Kornfeld. Zur vorläufigen Orientierung genügt: Forel, Der Hypnotismus. Kürzere Darstellungen des Hypnotismus, Erörterungen seiner Bedeutung für Straf- und Civilrecht, Specialstudien existieren von v. Lilienthal, v. Krafft-Ebing, Obersteiner, Dessoir, Du Prel, Sperling, Schrenck v. Notzing, v. Bentivegni u. a.

ist. Es bleibt daher trotz jener Folgerungen jedem unbenommen, in Gott den Erhörer seines Gebetes zu sehen und ihm dafür zu danken, nur darf er nicht vergessen, daß sowohl das Gebet wie seine Erhörung kausal in der gesetzmäßigen Anordnung der Dinge schon beschlossen lag, längst bevor der Beter es gesprochen.

Übrigens besteht der eigentliche Wert des Gebets gar nicht in der realen Gestaltung der Dinge. Der Beter, welcher wünscht, daß dieses oder jenes geschehen oder nicht geschehen möge, setzt hinzu: „wenn es möglich ist," oder: „Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe," und wenn die Erfüllung aussteht, so hadert er nicht mit Gott, sondern beugt sich dessen Ratschluß. Er will nicht Gott zu seinen individuellen Bedürfnissen herabziehen, sondern sich zur Erkenntnis Gottes aufschwingen und dadurch einsehen lernen, wie alles, was geschieht, notwendig und gut ist. Er wird dadurch zwar nicht der Kausalität, wohl aber der Qual des thörichten Wünschens und nutzlosen Wollens entrückt. Ist dieser Standpunkt in völliger Reinheit der menschlichen Schwäche auch unerreichbar, so ist doch das Streben danach schon wertvoll und darum auch wertvoll das Gebet, insofern es dem Individuum die Vergegenständlichkeit des Strebens bedeutet.

Wer dennoch speciell an dem Eingreifen Gottes festhalten will, der soll wenigstens folgerichtig „Gottes Finger" nicht nur dann sehen, wenn es ihm bequem ist, sondern ausnahmslos und überall, nicht nur in der Besiegung der Feinde, sondern auch im Umfallen eines Regenschirms. Er braucht darum an einem solchen Ereignis noch nicht Gottes Allmacht zu exemplifizieren, ebensowenig als der Richter einen unverschämten Zeugen ausdrücklich „im Namen des Königs" vom Gerichtsdiener hinauswerfen läßt, obgleich dieser Befehl ein Ausfluß seiner Machtbefugnis ist, die ihm der König verliehen hat. Er soll sich aber darüber klar sein, daß der Hinweis auf „Gottes Finger" nichts bedeutet als gewissermaßen eine Unterstreichung des Ereignisses seiner relativen Wichtigkeit halber, denn Gott offenbart sich auch im Herabfallen eines Sperlings vom Dache. Entweder überall Gottes Einwirkung, oder überall Kausalität, oder — beides zusammen als Korrelatbegriffe, welche dieselbe Sache von zwei verschiedenen Standpunkten, dem physischen und dem metaphysischen, aus betrachten und demgemäß bezeichnen. Diese beiden Standpunkte schließen sich aber nicht nur nicht aus, sondern fordern sich sogar gegenseitig als notwendige Ergänzung: einerseits wird derjenige, welcher die ausnahmslos herrschende Kausalität anerkennt, doch einen einheitlichen Urquell derselben annehmen müssen, gleichviel wie er sich ihn vorstellt oder benennt, und dann wird ihm die Kausalität als der Ausdruck des allgegenwärtigen Willens dieses Urquells erscheinen, wie ihn der menschliche Intellekt zu fassen vermag. Andererseits muß der Gottesgläubige zugeben, daß sowohl der Kausalitätsbegriff in der ihm durch den menschlichen Verstand gegebenen Gestaltung, wie auch der menschliche Verstand selbst mit seinem Erkenntnisdrang und den Denkgesetzen göttlichen Ursprungs ist. Schon aus diesem Grunde darf er sich der logischen Ausbeutung jenes Begriffes — der Benutzung der Gottesgabe — nicht entschlagen, und zwar um so weniger, als sie ihn nicht zur Aufgabe seiner Gottesidee, sondern vielmehr zu deren Vertiefung zwingt.

Hierin liegt eine Versöhnung zwischen religiöser Intuition und logisch-wissenschaftlichem Erkennen.





Litterarische Notizen.



Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Kommunismus und des Socialismus als empirischer Kulturformen von F. Tönnies. (Leipzig, Fues's Verlag.) — Der treibende Gedanke des hochbedeutsamen Werkes lautet: Die natürliche und (für uns) vergangene, immer aber zu Grunde liegende Konstitution der Kultur ist kommunistisch, die aktuelle und werdende ist socialistisch, das heißt, es giebt keinen Individualismus in Geschichte und Kultur, außer wie er ausfließt aus Gemeinschaft und dadurch bedingt bleibt, oder wie er Gesellschaft hervorbringt und trägt. Der alte Gegensatz von „Natur und Satzung", welcher im griechischen Geistesleben eine so hervorragende Rolle spielt, ist hier in seiner größten Vertiefung erfaßt worden, und diese Vertiefung zwingt zu neuen, scharf umgrenzten Begriffsbildungen, für welche neue Worte zu suchen ein berechtigtes Bedürfnis ist. Für das einzelne Individuum stellen „Wesenwille und Willkür", für die Verbindung der Individuen „Gemeinschaft und Gesellschaft" jenen Gegensatz dar, welcher ursprünglich durch „Natur und Satzung" bezeichnet wurde, und demgemäß versteht sich die Gliederung des Werkes. Das erste Buch bringt die Theorie der Gemeinschaft und die Theorie der Gesellschaft, das zweite Buch behandelt die grundlegenden Kräfte dieser Verbindungen, den Wesenwillen und die Willkür, das dritte Buch liefert Proömien des Naturrechtes, ein Anhang endlich stellt das Ergebnis der Untersuchungen zusammen und deutet den Ausblick in die Zukunft an. Scharfe Begriffsbestimmungen und gut durchdachte Einteilung bildet ein hervorstehendes Kennzeichen des Werkes, welches sich von jeder doktrinären Spekulation durchaus fern hält, ohne zu vergessen, daß jede Erörterung in der Psycho-Physiologie der Gesellschaft wegen der Fülle der Erscheinungen stets bis zu einem gewissen Grade ideal-typisch sein muß. Von der Gemeinschaft zur Gesellschaft, das heißt, vom Organismus zum Mechanismus, das ist der Zug der Kultur: ursprünglich wird die Verbindung der Individuen als reales und organisches Leben begriffen — dies ist das Wesen der Gemeinschaft —, später als ideelle und mechanische Bildung erfaßt — dies ist der Begriff der Gesellschaft. Dies gilt für die südeuropäische Kultur der antiken Welt und für die nordeuropäische Kultur der modernen Welt in gleicher Weise, während Amerikas jetzige Kultur begreiflicherweise das Stadium der Gemeinschaft nicht gekannt hat. Obwohl der Verfasser in seinem Urteile äußerst vorsichtig ist, so verführt ihn doch die Parallele zwischen Altertum und Neuzeit, gewissermaßen vom Hintergrunde seiner Darstellungen aus, im großen und ganzen zu einer einseitigen Beurteilung unserer Zeit, deren kräftige Regungen doch auf einen anderen Abschluß hindeuten, als ihn das sinkende Rom gewährleistete. Die moderne Gesellschaft wird ihre festen Verbände finden, mag die monogamische Familie sich auflösen, wie sie sich gebildet hat, oder mag sie vom Standpunkte der Gesellschaft von neuem befestigt werden. Das Princip der Arbeitsteilung wird auch den modernen Mechanismus der Menschheit zu einem Organismus zurückgliedern ... nicht umsonst ist das nationale Bewußtsein gerade im Zeitalter der Technik von neuem erstarkt.

Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwickelung der europäischen Völker. Von W. Mahrenholtz und A. Wünsche. (Oppeln und Leipzig, Georg Maske.) — Obwohl wir den Verfassern im einzelnen nicht immer beistimmen können, so begrüßen wir doch alle Werke, welche das Interesse für Kulturgeschichte zu erwecken im stande sind, mit großer Freude. In diesem Sinne möchten wir auch das vorliegende Buch warm empfehlen, dessen Programm es ist: 1) nur das Bleibende und Ewigwahre in den Bereich der Betrachtung zu ziehen; 2) den ursächlichen Zusammenhang der einzelnen Vorgänge darzulegen; 3) die in dem Leben der Völker sich

kundgebenden Gedanken nachzuweisen. Was den Inhalt anbetrifft, so ist die neuere Zeit gut behandelt, die Urteile über die Erscheinungen des Altertums und des Mittelalters dürften dagegen in vielen Punkten berichtigt werden müssen. So ist z. B. die Stellung des Chores in der alten Tragödie sicher in verfehlter Weise aufgefaßt! Warum soll ferner Euripides nicht mehr als Vertreter der echten, Griechenland bewegenden Ideen hingestellt werden dürfen? Ist Athen Griechenland? Hat Griechenland zur Zeit der Alexandriner nicht auch sein besonderes Gepräge? Paulus soll durch sein Gnadenprincip den Widerstand der Juden-Christen heraufbeschworen haben, weil diese die Liebe als Weltprincip betrachteten! Will man die heilige Schrift als Geschichtsquelle ansehen, so lehrt uns dieselbe etwas anderes; sieht man sie als Urkunde der Offenbarung an, so giebt es keinen Gegensatz zwischen Petrus und Paulus 2c.

Die Völkerwanderung und die Kultur ihrer Zeit. Von Friedrich Nonnemann. (Leipzig, R. Werther.) — Vorliegende Schrift ist ein Separatabdruck aus Nonnemanns Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Dieselbe ist mit Wärme geschrieben, und der Hauch dichterischer Verklärung, welcher für den Verfasser über den Ereignissen liegt, wird ihr eher Freunde erwerben, als Gegner erwecken.

Die Tracht der Kulturvölker Europas vom Zeitalter Homers bis zum Beginne des neunzehnten Jahrhunderts. Von A. v. Heyden. (Leipzig, E. A. Seemann.) — Unter Seemanns Kunsthandbüchern ist vorliegendes Werk das vierte; voran gingen „Ornamentik", „Schmiedekunst" und „Gold und Silber". Gute Abbildungen in reicher Anzahl (222) unterstützen den Text, welcher sich in sachgemäßer Einfachheit hält. In einer neuen Auflage wünschten wir durchgängig genauere Nachweise über den Ursprung der Abbildungen beigebracht zu sehen, zumal solche Nachweise bereits hier in vielen Fällen vorhanden sind. Wir halten es aber für wesentlich, daß der Leser in jedem einzelnen Falle zu beurteilen im stande ist, inwieweit die betreffende Abbildung eine angenäherte oder genaue Charakteristik des Dargestellten liefert, denn in der Möglichkeit dieser Beurteilung beruht der große Wert der Werke, mit denen uns Seemann schon in so reichem Maße beschenkt hat.

Die **Logik** von Prof. Dr. C. Sigwart (Freiburg i. B, J. C. B. Mohr) erscheint in zweiter Auflage. Uns liegt zunächst der erste Band vor, welcher die Lehre vom Urteile, vom Begriff und vom Schlusse enthält. Es dürfte bekannt sein, daß gerade Sigwarts Logik bei ihrem ersten Erscheinen mit dazu beigetragen hat, die moderne, das heißt die erkenntnistheoretische Logik zu schaffen. Dieser Erinnerung ist nur hinzuzufügen, daß die neue Auflage in ihrem ersten Bande der zeitgenössischen Litteratur durchaus gerecht wird und sich der großen und weitverzweigten Mitarbeiterschaft bewußt ist, durch deren gemeinsames Wirken in unserer Zeit die Philosophie als Wissenschaft ersteht. Daß auch die neue Auflage des altbewährten Werkes ihren Weg machen wird, ist selbstverständlich.

Auch von **Sigwarts kleinen Schriften** liegt die erste Reihe in neuer Auflage vor (Freiburg, J. C. B. Mohr). Dieselbe besteht aus biographischen Darstellungen, welche wichtige Beiträge zur Geschichte der Philosophie liefern. Aus derselben tritt vor allem das Bild Giordano Brunos in voller Klarheit hervor, zumal ja die Vorgänge unserer Zeit einen eigenartigen Hintergrund dazu bilden, und ebenso dessen Geistesgenosse Thomas Campanella. Die neue Litteratur ist sorgsam benutzt. Wir wünschten gerade derartigen genauen und lebendigen Schilderungen bedeutender Charakterköpfe, wie sie Sigwart liefert, einen großen Leserkreis, denn am Leben der Großen lernen wir so zu sagen unbewußt, wie das Große entsteht, und ein solches Lernen ist nie ohne Frucht.

Hegel und Schopenhauer, ihr Leben und Wirken. Von Graf Alex. Foucher de Carel, übersetzt von J. Singer. (Wien, Carl Konegen.) — Das bedeutende Buch des ehemaligen französischen Botschafters am Wiener Hofe erscheint mit einer Vorrede des Wiener Akademikers Robert Zimmermann, welche sowohl den bisherigen Leistungen des um deutsche Wissenschaft hochverdienten Franzosen vollauf gerecht wird, als auch dem vorliegenden Werke desselben einen trefflichen Geleitsbrief giebt.

Die Kulturvölker des alten Amerika. Nachträge und Ergänzungen aus den Sammlungen des ethnologischen Museums zu Berlin von A. Bastian. Dritter Band. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) — Mit dieser Veröffentlichung erhält das obige Werk seinen Abschluß. Die Gediegenheit der Arbeiten Bastians ist ebenso bekannt wie die Vorzüge und Nachteile seiner Art der Darstellung. Er ist immer er selbst, und wer ihn braucht, muß ihn suchen.

Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwickelung der Naturwissenschaften. Von Ernst Hallier. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Vorliegendes Buch ist nach Anlage und Ausführung wohl geeignet, die Grundlage für eine Kulturgeschichte unseres Jahrhunderts zu bieten, zumal wenn es, wie wir hoffen, vom äußeren Erfolge so getragen wird, daß folgende Auflagen das laufende Material des

weiteren dem hier gegebenen Stamme einzufügen, dies und jenes zu berichtigen und manches tiefer zu fassen im stande sind. Daß es seit der Zeit der Hellenen keine Nation gegeben hat, welche so geeignet ist wie die deutsche, das religiös-ethische Werk des Friedens zur Ausführung zu bringen — das ist die befruchtende Grundansicht des fleißig gearbeiteten Werkes.

Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vergleichender Darstellung. Von Otto Henne am Rhyn. (Danzig, Leipzig, Wien, Carl Hinstorffs Verlagsbuchhandlung.) — Von diesem Werke liegt uns zunächst der erste Band vor, welcher die Grundlagen der Kultur, die Stufen der Kultur und die Kultur der Arbeit behandelt. Im Gegensatz zur „Allgemeinen Kulturgeschichte" und zur „Kulturgeschichte des deutschen Volkes" des bekannten Verfassers soll hier ein allgemeines Bild der Kulturentwickelung der Menschheit gegeben werden, und wir können hinzufügen, daß die vorliegenden Blätter die Lösung der schwierigen Aufgabe nicht ohne Erfolg in Angriff nehmen. Im einzelnen ist allerdings manches zu berichtigen (z. B. die Ansicht über das Kottabos-Spiel u. s. w.). Was soll man aber z. B. zu folgendem Satze (S. 131) sagen: „Die Berühmtheiten des Altertums und Mittelalters hatten nichts Neues geschaffen, sondern nur, was sich in ihren Heimaten und Berufskreisen nach und nach entwickelt, weiter gefördert; die der Neuzeit dagegen brachten neue Gedanken in die Welt, die früher niemand geahnt hatte." Wollte man das ganze Werk nach derartigen Sätzen voll oberflächlichen Tiefsinnes beurteilen, so würde man demselben allerdings nicht gerecht werden.

Zoologische Vorträge. Von W. Marshall. Heft 3 und 4: Leben und Treiben der Ameisen. (Leipzig, R. Freese.) — Ein Hinweis auf diese ausgezeichnete Monographie wird hier genügen, sind doch neben den Bienen die Ameisen die Tiere, welche wegen ihrer Gewohnheit und Sitte, in staatlichen Vereinigungen zu leben (Aristoteles), von jeher das Interesse weiter Kreise erweckt haben.

Im Kampfe um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Von dem viel gelesenen und wirkungsvollen Werkchen liegt uns schon die achte Auflage vor, ein Beweis dafür, daß in ihm zur rechten Zeit das rechte Wort gesprochen wurde.

Zwei ausgezeichnete Werke über Meteorologie, welche dem Standpunkt der neuesten Forschungen durchaus gerecht werden, liegen vor, das eine von Prof. Dr. S. Günther: **Die Meteorologie ihrem neuesten Standpunkte gemäß** (München, Theodor Ackermann), das andere von Dr. W. J. van Bebber: **Lehrbuch der Meteorologie** (Stuttgart, Ferdinand Enke). Beide Werke wenden sich zunächst an die Studierenden, sind aber auch einem weiteren Leserkreise durchaus zu empfehlen. Wir hoffen, daß aus diesen Veröffentlichungen dem allgemeinen Interesse für „Wind und Wetter" auch die nötige Schulung erwächst, welche zur Beurteilung der einschlägigen Fragen für jedermann nützlich, ja fast unentbehrlich ist.

Akademische Vorträge. Von J. v. Döllinger. (Nördlingen, C. H. Becksche Buchhandlung.) — Der berühmte Verfasser bietet hiermit zwölf Vorträge, welche er in Festsitzungen der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften gehalten hat, einem weiteren Kreise. Aus dem reichen Inhalte heben wir hervor „Die Bedeutung der Dynastien in der Weltgeschichte" und „Die Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland im Mittelalter". Jeder Vortrag ist ein meisterhaft entworfenes und frisch durchgeführtes Kabinettstück.

Idealismus. Von Prof. Dr. Chr. Muff. (Halle a. S., Max Grosse.) — Das frisch geschriebene Werkchen sucht zunächst den Begriff des Idealismus festzustellen und dann seine Bethätigung in der Religion, in der Wissenschaft, im Leben und in der Kunst zu beschreiben, und zwar, um von dieser Grundlage aus den Sinn für das Ideale zu wecken und zu pflegen. Die Begeisterung, welche dem Verfasser die Feder in die Hand drückte, wird sich auch dem Leser mitteilen und ihn vielleicht veranlassen, auch nach den früheren Vorträgen und Abhandlungen des verdienten Gelehrten („Antik und Modern", „Was ist Kultur?" u. s. w.) zu greifen.

* * *

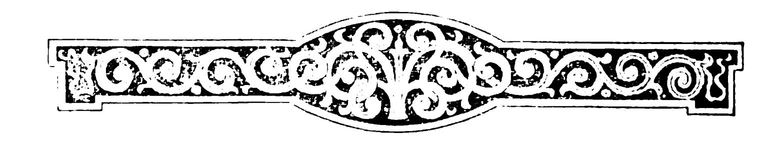
Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe von Robert Hamerling. (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.) — Mit diesem Werke beginnt die erste Veröffentlichung aus dem reichen Nachlasse des verstorbenen Dichters, dessen philosophisches Prosawerk, eine Kritik der modernen Erkenntnistheorie und die Arbeit von neunzehn Jahren, die „Atomistik des Willens", nun vor allem zur Drucklegung fertig gestellt werden sollte. Das vorliegende Buch ist dadurch besonders anziehend, nicht bloß für die Freunde des Dichters, daß es uns tiefe Einblicke in das Seelenleben des jugendlichen Hamerling gewährt: es sind wirkliche, echte Tagebuchblätter, die wir vor uns haben. „Meine Ferien in der Heimat", 1850 und 1851, schildern uns den Aufenthalt des jungen Studenten in seinem Waldheimatviertel, sagen und singen von den Reizen dieses Ländchens und einer von fern angebeteten Schönen, der „Lilie", in Vers

und Prosa. Ein beigegebenes Faksimile, in welchem der Student die Umgebung von Schweiggers kartographisch darstellt, wobei die ganze persische und hellenische Mythologie zur Namengebung herhalten muß, ist durch seine Schrift merkwürdig. Von psychologisch größerem Interesse ist die Liebesepisode „Pauline" (85 bis 241). In wahrhaft naturalistischer Kleinmalerei wird uns hier das Entstehen und Vergehen eines Liebesverhältnisses vorgeführt; viele Episoden wirken hoch poetisch; mag sein, daß mancher dem Vierundzwanzigjährigen eine Neigung zur Reflexion, zur Quälerei vorwirft, aber er vergesse nicht, daß die Fortsetzung dieses Liebesromanes von seiten eines jungen Italieners schließlich unserem Dichter zu seinem Benehmen Recht giebt. Die zwanzig folgenden Briefe an eine ihrer Zeit gefeierte Harfenvirtuosin, über welche sich auch in den „Blättern im Winde" das herrliche Erinnerungsbild „Marie" befindet, zeigen uns den Konflikt einer zweiunddreißigjährigen Dichterseele zwischen Liebe und Freundschaft. Der Briefschreiber muß entsagen. An eine Schauspielerin sind die letzten paar Briefe gerichtet: unendlich rührend wirkt es, mit welcher Reinheit, mit welchem Idealismus Hamerling noch die böse Welt, zumal die auf den Brettern sich tummelnde, anschaut; und dies ist wohl auch der Grund, weshalb diese beiden Frauen sich die Schreiben eines ihnen sicherlich seltsam scheinenden Sonderlings gefallen ließen, von ihnen gerührt wurden und dieselben erwiderten: wie ja das Paradies erst dann geschätzt werden kann, wenn man es verloren hat, und wie eine leichtlebige Schöne in Neapel oder Sevilla sich die Predigt eines strengen, noch etwas jugendlichen Beichtigers mit Thränen der Erschütterung, des Beifalls als Zwischenspiel sehr gern einmal anhört. Gerade unseren Frauen sei dieses Memoirenwerk, das sich wie ein guter Roman liest, aufs wärmste empfohlen; alle Leser aber, auch solche, für welche diese Briefe mehr ein psychologisches und rein künstlerisches Interesse besitzen, müssen gewiß, bei Vergleichung mit der modernen poetischen Jugend, deren Gesprächen und Thaten, nur unter Seufzen auf jene goldene Zeit zurückblicken, aus welcher diese Frühlingshauch und Edenreinheit atmenden Tagebuchblätter und Briefe eines großen Dichtergeistes entstammen.

Fürst Bismarck als Humorist. Lustige Geschichten aus dem Leben und Schaffen des Reichskanzlers von A. Kohut. (Düsseldorf, Felix Bagel.) — Ein unterhaltendes Buch, als Jubiläumsschrift zum fünfundsiebzigjährigen Geburtstage des Kanzlers gedacht, das nicht bloß lustige Geschichten bringt, sondern auch den Kern der Weltanschauung Bismarcks! In dieser Beziehung besonders merkwürdig ist die Zusammenstellung seiner parlamentarischen Äußerungen, von deren in meist humoristischer Form vorgetragener Weisheit ein ganzes Dutzend minder genialer Staatsmänner leben und damit leidlich regieren könnten. Auch wird aus dem Schriftchen klar, daß der Gewaltige, selber eine poetische Natur trotz seiner prosaisch rauhen Hülle, der Poesie nicht so fern gestanden, als allgemein angenommen wird: er weiß von Shakespeare und Goethe mehr als mancher moderne Kollege der letzteren. Das Buch trägt viel bei zur Bereicherung der Kenntnisse über den Menschen Bismarck und wird sicherlich großen Anklang finden.

* * *

Unsere Leser werden voraussichtlich einen fatalen Druckfehler im vorigen Hefte selbst verbessert haben. Es ist dort in der Abhandlung von Oskar Sommer über den „Dombau zu Berlin" auf Seite 493, Spalte 1, Zeile 4 von unten von heidnischen Basilisken die Rede, was selbstverständlich **Basiliken** heißen sollte.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Im zweiten Rang.

Erzählung
von

E. Juncker.

II.

iner der letzten und zugleich einer der schönsten Junitage war über Seifersdorf aufgegangen. Schon am frühen Morgen zeigte sich der Himmel klar, die Sonne schien den ganzen Tag und zerstreute das kleine um die Mittagsstunde heraufziehende Gewölk, leichte Wirbelwinde zogen in weißen Heeressäulen die Straßen entlang, flüsterten aber nur leise in den Kronen der alten Linde und Ulme, zwischen denen Idalys Hängematte befestigt war. Lange Nachmittagsstunden liebte sie es so zu ruhen, da ihr der geschäftige Müßiggang unnützer und unerfreulicher Handarbeiten fremd war und sie nur angestrengte Arbeit und gänzliche Erholung kannte. Freilich vermochte nur ein slavisches Naturell diese Dauerhaftigkeit im Träumen zu entwickeln, aber dafür entging auch ihrem äußeren Auge kein Wölkchen, das an dem blaßlilafarbenen Himmelsgewölbe auftauchte, kein Wechsel von Licht und Schatten, keine Schattierung in der vielgestaltigen Natur. Und all das hinderte nicht, daß vor ihrem inneren Auge Stillleben an Stillleben vorüberzog, eins immer lockender als das andere, so daß ihr die Wahl schwer wurde, mit welchem sie wohl zuerst beginnen sollte. Bald sah sie in einem alten geflochtenen Korbe neben einer Sichel einen Haufen glühendroter Mohnblumen liegen, wie sie jetzt oft zwischen den reifenden Ähren schimmerten. Dann wieder lockte sie ein altes Gemäuer, das der wilde Wein mit seinen rötlich gefärbten Blättern umspann, ein Herbstmotiv, dessen Zeit sich erst erfüllen mußte. Denn, gottlob, noch grüßten die stolzen Remontantrosen in voller Farbenpracht, noch erschlossen sich die ins Hintergärtchen verdrängten altmodischen Centifolien, und noch dufteten die zarten, blaßgrünen Lindenbüschel über ihr so süß, so süß!

„Mama,“ sagte Alexander, indem er seines Amtes wartete und die Hängematte wiederum in leise schaukelnde Be-

wegung versetzte; „Mama, ich bin müde vom Herumlaufen und möchte jetzt das Märchen von der singenden Muschel hören, das du mir schon so lange versprochen hast.“

Idaly blickte auf seine glühenden Wangen und zärtlich bittenden Augen.

„Es sei,“ sagte sie; „wie heiß du bist, du kleiner Wicht, komm, setze den Strohhut auf, damit du dich nicht erkältest, und wickle dich in mein weißes Tuch. So, Sascha, nun siehst du wie ein kleiner Beduine aus, und nun setze dich neben mich auf diesen Stuhl, dann will ich mein Heil versuchen.“

Eine Minute lang, während welcher das Kind erwartungsvoll aufpaßte, blieb es still, dann begann Idaly mit halbgeschlossenen Augen in einer von ihrer sonstigen Sprechweise abstechenden andachts- und geheimnisvollen Art:

„In einem kleinen Fischerdorfe, das hart am Strande lag, lebte ein junger Fischer, der anders als alle seine Genossen war. Freilich warf er gleich ihnen seine Netze aus, verkaufte gleich ihnen seine Beute, um von dem Ertrag derselben zu leben, aber auf diese äußerliche Gemeinsamkeit beschränkte sich auch alles, was ihn mit den Kameraden verband. Während sie des Abends in der Schenke saßen und einander zutranken, oder die drallen Dirnen lustig im Tanze schwenkten, machte er sein Boot los und fuhr damit weit, weit hinaus in die hohe See. Besonders in Mondnächten, wenn sich die breite, zitternde Lichtstraße über das Wasser spannte und die Tropfen wie flüssiges Silber an den Rudern hingen, faßte ihn die unerklärliche Unruhe, die ihn forttrieb aus der Gesellschaft der Menschen, forttrieb von seinem Lager. Und immer war es ihm, als müsse er da draußen in der feierlichen Einsamkeit des Firmaments und der Wasser einen Ton hören, den er noch nie vernommen, ein Bild sehen, das er noch nie erblickt hatte. Jahrelang trieb er das so, ohne etwas anderes zu erreichen als den Spott seiner Kameraden, die ihn höhnend den ‚Träumer‘, den ‚Sonderling‘ und den ‚Einsiedler des Meeres‘ nannten. Da, in einer warmen Sommernacht, als gerade Meeresleuchten war, kam es wieder über ihn, das unstillbare Sehnen, und trieb ihn fort aus seiner Hütte. Leise machte er das Boot los, hißte die Segel auf und stach mit gutem Winde in See. Weit hinaus erglänzte das Meer, der Kiel des Bootes funkelte, als sei er von kostbaren Edelsteinen, roten Rubinen gleich tropfte es vom Steuer, aber es war nicht das, was er suchte. Fern vom Lande trieben die Delphine ihr lustiges Wesen, glotzten die Seehunde den verwegenen Ruhestörer an, wiegten sich die Möwen auf den magisch flimmernden Fluten — aber es war nicht das, was er suchte. Und eine Welle nach der anderen rauschte heran und sang ihr altes, wohlbekanntes Lied — aber es war nicht das, was er suchte! — Da ward der Fischer sehr traurig, zog die Segel ein und auch die Ruder und streckte sich in seinem Boote nieder. Und eine bleierne Müdigkeit überfiel ihn, daß sich seine beiden Augen schlossen. Er schlief jedoch nicht, wenngleich es den Anschein hatte, und darum träumte er auch nicht, obwohl das, was ihm geschah, dem Traume glich. Seine Seele verließ ihre Behausung und flog viel schneller als das schnellste Schiff über das weite Meer, dorthin, wo noch keiner der Schiffer je gewesen und wo man mit dem schärfsten Fernrohr nicht ein Streifchen Land erspähen konnte. Dafür aber sah man etwas Besseres, nämlich durch die purpurnen Wogen wie durch eine große rote Scheibe bis auf den Grund des Meeres, wo sich Gebirge hinziehen wie auf der Erde und Riesenpflanzen wachsen und augenlose Ungetüme in ewiger Finsternis verharren. In den verschiedenen Regionen, denn das Meer hat wie ein großes Bergwerk viele Schachte, vollzog sich alles wie auf unserer Erde. Liebe und Haß, Hunger und Kampf um das Dasein hetzte die Bewohner des Meeres gegeneinander, blutige Schlachten wurden auf anderer Stelle geschlagen und heim-

lich schlich auch hier der Meuchelmord. Auf dem letzten Grunde jedoch, ungezählte Faden tief, unter den dunklen Schichten, wo kein Sonnenstrahl mehr hindrang, war es wieder hell und traulich und wie ein großer, prächtiger Garten anzuschauen. Es war das der Urwald des Meeres, mußt du wissen, wo Pflanzen und Wunderblumen wuchsen, deren Herrlichkeit sich gar nicht beschreiben läßt. Das Schönste aber blieben die Muscheln, die statt des Sandes den Boden bedeckten, wie das köstlichste Irisglas in allen Farben schillerten und tönten, lieblicher als das Wehen des Frühlingswindes in den Wipfeln der Bäume und süßer als das Geflüster der Wellen. Und siehe, eine der kleinen glänzenden tönenden Muscheln löste sich los und stieg gleich einer schillernden Seifenblase auf, höher und höher durch die verschiedenen Schichten. Und je weiter sie emporstieg, je größer wurde sie, je magischer schillerten ihre Irisfarben, je zauberischer tönte ihr Gesang. Da sie aber an die Oberfläche des Meeres gelangt war, that sie sich auf und ward ein Boot, das aus einem geschliffenen Opal gemacht schien. In demselben aber lag ein junges, wunderschönes Weib mit langem rötlich blondem Haar. Der Vollmond beschien die Pracht des herrlichen Weibes und die Wellen beugten sich vor der göttergleichen Erscheinung und trugen sie auf ihrem Rücken in der Richtung, wo das Boot des Fischers mit seinem entseelten Leibe lag. Nein, nicht mehr entseelt, denn die entflohene Seele kehrte in diesem Augenblick von ihrer Wanderung in die alte Behausung zurück, und der glückliche Fischer sah nun mit seinen leiblichen Augen das schillernde, tönende Muschelboot, in dem das schöne, schlummernde Seeweib lag, auf sich zukommen. Da richtete er sich auf, streckte die Hand aus und zog das Boot dicht an das seine. In demselben Augenblick jedoch erglühten die Wellen, nicht purpurn, sondern lodernden Flammen gleich, von dem Muschelboot aber zuckten blendende Blitze auf, und eine feurige Welle hob den Überkühnen samt seiner hehren Beute auf ihren höchsten Gipfel und stürzte sie dann in die gähnende Tiefe. Da schwanden dem Fischer die Sinne, nur seine Rechte umklammerte das Muschelboot, während er willen- und bewußtlos in das seine zurücksank. Wie lange er so gelegen, er hat es nie gewußt, denn er erwachte erst, als der Morgen dämmerte und ein kalter Wind über seine Stirn strich. Verstörten Sinnes richtete er sich auf und hielt Umschau. Wellen und Wind hatten sein Fahrzeug in die Nähe der heimischen Küste getrieben; im Morgengrauen nahmen sich die ärmlichen Fischerhütten dürftiger denn je aus, düster war der Himmel, bleiern das Meer und traurig der Sinn des Fischers. So war denn alles ein neckender Traum gewesen, was ihn so unaussprechlich beglückt hatte, und ärmer denn je mußte er wieder zurück in das alte, eintönige Leben. Da er aber nach den Rudern griff, fiel etwas klirrend aus seiner noch immer fest geschlossenen Hand auf den Boden, und als er sich danach bückte, sah er, daß es eine kleine in allen Farben des Opals spielende Muschel war, wie er sie unten auf dem Grunde des Meeres hatte liegen, aufsteigen und sich verwandeln sehen. Da barg sie der Fischer als seinen kostbarsten Schatz dicht an seinem Herzen und ruderte heim."

Sascha stieß einen tiefen Atemzug aus, da Idaly jetzt schwieg; beide jedoch fuhren heftig zusammen, als sich in diesem Augenblick eine Stimme vernehmen ließ:

„Sind alle Märchen, die Sie, gnädige Frau, erfinden, so traurig?" Dann hinter dem Stamm der Linde hervortretend und sich tief vor der Ruhenden verbeugend, fügte der Baron hinzu: „Verzeihen Sie die Indiskretion. Ihr Mädchen wies mich nach dem Garten, hier angelangt aber schlug mich Ihre Stimme und die Art Ihrer Erzählung in den Bann."

Idaly ließ ein kurzes, konventionelles Lachen hören, richtete sich in der Hängematte auf, maß ihre Entfernung vom

Erdboden und lehnte sich dann wieder zurück. Der Baron aber zog einen Stuhl heran und setzte sich an ihre Seite.

„Sie lacht, wie sie geht," dachte er, „steif und gezwungen. Und doch, welch ein Temperament, welch eine glühende, glückverlangende Seele sich unter dieser förmlichen Weise verbirgt." Laut aber fügte er hinzu: „Sind Sie ganz sicher, gnädige Frau, daß Sie den Ton, auf den Sie warten, nicht überhört, und das Bild, von dem Sie träumen, noch nicht gesehen haben?"

Es war ein herbes Lächeln, das um ihren feingeschnittenen Mund spielte, als sie den Kopf verneinend schüttelte und erwiderte:

„In der That, ganz sicher, so sicher, daß ich an die Existenz desselben ebensowenig glaube wie an mein dummes Märchen."

Der Knabe war fortgesprungen und schlich sich an einen Trauermantel heran, der sorglos, mit weit ausgespannten Flügeln, an dem Kelchblatt einer hohen weißen Lilie hing; in der Linde surrten die Bienen, die junge Frau aber wehte sich mit einem duftenden Zweige derselben Kühlung zu.

„Sie hätten gewiß gern meinen Mann gesprochen," begann sie nach einer kurzen Pause. „Ich denke, er muß jeden Augenblick kommen, denn er ist schon vor drei Stunden nach der Fabrik gefahren."

„Nein, Gnädigste; mich führten heute keinerlei geschäftliche Fragen unter Ihr gastliches Dach, sondern einzig der Wunsch, Sie zu sehen und Ihnen meine Aufwartung zu machen."

„Um so mehr fällt mir meine Ungastlichkeit auf die Seele. Es wäre sehr freundlich von Ihnen, Herr Baron, wenn Sie einen kleinen Gang durch den Garten machen wollten, indessen ich aus meiner Hängematte klettere und Ihnen im Hause eine Erfrischung bestelle. Wir haben so gute Erdbeeren, und ein kühles Glas Wein dürfte Ihnen bei der Hitze auch willkommen sein."

„Hilft nichts, hilft nichts," rief er lachend. „Alle diese Lockungen werden mich nicht veranlassen, den Platz neben Ihnen aufzugeben, an dem Sie mir ganz sicher sind. Wissen Sie auch, daß ich Glück mit Ihnen habe? Das erste Mal, da ich Sie im Walde traf, hatten Sie Ihren Schuh verloren, heute hängen Sie, eine Gefangene, zwischen Himmel und Erde, können mir gar nicht entrinnen."

Sie stieß wieder ihr kurzes, konventionelles Lachen aus, runzelte dann aber leicht die Brauen und fragte schnell: „Warum haben Sie neulich unsere erste Begegnung totgeschwiegen? Fanden Sie dieselbe so lächerlich, oder erkannten Sie mich damals nicht wieder?"

„Weder das eine, noch das andere, gnädige Frau; aber ich liebe es nicht, von dem, was mir Eindruck gemacht, in konventioneller Weise zu sprechen."

Der Blick beider begegnete sich einen Moment; der Idalys funkelte spöttisch, der des Barons war ernst, beinahe beteuernd.

„Wie lange kennen Sie eigentlich meinen Mann?" fragte sie und biß mit ihren kleinen spitzen Zähnen, welche in ihrem Bau und ihrer Stellung an die eines Eichhörnchens erinnerten, in die Rinde des Zweiges.

„Schon seit acht Jahren. Ich verlebte damals in einer Anwandlung von landwirtschaftlichem Eifer den ganzen Sommer auf meinem Gute Ullersheim, Ihr Herr Gemahl aber baute zu derselben Zeit die hübsche Villa in der Nähe des Waldes."

Idaly zuckte unmerklich zusammen.

„Ach," sagte sie in einem gezwungen gleichgültigen Tone, „dann haben Sie auch die erste Frau meines Mannes, Saschas junge Mutter gekannt?"

„Gewiß," erwiderte er kurz, ohne die stumme Frage ihrer Augen zu beantworten, so daß sie zu der zweiten Frage: „Nicht wahr, sie war sehr, sehr schön?" gezwungen war.

„Sie war die schönste Frau, die ich je gesehen," erwiderte der Baron und schnellte mit seinem Spazierstock eine abgefallene grüne Kastanie weit fort.

„Ich kann es mir lebhaft vorstellen,“ nahm die junge Frau eifrig das Wort. „Die Büste, welche mein Mann von ihr besitzt, ist ja ein wahres Schönheitswunder. Auch muß ihr ganzes Wesen sehr reizvoll und bezaubernd gewesen sein, Saschas Art bürgt mir dafür.“

„Aber Gnädigste, Alexander ist doch innerlich und äußerlich das vollendete Ebenbild Ihres Herrn Gemahls.“

„So, finden Sie?“ sagte Idaly in einem Ton, der verwundert klingen sollte, aber von einer glühenden Röte, die sich plötzlich über Stirn und Wangen bis zum Halse ergoß, Lügen gestraft wurde.

Richthausen jedoch that, als bemerke er es nicht, und fuhr nun seinerseits lebhaft fort. „Ich glaube gern, daß sie reizvoll und bezaubernd gewesen ist, besonders für die Menschen, die sie ihrer Neigung würdigte. Ich natürlich konnte mich dieser Auszeichnung nicht rühmen und hatte nur den Eindruck, daß sie zu jenen exklusiv Glücklichen gehörte, für die wirklich und wesenhaft einzig der Mann ihrer Liebe, die andere Welt dagegen voller Schatten ist. Und dann, Sie werden lachen, Gnädigste, aber es war noch eins, das mich von diesem Schönheitswunder, wie Sie zu sagen beliebten, ein wenig entfernte. Um von Ihnen recht verstanden zu werden, muß ich Ihnen gestehen, daß ich mein Lebtag als echter Ritter die Frauenschönheit verehrt, vor allen heidnischen und christlichen Gottheiten, die sie besaßen, mein Knie gebeugt, jeder lebenden Rose gehuldigt habe. Geliebt jedoch, geliebt und begehrt habe ich nur die interessanten Frauen, die nicht jene erkältende Makellosigkeit vollendeter Formen besaßen, deren reizende Unregelmäßigkeiten sie erst für mich berückend machten.“

Richthausen brach plötzlich ab, als ob er zu viel gesagt habe. Da aber Sascha in diesem Augenblick angelaufen kam und ihn bat, ihm einen Reif, der auf einen Baum geflogen war, herunterzuholen, erhob er sich sofort und willfahrte ihm. Idaly benutzte die Zeit, um ungesehen ihre Hängematte zu verlassen. Eine Viertelstunde später nahm der Baron von ihr Abschied. Der Kutscher hielt ihm sein Pferd, das ungeduldig mit den feinen Hufen scharrte, aber aus Idalys Hand gern einige Stücke Zucker entgegennahm. Dabei bemerkte der Baron wiederum, daß die innere Fläche der kleinen, mattweißen Hand ebenso rosenrot gefärbt war wie die Nüstern seines Apfelschimmels. Der Baron schwang sich schnell in den Sattel, zog grüßend den Hut und sprengte davon. Er schlug nicht den Heimweg ein, sondern ritt lange Zeit auf den verschiedenen Landstraßen, welche die Felder durchschnitten, einher. Das Abendrot war ganz erloschen, kalt-feuchte Schatten begannen sich zu ergießen, von den Wiesen ertönte melancholischer Unkenruf, und die Fledermäuse flatterten schon über den entschlafenen Wipfeln, als er endlich in die Allee, die zu seinem Gutshofe führte, einbog. Und während der ganzen, langen Zeit hatte er nur ein junges Weib in der Hängematte ruhen sehen, deren Hände mit einem Lindenzweige spielten, hatte nur eine dunkele Altstimme gehört, die ihm lieblicher ins Ohr klang als das Wehen des Frühlingswindes in den Bäumen und süßer als das Geflüster der Wellen.

„Nein,“ sagte er plötzlich laut vor sich hin, „nein, sie ist nicht schön, kaum hübsch zu nennen, aber für diese kleine Hand, deren Inneres einer rosenroten Muschel gleicht, und für einen Kuß dieser bleichen Lippen würde ich meinen Kopf geben.“

* *
*

Es war um die Zeit, daß die Weizenernte anging, als eine junge Zigeunerin auf den Hof des Landhauses kam, wo Idaly den Hühnern und Tauben Futter hinstreute. Da sie dies regelmäßig und gern that, waren ein paar Tauben schon so zahm geworden, daß sie sich auf ihr Haupt und ihre Schultern setzten. Die Zigeunerin haschte nach ihrer Hand, schaute lange und prüfend das Innere derselben an und begann dann mit leiser singender Stimme wahrzusagen. „Viel Trauriges

liegt hinter Ihnen und ein Grab, das noch immer einen Schatten auf Ihren Weg wirft. Zwei Männer greifen in Ihr Leben ein, die Sie sehr lieb haben, jeder auf seine Art, Sie aber lieben nur den einen. Und dennoch werden Sie ihn —" Hier brach das hübsche Weib ab, nestelte an ihrem grellroten Halstuche, wiegte den Kopf nachdenklich und begann dann wieder in ihrer singenden Weise: „Nein, es wird alles gut, und was Sie so sehr wünschen und was Ihnen immerfort im Sinn liegt, wird sich erfüllen, bald nachdem der Wind über die Haferstoppeln geht, das Laub sich gelb färbt und die Wandervögel nach dem Süden ziehen. Vorher werden Sie freilich noch gebranntes Herzeleid erfahren und viele Thränen vergießen, aber es wird alles gut, alles gut, glauben Sie mir, noch bevor die Blätter fallen. Nun geben Sie mir aber auch ein Stück von Ihrem schönen Leibe, damit ich alle Krankheit forttrage, und noch eins, damit ich alles Ungemach von hinnen nehme."

Bei diesen gleich einem Lied in wunderbar fremden Tönen hingemurmelten Worten schlug das hübsche, bronzefarbene Weib seine brennend schwarzen Augen bittend zu Idaly auf, welche sie am liebsten sofort als Modell festgehalten hätte und ganz außer stande war, der guten Prophetin ihre Wünsche abzuschlagen. Ja, sie nahm sie sogar mit in ihr Zimmer und übergab ihr eigenhändig die beiden Kleider, welche sie als bittere Erinnerung an ihre lang ausgedehnte Mädchenzeit in die neuen Verhältnisse mitgenommen hatte.

Unter einer Dankesflut schied das junge Zigeunerweib so eilig von Idaly, als fürchte sie, daß diese ihre außerordentliche Freigebigkeit noch bereuen könne, stieß aber in der Hausthür auf Ernst Malten, der sie streng anfuhr und fragte, wie sie zu den Kleidern gekommen sei.

Idaly, seine Stimme erkennend, öffnete die Thür und rief ihm zu: „Es hat alles seine Richtigkeit, Ernst, laß nur die Frau gehen, ich habe ihr die Sachen geschenkt."

Wie eine Schlange schlüpfte das braune Weib an dem Hausherrn vorüber, der ihr mißtrauisch nachschaute und dann sichtlich verstimmt das Zimmer seiner Frau betrat.

„Wenn du in dieser Weise freigebig gegen das Volk bist, dann werden wir bald die ganze Horde auf dem Hofe, dafür aber kein Huhn im Stalle haben," bemerkte er ärgerlich. „Welch ein Leichtsinn, solches Gesindel in das Haus zu nehmen. Ich bin fest überzeugt, daß sie dir noch etwas gestohlen, sie hatte es gar zu eilig, fortzukommen."

„Auf keinen Fall," erwiderte Idaly lebhaft, „das arme Geschöpf fürchtete sich nur vor deiner barschen Anrede. Hast du die warme Tönung ihrer Hautfarbe und die bläulichen Reflexe ihres schwarzen Haares bemerkt? Es thut mir leid, daß ich versäumte, sie wieder herzubestellen, sie würde, ein wenig kostümiert, ein prächtiges Modell abgeben."

„Das darf aus mehr als einem Grunde nicht sein," sagte Ernst, das Zimmer mit großen Schritten durchmessend. „Ein wahres Glück, daß dieses Gesindel nur immer kurze Zeit an einer Stelle rastet und, weil es die Polizei unausgesetzt auf den Fersen hat, sein Lager ebenso schnell abbricht, wie es dasselbe aufbaut. Ich hatte schon gehört, daß die Horde ganz in unserer Nähe im Walde eingefallen ist. War etwa dein fürstliches Geschenk schon die Bezahlung für die in Aussicht genommenen Sitzungen?"

Idaly hat auf einem Sessel Platz genommen, ihr Atem geht schnell und ihre kleinen spitzen Zähne graben sich in ihre Unterlippe, aber ihre Stimme klingt ruhig wie immer, als sie auf die ärgerlichen Worte ihres Mannes erwidert:

„Nein, aber die Zigeunerin hat mir wahrgesagt, gute, erfreuliche Dinge. Und als ich ihr die beiden Kleider geschenkt, wünschte sie mir viel Glück. Ich bin eine so gute oder, wenn du willst, so schlechte Christin, daß ich die Segenswünsche dieses armen Heidenweibes für ebenso vollgültig annehme, als wenn sie aus dem Munde einer Rechtgläubigen kämen."

Ernst zuckte spöttisch die Achseln. „Lug

und Trug," sagte er, „wie kann dir das nur Eindruck machen."

„Ich bitte, entschuldige," erwiderte Idaly, indem sie einen großen Brillantring an dem vierten Finger ihrer rechten Hand hin und her schob, „es giebt gute, freundliche Lügen, die oft aus einem besseren Herzen aufsteigen als die harten, kalten Wahrheiten, mit denen uns die Menschen um unseres Heiles willen traktieren zu müssen glauben. Wie traurig ist es doch für das arme Weib, daß es so viele Lügen aufzuwenden hat um ein paar armseliger Lumpen willen."

Ernst blieb vor seiner Frau stehen und schaute sie ernst und mißbilligend an: „Du übertreibst," sagte er streng. „Es waren keine Lumpen, sondern sehr schöne, mir sehr liebe Kleider, die du an die Vagabundin verschenkt hast. In dem schwarzen Spitzenkleide, das wahrlich ein besseres Geschick verdient hätte, sah ich dich zum erstenmal, das hellgraue wollene, das du den ewigen Juden zu nennen beliebtest, trugst du, da ich dich zufällig im Museum traf."

Die freundliche Erinnerung, die Ernst hiermit auszudrücken wünschte, wurde durch den herben, tadelnden Ton seiner Stimme aufgehoben. Idaly hörte nichts als den Vorwurf und gedachte ihrerseits nur der Demütigungen, welche für sie mit diesen beiden Kleidern untrennbar verknüpft waren. Aus diesem Grunde erwiderte sie mit unter äußerer Kälte nur schlecht versteckter Heftigkeit:

„Diese Kleider, welche von Anfang an weder meinem künstlerischen Geschmack, noch der Mode entsprachen, waren meiner unwürdig. Eine Schneiderin zweiten Ranges hatte sie gearbeitet, sie hätten für jedes spießbürgerliche Mädchen gepaßt, aber nicht für mich. Ich habe sie gehaßt wie alles Unvollkommene, Häßliche, und ich danke Gott, daß sie mir aus den Augen sind, daß diese Gespenster der Vergangenheit nicht mehr spukhaft zwischen den frischen, reizenden Toiletten hängen, in die ich einen Teil meines kleinen Vermögens gesteckt habe."

Ernst blickte noch in wortloser Bestürzung auf seine Frau, als das Hausmädchen mit einer quittierten Rechnung in der Hand eintrat. Idaly erhob sich sofort und trat an ihren Toilettentisch, um ihr Portemonnaie, das dort in einer Malachitschale zu liegen pflegte, zu nehmen. Die Schale jedoch war leer, und auch sonst konnte sie es nirgend auf dem Tisch entdecken.

„Ich begreife nicht, wo es hingekommen," sagte die junge Frau zu dem Mädchen gewendet. „Noch vor einer Viertelstunde lag es an dieser Stelle, wie ich genau weiß, denn ich freute mich darüber, daß der Goldarbeiter das silberne Erbstück mit Mamas Namenzug so gut geputzt hatte. Und ich habe seitdem das Zimmer nicht verlassen, wenigstens nur auf einen Moment, als ich aus dem Wandschrank des Flurs —" Sie brach jäh ab, denn sie fühlte die Wucht des spöttischen Blickes, mit dem Ernst sie beobachtete.

„Darf ich dir nicht lieber mein Portemonnaie zur Aushilfe anbieten," sagte er und zog es aus der Tasche. „Die Zigeunerin hat wahrscheinlich gleich dir die unmodernen Kleider als unwürdig für ihre Gestalt erfunden und darum selbstverständlich das nötige Geld für ihre Änderung mitgenommen."

Noch nie hatte Idaly so kalten Spott aus dem Munde ihres Gatten erfahren, heute aber goß er Öl in das Feuer ihres Zornes. Kaum daß das Mädchen das Zimmer mit dem Gelde verlassen hatte, als sie sich mit bleichen, zuckenden Lippen an Ernst wandte. „Ich muß dir zugeben, daß du recht hast," sagte sie, „und die Zigeunerin mir mein Portemonnaie mit dem Gelde nahm. Aber ich bin weit davon entfernt, mich zu ärgern, ja ich freue mich sogar darüber. Um dir die auffällige Sympathie für das arme Zigeunerweib zu erklären, muß ich dir gestehen, daß sie mich lebhaft an meine frühere Nomadenexistenz gemahnt hat. Und nicht das allein! Sie hat mich auch an eine Zeit erinnert, da ich von der Misere so erdrückt war, daß ich die Zigeunerin-

nen beneidete, welche barfuß mit ein paar erbettelten Lumpen durchs Leben rennen und dabei unabhängig von allen Anstandsrücksichten sind. Es hat nur einen Sinn, ganz reich oder ganz arm zu sein. Die Kümmerlichkeit, das ewige Berechnen paßt nur für Spießbürger. Ich lernte es bisher nicht, werde es wohl auch kaum noch lernen — ebensowenig wie die Seßhaftigkeit. Wie oft habe ich es mir vorgesungen, das:

Weiter hinaus, weiter hinaus,
Zigeunerkind ist nirgend zu Haus."

Mit einem Gemisch von Schrecken und Verwunderung sah Ernst diesem leidenschaftlichen Ausbruch zu. Wo war das vornehme, ruhige Wesen, das er seine Braut und dann seine Frau genannt hatte? Sie war ihm fremd, ganz fremd mit den flammenden Augen und der vibrierenden Stimme. Er fühlte freilich unklar, daß seine Art sie verletzt und diese Heftigkeit hervorgerufen hatte, aber sein gereiztes Empfinden gab ihm kein Mittel an die Hand, mit dem er sie hätte beruhigen können. So vergingen einige Minuten in peinlichem Schweigen, dann sagte Ernst in einem Ton, der natürlich klingen sollte und doch sehr gezwungen herauskam:

„Ich kam, um dich zu fragen, ob du mit mir und Alexander einen Gang durch die Felder machen wolltest. Der Roggen hinter unserem Hause wird jetzt gemäht, die Sitte aber fordert, daß man sich dabei von den Tagelöhnern binden läßt und durch ein Trinkgeld auslöst. Freilich ist es noch heiß, aber vielleicht begleitest du mich."

„Nein, nein," unterbrach ihn Idaly lebhaft, „gehe nur mit dem Kinde voran und beschreibe mir den Weg, den ihr einschlagt, ich folge euch später, wenn ich mein Wirtschaftsbuch abgeschlossen habe."

Sie dachte aber nicht daran, das Buch zu öffnen, sondern schaute, die Stirn gegen die Scheibe gedrückt, lange ihrem Manne nach, der, den Knaben an der Hand, den Weg in die Felder einschlug. Dieser wandte sich noch einigemal um, als suche er etwas, dann aber wurde sein Blick durch etwas Neues gefesselt und er sprang fröhlich voran.

„Wie vergnügt sie miteinander sind und wie sie mich gar nicht vermissen," sagte Idaly bitter zu sich selbst. „Ernst versteht mich nicht, weder in meiner Liebe, noch in meinen Antipathien, ich bleibe ihm in meiner Eigenart und den Bedürfnissen meiner Seele ein Rätsel, das zu lösen er sich nicht einmal Mühe giebt! Gott, wie war das anders, da noch mein Bruder lebte! Nicht, als ob sich unsere ähnlichen Naturen nicht aneinander gerieben und befehdet hätten, sogar härter und schroffer, als ich es je mit Ernst thue, aber er liebte mich quand même, und er hätte mich nach einer Scene, wie die soeben erlebte, nie verlassen, wohl aber seine starken Arme um mich geschlungen, meinen Kopf auf seine Schulter gelegt und mich mit tausend süßen Schmeichelnamen beruhigt. O, nur noch einmal das Gefühl wonnigen Geborgenseins, das mir seine Nähe einflößte, empfinden, welch ein Glück wäre das! Selbst in den Zeiten, da wir getrennt waren, wußte ich ihn doch in der Welt, die Welt enthielt für mich dieses Herz, diese intensive Zuneigung, diese wonnig warme Zärtlichkeit — versunken, verloren!"

Die junge Frau fuhr schaudernd zusammen; die engen vier Wände ihres Zimmers bedrückten sie plötzlich, und ehe sie sich noch klar gemacht hatte, ob sie den Vorangegangenen folgen wollte, befand sie sich schon auf dem Felde.

Es war ein heißer Sommertag; die Sonne stach nicht, sondern sendete eine erstickende Schwüle durch eine dicke Wolkenschicht auf die Erde, welche unter dem glühenden Drucke verstummte und gleichsam den Atem anhielt. Idaly schritt auf einem schmalen Fußpfade zwischen den Weizenähren dahin, die dicht wie ein kleiner Wald waren und jetzt unter der Last ihrer Körner die schweren Häupter senkten. Eine Katze, die auf Vögel und Feldmäuse ausging, schnurrte an ihr vorüber, eine einsame, kleine Lerche zwitscherte leise auf die nickenden Ähren hinab, durch

ihr feines Stimmchen die allgemeine Stille nur noch erhöhend. Das arme Menschenherz aber fühlte bei der beklommenen Ruhe der Natur seinen Kummer schwerer, seine Vereinsamung schneidender, und der Gedanke, Leid mit Leid zu vergelten, fiel wie ein Samenkorn in einen durch den Pflug des Schmerzes aufgewühlten Boden.

Der schmale Pfad, den Idaly verfolgte, mündete auf einen zum größten Teil gemähten Acker. Viele Garben waren hier gleich kleinen Hütten aufgestellt, in einiger Entfernung blitzten die Sensen der Schnitter, denen die Harken der Frauen geschäftig folgten. In dem Gedanken, daß dies der Ort sei, welchen Ernst angegeben hatte und an dem er ihrer wartete, schritt Idaly schnell auf die Mäher zu, aber noch bevor sie dieselben erreicht hatte, trat eine junge Dirne aus der Reihe der Harkenden, schlang ein grellrotes seidenes Band, an dem ein Büschel Ähren befestigt war, um ihren Arm und leierte in plattdeutscher Sprache einen Vers ab, von dem sie nichts als die Worte „slowitte Hand" verstand. Jetzt erst fiel ihr ein, was Ernst ihr von der Sitte des Bindens und der Geldauslösung erzählt hatte. Schnell fuhr ihre Rechte in die Tasche, um gleich wieder leer zum Vorschein zu kommen, das Portemonnaie war ja mit der Zigeunerin gewandert. Eine qualvolle Verlegenheit bemächtigte sich Idalys, die durch das dumme Lachen der Umstehenden nur noch vermehrt wurde, und gleichzeitig stieg ein trotziger Zorn gegen Ernst in ihr auf, der nicht gewartet und sie dieser peinlichen Lage ausgesetzt hatte. Wie eine Erlösung schlug auf diesem Höhepunkt der Unerträglichkeit Herrn von Richthausens Stimme an ihr Ohr:

„Sie kennen nicht die Sitte des Landes, gestatten Sie, daß ich hiermit Ihre Bande löse." Den Worten folgte die That auf dem Fuße, zwei Thaler fielen klingend in die derbe Hand des Mädchens, das mit einem Jauchzer davonsprang. Idaly aber blickte lächelnd zu ihrem Retter auf.

„Das war Hilfe in der Not," sagte sie, „welcher glückliche Zufall führte Sie nur gerade diesen Weg?"

„Kein Zufall, sondern Ihr Herr Gemahl, der mir sagte, daß Sie ihm folgen würden, dann aber glaubte, daß Sie den Plan aufgegeben hätten und darum den Bitten des Kindes nachgab, welches gern in den Wald wollte."

Idalys Brauen zogen sich finster zusammen. Nicht einmal eine Viertelstunde konnte er auf sie warten, entwickelte schon nach wenigen Monaten der Ehe eine Gleichgültigkeit, die sich bis zur Unhöflichkeit steigerte. Unwillkürlich blickten ihre schönen Augen den Mann, der ihr den kleinen Ritterdienst erzeigt hatte, freundlicher an, auch ihre Stimme klang sanfter, da sie heute zu ihm sprach. Und es war noch eins, was sie, die sich ebensogern bewundern ließ, wie sie ihre Vasallen knechtete, heute milder stimmte — der Gegensatz zwischen der mit ihrem Manne gehabten Scene und der jetzigen Begegnung. Ohne daß er eine banale Schmeichelei sagte, verriet doch jede Miene, jede Bewegung, jeder Laut die stumme, aber schrankenlose Bewunderung des Barons. Die Art, wie er ihre kleinen Füße vor Stoppeln und Steinen zu schützen wußte, die Gebärde, mit der er ihr die gepflückten Kornblumen reichte, der Blick, den er verstohlen auf ihrem Antlitz haften ließ, alles und jedes atmete jenes feine, berauschende Parfüm grenzen- und kritikloser Bewunderung, der für eine Frau die Essenz der Liebe ist. Idaly jedoch, die stets etwas Besonderes vom Leben verlangte, die geradezu darunter litt, wenn sich die Menschen nicht mit ihr beschäftigten, sog in ihrer heutigen Stimmung den Opferdampf wie eine Verschmachtete ein.

„Haben Sie sich inzwischen mit der hiesigen Gesellschaft etwas versöhnt, ihr wenigstens einige gute Seiten abgewonnen?" fragte der Baron.

„Nein," lautete die Antwort, „das bleibt ein hoffnungsloser Fall. Die Frauen, mit denen ich dann und wann

verkehre, bringen mich nicht nur seelisch, sondern auch körperlich herunter; sie überschreien mich, lassen mich unberücksichtigt und affizieren auf diese Art selbst meine armen Augen, die nach einer Stunde Unterhaltung mit ihnen mir starr erscheinen. Ich wollte, ich brauchte sie nie mehr zu sehen, ich hasse sie."

Der Mann schaute erstaunt und erfreut zu ihr hinüber, die sich in seiner Gegenwart noch nie so rückhaltslos gegeben hatte. Idaly jedoch, deren Nerven durch die Zigeunerin und die Scene mit ihrem Manne noch erregt waren, fuhr mit einer ihr sonst fremden Offenheit fort:

„Ich weiß ja, wie unfruchtbar dies ist und daß man sich genügen lassen sollte an Feld und Wald, dem anmutigen Rahmen unseres Landhauses. Zuweilen, wenn ich am Morgen die Fenster meines zu ebener Erde gelegenen Zimmers öffne, die Blütenzweige mir entgegenschnellen, die Vögel in nächster Nähe singen, dann ist schon etwas wie Sommerfreude und Sommerfriede über mein Gemüt gekommen. Leider bleibt es aber nie, geht stets im Laufe des Tages wieder verloren. Und ich brauche doch so nötig Menschen, bedarf ihrer Freundschaft, von der ich erwarten, hoffen, fordern kann; denn ich muß etwas wünschen mit allen Kräften meiner Seele, etwas lieben bis zur Unruhe, bis zum Schmerz. Hier, in dieser Umgebung, komme ich mir wie ein armer Waldschmetterling vor, der so gern in sein grünes Revier zurückfliegen möchte und dem die bösen Menschen eine Nadel durch den Leib getrieben haben."

„Armer Schmetterling," sagte Richthausen leise. „Wenn man das Märchen der tönenden Muschel aus Ihrem Munde gehört hat, dann weiß man, daß Pflicht Ihnen nur Konsonant im Leben, Liebe jedoch Vokal ist."

Idaly blieb wie angewurzelt stehen und blickte in die sinkende Sonne. O, wie hatte dieser Mann das geheimste Sehnen ihres Herzens verstanden und erraten, daß sie in dem weichen Element der Liebe atmen mußte, wenn sie nicht bitter, hart und schlecht werden sollte. Und Ernst —!

Die schroffen Töne, in denen er zu ihr gesprochen, klangen ihr noch im Ohr, die Ironie seiner Worte hatte sich gleich scharfem Gift ihrer Seele mitgeteilt, die jetzt nur von dem e i n e n rasenden Verlangen erfüllt war, Weh mit Weh zu vergelten. War es ein böser oder ein guter Dämon, der ihr in dieser Stunde den Baron geschickt hatte? Sie wußte es nicht, sie empfand nur undeutlich, daß ihr Schicksal neben ihr ging, daß von den kommenden Minuten vielleicht die ganze Gestalt ihrer zukünftigen Existenz abhing. Aber es beunruhigte sie nicht, im Gegenteil! Es war doch endlich einmal eine Emotion in dem öden Einerlei ihrer Tage, endlich einmal eine starke Lebenswelle, die ihr aus den Worten ihres Begleiters entgegenrauschte. Wovon sprach er nur? Von dem Glück, endlich in einem stillen Waldwinkel Ebenbürtiges gefunden zu haben, von seinem Vorsatz, es festzuhalten um jeden Preis, von jenen seltenen Stunden idealen Genießens, die er i h r danke und die er zu den Marksteinen seines Lebens zähle. Dann aber spitzte er allmählich das allgemein gehaltene Thema persönlicher zu, indem er erzählte, wie ihre Erscheinung vom ersten Augenblick an ihn gefesselt, wie ihre Eigentümlichkeiten, selbst ihre kleinen Unregelmäßigkeiten es ihm angethan hätten, wie er sie mit keinem Weibe, das er je gekannt, vergleichen könne, und daß folgerichtig auch seine Gefühle für sie eine nie empfundene Eigenart besäßen. Ja, er habe sie lieb, grenzenlos lieb. Beunruhigen könne sie doch nicht ein nach allen Richtungen hin gut angelegtes Gefühl, er glaube vielmehr, daß sie viele gemeinsame Anknüpfungspunkte hätten und sich beide fördern würden in gegenseitiger geistiger Berührung. Übrigens dürfe und könne sie ihm nach dieser Richtung nichts gebieten, denn auch er spräche vollbewußt und fest entschlossen: „Was geht's dich an, wenn ich dich liebe."

Halblaut, mit einer vor Bewegung zu-

weilen vibrierenden Stimme wurden diese Worte an Idalys Ohr hingemurmelt, während sie durch die Kornfelder mit ihren schlanken, vollen, wogenden Halmen wandelte. Die Sonne war soeben untergegangen, und wie eine Feuersbrunst loderte die Abendröte empor, den halben Horizont umfassend. Die Augen der jungen Frau ließen sich nicht blenden, sondern schauten fest in die flammende Glut, während ihre Lippen halb geöffnet blieben. So, gleich einer Verschmachtenden, trank sie die Worte des Mannes und in ihnen den Ton, den sie noch nie gehört, auf den sie doch so schmerzlich lange gewartet hatte! Also man konnte sie doch bewundern, lieben, ihr den ersten Platz einräumen, trotzdem sie keine Schönheit war und jetzt bereits siebenundzwanzig Jahre zählte! Und wenn es dieser Fremde that, um den sie sich so wenig gekümmert, nun wohl, es war nicht ihre Schuld, sondern die eines anderen, und was auch daraus entstehen mochte, es fiel nicht ihr zur Last, sondern immer auf das Haupt jenes anderen.

Was ist das? Querfeldein kommt ein Arbeiter auf sie zugelaufen, welcher ihnen schon aus beträchtlicher Entfernung zuwinkt und unverständliche Worte ausstößt. Richthausen hat denselben schon eher bemerkt als Idaly, geht ihm schnell entgegen und fragt den Atemlosen, was es denn mit seiner ungestümen Eile für eine Bewandtnis habe. Da stottert der Mann abgerissen hervor, daß auf dem Neubau ein Teil des Gerüstes eingestürzt sei und daß er aus der Stadt einen Arzt und Tragbahren für die Verletzten holen solle.

„Nun so macht, daß Ihr fortkommt,“ rief der Baron dem Arbeiter zu, worauf derselbe auch sofort seinen Lauf wieder aufnahm. In diesem Moment fühlte Richthausen Idalys zitternde Hand auf seinem Arm und blickte in ein Paar dunkle Augen, welche mit dem Ausdruck namen- und hilfloser Angst auf ihn gerichtet waren.

„Wenn es nun ihn getroffen?“ stieß die junge Frau mühsam hervor. „Sie sagten ja, er sei mit dem Kinde nach dem Bau gegangen.“

„Wen getroffen?“ fragte Richthausen, sie scharf fixierend. „Sie meinen doch Alexander? — nein, ich bin überzeugt, den hat Ihr Herr Gemahl gar nicht so weit herangelassen.“

Idaly antwortete nicht, sondern starrte geistesabwesend auf den Arbeiter, welcher sich schon außer Gehörweite befand.

„So gehen wir doch selbst,“ schlug der Baron vor, „die Unglücksstelle ist höchstens zwanzig Minuten von hier entfernt.“

Idaly antwortete nicht, eilte jedoch sogleich in der Richtung des Neubaus fort und zwar so schnell, daß Richthausen Mühe hatte, mit ihr Schritt zu halten. Die breite Fahrstraße, welche einen Umweg machte, verschmähend, lief die junge Frau querfeldein, ohne die verhaßten Stoppeln zu beachten, ohne ein einziges Mal Halt zu machen. Vergebens, daß der Mann an ihrer Seite sie beschwor, ihre Eile zu mäßigen, da sie, ungewohnt eines solchen Dauerlaufs, sich damit schaden müsse; nur ein Kopfschütteln ward ihm zur Antwort, die zarte Frauengestalt aber, der die Angst Flügel verliehen hatte, eilte unaufhaltsam dem Ziele zu.

Da lag es endlich vor ihnen, da sah man schon die halbwelke Krone des Richtfestes und da kam ihnen auch der Knabe wohlbehalten entgegengelaufen.

„Wo ist Papa?“ rief Idaly, während sie die Rechte auf die stürmisch atmende Brust drückte und, ohne die Antwort des Kindes abzuwarten, an eine Arbeitergruppe herantrat. Der erste der Umstehenden, welcher sich ihr zuwandte und sie mit erstaunten Blicken maß, war ihr Mann.

„Mein Gott, wo kommst du her, und wie erhitzt du bist,“ sagte er, während sein finsteres Antlitz sich bei ihrem Anblick erhellte. Wirklich konnte man auch kaum etwas Reizenderes sehen als die Pfirsichröte der sonst so bleichen Wangen, den schwimmenden Glücksschimmer in den melancholischen Frauenaugen und die holde Unordnung der kleinen Löckchen, welche

wirr vom schnellen Lauf tief in die Stirn und Schläfe fielen.

In süßer Verlegenheit beugte sich die Gefragte zu dem Knaben und küßte ihn herzlich. „O, Sascha,“ sagte sie schmollend, „wie böse war es von dir, mir solche Angst zu machen.“

Da sie sich aber emporrichtete, begegnete Idaly dem scharf auf sie gehefteten Blick des Barons, welcher ihr gleich einer Sonde in die Seele drang und eine neue heiße Blutwelle ins Antlitz trieb.

„Ein Arbeiter machte uns von dem Unglück, das auf dem Bau passiert ist, Mitteilung,“ bemerkte Richthausen erklärend zu Ernst Malten. „Ihre Frau Gemahlin fürchtete, daß Sie davon betroffen seien, und eilte darum mit der Geschwindigkeit eines Schnellläufers hierher.“

„So, so, armes Kind,“ sagte der Baumeister herzlich, aber sichtlich zerstreut zu seiner Frau, der er dann ebenso wie dem Baron einen ausführlichen Bericht über die Ursachen und näheren Umstände des Unfalles abstattete. Es war nicht so schlimm, wie man anfänglich gedacht, der eine Arbeiter war mit einem Bruch des Unterschenkels und der andere mit einer starken Quetschung des rechten Armes davongekommen. Dennoch war Ernst tief verstimmt, daß eine so grobe Fahrlässigkeit möglich gewesen sei, und daß man seine strengen Anordnungen, welche er noch am Tage zuvor in betreff der zu errichtenden Winden gegeben, nicht befolgt habe. Er bat auch Idaly, mit dem Kinde heimzukehren, da er den Arzt aus der Stadt abwarten und den Transport des Verletzten leiten wolle. Als die junge Frau sich anschickte, diesem Wunsche Folge zu leisten, empfahl sich ihr Richthausen und schlug auch seinerseits den Heimweg ein. Lange Zeit schritt er tief in Gedanken versenkt die Straße entlang und köpfte, ohne Ansehen der Art, die Pflanzen, die an seinem Wege standen. Sonder Wahl fielen unter den wuchtigen Hieben seines Stockes die bunten Disteln, die hohen Königskerzen und glühenden Mohnblumen. Erst kurz vor seiner Besitzung blieb er stehen, bohrte seinen Stock tief in die Erde und murmelte halblaut: „Welche Narren des Glücks sind doch die Menschen.“

Idaly dagegen schützte, zu Hause angekommen, Übermüdung vor und zog sich sofort auf ihr Zimmer zurück. In ihrem Inneren wurden Stimmen laut, die sich untereinander verklagten und entschuldigten, aber sie verschloß, so gut es ging, ihr Ohr vor ihnen und wollte nicht darauf hören. Stunden saß sie an ihrem kleinen Schreibtisch am offenen Fenster und starrte hinaus in die königliche Nacht, deren trockene Wärme zu ihr hineindrang, starrte hinaus auf das breite, funkelnde Band der Milchstraße und die leuchtenden Sternschnuppen, die so schnell erloschen. Erst spät entschloß sie sich, Licht anzuzünden, um nach ihrer Gewohnheit noch vor dem Einschlafen etwas zu lesen. Ihre kleine Hand griff auf gut Glück nach einem der Bücher, die auf ihrem Schreibtische standen, und ihre Augen blinzelten, als sie in demselben die alte, kleine, in Schweinsleder gebundene Familienbibel entdeckten. Dennoch öffnete Idaly dieselbe, ohne zu wählen, und las, worauf ihr Blick zuerst fiel.

„Da stand Bileam des Morgens auf und sattelte seine Eselin und zog mit den Fürsten der Moabiter. Aber der Herr Gottes ergrimmte, daß er hinzog. Und der Engel des Herrn trat in den Weg, daß er ihm widerstünde.

Und die Eselin sahe den Engel des Herrn im Wege stehen, und ein bloß Schwert in seiner Hand. Und die Eselin wich aus dem Wege und ging auf dem Felde: Bileam aber schlug sie, daß sie in den Weg sollte gehen.

Da trat der Engel des Herrn in den Pfad bei den Weinbergen, da auf beiden Seiten Wände waren. Und da die Eselin den Engel des Herrn sahe, drängte sie sich an die Wand und klemmete Bileam den Fuß an der Wand: und er schlug sie noch mehr.

Da öffnete der Herr Bileam die Augen,

daß er den Engel des Herrn sah im Wege stehen und ein bloß Schwert in seiner Hand und neigete und bückete sich mit seinem Angesicht."

Wie merkwürdig Idaly von der alten bekannten Legende berührt wurde, wie jedes Wort derselben ihr Innerstes traf. Gab es in der That eine geheime unerklärliche Macht, welche sich unseren Absichten zuweilen widersetzt, denselben entgegentritt gleich dem Engel des Herrn mit bloßem Schwert? Wo aber war dieselbe zu suchen — außer uns bei dem allgewaltigen Schicksal, dessen blinde Werkzeuge der Zufall und Irrtum sind, oder in unserem eigensten Inneren, das ja das Alpha und Omega aller Dinge ist? Idaly blickte noch einmal hinaus, aber weder die sanft ruhende Erde, noch der herrlich gestirnte Himmel gaben ihr Antwort, und sie schloß das Fenster mit dem Gedanken, daß erst der Augenblick der Gefahr uns so recht über unsere Stärke und unsere Schwäche aufklärt, und daß man sich wohl in der Theorie, aber nie in der Praxis bewußt in einen Abgrund stürzen kann.

* *
*

Wochen folgten diesem Spätsommertage, welche wunderbar wechselvoll für die Natur und merkwürdig eintönig für Idaly waren. Der Wald flammte jetzt in mannigfachen Schattierungen, vom hellsten Goldgelb bis zum tiefsten Braun, der wilde Wein wetteiferte mit den Ebereschen um das prachtvollste Rot, und die wachthabenden Ulmen streuten ihren Samen aus, den die Vögel aufpickten. Sascha war inmitten dieser Thätigkeit ebenfalls fleißig und feierte wahre Orgien unter den Pflaumen- und Birnbäumen, zuweilen sogar in der Küche, wenn das süße Mus eingekocht wurde.

Auch Ernst Malten ward seiner Sommerarbeit froh. Die innere Einrichtung des Waldschlößchens war jetzt beendet, die Fabrik unter Dach, und neue anregende Aufträge warteten seiner, die ihn im Frühjahr zu dauerndem Aufenthalt nach der Residenz führen sollten. Die einzige, welche inmitten dieses regen Lebens in äußerlicher Apathie verharrte, war die junge Herrin des Hauses. Das Einsammeln und Einkochen der Früchte reizte sie ebensowenig wie die farbenprächtigen Bilder, welche der Herbst vor ihren Augen entfaltete, die Pinsel ruhten neben ihrer Palette im Malkasten wie die kleinen Hände in ihrem Schoße. Es war Ernst oft ein Rätsel, wie Idaly lange Stunden im Schaukelstuhle ohne ein Buch, ohne eine Handarbeit, mit halbgeschlossenen Augen sitzen konnte, verharrend in jenem Schweigen, „das etwas verschweigt". Ja, er ahnte seit der stürmischen Scene, welche die Zigeunerin hervorgerufen, daß die ruhigen sanften Formen eine Welt von Leidenschaft verbargen, aber er war nicht der Mann, nach dem zu forschen, was man ihm nicht freiwillig sagte.

Was Ernst Malten, nachdem ein Teil seines Wesens gleich einem zu stark angeschlagenen Ton für immer verstummt war, brauchte, war eine sanfte Hand für sein Kind, Ruhe und häusliches Behagen, damit er seinen künstlerischen Bestrebungen ungestört folgen konnte. Stillschweigend hatte er bei Idaly dasselbe vorausgesetzt, hatte angenommen, daß in dem Jahrzehnt von siebzehn bis siebenundzwanzig alle zarten Frühlings- und heißen Sommerblumen in einem Mädchenherzen abblühen und nur das Streben nach einem edel ausgefüllten Dasein übrig bleibt. Ihn traf keine Schuld, wenn Idaly mehr vom Leben erwartete; er hatte ihr ehrlich gesagt, was er ihr zu bieten vermochte, und er freute sich, vornehmlich in ihrer Seele, daß er sie im Frühjahr der Großstadt und damit dem starken Strom geistiger Interessen wiedergeben würde.

Richthausen hatte seit dem Tage, wo das Gerüst auf dem Neubau zusammenstürzte, das Landhaus nicht wieder betreten; kurze Zeit darauf brachte Ernst die Nachricht heim, daß er auf einige Wochen nach Biarritz gefahren sei. So

war es für Idaly in der That eine Überraschung, als an einem strahlend schönen Septembernachmittage der Baron so unbefangen bei ihr eintrat, als hätten sie sich erst am Abend vorher gesehen. Die junge Frau saß auf der mit wildem Wein umsponnenen Veranda, nach dem Salon standen die Thüren offen; der Baron jedoch, welcher Idaly schon vom Pferde aus begrüßt hatte, zog es vor, sich nicht melden zu lassen und den kürzeren Weg durch den kleinen Vorgarten einzuschlagen. Sein schlankes Windspiel folgte ihm auf dem Fuße, wurde aber sofort von Sascha, der mit ihm im Garten herumtollte, in Beschlag genommen.

„Nun," sagte Idaly, indem sie auf den Sessel an ihrer Seite deutete, „war es schön in Biarritz, und haben Sie dort gefunden, was Sie suchten?"

„Wer sagt Ihnen denn, gnädige Frau, daß ich irgend etwas gesucht habe?" bemerkte Richthausen lächelnd und stülpte seinen leichten Filzhut auf das Gitter.

„Dafür sprach doch Ihre schnelle Abreise deutlich genug, Herr Baron!"

„Mit nichten. Man hätte daraus viel eher folgern können, daß ich mir selbst oder irgend einer Gefahr entrinnen wollte," erwiderte er, die junge Frau scharf fixierend, setzte dann aber, als er ihr Achselzucken bemerkte, hinzu:

„Übrigens haben wir beide recht. Mein neuer Mensch war mir unbequem geworden und ich suchte meinen alten Adam in Biarritz wiederzufinden. Ich hatte mich einige Monate derart für Freundschaft, Aufopferung, Askese begeistert, daß es mich gleich dem verlorenen Sohn nach den Träbern gelüstete. Nun, die habe ich denn auch nach Wunsch gefunden," setzte er mit einem halben Seufzer hinzu.

Idaly geriet bei dem unerwarteten Bekenntnis in Verlegenheit und war erfreut, als gerade in diesem Augenblicke ihr Mann hinzukam und den Baron begrüßte.

„Welch ein Glück, daß Sie wieder da sind," sagte er. „Wir beide haben unseren Nachbar recht vermißt, und meine Frau wollte es mir gar nicht glauben, daß Sie so plötzlich und ohne Abschied auf und davon waren. ‚Der Baron soll aber kommen', war ihre mehr gereizte als logische Antwort auf die Nachricht Ihrer Abreise."

Nun, dachte die junge Frau, da komme ich aus dem Regen in die Traufe, laut aber rief sie nach Sascha, welcher atemlos mit dem Windspiel die Treppe hinaufsprang.

„Papa will dich mit nach der Stadt nehmen," sagte sie, „gehe zu Auguste, laß dir von ihr deinen hellgrauen Tuchanzug anziehen und das Haar bürsten."

„Ist es schon so weit, und sind auch die Rosen alle da, Papa?" fragte der Knabe, indem er Diana zögernd losließ.

„Ja, Alexander, thue nur wie Mama sagt, und eile dich, der Wagen wartet schon."

Mit einigen schnellen Sätzen war das Kind verschwunden, erschien aber sehr bald wieder in seinem Sonntagsanzuge und mit geglättetem Haar. Idaly wollte fragen, was es eigentlich mit den Rosen für eine Bewandtnis habe, jedoch ihr Mann hatte eifrig mit Richthausen gesprochen und empfahl sich nach Saschas Wiederkehr so eilig, daß sie keine Zeit dazu fand und nur noch vom Balkon aus sah, wie das Hausmädchen einen großen über und über mit gelben und dunkelroten Rosen gefüllten Korb in den Wagen hob.

„Darf ich noch etwas bleiben, gnädige Frau?" sagte Richthausen zu der nachdenklich Gewordenen.

„Gewiß," erwiderte sie und fuhr mit der Hand über die Stirn, als müsse sie lästige Gedanken verscheuchen. „Sie haben es ja von meinem Manne gehört, wie sehr ich Sie vermißt habe."

Richthausen verbeugte sich lächelnd. „Noch vor wenigen Wochen hätte diese fröhliche Offenheit, die einer Frau nur zu Gebote steht, wenn das Vermissen nicht bewältigend war, mich tief niedergeschlagen. Heute aber —"

„Heute," ergänzte Idaly, über deren

Gesicht ein zustimmendes Lächeln gehuscht war, „heute wollten Sie sagen —“

„Ist es etwas anderes, schon Bekanntes, das mir eine frühere Erfahrung nur bestätigt.“

Die junge Frau sah ihn fragend an. „Sie sprechen in Rätseln, Herr Baron!“

„Und ist doch alles so einfach und klar,“ erwiderte er. „Kümmern Sie sich aber nicht darum, gnädige Frau, es lohnt sich nicht der Mühe, sagen Sie mir lieber, ob Sie wirklich erst zum Frühjahr nach der Hauptstadt übersiedeln und den ganzen langen Winter in diesem Landhause verleben werden?“

„Gewiß,“ lautete die Antwort, „die Sache ist längst entschieden. Mein Mann behauptet, daß er die Ruhe der kleinen Stadt für seine große Konkurrenzarbeit braucht. Und gar so schlimm wird es auch nicht werden,“ fügte sie mit einem liebenswürdigen Lächeln hinzu, „da Sie ja versprochen haben, recht oft mit Ihrer Geige bei uns vorzusprechen und Ernst zu begleiten.“

„Auf mich zählen Sie nicht, gnädige Frau, ich löse schon jetzt meinen kaum begründeten Haushalt auf und habe mich entschlossen, den ganzen Winter in Italien zu verleben.“

Die kleine Frauenhand, welche einen Zweig stark duftender Tuberosen hielt, sank in den Schoß, und in den dunklen Augen spiegelte sich eine verwunderte, zornige Enttäuschung.

„Ei, Herr Baron,“ erwiderte Idaly eisig kalt, „das ist freilich schöner, als hier den Fuchs zu jagen und mit uns langweiligen Kleinstädtern zusammenzuhocken. Hat ein neuer Wandelstern, der Ihnen in Biarritz aufging und dessen Bahn nach Italien führt, Ihnen den Weg dorthin gewiesen?“

Richthausen stieß das Windspiel, welches den feinen Kopf schmeichelnd auf sein Knie legte, unsanft von sich. „Ich glaubte schon vorhin angedeutet zu haben, daß ich in Biarritz nicht nach Sternen ausgeschaut habe, daß sie mir vielmehr untergegangen waren,“ sagte er finster.

„Haben Sie nur ein wenig Geduld, die kommen schon wieder; aber schade ist's doch, daß Sie sind wie alle anderen auch, daß Sie nicht das Verständnis für Freundschaft besitzen. Und ich hatte so sicher auf Sie gezählt.“

Idaly hatte die Worte gegen ihre Gewohnheit schnell hervorgesprudelt, nun erhob sie sich von ihrem Sitze und schritt an ihm vorbei auf die Treppe zu. „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir ein wenig,“ sagte sie; „um lange still zu sitzen, finde ich die Luft doch zu kühl. Meinen Sie nicht auch?“

„Freilich, es weht hier heute eine kalte Strömung, unter der ich bis in meine äußerste Herzspitze friere, glaube auch, daß es unter diesen Umständen am besten ist, wenn ich mich dem ungnädigen Blick Ihrer schönen Augen entziehe. Leben Sie wohl, verehrte Frau!“

„Ist das Ihr letztes Abschiedswort?“ fragte Idaly, indem sie ihm die Hand reichte. Richthausen zog dieselbe leicht an seine Lippen, ließ sie dann aber nicht los, sondern erfaßte sie plötzlich mit festem Griff und zwang so die junge Frau, seinem prüfenden Blicke standzuhalten.

„Nein,“ sagte er, „auf die Art geht es denn doch nicht. Es wäre feige, mich aus Ihrem Leben hinwegzustehlen, in das Sie mich einmal hineinblicken ließen, feige, Dinge nicht zu lösen, welche man allerdings viel leichter abschneiden könnte. Und ich denke nicht kleinlich genug von Ihnen, um Ihnen nicht die volle Wahrheit zu sagen, um gewisse Fragen nicht einmal nach ihrem Wert, anstatt nach ihrer formell gewohnten Schätzung mit Ihnen zu besprechen. Wenn ich jetzt wie ein Fremder von Ihnen schiede, so wäre nichts ausgeglichen, nichts versöhnt, und Sie besonders würden — doch das gehört noch nicht hierher.“

In großer Bestürzung hatte Idaly ihre Hand dem Baron entzogen und einen der Kieswege des Gartens betreten.

„Sie machen mich ängstlich mit Ihren großen Worten,“ sagte sie zu dem neben

ihr Wandelnden, „ich habe keine Ahnung, wo Sie hinauswollen.“

„Sie werden es bald erfahren, gnädige Frau, und in möglichst einfacher Weise, denn mir ist bekannt, daß Ihnen alles Gesuchte, Gespreizte, Pathetische ein Greuel ist! Als ich hier ankam, ein wegmüder, schicksal-zerzauster Mann, der sich redliche Mühe gab, zum bösen Spiel eine gute Miene zu machen, waren Sie die erste, der ich in einer ungewöhnlichen Situation begegnete. Ihre Art zu sein und sich zu geben, frappierte mich, da sie von der anderer Frauen vollständig abwich. Herb und verschlossen gegen Fremde, konnten Sie dem tiefer forschenden Blick doch nicht den starken Herzschlag und die glühende Phantasie verbergen, welche Ihr inneres Leben ausmachten. Einsam in einer Ihnen fremden Welt, an der Seite —“

„Bitte um Entschuldigung,“ sagte Idaly, ihn hastig unterbrechend, „aber ich kenne mich selbst so leidlich und bin gar nicht neugierig zu wissen, wie sich mein Ich in Ihren Augen spiegelt.“

Der Baron verbeugte sich. „Gut,“ sagte er, „so setzen wir ohne weitere Begründung voraus, daß Sie mich im höchsten Grade, aber anders als alle Frauen, die ich bis dahin kennen gelernt hatte, interessierten. Ich hatte auch viel Geduld, denn ich sagte mir, daß alle Entwickelungen der Natur stufenweise vor sich gehen, daß man aber andererseits, wenn man Ebenbürtiges gefunden, es mit aller Kraft, aller Energie festhalten müsse; bildete mir auch damals ein, Ihnen in der That ein treuer, hilfreicher Freund sein zu können, meinem wilden Willen zum Trotz. Denn daß ich's nur gleich ohne Umschweife gestehe, gnädige Frau, ich, der blasierte, skeptische Mann, liebte Sie mit jener Liebe, deren der Mensch nur einmal fähig ist, und sah in Ihnen das lange vergeblich gesuchte Ideal meines Lebens.“

Idaly schwieg, aber keines der Worte entging ihr. Sie sog sie vielmehr ein, gleich dem berauschenden Duft der Tuberose, die sie in der Hand hielt.

Richthausen jedoch fuhr nach einem tiefen Atemzuge fort: „So standen die Sachen, als ich an jenem Augustnachmittage das unverhoffte Glück hatte, Sie, gnädige Frau, auf dem Felde zu treffen. In Ihnen brannte eine eigentümliche Erregung, die Sie aber gütiger und mitteilsamer denn je machte. Ich wußte recht gut, daß nicht **ich** sie in Ihnen hervorgerufen hatte, daß Ihre Mitteilungen nicht mir, dem Menschen, wie er ein für allemal in mir lebt, sondern dem Gefährten jener Stunde, dem ‚Jemand‘ galten, welcher Empfindung genug besaß, Ihre Stimmung zu accompagnieren. Ebenso genau wußte ich auch, daß ich Ihr Schuldner geworden, daß ich ehrlich genug sein mußte, Ihnen zurückzuzahlen, was nicht mein war — bis zu dem Momente, wo ich es verdient hatte, mit Ihnen in dauernder seelischer Verbindung zu bleiben. Wir hatten ja so viele gemeinsame Interessen, wir mußten uns ja fördern in gegenseitiger Berührung; ich träumte einen stolzen Traum, als ich unsanft geweckt wurde.“

Die junge Frau blieb plötzlich stehen und blickte ihn aus großen, fragenden Augen an. „Darauf bin ich doch begierig,“ sagte sie.

Richthausen erwiderte den Blick mit einem Lächeln, das ihr das Blut heiß ins Gesicht trieb. „Sie entsinnen sich doch, daß wir auf dem Felde dem Unglücksboten begegneten, der uns die Nachricht von dem zusammengebrochenen Gerüst brachte? Nun wohl, wir hatten nicht gefragt, **wen** es getroffen, Sie aber fürchteten für Ihren Herrn Gemahl und flogen mehr als Sie gingen dem Neubau zu. Das Kind, von dem ich stets gemeint, daß Ihre größte Liebe ihm gelte, kam Ihnen wohlbehalten entgegen, Sie sahen es kaum — so untergegangen war alles in dem einen, übermächtigen Gefühl, das lange zurückgedämmt, in jenem Augenblick jede Schranke niederreißend, hervorbrach. Ich werde nie den Ausdruck seligen Glückes vergessen, der Sie wie eine Glorie umstrahlte, als Sie den Gatten unver-

sehrt vor sich sahen, denn er fiel für mich mit einer bitteren Erkenntnis zusammen."

Idaly hätte viel darum gegeben, wenn ein Dritter jetzt hinzugetreten, eine Störung irgend welcher Art den Faden des Gespräches abgerissen hätte. Hilfesuchend überflog ihr Blick den Garten. Der aber lag ruhig im Herbstsonnenschein, lautlos sanken die rötlich gelben Blätter zu ihren Füßen nieder, unerbittlich fuhr die Stimme des Mannes fort: „Damals habe ich einen Einblick in die Komödie gewonnen, welche Sie, gnädige Frau, vor der Welt und vor allen Dingen vor sich selbst aufführen, indem Sie das stärkste und beste Gefühl Ihres Herzens zu verstecken suchen. Warum gefielen Sie sich nur in der Rolle der unverstandenen, unbefriedigten Frau, wo Sie doch den Gegenstand Ihrer Neigung besaßen und es nur von Ihnen abhing, von ihm in gebührender Weise geliebt zu werden?"

„Halt," rief Idaly — und es war ihr eine Wohlthat, nach der peinlichen Spannung der letzten Minuten ihre eigene Stimme zu hören, „halt, Herr Baron, Sie kommen da auf Fragen, welche zu berühren ich Sie nie ermächtigte, nie, o nie."

Beide standen an einer Biegung des Weges und hemmten gleichzeitig den Schritt, sich wie zwei Gegner scharf mit den Blicken messend.

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich dem widerspreche. Auch mir war eine Rolle in der Komödie zugeteilt, gegen die sich mein Selbstgefühl empörte. Da Sie nur Ihr eigenes Ich, dasselbe jedoch in eminenter Stärke fühlen, hatte die Möglichkeit nie Ihren Sinn gekreuzt, daß ein anderer durch Sie leiden könne, oder auch gesetzt, Sie hätten es begriffen, so würden Sie das nur ganz in der Ordnung gefunden haben. Der Richthausen sollte kommen, sollte Ihrem emotionsbedürftigen Wesen die Nahrung, die es braucht, reichen, sein heißes Herz auf dem Altar seiner strengen Gottheit verbrennen, während Sie in himmlischer Ruhe den Opferdampf einatmeten und sich an dem drolligen Spiele ergötzten. Als mir das klar wurde, als ich einsah, daß die Frau, die ich so hoch über alle ihre Schwestern gesetzt hatte, nicht besser, sondern nur vorsichtiger war als die anderen, da —"

„Reisten Sie nach Biarritz, Herr Baron, und wuschen Ihre Wunde an reiner Quelle aus, ja ich weiß," fiel ihm Idaly scharf ins Wort.

Der Mann beachtete nicht den Einwurf. Mit über der Brust gekreuzten Armen, als hätte sie nicht gesprochen, richtete er seinen Blick über sie hinweg auf den hellgelb schimmernden Wipfel der Platane und fuhr ruhig fort: „Da standen Sie in einer ernsten Gefahr, Gnädigste, denn mein natürlicher Mensch riet mir, die günstige Chance zu nützen und die alte Geschichte von einer großen Leidenschaft, die ein anderer zu erzählen sich weigerte, in die kleinen danach verlangenden Ohren zu flüstern. Zucken Sie nicht so verächtlich die Achseln, wir wissen beide nicht, ob Ihr eigensüchtiger Stolz oder meine eigensüchtige Liebe Sieger geblieben wäre, aber ich glaube, Sie und ich haben dem Himmel zu danken, daß ein solcher Kampf zwischen uns nicht entbrannte. Es ist eben ein eigen Ding um eine große Liebe, die eher einen Altar schänden, als den Gegenstand, den sie einst vergöttert, entweihen kann! Aus dem Grunde, meine gnädige Frau, reiste ich fort und heilte mich auf meine Art, aus demselben Grunde stehe ich heute vor Ihnen und versuche das Unmögliche."

„Welches Unmögliche?"

„Einer Frau zu beweisen, daß man nicht mehr unter dem Bann ihrer Persönlichkeit steht und trotzdem — oder vielmehr darum ihr bester, aufrichtigster Freund ist."

Idaly lachte ihr kurzes, konventionelles Lachen, das aber heute seltsam schrill klang.

„O, wie ich Sie hasse," sagte sie leise, „wie furchtbar ich Sie hasse," und dabei zerriß sie den Blütenzweig in ihrer Hand in zahllose kleine Stücke, die sie umherstreute. „Nie gab ich Ihnen das Recht,

von meinem Inneren und meinem Manne zu sprechen, Sie aber brachen das Geheimfach meines Herzens auf und zerren ans Licht, was ich selbst nicht sehen wollte — o, wie ich Sie hasse.“ Geisterbleich, mit dunklen Ringen unter den Augen, die stier ins Leere blickten, stand sie vor ihm und fuhr mit derselben leisen, monotonen Stimme fort: „Ich wollte, Sie wären tot, bevor mir ein anderer sonniger Herbsttag die Erinnerung an diesen nahe bringt, ich glaube sicher, daß ich weniger leiden würde, wenn ich Sie tot wüßte. Und wenn es wahr ist, was Sie vorhin gesagt haben von einer großen Liebe, die Sie früher für mich empfunden, dann erweisen Sie mir um ihretwillen die einzige Wohlthat, welche noch in Ihrer Macht steht, dann verlassen Sie mich auf der Stelle, ohne Zögern, ohne einen Ton Ihrer verhaßten Stimme, die Dolche gesprochen hat — auf Nimmerwiedersehen.“

Ein Frösteln, das mit einem süßen Grauen gemischt war, überlief Richthausen, der sich schweigend verbeugte und dem nahe gelegenen Ausgange zuwandte. Unter den alten Ulmen blieb er noch einen Moment stehen, mit einem letzten Blick das Weib, das er so hoffnungslos geliebt hatte, umfassend. Da stand die schlanke, helle Gestalt noch immer an den weißlichen Stamm der Platane gelehnt, die Arme schlaff herniederhängend, die schwermütigen Augen ins Leere starrend. Und so sah er sie vor sich während des ganzen wilden Rittes, von dem sein Pferd dampfend und schweißtriefend heimkehrte, so sah er sie vor sich, wenn immer ihr Bild aus dem Schacht der Erinnerung vor ihm aufstieg, wie sie das Resultat seiner langen, wohlüberlegten Rede vernichtet und in souveräner Weise wieder ihr Ich zum Herrn der Situation gemacht. Wenn sie nur hätte ahnen können, wie wertlos das Leben für ihn war und wie gern er es dahingegeben hätte, seit der süße Duft der fremden, exotischen Blume es nicht mehr erfüllte.

Idaly war ins Haus gegangen und hatte die Vorhänge in ihrem Schlafzimmer heruntergelassen. Die Sonne that ihr weh und der Anblick des Gartens, in dem sie so Fürchterliches erlebt hatte. Ihre ganze Seele war in Aufruhr, zahllose Schmerzenstöne hatte der Mann in ihr angeschlagen durch sein sinnloses Spiel auf den Tasten ihres Herzens, und nun ließ er eine gellende Dissonanz zurück. Was sie aufs sorgfältigste vor sich verheimlicht, was nie aus dem Nebel der Empfindung in das klare Sonnenlicht des Gedankens getreten war — er hatte es in nackten Worten vor ihr ausgesprochen, er hatte sie übersehen, er ihre Seele ganz verstanden, während Ernst —! Die kleine Hand griff nach einer Vorstecknadel, deren Griff eine Korallenhand bildete, die einen winzigen goldenen Dolch hielt, und bohrte dieselbe unaufhörlich in das Toilettenkissen von hellblauem Atlas. Wenn dasselbe Richthausens Herz gewesen wäre, die feinen, blassen Lippen hätten nicht grausamer lächeln, die dunklen Augen nicht kälter blicken können!

So traf sie Alexander, als er in der Dämmerung zurückkam.

„Ach, da bist du ja, Mama, ich habe dich schon im ganzen Hause gesucht. Wie schade, daß du es nicht gesehen hast, wir haben es so wunderschön mit Rosen geschmückt.“

„Was denn, Sascha?“

„Nun das Grab, draußen auf dem Friedhof. Weißt du denn nicht, daß heute meiner ersten Mama Geburtstag ist?“

Nein, sie hatte es nicht gewußt, Ernst hatte nicht davon zu ihr gesprochen, vermied überhaupt seit Monaten, der geliebten Verstorbenen zu erwähnen. Ahnte auch er, was jener furchtbare Mann so deutlich gesehen hatte?

„Wo ist Papa, Sascha?“ Sie sagt es mit einer müden, schleppenden Stimme, während ihre Linke sanft durch die blonden Locken des Knaben streicht.

„Der sitzt in seiner Stube, vor Mamas Kopf, weißt du, wo er am liebsten sitzt. Aber kommst du nicht bald, es ist so langweilig heute und ich habe so großen Hun-

ger. Man sagt, es gäbe mein Leibgericht, Kartoffelpuffer mit Apfelmus, ist das wahr? ja, ach du liebe einzige Mama, dafür muß ich dir einen Kuß geben."

Ungestüm springt er an Idaly empor, schlingt seine Arme um ihren Hals und sucht ihren Kopf zu seinen Lippen herabzuziehen. Die aber weicht ihm aus und drängt ihn von sich, entschieden, beinahe heftig. Er hat ja seines Vaters stolze Stirn, seines Vaters dunkelblaue trotzig blickende Augen, welche ihr heute so weh thun. Befremdet gehorcht das Kind, als sie es hinausschickt, noch von der Thür aus einen verwunderten Blick auf sie heftend. Idaly aber schaut feindselig auf ihr Spiegelbild, das sie bleich aus toten Augen anblickt, während die Pagode, von Alexander angestoßen, stumm und unerbittlich wie das Schicksal ihr zunickt.

* *
*

Zweimal hatte sich nach diesem für Idaly so einschneidenden Erlebnisse aus Morgen und Abend ein neuer Tag zusammengesetzt und noch immer waren die quälenden Empfindungen nicht von ihr gewichen. In Stücke gerissen lag der Heiligenschein, den sie liebevoll um ihr kleines Köpfchen gelegt, den anderen Frauen hatte man sie beigesellt, auf welche sie hochmütig herabgeblickt, gewagt hatte man, ihr Joch von sich zu werfen — nachdem das traurige Geheimnis ihres Herzens schonungslos enthüllt war! Sie empfand es als eine Wohlthat, daß wenigstens die Natur sich ihrer heutigen Stimmung anpaßte und ein dichter Herbstnebel alle Gegenstände diskret verhüllte. Zuweilen schob sich die graue, undurchdringliche Wand bis dicht an ihr Fenster, um dann plötzlich zu reißen und den Fußsteg über die Wiesen und die dunklen Tannen am Saume des Waldes freizugeben.

Einen solchen Augenblick benutzte Idaly, um ins Freie zu gehen; der Wunsch war plötzlich in ihr aufgestiegen, das Grab ihrer unüberwindlichen Nebenbuhlerin zu besuchen. Als sie aus dem Schutze der Ulmen heraustrat, von denen die nassen Blätter lautlos niedersanken, umfing sie der Nebel gleich einer feuchten Decke, welche sich dichter und dichter an ihren Körper schmiegte. Sie schritt rasch aus, um das körperliche Unbehagen los zu werden, aber der Nebel lastete auf ihrem Hirn und drang in ihr Herz, das heute nur schwer und langsam zu schlagen schien. War es Saschas Stimme gewesen, welche in seltsam gedämpften Lauten ihr nachgerufen hatte, als sie durch die Dorfstraße schritt? Sie legte sich die Frage vor, ohne sie bestimmt bejahen oder verneinen zu können, da der Ton erst sehr viel später, als sie schon vor der Kirchhofsmauer stand, an ihr inneres Ohr schlug.

Eine seltsame Stimmung herrschte bei den stillen Schläfern. Heute, in dem grauen, wallenden Duft, der nur die nächste Umgebung erkennen ließ, jeden Ton dämpfte und die scharfen Umrisse der schwarzen Kreuze sanft verschleierte, so daß sie gleich dem Erinnerungsbilde eines geliebten Verstorbenen wirkten, heute glaubte man in der That, in dem stillen, verschwiegenen Totenreiche zu sein. Als Idaly durch eine dunkle Allee Edeltannen den stark ansteigenden Hauptweg verfolgte, kam sie an einem großen leeren Platze vorüber, der noch seiner Bewohner harrte. Sie dachte, wie gut sich derselbe zu einem Geisterreigen eigne, und ihre aufgeregte Phantasie sah in einzelnen dichteren Nebelstreifen schwebende Gestalten, die lange, wallende Gewänder trugen. Auch ihre beneidete Vorgängerin zog in siegreicher Schönheit an ihr, die sich in dem Nebel nur schwer zurechtfinden und das gesuchte Grab nicht entdecken konnte, vorüber!

Er hatte doch unrecht gehabt, jener fürchterliche Mann, der sie mit all den anderen Frauen auf die gleiche Stufe gestellt hatte; sie wußte genau, daß sie eine feiner organisierte Natur als die meisten von ihnen besaß und über eine größere Reizbarkeit der Empfindung verfügte. Darum mußte es auch einen anderen Balsam für ihre Wunden geben, darum

durfte das Weh nicht unausgesprochen, unbegriffen und ungeteilt ihr zu eigen bleiben! O, es aussingen können in Farben, Tönen oder Worten, es von sich loslösen und objektivieren, damit es genährt zwar mit ihrem Herzblut, aber doch als etwas Selbständiges, vermittelnd, versöhnend zwischen ihr und ihrem Schmerz stände — es wäre auf der einen Seite Seligkeit, auf der anderen nur Gerechtigkeit gewesen.

Die junge Frau hemmte plötzlich ihre Schritte, eine Wolke intensiven Rosenduftes umfing sie, gemischt mit jenem feinen, faden Geruch, den diejenigen ausströmen, welche den Zenith ihres Lebens schon überschritten haben. Da sie aber ihre Augen aufhob, stand sie vor dem gesuchten Grabe.

Wenn das Pendel seine größte Ausdehnung erreicht hat, tritt es seinen Rückweg an. Zwischen Hinweg und Rückweg liegt ein Augenblick der Ruhe, und in diesem Augenblick der Ruhe giebt es ein deutlicheres, ein leichter aufzufassendes Netzhautbild ab. Diese Wahrnehmung auf ein anderes Gebiet übertragen, läßt den Satz ableiten, daß nach dem Maximum einer durch Schmerz hervorgerufenen Bewegung in einem Künstlergeist Ruhepunkte, Umkehrspunkte eintreten, welche der Betrachtung, der reinen, willenlosen Erkenntnis und der Aufnahme des Gedächtnisbildes am günstigsten sind.

Ein solcher Ruhepunkt war für Idaly gekommen, als plötzlich ihren staunenden Augen das Wesen und Geheimnis der Kunst erschütternd wie noch nie im wirklichen Leben aufging. Wer ihn wiedergeben könnte diesen weißen, durch einen letzten siegreichen Sonnenstrahl lichtgetränkten Nebel, die tiefdunklen Cypressen des Hintergrundes und das über und über mit Rosen bedeckte Grab! In allen Farben, allen Schattierungen, von der vollentfalteten Blume bis zur jungfräulich herbgeschlossenen Knospe lagen sie in buntem Gemisch auf dem kissenartigen Marmorstein, dem Ephen, ja selbst zu Füßen des Hügels. Und alle, alle diese Sonnenkinder, welche ehegestern noch in voller Lebensfülle gestrahlt, hatte jener leise Zug der Verwesung gestreift, welcher die Kelchblätter lockert, die Ränder entfärbt und die Knospen noch fester schließt. Hier und da war auch das Zerstörungswerk schon so weit vorgeschritten, daß die roten, gelben, weißen Blätter abgefallen waren und gleich leuchtenden Strömen unter dem dunklen Ephen hervorschimmerten. Zwischen diesen noch immer schönen Blumenleichen erhob sich aber am Fußende des Hügels eine wild aufgeschossene weiße Mohnblume in vollster Lebensfülle, eine Versinnbildlichung des tiefen, ungestörten Schlafes, welcher der Bewohner dieser stillen Kammern wartet.

Ja, dieses Bild bis auf die feinsten Details mit den gierigen Augen einsaugen, es in der Trunkenheit dieser einzigen Minuten konzipieren, um es dann künstlerisch geläutert mit fester Hand auf die Leinwand zu bannen, es müßte ein Glück sein, das die Qualen des Lebens wett macht!

Alles, was Idaly bis dahin geschaffen, erschien ihr plötzlich wie mit halb träumenden Augen gesehen, form- und farblos, der Fülle echter Anschauung entbehrend.

Idaly kniete an dem Grabe nieder, aus dem ihr noch im Herbst eine so verheißungsvolle Blume erwuchs, immer stiller wurde es in ihr, immer deutlicher fühlte sie, daß ihr wildes, glückheischendes Ich nicht durch das Leben, sondern nur durch die Kunst gebannt werden konnte. Dichter wurde der Nebel, sie bemerkte es nicht; durch die halb entblätterten Wipfel zog ein leises Rauschen, sie vernahm es nicht, ja, sie hätte wahrscheinlich in diesem Zustande innerlichster Anschauung und äußerlichster Unempfindlichkeit noch lange verharrt, wenn nicht plötzlich dicht an ihrem Ohre eine Kinderstimme gesagt hätte:

„Liebe Mama, gehen wir nicht bald heim, es ist hier doch so sehr kalt."

„Sascha," rief Idaly, den Kopf schnell umwendend, „Sascha, wie kommst du hierher?"

„Ich hatte so große Angst, Mamachen, als du vorhin durch die Dorfstraße gingst und mich gar nicht ansahst. Da lief ich dir nach, aber ich getraute mich nicht, dich anzusprechen, du sahst so anders aus als sonst. Nun, und da habe ich eben gewartet, denn allein lassen mochte ich dich nicht.“

„Die ganze Zeit, Kind?“

„Ja, aber nicht wahr, nun gehen wir zurück?“

„Sascha,“ sagt Idaly, die noch immer kniet und den Kopf des Knaben zu sich herabzieht, „Sascha, hast du mich lieb?“

„Sehr lieb, Mamachen.“

Er spricht es in seiner einfachen, kindlichen Art, aber wie er dabei seine warme Wange an ihr kaltes Gesicht legt, wie er mit seinen kleinen Händen ihr die vom Nebel aufgelösten Löckchen zurückstreicht, das sagt unendlich mehr als alle Worte der Welt. Ach, wie eitel ihr Thun der letzten Monate doch gewesen, auf wie falschen Wegen sie sich befunden hatte!

„Meinst du nicht, Mamachen, daß unsere Bratäpfel schon ganz schwarz sein werden?“

„‚O du Kindermund, unbewußter Weisheit froh‘, liebevoller, sanfter konntest du das überreizte Empfindungsleben gar nicht zurück auf die ‚festgegründete‘ Erde führen.“ Idaly lacht, nicht ihr kurzes, konventionelles Lachen, sondern hell und anhaltend, während sie, den Knaben an der Hand, schnell den Rückweg antritt.

„Weißt du, daß du ein gefräßiges kleines Ungeheuer bist, Sascha, so eine Art Ludwig XVI. en miniature?“

„Wer war Ludwig der Sechzehnte, Mama?“

„Ein König von Frankreich, der sein Land, seine Krone, seine Königin und schließlich seinen Kopf verlor, nur nicht seinen guten Appetit, den er bis zur letzten Lebensstunde bewahrte. Aber was meinst du zu einem Dauerlauf, mit dem wir vielleicht noch die Bratäpfel retten?“

Sascha ist ganz damit einverstanden, und so laufen sie Hand in Hand durch den dichten wallenden Nebel. Auf der Dorfstraße flüchten die Gänse, die es sich auf dem Damm bequem gemacht haben, vor ihnen mit heiserem Geschnatter, der Schäferhund springt kläffend hinterher, aber das erhöht nur die Heiterkeit und Schnelligkeit des Laufes.

„Holla, ihr lieben Vagabunden, wo kommt ihr her zu so später Stunde? Ihr rennt ja, als sei euch der Erlkönig auf den Fersen!“

Mit beiden Armen hält Ernst den Knaben und Idaly fest, ihnen scherzend den Eintritt durch die Gitterpforte verwehrend. Die junge Frau macht von ihrer Atemlosigkeit Gebrauch, um die Frage nach dem Woher nicht zu beantworten, und Sascha, der, wenn nicht gerade sein Magen im Spiele, sehr feinfühlig ist, sagt schnell: „Ich bin Mama nachgelaufen und habe sie geholt, aber ich kann doch besser rennen als sie.“

Dann gehen sie alle drei unter den alten Wächtern fort, über den knirschenden Kies des Vorgartens, der breiten Steintreppe zu. Idaly hat den Arm ihres Mannes genommen, jedoch ihre Rechte hält noch immer die warme Kinderhand umklammert, von der ein Lebensstrom auszugehen scheint. Traulicher Lichtschein dringt ihr aus dem Zimmer entgegen, wo Ernst sein Zeichenbrett neben ihrem Arbeitskorb aufgeschlagen hat und Saschas Baukasten zur Seite ihres Fußschemels steht. Auf dem Flur verkündet die alte Kuckucksuhr die siebente Stunde. Mit fester Hand öffnet Idaly die Thür und sagt mit ihrer dunklen, weichen, verschleierten Altstimme: „Zu Hause.“

* *
*

Schöne, ruhige Monate folgten diesem Herbstabende, Monate, die beide Gatten in ernster, eifriger Arbeit verbrachten. Nach sorgfältig an Ort und Stelle aufgenommenen Skizzen schuf Idaly jetzt in ihrem ganz zum Atelier eingerichteten nördlich gelegenen Zimmer ein Bild, welches jenen mit Blumen geschmückten Grabstein zum Gegenstande hatte. Indem sie

den Vordergrund in ganzer Deutlichkeit wiedergab, im Hintergrunde jedoch nur einige Cypressen diskret andeutete und alles andere in einen grauen, durchsichtigen, phantastischen Nebel hüllte, konzentrierte sie die Aufmerksamkeit des Beschauers auf das Hauptmotiv und ließ es ungesagt, ob die friedliche Ruhestätte sich in einem Park oder auf einem Kirchhof befinde. Noch niemals hatte Idaly mit so großer Leichtigkeit das ihr vorschwebende Bild auf die Leinwand gebannt, noch nie eine ähnliche Wonne beim Malen empfunden. Seltsam berührte sie die Wahrnehmung, daß bei dieser Arbeit ihr die Kräfte auch nach anderer Richtung hin wuchsen. Was ihr sonst qual- und mühevoll gewesen, die Leitung des Hauswesens, gestaltete sich zu einer angenehmen Abwechselung, wenn sie nach ernster Anstrengung die Pinsel aus der Hand legte. Schien doch dem Bilde gleich einem Talisman geheime Kraft innezuwohnen, denn seitdem sie daran malte, drehte sich das schwere Wirtschaftsrad viel leichter in Idalys kleinen Händen. Das Haushaltungsbuch wies jetzt keine klaffenden Lücken mehr auf, und wenn auch das Debet noch immer nicht vollständig mit dem Kredit stimmte, so war die Differenz gegen früher doch eine geringe; auch die Köchin fand mit ihren Vorschlägen ein aufmerksameres Ohr bei ihrer Herrin, und die Schlüssel wurden nicht mehr einer fremden Hand anvertraut. Sascha, der in das große Geheimnis eingeweiht war und viele Stunden im Atelier zubringen durfte, fühlte sich durch das Vertrauen zu einer bedeutenden Persönlichkeit geadelt. Sobald das Gespräch auf das geheimnisvolle Werk kam, nahm er sowohl dem Papa als den Dienstboten gegenüber eine herablassende Miene an, fragte auch wohl „Rate einmal, was es ist", und brach dann regelmäßig, wenn falsch geraten wurde, in ein überlegenes Gelächter aus. Jedoch war er einer der aufmerksamsten, stillsten Zuschauer, sobald Idaly die kleinen, bunten Schlangen aus den Bleikapseln auf die Palette spritzte und sie untereinander mischend glänzende Farbentöne erzielte. Eine neue phantastische Welt ging dem kindlichen Geiste damit auf, der bis dahin nur die strengen Linien des Vaters gekannt hatte und sich nun an dieser farbigen Offenbarung gar nicht sättigen konnte.

Inzwischen eilte die Zeit mit ihrem geisterhaft schnellen Schritt weiter, und das Weihnachtsfest war plötzlich da, trotz Alexanders Versicherung, daß es nie und nie herankomme. Als weiße Weihnacht trat es in diesem Jahre aus dem dunklen Mantel der Zeit hervor, eine dichte, flimmernde Decke lag auf den Feldern, der Schnee draußen auf der Landstraße knirschte, die Bäume des Gartens bogen sich unter ihrer funkelnden Last, die Edeltanne, welche aus dem Walde geholt wurde, mußte erst einen langen Tauprozeß durchmachen. Der Bannkreis des ganzen Hauses aber roch nach Kuchen und bitteren Mandeln; in Scharen drängten sich die hungrigen Spatzen am Küchenfenster zusammen, um immer wieder von der den Dampf herauslassenden Köchin verscheucht zu werden, gerade wie Alexander, welcher heute an keinem Orte geduldet wurde und überall im Wege war. In Papas Zimmer lagen geheimnisvolle Bündel, in dem der Mama wurde der Weihnachtsbaum geschmückt; kein Mensch hatte Zeit für den armen Jungen, welcher schließlich in den Pferdestall flüchtete, um dort mit Johann das oft erörterte Thema: ob er wohl mit seiner kleinen Leibcompagnie aus dem Dorfe die gewünschten Säbel, Helme, Gewehre und Patronentaschen erhalten würde, noch ein letztes Mal zu besprechen. Johann meinte bedenklich, alles für sechs Mann sei zu viel, Alexander würde wohl auf Gewehre und Patronentaschen verzichten müssen, worauf ihm dieser in leidenschaftlich erregter Weise klar machte, daß es dann mit dem ganzen Kriegshandwerk vorbei sei.

Endlich, endlich ertönte die Glocke, welche das ersehnte Zeichen des Eintritts in die Wunderstube gab und auf deren

Klang sich die Hausbewohner alle versammelten, leider viel zu langsam für Saschas Ungeduld. Doch auch das kam, wie alles Irdische, zum Abschluß; mit hochroten Gesichtern und blendend weißen Schürzen erschienen die Mägde, während Johann seine Livree Nummer eins mit den blitzblanken Knöpfen trug. O, die Blendung, in der das Auge zuerst nichts unterschied, der herrliche Baum und der betäubende Duft von herben Tannennadeln, gewürzigem Pfefferkuchen und süßem Marzipan.

Idaly eilt in ihrem hellblauen Kaschmirkleide von Tisch zu Tisch, weist jedem einzelnen seine Geschenke zu und genießt zum erstenmal im eigenen Heim die überströmende Wonne des Gebens. Auch auf ihrem Platze sind Schätze der mannigfaltigsten Art ausgebreitet, die sie noch gar nicht alle überblicken kann. Nur eine kostbare Sèvresvase, die mit den seltensten Orchideen aller Art und Schattierung gefüllt ist und bei der die Karte des Barons von Richthausen liegt, stellt sie fort; sie soll ihr nicht die reine, helle Weihnachtsfreude mit ihrer schwülen, peinlichen Erinnerung stören.

Sascha befindet sich in einem Freudenparoxysmus, denn die Uniformen sind alle vollzählig und vollständig da; aber er verstummt, als seine Mama ihn bei der Hand nimmt und Johann auf ihren Wink verschwindet. Gefolgt vom Papa führt sie ihn dann, nachdem sich alle eingehüllt haben, über die Terrasse und den gefegten Gartensteg unter die bereiften Ulmen, deren feine Eiskrystalle, vom Abendwind geschaukelt, leise klirren. Ja, träumt er denn ein Feenmärchen, soll dieser kleine russische Schlitten mit der Bärenfelldecke und dem Pony davor sein eigener sein, den er, wie Mama sagt, unter Johanns Leitung lenken lernen wird? Fassen kann er es nicht, die Freude schnürt ihm dermaßen die Kehle zusammen, daß er kein Wort herausbringt, aber wahr muß es wohl sein, denn Papa sagt ja soeben:

„Alexander ist viel zu jung dafür, Idaly, und schade bleibt es auch um den alten Familienschmuck, den du verkauft hast.“

Zwei kleine, weiche Frauenhände legen sich leise auf den Arm des Mannes.

„O Ernst, nur heute tadele mich nicht, es ist das erste Mal, daß ich armes Zigeunerkind Weihnachten am eigenen Herde feiere, Gesichter, die ich froh gemacht, um mich sehen darf.“

Die beiden kleinen Hände werden hierauf festgehalten, dann aber gehen alle drei in das warme, helle Zimmer zurück, wo sich Idaly an den Flügel setzt und „O heilige Nacht“ intoniert, welches Lied dann Sascha auch mit seiner hellen Kinderstimme rein und sicher singt. Kaum jedoch ist der letzte Ton verhallt, als er auch ungestüm fragt: „Mama, führen wir denn Papa noch immer nicht zu unserem Bilde?“

Idaly nickt beipflichtend, erhebt sich und geht voran in das verschlossene Arbeitszimmer ihres Mannes, das sie nach einer Weile mit der Aufforderung einzutreten wieder öffnet. Zurückgeschlagen ist der rotseidene Vorhang, und von zwei Reflektoren stark beleuchtet schaut der göttlich schöne Frauenkopf, zu dessen Füßen ein Strauß frischer Rosen liegt, die Eintretenden an. Unter demselben aber, auf einer Staffelei stehend und ebenfalls hell beleuchtet, befindet sich das eingerahmte, vollendete Bild des rosenüberschütteten Grabsteins, der dunklen Cypressen und der üppigen Mohnblume, die alle aus dem lichtgetränkten Nebel hervorschauen.

Der Baumeister hatte sich schnell den rechten Standpunkt gesucht; nicht der Mensch hat bei ihm das erste Wort, nur das Künstlerauge saugt sich fest an dem Bilde, das so viel geheimnisvolles inneres Leben verrät. Hier ist nichts von jener minutiösen Malerei, welche ängstlich an der Einzelerscheinung haftet, Grashalm neben Grashalm setzt und dabei die Totalität doch nicht wiedergiebt — aber dafür glaubte man den Windhauch zu spüren, welcher die gelockerten Blätter zum Fallen bringt, den Nebel wogen und wallen zu sehen, den Hauch der sterbenden Rosen zu atmen.

„Ja," sagt Ernst mit einem tiefen Atemzuge, „das ist nicht mehr das Werk eines Dilettanten oder Schülers, sondern hier hat — um mit Albrecht Dürer zu reden — der Meister sein Bestes gethan. Welche Leuchtkraft diese Rosen besitzen, und wie tiefdunkle Schatten jene Cypressen haben ... Keine Spur einer zaghaften Hand ist zu erkennen, es ist ein herrliches Bild!"

Es braust in Idalys Ohren und steigt wie eine heiße Blutwelle zu ihrem Herzen. So ist er denn erfüllt, der stolzeste Wunsch, sie ist erlöst von ihrem Schattenplatz in der Mitte der Menge, und was ihr das Leben so standhaft verweigert, die gebenedeite Kunst gewährt es der Seele, die sich ihr ganz geweiht und auf persönliches Glück verzichtet hat!

Jetzt gleicht Idaly denen, die da träumen, während Ernst die Einzelheiten des Bildes durchgeht und nicht genug die süße Melancholie, jenen Hauch subjektiven Empfindens, den wir heute mit Stimmung bezeichnen, rühmen kann.

Sascha hat inzwischen schlafen gehen müssen, und Idaly folgt ihrer Gewohnheit, die sie alle Abend an das Bett des Kindes führt. Sie wird schon sehnsüchtig erwartet, denn das übervolle Herz findet erst jetzt unter vier Augen Worte für seine Empfindungen und stammelt seinen Dank, unterbrochen von Versicherungen zärtlichster Liebe.

„O, du gute Mama, der Schlitten und das lebendige kleine Pferd. Wenn ich morgen aufwache, werde ich gewiß denken, daß ich das alles nur geträumt habe und Schlitten und Pony wieder verschwunden sind. Kann ich erst selbst kutschieren, fahre ich dich die Dorfstraße entlang, kling, ling, ling. Was meinst du wohl, daß die Jungen dazu sagen werden, Mama?"

„Das werden wir ja morgen hören, Sascha," sagt Idaly und streicht ihm leise das weiche Haar aus der Stirn. Der Knabe aber hält sie fest und bittet noch um eine Geschichte, eine ganz kleine, ja, wenn es selbst nur das Ende von der singenden Muschel wäre, das sie ihm nie erzählt.

Wie seltsam sie diese Erinnerung berührt, wie fern ihr jener blütenheiße Sommertag liegt, an dem sie laut geträumt und in ihrer Weise der Sehnsucht nach einem großen Glück Ausdruck gegeben hat. Wohl ihr, sie ist doch etwas weiter gekommen in den letzten Monaten, gleicht nicht mehr einem Bündel unklarer Eindrücke, Wünsche und Hoffnungen, sondern hat sich bescheiden gelernt! So erwidert sie auch auf Saschas Frage nach einer kleinen Pause:

„Ja, Kind, das sollst du erfahren. Der Fischer ruderte heim mit seiner Muschel und barg den köstlichen Schatz in seiner ärmlichen Wohnung. Lange Zeit wartete er vergeblich auf ihren Gesang und fürchtete schon, daß sie außerhalb ihres heimischen Elementes diese Fähigkeit ganz eingebüßt habe, als er eines Abends ermüdet von einer schweren Fahrt und einem unergiebigen Fischfange heimkehrte. Da er aber am Herde saß und sein zerrissenes Netz flickte, hörte er plötzlich vom Fenster, wo die Muschel lag, die bekannte, wunderliebliche Weise ertönen. Und sein Herz wurde leicht dabei und sein umdüsterter Sinn hell, so daß er am nächsten Morgen freudig an sein Tagewerk ging, still hoffend, daß der Abend ihm wiederum die ersehnte Erquickung bringen würde. Der junge Fischer täuschte sich auch nicht darin und bemerkte bald, daß, je tüchtiger er schaffte und wirkte, je länger und lieblicher sang die Muschel. Das wurde ihm ein solcher Sporn, daß er fortan der erste bei der Arbeit, sein Boot das sauberste, seine Kraft und Ausdauer die größte war. Die Kameraden, welche freilich von seinem Schatz nichts wußten, jedoch die wohlthuende Veränderung an ihm bemerkten, nannten ihn auch nie mehr den ‚Träumer' oder den ‚Sonderling', sondern den ‚Glücklichen', denn sein Fang war stets der reichste, sein Sinn heiter und seine Rede freundlich. Und all das dankte er der singenden Muschel, die er aus der Tiefe des Mee-

res geholt und die das geheime Sehnen seines Herzens gestillt hatte."

„Ist die Geschichte schon zu Ende?" fragte Alexander, als Idaly sich bei den letzten Worten erhob.

„Schon, Kind, ich dächte, sie war sehr lang, und lange habe ich daran erzählt."

„Ja, das ist wohl wahr, aber sie fing so anders an — ich hätte nie geglaubt, daß sie so schließen würde ... Bist du ganz sicher, Mama, daß, wenn du mir damals die Geschichte in der Hängematte auserzählt hättest, das Ende ebenso gewesen wäre?"

Idaly lachte leise, aber herzlich.

„Sascha, du bist ja ein gefährlicher Zuhörer. Merke dir aber, daß dies eine Frage ist, die man niemals an einen Geschichtenerzähler richten darf, am wenigsten, wenn Monate zwischen dem Anfang und dem Ende seiner Erzählung liegen. Und nun schnell beide Augen zu, damit sie morgen in aller Frühe die schönen Sachen sehen können."

Mit ihren leisen, geräuschlosen Schritten verließ Idaly Saschas Schlafzimmer und ging durch ihr Haus, in dem tiefer, heiliger Weihnachtsfriede herrschte. Die Lichter des Tannenbaumes waren ausgebrannt; hell klangen die Stimmen der Leute, welche ihre Geschenke bewunderten, aus der Küche; der letzte ruhige Abschnitt des Abends hatte begonnen. Als sie in das Arbeitszimmer ihres Mannes kam, fand sie denselben noch immer vor dem Bilde stehen. Bei ihrer Annäherung zog er sie in seine Arme und drückte sie an sein stürmisch pochendes Herz.

„Was mußt du gelitten und wie schwer das heiße, ungestüme Wollen gebändigt haben, um diese künstlerische Wirkung zu erzielen, mein liebes, wildes Zigeunerkind?"

Sie hat ihm widerstanden in seinem Zorn und seiner Ruhe, seinem kalten Spott und seiner freundlichen Zärtlichkeit, aber dieses Wort, das ihr Innerstes trifft, wirft sie nieder, und ein Thränenstrom bricht aus ihren Augen. Er küßt die Tropfen von ihren Wimpern, er nennt sie sein süßes Lieb, sein letztes Glück, und so gewinnt sie den Mut, auf die Büste zu deuten und zu sagen:

„Ernst, ich weiß, es ist dein größtes Heiligtum, aber entziehe es künftig nicht unseren Blicken, schließe dich nicht ab mit ihr. Laß sie teilnehmen an unserem Leben, laß das Kind unter ihren Augen aufwachsen, gestatte auch mir, sie neidlos zu bewundern."

„Idaly!" Er ruft ihren Namen so beschwörend, so hingebungsvoll, wie er ihn noch nie gerufen, und fügt dann leise und erschüttert hinzu: „Also das war es?"

„Ja, das war es," erwidert sie hocherrötend in einem Ton holder Demut, „aber ich wußte es nicht und stritt dawider und wollte meinen eigenen Weg gehen und sah nicht, daß mein besseres Ich sich mir entgegenstellte und meinem Thun wehrte, gleich dem Engel des Herrn."

Mit ihren beiden kleinen zitternden Händen umfaßt sie seine Hand und fährt dann fort:

„Mein Herz war sehr böse, Ernst, aber dabei auch so elend, so hoffnungslos elend. Du ahnst ja nicht, was es heißt, immer auf seinem Schattenplatz im zweiten Range zu sitzen, keinem Menschen das Eine, Höchste, Liebste zu sein. Und es kam ein Tag, da alles in mir so todestraurig war wie die sterbende Natur und die sterbenden Rosen auf jenem Bilde, ein Tag, da ich am liebsten aus dem Leben gegangen wäre. Wie heißt es doch in dem lieben, einfachen Verse?

Ich wäre fast verirret
Und wußte nicht hinaus;
Da stand das Kind am Wege
Und winkte mir nach Haus."

Bei den letzten Worten schmiegte sie sich schluchzend an seine Brust und wiederholte schwärmerisch:

„Und es war dein Kind, Ernst, und ihr Kind, ihr Kind. Das brach mir den trotzigen Sinn, und da malte ich ihre letzte Ruhestätte, wie ich sie damals mild und süß gesehen, malte sie mit dem Aufwand meiner ganzen Kraft, mit meinem

Herzblut für dich, Ernst, für dich, auf daß sie dir auch im Tode nahe sei wie im Leben!"

Guter Gott, wie verdiente er, der so selbstisch seinem verlorenen Glück und seinen ehrgeizigen Plänen gelebt, daß noch einmal eine solche Liebesfülle über ihn ausgeschüttet wurde? Welche Bedeutung hatte Reichtum und Ruhm gegen die lebendige Kraft dieses Gefühls, wie armselig erschien ihm sein Ehrgeiz gegen diesen lange entbehrten Schatz! — Und endlich findet er auch Worte für das, was ihn bewegt, endlich gesteht er, mit welchen Hoffnungen er sie in sein Haus geführt, wie er sich gefragt, ob sie wohl gleich Ruth der Moabiterin sprechen würde: „Deine Heimat sei meine Heimat, dein Gott mein Gott", gesteht, wie ihr herbes, ablehnendes Wesen seinen ganzen Mannesstolz in die Schranken gerufen und schließlich die sanfteren Regungen erstickt habe.

Mit einem ungläubigen, scheuen Lächeln lauscht sie dem Ton, der süßer ist „als das Wehen des Frühlingswindes in den Wipfeln der Bäume und lieblicher als der Gesang der Wellen", aber ihr Blick haftet noch immer an dem sieghaft schönen Frauenkopfe.

Ihr Gatte versteht sie. Mit fester Hand ergreift er die ihre und führt sie vor denselben.

„Gewiß, Idaly, der Strom kann nicht rückwärts fließen ... Was ich für jene gefühlt, kehrt nicht wieder, ebensowenig wie meine Jugend, deren schönster Inhalt sie war. Jedoch auch das Mannesalter erwartet sein Recht und fordert viel von dir, der ebenbürtigen Gefährtin. Möchtest du nicht teilnehmen an meinen Arbeiten und Plänen, für die du so feines Verständnis besitzt? wollen wir nicht Schulter an Schulter, ein jeder in seiner Kunst, den Zielen, die wir uns gesteckt haben, nachstreben?"

Da bricht es wie Sonnenglanz aus den melancholischen Frauenaugen, und ein stolzes Lächeln spielt um die blassen Lippen.

„Ja, Ernst, so soll es sein. Ich danke dir, daß du mir einen Platz in deinem Leben einräumst, den vor mir noch kein Mensch innehatte. Dem Ewigen aber Dank, daß ich eine produktive Natur bin und darum den Künstler in dir besser verstehe als jedes andere Weib. Und du glaubst wirklich, bist überzeugt ..." Sie bricht ab, ihre Blicke überfliegen noch einmal das hell beleuchtete Bild und kehren dann fragend zu denen ihres Mannes zurück. „O Ernst, es wäre so furchtbar, wenn du dich irrtest und ich doch nur ein flüchtiges Eintagswerk in diesem Bilde geschaffen hätte!"

Mit einem heißen Kusse schließt er den süßen blassen Mund.

„Mein ehrgeiziges Weib, auch das Talent, welches eigentlich nur seiner Generation dient und darum auch nur von derselben voll verstanden wird, kann in seinen besten Schöpfungen Würfe thun, welche dieselben weiter hinein in das gesicherte Land tragen, daß die nächste heranrauschende Zeitenwoge sie nicht sofort wegspült. Während du dieses Bild concipiertest und später schufest, hattest du alle Kräfte deines Geistes ausschließlich auf einen Punkt konzentriert, deine Anschauung vom Dienste des Willens gelöst und in den Dienst der Idee gestellt. Darum wird diese schwermütige Predigt der Vergänglichkeit noch manches heiße Herz beruhigen, wie es das deine beruhigt hat, und darum sage ich dir, daß du mit diesem Bilde eingetreten bist in den ersten Rang!"



Aus Braunschweigs westfälischer Periode.

Von

Arthur Kleinschmidt.



Die Feier des Tages, an dem vor fünfundsiebzig Jahren der ritterliche Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig im Kampfe mit Napoleon bei Quatrebras fiel (16. Juni 1815), hat die Aufmerksamkeit auf das schöne einstige Welfenland gelenkt, das sich dankbar seines Heldenfürsten erinnert. Sie veranlaßt mich zu Schilderungen untergegangener Größe, die der Geschichte dieses Herzogtums entnommen sind; beide fallen in die Zeit, da Friedrich Wilhelm ein verbannter Flüchtling war, beide behandeln auf archivalischer Unterlage Zierden seines Landes, die er 1806 bei dem Scheiden blühend verließ und bei der Rückkehr 1813 eingesargt fand, die Universität Helmstedt und das Lustschloß Salzdahlum.

Der Untergang der Universität Helmstedt.

Kurz und glorreich war ihre Geschichte, am 15. Oktober 1576 hatte ihr Stifter, der kunstfreundliche Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, sie feierlich eingeweiht. Helmstedts Lage in waldreicher Gegend, an der äußersten Ostgrenze seines Landes, verhieß lebhafte Frequenz besonders aus Magdeburg, Halberstadt, Brandenburg und den Landen der Lüneburger Linie; Julius scheute keine Kosten, um sie zu heben; er gestand selbst, er gehe mit seiner Akademie zu Bett und stehe mit ihr auf. Helmstedts Ruf ging rasch durch die Welt, von allen Seiten kamen Wißbegierige nach der Alma Julia, und als ihr Stifter starb, zählte sie bereits sechshundert Studenten und vierundzwanzig Professoren; im ersten Vierteljahrhundert konnte sie schon fünfzehn Prinzen aus regierenden Häusern unter ihren Schülern anführen. Julius belegte den mit seinem Fluch, der sich je an seiner Schöpfung ruchlos vergreifen würde, sie blieb der Stolz und das Schoßkind seines Hauses. 1612 wurde der Prachtbau des „Juleum novum“ eingeweiht, Friedrich Ulrich gründete 1621 die Universitätsbibliothek, und nie strahlte Helmstedts Glanz heller als während der Jahre, wo Georg Calixt in der theologischen Fakultät wirkte (1614 bis 1656) und seiner Wissenschaft eine neue Bahn durch die Welt hin öffnete, Hermann Conring (1632 bis 1681), der Schöpfer des deutschen Staatsrechts und der deutschen Rechtsgeschichte, durch sein wunderbares Wissen jedermann in Staunen versetzte; trotz der Nöte des Dreißigjährigen Krieges erreichte die Frequenz einmal die Höhe von 2000 Studenten, von der sie aber nach Calixts Tod mehr und mehr herabging. In dem ersten Jubiläumssemester (Oktober 1676) betrug die Zahl immerhin 1026 und die Bibliothek belief sich 1704 auf 80000 Bände. Die Gründung der Universität Göttingen im Jahre 1737 und ihre rasche Entfaltung beeinträchtigten Helmstedt fühlbar, die Uni-

versität büßte damit neun Zehntel ihres Zuzuggebietes ein, und vergebens suchte Herzog Karl I., der Stifter des Braunschweiger Carolinum, die „Julia-Carolina“ in neue Blüte zu setzen, sein Carolinum trug obendrein zu ihrer Schädigung bei, denn das kleine Herzogtum konnte keine zwei Anstalten von solchem Range behaupten. Doch drang der Name von Franz Dominicus Häberlin, dem Autor der deutschen Reichsgeschichte, durch die ganze gebildete Welt. Im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts war die Durchschnittszahl des Besuchs der Universität auf zweihundert und weniger gesunken, doch hob sie sich unter Karl Wilhelm Ferdinand wieder auf dreihundert und mehr, man erzählte sich viel von dem gelehrten Sonderlinge Beireis, dem Mittelstück zwischen Gelehrten und Charlatan, und unter die ersten Koryphäen der Zeit mußten der berühmtere Sohn von Franz Dominicus, der Publicist Karl Friedrich Häberlin (1786 bis 1808), und der Kirchenhistoriker Heinrich Philipp Konrad Henke (1778 bis 1809) gerechnet werden, neben denen die hochverdienten Professoren D. J. Pott, H. Ph. Sextro, A. A. H. Lichtenstein, L. v. Crell, P. J. Bruns, F. Mackeldey u. a. genannt werden mögen.

Trotzdem erwog schon Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, ob nicht die Universität nach Braunschweig zu verlegen und mit den anderen höheren Anstalten, auch der Wolfenbütteler Bibliothek, zu vereinigen sei. Da brach das heilige römische Reich deutscher Nation zusammen, Napoleon gab der bezwungenen Welt sein Gesetz und erklärte 1806, das Haus Braunschweig habe aufgehört zu regieren; Karl Wilhelm Ferdinand wurde als Feldherr Preußens bei Auerstädt besiegt und starb, als tödlich Verwundeter von Ort zu Ort gehetzt, am 10. November in Ottensen. Schon am 26. Oktober besetzten die Franzosen Braunschweig, bezeichneten das Herzogtum als französische Eroberung, legten ihm eine Brandschatzung von zwei Millionen Thaler auf, verabschiedeten das Militär und schleppten die wertvollsten Schätze in die Sammelkammer des Weltraubes, nach Paris; während der legitime Fürst, Herzog Friedrich Wilhelm, im Exile darbte, schwelgte in seinem Lande Napoleons Generalgouverneur Brisson und raubte, was er erreichen konnte, bis infolge des Tilsiter Friedens das Königreich Westfalen unter Napoleons Bruder Jerome entstand und das kaiserliche Dekret vom 18. August 1807 ihm das Herzogtum Braunschweig einverleibte; laut Dekret vom 24. Dezember d. J. gehörte Helmstedt fortan zum westfälischen Departement der Oker. Das Königreich zählte fünf Universitäten, Göttingen, Halle, Helmstedt, Marburg und Rinteln: unmöglich konnten sie alle bestehen bleiben, und alsbald drohte die Gefahr, daß außer Rinteln auch Helmstedt aufgehoben würde. Henke wurde von der Prälatenkurie der braunschweigischen Landstände, welcher er als Abt von Michaelstein und Königslutter angehörte, der Gesandtschaft an Jerome beigegeben, die im August 1807 nach Paris abging, wirkte dort mit Feuereifer für die Erhaltung der Universität und suchte einflußreiche Bekanntschaften zu machen, wie uns sein von seinem Nachkommen, dem Archivrat Paul Zimmermann in Wolfenbüttel, in den „Braunschweigischen Anzeigen“ 1888 abgedruckter Briefwechsel erzählt. Durch den bekannten Historiker Chr. W. Koch, den Straßburger Professor, stellte Henke dem Grafen Beugnot, westfälischen Handels- und Finanzminister, zwei Schriften zu gunsten der Universität zu; er reiste am 8. September nach der Heimat ab, nichts Gutes ahnend. Im Dezember war er der Huldigung wegen in Kassel und fand bei Beugnot freundliche Aufnahme, hoffte aber vor allem auf die Unterstützung des Generaldirektors des öffentlichen Unterrichts, des allgefeierten Historikers Johannes v. Müller; dieser machte ihm Hoffnung, und Henke kehrte guter Dinge im Januar 1808 heim; sein lebhafter Briefwechsel mit Müller drehte sich seitdem fast nur

um Helmstedts Erhaltung, für die Müller thatsächlich war. Am 6. März fand die Sonderhuldigung für Jerome in Helmstedt statt; man fand am Morgen die westfälischen Farben verkleckst, denn am Abend zuvor hatten die Studenten ihre Tintenfässer darüber ausgeleert; als von der Rednerbühne „Silentium!“ erscholl, antworteten sie: „Quod non!“ stellten sich in Haufen auf und sangen den „Landesvater“ auf den vertriebenen Herzog Friedrich Wilhelm. Bald verschlimmerten sich die Auspicien für die Julia Carolina; Jerome griff die Klostergüter seines Reiches an und wälzte die Unterhaltung der gelehrten Institute mehr und mehr auf den notleidenden öffentlichen Schatz; Müllers Briefe an Henke lauteten ängstlicher. Jetzt erschien Häberlin in Kassel, der akademische Senat hatte ihn zu Anfang April dahin entsandt, um für die Erhaltung Helmstedts zu wirken; Müller hatte ihm wenig Trost spenden können und Häberlin arbeitete nun selbst und mit fremder Hilfe in der Presse tüchtig für Helmstedt, besonders benutzte er das von Jerome gelesene „Journal de l'Empire“.

Jerome trat im Mai eine Reise durch sein Reich an, und Müller schrieb an Henke, die Helmstedter Professoren möchten dieselbe sich zu nutze machen und eine Deputation nach Braunschweig entsenden. Henke, Häberlin und Bruns gingen mit einer Anzahl Studenten hierhin, Henke führte bei der Audienz im Schlosse die Sache der Universität, Jerome aber schwieg. Die Deputation wurde zum Balle eingeladen, und der Minister der Justiz und des Inneren Simeon rief, als Henke mit den Studenten in den Saal trat: „Da ist ein Vater, der uns seine Kinder vorstellen will!“ Müller unterstützte kräftig die Bitten der Professoren um Erhaltung und Förderung der berühmten Hochschule, Simeon hörte aufmerksam zu und versprach, sich höchsten Orts zu verwenden. Während der Monarch weiterreiste, machte Müller einen Abstecher nach Helmstedt und stieg bei Henke ab, bei dem er am Nachmittage hospitierte; die ganze Stadt war auf den Füßen, Müller durchlief alle Sammlungen, ließ sich von den Studenten in jeder Weise feiern, hörte und hielt Reden, und die Juristenfakultät kreierte ihn schleunigst zum Doktor, ihr Dekan Eisenhart brachte ihm das Dekret an Henkes Tafel; hier erschienen auch alle Behörden, um den einflußreichen Mann um die Erhaltung der Hochschule zu bitten. Bis Morsleben gab man ihm ein Komitat. Zur ersten westfälischen Ständeversammlung in Kassel deputierte Helmstedt im Juni Henke und Häberlin, und beide verwerteten die Gelegenheit, um privatim wie offiziell bei einflußreichen Männern für Helmstedt zu wirken; waren ihnen auch die sich jagenden Festlichkeiten ein Greuel, so hielten sie doch um ihrer guten Sache willen aus; Henke lebte sich immer mehr in die Zuversicht hinein, Göttingen und Helmstedt, das nächst diesem die größte Frequenz und sehr günstige Fondsverhältnisse aufwies, würden unbedingt erhalten bleiben. Im Juni meldeten er und Häberlin heim, Helmstedt bleibe, im schlimmsten Falle würde Göttingen künftighin allein Universität, Helmstedt, Halle, Marburg und Rinteln nur Akademien heißen, und am 9. Juli schrieb Henke seiner Frau: „Das kannst du fest glauben und allen Leuten recht laut sagen, daß keine Universität, nächst der Göttingischen, sicherer steht als die unserige.“ Häberlins gebrochene Gesundheit zwang ihn, bevor noch die Ständeversammlung schloß, zur Rückreise nach Helmstedt, wo er am 16. August 1808 starb; in diesem kritischen Augenblicke war der Tod des eminenten Publizisten und Juristen doppelt schwerwiegend. Nach wie vor korrespondierten Müller und Henke, der Häberlins Gedächtnis am 22. August ergreifend feierte, wegen der Hochschule, Müller sprach von neuen Berufungen und vermutete, Halle werde eingehen; am 24. Oktober meldete er Henke, das Budget von Helmstedt sei genehmigt, aber am 30. November klagte er in lateinischen Phrasen

über die gefährdete Lage dieser Hochschule. So kam das Entscheidungsjahr 1809 heran und mit ihm neue Finanznot. Am 6. Januar schrieb Müller dem Freunde: „Wenn ich bedenke, wie viel für Helmstedt zu sagen ist, so scheint mir fast unmöglich, daß man es nicht erhalten sollte: Ich habe mir aber alles Prophezeien abgewöhnt, weil sich in unseren Zeiten in der That nichts vorsehen läßt. Wenn die Universität nur bleibt, Mittel, sie wieder emporzubringen, werden sich finden lassen.“ Zugleich gab er als rätlich an die Hand, von seiten der Universität den neuen Minister des Inneren, von Wolffradt, für sie zu interessieren. Als Henke einen Ruf als Hofprediger nach Strelitz erhielt, beschwor ihn Müller in seinem und Wolffradts Namen, denselben abzulehnen, verhehlte aber nicht die für Helmstedt aufsteigende Gefahr; Henke erhielt sich der Hochschule, deren stolzeste Zierde er war, aber Müllers letzter Brief an ihn vom 25. Februar ließ wenig Trost mehr. Am 29. März befürwortete der französische Gesandte Baron Reinhard bei dem französischen Minister Champagny, Herzog von Cadore, die Beibehaltung von Helmstedt, unter Betonung, daß die Universität nur 10000 Franken Unterstützung und später gar keine mehr vom Staat bedürfe, aber am 3. April klagte Müller seinem Bruder: „Innerhalb zehn Tagen dürften mehrere meiner Institute aufhören — was auf dem Berg vor Magdeburg seit Otto dem Großen, was hier seit Herzog Julius, dort seit Philipp dem Großmütigen geblüht. Vorwerfen darf ich mir nichts. Wer will wider den Strom schwimmen?“ Am 2. Mai brach mit Henkes Tod die letzte Säule der alma mater zusammen, mit ihr die Hoffnung auf den Fortbestand. Jerome war mehr als je über die deutschen Universitäten erbittert, in denen er Brutstätten des Widerstandes gegen sein und seines Bruders Regiment sah, und donnerte Müller am 11. Mai bei der Cour an: „All eure Universitäten taugen nichts, ich werde sie alle verbrennen, ich will nur Soldaten und Ignoranten.“ Müller geriet in solche Aufregung, daß sein geschwächter Körper aufs Krankenlager sank; der ihm befreundete Reinhard eilte zum Könige, machte ihm heftige Vorstellungen und drohte ihm mit Müllers Protektor Napoleon: „Der Kaiser übt unbedingte Gewalt über Sie; ich bin in seinem Namen hier und mache Sie für die ungerechte Behandlung wie für ihre Folgen verantwortlich.“ Jerome sandte Müller den eigenen Leibarzt, der Tacitus der Schweiz aber war nicht zu retten und verschied am 29. Mai, wie Jakob Grimm sagte, „unter Heiden“. Die Universität Helmstedt beweinte ihn aufrichtig und veranstaltete ihm am 19. Juli in der Aula des Juleum eine würdige Trauerfeier. Sie betrog sich nicht in der Überzeugung, in Johannes v. Müller ihren mächtigsten Fürsprecher am Throne verloren zu haben. Sein haltloser Nachfolger, Staatsrat v. Leist, genoß nie das Müller erteilte Vertrauen und war nicht der Mann, das gegen Helmstedt und Rinteln gezückte Schwert aufzuhalten. Am 10. Dezember 1809 erließ Jerome aus Paris ein Dekret, welches die Universitäten Helmstedt und Rinteln, das einst berühmte Stift Kloster-Bergen vor Magdeburg und einige Anstalten bescheideneren Ranges aufhob und ihre Einkünfte Halle, Göttingen und Marburg überwies. Als das Wintersemester schloß, vereinigten sich Docenten und Studenten am 14. März 1810 zum letztenmal in der Aula des Juleums, und aus dem Scheideworte des Predigers Dr. Wolff hauchte es wie Grabesluft. Am 1. Mai endete offiziell die Schöpfung des Herzogs Julius nach einem Leben von 234 Jahren, und alle späteren Projekte einer Neubelebung scheiterten, sie blieb eine Leiche, an der am 29. Mai 1822 337 ehemalige Docenten und Studenten nach dem Sturze des Usurpators, den Julius' Fluch getroffen, ein feierliches Seelenamt hielten. Ihre letzten Lehrer hatten sich in alle Winde zerstreut, nachdem sie ihr das Grabgeleite gegeben.

Die Zerstörung des Lustschlosses Salzdahlum.

Ein hochbegabter Schüler der Universität Helmstedt und als großer Freund der Theologie, die dort eine Hauptstätte im Reiche besaß, einmal bei einer theologischen Disputation als Prokanzler thätig, war Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein jüngerer Sohn des gelehrten Herzogs August, den seine Zeit den „göttlichen Greis“ genannt; er regierte von 1704 bis 1714 und wurde 1710 katholisch. Hatte sein Vater die weltberühmte Bibliothek in Wolfenbüttel gegründet, so wies ihr Anton Ulrich 1706 das Gebäude an, das einst durch Lessings Leitung geweiht werden sollte, vor wenigen Jahren aber einem monumentalen Prachtbau edelster Art den Platz räumen mußte. In der deutschen Litteratur hat sich Anton Ulrich, der mit den Gelehrten in steter Korrespondenz stand, einen gefeierten Namen erworben; er gehörte zu der sehr kleinen Zahl deutscher Fürsten, welche nach dem Dreißigjährigen Kriege noch lebhaftes Interesse an der deutschen Litteratur hegten, und war doch prachtliebend, galant, eitel, ein Nachbeter Ludwigs XIV., des Vorbildes unserer Höfe. Im geistlichen Liede hat er sich viel und manchmal tüchtig versucht, man kennt einundsechzig Kirchenlieder, die sein Lehrer Schottelius zu korrigieren pflegte; auch seine Romane enthalten manches religiöse Moment. 1669 bis 1673 erschien anonym in Nürnberg sein fünfbändiger Roman „Die durchleuchtige Syrerinn Aramena“, den Sophie Albrecht 1782 bis 1786 in drei Teilen neu bearbeitete, und 1685 bis 1707 ebenda anonym sein sechsbändiger Roman „Octavia, Römische Geschichte: der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft an der Donau gewidmet“, neu aufgelegt 1712 und von Goethe mit viel Interesse gelesen. Beide sind schwerfällige, umfangreiche Erfindungen, die aber bei allem Schwulst und Unnatürlichen doch natürlicher waren als andere Abenteuer. Julian Schmidt bemerkt dazu: „Aller Hofklatsch der Zeit, namentlich was in Hannover vorfiel, wurde in irgend einer Verkleidung darin eingewebt. Von einem brennenden Ehrgeiz verzehrt, besaß Anton Ulrich ein nicht gemeines Talent zur Intrigue und zur boshaften Beobachtung.“ Der Herzog nahm z. B. in seine „Octavia“ die Geschichte seiner Cousine, der unglücklichen Prinzessin von Ahlden, als Episode auf. Einer der eifrigsten Wortführer für die Reinheit der deutschen Sprache, geriet er, besonders wenn er gemütvoll zu schildern begann, mitten in ihren Wust hinein. Er schrieb auch weltliche Gedichte, Singspiele &c., und Cholevius hat seine Romane im Buche „Die bedeutendsten deutschen Romane des siebzehnten Jahrhunderts“ (Leipzig 1866) besonderer Würdigung unterzogen.

Anton Ulrich war, wie so viele seines Hauses, ein Beschützer der nationalen Litteratur, begünstigte aber das klassische Drama französischen Ursprungs, ließ französische Tragödien, z. B. den höchst mittelmäßigen „Regulus“ von Pradon, in Übersetzungen auf dem Hoftheater aufführen u. s. w. In allen Sachen der Kunst galt der vielgereiste und feingebildete Fürst für eine Autorität, und mit wahrer Leidenschaft förderte er alle Zweige der schönen Künste. Das „kleine Schloß“ in Wolfenbüttel erschien ihm zu eng und nüchtern, und er beschloß, etwa eine Stunde von dieser Residenz auf seinem Gute Salzdahlum (Salzthalen) ein prächtiges Lustschloß aufführen zu lassen. Der Bauvogt Hermann Korb und der Hof- und Theatermaler Tobias Querfurt hatten alle Hände voll zu thun, Anton Ulrich gab ihnen Marly als Muster an und ließ sie hinreisen, um alles an Ort und Stelle abzusehen; der leichte elegante Bau von Fachwerk war in der Hauptsache am 24. Mai 1694 vollendet, kostete, wie uns die kompetente Schrift des Bausekretärs Karl Brandes über Salzdahlum (Wolfenbüttel 1880) berichtet, nur 66 273 Thaler, und wenn alle Verbesserungen und Erweiterungen hinzugerechnet wurden, so überschritten die gesamten Bau- und Anlagekosten kaum 100 000 Thaler, und

doch arbeiteten die besten deutschen und italienischen Künstler und Meister. Ein ausgedehnter Lustgarten, ganz im Stile Le Notres gehalten, mit hohen Taxus- und Buchsbaumhecken, mit Teppichbeeten, geradlinigen Reihen hochstämmiger tropischer Pflanzen, belebt durch Wasserkünste aller Art, Fontänen und Kaskaden, umgab den stolzen Bau des Schlosses; da und dort waren lauschige Grotten angebracht, für Liebeständelei wie geschaffen, im hinteren Fond des Gartens erhob sich der Parnassus mit geräumigen Zimmern und vielen Statuen, an denen überhaupt Überfluß war; die Orangerien waren ebenso reich wie die Obstsorten von seltener Güte, was z. B. die Hoftafel in Berlin sehr zu schätzen wußte. Die Gemächer des Schlosses waren prachtvoll ausgestattet, die Gemäldegalerie galt für eine der glänzendsten Europas und bildet in ihren Resten heute noch den Kern- und Brennpunkt des herzoglichen Museums zu Braunschweig; sie enthielt nach einem Kataloge von 1776 1129 Gemälde, darunter sechs Raphael, sieben Tizian, acht Guido Reni, fünf Cranach, fünf Dürer, sechs Ruysdael, dreizehn Rubens, fünfzehn van Dyck und dreiundzwanzig Rembrandt; ihr schloß sich eine kostbare Majolikasammlung an, die heute noch, 1075 Stück stark, im herzoglichen Museum zu Braunschweig steht; die Porzellan- und Glassammlung von 8000 auserlesenen Nummern suchte ihresgleichen. Eine glänzende Hofhaltung belebte Hallen und Gärten, Feste vereinigten zahlreiche fürstliche Gäste, wie denn auch Friedrichs des Großen und seines Bruders August Wilhelm Vermählung in Salzdahlum stattfand; Salzdahlum wurde in aller Welt bekannt, und der Hamburger Theaterdichter Postel besang es 1696 in holperigen Versen als „der Cherusker Schmuck, das Kleinod Teutscher Welt“. Eine Zeit lang bewährte Salzdahlum auch unter Anton Ulrichs Nachfolgern seinen Glanz, dann aber kamen schlimme Tage für die Staatsfinanzen, die Herzöge beschränkten die Ausgaben immer mehr, die Wasserkünste verfielen und in das leichte Fachwerk der Bauten drang Altersschwäche ein; unter Karl Wilhelm Ferdinand wurde es öde, und 1797 verschwand das große Orangeriegebäude vom Boden. Es ging mit der Herrlichkeit mehr und mehr zurück. Da kamen 1806 die Franzosen in das Land, die Braunschweiger Regierung wollte von der auf 1500 Nummern angewachsenen Gemäldegalerie neunzig ihrer Perlen retten, aber der Feind erfuhr es und nahm sie weg, und als im Dezember desselben Jahres der Generaldirektor des Musée Napoléon, Denon, nach Braunschweig gekommen war, ließ er noch etwa zweihundert Nummern aus der Galerie von Salzdahlum jenen neunzig nach Paris folgen. Jerome wurde König von Westfalen, und alsbald wanderten aus den Galerien von Braunschweig und Salzdahlum zweihundertzweiundfünfzig Bilder zur Ausschmückung seines Schlosses und der Häuser seiner Großen nach Kassel. Am 24. November 1810 verfügte die königliche Regierung die Versteigerung von Mobiliar und „verschiedenen Bildern“ gegen „gleich bare Bezahlung in Konventionsmünze, jedoch nicht unter Zweigutegroschen-Stücken“; fast umsonst ging alles ab, darunter einhundertfünfzig fürstliche Porträts, und die kostbaren Rokokomöbel wurden verschleudert, Reste davon finden sich noch im Lande, z. B. in der Wolfenbütteler Bibliothek. Nach Jeromes Sturz und der Wiederkehr des Herzogs Friedrich Wilhelm erhielt dieser 1814 achtzig der kleineren Gemälde und die Majolikasammlung aus Paris zurück, bis 1816 kamen von den geraubten Bildern zweihundertfünfundvierzig aus Paris und zweiundzwanzig aus Kassel nach Braunschweig zurück. Salzdahlum existierte nicht mehr.

Auf Grund eines königlichen Dekrets vom 17. Juni 1809 schenkte Jerome durch Urkunde vom 2. August 1811 der Stadt Braunschweig „als neuer Beweis seiner Huld und zur Unterstützung ihrer Auslagen für sein Residenzschloß in Braunschweig“ das Schloß Salzdahlum mit

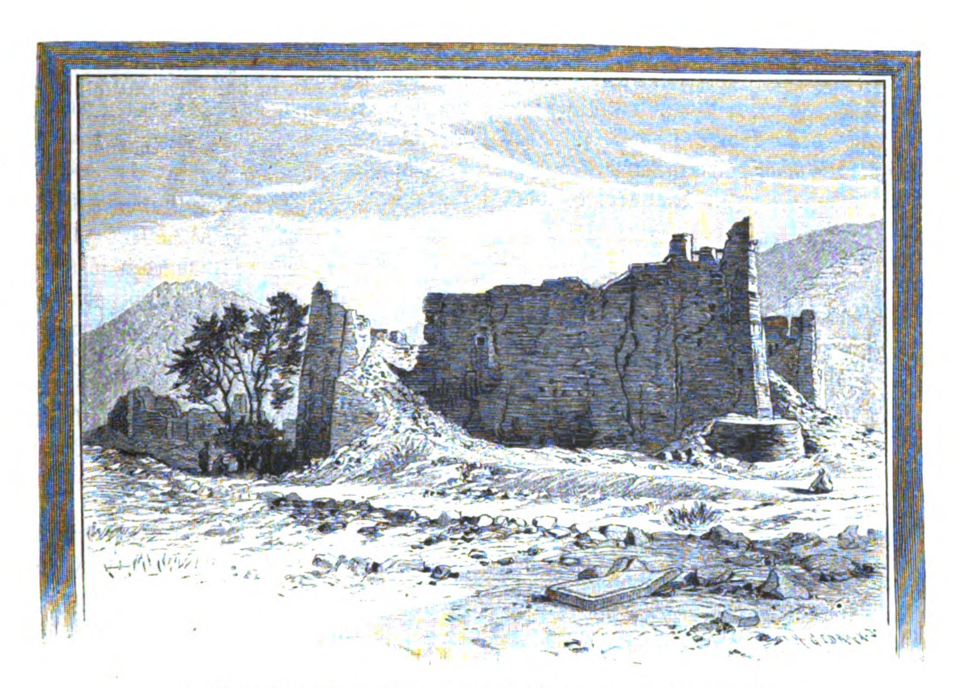
allem Zubehör zu vollem Eigentum. Im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel fand ich verschiedene hierauf bezügliche Akten, die der Benutzung wert schienen. So berichtete am 17. September 1810 der Generalintendant des königlichen Hauses, Baron Laflèche von Keudelstein, der Gatte einer bekannten königlichen Maitresse, seinem Gebieter: das Schloß sei aus Holz und gestatte dem Monarchen nicht, während des Braunschweiger Aufenthaltes dort zu wohnen, der Zugang sei zumal im Winter fast unmöglich, die Unterhaltung koste täglich Geld, und ohne große Reparaturen werde alles zerfallen, Haus und Garten erfordern ein kostspieliges Personal, das Jerome völlig nutzlos sei; er bat deswegen zum Verkauf des Schlosses zu schreiten. Am 22. November erließ Laflèche an den Generaldirektor der Krondomänen, Baron Coninx, den Befehl, den vom Könige beschlossenen Verkauf des Schlosses und seines Zubehörs ins Werk zu setzen, und betonte, die Zahlung müsse vierzehn Tage nach dem Zuschlag bar oder spätestens zur Hälfte bar und zur anderen Hälfte sechs Monate später erfolgen. Coninx beantragte eine Abschätzung und Laflèche schrieb ihm am 3. Dezember, er habe diesen Wunsch dem Architekten und Departementsbaumeister Krahe in Braunschweig mitgeteilt. Krahe sandte die Abschätzung am 2. März 1811 dem Präfekten des Okerdepartements, v. Henneberg, ein: sie betrug für Gebäude und Terrain fast 31 000 Thaler. Wiederholt gemahnt, teilte Henneberg dies am 4. März Coninx mit und äußerte, des hohen Preises halber würden sich schwerlich Käufer finden, denn nur wenn die Gebäude abgebrochen würden, sei das Material nutzbar, dem Käufer fehle aber die Gelegenheit, es sofort wieder loszuschlagen; er, der Präfekt, könne daher kaum auf die Hälfte des Taxationspreises Hoffnung machen. Er schlug als Lockmittel für Kauflustige vor, westfälische Staatspapiere sollten ganz oder teilweise in Zahlung mit angenommen werden. Jerome ging auf diesen Ausweg ein, wie uns Coninx am 14. dieses Monats meldet; an diesem Tage forderte er vom Inspektor der Gebäude und des Garde-meuble in Braunschweig ein genaues Inventar des Mobiliars in Salzdahlum ein und hob das Porzellan hervor. Krahe machte in einem Berichte vom 17. April den Präfekten darauf aufmerksam, daß die in Salzdahlum einquartierten Kürassiere einen großen Teil der Statuen im Schloßgarten umgestürzt hätten, das Staket um denselben großenteils gestohlen sei 2c., und bemerkte, es scheine überhaupt, „als ob diese ganze Anlage für herrenlos gehalten werde, worin ein jeder nach Belieben schalten könne“.

Der Verkauf sollte am 18. April stattfinden; da aber zeigte sich, daß der Garten nicht, wie die Taxation besagte, vierundsiebzig, sondern nur einundvierzig Morgen enthalte; Henneberg war sehr verdrießlich, ließ aber den Termin abhalten. Es fanden sich nur fünf Kauflustige, unter ihnen der Jude Jordan Markus Ahronheim, die aber auf die Eröffnung hin, das Areal sei so viel kleiner, abstanden; nur Ahronheim bot 20000 Franken und für den Fall, daß alle Bleiröhren dabei blieben, noch 4000, für den Fall, daß ihm auch alle Alleen zufielen, noch 6000, somit zusammen 30 000 Franken (Bericht des Präfekten an Coninx, 19. April 1811). Henneberg zeigte Coninx am 8. Mai an, er habe einen neuen Termin auf den 6. Juni angesetzt, werde aber die im Garten etwa noch verborgenen bleiernen Röhren vorbehalten und demnächst nach dem Gewicht besonders verkaufen lassen. Der Termin fiel so schlecht aus, daß Henneberg am 7. Juni Coninx schrieb: „Nach der Sachlage und den jetzt ganz derasierten Schloßgebäuden scheint auch keine Hoffnung vorhanden zu sein, daß irgend ein Käufer für das Ganze ein einigermaßen adäquates Pretium bieten werde.“ Er hielt daher für ratsam, mit dem Verkaufe des auf den Schloßgebäuden befindlichen Bleies anzufangen, dann die Gebäude nach und nach abreißen und

das Material, jedesmal wenn eine Partie vorrätig sei, sofort verauktionieren zu lassen, auch in gleicher Weise dann mit dem Terrain zu verfahren; denn nur so lasse sich vielleicht ein dem Anschlage einigermaßen annäherndes Kapital erzielen. Am 20. Juni erhöhte Ahronheim sein Angebot auf 36000 Franken, ausschließlich der vor dem Schloßgarten liegenden Alleen. Henneberg aber bestürmte am 13. Juli Moulard, den Intendanten der Kron-Domänen und -Bauten, er möge, da das Ergebnis des Verkaufs von Salzdahlum bei weitem nicht ausreiche, um die Kosten der Instandsetzung des Braunschweiger Schlosses zu decken, sich bei Jerome dahin verwenden, daß Allerhöchstderselbe der Stadt Braunschweig den Ertrag von Mobiliar aus Salzdahlum, welcher am 15. Juli erlöst worden sei, zuwende; derselbe sei für den Kronschatz eine Bagatelle, für die Stadt immerhin ein bemerkenswerter Zuschuß. Hierauf schenkte, wie oben gesagt, Jerome ganz Salzdahlum der Stadt, unter der Bedingung, daß sie das Residenzschloß bis Ende 1811 ausbaue und möbliere. Die Stadt ernannte eine eigene Abbruchs- und Verkaufskommission, die am 18. August den Chausseebauinspektor Dufour mit der Leitung des Abbruchs betraute. In den Jahren 1811 bis 1813 wurden fortwährend Auktionen in Salzdahlum abgehalten, allmählich fielen alle Schloßbauten, der Präfekt des Departements drängte, es gehe nicht rasch genug, auch die Linden- und Pappelalleen vor dem Schlosse kamen unter den Hammer. Die ganze Ausbeute für die Stadt betrug nach Abzug der Unkosten bei dem Rechnungsschluß vom 3. Dezember 1813 33098 Thaler. Bis Martini 1813 war das deutsche Klein-Versailles von der Erde verschwunden, mit dem Braunschweiger Volkssänger, dem Domkantor Görges, verwünschte das Volk die Zerstörer:

Sau retten sei schändlich den Förstensitz nedder,
Vertröbeln 'n ohn Ansein um lusigtes Geld!
Jü Schlingels, jü buet kein Förstenhus wedder,
Jü sind man alleen tau'n Terstören bestellt!





Arabisches Kastell in Derehib bei den Goldbergwerken im Wadi Derehib.

Die ältesten Goldbergwerke.

Von

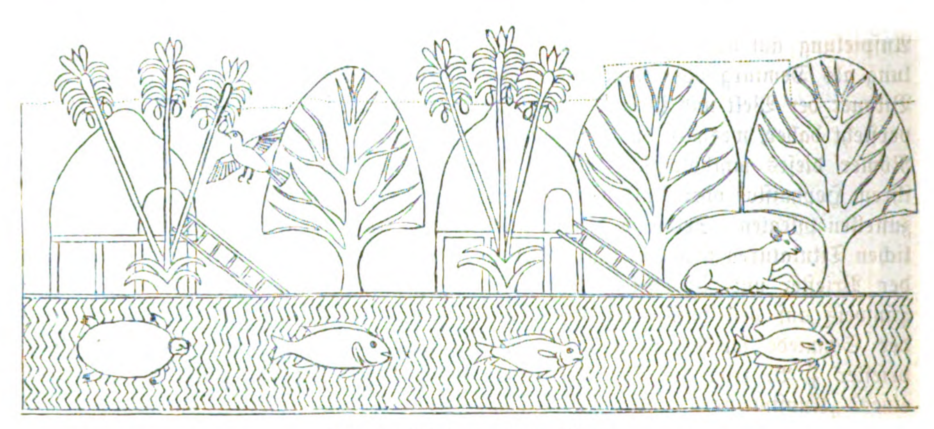
Heinrich Brugsch.



Es bleibt eine unbestrittene Thatsache, daß Gold, Silber und Kupfer zu den am frühsten bekannten Metallen bereits in den Zeiten des Altertums gehörten. Da schon den klassischen Griechen und Römern Ägypten als das älteste Kulturland der Welt, also im Lichte eines Altertums im Altertum, erschien und die gefundenen Denkmäler des Nilthales durch ihr hohes Alter diese Ansicht vollauf bestätigen, so muß in erster Linie gerade dieses Land als glaubwürdigster Zeuge für die Kenntnis und die Verwertung der erwähnten Metalle angerufen werden.

Die gelehrten Untersuchungen, welche bisher dieses Gebiet berührt haben, lieferten die Beweise, daß jene drei Metalle bereits in den Zeiten der Pyramiden erbauenden Könige oder, mit anderen Worten, mehr als sechstausend Jahre vor unseren eigenen Tagen zu den mannigfaltigsten Zwecken verwandt wurden. Die Inschriften und Abbildungen der Denkmäler im Verein mit den wenn auch wenigen Gegenständen, welche aus diesen Metallen angefertigt waren und zufällig entdeckt worden sind, lassen keinen Zweifel über ihre sehr verbreitete Verwendung im höchsten Altertume zu. Das Gold, unter dem Namen Nub bekannt, hieß nach seiner ursprünglichsten Bedeutung soviel als „das Ausgewaschene", ein deutlicher Fingerzeig auf seine älteste Gewinnung durch Auswaschung von zerkleinerten goldhaltigen Erzen. Das Silber, welches den

Namen Hat führte, bezeichnete ganz wörtlich soviel als „das Weiße, Glänzende“, während dem Worte Chomt für das Kupfer ein noch unenträtselter Sinn zu Grunde lag. Da wo buntfarbige Abbildungen Gegenstände aus Metall dem Beschauer vor Augen führen, erscheint das Gold in gelber, das Silber in weißer und das Kupfer in roter oder rotbrauner Färbung, während man dem späteren Eisen eine mehr oder weniger hellblaue Farbe verlieh, und zwar dieselbe, mit welcher man das Wasser auszumalen pflegte. Der Name dieses niederen Metalles Ba-ne-pi, wörtlich soviel als „das Wundererzeugnis des Himmels“ bedeutend und in der koptischen Sprache als Benipi erhalten, ist auffallend genug, denn es erweckt die Vorstellung des meteorischen Eisens, mit welchem die Ägypter vor dem Grubeneisen die erste Bekanntschaft gemacht hatten.



Küstenlandschaft am Roten Meere.
Nach einer altägyptischen Darstellung aus dem sechzehnten Jahrhundert v. Chr.

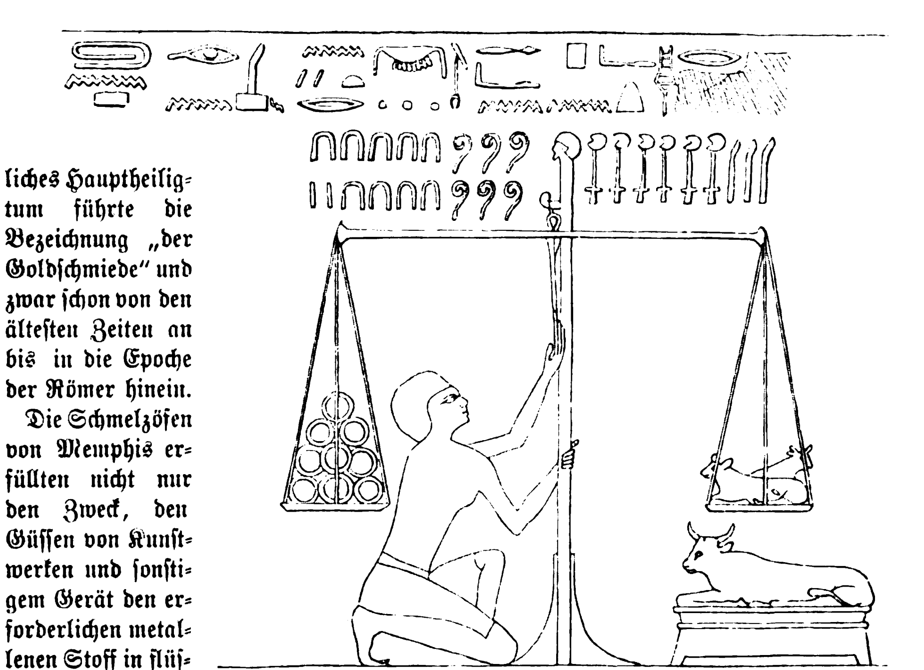
Gold und Silber galten schon in jenen ältesten Zeiten als kostbare Edelmetalle, und erklären die wiederholten Überlieferungen der Denkmäler, daß die Schätze der ältesten Könige hauptsächlich aus diesen Metallen bestanden. Das Rotkupfer diente zur Herstellung von Waffen, von Schneide-Instrumenten, Gefäßen und sonstigen Dingen im Gebrauch des gewöhnlichen Lebens. Als eigentliche Fundgrube für das Kupfer müssen die bereits im höchsten Altertum ausgebeuteten Minen der Sinaihalbinsel oder, wie diese von den Ägyptern genannt wurde, des Malachitlandes angesehen werden. Noch heutigestags werden jene uralten Bergwerke, in der Gegend von Sarbut el-chadem, von den Reisenden besucht, und die Felseninschriften der Sinaigegend sprechen von Kupfertransporten, die von hier aus gewöhnlich auf dem Seewege nach Ägypten befördert wurden. Lange bevor die Kupferinsel Cypern ihren berühmten Metallvorrat den ältesten Kulturländern als Tribut oder als gangbarsten Handelsartikel zuführte, war das Malachitland die eigentliche Quelle, aus welcher dieses nützlichste aller Metalle seinen Weg nach Memphis, der Hauptstadt des ältesten Reiches, zu finden pflegte.

Der Name der eben erwähnten Stadt, deren ehemalige gewaltige Größe heutigestags nur noch in wenigen Überresten und Schutthügeln besteht, ruft zugleich ihre hohe Bedeutung als älteste Werkstätte aller Arbeiten in Metall zurück. Hier saßen die ersten Meister in der Kunst der Gold- und Silberschmiede und der Bearbeitung des Kupfers. Selbst der Schutzpatron der Stadt, ein gewöhnlich zwergförmig dargestellter Gott Namens Ptah oder, nach griechischer Umschrei-

bung desselben, Phtha — ein Wort, das seiner Grundbedeutung nach soviel als Künstler sagen will —, wurde als der Erfinder der Metallschmiedekunst hoch gefeiert und erhielt eine Reihe von Titeln, die sich auf seine Meisterschaft als göttlicher Schmied bezogen, nicht ohne klare Anspielung auf seine mythologische Stellung als Demiurg oder kunstverständiger Bildner der Welt und ihrer Teile. Man versteht daher, weshalb die Griechen und Römer dieses mythologische Gebilde mit ihrem Hephaistos oder Vulkan zusammenzustellen pflegten. Selbst in den priesterlichen Titulaturen seiner heiligen Diener, der Priester und Propheten, kehrte der Hinweis auf den kunstverständigen Gott der Schmiede wieder, denn sein Oberpriester z. B. trug die Ehrenbenennung eines „Kunstmeisters" und sein eigentliches Hauptheiligtum führte die Bezeichnung „der Goldschmiede" und zwar schon von den ältesten Zeiten an bis in die Epoche der Römer hinein.

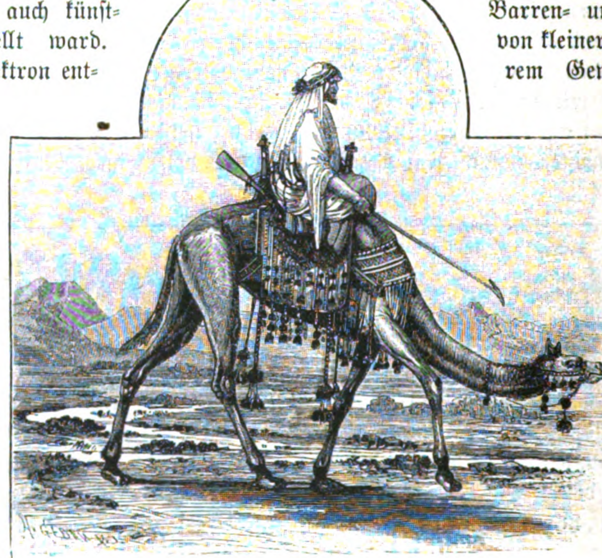
Die Schmelzöfen von Memphis erfüllten nicht nur den Zweck, den Güssen von Kunstwerken und sonstigem Gerät den erforderlichen metallenen Stoff in flüssiger Form zu liefern, auch alles, was mit dem Geldgewicht und seit Einführung des geschlagenen Geldes mit der geprägten Münze in Verbindung stand, fand hier Jahrtausende hindurch seine gesetzlich geregelte Ausführung. Noch in den Zeiten der Ptolemäer galt Memphis als die Münzstätte des ägyptischen Reiches, aus welcher nach Gewicht und Legierung die einzelnen Prägestücke des kursierenden Goldes hervorgingen. Bei diesem Geschäft, das mit möglichster Genauigkeit und Sorgfalt betrieben wurde, lag dem gesamten später nach dem Drachmensystem geordneten modernen Münzwesen dennoch das uralte Geldgewichtssystem zu Grunde. Da ich selber in den vergangenen letzten Jahren diesem Gegenstand die eingehendsten Untersuchungen gewidmet habe, so dürfte es manchen Leser interessieren, die gesicherten Ergebnisse derselben näher kennen zu lernen.

Es ist natürlich und von vornherein vorauszusetzen, daß die Wertschätzung des Goldes von seiner Mischung oder Zusammensetzung abhing und daß man schon in alten Zeiten Mittel und Wege gefunden haben mußte, das Gold darauf hin zu prüfen. Und das beweisen thatsächlich



Eine Goldwage aus dem sechzehnten Jahrhundert v. Chr.
Nach einem altägyptischen Grabgemälde.

inschriftliche Zeugnisse darüber. Man unterschied zunächst „feines Gold“ oder, wie die Texte es bezeichnen, „gutes Gold“ von dem Golde im allgemeinen, wie von dem „weißen Golde“ und dem Asem- (griechisch Asemos) Golde oder dem Elektron im besonderen. Das Weißgold war durchaus nicht, wie selbst die größten Numismatiker angenommen haben, mit dem Elektron identisch, da beide Namen in den ägyptischen Texten streng auseinander gehalten werden. Sie bestanden aber beide aus einer Mischung von Gold und Silber, die auch künstlich hergestellt ward. Bei dem Elektron enthielt die Mischung 73 Prozent Gold und 27 Prozent Silber, wenn man auf die lydische Währung der Elektromünzen Rücksicht nimmt. Andere Goldmischungen heißen in denselben ägyptischen Inschriften bald Zweidrittelgold oder Drittelgold, ohne daß man über die Zusammensetzung der Metallmischung unterrichtet wäre. Eine besondere Goldart führte den Namen Ketem, denselben also, der sich in dem hebräischen Bibeltexte an mehreren Stellen für (besonders feines?) Gold angewendet findet. Alle diese Angaben, so lückenhaft sie für den Erklärer zu sein scheinen, liefern wenigstens den Beweis, daß bereits zwischen dem sechzehnten und dreizehnten Jahrhundert verschiedene Goldlegierungen bekannt waren, teils natürliche, teils künstlich hergestellte.



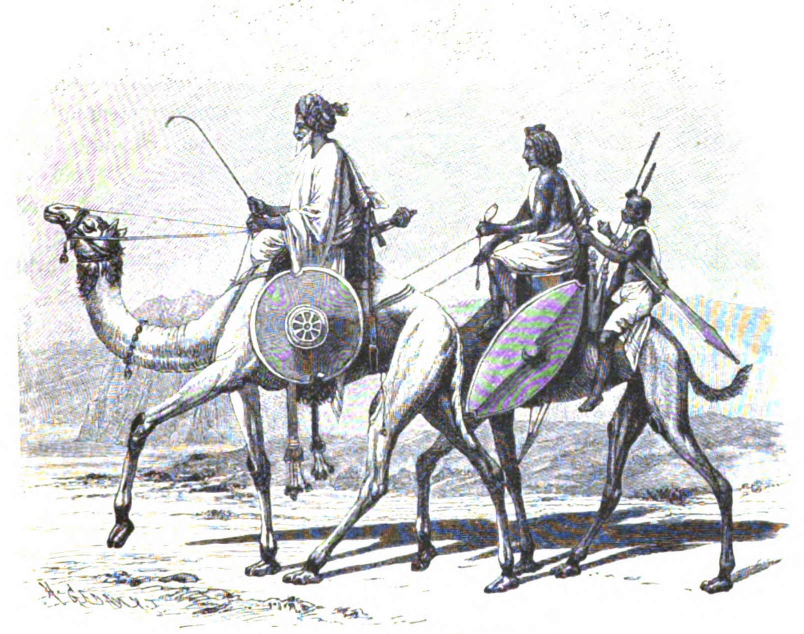
Nomani-Dromedar.

Erst vom Beginn des siebenten Jahrhunderts vor Christi Geburt an fing die alte Welt an, sich des geschlagenen Geldes zu bedienen, wobei die Mischung und das Gewicht der einzelnen Stücke, besonders der in Gold und Silber ausgeprägten, durchaus von dem älteren Geldgewicht abhängig war. Es ist heutzutage eine feststehende Thatsache, daß Ägypten und Babylon, das zuerst genannte Land nachweisbar bereits vom sechzehnten Jahrhundert vor Christi an, sich eines übereinstimmenden gleichen Geldgewichts-Systems bedienten. Gold und Silber wurden in Barren- und Ringgestalt von kleinerem und größerem Gewicht gegossen und dann die einzelnen Stücke wahrscheinlich durch einen Stempel ausgezeichnet, um den offiziell garantierten Wert desselben für den allgemeinen Verkehr festzustellen. Als kleinste Einheit für das Gold galt ein Ganzstück im Gewicht von 16,37 Gramm — das ist genau das Gewicht des hebräischen Goldsekels. Die nächst höhere Gewichtseinheit bildete das Fünfzigfache desselben, mit anderen Worten ein Goldbarren mit dem Gewicht von 818,63 Gramm, dessen Sechzigfaches, 49,118 Kilogramm, die höchste Einheit darstellte. Die Griechen nannten die letztere das Talent, die zweite Einheit nach ihrer babylonischen Benennung die Mine, während für die kleinste Einheit oder die $^1/_{50}$ Mine keine besondere Bezeichnung nachweisbar ist, wenn man nicht dafür das Wort Sekel oder, nach seiner griechi-

schen Umschreibung, Siglos einsetzen will. Die Ägypter hatten für das Talent den semitischen Namen Kirkôr, das heißt „der Ring“, eingeführt, für die Mine das Wort Hnu, „das Gefäß oder der Krug“, und für die $^{1}/_{50}$ Mine den Ausdruck Kenken, das ist „das Teilstück“, eigentlich „das abgeschlagene Stück“ gewählt.

Das ganze Rechnungssystem beruhte im Grunde auf sexagesimaler Grundlage, die Aus dem letzteren entwickelte sich in den Ptolemäerzeiten als ein $^{2}/_{5}$ Stück desselben die ptolemäische Silberdrachme von 3,638 Gramm Gewicht, deren Zwölffaches, nach dem Wertverhältnis 1 : 12 des Silbers zum Golde unter der Ptolemäerherrschaft, den Wert einer Golddrachme besaß.

Diese Angaben stehen, wie gesagt, zweifellos fest und sie dienen als be-



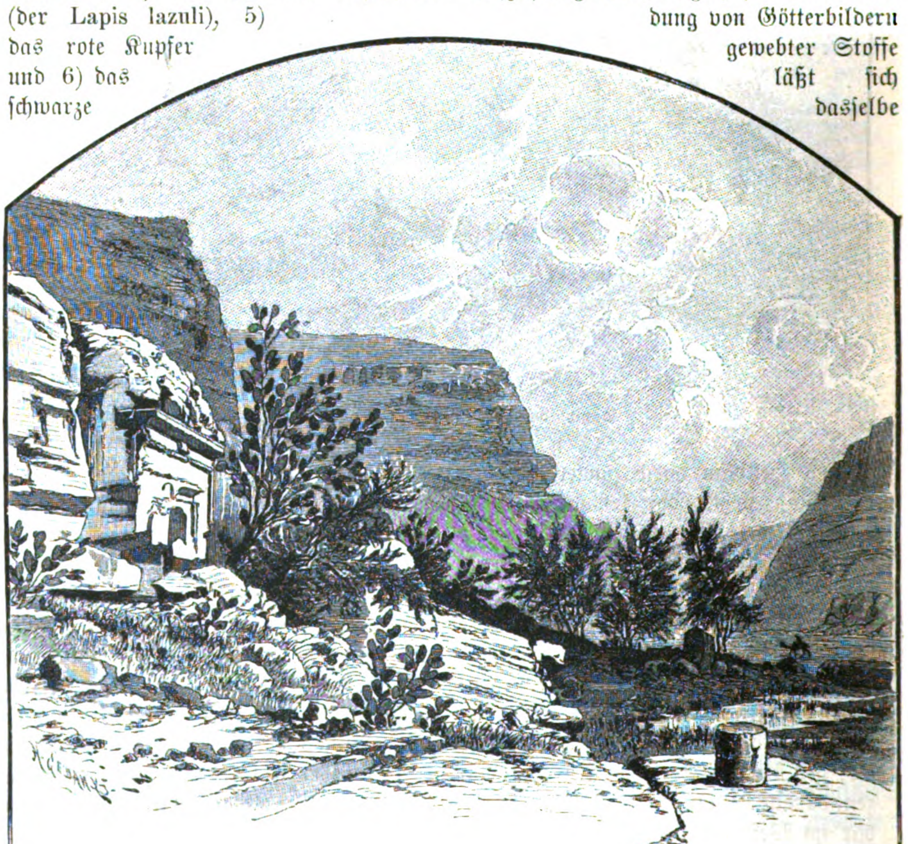
Bischari- und Ababdeh-Dromedare.

am durchsichtigsten in dem aus dem Goldgewicht entwickelten allgemeinen Gewichte zum Vorschein tritt. Nach demselben bestand die Mine nicht aus fünfzig Sekeln, wie in der Gold- und Silberrechnung, sondern aus sechzig Sekeln, während das Sechzigfache dieses Gewichts dem Talente angehörte.

Für das Geldgewicht des Silbers, um auch dies nicht zu vergessen, hatte die kleinste Einheit oder der Silbersekel in den Jahrhunderten vor etwa 1000 vor Christo ein Gewicht von 11,37 Gramm, in der Epoche dagegen nach dem Jahre 1000 eine Schwere von 10,91 Gramm. redtes Zeugnis für den innigen Zusammenhang des ältesten Geldgewichtes mit dem Münzgewicht der späteren Epochen vom siebenten Jahrhundert vor Christo an.

Es ist lange Zeit die Meinung verbreitet gewesen, und sie findet selbst in unseren Tagen ihre Anhänger und Vertreter, daß im höchsten Altertum das Silber höher im Werte als das Gold gestanden habe. Als Beweis dafür wird der Vortritt des Silbers vor dem Golde in altägyptischen Inschriften bei der Aufzählung einer Reihe von Metallen und sonstigen Mineralien angeführt. Diese Ansicht, welche ich früher selbst geteilt

hatte, wird indes hinfällig der Wahrnehmung gegenüber, daß Metalle und Edelsteine unterschiedslos nicht nach ihrer Wertschätzung, sondern nach der von den Ägyptern beliebten Farbenreihe in ihrer Aufeinanderfolge geordnet zu werden pflegten. Die Farbefolge, uralten Ursprungs, stellt sich in nachstehender Übersicht dar: 1) Weiß, 2) Gelb, 3) Grün, 4) Hellblau, 5) Rot, 6) Schwarz. In der Aufzählung von Mineralien reihen sich die einzelnen ihrer Färbung nach wie folgt aneinander: 1) das weiße Silber, 2) das gelbe Gold, 3) der grüne Malachit, 4) der hellblaue Lasurstein (der Lapis lazuli), 5) das rote Kupfer und 6) das schwarze



Das Wadi L'Hobeïn, Jagdstation des Königs Ptolemäus Euergetes.

Blei. Die Ursache, daß das Silber an der Spitze aller übrigen Mineralien steht, leuchtet daher von selber ein und hat nicht das Mindeste mit seinem Wert dem Golde gegenüber zu schaffen. Wie es Lepsius zuerst nachgewiesen hat, befindet sich im Berliner Museum eine Malerpalette nach altägyptischem Muster, deren mit Farbenresten angefüllte Vertiefungen dieselbe Farbenfolge zeigen, nämlich Weiß, Gelb, Grün, Hellblau, Rot, Dunkelblau (?) und Schwarz, also mit einer zwischen Schwarz und Rot eingeschobenen Dunkelfarbe. Die Ägypter hatten somit seit altersher eine Farbenordnung erdacht, die sicherlich auf einem bestimmten Gesetze beruhte, dessen Princip sich bis jetzt unserer näheren Erkenntnis entzogen hat. Selbst bei der Aufzählung buntfarbiger, für die Bekleidung von Götterbildern gewebter Stoffe läßt sich dasselbe Gesetz nachweisen, wobei, wie im Kultus der Hebräer, vier heilige Farben in älterer und jüngerer Zeit angenommen wurden, in dieser nämlich Weiß, Grün, Hell-

blau und Dunkelrot, in jener Weiß, Grün, Hellrot und Dunkelrot. Die Abweichung in beiden Listen betrifft den Ersatz des älteren Hellblau durch jüngeres Hellrot. Wie man sieht, war sowohl Gelb als Schwarz von den heiligen Farben gänzlich ausgeschlossen.

Es liegt die Frage nahe, woher die ältesten Ägypter ihr Gold bezogen haben mögen, um die Schatzkammern der Könige damit anzufüllen und die verschiedenen Schmuckgegenstände, einschließlich der später eingeführten Barren des Goldgewichtes, der ältesten Vertreter der Goldmünzen, daraus herzustellen. Da die unmittelbar im Westen und im Osten an Ägypten stoßenden Gegenden Libyens und Asiens keinen Goldreichtum aufzuweisen haben und der Bezug dieses Edelmetalles aus ferngelegenen Gegenden in jenen frühen Epochen aller menschlichen Geschichte ausgeschlossen bleiben muß, so liegt es nahe, Ägypten selbst als den eigentlichen Goldlieferanten zu betrachten. Daß dies thatsächlich der Fall war, dafür liegen die beredtesten historischen Beweise vor.

In den Inschriften des Tempels von Medinet Abu, auf der westlichen Seite der alten Residenzstadt Theben, welchen König Ramses III. (um 1200 vor Christo) dem Stadtgotte Amon zu Ehren aufführen ließ, findet sich in den ehemaligen Schatzkammern eine Reihe von Geschenken aufgeführt, unter denen das Gold an der Spitze steht und eine hervorragende Rolle spielt. Es finden sich dabei mehrere Male dem Worte Nub für das Gold die Namen ägyptischer, unmittelbar am Nilufer gelegener Städte aufgeführt, welche den Anschein erwecken, als seien hier ehemals Goldminen vorhanden gewesen. Es sind dies in der Aufzählung von Norden nach Süden die Städte Qobti (bei den Griechen Koptis oder Koptos, das heutige Qift auf der rechten Nilseite, nördlich von Theben), Edbu (das heutige Edfu, von den Griechen nach dem Namen der Ortsgottheit Horus-Apollo Apollinopolis genannt, mit dem Zusatz die Große, linke Nilseite) und Onbi, das heißt „die Goldstadt“ (griechisch Ombos, das jetzige

Ansicht des Wadi und Berges von Hegatte.

Ombu, auf dem rechten Ufer des Nils). Da sich in unmittelbarer Nähe der angeführten Orte nichts weniger als Goldgruben weder antiken noch modernen Ursprungs befinden, so ist man längst auf die Vermutung gekommen, die letzteren in den westlich davon gelegenen Thälern der Urgebirge zu suchen, welche sich zwischen dem Nilthale und den Küstenrändern des Roten Meeres ausdehnen und aus Graniten, Porphyren und Hornblendegesteinen bestehen (Professor Schweinfurth war der erste Fachgelehrte, welcher diese sogenannte Rote Region mit deutscher Gründlichkeit untersucht und aufgenommen hat). Die Wüstenthäler, welche von den Goldminen aus nach dem Nilthale führten und zu den Transporten des gewonnenen Edelmetalles benutzt wurden, mündeten dagegen bei den vorher genannten drei Städten, wenn auch die Apollostadt auf der gegenüberliegenden Seite des Stromes aufgebaut war und ihren eigentlichen Vertreter in einer kleinen Anlage Namens Contra Apollonos auf der östlichen Flußseite besaß.

Die am nördlichsten gelegene Stadt Koptos führte in nordöstlicher Richtung nach einem Felsenthale, das heute den Namen Wadi Hammamât trägt und durch seine Felseninschriften aus ältester Zeit den gelehrten Forschern wohlbekannt ist. Nach einem Wege von etwa zehn geographischen Meilen wird der höchste Gebirgsstock erreicht und nach acht weiteren Meilen gelangt der Reisende zur Hafenstadt Qoseir (Leukos limen oder der „weiße Hafen“ bei den Griechen) am Roten Meere. Eine andere Straße in nordnordöstlicher Richtung, in einer Entfernung von gegen zwölf Meilen, zieht sich durch das Wadi Gasus hindurch, um an einem jetzt verlassenen Hafenplatze auszumünden. Es ist der Hafen Myos Hormos der Alten. Nach den Felseninschriften in diesem Thale zu urteilen, hatte diese Reede im höchsten Altertume eine hohe Bedeutung für die überseeischen Expeditionen nach der Halbinsel des Sinai, der Südküste Arabiens und den äthiopischen Troglodytengegenden bis zur Somaliküste hin, worauf ich weiter unten zurückkommen werde.

Die Felseninschriften, welche in diesen Gebirgsthälern aufgefunden worden sind — Hieroglyphentexte von längerer oder kürzerer Fassung mit hinzugefügten Daten und Königsschildern —, geben keinem Zweifel über die Wichtigkeit dieser uralten Straße Raum. In einer der ältesten, welche bis zur Mitte des dritten Jahrtausends hinaufsteigt, meldet ein Hofbeamter der Mit- und Nachwelt die Ausführung eines königlichen Auftrages, der ihn in Begleitung von dreitausend Mann von Koptos aus in die Felsenthäler von Hammamât führte, um an den Hauptstationen auf dem Wege nach der Hafenstadt am Roten Meere Brunnen und Cisternen anzulegen und am Hafenplatze Myos Hormos selber Seeschiffe für die weite Meerfahrt nach Arabien und der äthiopischen Küste auszurüsten. Auf der Heimreise, nach glücklicher Landung in der Hafenstadt, durchzog der Beauftragte die Gebiete der Steinbrüche, um für Sitz- und Standbilder eines „Gotteshauses“ das nötige Material an hartem Gestein zu gewinnen.

Es ist dieselbe alte Straße, von welcher der griechische Geograph Strabo um den Anfang unserer Zeitrechnung an mehreren Stellen seines umfangreichen Werkes eine kurze, aber deutliche Schilderung gegeben hat. Nach ihm schiffte man von Indien und Arabien und von den südlichen Küsten Äthiopiens aus nach Myos Hormos, verlud die Waren auf Kamelsrücken und legte die Reise nach Koptos, „einem gemeinschaftlichen Wohnsitz von Ägyptern und Arabern“, in sechs bis sieben Tagen zurück. Früher, wie er hinzugefügt, mußte man Wasser in Schläuchen mit sich nehmen, um den Durst zu stillen, jetzt aber, das heißt zu Strabos Zeit, habe man Brunnen von großer Tiefe gegraben und Regenwasser-Cisternen angelegt. Hier läuft ein Irrtum mit unter in Bezug auf das Früher und Jetzt. Denn in der oben angeführten Inschrift aus

der Mitte des dritten Jahrtausends ist allerdings von Wasserschläuchen die Rede, mit welchen vor dem Antritt der Reise der auf Mission geschickte Beamte seine Begleiter ausrüstete, allein es ist gleich darauf von vier Brunnen die Rede, welche er an den Hauptstationen Bit, Adahet (hier zwei) und Jahateb anlegen ließ und deren Breite oder Tiefe in ägyptischen Maßen angegeben ist. Es waren, um es gleich zu sagen, artesische Brunnen, die zu Strabos Zeit nicht erst gebohrt, sondern vom Sande befreit wurden, um ihre alten Dienste von neuem zu leisten. In ihrer Nähe lagen die Goldminen, welche nach der Stadt Koptos dem dort gefundenen Edelmetalle den Namen „des Goldes von Koptos" verliehen hatten.

Ich muß hier auf ein persönliches Erlebnis zurückkommen, das nur wenigen Personen bekannt sein dürfte und mit diesen bisher unentdeckt gebliebenen Goldminen im engsten Zusammenhange steht. Es war im Jahre 1873, als ich einer Aufforderung des damals regierenden Vicekönigs von Ägypten, Ismael Pascha, entsprach, ihm eine wissenschaftliche Abhandlung über die altägyptischen Goldminen vorzulegen, die auf Grund der Denkmälerangaben die notwendigen Fingerzeige über die Lage derselben enthielt. Der Vicekönig, ungläubig und mißtrauisch wie er war, schüttelte darüber mit dem Kopfe und schien die Sache ganz übersehen zu wollen. Ohne mein Wissen ließ er jedoch eine aus amerikanischen Offizieren des ägyptischen Generalstabes zusammengesetzte Kommission bilden, welche in Begleitung eines Geologen und eines Bergmannes in aller Heimlichkeit die Reise nach dem Wadi Hammamât unternahm und nicht nur die Goldminen, sondern auch die seit langen Jahrhunderten verschütteten artesischen Brunnen an Ort und Stelle wieder entdeckte. Die letzteren enthielten auf ihrem Boden in mehr als Meterhöhe das klarste Trinkwasser, zu dem man auf treppenförmigen Gängen von dem Rande der Brunnen aus nach der Tiefe gelangte.

Ein Jahr später erhielt ich die Mitteilung, daß meine Angaben sich bestätigt hätten. Die Entdeckungen schienen dem Vicekönig so wichtig zu sein, daß er sofort in Qoseir Befestigungen errichten ließ, um die nunmehr selbst für eine Invasionsarmee, des Wasservorrats halber, leicht passierbare Wüstenstraße gegen Angriffe zu decken (er dachte hierbei zunächst an Indien und die Engländer!). Für die Ausbeutung der Goldminen sollten weitere Maßnahmen getroffen werden. Die unterblieben aber, da sich der politische Horizont Ägyptens damals immer mehr und mehr verfinsterte, bis zu dem Zeitpunkte hin, wo der Vicekönig sich schließlich genötigt sah, seine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen.

Die von der Kommission angefertigten Pläne und Karten der Wüstenstraße von Hammamât mit ihren Minen und Brunnen wurden dem ägyptischen Generalstab übergeben, dessen Chef, General Stone Pascha, sie als ein Staatsgeheimnis betrachtete, so daß niemals etwas darüber in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Ich selber erhielt nur Abschriften einzelner Bildwerke und Inschriften an verschiedenen Felswänden der Umgegend, doch niemals einen Einblick in die topographischen Verhältnisse der Gegend selber. Die mir übergebenen Zeichnungen wiederholen nur, was ich längst wußte, indem sie unter anderem aufs neue bestätigten, daß als Schutzpatron der ältesten Handelsstraße zwischen Myos Hormos und der Stadt Koptos die ägyptische Pansgestalt des Mondgottes Min, der Lokalgottheit der eben genannten Stadt, galt, und daß der „koptische Min" als solcher die Titel: „Herr dieser Felsengebirge und König der (arabischen) Troglodyten oder Höhlenbewohner" zu führen pflegte. Die Nachkommen der letzteren sind die heutigen Beduinen arabischer Abstammung, welche mit ihren leicht gebauten Kamelen den Warenverkehr zwischen dem Roten Meere und dem Nile noch gegenwärtig aufrecht erhalten, während im Altertume, nachweisbar noch im zwölften Jahrhun-

dert v. Chr., der Esel die Stelle des Kamels vertrat oder von Rinderpaaren gezogene Holzkarren die Transporte erleichtern halfen.

Die wichtige handelspolitische Stellung der Stadt Koptos, die zuerst Heeren in das richtige Licht gestellt hat, war für die Zeiten der Griechen und Römer von weittragender Bedeutung, denn sie berührte geradezu den Welthandel zwischen Rom und Indien. Die Pharaonen hatten freilich dazu den Grund gelegt, aber seit der Entdeckung des Seeweges nach Indien, etwas vor den Perserzeiten, galt Koptos als der eigentliche Stapelplatz der indischen und arabischen Waren, die von hier aus nilabwärts nach Alexandrien geführt und nach ihrem europäischen Bestimmungsorte verladen wurden. Seitdem an der Südgrenze Ägyptens der in einer tiefen Bucht liegende Hafen von Berenice, ausgezeichnet durch seine günstige Lage, den Seeweg von Indien oder Arabien aus für die Schiffer abkürzte, schlugen die von Berenice aus abgehenden Kamelkarawanen, wie es Plinius ausdrücklich bestätigt, den südlichen Weg durch die ägyptisch-arabische Wüste ein, um wiederum in der Stadt Koptos am Nilufer ihr nächstes Ziel zu finden. Der Hitze wegen pflegte man die Reise in einer Ausdehnung von fünfzig geographischen Meilen in zwölf Tagen bei Nacht zurückzulegen, während man des Tages über in den einzelnen namentlich überlieferten Stationen (von Norden nach Süden: Koptos — Phoinikôn — Didyme — Aphrodites — Compasi — Jovis — Aristonis — Phalakro — Apollino — Cabalsi — Koinon Hydreuma — Berenice) rastete. Eine jede davon war, nach griechischer Benennung, ein Hydreuma, das heißt eine „Wasserstelle“, die auf die Anwesenheit von Brunnen schließen läßt, wie sie in ähnlicher Weise auf der vorher beschriebenen Brunnenstraße von Qoseir angelegt waren.

Ich erwähne diese südliche Straße aus dem besonderen Grunde, weil sich in ihrer Nähe zwei neue noch unentdeckte Goldminen befunden haben müssen, welche das nach den oberägyptischen Ortschaften benannte Gold von Apollinopolis Magna und von Ombos lieferten, von denen oben bereits die Rede gewesen ist. Beide Städte lagen wie Koptos unmittelbar am Nil und an der Ausmündung von Wüstenthälern, durch welche der Weg nach den Goldgruben führte. Man wird im allgemeinen nicht irren bei der Voraussetzung, daß die Minen etwa auf den gleichen Breitegraden mit jenen Städten aufzusuchen sind.

Lepsius hat in seiner Abhandlung über die Metalle in den ägyptischen Inschriften die sehr wahrscheinliche Vermutung ausgesprochen, daß das Gold von Apollinopolis in der Nähe des Roten Meeres in dem heute Gebel Zebara genannten Berge ausgebeutet wurde, auf dessen östlicher Seite nahe der Küste die Ruinen des alten Ortes Nechesia liegen. In dem Felsgestein des Gebirges zeigen sich tiefe und meist verschüttete Minengänge, in welchen offenbar ein kostbares Mineral gefunden wurde, aber nicht der Smaragd, wie man irrtümlicherweise bis jetzt angenommen hatte. Der Weg von Contra Apollonos am Nil führte durch ein Wüstenthal auf dem alten Wege nach Gebel Zebara, wobei der vom König Seti I., dem Vater des großen Ramses, gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts angelegte artesische Brunnen auf der Straße von Redesieh oder der ersten Strecke nach dem Goldgebirge, den Zweck erfüllte, den Arbeitern und Transporteuren des Goldes nicht weniger wie ihren Lasteseln den erforderlichen Wasservorrat zu spenden. In der Nähe dieses pharaonischen Hydreuma befindet sich ein gleichfalls von Seti I. gestifteter Tempel, dessen Inschriften auch nicht den leisesten Zweifel über die Anwesenheit von Gold in diesem Teile des arabischen Gebirges übrig lassen. Das Museum von Turin besitzt das Fragment einer altägyptischen Karte dieser Goldmine, auf welcher der moderne Gebel Zebara den Namen des Becheni-Gebirges führt, wie es weiter

unten im besonderen nachgewiesen werden soll.

Die Texte der Tempelinschriften, welche zuerst von dem französischen Gelehrten Chabas übertragen und erläutert worden sind, bieten für die Sicherheit dieser Thatsache die höchste Gewähr. In der dazu gehörigen Darstellung (in der ersten Kammer) erscheint der König als Überwinder seiner Feinde vor einer der Hauptgottheiten des Tempels oder dem Horus von Apollinopolis. Neben dem ägyptischen Apollo tritt unter anderen Gottheiten seine Mutter Isis auf, welcher die an den König Seti gerichteten Worte in den Mund gelegt werden: „Ich habe dir die goldhaltigen Gebirgsländer geschenkt, um dir ihren Inhalt an Elektron, Lapislazuli und Malachit zu liefern.“ Also auch wertvolle Steine wurden in demselben Gebirge gebrochen.

Was man bei den Griechen und Römern unter Elektron verstand, hat gleichfalls Lepsius in seiner vorher angeführten Abhandlung klar gelegt. Es war dies nicht etwa bloß eine griechische Bezeichnung für unseren Bernstein, sondern zugleich der Name einer Mischung von Gold und Silber, die sowohl in den Bergwerken als auch im Flußsande vorkommt und nach Plinius mindestens zwanzig Prozent Silber enthielt. Und nach dem Wortlaut der übrigen Inschriften war es gerade dies Elektrongold, welches in den Minen östlich von dem Brunnen gefunden wurde.



Brunnen im Wadi L'Beda.

Die Hauptinschrift ist vom 20. Tage des dritten Sommermonates im neunten Regierungsjahre des Königs datiert oder vom 4. Juni dieses Jahres. Nach den Titeln und Namen des Königs heißt es wörtlich: „An diesem Tage, siehe! da überzeugte sich Seine Majestät von den Gegenden bis zu den Gebirgen hin, indem seine Seele von dem Wunsche erfüllt war, die Minen, aus welchen das

Elektrongold herkommt, mit eigenen Augen zu schauen. Nachdem Seine Majestät hinaufgestiegen war bei einer Zahl von ... Meilen, hielt er eine Rast, um mit sich selbst einen Plan zu erwägen. Er sprach: ‚Böse ist die wasserlose Straße. Wie sollen die Wandernden denn ihr Ziel erreichen, wenn ihre Kehle trocken ist, und womit sollen sie ihren Durst löschen? das Land liegt fern und die Gebirgsgegend streckt sich weit aus. Keinem Durstigen wird es gelingen, die Gegend zu durchmessen. Wohlan denn, ich werde für sie sorgen! Ich werde ihnen die Gelegenheit bieten, ihr Leben zu erhalten, und sie werden meinen Namen preisen noch den kommenden Jahren, und die zukünftigen Geschlechter werden über mich entzückt sein wegen meiner Handlungsweise. Siehe! ich bin ein vortrefflicher König, nach welchem sich das Angesicht der Menschen wendet.‘ Nachdem Seine Majestät solches gesprochen, gefielen ihm seine Worte selber. Er durchwanderte die Gegend, um den Platz für den Bau eines Heiligtumes zu suchen. Und ein Gott war sein Führer, um seinen Wunsch zu gewähren. Versammelt wurden die Steinhauer, um einen Brunnen aus der Gebirgsgegend zu bohren, in der Absicht, daß er den Sinkenden wieder aufrichtete und den Verschmachtenden in der heißen Jahreszeit kühlte. Da wurde diese Stelle auf den großen Namen des Königs Mē-men-rē aufgeführt, indem sie einen gewaltigen Überfluß an Wasser hatte gleichwie die Nilquelllöcher von Elephantine."

Im weiteren Verlauf der langen Inschrift wird in derselben weitschweifigen Weise vom König erzählt, wie er seinem Oberarchitekten den Befehl erteilt habe, durch seine Steinhauer und Bauleute einen Tempel ausführen zu lassen und einen Ort zu gründen zum ewigen Gedächtnis des königlichen Bauherrn. In einer anderen nicht weniger langen Inschrift, welche gleichsam die Fortsetzung der vorher besprochenen bildet, ist von den Goldwäschern die Rede, in stetem Zusammenhang mit der Gründung des artesischen Brunnens auf der „unbekannten, unwegsamen", aber nunmehr „erschlossenen Straße".

Die Arbeiten in den Minen bestanden in dem Abhauen des goldhaltigen Gesteines, in dem Zermahlen desselben und in dem Auswaschen des Goldes in steinernen trogartigen Mulden mit schrägstehender Bodenlage. Das die ganzen Kräfte eines Mannes anspannende Geschäft wurde von „Ausländern", also Kriegsgefangenen ausgeführt, welche unter der Aufsicht eines „Obersten der Fremdenlegion" mit dem Zusatz „des Goldes" standen und ein schweres Dasein führten. Daß man daneben Verbrecher zu den Bergwerken verurteilte, scheint aus einem klassischen Zeugnis hervorzugehen, wenigstens meldet Agatharchides darüber folgendes, indem er sich auf ein an der Grenze Ägyptens und Äthiopiens gelegenes und in den Zeiten der Ptolemäer noch ausgebeutetes Goldbergwerk bezieht, auf dasselbe, von welchem weiter unten die Rede sein wird.

Diese große Mine war seit den Zeiten der Pharaonen, genauer seit der selbständigen Herrschaft äthiopischer Fürsten in ihrem Lande und später über Ägypten (um das Jahr 800 v. Chr.), ebenso aber auch unter den Persern, deren südlichstes Reich die Grenze bei Syene nicht überschritt, für die Könige Ägyptens unantastbar geworden. Erst die letzten Pharaonen und die griechischen Herrscher der Ptolemäer kamen wieder in ihren Besitz, nachdem sie den nördlichen Teil der nubischen Landschaft aufs neue dem ägyptischen Reiche einverleibt hatten. Ein großer Teil des Goldvorrates im Nilthale kam aus diesen Minen. Den Direktoren der Arbeiten oder den Metallarchen, nach ihrem griechischen Namen, stand eine große Zahl von Arbeitern zur Verfügung, aus Verurteilten, Verbrechern und Kriegsgefangenen zusammengesetzt, die allein oder in Begleitung ihrer Familie dorthin geschickt wurden und von den Soldaten der Fremdenlegion, mit einem babylonischen Sprachgewirr, überwacht

wurden. Ihr Dasein war unendlich trostlos und für sie der Tod dem Leben vorzuziehen. An der Spitze der Arbeiter befand sich ein Sachverständiger im Minenwesen, welcher das goldhaltige Gestein zu prüfen hatte und die goldenen Adern näher bezeichnete. Die Bergleute fingen zunächst damit an, die Grubengänge zu öffnen und mit einer an der Stirn befestigten Lampe beim Lichtschein in den unterirdischen Grotten immer weiter vorzudringen. Der Aufseher oder Epistat fehlte nicht, um die Säumigen mit Scheltworten und unter Hieben zur Eile anzuspornen. Waren die Gänge weit genug in die Tiefe vorgerückt, so betraten Kinder ihr Inneres, um die abgeschlagenen Stücke des Gesteins aufzulesen und nach den Ausgängen in Körben zu schleppen. Betagte und altersschwache Männer übernahmen dieselben, um die Erze nach den Mörsern zu tragen, woselbst jedesmal ein gewisses Quantum davon mit Hilfe eiserner Stampfer von jungen kräftigen Männern im Alter von über dreißig Jahren bis zu Linsengröße hin zerkleinert wurde. Nachdem diese Arbeit vollendet war, empfingen die Weiber und die Greise die gestoßenen Stücke, um sie zu zwei oder drei vor Steinmühlen hockend durch das Drehen der Kurbel in ein feines Steinmehl zu verwandeln. Die eigentlichen „Goldwäscher" führten danach die Aufgabe aus, in den oben beschriebenen Mulden durch wiederholtes Auswaschen mit Hilfe von Wasser das Gold von seinen erdigen Bestandteilen zu befreien, die zurückbleibenden Goldteile durch Reiben zwischen den Fingern zusammenzukneten und mit feinen Schwämmen abzuwaschen, so daß nun das leuchtende Edelmetall in möglichster Sauberkeit zum Vorschein kam. Zum Schluß führten die Schmelzer die letzte Operation aus, um das reine Gold zu gewinnen. Zu diesem Zweck warf man die gewonnenen Goldklümpchen in irdene Gefäße, setzte je nach dem Verhältnis Blei, etwas Zinn, ein paar Salzkörner und Gerstenkleie hinzu, verlötete die Deckel der Gefäße hermetisch und setzte sie volle fünf Tage und fünf Nächte lang der Ofenhitze aus. Nach Verlauf dieser Zeit nahm man sie aus dem Ofen heraus, ließ sie abkühlen, entfernte den Deckel, und das reinste Gold, das ein wenig von seinem ursprünglichen Gewicht eingebüßt hatte, blieb als Bestand zurück. Alle übrigen Zusätze hatten sich verflüchtigt.

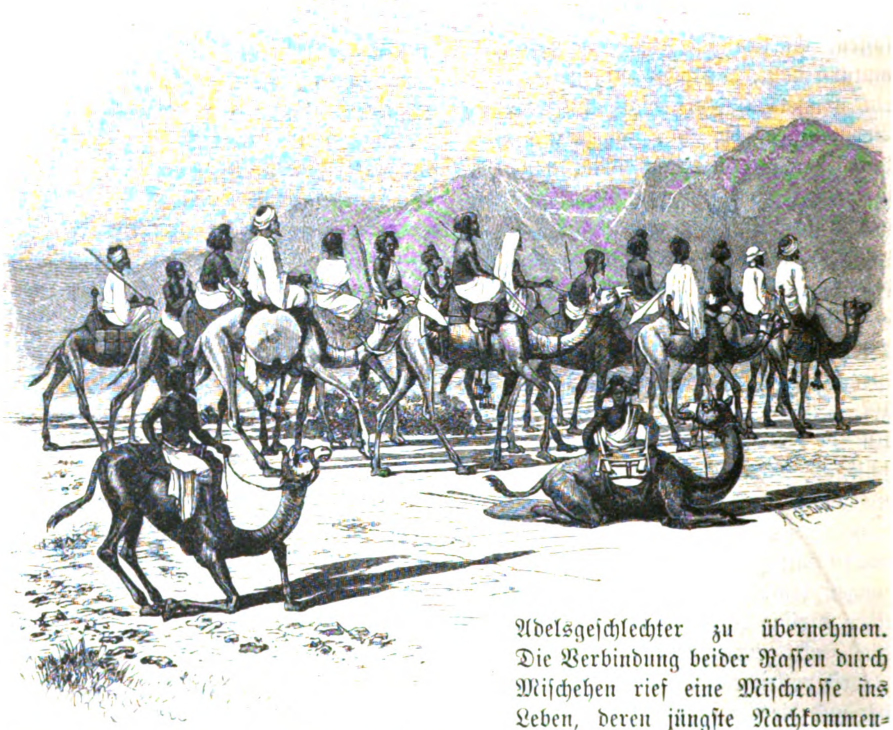
Der Anblick der vollständig nackten Arbeiter mußte das größte Mitleid herausfordern, um so mehr, als man weder den Schwachen noch den Verkrüppelten, weder dem hilflosen Greise noch dem erkrankten Weibe Schonung angedeihen ließ. Alle ohne Ausnahme wurden mit verschärften Schlägen zur Arbeit angetrieben, bis sie vor Anstrengung erschöpft auf den Erdboden fielen, häufig um nie wieder aufzustehen. Die Schilderung des griechischen Augenzeugen läßt über die Grausamkeit der Aufseher gegen die Arbeiter kaum etwas vermissen, was dem traurigen Bilde die tiefsten Schatten zu verleihen im stande war.

Das große Goldbergwerk, auf welches sich der Bericht des griechischen Reisenden Agatharchides bezog, lag nicht mehr auf dem Gebiete des eigentlichen Ägyptens, sondern auf der ehemals von dunkelfarbigen Negerstämmen, den sogenannten Nahasi, bewohnten bergigen Landschaft Wawa Nubiens zwischen dem Nile und dem Roten Meere und in unmittelbarer Nähe der ägyptischen Südgrenze. Bereits um das Jahr 2400 v. Chr., in der ersten Hälfte der zwölften Dynastie, war die im ganzen Altertume hoch berühmte Goldgegend im Besitz der damals herrschenden Pharaonen, und die Inschriften aus dieser Epoche wissen schon von Expeditionen zu melden, um das äthiopische Gold von da aus nach Ägypten einzuführen.

Die ägyptische Bezeichnung für das an dieser Stelle gewonnene Edelmetall lautete „Gold vom Lande Kusch". Unter diesem Eigennamen, der unter derselben geographischen Bezeichnung an mehreren Stellen der Bibel wiederkehrt, verstand

man das ganze im Süden von Ägypten sich ausdehnende Gebiet zu beiden Seiten des Niles, das aufwärts weit über die heutige Stadt Chartum hinaufging und später unter derselben Benennung ein großes selbständiges Reich bildete, als dessen Hauptstadt, in der Nähe des Berges Barkal, die Residenz der kuschitischen Könige Napata oder (das nördliche) Meroë angesehen wurde.

Von dem Jahre 3000 etwa an waren vom Roten Meere her mit den Ägyptern stammverwandte sogenannte kuschitische Völkerstämme von dunkelroter Hautfarbe in das bezeichnete äthiopische Gebiet eingefallen und allmählich in westlicher Richtung bis zu den Ufern des Niles vorgerückt. Träger einer höheren Kulturstufe, war es den ausländischen Einwanderern leicht geworden, bei den einheimischen Negervölkern nicht nur Niederlassungen zu gründen, sondern auch sich ein gewisses Ansehen unter denselben zu verschaffen und zuletzt die Rolle herrschender



Karawane von Bischarin und Ababdehs in Begleitung Linant-Beys auf seiner Reise nach dem Gebirge Elba.

Adelsgeschlechter zu übernehmen. Die Verbindung beider Rassen durch Mischehen rief eine Mischrasse ins Leben, deren jüngste Nachkommenschaft unter dem modernen Namen der Nuba oder Barabra- und der Bedsche-Stämme bekannt ist. Jene halten in unserer gegenwärtigen Zeit die Ufer des Niles bis über Dongola hinaus besetzt, während die Bedsche-Stämme, auch unter dem Namen der Bischarin bekannt, und ihre vielverzweigten Familien die Bergwüsten weit jenseit des östlichen Nilufers bis zu den Küsten des Roten Meeres für sich in Anspruch genommen haben und das ungebundene Leben kaum jemals unterworfener und besteuerter Beduinen führen.

Die Bischarin, deren Wohnplätze sich von der Südgrenze Ägyptens bis nach den nördlichen Gebieten Abessiniens ausdehnen, haben ihre eigene Sprache, die bis zu den Formen des doppelgeschlechtigen Artikels hin eine auffallende Verwandtschaft mit dem Altägyptischen zeigt, daher chamitischen Ursprunges ist. Sind

auch viele moderne arabische Lehnwörter in dieselbe eingedrungen, so hat sie dennoch ihren chamitischen Grundcharakter treu genug bewahrt, um den Zusammenhang mit dem Ägyptischen mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit erkennen zu lassen. Es liegt die sehr begründete Vermutung nahe, daß die heutigen Bischarin, ein armseliges Hirtenvolk mit wenigen Bedürfnissen, das hier und da das Brot kaum dem Namen nach kennt und seltsamerweise einen ausgeprägten Haß gegen den Käse trägt, die letzten Nachkommen jener hochberühmten Kuschiten oder Äthiopen sind, welche einst in dem letzten Jahrtausend vor dem Anfang unserer Zeitrechnung ein so mächtiges Reich gegründet hatten, welches noch in den späteren Zeiten den griechischen und römischen Reisenden, Besuchern von Meroë, die Gelegenheit zu überschwenglichen Schilderungen darbot. Der Goldreichtum der Äthiopen und die Frömmigkeit, Nüchternheit und Tapferkeit der fern lebenden Kuschiten tritt dabei überall in den Vordergrund.

In den nachchristlichen Jahrhunderten waren es dieselben Äthiopen in der Nähe der ägyptischen Südgrenze, welche unter dem Namen der Blemmyer den Römern schwere Niederlagen beibrachten und statt Tribute zu zahlen, einen jährlichen Tribut von den stolzen römischen Cäsaren empfingen. Kaum daß sie es den Römern und Ägyptern gestatteten, auf der heiligen Isisinsel Philä der Göttin ihre Verehrung zu bezeigen und an dem Hauptfeste derselben oder dem sogenannten Übersetzen der Isis über den Fluß von Philä aus nach dem gegenüberliegenden felsigen Osiris-Eilande des Abaton (heutzutage die Insel Bigeh genannt) teilnehmen zu können. Bis in die Zeiten der Kalifen hinein waren dieselben

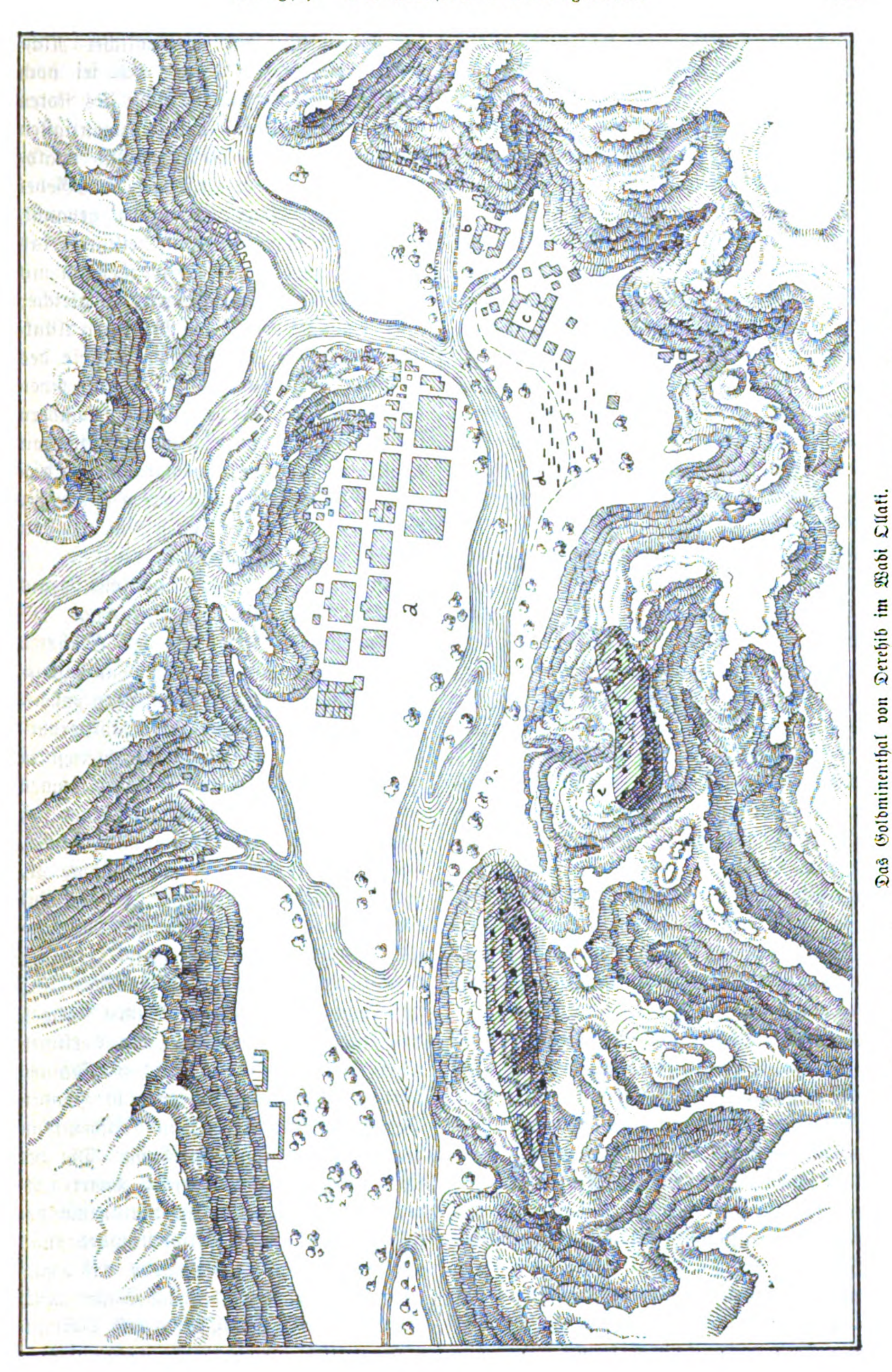


Karawanenlager im Angesicht des Elba-Bergzuges.

Bischarin-Blemmyer durch ihre Raubzüge berüchtigt, die sie weit über Oberägypten hinaus bis unter die Mauern von Kairo und nach Westen hin bis zu den libyschen Oasen ausdehnten. Es ist durch historische Zeugnisse erwiesen, daß sie im fünften Jahrhundert nach Christo sogar über das Rote Meer setzten, um die christliche Gemeinde in Pharan, dem biblischen Raphidim, auf der Sinaihalbinsel durch ihre Angriffe zu belästigen. Die Blemmyer waren, wie gesagt, gefürchtete Feinde, die man am liebsten durch reiche Geschenke an Gold und sonstigen wertvollen Dingen sich vom Halse schaffte. In unseren eigenen jüngsten Zeiten haben die Nachkommen der alten Blemmyer ihre sprichwörtlich gewordene Tapferkeit selbst europäisch geschulten Armeen gegenüber bewährt. Als ein englisch-ägyptisches Heer zur Entsetzung des Generals Gordon in dem Kriege gegen den Mahdi vom Norden und Osten aus gegen Chartum vorrückte, waren es an der Küste des Roten Meeres die Bischarin, welche sich mit Löwenmut auf die Batterien der Engländer stürzten und, ohne selber den Tod zu fürchten, ihren Gegnern die schwersten Verluste beibrachten. Noch bis zur Stunde ist es der Besatzung von Suakin nicht gelungen, auch nur einigermaßen nennenswerte Erfolge über die Bischarin unter der geschickten Führung Osman Digmas längs der Küste davon zu tragen.

Als sie unter der Herrschaft der früheren Vicekönige Ägyptens in feindlichen Verhältnissen zu den Ägyptern standen, leisteten sie mit ihren schnellfüßigen schlankgebauten Dromedaren, die auch im Kriege von ihnen an Stelle des Pferdes benutzt werden, den Reisenden und Karawanen die vortrefflichsten Dienste. Sie übernahmen die gewünschten Transporte durch die beinahe wasserleere Wüste, welche sich auf der Strecke einer beinahe drei Wochen langen Reise zwischen dem Orte Korusko am Nil und dem Platze Abu-Hammed im Süden ausdehnt und den großen Bogen verkürzt, welchen der Reisende längs des Nilufers in westlicher Richtung zurückzulegen hätte. Es sei noch erwähnt, daß der in der Nähe des Roten Meeres unter dem zweiundzwanzigsten Breitengrade gelegene und mit Waldbestand bedeckte Gebirgsstock des Gebel Elba, auch Elaba und Olba genannt, von den Bischarin als ein heiliger Platz betrachtet wird, den ein Europäer nur mit Lebensgefahr betreten dürfte, in gleicher Weise, wie sie die in dem Wadi von Allaki oder Ollaki, in dem großen Bezirke des Etbaye, aus uralten Zeiten herrührenden Goldminen den Fremden und besonders Europäern gegenüber wie Greife mit ängstlicher Sorgfalt bewachen, so daß auch eine Reise dorthin zu den sehr gefährlichen Unternehmungen mit zweifelhaftem Erfolg zu zählen ist.

Ich habe auf meinen nubischen Wanderungen häufig Gelegenheit gehabt, mit den nördlichen Stämmen der Bischarin zu verkehren, mit ihnen gemeinschaftlich kürzere und längere Wüstenstrecken zurückzulegen und nicht nur ihren Körperbau, sondern auch ihre Eigentümlichkeiten in Sitten und Gewohnheiten näher kennen zu lernen. Noch bequemer haben es meine Berliner Landsleute und die Bewohner anderer europäischer Städte gehabt, denen vor etwa acht Jahren eine ganze Gesellschaft sogenannter „Nubier“ in mehreren Exemplaren in leibhaftigster Gestalt zur Schau gestellt wurde. Sie sind von mittelgroßem Wuchse, zeigen einen schlanken und ungemein zierlichen Körperbau, wie er klassischen Statuen bis zu den kleinen Füßen und Händen hin eigen ist. Ihre Haut erscheint in dunkel-olivenbrauner Färbung. Die perückenartig sich aufbäumende Haartracht, welche von hölzernen Stäben durchbohrt ist, dient zugleich als einzige Kopfbedeckung und erinnert an dieselbe Art das Haar zu ordnen, wie sie bei vielen altägyptischen Statuen nachweisbar ist. Brust, Arme und die Beine, vom Knie abwärts an, bleiben unbekleidet, nur die Füße stecken zuweilen in Ledersandalen. Ein großer baumwollener Mantel, mit maleri-



Das Goldminenthal von Derehib im Wadi Ollaki.

a Trümmer der Stadt. b Altes Kastell. c Kastell. d Totenfeld. e f Minenbohrungen aus dem Altertum.

schem Faltenwurf, umhüllt in der kälteren Jahreszeit ihre Glieder. Sie gehen niemals unbewaffnet. Ein Lederschild, eine Lanze und ein langes zweischneidiges, so-

genanntes Ritterschwert mit einem Griff in Kreuzform, wie er bei den Mohammedanern sonst verpönt ist, bilden ihre vornehmsten Schutz- und Trutzwaffen. Sich vom Schwerte zu trennen, das in einer ledernen Scheide steckt, gilt als eine Schande. Als ich die Ehre hatte, den verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen, ruhmreichen Angedenkens, auf seiner letzten orientalischen Reise zu begleiten, und wir an der Südgrenze Ägyptens in der Nähe der Stadt Assuan auf eine Schar Bischarin stießen, leisteten sie uns willig das Vergnügen, ihre Kriegstänze aufzuführen und zu den Tönen einer nubischen Leier Lieder zu singen, aber kein noch so hohes Angebot konnte sie vermögen, eines ihrer Ritterschwerter dem Prinzen zu überlassen. Das Feuergewehr, meist eine schlechte Flinte mit Steinschloß, war eine selten bei ihnen vorkommende Waffe, doch haben die letzten Kriege in der Mahdizeit gelehrt, daß auch besseres Material durch europäische oder arabische Unterhändler in großer Zahl in ihren Besitz gelangte. Die Abbildungen, welche hier angeschlossen und nach sehr treuen Handzeichnungen meines verstorbenen französischen Freundes, Linant Pascha, wiedergegeben sind (siehe weiter unten den Titel seines Werkes), werden unsere Leser in den Stand setzen, sich ein richtiges Urteil über die Bischarin und ihre Karawanen-Ausrüstungen zu bilden.

Ich komme hier noch auf meinen Hauptgegenstand, die äthiopische Goldmine an der ägyptischen Grenze, zurück. Die Wissenschaft besitzt ein sehr merkwürdiges Denkmal, einen beschriebenen Stein, welcher leider gegen den Schluß an mehreren Stellen abgebrochen ist, und welcher der Epoche König Ramses' II. angehört, dessen Regierungszeit, auf Grund gesicherter astronomischer Daten, der Wiener Gelehrte Dr. Mahler durch die Jahreszahlen 1347 bis 1280 v. Chr. mit unbestreitbarer Sicherheit festgestellt hat. Das Denkmal, welches mit der Geschichte der äthiopischen Goldmine auf das engste verbunden ist, war in der Nähe des nubischen Ortes Kuban aufgefunden worden. Der also bezeichnete Platz liegt hundert Kilometer von der ägyptischen Grenze in südlicher Richtung entfernt auf dem rechten Nilufer, gegenüber von Dakkeh oder dem älteren Pselcis (altägyptisch Pi-selk, d. h. Skorpionsstadt) auf der westlichen Nilseite und führte deshalb bei den Alten den Namen Contra-Pselcis, unter welchem es sich auf den Karten eingetragen findet. Ihrer Lage nach bildet diese Örtlichkeit den Ausgangspunkt eines langen Wadi, das unter dem Namen Ollaki sich auf eine Entfernung von beinahe dreihundert Kilometern in südöstlicher Richtung nach dem Roten Meere zu hinzieht und zu seinen beiden Seiten von Hügeln und Felsgebirgen begrenzt ist. An seinem Ende befindet sich etwa ein halbes Dutzend Brunnen alten Ursprungs.

Die lange hieroglyphische Inschrift, welche den merkwürdigen, jetzt im Britischen Museum zu London aufgestellten Stein (einen Gipsabguß davon bewahrt unser Berliner Museum) bedeckt, beginnt mit dem Datum „Jahr 3, am 4. Tage des ersten Wintermonats", woran sich der Name des Königs Ramses II. schließt, und versetzt den Lesenden nach Memphis, der Residenzstadt Unterägyptens, woselbst erwähnter Pharao, der Pflegevater Moses', mit sich selber Rats pflegt.

Es handelte sich um seinen Entschluß, die Reise nach der „goldreichen Gegend von Akitha" in geeigneter Weise zu erleichtern. Dem Könige war nämlich die Meldung zugegangen, daß die Goldwäscher, welche sich mit ihren Eseln vom Nil aus nach Akita zur Ausbeutung der Minen begeben hatten, samt ihren Tieren vor Durst umkamen, wenn nicht zufällig Regengüsse eingetreten waren und sie vor dem drohenden Tode erlöst hätten. Dem König lag es im Sinne, nach dem Beispiel seines Vaters und Vorgängers, Seti I., artesische Brunnen auf dem Wege anzulegen, um die Ausbeutung des Goldbergwerkes zu ermöglichen.

Nach dem üblichen Brauch, wie er

durch ähnliche Beispiele in den Denkmälerüberlieferungen vielfach bezeugt wird, erteilt der König seinem ersten Kammerherrn den Befehl, die höchsten Staatsbeamten an seinem Hofe herbeizuholen, um ihre Meinung über seinen Plan zu hören und die Ausführbarkeit desselben mit ihnen gemeinschaftlich zu besprechen. Ich vergesse es nicht hinzuzufügen, daß sich unter „den Großen“ oder Fürsten auch „der Prinz von Kusch“ oder Äthiopien befand, unter welchem Titel in den pharaonischen Zeiten der jeweilige Vicekönig von Kusch verstanden wurde, der in Napata seine Residenz aufzuschlagen hatte, um im Namen des ägyptischen Pharao die Verwaltung der ausgedehnten Länderstriche der Provinz Kusch zu leiten.

Die versammelten Würdenträger begrüßen den König und verschwenden nach gewohnter offizieller Weise eine Auswahl übertriebener Schmeicheleien, um ihrem Herrn und Gebieter die Überzeugung zu verschaffen, daß ihm eigentlich nichts unmöglich sei, ja daß sogar das Wasser auf seinen Befehl zum Vorschein komme, denn „wenn du zum Wasser sprichst: Komme auf den Berg! so fällt der Regen sofort auf deinen Ausspruch nieder.“ Der Prinz von Kusch, als der am besten Unterrichtete, stattet demnächst seinen Bericht über das Goldland von Akita ab. Er schildert die darin herrschende Wassernot und betont es ausdrücklich, daß allerdings schon die früheren Könige Ägyptens den Versuch gemacht hätten, in der bezeichneten Goldlandschaft (artesische) Brunnen anzulegen, ohne das Wasser aus dem felsigen Boden hervorlocken zu können. Auch des Königs Vater, Seti I., habe einen Brunnen von 120 Ellen (das sind $63\frac{1}{4}$ Meter) in die Tiefe bohren lassen, ohne daß Wasser zum Vorschein gekommen sei. „Indessen,“ so fügt er hinzu, „wenn du nun selber zu deinem Vater, dem Flußgotte Nil, dem Vater aller Götter, sprächest: Laß Wasser auf

Haupteingang zu den Goldminen in Derehib oder Dehib im Wadi Ollaki.

der Berglandschaft hervorkommen, so wird er alles, was du sagst, gern thun."

So triftige Gründe verfehlten ihre Wirkung nicht, denn der König teilte der vornehmen Ratsversammlung seinen endgültigen Entschluß mit, einen Brunnen bohren zu lassen und unter den Schutz des thebanischen Gottes Amon und des nubischen Horus, einer lokalen Form des ägyptischen Apollo, zu stellen, mit anderen Worten, diesen Göttern geweihte Heiligtümer in der Nähe des Brunnens zu errichten. Darob große Freude im Ratssaale; die Fürsten fallen auf den Bauch vor dem Könige nieder und geben „himmelhoch" den Gefühlen ihrer Befriedigung Ausdruck.

Der Pharao beauftragt hiernach seinen Kabinettsekretär, am nächsten zweiten Mondtage — man sieht, wie wichtig die Tagewahl dem Beherrscher Ägyptens erscheinen mußte — die weite Reise von Memphis nach Akita anzutreten, um für die Bohrarbeiten sofort die nötigen Vorbereitungen zu treffen und die Ausführung derselben zu überwachen. Das Werk gelingt, und sehr bald konnte der Prinz von Kusch durch „einen Briefträger" den amtlichen Bericht über den erreichten Erfolg zugehen lassen, wobei er nicht versäumt, es ausdrücklich hervorzuheben, daß bereits bei zwölf Ellen, das heißt bei 6,3 Meter Tiefe das Wasser vier Ellen oder zwei Meter hoch emporgestiegen sei. Dieselbe Meldung des äthiopischen Vicekönigs überbringt den Dank der Bewohner der Landschaft Akita und fügt außerdem hinzu, daß von dem Brunnen aus eine Straße nach einem anderen, nach dem Namen des Königs Ramses-Miamun bezeichneten Brunnen angelegt worden sei.

Der alte Name des Goldlandes Akita, welcher in dieser in meiner Geschichte Ägyptens (S. 531) vollständig übertragenen Inschrift des öfteren wiederkehrt, verdient mir besondere Beachtung, denn seine Ähnlichkeit mit dem modernen Worte Ollaki, Ellaki, in welchem die Anfangssilbe Oll oder Ell kaum etwas anderes als der arabische Artikel Al, El sein dürfte, ist zu auffallend, um die Vergleichung beider von der Hand zu weisen. Auch in dem älteren Namen Akita, auch Akitha geschrieben, erscheint das schließende ta oder tha nur als eine grammatische Form, die besonders in der Ramessiden-Epoche der gewöhnlichen Endung t hinter den Substantiven weiblichen Geschlechtes entspricht.

Der geographische Eigenname Akitha, auch in der volleren Form ta-sit Akitha „das Land Akitha", kehrt nicht selten in den hieroglyphischen Texten wieder, wobei die Thatsache bemerkenswert ist, daß noch um das Jahr 1200 v. Chr. als Bewohner desselben nur Nahasi oder Vollneger aufgeführt werden (s. Denkmäler der preußischen Expedition aus Ägypten und Äthiopien III, 230). Die Mischung derselben mit den echten Kuschiten war in jener Zeit noch nicht so weit vorgerückt, um eine Trennung der Neger von den späteren Bischarin feststellen zu können.

Als noch Mehemmed Ali, glorreichen Angedenkens für Ägypten, auf dem Throne saß, hatte seine Macht und seine Gewalt selbst auf die unzugänglichen Bischarin ihre Wirkung nicht verfehlt, und die Furcht vor ihm war bis in ihre fernsten Wüstenthäler mit ihren Goldminen gedrungen. Die Grausamkeit, mit welcher trotz aller späteren Lobhudeleien die türkisch-arnautische Soldateska nach der Eroberung der nubischen Landschaft und des ägyptischen Sudan am Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts die Einwohner behandelt hatte, im Verein mit der weltbekannten türkisch-ägyptischen Paschawirtschaft, welche das arme Land und seine Insassen bis auf den letzten Tropfen aussog, hatte ihre Wirkung nicht verfehlt, und die Bischarin, deren Schechs als Geiseln nach Kairo überführt worden waren, hatten eine Lehre empfangen, die zur höchsten Vorsicht dem alten Mem (Volksname für Mehemmed Ali) gegenüber anraten mußte. Ihm war die Kunde geworden, daß sich im Etbaye Goldminen aus alten Zeiten her befänden, und sein Golddurst empfand bei dem Gedanken Vergnügen,

aus dem toten Gestein der Goldbergwerke mit vollen Händen schöpfen zu können.

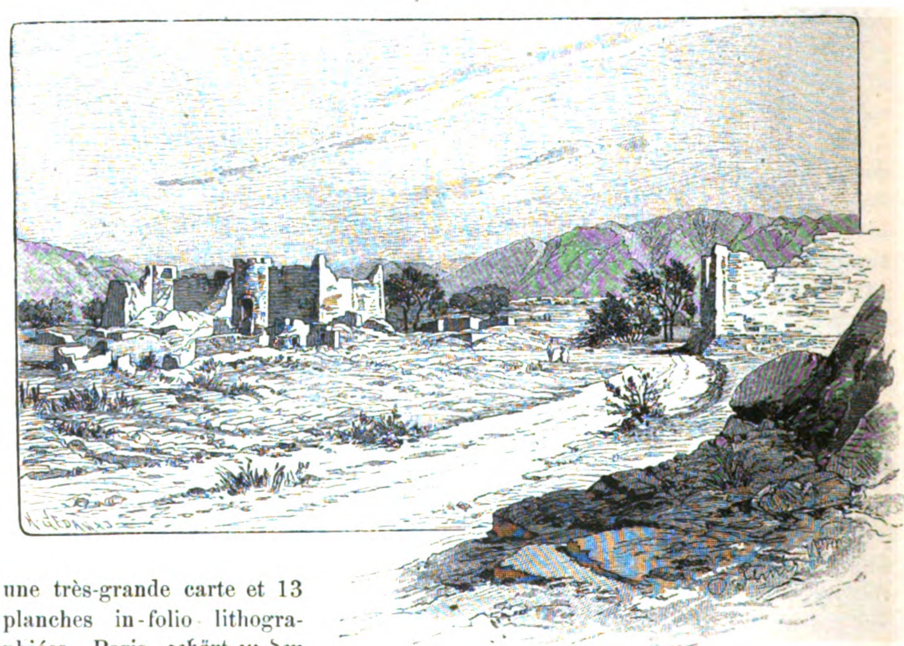
Es befand sich damals ein junger Franzose in ägyptischen Diensten, der später als Directeur Général des ponts et chaussées einen hohen Posten im modernen pharaonischen Reiche bekleidete und dessen Arbeiten nach den verschiedensten Richtungen seiner Berufsthätigkeit einen wohlverdienten Ruf erlangt haben. Dabei war seinem strebsamen Wesen eine antiquarische Neigung eigen, wie sie sich beispielsweise in seinen zahlreichen Kartenwerken und in seinen Studien über den Mörissee und die Ausdehnung des Roten Meeres nach Norden hin, bis in die Mitte des Isthmus von Suez hinein, in glänzender Weise bethätigt haben. Eine vorzügliche Gesundheit, Ausdauer und Widerstandsfähigkeit ließ ihn die angestrengtesten Expeditionen selbst unter den größten Hitzegraden ertragen, und sein vierundzwanzigstündiger Ritt zu Dromedar in der sommerlichen Jahreszeit von Alexandrien über Kairo nach Suez ist eins der stärksten Stücke menschlicher Leistungsfähigkeit.



Im Inneren des Goldminenschachtes beim Haupteingange.

Ernest Linant de Bellefonds, wie er sich zu nennen pflegte, hatte im Anfang der dreißiger Jahre (1831 bis 1832), zehn Jahre etwa nach der Eroberung Nubiens und des Sudan, vom Vicekönig Mehemmed Ali den Auftrag erhalten, die längst verklungenen Goldminen im alten Lande Akita wieder aufzusuchen, oder richtiger gesagt, von neuem zu entdecken. Ein Dromedarritt durch die heißen, wasserleeren Thäler mußte in Begleitung von mißtrauischen Bischarin zurückgelegt werden, um den Wünschen des Auftraggebers in geziemender Weise zu entsprechen.

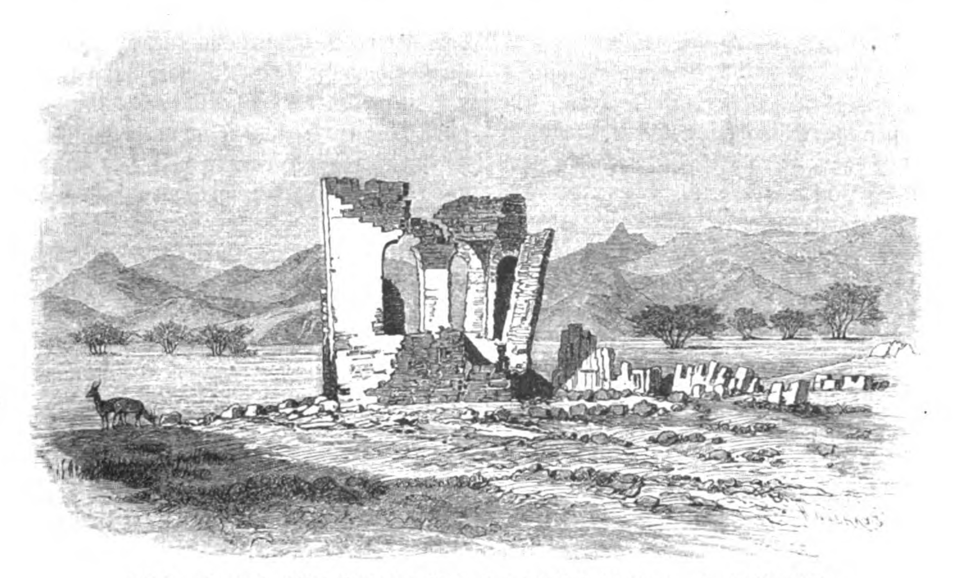
Die später, im Jahre 1854, im Druck erschienene Schilderung dieser Reise unter dem Titel: L'Etbaye pays habité par les Arabes Bicharieh. Géographie, ethnologie, mines d'or, par Linant de Bellefonts Bey, acomp. d'un atlas renfermant



Ansicht von zwei arabischen Kastells und von Gebäuderesten in Derehib bei den Goldbergwerken im Wadi Ollaki.

une très-grande carte et 13 planches in-folio lithographiées. Paris, gehört zu den anziehendsten Werken der Reiselitteratur, die sich auf so fern gelegene, einsame Punkte unseres Erdballes beziehen. Selbst ein poetischer Hauch weht durch einzelne Teile dieser Schilderungen, welche uns in eine völlig unbekannte Welt versetzen und auf dem Gebiete der von Linant in Ollaki wieder entdeckten Goldbergwerke (mit der Hauptstelle bei Derehib) aus pharaonischer Zeit die erduldeten Qualen der Arbeiter mit allen ihren Schrecken in das Gedächtnis zurückrufen. Die Beschreibung seiner Wanderung nach dem Granitberge Elba, eine Art von Sinai im Etbaye, mit seinem Waldbestand und einer blumenreichen Vegetation, die Jagd und der Fang wilder Esel (onager), welche in Gemeinschaft mit Gazellen und Straußen die wasserreichen Thäler in der Umgebung des Gebirges durchziehen, die Besteigung der ungeheuren Felsmasse zur Auffindung jenes kolossalen Steinbildes Kuka, das nach den Erzählungen der Bischarin einen ihrer Vorfahren darstellen soll, die dazwischen eingestreuten Bemerkungen über die Sitten und Gewohnheiten der Bischarin, dies und hundert andere Gegenstände üben einen unbeschreiblichen Reiz auf jeden Leser aus. Über den Hauptort Derehib selber äußert sich Linant folgendermaßen:

„Derehib liegt am Ausgang des Wadi Ollaki, welches sich in der Richtung nach WNW. bis zum Nil bei Dakkeh (vergl. oben) zwischen dem ersten und zweiten Wasserfall hinzieht. Am Rande des Wüstenthales, am Fuß des Gebirges selber, befinden sich noch die Reste einer kleinen Stadt, die auf einer leichten Terrain-Erhöhung angebracht war und sich von Norden nach Süden ausdehnte. Diese Stadt war ehemals durch eine Hauptstraße in der Längsrichtung in zwei Teile zerlegt und von kleinen Nebengassen durchquert, welche sie in inselartige Stücke verwandelte. Die aus ungeheuren Steinen errichteten Häuser besaßen gute, regelmäßige und gerade aufrecht stehende Mauern, welche mit einem Gemisch von Thonerde aus dem Wadi und mit den mineralischen Überbleibseln aus der Goldwäscherei überzogen wurden. Sie hatten meist Dächer aus Baumzweigen und aus mit Erde vermischten Pflanzen, wie bei den arabischen Häusern im allgemeinen. Ihre Höhe und die Verteilung der inneren Räumlichkeiten entsprach den modernen Wohnungen von Assuan und Dêr. Fast im Mittelpunkte lag die Moschee, in deren Nähe man Haufen von Schutt wahrnimmt als wahrscheinliche Überreste eines heute verschütteten Brunnens. Dem Südende der Stadt gegenüber erheben sich auf der anderen Seite des Wadi zwei Schlösser auf Anhöhen am Eingang einer in das Gebirge eindringenden Schlucht. Das größere, nordwärts gelegene, zeigt ein nach Süden gerichtetes Thor, während sich das des anderen dem Süden zuwendet. Beide sind aus unbearbeiteten Schieferplatten in ziemlich regelmäßigen Lagen hergestellt. Die Mauern sind sehr stark und an jedem Winkel mit Ecktürmen versehen. Das Innere, wie die heutigen Okelen oder Khane angelegt, bestand aus mehreren Stockwerken, welche mit ihren flachen Dächern sämtlich eingestürzt sind und aus Balken, Brettern, Matten und Erdlagen hergestellt waren. Alle Thüren erschienen gewölbt. Hinter dem kleineren Schlosse ziehen sich eine Menge von Häuschen längs des Wadi hin, sämtlich an die Bergwand gelehnt. Auch um das größere Schloß finden sich viele Wohnstätten als Ruinen vor, die nur als Hütten gelten können. Am Fuße des großen Schlosses lag der Friedhof nach Norden hin. Seine



Altes mohammedanisches Grab des Bruders des Schech El-Omary im Wadi Meïssa.

Gräber gehören der Bauepoche der Moschee an. Ich entdeckte große schwarze Schieferplatten, die wie die Grabsteine bei Assuan mit kufischen Inschriften bedeckt waren. Die Texte darauf enthalten Koransprüche, doch ohne jede zeitliche Angabe.

Obgleich diese Gräber muselmännischen Ursprungs sind und gewisse Stadtteile von Leuten dieser Religion bewohnt waren, so macht man dennoch die Beobachtung, daß die Schlösser und ein großer Teil der Häuser aus einer bei weitem älteren Periode herrühren müssen. Araber würden keine so regelrechten Straßen angelegt haben, und andererseits lassen die Abbildungen von Belagerungen und Festungserstürmungen auf den alten ägyptischen Tempeln keinen Zweifel darüber bei den Vergleichungen mit diesen Anlagen übrig. Nordwärts von der Stadt liegen die von den Einwohnern ausgebeuteten Minen. Wie man nun zwei verschiedene Epochen in den baulichen Anlagen unterscheidet, so lassen sich auch zwei Epochen in der Art und Weise der Minenbearbeitung erkennen. Das Bergwerk von Derehib gehört zwei kleinen Bergen an, die sich etwa sechzig Meter über dem Thalboden erheben. Sie bestehen aus Schiefer mit versprengten Granitstücken, die von Ort zu Ort hier und da hervortreten. Außer dieser Gleichheit erhöht die Gegenwart eines breiten Ganges von weißem Quarz in der Umgebung von Teilen rötlicher und gelblicher Talkerde die Vorstellung ihrer Ähnlichkeit. Die breiten Gänge verzweigen sich vielfach in leichte Adern, stets von derselben Zusammensetzung, welche man nach allen Richtungen hin bearbeitet hat. Die älteren Arbeiten machen sich durch ihre Regelmäßigkeit und Größe bemerkbar. Man findet viele Schachte, die senkrecht zu beiden Seiten von zwei Quarzgängen in das Gestein gebohrt sind und durch vielfache unterirdische Galerien miteinander in Verbindung stehen. Diese Aushöhlungen sind von ungeheurer Ausdehnung, aber bedeutende Einstürze haben einen großen Teil davon versperrt und hindern an weiterem Vordringen bis zu den letzten ausgebeuteten Minengängen.

Man gewahrt bald, daß von Brunnen zu Brunnen und von Galerie zu Galerie diese Arbeiten nicht von Arabern herrühren können. Sie gehören den Ägyptern unter den Pharaonen an. In allen Stollen wurden die vom Schwel der Lampen der Arbeiter geschwärzten Wände später mit der Steinhaue und dem Meißel angepickt, als ob man das Terrain habe prüfen wollen. Aber gerade diese weißeren Teile als der übrige Rest liefern das klare Zeugnis, daß sie lange Zeit nach den ersten Minenanlagen ausgeführt wurden."

Ich breche hier ab, um nicht den Leser zu nötigen, die weiteren Einzelheiten verfolgen zu müssen, und beschränke mich zum Schluß auf die Angabe, daß Linant Bey auch ohne Kenntnis von dem Inhalt der oben erwähnten Ramses-Stele zu der Überzeugung gelangte, daß die Minen von Ollaki altägyptischen Ursprungs sein müssen und daß es dieselben sind, welche in griechischer Zeit Agatharchides besucht hatte, um sich von dem Elend der zu den Minenarbeiten verdammten Verbrecher an Ort und Stelle zu überzeugen.

Von nun an schweigt die Geschichte von den äthiopischen Goldminen, und erst um das Jahr 1385 unseres Mittelalters hören wir durch den arabischen Schriftsteller Makrizi von einem in Medineh geborenen Araber Namens Abu Abd el-Haman el-Omari, der unter dem Statthalter Ägyptens Ahmed ibn-Tulun (870 bis 884 regierend) mit einer Zahl gekaufter Sklaven nach den altäthiopischen Goldminen zog, doch nur um harte Kämpfe mit den Bischarin zu bestehen und wenig Vorteile eingeheimst zu haben.

Ich kann das äthiopische Goldbergwerk nicht verlassen, ohne einen Seitenblick auf einen Gegenstand geworfen zu haben, der für die Geschichte der Geographie seit ihrer ersten Entwickelung von höchster Bedeutung ist. Es handelt sich um die Anfertigung der ersten Karten. Nach einzelnen Bemerkungen griechischer Schriftsteller darüber soll der König Sesostris,

so pflegen die Klassiker gewöhnlich Ramses II. zu bezeichnen, Landkarten haben anfertigen lassen, auf welche die Erde und das Meer, ja sogar die Wege und Straßen der damals bekannten Welt, d. h. des vierzehnten Jahrhunderts vor dem Beginn unserer Zeichnung, genau eingetragen waren. Diese Überlieferung hat durch aufgefundene in farbiger Ausführung dargestellte Karten und Pläne mit Beischriften auf Papyrus ihre vollständige Bestätigung erhalten, wie es hauptsächlich die im Turiner Museum bewahrten Exemplare aus der Ramessidenepoche beweisen. Unter diesen Karten ist vorzüglich eine, welche nach allem, was der Plan und seine Beischriften erkennen lassen, sich nur auf die vorher beschriebene Goldmine von Ollaki beziehen kann. Die nachstehende Kopie derselben (S. 773), auf welcher nur die Farben fehlen, wird den Leser in den Stand setzen, sich eine richtige Vorstellung über die naive Art der Ägypter zu bilden, die Projektion der Gebirge in der Zeichnung zur Anschauung zu bringen. Daß es sich dabei thatsächlich um die Karte einer Landschaft mit goldhaltigen Gebirgen handelt, dafür spricht zunächst der Inhalt der bei f stehenden hieratischen Beischrift, deren Übertragung folgendermaßen lautet: „Dies sind die Berge, aus welchen das Gold gewonnen wird. Sie sind immer durch die rote Farbe angedeutet,“ dann aber die zweimal wiederkehrenden (c, m) Worte: „ein Goldberg.“ Der Berg bei a zeigt den Grundplan eines Gebäudes, genauer vielleicht eines Felsentempels mit sechs Turmeingängen und in der Mitte des größten Raumes eine rundliche Figur, die vielleicht auf die Stelle eines Altars oder eines Brunnens hinweist. Das bestätigt der darauf bezügliche Text: „Dies ist das Heiligtum des Gottes Amon. Dies ist der heilige Berg.“ Man wird sich dabei erinnern, daß nach der Inschrift auf dem Steine von Kuban der Gott Amon in erster Linie als der Schutzgott für das Bergwerk von Ramses II. auserlesen war. Der artesische Brunnen, von welchem auf demselben Steine die Rede war, ist mit seinen Wasserlinien an der Stelle bei h unverkennbar, und in der Beischrift lassen sich die ägyptischen Worte für „der Brunnen“ leicht herauserkennen. Daneben, bei g, erblickt man den Umriß eines nach oben hin gewölbten Steines, der als „Stele des Königs“ Rê-men-mê (oder Men-mê-rê)“ bezeichnet wird. Es ist längst erwiesen, daß das zusammengesetzte Wort Men-mê-rê dem offiziellen Namen Königs Seti I., des Vaters Ramses' II., angehörte, von dem auf dem Steine von Kuban gleichfalls die Rede war. Die vier Hauspläne bei d am Fuße eines Berghügels werden durch die Beischrift auf das genügendste erklärt: „Dies sind die Häuser der Stadt der Goldarbeiter.“ Die große Straße daneben, welche sich zwischen den Gebirgen zu beiden Seiten hinzieht, heißt (s. e) „Der Weg, welcher nach dem Meere hinführt,“ ebenso wird die Straße bei i genannt. Ich lasse es mit diesen Texten sein Bewenden haben, da die übrigen Inschriften an einzelnen Unklarheiten leiden, die aber nichts dazu beitragen, in irgend einer Weise in meiner Auffassung der Karte eine Änderung herbeizuführen. Es handelt sich allein um den Plan der äthiopischen Goldminen von Ollaki.

Auf zwei anderen, leider nur fragmentarisch erhaltenen Karten desselben Turiner Museums sind es die Goldminen von Apollinopolis in der Nähe des Gebel Zebara oder, wie er in den Beischriften genannt wird, des Berges von Becheni, welche man darstellen wollte, wobei die Texte des zweiten Papyrus dreimal hintereinander von „der Stadt der Goldarbeiter, um den Berg von Becheni auszubeuten“ reden.

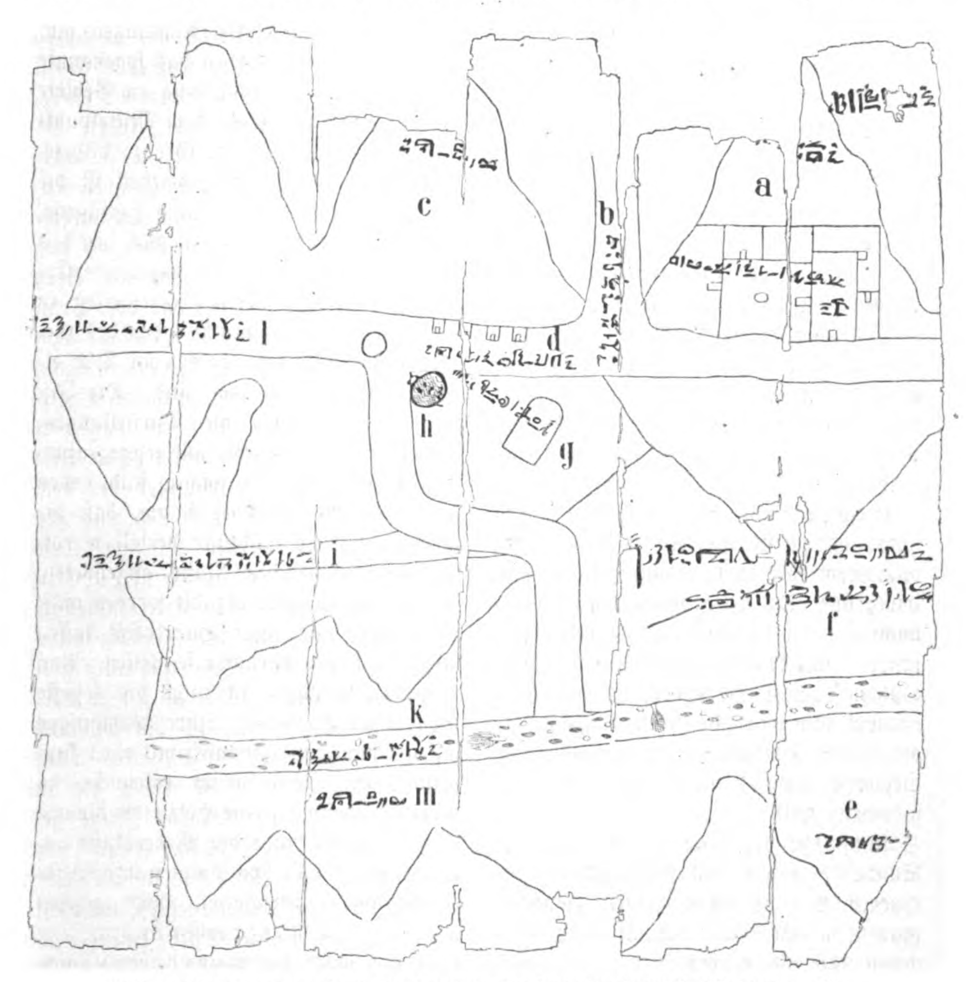
Der Goldreichtum des Landes Kusch oder Äthiopiens wird nicht allein durch die buntfarbigen Darstellungen äthiopischer Königinnen mit reichem Goldschmuck und mit nicht weniger reichen Geschenken an goldenen Ringen und Industrieerzeugnissen von einem eigentümlichen, aber nicht unschönen Kunstgeschmack für den ägyptischen Pharao, sondern auch durch die

übereinstimmenden Nachrichten klassischer Autoren bezeugt. Aber es war nicht allein die östlich gelegene nubische Wüste in dem Bezirke des Etbaye, dessen Bergwerke das Edelmetall zu Tage brachten, sondern auch der eigentliche Sudan, der bis nach Abessinien hinein — man denke nur an das goldreiche Kafa und ganz im Norden davon an Fazoglu, in der Nähe des blauen Niles — schon den alten Ägyptern außerordentliche Beiträge an Gold aus seinen Bergen und Flüssen lieferte. Hierzu gehörte das in der Ramessidenepoche erwähnte „Gold vom Wasser“, d. h. das Flußgold, wie es noch heute im Sudan an die arabischen Händler von den Negern und Abessiniern im Tauschhandel abgegeben wird, und die in Ringform gegossenen Stücke dieses Edelmetalles, deren Gewicht nach allem, was ich darüber gehört habe, noch heute ein ziemlich konstantes sein soll. Die Ägypter der Altzeit erhielten es teils als Negertribute, teils als Gegenwert für ägyptische Industriegegenstände auf ihren Seefahrten längs der Küste des Roten Meeres bis nach dem heutigen Somaligebiete hin. Ein großer Teil der geographischen Eigennamen, welche in den altägyptischen Inschriften mit dem Worte für Gold in Verbindung gesetzt erscheinen, gehört ohne Zweifel dem ostafrikanischen Küstengebiete an, dessen Inneres für die pharaonischen Seeleute schon damals als eine terra incognita galt.

Nicht weniger war es die arabische Südküste, welche den Goldreichtum der inneren Gebiete an einzelnen Handelsplätzen in der Nähe des heutigen Aden neben den vielbegehrten edleren Sorten des einheimischen Weihrauches bis zu den Ptolemäern und Römerzeiten den ägyptischen Expeditionen überlieferte, ohne daß wir im stande sind, den Umfang dieses ältesten Handelsverkehrs nach Ziffern anzugeben. Noch im sechzehnten Jahrhundert v. Chr. war Ägypten im Besitz der Alleinherrschaft auf dem Roten Meere und damit im Vollgenuß aller Vorteile, welche ihm aus dem von keiner Seite her bestrittenen Handel mit den Küstenbewohnern der südlichsten Teile des Roten Meeres erwuchsen. „Das Land des Gottes“ (Südarabien) und die als Pune oder richtiger Puone (Somaliland) bezeichneten Gebiete an den südlichen Küstenrändern dienten als gewöhnlicher Ausdruck für die Ultima Thule der ägyptischen Seeunternehmungen nach diesen Richtungen hin, während für den Norden das sogenannte „Stromland“ oder Nahar-na im Gebiete des oberen Euphrat mit dem Mittelpunkt Karchemisch die äußerste Grenze bildete.

Zu einer gewissen Berühmtheit ist die unter der ägyptischen Königin Hôtschepse, im sechzehnten Jahrhundert, nach den beiden aufgeführten Ländern entsendete Expedition gelangt, deren Einzelheiten in Bild und Wort auf den Wänden des thebanischen Terrassentempels vom Dêr elbahari verewigt worden sind. Die Inschriften zu den lehrreichen Darstellungen, welche in geographischer wie ethnographischer Beziehung gleich wichtig sind, geben keinem Zweifel darüber Raum, daß die Bewohner jeder Südküste derselben rotfarbigen kuschitischen Rasse angehörten, zu der die Ägypter gezählt werden müssen. Nur nach ihrer Haartracht lassen sich zwei Typen darunter feststellen. Von Negererscheinungen ist nicht die leiseste Spur wahrzunehmen. Ihre Wohnungen lassen einfache Pfahlbauten mit einer kuppelförmigen Hütte davor erkennen, zu deren Thüröffnung eine Holzleiter hinaufführt. In der Nähe der Meeresküste angelegt, wurden sie von Palmen und Weihrauchbäumen überschattet, unter welchen wie ein Idyll Rinderherden lagern. Die Landesprodukte, welche aus beiden Küstenstrichen von den Ägyptern für die thebanische Residenz der Königin und den Tempel des Amon verladen werden, bestehen nach den Textworten aus Balsam, grünen Weihrauchbäumen (die nach Ägypten verpflanzt werden sollten), aus Ebenholz, Elfenbein, Gold vom Lande Amu, aus zwei Thescheps und Chesi genannten Gewürzen, aus Harzen und zwei Schmucksorten für die Augen, aus Hundekopfaffen,

Meerkatzen, Windspielen und Pantherfellen, sowie zum Schluß aus mehreren Einwohnerfamilien. Die aufgeführten Gegenstände finden sich in einer zweiten Abbildung noch einmal besonders dargestellt und durch Beischriften näher bezeichnet, dabei noch andere, welche vorher timon?) oder das Stimmi der Alten und Gold nebst Elektron als Produkte aus den Ländern des Südens. Als „Wunder" werden die nach Theben überführten grünenden echten Weihrauchbäume vom Lande Puone, der Zahl nach 31, angesehen. Daß gewisse Produkte zu Arabien,



Altägyptische Goldminen-Karte auf Papyrus aus dem vierzehnten Jahrhundert v. Chr.

nicht erwähnt worden sind. Von den Tieren zeigen sich oder werden genannt: der Elefant, der gewöhnliche Panther, der Jagdpanther, die Giraffe (Sir oder Seir genannt), das Rind (3300 Stück), ferner Elefantenzähne, Straußeneier, Perlmuttermuscheln, Ebenholzstämme, sog. Bumareng, die Augenschminke Mesteme (Anandere zu den Somaliländern und dem im Norden davon liegenden äthiopisch-afrikanischen Küstensaum gehörten, liegt auf der Hand, doch ist die Scheidung im einzelnen schwer durchzuführen. Das Goldland Amu, auch in der Form Amam, aus welchem außerdem eine besondere Weihrauchart bezogen wurde, scheint in

Südarabien gesucht werden zu müssen, doch werde ich mich hüten, mich über seine Lage auszusprechen, um nicht das Feld der Vermutungen durch eine neue zu vergrößern.

Arabien war ebensowohl im Mittelalter als im Altertum durch seinen Goldreichtum bekannt. Daß mehrere Küstenstriche der großen Halbinsel in dem Rufe des modernen Kaliforniens gestanden hatten, scheint nur A. Sprenger in seiner alten Geographie Arabiens mit Sicherheit bewiesen zu haben. Aber die ehemalige Goldfülle bis zu dem Flußgolde hin ist heutzutage erschöpft, und mein berühmter und verehrter Freund Richard F. Burton hatte es sicher gut gemeint, dem Vicekönig Ismael Pascha im Winter 1877/78 die Ausführung einer Expedition nach dem Goldlande Midian zu empfehlen, aber nicht daran gedacht, daß steter Tropfen den Stein endlich höhlt und daß man nicht suchen darf, wo nichts mehr zu holen ist.

Ägypten sowohl als die großen Reiche vom Euphrat bis zu den Ufern des Mittelmeeres hin, hatten Jahrtausende hindurch von Süden her ihren Goldreichtum bezogen. Selbst ein König Salomo entsandte seine Flotte nach dem rätselhaften Ophir, d. h. nach einer arabischen oder ostafrikanischen Küstengegend, um Gold einzutauschen und seinen Barvorrat von diesem Edelmetall zu mehren. Die angesammelten Massen Goldes füllten die Staatsschätze der Könige, und das Gold bildete den Maßstab des Reichtums. Obenan stand Ägypten, das unter mächtigen Königen seine Hand zuerst auf die äthiopischen Goldländer legte und außerdem den arabischen Goldmarkt beherrschte. Sogar die den überwundenen Völkern des Südens auferlegten Tribute wurden in erster Linie mit barem Golde in Ring- oder Barrengestalt bezahlt. Ein Thutmoses III. (um 1500 v. Chr.) legte den Bewohnern von Puone im äußersten Süden eine jährliche Steuer auf, welche hauptsächlich in Gold und Weihrauch bestand, wie es die überlieferten Steuerlisten melden. Bei der zuströmenden Fülle sank der Wert des Goldes im Laufe der Jahrhunderte. Während im sechzehnten Jahrhundert v. Chr. das Verhältnis des Goldes zum Silber wie $1 : 13^8/_9$ bestand, sank es um 1000 v. Chr. zu $1 : 13^1/_3$, dann zu 1 : 12 und in Athen zu 1 : 10. In unserer jetzigen Zeit ist es ziemlich genau, nämlich wie $1 : 15^1/_2$, zu dem ältesten Ansatz zurückgekehrt.

Ich will es zum Schluß nicht unerwähnt lassen, daß nach altägyptischen Anschauungen dem Golde eine dämonische Bedeutung zugeschrieben wurde und daß man es aus diesem Grunde als einen symbolischen Ausdruck für das böse Princip, in seiner mythologischen Gestalt Gott Seth genannt, ansah. Schon der in ägyptischen Dingen sehr wohl bewanderte griechische Schriftsteller Plutarch versichert in seiner bekannten Abhandlung über Isis und Osiris, daß die Ägypter bei dem Opferfeste zu Ehren des Sonnengottes aufgefordert zu werden pflegten, keine goldenen Gegenstände an ihrem Leibe zu tragen. Auch die großen Religionslehrer des Islam empfehlen den Gläubigen des Propheten, vor dem Gebet sich aller goldenen Schmuckgegenstände an ihrem Körper zu entledigen, und ich bin während meines langjährigen Aufenthaltes unter den Muslims sowohl in Afrika als in Asien Hunderte von Malen Zeuge gewesen, daß reiche Mohammedaner vor dem Gebete alles Gold, das sie am Leibe trugen, sorgfältig beiseite legten, um nicht der vorgeschriebenen Sitte entgegenzuhandeln. Sprechen wir doch heute noch in unserer europäischen Welt von der dämonischen Macht des Goldes, von dem Fluche, der am Golde haftet, und von der Goldgier, welche den Charakter des Menschen verdirbt. Alles ist schon einmal dagewesen, und wir sind und bleiben auch in unseren Ansichten unbewußt die Erben einer altersgrauen Vorzeit.



Allein.

Nachtstück aus dem Dampferleben

von

Robert Hessen.



Es war am 31. Juli, des Morgens früh um sieben Uhr, als ich zum letztenmal die Fähre bestieg, die über den Hudson hinüber nach dem Städtchen Hoboken führt, wo die „Shijdam" von der Amsterdamer Linie meiner wartete. Ich wandte mich um und sah noch einmal die zackigen Konturen von New-York aufragen, sah die bunten Wimpel all der fremden Dampfer, die das Ufer besäumten, und war fröhlicher als je seit langen Jahren. Es ging zurück! Nur einer, der das harte Brot des Exils verkostet, kann ermessen, was das heißt.

Ich kam zum Ladeplatz. Englisch, Französisch, Deutsch, Holländisch klang wirr durcheinander. Eine kleine Pariserin, mit blitzenden Augen und Schnurrbart, ereiferte sich außerordentlich, als man ihr mitteilte, daß ihr Gepäck „wahrscheinlich" nicht an Bord gekommen sei, und mit dem ganzen Aplomb der großen Nation schrie sie fortwährend: „Mais il faut que ce soit, mais il faut partout que ce soit!" Eine deutsche Erzieherin hatte sich des Klaviers im großen Speisesaal bemächtigt und versuchte die Abschiedsscene durch einige schwermütige Melodien stilgerecht zu machen. Hier wurde getrunken, dort geküßt, dort auch ein wenig geweint — ich selber hatte mir alle Begleitschaft verbeten, wandelte schmunzelnd auf dem Deck umher und sah nach zwei bildhübschen, zierlichen Amerikanerinnen von etwa achtzehn und fünfzehn Jahren, die in Begleitung eines würdigen Elternpaares dicht hinter mir an Bord gekommen und mitsamt einem jungen Neufundländer in Gestalt eines langbeinigen Bruders sofort die steile Treppe zum Oberdeck emporgeklettert waren. Sie trippelten hin und her und klatschten in die feinen Händchen. „Ist es nicht lieblich?" ging es ununterbrochen, „ayn't it lovely?"

Dann kam das letzte Glockensignal, die Anker wurden gelichtet, die Zurückbleibenden schrien hurra; zwei Stunden darauf traten die schönen Ufer von Staten

Island zurück, spät am Nachmittag verschwanden die letzten Dünen zur Linken und wir waren auf hoher See, in einer Nußschale inmitten unendlicher Einsamkeit, mit Leib und Leben abhängig von einer Anzahl Maschinen und Räder und von der Wachsamkeit einiger uns vollkommen fremder Seeleute. Indessen das Wetter war ausgezeichnet, und so saß ich denn auf dem Hinterdeck, auf einer der festen Bänke, welche zu Seiten der großen Luken angebracht sind, und musterte die Schiffsliste, etwas argwöhnisch gemacht durch das Gebaren einzelner Reisegefährten und durch die Entdeckung, daß hauptsächlich aus einem Grunde nur Passagiere erster Kajüte eingestiegen waren: weil es nämlich auf dem Schiff überhaupt nur eine Kajütenklasse gab. Es galt also, mit der ersten Enttäuschung zu rechnen.

„Mr. Potter nebst Familie und Dienerschaft" las ich; augenscheinlich der würdige Gentleman mit den schönen Töchtern und dem langen Schlingel von Sohn. Der Steward hatte mir bereits beim Lunch ins Ohr geflüstert, daß es ein Großer dieser Erde, ein big man mit ungemein vielen Dollars sei, und daß er im Begriff stehe, als amerikanischer Konsul nach einer kleinen Residenz am unteren Lauf der Donau überzusiedeln. Ich wußte nun nicht, würde der Mann zu big für mich, oder würde ich ihm nicht big genug sein; in jedem Falle schienen die Vorzeichen wenig günstig für einen Verkehr, denn auf einem der Klappstühle, auf denen sich unweit von mir die Familie gelagert, lag kreidebleich mit gebrochenen Augen die jüngere Schwester, die vorhin so munter gewesen, und obwohl die See glatt war wie eine Schüssel Milch und das Schiff sich kaum rührte, war sie unwohl bis zum äußersten, und Vater, Mutter, Miß Mary die ältere, Kapitän und Doktor umringten teils klagend, teils tröstend, teils pulsfühlend das unglückliche Opfer.

„Doktor Randolf aus Chicago." Wer konnte das sein? Mein Blick fiel auf einen jungen Landsmann, der mir vorhin schon flüchtig aufgefallen war, weil man ihm an gewissen äußeren Kennzeichen unschwer den deutschen Akademiker anmerkte. Er stand abseits, in düsterem Schweigen an das Geländer gelehnt, und maß eben erstaunt und von oben herab einen zudringlichen Patron, der den Versuch gemacht hatte, ihn zu unterhalten, und nunmehr, ein Todfeind, zu seinen anderen Gefährten ging, um den Übermütigen zu verklagen.

Ich lachte still vor mich hin; dem aristokratischen Vergnügen der Einsamkeit frönt man an Bord nicht ungestraft; aber doch hatte mich jener Blick frappiert und ich begann mit wachsendem Anteil den Sonderling etwas näher zu betrachten. Er war einfach, sehr einfach gekleidet, doch trug er blendend weiße Wäsche. Die schmalen Hände waren sonnenverbrannt, seinen Schlapphut hatte er abgenommen, und eine Strähne des schlichten, vollen schwarzen Haupthaares war ihm über die Stirn gefallen. So stand er da und kehrte mir sein Profil zu; es war keine gewöhnliche Erscheinung. Die leicht gebogene Nase und das Kinn konnte man zierlich geformt nennen, aber der Mund war fest zusammengekniffen, und jede Spur von Weichheit fehlte den mageren, ausgehöhlten, vollständig bartlosen Zügen. Der ungeduldige Blick der dunklen Augen, die sich am liebsten an den Horizont klammerten und sich nur widerwillig der nächsten Umgebung zuwandten, vollendete ein Bild, das wir gelegentlich von Leuten erhalten, die an einer großen Leidenschaft oder einer großen Idee zu tragen haben. Zu den Glücklichen gehörte er keinesfalls. Was mochten seine Schicksale gewesen sein?

War er ein Freiheits- und Gleichheitsschwärmer, der nun amerikamüde wieder heimkehrte, hatten ihm die Weibsen übel mitgespielt? Hatte er ein schönes Vermögen dort drüben „angelegt", hatte er Gold gesucht und Elend gefunden? Ich beschloß, es zu ergründen.

Dicht neben mir aber lehnten zwei

Vollblutamerikaner über Bord und besprachen das Wasser. Der eine meinte, daß der Herrgott dasselbe ungemein „erfolgreich“ (successfully) arrangiert, und daß er sich nicht vorstellen könne, wie man es besser hätte machen sollen; worauf der andere vollkommen ernst erwiderte, daß der Herrgott unleugbar an jenem Tage äußerst successful gewesen und das Wasser in der That eine durchaus achtbare Einrichtung sei. Es war dies noch ein junger Mann mit Namen Morris. Ich mußte herzlich über seine trockene Behandlung eines so flüssigen Themas lachen und hatte keine Ahnung, welch eine traurige Rolle in unserer kleinen Geschichte er noch spielen sollte.

* * *

Obwohl Randolf mein Kajütengenosse war, gelang es mir während der ersten Tage nicht, etwas mehr von ihm zu erreichen als eine höflichkalte Erwiderung meines Grußes. Am dritten Morgen hatte ich mich ungewöhnlich früh erhoben, da die See lebhaft wurde und an Schlaf nicht zu denken war, hatte mich auf Deck herumgestoßen und war zuletzt aus Neugierde auch hinter das Steuerhaus getreten, um zu meiner größten Verwunderung — ihn über Bord zu finden. Er hielt sich von außen, aufrechtstehend, am Geländer. Ich konnte nicht umhin, laut hallo! zu rufen und ihm erstaunt ins Gesicht zu sehen. Er runzelte die Stirn; ich sah etwas Blankes in seiner Hand blitzen, das er schnell in die Tasche steckte, ohne daß ich erkennen konnte, was es war. Dann sprang er zurück.

„Was machen Sie da?“ fragte ich lachend.

„Wollte die Schraube arbeiten sehen!“ erwiderte er kurz und mürrisch und machte sich davon, um mich noch offenkundiger zu meiden als vorher. Endlich führte uns ein kleiner Zwischenfall dennoch zusammen.

Es war nachmittags. Wir saßen im Rauchzimmer, einer zwölf Fuß langen und sechs Fuß breiten Abteilung des Oberdecks, und es hatte sich eines jener Gespräche entsponnen, die regelmäßig und unvermeidlich sind, wo Deutsch-Amerikaner einen Dampfer bevölkern.

„Ah, meine Herren,“ ließ sich einer von ihnen vernehmen, „dieses Amerika, es ist doch ein herrliches, großartiges, unvergleichliches Land! Diese Freiheit ...“

„Na schuhr!“* rief ein dicker Zimmermann aus Milwaukee dazwischen.

„... wo finden Sie dergleichen? Man kann sich regen, wie man mag, man hat niemanden über sich, einer ist so gut wie der andere ...“

„Und noch besser!“ schrie der Zimmermann.

„Ich gehe höchst ungern nach Deutschland. Ich ginge nicht, wenn mein Geschäft es nicht erforderte, und das einzige, was mich tröstet, ist, daß ich bald wieder zurückkommen kann. Diese Polizei drüben, alles voll bunter Affenjacken ...“

„Die Lumpekerle!“

„Wenn ich mich in Amerika mitten auf der Straße hinstelle und ausrufe: ‚Unser Präsident ist ein Schuft!‘ — wer kann mir etwas dafür thun in unserem freien Lande? Der Mann kann mich höchstens auf Schadenersatz verklagen, und dann soll er mir erst noch den Nachweis erbringen, daß ich im Unrecht bin. Nun versuchen Sie dergleichen einmal drüben! Eingesteckt wird man ...“

„Sie solle nur komme!“

„Ich habe es Ihnen aber gezeigt das letzte Mal. Es war in Berlin unter den Linden. Die Wachtparade zog auf und ich schlenderte so mit, um mir den Unfug anzusehen. Wir kamen endlich vor das sogenannte Palais, der Kaiser erschien am Fenster, alles brüllte hurra und schwenkte die Mützen wie nicht klug — ich allein blieb in der vordersten Reihe stehen, mit dem Hut auf dem Kopf, ein freier Amerikaner!“

In diesem Augenblick erschollen aus

* Na gewiß.

einer dicken Rauchwolke in der Ecke die Worte:

„Da haben Sie sich ja wirklich ausgezeichnet!“

Alles sah sich um. Es war Randolf.

„Weshalb denn ausgezeichnet?“ meinte hochmütig der andere.

„Es gehört ein großartiger Mut dazu, einem ehrwürdigen alten Herrn die schuldige Artigkeit zu versagen!“

Dies war unerhört. Der biedere Spießbürger sah drein, als ob ihn im nächsten Augenblick der Schlag rühren sollte, und sprudelte: „Wenn Sie sich vor Ihresgleichen bücken mögen, so ist das Ihre Sache. Aber eines will ich Ihnen sagen: Vor Rastadt hätten wir ihn beinahe gehabt. Dann hätten Sie keinen Kaiser Wilhelm!“

„Und kai Bismarck!“ schrie der Zimmermann.

„Und der Deutsche in Amerika wäre geblieben, was er war!“

„Ein freier Bürger!“

„Ein Lump! der einen Tritt bekam, wo er sich als Deutscher sehen ließ!“

Ein Faustschlag auf den Tisch folgte, und ein: „Herr, das Wort nehmen Sie zurück!“

Aber im selben Augenblick steckte der Kapitän sein lederbraunes Gesicht zur Thür herein und rief: „Gentlemen . . .!?“ Randolf erhob sich mit einem Blick, der nur bedeuten konnte: „Ich kann es nicht aussprechen, welchen Ekel Sie mir einflößen!“ und schritt hinaus. Ich folgte ihm auf dem Fuße, während die anderen giftig hinter uns dreinfauchten. Er schien zu fühlen, daß ich auf seiner Seite sei, und nahm mich hastig beim Arm.

„Ist es nicht eine Schande, ist es nicht eine Schande und Schmach?“ rief er erbittert zwischen den Zähnen hervor. „Diese Menschen, mißachtet, geschunden, verhöhnt, geprügelt bei jeder Gelegenheit, das deutsche Vieh, the dutch cattle, solang es nur ging; was sie heute an Geltung haben, haben sie von uns; soweit man uns respektiert, so weit respektiert man sie, und sie kennen nichts Höheres, als die Hand zu besudeln, die ihnen wohlthut!“

„Es sind doch nicht alle so!“

„Nicht alle? Ich habe sie gesprochen im Osten und im Westen — ich fand nicht zehn, die ihre Stellung begriffen! Ah, wenn sie doch nur alle wieder könnten, wie sie wollten, hüben wie drüben, jeder für sich in seinem Schmollwinkel, mit einem Horizont so weit wie seine Nase reicht, und mit Interessen so hoch wie sein Gartenzaun!“

Dabei zuckte es in seinem Gesicht, die dunklen Augen schossen Blitze, und ich hörte ihm zu, erstaunt, amüsiert, und doch zugleich ergriffen durch die Kraft, mit der er gegen eine kleinliche, engherzige und gewöhnliche Gesinnung sich aufbäumte. Wie er mit den Zähnen knirschte, wie seine Stimme gepreßt klang, als ob er Schmerz leide bei jedem Wort, das sich ihm losrang! Wessen mochte er fähig sein? Seinen Kopf auf den Block zu legen für eine gute Sache? Sicher! Andere mit sich fortzureißen, mit derselben Leidenschaft zu erfüllen, die in ihm kochte? Ich hätte ihn sehen mögen, wenn viel auf dem Spiele stand!

Jetzt lehnte er da, die Augen schon wieder in die Ferne gerichtet, die Stirn gerunzelt. Ich beschloß das Eisen zu schmieden, solang es glühte.

„Amerika hat Ihnen nicht gefallen?“ fragte ich leichthin.

Er sah mich an und wieder fort. „Ich kenne kein hassenswerteres Land,“ brummte er endlich.

„Und ich kein interessanteres!“

„Hm! Es wird auf den Standpunkt ankommen, von dem man es gesehen. Sie sind Litterat?“

„Historiker!“

„Ich hoffe, Sie werden berichtigen, was jene zusammenlügen. Sie kommen herdenweis herüber, die Taschen voller Empfehlungsbriefe, die Feder eingetaucht, das Geschmiere geht los, sobald sie im Hafen sind. Dann werden sie auf Lunchs und Diners fortwährend vollgestopft, überall steht der Extrazug bereit, um sie an den

schönen Potemkinschen Dörfern vorüberzufahren, und zum Dank dafür müssen sie natürlich in der Heimat die Reklametrommel rühren für das unvergleichliche Amerika. Nein, man muß in einem Lande gekämpft und gelitten haben, um es richtig zu schätzen."

„Sie sind Arzt?"

„Leider!"

„Und hatten sich niedergelassen?"

„In einem jener furchtbaren Nester im Westen. Es war eine mildere Art von Deportation!"

„Ein großer Ort?"

„Nein, er war eben erst aus der Schachtel gepackt. In der Mitte stand ein Rathaus und ein Brunnen. Pferdebahn hatten wir, elektrisches Licht, drei Banken, ziemlich soviel Einwohner wie Kirchen und ebensoviel Halunken wie Einwohner."

„Sie scheinen die Neigung der Amerikaner zum kirchlichen Leben nicht achtbar zu finden?"

Er maß mich von der Seite, dann meinte er unwirsch: „Ich hab auf der Schule gelernt, daß man Gott erkennen könne aus dem Gewissen und aus der Natur, aber ich weiß kein Land, wo es ein solches Lob ist, unscrupulous zu sein, und wo die Menschen so unempfindlich sind gegen die Schönheit sowohl wie gegen die Dürftigkeit der Umgebung, in der sie leben. Ich habe New-Yorker Ladies getroffen, die das bois de Boulogne kannten und ihren Fuß noch niemals auf Staten Island gesetzt hatten. Aber sie gingen Sonntags dreimal in die Kirche — selbst in ihren neuesten Kleidern."

„Weshalb blieben Sie nicht in New-York?"

„Ich war zu arm."

„Braucht man Geld, wenn man Talent hat?"

„Es giebt nur ein Talent, das dem Armen von Wert ist!"

„Welches meinen Sie?"

„Seinen Charakter zu verschlechtern."

„Bester Doktor, es war niemals wertvoller, welchen zu haben."

„Es ist ein Luxus geworden für die Reichen. Wenn man schon arm ist, muß man wenigstens ein Streber und ein Schuft sein."

„Nicht überall."

„Sicher in Amerika."

„Es giebt dort so viel Redlichkeit wie anderwärts auch. Ein durchgegangener Kassierer ist unmöglich für immer!"

„Ja, wenn er ohne die cash durchging! Das verziehe man allerdings zuletzt!"

„Bester Doktor ...!"

Aber schon wandte er sich zum Gehen, und fast alle Gespräche, die ich im Lauf der nächsten Tage mit ihm führte, verliefen ähnlich. Sein Blick nahm etwas Feindseliges an, seine Behauptungen wurden immer gewagter; meist mit einem schneidenden, ungerechten Sarkasmus brach er dann plötzlich ab, als ob es nunmehr die höchste Zeit sei, sich wieder unnahbar in sich selber zu verschließen, und ich merkte zu meinem Leidwesen, daß hier ein reiches Geistes- und Gemütsleben für alle Zeit hoffnungslos verstimmt sei.

Es war einer jener Unglücklichen, die wegen der Wärme ihrer Impulse, wegen der Schärfe ihres Blickes von einer unterwertigen Umgebung unbegriffen und verhöhnt, in der bedrückenden Voraussicht, niemals auf die Höhe ihrer Persönlichkeit zu gelangen, schließlich in eine unfruchtbare Verbitterung und in jene Übertreibung verfallen, die man ihnen früher mit Unrecht vorwarf.

* *
*

Am selben Abend zeigte mir die Französin, die eine prächtige kleine Frau und Malerin von Beruf war, ihr Skizzenbuch. Sie hatte soeben ein Porträt von Randolf entworfen und flüsterte mir lebhaft zu: Il a l'air très distingué! Sie brannte vor Begierde, ihn kennen zu lernen, wagte sich aber nicht an ihn heran. Auch der alte Kapitän musterte ihn gelegentlich mit gutgelauntem Stirnrunzeln und schüttelte sein greises Haupt, während die „Deutsch-

amerikaner“ sich eifrig auf seine Kosten unterhielten und ihm kleine Possen zu spielen versuchten, die er mit vornehmer Verachtung übersah. Am stärksten von allen aber schien Miß Mary sich durch ihn getroffen zu fühlen; ihre hellen Äuglein wanderten unaufhörlich zu ihm hinüber. War er unten mit einem Buch beschäftigt, so setzte sie sich ans Klavier und sang bezaubernde Liedchen; war er oben auf Deck, so neckte sie ihren liebenswürdigen Bruder und machte selbst die kranke Schwester wieder lachen. Bei Tisch war sie vollends unwiderstehlich. Sie sprach mit ihrem Papa französisch, sie schwärmte für deutsche Litteratur, sie verriet ein weiches Gemüt. Sie verging vor Ungeduld, über Berlin etwas Näheres zu erfahren, und freute sich wie ein Kind auf den europäischen Winter. Als sie mit anmutigem Humor zum besten gab, wie sie in jüngeren Jahren in ihrer südlichen Heimatstadt auf die Nachricht hin, daß in der Umgegend Schnee gefallen, fünf miles gelaufen sei, um einen Armvoll nach Hause zu bringen (die Amerikaner sind alle sehr stark in miles), und wie sie dann mit feuchtem Blick den schönen weißen Ballen unterwegs habe schmelzen sehen — da hing alles an ihren Lippen. Der Käpt'n legte sein braunes Gesicht in geschmackvolle Falten und machte eine wirksame Anspielung auf ihr warmes Herzchen, die jungen Amerikaner am unteren Ende der Tafel waren wie elektrisiert, die Französin flüsterte mir zu, die Kleine sei charmante. Nur mein Freund saß unbeweglich und versunken wie immer uns gegenüber und blieb vollkommen ungerührt.

So erfolgte denn eines schönen Morgens der von langer Hand vorbereitete Sturm. Wir saßen beim Frühstück, da beklagte Miß Mary sich plötzlich aufs bitterste über den Zug auf ihrem Platz nahe der Thür und wanderte auf die andere Seite der Tafel aus, wo zwei Sitze neben Randolf durch Zufall unbesetzt geblieben waren, worauf ich bemerkte, daß er ihre Serviette aufzuheben Gelegenheit hatte, welche ihr vom Schoß und merkwürdigerweise gerade zu seinen Füßen niedergefallen war. Sie empfing sie mit einem kurzen thank you, während er sich ernst und ohne eine Miene zu verziehen wieder hinsetzte, aber langsam bis an die Stirn hinauf rot wurde, was ihm nicht übel ließ.

Eine Stunde darauf sah ich sie beisammen, die Brücke war geschlagen. Er ging mit unterdrücktem Lächeln, mit einer Art ironischer Galanterie auf ihr Geplauder und all ihre kleinen Launen ein, während sie am goldenen Kettchen den eingefangenen Bären umherführte, strahlend in dem erhebenden Bewußtsein, endlich das legitime Objekt für die verheerende Wirkung ihres Liebreizes gewonnen zu haben, welcher sich bis dahin am Papa, am alten Kapitän, an ein paar vertrockneten holländischen Missionären, am Maschinisten, am Ober-Steward und einmal sogar an einem alten Matrosen nutzlos hatte vertoben müssen. Ich wußte, daß ich auf meinen eben erst gewonnenen Gefährten nun wieder verzichten mußte, aber es that mir wohl, unter dem Sonnenschein zweier anmutiger Äuglein jene strengen, verbitterten Züge sich aufhellen zu sehen, und es dauerte nicht lange, so war ich vollkommen mit mir einig, daß hier alle Vorbedingungen für einen glücklichen Bund gegeben seien. Er voller Ernst und Lebenserfahrung, gewohnt gegen die Welt zu ringen, schmachtend nach jener Unabhängigkeit, die es ihm endlich ermöglichte, seine Kräfte frei zu entfalten, wieder mit sich selber ins Gleichgewicht zu kommen; und sie wieder fein erzogen, lebhaft, witzig und reich! War ihre kleine Hand nicht berufen, die Schatten von jener Stirn zu verscheuchen? War er nicht der rechte Mann, sie zu führen und wohl auch zu bändigen, wenn die krausen Launen in ihr gar zu hoch hinaus wollten? Zwar Miß Marys sorgsame Mutter schien den Verkehr mit nicht gerade allzu günstigen Augen anzusehen, im Gegenteil einen dicken holländischen Agenten zu bevorzugen, der, reich wie ein Nabob und dumm wie ein Pferd, in der That alle Vorzüge in sich vereinte, die eine ehr-

geizige Mutter für ihr geliebtes Herzblatt nur verlangen konnte. Auch zeigte der Bruder neuerdings bedenkliche Anfälle von Taubstummheit, wenn er am Frühstückstisch Platz nahm, und wurde immer graziöser und zuvorkommender in seinen Manieren. Aber halbwüchsige Brüder sind noch niemals dem Bewerber um die Lieblingsschwester besonders günstig gewesen, und was hatte er schließlich zu sagen, zumal der Papa sich vollkommen neutral verhielt? War Miß Mary nicht freie Herrin ihres Willens und Amerikanerin?

* *
*

Wir waren mitterweile in den dunkelblauen Gewässern des Golfstroms angelangt. Der Atlantic, der eine sogenannte gute Jahreszeit nur widerwillig anerkennt, hatte nicht aufgehört, uns mit Sturm und Regen aufzuwarten, und die Physiognomie unseres Fahrzeugs war eine wesentlich andere geworden als bei Beginn der Reise. Der Wind kam von vorn und fegte fortwährend den dicken Qualm des Schornsteins jedem ins Gesicht, der sich auf dem Hinterdeck ergehen wollte, die wenigen Bänke waren mit einem krümeligen, fettigen Ruß bedeckt, und alle Augenblicke flog einem ein Kohlenpartikelchen in die Augen. Dazu rollte und stampfte die Shijdam wie besessen. Die Neulinge, die auf steifen Beinen umherstelzten, ohne nach Art der Seeleute mit losen Knien und Hüften die Bewegungen des Schiffes zu balancieren, schossen zum stillen Gaudium der Mannschaft bald hier bald dort seitab und priesen das Geländer als eine zweite Vorsehung, bis sie zu ihrem Entsetzen ihre schmutzigen Finger besahen und trübselig treppab zogen, um sich zu säubern. Aber dort unten welche neue Pein! Die Fluten gingen hoch, es konnte nicht gelüftet werden! Sogar die große Luke des Speisesaales blieb geschlossen und mit Segeltuch überhangen, damit eine plötzlich über Bord schlagende Welle nicht ganze Kübel Seewasser hineinspülte und alles zertrümmerte. An ein Öffnen der kleinen runden Guckfenster war vollends nicht zu denken. Der eine Wagehals, der es versuchte, um nicht zu ersticken, wäre nunmehr durch einen dick hereinströmenden Wasserstrahl beinah ersäuft worden und hatte Schelte und Spott obendrein. So nistete sich denn bald in allen unteren Räumen jene aus verdorbener Luft, Petroleum-, Cigarren- und Maschinenölgeruch, Küchenduft und anderweitigen Aromen köstlich gemischte Atmosphäre ein, die nur von eisernen Naturen ohne Kopfschmerz und Übelbefinden ertragen wird.

Und wie sah unsere Mittagstafel aus! Leere Stühle allerwegen. Von den vierzig Passagieren, die sich früher hier versammelt, waren kaum fünfzehn vorhanden, und wie sich erwarten ließ, bildete die Seekrankheit und was sie heilen könne die anregende Unterhaltung. Der Schiffsarzt pries vom anderen Tisch herüber seine unvergleichlichen Phosphitpillen, obwohl ihm selber der Tod aus den Augen sah, der Höchstkommandierende lächelte sardonisch und erzählte, wie er als Schiffsjunge bei seinem ersten und einzigen Anfall einen Teller zerschlagen, worauf der Bootsmann kurzerhand das Tauende ergriffen, ihn tüchtig abgewalkt und dann in den Mastkorb geschickt hätte, wo er, auf Tod und Leben sich festklammernd, in wenig Stunden für immer genesen sei. Der kleine Lyonel Löwenzahn aber, der bisher eine Zierde von Baltimore gebildet hatte und nunmehr übersiedelte, um eine klaffende Lücke im Berliner Reportertum auszufüllen, rückte unruhig auf seinem Sitz hin und her, als ob ihn der Bootsmann bereits zwischen den Beinen hätte, und es wird auf ewig in Dunkelheit gehüllt bleiben, was er in diesem Augenblick vorzog: die baldige Explosion der Dynamitpatrone, die er seit dem Morgen in seinem Inneren barg, oder die Aussicht auf den schaukelnden Mastkorb, der heute zum mindesten Kurven von hundertfünfzig Fuß beschrieb.

Die beiden, die am muntersten blieben, waren Randolf und Miß Mary, und da

Mrs. Potter fast ausschließlich durch die Pflege ihrer zarten Kranken festgehalten wurde, so war das Pärchen häufiger zusammen als je. Bald stützte er sie mit festem Arm auf ihren kleinen Wanderungen, bald begleitete er sie am Klavier, das er meisterhaft behandelte. An nicht zu stürmischen Tagen zogen sie unten eine Partie Schach oder spielten oben an Deck ein wunderliches Spiel, welches „Schaukelbrett“ genannt wird und durch ewige Durchkreuzung der Absichten des Spielers von seiten der schaukelnden Wogen eine Art bescheidenen Reizes gewinnt. Abends aber, wenn die Schatten sanken und jagende Wolken den spärlichen Mond verhüllten, tappten dunkle Gestalten um das Oberdeck, an welchem die runden Fensterchen der Damenkajüte kleine Lichtgarben ausstrahlten, wie an schwülen Sommertagen bezauberte Nachtfalter um eine Lampe flattern und vor Sehnsucht vergehen, sich die Flügel verbrennen zu können. Zuerst erschien der dicke Kopf des Holländers. Die wasserblauen Augen traten ihm fast aus den Höhlen, und er sog sich fest an dem magischen Bilde seiner Auserwählten und jappte wie ein fetter Karpfen am Angelhaken. Dann schwankte er weiter auf dem schlüpfrigen Deck, und es erschien für einen Augenblick Randolfs bleiches und verstörtes Gesicht — ich mußte an Tannhäuser denken und den Hörselberg. Und dann kam seit einigen Tagen noch ein dritter, und diese Entdeckung verursachte mir nicht geringe Unruhe.

Es war Morris, derselbe, der kürzlich das Wasser so günstig beurteilt hatte. Er war bis dahin ein munterer Kumpan gewesen, „hail fellow well met“, wie die Amerikaner sagen, hatte Schnurren erzählt und sich bei Tisch und im Rauchzimmer in seiner trockenen Weise mit den deutschen Spießbürgern geneckt. Da vertauschte er plötzlich seinen Platz am Ende der Tafel mit dem, welcher durch die andauernd kranke Miß erledigt war, und ich merkte, daß er in den Bannkreis zweier schöner Augen eingetreten sei. Hatte er bis dahin ein wollenes Dauerhemde von zweifelhafter Reinlichkeit getragen, so trug er nunmehr unzweifelhafte Papierwäsche, seine hübschen braunen Haare salbte er sich auf eine höchst entstellende Art, und statt zu sprechen, begann er zu säuseln und zu gluckſen. Ich hatte mich anfänglich hierüber belustigt, aber als mich eines Tages der Zufall nach dem Vorderdeck führte, um das große Anker und andere Einrichtungen zu beaugenscheinigen, wen fand ich je zu einer Seite des Schnabels über Bord lehnen? Miß Mary und Mr. Morris. Sie traten bald darauf einen etwas ungeordneten Rückzug an, aber da sich den ganzen Nachmittag über die Kleine wieder mit Randolf in der unbefangensten und unzweideutigsten Weise beschäftigte, so legte sich mein Argwohn zur Rast.

Am nächsten Morgen war für kurze Zeit leidlich gutes Wetter. Ich war auf Deck und saß zu Seiten der großen Luke, als plötzlich Klavierspiel heraustönte und bald auch Gesang. Ich versuchte die Haken der Klappe zu lösen, obwohl es eigentlich verboten war, und hob das schwere Ding für einen Augenblick in die Höhe. Unten saß Miß Mary und ließ ihre feinen Fingerchen über die Tasten gleiten, während Mr. Morris, rückwärts an das Piano gelehnt, auf sie herabsah und ihr mit einer etwas heiseren Baritonstimme mitteilte, daß er sich fern am Mississippi eines Platzes zu erinnern glaube, wo er „spielte mit seinem Bruder“, und daß ihm sein altes Herz außerordentlich kummervoll werde. Und Miß Mary sah lächelnd zu ihm empor und war so süß, ach so süß — ich konnte mich nicht enthalten, mit verstellter Stimme ein kurzes Bravo hinabzurufen und den Deckel laut herabklappen zu lassen. Darauf hörten Spiel und Gesang auf, und die liebliche kleine Sünderin erschien bald mit der sorglosesten Miene auf Deck und ging mit Randolf spazieren, während der andere mit mißgünstigem und unheilverkündendem Auge das Paar unablässig verfolgte.

Ich machte über Tisch der Französin,

mit der ich eine Art Einverständnis unterhielt, einige Andeutungen über das, was mich beschäftigte, aber sie zuckte heute nur stirnrunzelnd und lachend die Achseln. Sie hatte mit weiblicher Schlauheit längst bemerkt, was mir jetzt erst zu dämmern begann, doch als ein eingeschworenes Mitglied der bekannten Großloge unterließ sie es weislich, ihre schöne Mitschwester dem häßlichen Geschlecht gegenüber zu kompromittieren.

Was thun? Den Arglosen warnen? Hatte er denn gar keine Ahnung, mit wem er es zu schaffen hatte? Augenscheinlich nicht, wie ich mich noch am selben Abend überzeugen sollte. Die Wogen gingen wieder einmal hoch, und die Mehrzahl der Passagiere kauerte in den unteren Räumen zwischen Leben und Sterben irgendwo herum. Ich selber hatte mich, in meinen Mantel gehüllt, auf einem kleinen Feldstuhl an der Vorderfront des Oberdecks verankert und bemerkte von da aus mein Pärchen, vollkommen ineinander vertieft, am Bord lehnen. Ohne zu hören, konnte man an Haltung und Mienen unschwer ablesen, was sie miteinander verhandelten.

„Nun," lispelte Miß Mary, „weshalb werden Sie so nachdenklich?"

Er sah sie lang und prüfend an. „Ich möchte wissen," sprach er endlich, „wieviel Unheil Ihre Augen schon gestiftet haben."

„Wie? Woher nehmen Sie das an?"

„Pah! Ein Vogel hat es mir ins Ohr gesungen."

„Dieser Vogel sang falsch!"

„Und doch sehe ich sie vor mir, alle die bethörten jungen Louisianer, die Sie zurückgelassen, wie sie an den Ufern des Mississippi umherirren und den Krokodilen ihr Leid klagen."

„Dann mögen die Krokodile mit ihnen weinen."

„Und wenn Sie nun die Donau glücklich in Flammen gesetzt haben, wie Sie ohne Zweifel doch thun werden, was dann? Dann haben Ihre zukünftigen Opfer nicht einmal ein Ufer mehr, an dem sie mit einigem Komfort seufzen könnten!"

„Sie können das Feuer ja mit ihren Thränen löschen! Übrigens, Sie abscheulicher Mann, weshalb sagen Sie mir solche Dinge?"

„Weil ich Ihnen andere nicht sagen darf."

„Und weshalb nicht?"

Wieder trat eine Pause ein. „Miß Mary," brachte er endlich heraus, „wir beide sind durch alles getrennt, was den Ausschlag giebt! Sie sind auf der Höhe, die Welt liegt zu Ihren Füßen; ich bin niemand, ein Mensch ohne Anhang und augenscheinlich auch ohne Zukunft."

„Und deshalb dürfen Sie ungalant sein?"

„Zum mindesten darf ich nicht die Wahrheit sagen."

„Ich will aber die Wahrheit hören."

Ihr liebreizendes Gesichtchen strahlte ihn an, und er faßte zerstreut nach ihrer Hand und betrachtete sie, wie ein gewissenhafter Forscher ein seltenes Präparat betrachtet, und murmelte schließlich: „Wie zierlich Sie sind!"

„Und darüber haben Sie so lange nachgedacht?" lachte sie harmlos. „Meine alte französische Amme sagte es mir jeden Tag: Miss Mary, you're très bienfaite! O, sie spricht ein so drolliges Kauderwelsch, die alte Frau!"

Dann küßte er verstohlen jeden einzelnen ihrer Finger, während sie sich über Bord hinüberbeugte, um das Meerleuchten zu beobachten, und sie ließ ihn gewähren. Dann fröstelte sie, und er mußte ihr den Mantel von neuem umhängen und das Kopftuch, und sie tändelte mit ihm und zeigte ihm einen Stern am Himmel, der eben aufzog und den er jeden Abend aufsuchen sollte, um sich dieser Stunde zu erinnern und neuen Mut zu schöpfen. Was weiter geschah, konnte ich nicht genau erkennen, aber ich müßte mich sehr irren, wenn er sie nicht einen Augenblick im Arm gehalten und sich über sie herabgebeugt hätte, vielleicht nur, um endlich die Farbe ihrer nixen-

haften Augen zu ergründen — aber dazu war es zu dunkel; also doch wohl in Verfolgung tieferer Zwecke? Nun, was ging's mich an?

Sie schritten endlich nach dem Hinterdeck zurück, und sie verabschiedete sich und schlüpfte hinab, während die alte Französin, die plötzlich neben mir aufgetaucht war, überwältigt von der Situation, mir schmunzelnd ins Gesicht sah. „Die beiden sind im Himmel," meinte sie. „Und warum auch nicht? Ah, diese Amerikanerinnen, welche Freiheiten genießen sie! Auch ich war jung, mon Dieu, wie wurden wir bewacht! Niemals allein mit einem jungen Mann! — Aber es war gut!" fügte sie nachdrücklich hinzu.

Nicht lange darauf erscholl die Glocke zum Thee und wir stiegen hinab. Die Gesellschaft war für diesen letzten Imbiß immer kraus durcheinander gewürfelt, und Randolf saß heute nicht oben bei Miß Mary, sondern hatte sich des Schiffsarztes bemächtigt, eines netten jungen Menschen von deutscher Abkunft, mit dem er über Amerika perorierte. Noch nie hatte ich ihn so guter Laune gesehen. Der kleine Kollege befand sich in fortwährenden Konvulsionen, angesichts der paradoxen Behauptungen und wunderlichen Einfälle, mit denen sein Partner um sich warf. Einzelnes konnte ich bis zu meinem Platz hin verstehen. „Ah, mein Herr," rief er einmal, „Wunderdoktor müssen Sie werden in Amerika, das lohnt der Mühe. Kennen Sie den berühmten Dscheckebey in New-York? — Schade! Untersuchte nie, roch die Krankheiten. Er fuhr immer mit zwei feurigen Rappen, und wenn die New-Yorker eine Staubwolke am Horizont sahen, standen sie still und sahen sich an und murmelten: ‚Dscheckebey wird zu einem Sterbenden gerufen! Eminent man!' Er war Doktor en détail und en gros, letzteres in den großen Mietskasernen. Wenn er angerattert kam, standen die Leute schon aufgereiht in den Korridoren mit ausgestreckten Zungen, wodurch er lästige Fragen abschnitt. Mit der Rechten fühlte er den Puls, mit der Linken nahm er fünfzig Cent, während ein schwarzer Diener die fertigen Rezepte in die Stuben warf. Wollte mich protegieren, aber ich verdarb es mit ihm."

„Wie kam das?"

„Er schilderte mir eines Tages seine Laufbahn, wie er weit unten in Missouri ganz klein angefangen, in einem Städtchen von nur fünfhundert Einwohnern, und ich brummte so dazwischen: ‚Die waren natürlich bald hin?' Wirklich, ich wollte ihn nicht beleidigen, aber er hat es mir nie verziehen. Ich suchte den Ort nachher auf den größten Landkarten, er war nicht mehr zu finden; ausgestorben!"

Ein andermal hörte ich: „Alles was recht ist, junger Freund, zu leben verstehen die Amerikaner nicht, aber zu begraben verstehen sie. Die ganze Branche ist musterhaft organisiert. Wie über jeder Apotheke auch immer gleich ein Pfuscher wohnt — Pardon! — so ist auch der Totengräber immer gleich Händler in Särgen, Grabsteinen, Blumen, Taschentüchern und Zwiebeln. Man kann sich seinen Nachruf bei ihm bestellen, und sogar den Gesichtsausdruck, mit dem man zur Grube fahren will. Ob Sie als gläubiger Hochkirchler oder agnostischer Skepticist, ob Sie als gemütlicher Onkel oder besorgter Familienvater auf dem Paradebett liegen wollen, es wird alles gemacht! Und dann der Leichenzug! In munterem Trab geht es einher — die Leute haben ganz recht! Wenn schon schlafen das einzige Geschäft ist, welches wir auf Erden noch zu verrichten haben, dann wenigstens schnell hinab! Time is money!"*

Es fiel mir auf, daß Randolf nicht mit einem Blick sich um Miß Mary kümmerte, die vorerst sich begnügte, zu ihm hinüberzublinzeln, dann zu schmollen begann und endlich den trübseligen Mr. Morris an ihre Seite citierte, um ihn, während ihre Äuglein keineswegs ver-

* Wegen der großen Entfernung der Kirchhöfe fahren in New-York die Leichenzüge im Trab.

säumten, den dicken Holländer am anderen Tisch zu bedenken, durch eine ausgesuchte Liebenswürdigkeit vollkommen aus dem Häuschen zu bringen.

Ich war empört, ich mußte Randolf warnen, dessen zurückhaltende Selbstbeherrschung, dessen stiller Jubel mich erfreute und rührte. Ich rückte an ihn heran — der junge Kollege ward eben zu einem Kranken gerufen — und flüsterte ihm zu: „Sehen Sie doch nur diese Circe dort oben!“

Er streifte mich mit einem seiner schnellen Seitenblicke, lachte kurz auf und meinte schließlich, ohne daß ich aus seinem Ton recht klug wurde: „Bester Herr, was wollen Sie doch? Die Kleine ist jung und schön und verwöhnt, und hat ein ebenso tiefes wie berechtigtes Bedürfnis, sich gefeiert zu sehen!“

„Das merkt man!“

„Der nachlässige Superkargo hat eine ausreichende Ladung von Bewunderern nicht an Bord genommen — wo soll sie hin? Den alten Käpt'n hat sie gehabt, den dicken Holländer hat sie gehabt, mich hat sie gehabt, den Mr. Morris hat sie jetzt ...“ (er hielt einen Augenblick inne) „nehmen Sie sich in acht, wir haben noch drei Tage vor uns: zwischen dem Leuchtturm von Eddystone und der Insel Wight wird ein Angriff auf Sie gemacht werden, der Ihre ganze Selbstbeherrschung herausfordern wird!“

Damit stand er auf, und ich blieb vollkommen verblüfft zurück. Sprach so eine echte Liebe? Waren sie am Ende beide nur betrogene Betrüger? Oder hatte er den Cynischen und Gleichgültigen nur gespielt, um mich irrezuführen?

Ich schlich mich rechtzeitig auf meinen Beobachtungsposten: da taumelten sie wieder alle um das Oberdeck herum, der Holländer, Mr. Morris und zuletzt auch er. Der Ausdruck frohlockender Genugthuung war jetzt gänzlich aus seinem Gesicht verschwunden, und das Licht beschien wieder die alten finsteren verstörten Züge, wenn er an einem der kleinen Fensterchen Halt machte. Der Ärmste! Aber so wahr ich lebte — dort kam noch ein vierter!

Es war ein junger Schwede mit Namen Tassing.

* * *

Jeder, der jemals ein Dampfschiff bestiegen, muß die Erfahrung gemacht haben, daß man nirgend in der Welt so interessante, aber auch nirgend so unzuverlässige und zweifelhafte Bekanntschaften macht wie auf hoher See, und daß fast regelmäßig trotz größter Vorsicht die unfreiwillige Enge des Zusammenlebens eine Reihe von Beziehungen zeitigt, deren Abschluß man mit dem Ende der Reise freudig begrüßt. Am besten thut man schon, sich eine ganze Reihe von Tagen vollkommen beobachtend zu verhalten und schließlich, wenn das Bedürfnis nach Mitteilung allzu mächtig wird, sich an den Kapitän zu wenden.

Wer war z. B. Mr. Morris? Der Doktor vom Schiff wollte ihn kurz vor dem Einsteigen in New-York mit einem hübschen jungen Frauenzimmer haben stehen sehen. Ich selber hatte anfänglich einen goldenen Ring an seinem Finger bemerkt, welcher späterhin verschwand. Er nannte sich Porträtmaler, aber es schien aus gewissen Andeutungen hervorzugehen, daß es sich höchstens um Porträts auf der Innenseite von Cigarrendeckeln handeln könne. Gefragt endlich, ob er verheiratet sei, hatte er verneint und gleich hinzugefügt, daß die junge Dame, die ihn zu Schiff geleitet, seiner Wirtin Töchterlein gewesen sei, die ihm gelegentlich als Modell gedient und sich die Abfahrt eines Steamers habe ansehen wollen. Nun, auf hoher See ist es eben unmöglich, Erkundigungen einzuziehen. Man wappnet sich mit Höflichkeit und Mißtrauen und harrt der Ankunft.

Mit um so größerer Arglosigkeit war ich dagegen jenem Mr. Tassing entgegengekommen, der erst am achten oder neunten Tage gelegentlich im Rauchzimmer erschienen war, mit dem kleinen blonden Jungen des einen Missionärs Puff und Dame

spielte und sich durch Höflichkeit und Zurückhaltung auszeichnete. Während der ersten Woche unserer Fahrt hatte ich ihn immer nur außerhalb der Mahlzeiten ganz flüchtig im Zwielicht des Schiffsganges auftauchen sehen, hatte sein Fernbleiben auf die Seekrankheit geschoben und sollte erst später zu meiner bitteren Enttäuschung eines anderen belehrt werden. Er war ein hübscher Mensch, schlank und geschmeidig gewachsen und höchstens zweiundzwanzig Jahre alt. Er hatte ein Paar intelligente, dunkelbraune Augen, eine breitrückige, doch gutgeformte Nase, ein dunkles Bärtchen auf der Oberlippe und am Kinn einen Flaum, der auf ganz natürliche Art gegen die Wange hin abschnitt. Sein schlichtes, kurzgehaltenes dunkles Haar war mit einer Zacke in die breite Stirn gestrichen, der Kopf war schön modelliert wie der eines Aristokraten. Ein richtiger Rassenkopf.

Leider stand seine übrige äußere Erscheinung hierzu in schneidendem Kontrast. Er trug an guten und schlechten Tagen denselben leichten schwarzen Sommerkittel, und wenn uns der Himmel mit naßkaltem Wetter bedachte, fror es mich, wenn ich sah, wie der Wind ihm die Rockblätter zurückschlug und an den Achseln das einfache, grobe Hemd entblößte. Auf dem Kopf trug er eine Reisemütze, die Gamaschen waren mehr als dürftig. Aber das vergaß man alles wieder, wenn man mit ihm verkehrte. Er sprach, als Schwede von Geburt, ein fertiges Englisch, sprach mit der Pariserin ein vorzüglich reines Französisch und mit mir ein Deutsch, welches durchaus fließend und durch eine gewisse Inkorrektheit mitunter amüsant war. Dazu beherrschte er die gesamte Litteratur, sang einen prächtigen Baß, den er gelegentlich im Rauchzimmer erschallen ließ, kannte Berlin und Paris, kannte mit einem Wort die Welt und glossierte sie mit kritischer Sachkenntnis und einem Witz, der sich besonders gern, wie es einem guten Schweden ansteht, gegen die verhaßten Moskowiter richtete. Noch lange blieb mir in Erinnerung, wie er einmal einen russischen Musikschwärmer gefragt haben wollte, ob auch ihm das süße Liedchen bekannt sei: „Leise zieht durch mein Gemüt“, worauf dieser sofort zu singen begonnen habe: krazmikoporsi kesbjurodomski, was er so komisch herausbrachte, daß wir alle in helles Gelächter ausbrachen. Kurz, ich konnte nicht umhin, der enthusiastischen Französin zuzustimmen, die ihn schon nach dem ersten Zusammensein für einen homme supérieur erklärte. Aber es war natürlich nicht unsere Gesellschaft, die er suchte, und der Magnet, der ihn aus seiner Verborgenheit ans Tageslicht gezogen hatte, lag ganz wo anders.

Miß Mary hatte an dem Morgen, der auf den letztbeschriebenen Abend folgte, anfangs ihr Köpfchen hängen lassen, hatte verstimmt und vorwurfsvoll dreingesehen, während Randolf geflissentlich über sie hinwegblickte. Aber schon um Mittag hatte sie ihre Politik vollständig geändert, war die Fröhlichkeit selber geworden und hatte mit dem Schweden, der bald mit fliegendem Kittel sie oben auf und nieder geleitete, bald Ringe mit ihr warf, bald Schaufelbrett spielte, derartig gescherzt und gelacht, daß der arme Morris vor Neid und Ärger gelb und grün wurde. Doch merkte ich wohl, daß der Instinkt der Eifersucht ihn vollkommen richtig gegen Randolf hin dirigierte, als gegen die Wurzel alles Übels, und daß er zuweilen einen bissigen Blick nach ihm schoß, während der wunderliche Mann, ernster und unnahbarer als je, sich wieder von uns allen vollkommen abseits hielt.

Endlich, spät am Nachmittag, wurde es Miß Mary zu bunt. Sie streifte ein paarmal wie zufällig an dem Ungetreuen vorüber, der zeitweise mit einem Buch sich beschäftigt hatte und jetzt eben wieder ins Leere starrte. Ich selbst saß unweit davon auf einer Bank und konnte nun sehen, wie die kleine Hexe plötzlich vor jenem stehen blieb, ihn herausfordernd von der Seite ansah und dann in die Worte ausbrach: „Mouton qui rêve! ... Woran denken Sie?“

Er „sammelte seinen Blick aus weiter Ferne", ein unmerkliches Lächeln spielte um seinen Mund, dann erwiderte er: „Ich denke dasselbe, was Sie denken, Miß Mary!"

„Ah, ein Gedankenleser! Und was denk ich denn?"

„Wären wir doch erst an Land!"

Sie errötete ein wenig und stellte sich dicht neben ihn und plauderte: „Nun natürlich! Vergessen Sie nicht, wo ich bisher gelebt habe! Ich freue mich auf Europa wie auf ein Fest; und durch Berlin müssen Sie mich führen, Sie haben es versprochen!"

Er schwieg ein Weilchen, dann meinte er demütig: „Ich werde ein schlechter Gesellschafter sein, wenn ich erst wieder Boden unter mir habe. Sie müssen sich jemanden wählen, der im stande ist, Sie in die Finessen des Lebens einzuführen — jemanden wie Ihren lieben Bruder!"

Der liebe Bruder lag eben in einem Klappstuhl am Oberdeck, hatte den einen Fuß über die Lehne gehängt, hatte den Mund weit aufgesperrt und starrte blödsinnig in die Ferne. Miß Mary war gutmütig genug zu lachen und dem Spötter anzuvertrauen, daß er ein böser, böser Mann sei, dann erinnerte sie ihn, daß er ihr zugesagt, etwas in ihr Album zu schreiben, und schickte ihn hinab und setzte sich zu mir. Wir waren bald vertieft in ein Gespräch über den Abwesenden und unsere beiderseitige Heimat, und sie saß angeschmiegt neben mir. Ihr duftiges Umschlagetuch streifte meine Hand, ihr schwimmendes Auge blinzelte zu mir empor, und obwohl wir den Leuchtturm von Eddystone noch lange nicht passiert hatten, fühlte ich mich dennoch auf das eigentümlichste ergriffen.

Randolf brachte das Album. Sie nahm es und rief enttäuscht: „Aber das ist ja Deutsch!" Sie hielt das Buch vor sich hin, und ich las, nicht ohne inneren Schrecken, die Platenschen Verse:

> Was wirfst du schlau mir Netze,
> Triumph im Angesicht?
> Gefallsucht lenkt das Herz dir,
> Die Liebe lenkt es nicht!

„Sie wissen ja, daß ich Deutsch nicht verstehe!" sagte sie schmollend.

„Ich bin überzeugt, Sie werden es lernen!" gab er lachend zur Antwort.

„Dieser eingebildete Mann! Und ich bin im stande, es zu thun!" Darauf tippte sie ihm einen kleinen Schlag mit ihrem Fächer, und ohne zu fragen, was die Verse bedeuteten, eilte sie davon. Wunderbarerweise rührte mich der Ausbruch des Krieges zwischen den beiden in diesem Augenblick sehr viel weniger, als es noch vor einigen Stunden der Fall gewesen sein würde.

Indessen war es wieder Abend geworden und die letzte Glocke hatte geläutet. Miß Mary blieb zur Enttäuschung vieler oben in der Damenkajüte, und wir saßen am unteren Ende der Tafel: Randolf, der Schwede, der Schiffsarzt und ich, und tranken unser Bier. Taffing trug fast allein die Kosten der Unterhaltung, aber es fiel mir auf, daß er immer lauter wurde, und plötzlich schrie er mit Stentorstimme in die Versammelten hinein: „Nun szagen Sie mal, in dieser Halle des Friedens und in dieser ßivilisierten Gesellschaft giebt es kein Pfefferfaß?" Alles sah sich nach uns um, es war ein peinlicher Moment, und ich merkte zu meiner bittersten Überraschung, daß der Skandinavier total betrunken sei. Wir brachen auf und zerstreuten uns nach oben. Ich weiß nicht mehr genau, wieviel es an diesem Abend waren, die um das verzauberte Schlößchen die Runde machten, vermute jedoch, es war einer mehr als früher — jedenfalls war ich mit den anderen nicht mehr zusammen. Etwa eine Stunde nachdem ich zur Ruhe gegangen, hörte ich wüsten Lärm und Gepolter an der anderen Seite des Schiffes, hörte auch ein paarmal an meiner Thür vorübergehen. Randolf schien noch immer nicht anwesend. Endlich schlief ich ein.

Am nächsten Morgen war das erste, was ich erfuhr, daß Taffing allen möglichen Unfug getrieben. Er hatte sich nicht bloß uneingeladen in den Damen-

salon begeben, wo die kleine Miß Potter, von Mutter und Schwester zärtlich bewacht, noch immer ihr Schmerzenslager aufgeschlagen hatte, sondern er hatte sich in der Gegenwart der versammelten Ladies eine überaus zweifelhafte Cuba-Cigarre angezündet, was den größten Schimpf bedeutete, den er jenen hätte anthun können. Auf die höfliche Aufforderung des Mr. Potter sen., doch wenigstens den Glimmstengel zu beseitigen, hatte er ebenso höflich und mit einer Feierlichkeit, die ihn im Verkehr nur selten verließ, erwidert, daß die Pferde gesattelt seien oder dergleichen, jedenfalls war er vollkommen sinnlos, und die verzagten Mädchen hatten erst aufgeatmet, als er plötzlich unaufgefordert, wie er gekommen, seine Schritte weitergelenkt hatte. Ein furchtbares Zetergeschrei in den unteren Räumen bezeichnete dann seinen Pfad. Wahrscheinlich ohne jede Absicht geriet er in die Kajüte des kleinen Mr. Löwenzahn hinein, der sofort für sein Leben zu zittern begann, und als Taffing dann unter ceremoniellen Entschuldigungen den Weg in den nebenan liegenden Raum genommen hatte, wo Mrs. Löwenzahn mit den jüngsten acht Kindern residierte, stürzte der geängstigte Ehegemahl, nur spärlich angethan und brüllend wie am Spieß, die Treppe hinauf und beschwor den Herrn Konsul, umgehend „einzuschreiten“. Dieser Mißgriff lag weniger an seiner klassischen Bildung (videant consules), als an seinem Todesschrecken, der erst verflog, nachdem der alte Kapitän den Excedenten kurzerhand beim Arm genommen und in seiner Kajüte zu Bett gebracht hatte.

Leider erfuhr ich gleichzeitig, daß Taffing schon vorher schweren Anstoß gegeben, daß er die ersten sechs oder sieben Tage nicht aus dem Rausch herausgekommen sei (dies war die Reserve, die mich so wohlthuend berührte), daß Passagiere sich mehrfach beklagt hatten, wie ihre Flaschen im Hängegesims auf unerklärliche Weise leer würden, daß endlich der Steward den Unglücklichen betroffen, wie er eines Abends aus seinem Spind eine Karaffe mit Brandy habe entwenden wollen. Hierauf sei ihm bis auf weiteres jeder Kredit entzogen worden, und seiner im Lauf der nächsten Tage erfolgenden Ernüchterung verdankten wir sein Auftauchen und den kurzen Umgang mit ihm. Möglich, daß ein schönes Mädchen an seiner wackeren Haltung während dieser Zeit einen kleinen Anteil gehabt.

Ein tiefes Mitleid mit dem blühenden, hochbegabten Menschen überkam mich bei der Aussicht in seine Zukunft. Ich sah ihn noch gestern, ein Bild jugendlichen Feuers, auf Deck stehen, wie er den Fuß vorsetzte und blitzenden Auges ausrief: „Ah, jetzt möcht ich wettlaufen, und ich weiß, ich würde gewinnen!“ Und nun lehnte er dort, apathisch, mit stumpfem Blick, gewiß noch halbberauscht. Ich trat zu ihm und bot ihm guten Morgen und raunte ihm zu: „Mr. Taffing, was haben Sie gestern nur gemacht?“ Er war vollkommen erstaunt. Ich erzählte ihm alles, was er angegeben. „Das ist eine Lüge!“ brach er los. „Ich immer, wenn ich bin getrunken, benehme mich mit großem Takt!“ Es war genau die Floskel, die alle Trunkenbolde im Munde führen. Er hatte keine Ahnung von dem, was vorgegangen.

Dann kam der Schiffsarzt aus dem Damensalon, nahm mich beiseite und machte mir die Mitteilung, daß Mr. Morris die gestrigen Vorgänge benutzt habe, um seinen Nebenbuhler auf das erbärmlichste anzuschwärzen. Es spielte hierbei nicht bloß die Eifersucht, sondern bezeichnenderweise auch jene liebenswürdige amerikanische Heuchelei ihre Rolle, welche zwar die Whiskyflasche in jedem Kontor und jeder Gelehrtenstube verzeiht, aber auf den „biertrinkenden“ Deutschen als ordinär und niedrig herabsieht. Randolf, ein ergrauter Trinker, sollte den armen Schweden den ganzen Tag über verführt und der eigentliche, verächtliche Urheber all der abstoßenden Vorgänge gewesen sein, die ich berichtet. Miß Mary hatte einmal über das andere ge-

rufen: „Iſt es nicht eine Schande, Mama?“ und ihr holdſeliges Mäulchen hatte ſich beeilt, den Miſſethäter aufs wärmſte bei ihrem teuren Papa weiter zu verleumden, der jedoch zu allem vernünftigerweiſe die Achſel zuckte.

* * *

Wunderbar, wie ſich uns kleine Eindrücke für Lebenszeit einprägen, wenn ſtarke geiſtige Erſchütterungen über uns hereinbrechen! Ich ſaß auf einem Feldſtühlchen am Steuerhaus und ſah nach den Kreidefelſen Englands hinüber, nach den ſammetnen Grasflächen, den ſchmucken Weilern und Städten. Gerade überholte uns die „Eider“ vom Bremer Lloyd, obwohl ſie vier Tage ſpäter abgefahren war, und dampfte ſtolz von dannen. Am Hauptmaſt prügelte der Koch den Schiffsjungen ſtill vor ſich hin, und dicht vor mir ſaß ein alter, ſchmieriger Matroſe, der, eine richtige Waſſerratte, auf See von einer Stewardeß geboren worden war und von ſeinen ganzen ſechzig Jahren noch nicht eines an Land zugebracht hatte. Er hielt ſeinen Farbentopf und ſeinen Pinſel, ſtrich mit idiotenhaftem Eifer das Drahtgitter des Schiffsgeländers an und betrachtete jede einzelne Maſche, die er vollendet, mit künſtleriſcher Befriedigung, die etwas ungemein Komiſches hatte. Und während ich ihm zuſah, kam mir plötzlich der Gedanke: Randolf weilt nicht mehr unter den Lebenden!

Ich ſprang auf, alles Blut ſtieg mir zum Herzen. Dann eilte ich, ſo gut mich meine Füße trugen, hinab in unſere Kajüte: ſie war leer! Ich konnte mich nicht erinnern, wie Randolfs Lager am Morgen ausgeſehen. Ich hatte nicht darauf geachtet, weil er immer ſehr viel früher heraus war als ich. Der Steward und ich rannten durch alle Räume, ſtiegen bis ins Zwiſchendeck, wandten uns endlich an den Kapitän. Im Lauf einer Stunde war es in aller Munde, daß jemand über Bord gegangen ſei. Mr. Morris ſchrieb dieſe Thatſache dem großen Durſt des Betreffenden zu. Ich wußte, daß der Unglückſelige in der Nacht Hand an ſich gelegt hatte und dann in ſein kühles Grab hinabgeſunken ſei. Miß Mary aber ſtand da wie ein Kätzchen, das man vom Schoß geworfen. Ein unerklärliches Etwas ſtieß mich von ihr zurück. Hatte ſie die Kataſtrophe nicht ſelber veranlaßt, ſo hatte es ſicher in ihrer Macht gelegen, ſie zu verhüten. „Wüßteſt du, was du verloren haſt!“ rief es in meinem Inneren.

Der ganze Menſch ſtand wieder vor mir. Ich überſah ſeinen Trotz, ſeine Verbitterung, jenen Anflug von Überhebung, den das Unglück ſo gern in ſtarken Naturen zeitigt. Ich dachte nur an die unverſtümmelte Größe ſeiner Veranlagung, ich dachte daran, wie ſein Herz doch für alles Hohe geſchlagen und für alles Leid, das die Erde trägt.

Ich vergegenwärtigte mir ſeine letzten Augenblicke; hatte ich doch gleich an die kleine Scene denken müſſen, die vor acht Tagen beim Morgengrauen hinter dem Steuerhaus zwiſchen uns ſpielte. Wieder ſah ich das Blanke in ſeiner Hand, — ich wußte jetzt, es war eine Waffe. Nicht um die Welt hätte ich den unheimlichen Platz noch einmal aufſuchen mögen, um ihn, wie Banquos Geiſt, mit ſeinem bleichen, verzerrten Geſicht vor mir auftauchen zu ſehen, vielleicht ein verſpritztes rotes Tröpfchen am Bordrand zu finden. Ich zog mich zurück, und wie der Abend hereinbrach, ſtellte ich mich an eines der lichthellen Fenſter, durch die er ſo oft ſich Nahrung für ſeine Leidenſchaft geſogen, und ſann. Denn es war mir kein Zweifel, daß er Miß Mary geliebt hatte. Weshalb hätte er ſonſt ſo lang gezögert, den Sprung ins Jenſeits zu thun? Weshalb that er ihn ſofort, nachdem er ſie gedemütigt, die mit ihm zu ſpielen glaubte, nachdem er ſie verachten gelernt hatte?

War ihm zu helfen geweſen? Ich hatte genug von ſeinen Schickſalen erfahren, um dieſe Frage zu verneinen. Arzt in einem kleinen, ſpießbürgerlichen Städtchen der Heimat war er geweſen, zu guter Letzt „dort drüben“ Farmknecht und Ab-

schreiber bei einem Lawyer in Chicago. Zu arm, um sein Schicksal nach seinem Belieben zu formen, zu reizbar und zartbesaitet für den Kampf aus der Niedrigkeit heraus zur Höhe, zu stolz für all die Fußtritte, all die Selbstentäußerung, ohne die er doch niemals hoffen konnte, sich aus dem dicken Schwarm herauszulösen — was mochte er gelitten haben! Sein täglich Brot essend wie ein Panther im Käfig, mit brennendem Verlangen nach Freiheit, in einer Umgebung von Tröpfen, die ihn haßten, weil er andere Anschauungen und Bedürfnisse hatte als sie, die ihn belehrten und belächelten, während er knirschend auf sie herabsah, gemartert, Kräfte in sich zu spüren, die unbemerkt sich selber aufzehren sollten, ohne ihre Wunder zu vollbringen! Ich verstand es, daß er das Weltmeer aufgesucht hatte, um wenigstens im Tode keine Menschen mehr um sich zu haben, um endlich ganz allein zu sein.

Je mehr ich sann, desto verzweifelter ward ich. Warum bildet die Natur solche Geschöpfe? Nur um sie in thörichtem Spiel wieder zu zerstören? Einen Menschen auszurüsten mit allen Fähigkeiten, die Großes vollbringen können, ihn dann herumzuschleifen durch namenloses Elend, ihn endlich glotzenden Fischen zum Fraß vorzuwerfen!...

Im selben Augenblick faßte mich eine Hand bei der Gurgel und ich vernahm die Worte: „Schurke, was machst du hier?“ Es war der Schwede. Weiß Gott, welche Gestalten ihm sein Delirium in der Dunkelheit vorgaukelte. Ich rief ihn an, und er murmelte „Pardon, pardon!“ und machte einige seiner höflichen Verbeugungen. Ich nahm ihn mit hinab. Er bat mich flehentlich um etwas Essig und um ein Licht. An Schlaf war für ihn nicht zu denken, die Finsternis verursachte ihm folternde Hallucinationen. Seine einzige Rettung war, die ganze Nacht zu lesen, und sein Stearinstümpfchen reichte dazu nicht aus.

* * *

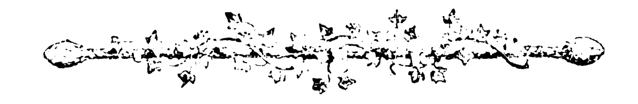
Am nächsten Morgen ging die Sonne herrlicher auf als je. Wir fuhren dicht an der englischen Küste, sahen den berühmten Badeort Brighton, die Zinnen und Mauern von Dover, während die Französin unablässig nach dem heimischen Ufer auf der anderen Seite hinüberlugte: „O, ich will küssen den Grund!“ murmelte sie feuchten Blickes. Sie sprach viel mit mir über Randolf, die anderen hatten ihn längst vergessen. Miß Mary saß sittsam bei ihrem Schwesterlein und las und war süßer als je zu ihrem Papa und zum alten Käpt'n. Mich selber zog es immer wieder hinab zu dem gottverlassenen Skandinavier. Er lag eingehüllt in seine Decke auf seinem engen Lager und starrte durch das Guckfenster nach dem Lande zu. Wenn ich hereintrat, erschrak er heftig und zitterte noch eine Weile an allen Gliedern. Sein ganzes Wesen hatte etwas still Verzweifeltes. Sein Gesicht war kreidebleich, die Pupillen übergroß erweitert, wodurch sein Auge etwas eigentümlich Sammetartiges erhielt. Ich glaubte noch nie einen schöneren Menschen gesehen zu haben und mir blutete das Herz, wie er mir nun in kurzen Worten seine Geschichte erzählte.

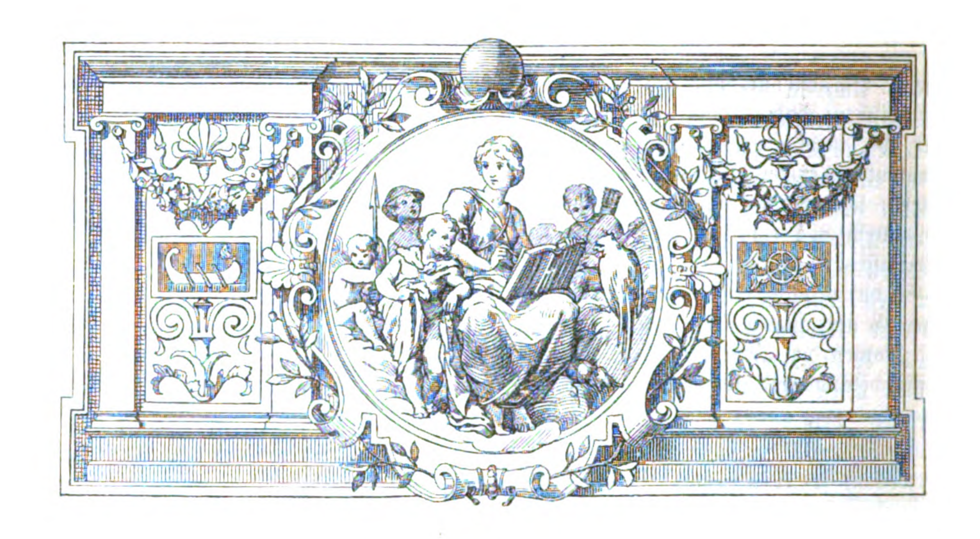
Sohn eines reichen schwedischen Barons, hatte er mit siebzehn Jahren die Hochschule von Upsala bezogen und bald Kameraden gefunden, die ihn darin unterrichteten, nach Art der Dumasschen Musketiere „Bayonner Schinken zu essen und Chambertin zu schlürfen“. Schon in seinem zweiten Studienjahr hatte er einmal zehn Tage hintereinander getrunken. Am zehnten sei er in eine Don-Juan-Aufführung gegangen, habe wohl ein dumpfes Geräusch gehört, aber weder eine Melodie noch ein Wort deutlich verstanden. So habe er auch alle Fragen, die an ihn gerichtet worden, durchaus höflich, aber vollkommen sinnlos beantwortet. Diese Eigenart hatte er behalten. Späterhin sei er im Rausch thätlich geworden, habe Händel mit der Polizei gehabt, der Vater habe ihn auf seine Güter genommen; endlich nach traurigen Konflikten sei er

nach Amerika gegangen. Im fernen Westen, als Lehrer des schwedischen Seminars in Rock Island habe er noch einmal ein freies Intervall von sieben Monaten gehabt und sich frisch und wohl gefühlt, aber bei vollkommener Enthaltsamkeit von jedem „Getränk". Nachdem er den ersten Tropfen verkostet, sei er wieder verloren gewesen. Zu guter Letzt habe er in einem Städtchen in Montana einen alten amerikanischen Obersten getroffen, der sich aus purer Teilnahme (und er war sicher, überall eine solche zu erwecken) seiner angenommen und ihn in den Zug gesetzt, an einen Agenten in New-York telegraphiert und Geld für seine Rückkehr vorgesehen habe. Unglücklicher-, wenn auch nicht auffälligerweise sei dieser Agent ein Schuft gewesen, habe Tage verstreichen lassen, um einen billigeren Steamer abzuwarten und vom Reisegeld zu profitieren. Während dieses Aufenthaltes, bei enormer Hitze, habe er nichts gethan als schwere Getränke getrunken. „Ich weiß nicht, was mich treibt," sagte er, „es schmeckt mir nicht, es macht mich nicht froh, es macht mich nicht wohler, und dennoch — ich muß. Ich trinke so lange, als ich Geld habe, dann verkaufe und versetze ich meine Habseligkeiten und Kleider bis aufs Notwendigste, dann verlange ich Kredit, und wenn mir der entzogen wird, nehm ich, was ich finde." Er sprach davon, nach Düsseldorf zu Verwandten zu gehen. Ich wußte, daß dort eine Heilanstalt für Trunksüchtige sich befinde, aber ich zweifelte an seiner Rettung und dachte bei mir: Läg er nicht besser dort auf dem Meeresgrund, und der andere wär oben an seiner Statt?

Spät in der Nacht blitzte der Leuchtturm von Scheveningen aus der Ferne zu uns herüber. Der Luftzug, der mir die Wange fächelte, kam vielleicht aus der Heimat. Ah — das sind Augenblicke, wo auch in einem harten Weltkind etwas emporsteigen mag, was einem Dankgefühl ähnlich sieht. Und dennoch ward ich der ersehnten Rückkehr nicht froh und legte mich mit trüben Gedanken nieder. Als ich früh am Morgen erwachte und durch mein Fensterchen sah, fuhren wir bereits in dem Kanal, der die Nordsee mit Amsterdam verbindet. Auch die anderen waren auf Deck versammelt. Wir sahen die weltberühmten Deiche, die Windmühlen, die Werften und Maste von Zaandam. Ein holländischer Zollbeamter kam an Bord, ein frischer, hübscher Mann, und in weniger denn gar keiner Zeit, wie die Amerikaner sagen, zog er an dem Siegeswagen der lieblichen Zauberin, die strahlend von Heiterkeit und unbefangen wie ein Kind in Europa einfuhr.

Endlich standen wir an der Landungsbrücke. Des Schweden Bruder, ein feiner, gesetzter Mann, hatte das Schiff erwartet und nahm den Unseligen mit fort. Das Wiedersehen war bedrückend. Ich aber stieß mich bekümmert und voller Unlust im nordischen Venedig umher. Immer sah ich ein bleiches Gesicht dort draußen in den Tiefen des Atlantic umherfluten, und ich ward den Gedanken nicht los, daß etwas Einziges und Unersetzliches zu Grunde gegangen sei.





Die Tempel Javas.

Von
Joachim Graf Pfeil.


Wie bekannt klingen uns nicht die Namen Benares, Agra, Poonah, Elephanta, wer erblickt nicht bei deren Nennung im Geiste wallende Scharen leicht gekleideter Hindus, die ihren Göttern hier Blumenspenden darbringen, dort sich selbst in fanatischer Verzückung als Opfer unter die Räder des Gefährts werfen, welches das Steinbild ihrer Gottheit trägt?

Wessen Phantasie führt nicht im Hintergrunde dieser Scenen mächtige Bauten auf, denen sie, ihr Äußeres mit wunderlichen Figuren schmückend, eine noch wunderlichere Gestalt giebt, deren Inneres sie aber mit einem geheimnisvollen Zauberglanze füllt, dessen Einzelheiten sie sich fast scheut unserem geistigen Auge deutlich vorzuführen.

Wie gern ergehen wir uns in Gedanken in Indiens heiligen Hainen, blicken ehrfurchtsvoll schauernd zu den Bauten auf, welche als stumme Zeugen einer uralten vergangenen Kultur das Einst mit dem Jetzt verbinden und uns Thaten, Arbeit, Kunst vor Augen führen, „von der wir nichts mehr kennen, als daß man's nicht mehr kann".

Wer, hinwiederum, greift nicht nachdenkend an die Stirn, um sich zu orientieren und zu überlegen, wo Namen wie Tjandie Sewu, Tjandie Prambanan, Tjandie Sarie, Båråbudhur* unterzubringen seien?

Zeigt uns unsere Einbildungskraft aber herrliche phantasiereiche Erzeugnisse uralter Baukunst bei Nennung indischer Tempelnamen, so dürfen wir unserer Phantasie unbeengten Spielraum gewähren, sie alle denkbare architektonische Pracht hervorzaubern lassen, wenn, wie oben, Javas Tempel genannt werden, deren

* Tjandie spr. Tschandie heißt Tempel. Tjandie Sewu = tausend Tempel. Tjandi Prambanan = Tempel von Prambanan. Was die Schreibweise der Namen anbetrifft, so ist sie der deutschen Aussprache so nahe als möglich gebracht, es wird davon Abstand genommen Sewoe und Baraboedoer zu schreiben, da den meisten Lesern wohl unbekannt sein dürfte, daß im Holländischen oe wie das deutsche u ausgesprochen wird. Die Ringe über dem a in Båråbudhur sollen anzeigen, daß diese beiden Buchstaben dunkel, wie das a in den englischen Wörtern „tall wall fall" auszusprechen sind.

letzter, Bârâbudhur, nicht allein die vorderindischen, sondern nach dem Urteil solcher, die beide gesehen haben, auch die berühmten Tempel Hinterindiens (s. Mandeleh u. s. w.) an Pracht, Ausdehnung und vor allem in Genialität des Bauplanes übertrifft.

Es dürfte nicht leicht sein, einen triftigen Grund anzugeben, warum wir mit den Namen der Tempel Indiens so viel besser bekannt sind als mit denen Javas, möglicherweise ist er indes in dem Umstand zu finden, daß jene Tempel noch heute die Kulturstätten eines zahlreichen Volkes, einer tief philosophischen Morallehre sind, und von neugierigen Touristen, Altertumsforschern, wahrheitsuchenden Denkern, kurz von Besuchern jeder Gattung gesehen und beschrieben werden, während die Tempel Javas, leider nur noch erhabene Ruinen, den Beweis liefern, daß einst auch hier eine Umwälzung der Gemüter, wer will sagen, ob aus innerer Überzeugung sich vollziehende, oder mit Gewalt absichtlich aufgedrungene, stattfand, als der Buddhismus hier dem mohammedanischen Glauben weichen mußte.

Aus dem Vorhandensein der Tempel können wir mehrere berechtigte Schlußfolgerungen ziehen. Zunächst die, daß schon in den ältesten Zeiten Java ein dicht bevölkertes Land gewesen sein muß, denn nur da, wo bedeutende Arbeitskräfte zur Disposition standen, konnten solche Bauten entstehen.

Ferner müssen in jener grauen Vergangenheit entweder mächtige Herrscher oder einflußreiche Priester, wahrscheinlich beide, im Lande gelebt haben, von denen vielleicht erstere ein Machtgebot an ihre zahlreichen Unterthanen ausgehen ließen: baut Tempel zum Zeichen unserer Macht und zur Verherrlichung unserer Götter, oder letztere, klug ihren Einfluß auf das Volk benutzend, dessen Glaubenseifer so anfachten, daß es sich freiwillig der Riesenarbeit unterzog, sich und seinen Priestern diese Stätten der Verehrung zu errichten, welche noch Jahrtausenden Zeugnis ablegen von dem frommen Eifer, der ihre Erbauer beseelte.



Steinbilder bei Singossari.

Es muß ferner eine in mancher Richtung hoch entwickelte Kultur bestanden haben, denn nur einer solchen können die Pläne dieser edel stilisierten Gebäude, die herrlichen Friesen und Skulpturen entsprossen sein, oder war diese in Java noch nicht so weit gediehen, so muß ein reger Verkehr mit Indien bestanden haben, von wo man die Baumeister und Künstler kommen ließ, welche den Bau erdachten, aufführten und mit Bildwerk und Zierat versahen.

Aus dem Stil der Bauten sowie der Bildwerke darf man ohne weiteres schließen, daß, wenn beides nicht durch indische Künstler geschaffen wurde, die Erbauer jedenfalls indische Lehrmeister gehabt haben müssen.

Leider erheben sich alle diese Schlüsse nicht über den Rang von Vermutungen, die javanischen Aufzeichnungen über die Geschichte des Landes sind zu unzuverlässig und reichen nicht weit genug, um einigermaßen sichere Anhaltspunkte zu geben.

Eins darf man indessen mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß nämlich dereinst in Mitteljava ein gewaltiges Reich, Mantaram genannt, bestand, welches sich über die beiden Fürstenländer von Surakarta und Djokjakarta sowie über die Residenz Kedu bis in die Provinz Preanger, möglicherweise viel weiter erstreckte. Die Nachgrabungen, welche durch die archäologische Gesellschaft von Djokjakarta in verschiedenen Tempeln angestellt wurden, förderten in Tjandie Sewu einen Stein zu Tage, auf welchem sich die Urkunde einer Schenkung seitens des Fürsten von Mantaram an die Priester von Tjandie Sewu befand, bestehend aus einem ziemlich bedeutenden, die Tjandie Sewu umgebenden Landstriche.

In diesem ehemaligen Reiche Mantaram finden sich die meisten Tempelruinen, unter welchen die genannten, vor allen indessen der Bärábudhur, den ersten Rang einnehmen. In einem solchen Tempel, welcher jedoch zu einer anderen Gruppe gehört, fand die schon erwähnte archäologische Gesellschaft bei Nachgrabungen unter anderen interessanten Gegenständen ein kleines Goldblech, auf welchem Figuren und Schriftzeichen eingegraben waren.

Doch auch in anderen Gegenden finden sich Tempelruinen, so bei Singossari in der Residenz Passuruan und bei Madjokerto in der Residenz Surabaya; sie sind indessen weit unbedeutender als die Ruinen Mitteljavas, obwohl im Stil mit diesen übereinstimmend; wir überlassen daher deren Beschreibung und die Untersuchung, in welchem Zusammenhange sie mit den Tempeln Mantarams stehen, den geübten Archäologen und beschränken uns auf eine Darstellung dessen, was uns als Laien hauptsächlich interessant erschien und auch das Interesse anderer Laien erwecken dürfte.

Eine längere Rundreise durch Java, welche teils zu Pferd, zu Wagen, per Karre, oder per Tragsessel, teils zu Fuß, dann wieder per Eisenbahn zurückgelegt wurde und eigentlich dem Studium javanischer Kulturen und niederländischer Kolonialverwaltung galt, hatte mich nach Djokjakarta oder, wie der Kürze halber gewöhnlich gesagt wird, nach Djokja geführt, dem Sitz und der Residenz des nominell unabhängigen Sultans Hamengku Buwana VII., wo ich längeren Aufenthalt zu nehmen gedachte.

Vorbereitungen zum Besuch verschiedentlicher Kulturunternehmen waren getroffen, und die Zeit, welche mir bis dahin zur freien Verfügung stand, beabsichtigte ich zu einem Ausfluge nach dem vielgenannten Bärábudhur zu benutzen.

Um drei Uhr morgens stand ein mit sechs Pferden bespanntes Gefährt auf zwei Rädern, hier dos à dos genannt, und den Cape carts Südafrikas nicht unähnlich, vor der Thür meines Hotels.

Ich hatte diese frühe Stunde gewählt, um die Reise, welche als ziemlich mühselig geschildert wurde, nicht in der Hitze des Tages machen zu müssen, teils auch um desto mehr Zeit zur Besichtigung des Tempels zu erübrigen.

Erreichte ich nun zwar den Zweck, daß

ich während der Fahrt von Hitze wenig zu leiden hatte, so machte sich das andere Extrem geltend, denn ich bebte vor Kälte, bis die aufgehende Sonne sie verscheuchte.

Obwohl Java eine tropische Insel ist und die Küstengebiete außerordentlich hohe Temperaturen aufzuweisen haben, so sind Teile des bergigen, hochgelegenen Binnenlandes doch entschieden kalt zu nennen, und bedarf man, namentlich während des Ostmonsuns, nicht allein warmer europäischer Kleidung, sondern in gewissen sehr hoch gelegenen Orten sieht man wohl des Abends ein lustiges Feuer, welches im offenen Kamin prasselt.

Ein javanisches, mit Pferden bespanntes Fuhrwerk (es giebt auch solche, die von Ochsen oder Büffeln gezogen werden) bewegt sich, wenn das Terrain es irgend gestattet, nur in der Geschwindigkeit eines gestreckten Trabes, der sich oft zum Galopp steigert. Auf den von der Regierung in musterhaftem Zustande gehaltenen Haupt- und Nebenwegen ist dies natürlich sehr angenehm, wo aber, wie in dem unabhängigen Fürstentum Djokja, eine aufsichtführende Behörde fehlt oder nur dem Namen nach besteht, wird die Pflege der Wege gänzlich vernachlässigt und befinden sich diese in einem grauenhaften Zustande.

Hatten die sechs Pferde vor meinem leichten Fuhrwerke mein Erstaunen erregt, so ging mir das Verständnis für deren Notwendigkeit durchaus auf, als ich erst das durch die tiefen Löcher, Furchen und Unebenheiten des Weges verursachte Rütteln und Stoßen des Gefährtes spürte, welchem, da man in der Dunkelheit die dasselbe verursachenden Hindernisse nicht wahrnehmen konnte, durch nichts vorzubeugen war und das man in Geduld über sich ergehen lassen mußte.

Charakteristisch für Land und Leute war folgender Umstand.

Auf dem Heimwege geschah, was man von vornherein hatte fürchten müssen. Die Räder des Fahrzeuges waren den Anstrengungen des Weges und der erforderlichen Eile nicht gewachsen und eines derselben bekam einen bedenklichen Knick, welcher binnen kurzem den Bruch des Reifens herbeiführen mußte. Mein javanischer Kutscher hielt an und begann die Ausbesserung des Rades, allen meinen, ihm wahrscheinlich vollkommen unverständlichen Remonstrationen in Wörterbuch-Malaiisch zum Trotz, in der Weise, daß er ein mächtiges Stück Bambus auf den Reifen legte und mittels eines mehr als fingerdicken Taues mit zwei anderen, an den Speichen des Rades befestigten Bambusstücken verband. Auf ebenem Wege würde diese Ausbesserung den totalen Zusammenbruch des Rades zur Folge gehabt haben, hier indessen erfüllte sie vollkommen ihren Zweck, und ich konnte nicht behaupten, daß der Aufbau auf der Peripherie des Rades eine wesentliche Verschlimmerung in der stoßenden und holperigen Bewegung des Fuhrwerkes herbeigeführt hätte.

Sechs Pferde waren deshalb kein überflüssiger Staat, sondern durchaus erforderlich, um auf diesem Wege mit einigermaßen befriedigender Geschwindigkeit vorwärts zu kommen.

Die Gegend zwischen Djokja und dem Bärâbudhur ist ziemlich einförmig, Sawah reiht sich an Sawah (bewässerbares Reisfeld), und nur die javanischen ziemlich ausgedehnten Dörfer, welche wir öfter passieren, und die sie belebende Menschenmenge bringen einige Abwechselung in die sonst vorherrschende Eintönigkeit.

Djokja liegt wenig über hundert Meter über dem Meeresspiegel, das Terrain steigt allmählich bis zu vierhundert Metern an, senkt sich indessen wieder, so daß der Tempel etwa nur dreihundert Meter Seehöhe hat.

Mehrere unbedeutende Flüsse werden passiert, deren einige mit steinernen Brükken versehen sind. Über andere führen Brücken von eigentümlicher Art, ganz aus Bambus errichtet.

Eine Anzahl langer und starker Bambus sind mittels Tauen aus Kokosfasern zu einem dicken und starken Pfeiler verbunden, welcher senkrecht in die Erde gepflanzt und dessen Spitze mit einem star-

ken Kokosfasertau umwunden wird, welches sich in vom Flußufer abgekehrter Richtung in der Erde verankert.

Ein zweiter Bambuspfeiler wird in gerader Linie mit dem Verankerungspunkte des Taues und dem Fuße des ersten Pfeilers gepflanzt, doch neigt dieser zweite Pfeiler sich nach dem Fluß zu. Seine Spitze steht durch ein Tau mit der Spitze des ersten Pfeilers in Verbindung.

Ein dritter, vielleicht auch vierter und fünfter Pfeiler neigen sich immer stärker, bis der letzte, über der Mitte des zu überbrückenden Flusses, mit einem anderen Pfeiler, dem letzten einer auf dem gegenüberliegenden Ufer in gleicher Weise errichteten Reihe, fast in Berührung kommt. In einem Abstand, so weit als die Breite der Brücke erfordert, ist auf jedem Ufer des Flusses eine der ersten parallele Reihe von Pfeilern errichtet, und da jeder schrägliegende Pfeiler durch die ihn mit dem weniger schrägen verbindenden Taue gestützt wird, so entsteht ein Gerüst von großer Tragfähigkeit.

Neue Bambus werden nun als Brückensohle wagerecht von Ufer zu Ufer gelegt und an den Pfeilern teils angebunden, teils, und das namentlich in der Mitte des Flusses, durch Taue, welche von den Spitzen der Pfeiler sich herabsenken, gehalten.

Da dies auf jeder Seite der zu bauenden Brücke wiederholt wird, so entsteht eine Unterlage, welche nunmehr nur durch Querstangen, ebenfalls Bambus, von der Länge der Brückenbreite verbunden zu werden brauchen, um eine hängende Ebene darzustellen, welche, mit Matten aus gespaltenem Bambus vielfältig belegt, einen sicheren Übergang für Menschen, Tiere und Fahrzeuge gewährt.

Vorstehend ist nur die Theorie des Baues geschildert, in Wirklichkeit sind so viele Nebenstützen, Verbindungsglieder ꝛc. an dem Bau angebracht, daß längeres Anschauen nötig ist, um in dem Gewirr von Bambus die Hauptstützen und Streben erkennen zu können.

Sobald man die Grenzen des Fürstenlandes Djokja überschritten hat und die Residenz Kedu betritt, ändern sich die Wege. Bambusbrücken sind nirgends mehr zu finden, sie sind überall durch solide steinerne Bauten ersetzt, die Unebenheiten des Weges, und damit das Rütteln und Stoßen des Fuhrwerkes erreichen ein Ende, und nur ein Fluß, der Kali Progo, der bedeutendste unter allen, welche wir unterwegs antrafen, mußte mittels einer aus dem unvermeidlichen Bambus hergestellten Fähre überschritten werden.

In Mendut haben wir etwa drei Viertel des Weges hinter uns und erblicken die ersten Tempelbauten.

Im Vergleich zu den meisten der übrigen sind sie von geringer Merkwürdigkeit, doch jedenfalls insofern interessant, als man an dem größeren von beiden die Konstruktion des Baues vortrefflich studieren kann.

Auf einem etwa neun Fuß hohen Unterbau mit ebener Oberfläche erhebt sich der eigentliche Tempel. Sein Inneres hat die Gestalt einer hohen Pyramide, welche in der Weise geschlossen ist, daß jede Lage von Steinen nach innen über die untere Lage vorspringt, bis sie sich so weit genähert haben, daß ein Schlußstein, so zu sagen ein Zapfen, die überbleibende Öffnung schließt. Die innere Wölbung zeigt daher nicht eine glatte Fläche, sondern eine nach oben verlaufende Stufenreihe.

Diese Bauart ist zwar meistens, doch nicht überall angewandt, in anderen Tempeln, deren Wölbung erhalten ist, finden sich auch glatte Flächen.

Die zunächst errichtete Pyramide wird nun von außen so weitergebaut, daß sie ein überall rechtwinkelig verlaufendes Gebäude mit senkrechten Wänden darstellt. Man begreift, daß auf diese Weise kolossale Steinmassen zur Verwendung kommen, welche lediglich Raum auszufüllen bestimmt sind und mit enormem Gewicht auf dem inneren Kegelbau lasten.

Zu Bausteinen sind da, wo Thüren,

Querstücke oder Verzierungen keine Monolithe erforderten, Steinblöcke von ungefähr einem Kubikfuß Größe verwandt; diese sind rechtwinkelig behauen



Allee und Aufgang zum Bârâbudhur.

und, ohne durch Cementierung irgend welcher Art verbunden zu sein, aufeinander gestapelt. Im Inneren des Baues ist, wie man an den eingefallenen Stellen wahrnehmen kann, weniger Sorgfalt auf den Fugenverband gelegt, außen dagegen, wo man namentlich an den Ecken auch größere Steine einfügte, ist die Bearbeitung des Materials so sorgfältig, daß man in Wahrheit kaum ein Haar zwischen die Fugen schieben kann.

Diese Bauart bedingt übrigens eine Schwäche der Struktur, da das ganze Gewicht des Baues senkrecht nach unten, nicht aber nach einem Centrum hindrückt, wie z. B. bei den ägyptischen Pyramiden, bei welchen, abgesehen davon, daß die Steine, aus denen sie erbaut sind, fast Monolithe genannt zu werden verdienen, diese nicht auf einer wagerechten, sondern auf einer nach der Achse der Pyramide sich senkenden Fläche ruhen, daher jede Neigung zur Bewegung sich in dieser Richtung äußern müßte. In dieser Weise macht ein Stein dem anderen die Bewegung unmöglich.

Bei den javanischen Tempeln bedarf es hingegen nur des Anstoßes, welcher leider durch Erdbeben oft genug gegeben worden ist, um durch das Verrücken auch

nur eines Steines vielen anderen die Unterlage, den Ruhepunkt zu rauben und damit den Fall, wenn auch nicht des Ganzen, so doch eines Teiles des Gebäudes herbeizuführen, weil eine gute seitliche Verbindung des Baumaterials fehlt.

Auf den senkrechten Außenwänden des Baues sind durch Meißelung herrliche Basreliefs angebracht, meist Scenen aus dem Leben Buddhas darstellend.

Auf der äußersten Kante des oberen Fundaments, auf welchem sich der Tempelbau erhebt, läuft eine etwa vier Fuß hohe und zwei Fuß dicke Mauer um das ganze Gebäude, ihre beiden Seiten sind ebenfalls mit Skulpturen und Basreliefs bedeckt.

Das Innere dieses Tempels, welches man mittels einer breiten Treppe erreicht, ist deswegen interessant, weil drei große Figuren von Buddha sich in vollkommen wohlerhaltenem Zustand darin befinden. Der Vandalismus, welchem während der Ausbreitung des Islam so viele dieser Tempel und Statuen zum Opfer fielen, hat merkwürdigerweise diese drei Riesenfiguren verschont, vielleicht war es sogar deren Massivität, welche einer radikalen Zerstörung Widerstand leistete.

Da die Figuren immer unter Dach sich befunden haben, so hat auch die Witterung nur verhältnismäßig geringen Einfluß auf sie ausüben können, und so ist selbst ein gewisser Grad von Politur dem sonst rauhen Stein erhalten.

Die vornehmste Figur ist die mittelste, Buddha in dozierender Stellung; die Figur, obwohl sitzend, ist etwa sechs Fuß hoch. Auf dem Gesicht der Figur ist mit glücklichstem Erfolg ein überlegenes Lächeln zum Ausdruck gebracht. Nimmt es uns auf der einen Seite wunder, daß in jenen Zeiten die Kunst weit genug vorgeschritten war, einem Gesicht aus Stein einen bestimmten Ausdruck zu geben, so fragen wir uns erstaunt, warum der Anatomie des Körpers nicht derselbe Grad von Aufmerksamkeit und Sorgfalt geschenkt wurde. Sie ist durchweg nachlässig behandelt und zeigt grobe Fehler, die Hände sind im Verhältnis zum Körper zu groß und dick, Muskulatur ist kaum angedeutet.

Auf Erhöhungen, zu beiden Seiten der Hauptfigur, finden sich zwei andere, ebenfalls Buddha, aber in anderer Stellung darstellend. Von ihnen gilt dasselbe, was über das Hauptbild gesagt wurde.

Der andere, weit kleinere Tempel bei Mendut ist hauptsächlich wegen einer mit ihm verbundenen Geschichte interessant.

Wo er sich jetzt dem Auge des Besuchers zeigt, fanden die Europäer bei ihrem Erscheinen im Lande einen mit Gras bewachsenen, von einem hohen Baume überragten Hügel. Man bemerkte indessen, daß Vögel in eine Spalte im Hügel hineinschlüpften und erst nach langer Zeit wieder zum Vorschein kamen.

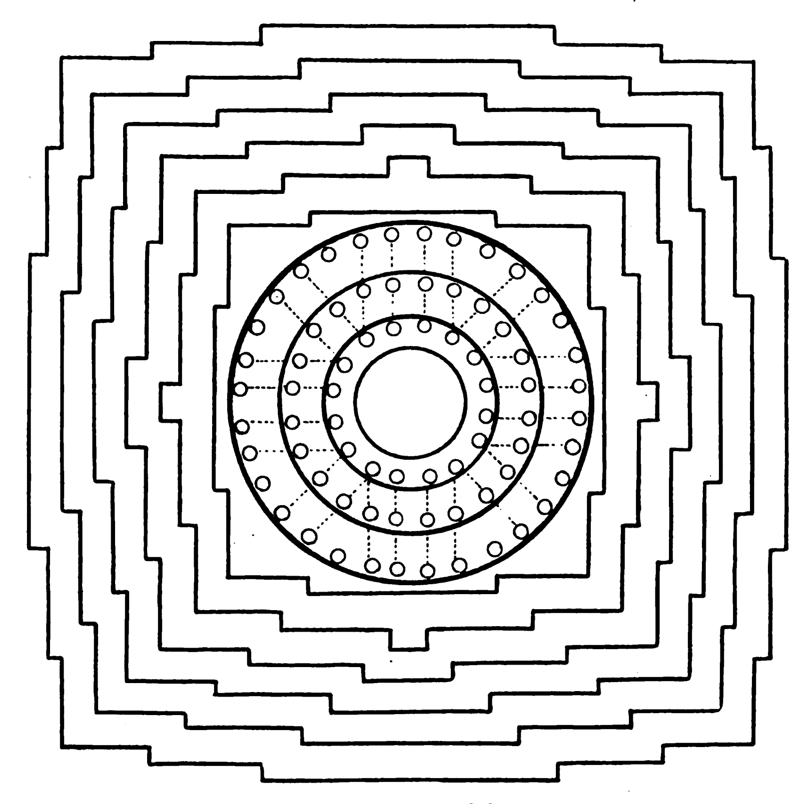
Ein Beamter der Regierung, welcher in dieser Gegend reiste, untersuchte Hügel und Spalte, welche, obwohl eng, bedeutende Tiefe zu besitzen schien. Er warf einen mit kleinen Silbermünzen bis zu verhältnismäßig erheblichem Betrage gefüllten Beutel in die Spalte, ihn demjenigen Eingeborenen zum Eigentum versprechend, der ihn herausholte.

Verlockt durch die Beute, gingen einige Leute ans Werk, sich in den Hügel zu graben, und kamen zurück mit der Erzählung, daß sie sich in einem mächtigen Hause, in welchem steinerne Menschen säßen, befunden hätten. Hierdurch auf die richtige Spur geleitet, wurden Nachgrabungen angestellt und der Tempel so, wie er nun steht, von seiner Erdhülle entblößt. Nur wenige und unbedeutende Figuren befinden sich darin.

Wahrscheinlich haben fromme Buddhisten in früheren Zeiten, als sie sahen, daß die islamitische Bevölkerung sich in fanatischer Zerstörungswut gegen die herrlichen, dem Kultus eines fremden, also feindlichen Gottes gewidmeten Bauten wandte, ihr Heiligtum vor dem auch ihm drohenden Schicksal bewahren wollen und umkleideten es mit der schützenden Erdhülle, es dadurch zwar dem Auge des Zerstörers, zugleich aber auch der eigenen Benutzung entziehend.

Das Geheimnis geriet wahrscheinlich in Vergessenheit und wurde erst wieder entdeckt, als auch der Halbmond seine Macht verloren, das Kreuz die Herrschaft erlangt hatte. Hat die List der frommen Buddhisten zwar gegenüber dem Islam Erfolg gehabt, so hat sie doch nicht verhindern können, daß die Natur selbst die Rolle der Zerstörerin übernahm.

Der Baum mag etwa achtzig bis hundert Fuß hoch sein, beträgt etwa zehn Fuß über der Wurzel drei Fuß im Durchmesser, und die Streben, welche dieser Baumgattung eigen sind, messen an der Wurzel etwa sechs Fuß in der Breite und verlaufen in den Baum etwa zehn bis zwölf Fuß über dem Boden, welcher, da er, wie erwähnt, einen Teil des Baues



Grundriß des Tempels Bäräbudhur.

umklammert, sich nicht zu ebener Erde befindet.

Die herbeigeschleppte Erde barg ein Samenkorn. Dieses schlug Wurzel und gedieh in den Jahrhunderten, während welcher der Tempel den menschlichen Blicken entzogen war, zu einem stattlichen Baum. Seine Wurzeln drangen in die Tiefe und umklammerten eine Seite des Tempels vollständig, sie zwängten sich in die Fugen zwischen den Steinen, welche sie aus ihrer Lage und damit, wie oben beschrieben, einen Teil des Baues zu Fall brachten.

Hier blüht wirklich ein neues Leben aus den Ruinen.

Doch wir verlassen Mendut, um nach anderthalbstündigem Fahren das Hauptziel unserer Reise, den Bäräbudhur, zu erreichen.

Äußerst unvorteilhaft präsentiert sich der gewaltige Bau von Nordosten, der Seite, von welcher wir uns auf diesem Wege nähern. Zwar führt uns eine schöne

Allee von hohen Bäumen bis zum Fuß des Hügels, auf welchem sich der Tempel erhebt, allein die Bäume hindern uns, mit einem Blick das Ganze zu umfassen. Am Fuß des Hügels angelangt, erblicken wir nur wenig graues Gemäuer, welches das hohe, den Hügel bedeckende Gras überragt.

Fast enttäuscht machte ich mit meinem Wagen die Wendung, welche den Reisenden um den Tempel herum, auf die Höhe des Hügels führt, um dann desto freudiger in einen Ruf des Erstaunens auszubrechen über die eigenartige architektonische Pracht, die sich in riesigen Verhältnissen meinem staunenden Blicke darbot.

Das nebenstehende Bild soll versuchen, dem Leser den Tempel vor Augen zu führen, doch ist zu bemerken, daß die Terrainverhältnisse eine günstige photographische Aufnahme außerordentlich erschweren, und daß die Photographie ergänzt werden muß durch den Rahmen der Landschaft, welche das menschliche Auge zugleich mit dem Hauptbilde umfaßt, wodurch dieses unbewußt gehoben, vertieft, kurz klarer zur Anschauung gebracht wird.

Ferner ist nicht zu übersehen, daß die Farben des Bildes durch ihre wunderbare Abstimmung und ihr helles Leuchten unwillkürlich die Thätigkeit der Phantasie anregen, was zwar nicht den Wert des Kunstproduktes, wohl aber den Genuß, welchen es unserem ästhetischen Gefühle zu bieten vermag, wesentlich erhöht.

In dem „Passang grahan“, d. i. Regierungsgebäude, unweit des Tempels, zur Unterkunft von Reisenden bestimmt, ließ ich den Kutscher mit Wagen und Pferden und betrat eiligen Schrittes den Riesenbau.

Ähnlich wie bei dem Tempel von Mendut ist zunächst ein steinernes Plateau hergestellt, um darauf den Hauptbau aufzuführen.*

Auf diesem ebenen Fundament erhebt sich etwa zwölf Fuß hoch eine in ihren Außenlinien der Form des Fundaments ähnliche Terrasse, deren äußerster Rand mit einer Mauer umgeben ist.

Eine zweite Terrasse, ebenfalls mit einer Rundmauer versehen, erhebt sich auf der ersten, doch so, daß zwischen der Außenseite der Umwallungsmauer der zweiten und der Innenseite der Mauer der ersten Terrasse ein Zwischenraum von etwa drei Metern bleibt, welcher einen Gang, so zu sagen eine Galerie um das ganze Gebäude bildet.

In Form ist die zweite Terrasse ebenfalls der ersten und damit dem Fundament ähnlich.

Gleichmäßig steigt eine dritte und vierte mit Mauer umrandete Terrasse übereinander empor, jedesmal drei Meter weiter nach innen zurückweichend, doch bleibt die Form der vier Terrassen einander ähnlich.

Eine fünfte Terrasse schließt sich im ganzen zwar auch der allgemeinen Form an, doch fehlt der mittelste Vorsprung in der Mauer, wodurch sie die Ähnlichkeit mit der unter ihr liegenden verliert.

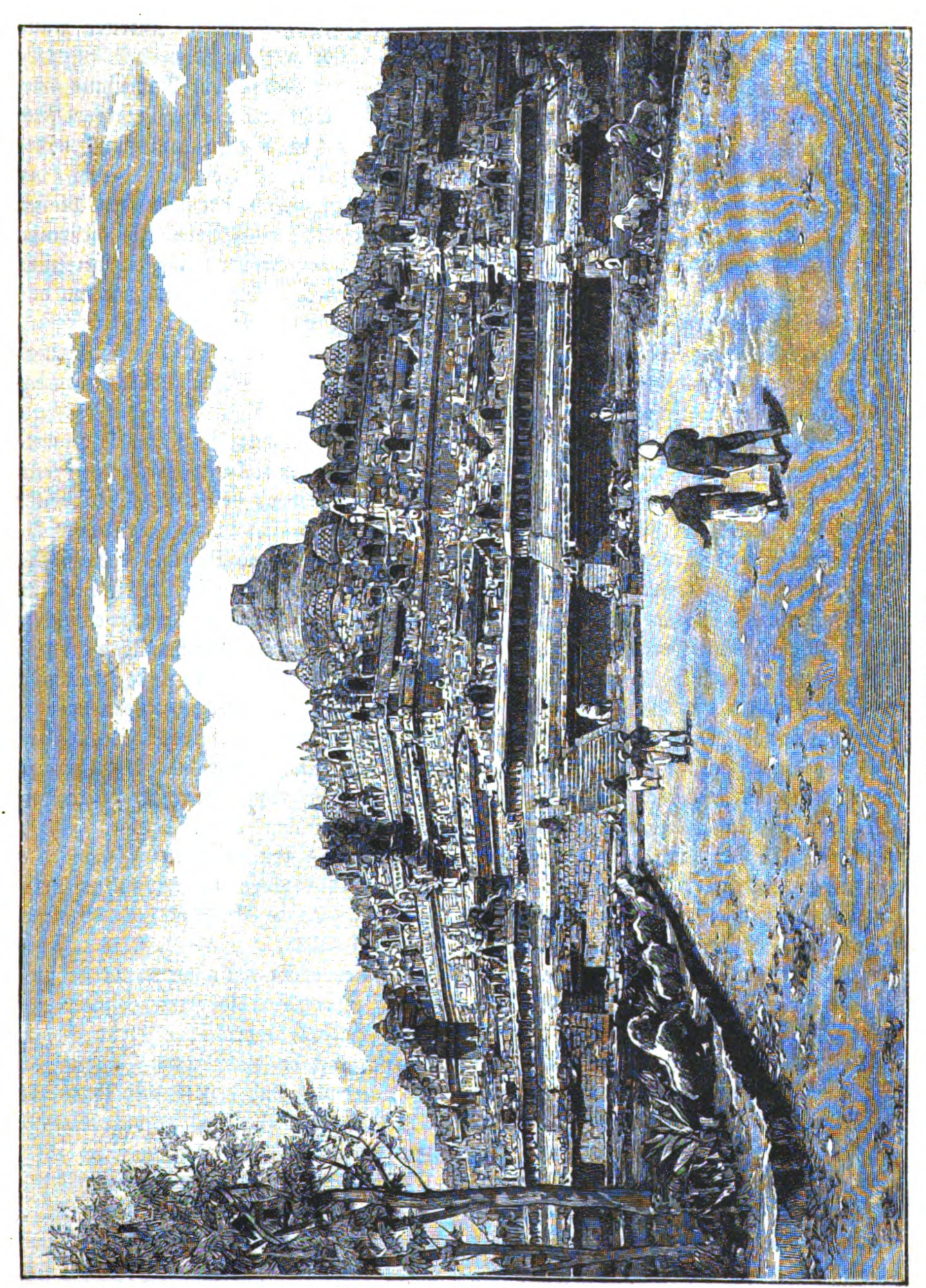
Auf der fünften Terrasse erhebt sich, um vier Meter* nach inwendig verengt, eine Terrasse von runder Form, welche keine Umwallungsmauer besitzt.

Auf dem ersten Kreis, um sieben Meter nach innen verengt, erhebt sich ein zweiter, auf diesem ebenfalls sieben Meter nach einwärts ein dritter Kreis, welcher durch einen, abermals sieben Meter ver-

* Mir ist wohl bekannt, daß darüber gestritten wird, ob die unterste ebene Terrasse ohne Umgebungsmauer gleichzeitig mit oder nach dem Hauptbau aufgeführt sei. Ich kann mich indessen auf die Erörterung dieser Frage nicht einlassen, da ich weder mit archäologischen noch architektonischen Kenntnissen, welche ich nicht besitze, prunken will. Derartige Fragen gehören vor das Forum von Archäologen von Fach, ich versuche nur eine Darstellung dessen zu geben, was dem Auge des unbefangenen Beschauers sich darbietet.

* Sämtliche von mir angegebenen Maße erheben keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit, sie wurden durch bloßes Abschreiben ermittelt, da mir das sehr gerühmte Werk von F. C. Wilsen u. Leemans „Boroboudour dans l'isle de Java“ nicht zu Gebote stand. In diesem sind die Maße bis auf Centimeter genau angegeben, und die dazu gehörigen Stiche, welche ich Gelegenheit hatte zu sehen, geben die Basreliefs genau wieder. Für genauere Information ist das genannte sehr umfangreiche Werk wohl das empfehlenswerteste.

engten, dreiundsechzig Meter im Umfang messenden Kuppelbau gekrönt wird.



Frontansicht des Bârâbudhur.

Zu genauerer Orientierung und leichterem Verständnis des Bauplanes wolle sich der geneigte Leser des beigefügten Grundrisses des Tempels bedienen. Nachdem wir gesehen haben, wie Terrasse auf Terrasse, Ring auf Ring sich baut, wollen wir versuchen, die Form der Terrassen in Worten zu beschreiben.

Der Tempel bildet in seiner Grundform ein großes Quadrat. Seine Seiten verlaufen, je zwei parallel, nach den vier Kardinalpunkten Norden — Süden, Osten — Westen, jede Seite der untersten Terrasse, nicht des Fundaments (zwischen dessen Außenkante und dem Fuß der ersteren Terrasse ist ein Zwischenraum von sechzehn Metern) ist etwa hundertsieben Meter lang, doch verläuft sie nicht in einer geraden, sondern einer gebrochenen Linie und zwar in der Weise, daß die ursprüngliche Richtung, z. B. Norden — Süden, fünfzehn Meter lang innegehalten wird, jetzt biegt die Mauer plötzlich nach außen im rechten Winkel um, bildet einen drei Meter tiefen Absatz und kehrt in ihre ursprüngliche Richtung zurück, welche sie auf der Strecke von einundzwanzig Metern innehält. Hier folgt ein abermaliger drei Meter tiefer Absatz nach außen, worauf eine gerade Linie von fünfunddreißig Metern wieder in der Richtung Norden — Süden folgt. In die Mitte dieses Mauerteils fällt die Mitte der Mauer überhaupt, welche durch ein Portal markiert ist, durch das man auf Stufen zur höheren Terrasse emporsteigt.

Vom Ende dieser fünfunddreißig Meter langen Mauer beginnt in umgekehrter Reihenfolge die gleiche Anordnung des verbleibenden Mauerteils, wie sie soeben geschildert wurde, so daß der eine Endpunkt der Mauer mit den anderen in eine gerade Linie zu liegen kommt, die Mauer aber zwei ineinander liegende, je drei Meter tiefe rechtwinklige Ausbuchtungen erhält.

Dasselbe Arrangement wiederholt sich auf jeder der vier Seiten des Tempels und in jeder der ersten vier Terrassen, bei welchen nur eine nach innen zunehmende Verkürzung des Mittelstückes der Mauer, der zweiten Ausbuchtung, stattfindet, während die übrigen Mauerteile in allen Terrassen dieselbe Länge haben.

Eine Ausnahme bildet die fünfte Terrasse. Diese hat nur eine Ausbuchtung auf ihrer ganzen Länge, ihr erster und letzter Teil sind nicht fünfzehn, sondern nur vierzehn Meter, ihr mittlerer Teil sechsunddreißig Meter lang.

Von den nun folgenden drei kreisrunden Terrassen messen die unterste zweihundert, die mittlere hundertvierundvierzig, die höchste hundert Meter im Umkreis. Der centrale, etwa dreißig Fuß hohe Dom hat, wie schon erwähnt, dreiundsechzig Meter im Umfang.

Von ganz besonderer Schönheit in der Skulptur sind die im Verhältnis zu Länge und Dicke der Mauern indessen zu engen Portale, welche von je einer unteren auf eine höhere Terrasse führen. Leider sind nur wenige derselben in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Erdbeben und nicht zum geringsten Teil die verwüstende Menschenhand haben die allerdings nur lose, mittels ungenauen Keilverbandes, den wir später beschreiben, befestigte Verkleidung, welche die künstlerisch ausgeführten Skulpturen trug, zu Fall gebracht. Doch sind namentlich an der Südseite noch einige Portale wohl erhalten, welche dann im herrlichsten Arabeskenschmuck prangen. Eins derselben, das äußerste westliche, wird durch zwei steinerne Löwen bewacht, dies scheint nicht bei den anderen Portalen der Fall gewesen zu sein, wenigstens ist keine Spur von Löwen an den anderen Portalen zu erblicken.

Die Umwallungsmauern sind an der Außen- und Innenseite mit Skulpturen versehen, welche Buddhas Leben zum Vorwurf haben.

Hier sehen wir ihn unter einem Feigenbaume aus der Seite seiner Mutter geboren werden, worauf er gleich sieben Schritte nach den vier Himmelsrichtungen der Unterwelt und dem Zenith thut, um seine Herrschaft über das gesamte Weltall anzudeuten.

Dann wieder ist er im Wettstreit begriffen, aus welchem er als Sieger hervorgeht und dadurch die Hand seiner schönen Geliebten, Namens Jasodha, gewinnt. Er spannt den Bogen, mit welchem sich seine tausend Mitbewerber vergeblich abgemüht haben, der abgeschossene Pfeil dringt durch eine lange Reihe Kokos-

bäume, und das Schwirren der Sehne des Bogens wird siebentausend Meilen weit gehört.

Endlich lebt er an der Seite seiner schönen Gattin in seinem Palast, welchen er eines Tages verläßt, um sich in seinem Reiche zu ergehen. Er durchschreitet das Ostportal und begegnet einem alten Mann, worauf er in seinen Palast zurückkehrt, am nächsten Tage tritt er seinen Gang durch das Südportal an und begegnet einem mit dem Tode ringenden Menschen. Als er am folgenden Tage durch das Westportal der sinkenden Sonne entgegenwandelt, trifft er auf eine Leiche. Verstimmt macht er einen letzten Gang, indem er seinen Palast durch das Nordportal verläßt, und es begegnet ihm nun ein bettelnder Derwisch, welcher ihm den Kontrast zwischen sich und seinen weniger glücklichen Mitmenschen vergegenwärtigt.

Immer auf diese Weise an die Vergänglichkeit des irdischen Daseins erinnert, verschließt er sich in seinem Palast und beginnt über die Möglichkeit der Verbesserung des menschlichen Loses nachzudenken. Es wird ihm die Offenbarung, daß er bestimmt sei, die Welt zu erlösen, und er teilt den Seinen mit, daß er sie zu verlassen gedenke, um sein Werk zu beginnen.

Wachen werden um seinen Palast gestellt und die Thüren geschlossen, um sein Entweichen zu verhindern, allein er kann sich seiner Bestimmung nicht entziehen. In der Nacht erhebt er sich, durch eine innere Stimme getrieben, von seinem Lager, alle Thore öffnen sich von selbst vor ihm, unsichtbar für die Wachen schreitet er an diesen vorüber und findet ein Pferd, Kauthaka, seiner harrend, auf welchem er auszieht, seinem Schicksal entgegen.

Er sucht Belehrung bei einem Klausner Namens Alara, dessen Kasteiungen des eigenen Körpers ihm den Ruf großer Heiligkeit eingetragen haben, bald indessen erkennt Buddha, daß ein abgeschwächter Körper keine kräftige Seele beherbergen könne, er verläßt den Klausner, um in einsamer Abgeschiedenheit selbständig die ihn beschäftigenden Probleme zu lösen.

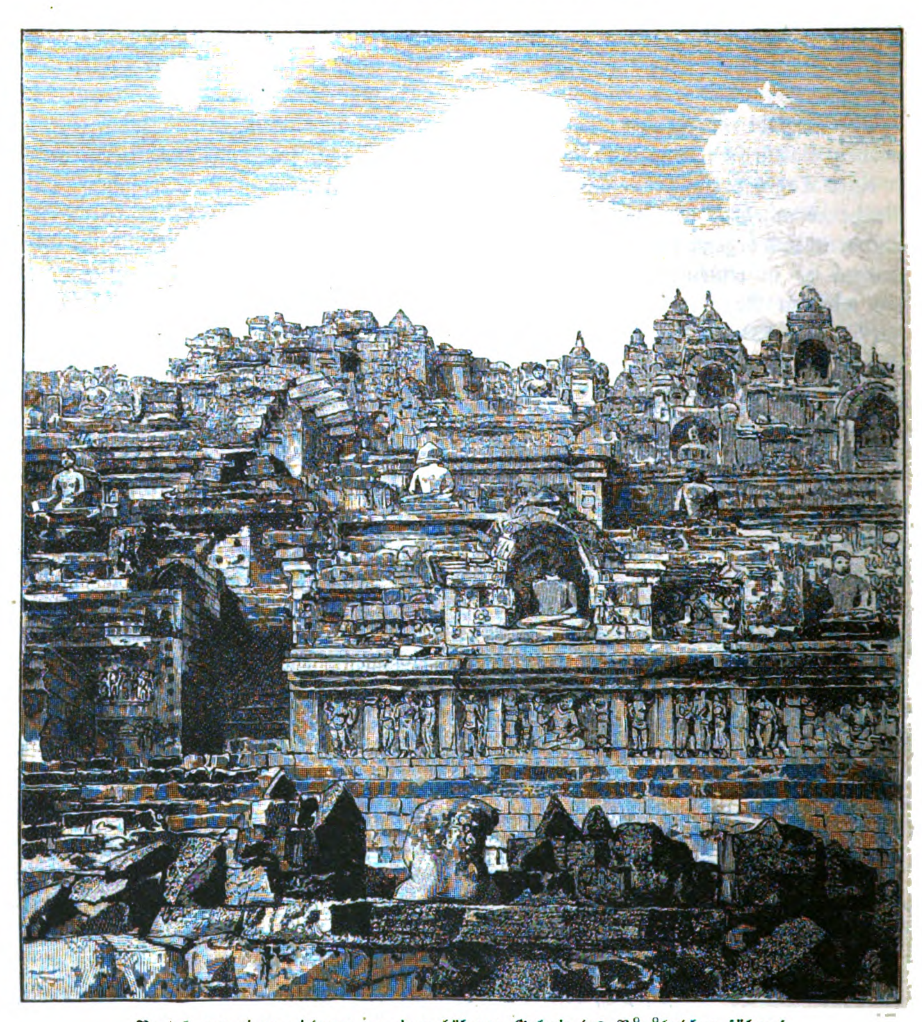
Es gelingt ihm, die noch in ihm schlummernden menschlichen Leidenschaften abzutöten, und er gelangt durch sein Denken zu dem Resultat, daß gegenseitige Duldung und Liebe die Mittel seien, den Menschen auf eine höhere Stufe der Gesittung zu führen, ihn für das Leben und zum Genusse des Lebens geeigneter zu gestalten. Stark in seiner gewonnenen Überzeugung, begiebt er sich wieder unter Menschen, wo er die Seinen wiederfindet, die versuchen, ihn seinen Weltverbesserungsplänen abwendig zu machen und ihn wieder in ihren Kreis zu ziehen.

Dies gelingt jedoch nicht, und selbst die Schönheit seiner Gattin bleibt auf ihn, der jeglicher menschlichen Leidenschaft abgestorben ist, ohne Einfluß. Im Gegenteil, durch seine Worte und Werke bekehrt er seine Gattin, Mutter und andere zu seiner Lehre und aus ihnen wurden die ersten buddhistischen Nonnen oder Klausnerinnen. Endlich kämpft er seinen letzten Kampf mit dem Bösen, der ihn noch einmal angegriffen hatte, doch auch hier obsiegt Buddha, und der Böse verläßt ihn nun für immer. Von diesem Kampfe ausruhend, wird Buddha, unter dem heiligen Baume Bodhedroma liegend, abgebildet.

Dies in kurzen Worten die Geschichte, welche auf Tausenden von Quadratmetern Oberfläche in durchaus künstlerischer Behandlung durch Basreliefs, deren Zahl sich auf mehr als zweitausend beläuft, dargestellt ist.

Die Mauern sind in gewissen Zwischenräumen mit kleinen Nischen geschmückt, deren jede eine sitzende Buddhafigur enthält. Die Nischen sind reich verziert und durch einen Aufsatz gekrönt, ähnlich den auf den kleinen die ringförmigen Terrassen schmückenden, unvergleichlich graziösen Glocken, welche wir später beschreiben.

Dieser Buddhafiguren zählt man über vierhundert an dem Tempel. Moslemischer Fanatismus ließ fast alle Figuren

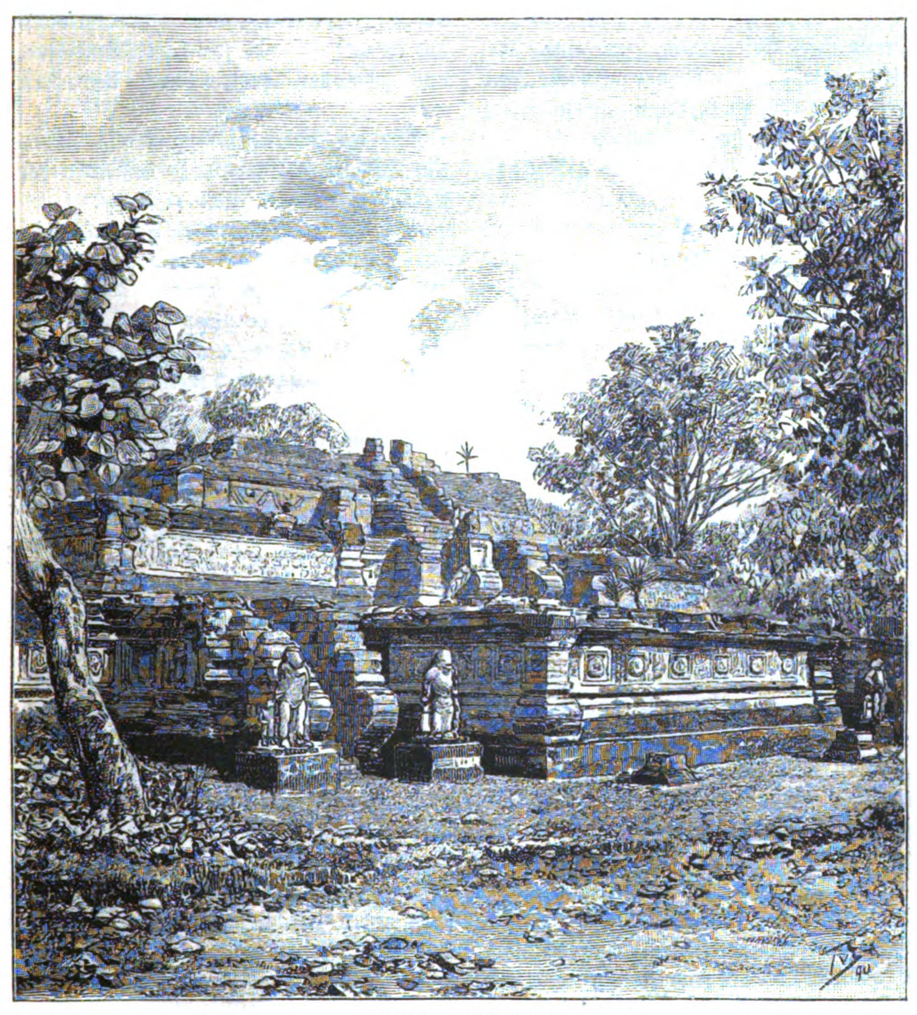


Portal von einer niederen zu einer höheren Galerie des Bârâbudhur führend.

der Köpfe berauben, doch hat man später versucht, diese ihren Körpern wieder anzufügen, natürlich war es unmöglich, jeder Figur den ihr gehörigen Kopf wiederzugeben, und wenn daher auch hier und da gewaltige Unregelmäßigkeiten sich zeigen, so wird doch das Auge nicht durch eine Menge kopfloser Rümpfe beleidigt.

Nachdem wir die sich ziemlich in gleicher Höhe übereinander erhebenden Terrassen auf und ab gewandelt sind, überall die herrlichen Friese, Figuren, den zierlichen Bau und das Arrangement des Ganzen bewundert, zugleich aber bedauernd wahrgenommen haben, daß außer den Verwüstungen, welche einem grauenhaften Vandalismus zuzuschreiben sind, auch Erdbeben ganz gewaltige Zerstörungen angerichtet, ja an einigen Stellen die Mauer aus der Senkrechten gebracht und dadurch einen klaffenden Riß verursacht haben, steigen wir von der fünften eckigen zur ersten Ringterrasse empor.

Die Oberfläche dieser sowohl wie der folgenden zeigt eine ganz sanfte Neigung nach außen, um dem Regenwasser Abfluß zu gewähren, für welches in den Galerien weiter unten Speigaten in der Gestalt herrlich gearbeiteter Tierköpfe angebracht sind. Die drei Ringterrassen sind ge-



Portal am Bârâbudhur.

schmückt mit einer Anzahl kleiner Kuppeln, welche ein unglaublich graziöses Bild gewähren. In Gestalt glockenförmig, erheben sie sich auf einem äußerst einfachen aber unbeschreiblich eleganten Unterbau, den man mit dem Namen Lotoskissen bezeichnet. Die Glocken, obwohl von durchbrochener Arbeit, erscheinen wie aus einem Stück gemeißelt, im Inneren ist eine sitzende Buddhafigur sichtbar. Die Glocke wird gekrönt durch einen viereckigen niedrigen Aufsatz, auf dem sich eine einfache sechseckige Steinpyramide erhebt.

Mit den denkbar einfachsten Mitteln ist eine Grazie der Erscheinung erzielt, welche den Schönheitssinn unwiderstehlich fesselt. Auch die Weise, auf welche der Schein der durchbrochenen Arbeit herbeigeführt ist, kennzeichnet sich durch ihre urwüchsige Einfachheit.

In einem viereckigen Stein ist an den Seiten ein schwalbenschwanzförmiger Einschnitt gemacht. Auf der Oberfläche des Steines befindet sich ein Loch, in welches immer zwei Zapfen eingreifen, von denen je einer an den Fuß eines aufliegenden Steines gehört. In dieser Weise greift ein Stein in den anderen und die feste Lage des einen wird durch die des anderen bedingt.

Zum besseren Verständnis der Art und Weise der Befestigung, und um dem Leser eine wenn auch nur schwache Idee der eleganten Kuppeln zu geben, diene die Abbildung der Kuppel S. 813, sowie der einzelnen Steine, aus welchen sie aufgeführt ist.

Ein anderer merkwürdiger Verband zwischen Steinen ist in derselben Abbildung dargestellt. Zwei Steinplatten werden durch einen doppelt schwalbenschwanzförmigen Keil aneinander befestigt. Das Material, aus welchem die Glocken gebaut sind, ist durchgehend Trachyt, dieses Gestein bildet überhaupt das Baumaterial des ganzen Tempels, auch sind sämtliche Statuen und Figuren daraus hergestellt. In den Mauern des Tempels finden sich jedoch hier und da Blöcke einer hellgrauen, etwas porösen basischen Lava. Beide Gesteine sind äußerst widerstandsfähig und leiden wenig von Einflüssen der Witterung, eignen sich aber ihrer körnigen Struktur und daraus entspringender Rauheit halber eigentlich wenig zur Bildhauerkunst; um so bewundernswerter ist das, was die alten Künstler doch aus diesem rauhen Material geschaffen haben.

Noch verdient angeführt zu werden, daß man an den Skulpturen deutlich wahrnehmen kann, daß diese erst nach Erbauung des Tempels vorgenommen worden sind. Allen Respekt daher vor den Künstlern, welche ihrer Arbeit so sicher waren, daß sie da Bildhauerwerk anzubringen wagten, wo mit der Unmöglichkeit der Wegnahme des falsch behauenen Steines die Verbesserung des Fehlers unmöglich wurde.

Ob deren schon entdeckt worden sind, ist mir unbekannt, es schien mir, als ob ein Gesicht auf einem der Basreliefs merkwürdig verzogen sei; ich war jedoch nicht in der Lage, durch Vergleiche festzustellen, ob dies nur bei dieser oder auch bei anderen Figuren der Fall war.

Gewährt jede der Glocken an sich einen sehr eleganten Anblick, so ist ihre Anordnung auf dem Bau eine derartige, daß der Blick immer wieder mit Wohlgefallen auf ihnen ruht, von welchem Standpunkt aus man den Tempel auch betrachten möge.

Auf der obersten Ringterrasse finden sich sechzehn „Dagobs“, so heißen in der Landessprache diese kleinen Dome.

Auf der mittleren zählt man vierundzwanzig, und zweiundsiebzig Glocken auf der untersten Ringterrasse.

Sie sind so arrangiert, daß sie von Süden nach Norden und von Osten nach Westen in doppelter Kreuzform stehen und daß, fängt man bei einer der Pforte gegenüberliegenden Glocke an zu zählen, die zweite Glocke des innersten Ringes mit der dritten Glocke des mittleren und der vierten Glocke des äußeren Ringes in einer Linie liegt.

Dies Arrangement nimmt man am besten wahr, wenn man die den Bau krönende Kuppel besteigt. Diese erhebt sich auf der obersten Ringterrasse und hat die Gestalt einer auf ein Lotoskissen gestülpten Glocke. Stufen, fünfunddreißig an der Zahl, führen auf den Gipfel, welcher, aus mächtigen Quadern aufgeführt, eine Plattform bildet, auf der sich früher vielleicht eine Steinpyramide, den die Dagobs krönenden ähnlich, befand, oder welche den Priestern diente, um allen sichtbar zu allen zu reden, die in frommem Umzuge die Gänge der Terrassen durchwandelten.

Gegenwärtig ersteigt kein Priester mehr die Plattform, die Eingeborenen, deren Urahnen den heiligen Bau aufführten, haben dessen Bedeutung vergessen, und aus bloßer Schaulust hinaufzusteigen, liegt ihnen fern. Nur Nordländer, deren energisches Streben und rastlose Jagd nach Erwerb jede Romantik aus dem praktischen Leben verbannt, kommen her, besteigen hastigen Schrittes den Bau, versenken sich mit Hilfe ihrer Phantasie in die Zeiten, wo Scharen von Wallfahrern die Gänge durchwogten, lassen vor ihrem Geiste Jahrhunderte an sich vorüberziehen, die sie sich herrlich ausmalen und die sie doch, selbst wenn sie es

könnten, nicht wieder ins Leben zurückrufen würden:

> Was unsterblich im Gesang soll leben,
> Muß im Leben untergehn.

Aber nicht zu lange bleibt die Phantasie mit der Vergangenheit ausschließlich beschäftigt, auch die Gegenwart verlangt ihr Recht. Unmöglich kann der geistige Blick sich dauernd rückwärts kehren, wenn das lebende Auge durch den Liebreiz solcher Gegend gefesselt wird.

Bewundernd ruht der Blick auf den schroffen Gipfeln und kühnen Linien des südwärts vom Tempel sich abhebenden Menoreh-Gebirges. Bis zu seinem Fuße erstreckt sich wellenförmiges Terrain, dessen gelbgrüne Farbe ausgedehnte Reisfelder oder andere Kulturanlagen andeuten In der hellen befinden sich Stellen dunklerer Farbe, hier machen breitblätterige Pflanzen, wie Kaffee, Baumwolle 2c., die Dörfer der Javaner kenntlich, welche sie fast immer umgeben und sie verbergend doch verraten. Kokospalmen ragen hoch aus dem niederen Gebüsch empor und verleihen durch graziöse Form und sanfte Bewegung dem landschaftlichen Gemälde noch heitere Anmut.

Auf breiten, wohlgepflegten Wegen bewegt sich schwerfällig eine Reihe zweiräderiger, von Buckelrindern gezogener Karren, einige Dörfer haben sich vielleicht zusammengethan, um ihre Ernte nach dem nächsten Markt zu bringen.

In anderer Richtung erblickt man eine Anzahl Fußgänger. Obwohl der Weg breit genug ist, ihnen paarweise nebeneinander Raum zu gestatten, so gehen sie doch einer hinter dem anderen. Selbst auf die Entfernung, in welcher sie sich befinden, erkennen wir, daß sie ihren Festputz angelegt haben. Wahrscheinlich ist in einem der benachbarten Dörfer ein Fest, und welcher Javane könnte dann zu Haus bleiben? Wie gut steht den prächtigen schlanken Männergestalten der eigentümlich gemusterte Sarang, mit welcher Grazie haben ihn die Frauen über die Schulter geworfen, welche zarten Farben wählen sie und wie gut passen diese zu dem kräftigen Braun der eigenen Haut. Weiterhin verschwinden die Einzelheiten, nur das Goldgelb der Reisfelder, auf kurze Entfernung europäischen Weizenfeldern täuschend ähnlich, bleibt sichtbar, bis es sich in dem Blau verliert, welches die weit im Norden auftauchenden Berge umfließt.

In schönen Linien und Farben entrollt sich das Bild vor unseren Augen, die Anwesenheit der Menschen verleiht ihm Leben. Das Gepräge des Wohlstandes und der Zufriedenheit ruht auf der Landschaft, sind wir doch auch in der fruchtbaren Provinz von Kedu, dem Garten Javas.

Bewundernd haben wir die Aussicht ins weite Land genossen und auf der Kuppel von dem immerhin anstrengenden Rundgang und Aufstieg gerastet. Nach dem allgemeinen Überblick können wir zu der Beobachtung von Einzelheiten übergehen.

Schon bei dem Rundgang auf der ersten Terrasse fanden wir, daß die vielen Buddhafiguren, welche wir erblickten, sich durch gewisse Merkmale unterscheiden. Nähere Prüfung ergiebt, daß die Figuren sich in Gruppen einteilen lassen, und daß jeder Gruppe eine bestimmte Lokalität angewiesen ist.

Im ganzen befinden sich übet vierhundert solcher sitzender Buddhafiguren auf dem Tempel, sie sind in der Weise verteilt, daß in jeder der früher erwähnten Nischen ein Bild sitzt, ein jeder der Dagobs ein solches enthält, und viele derselben ohne Überdachung ihren Platz haben.

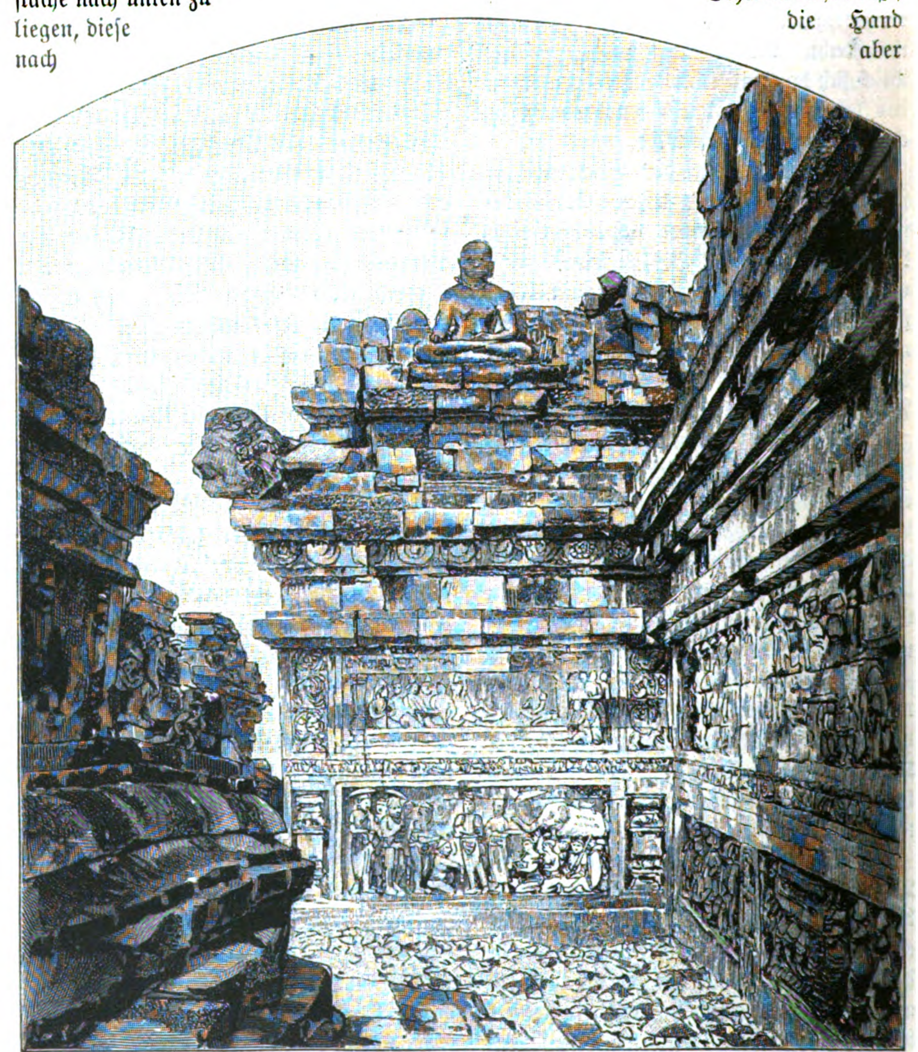
Die Figuren untereinander zeigen folgende Verschiedenheiten:

1) Eine sitzende Figur mit untergeschlagenen Beinen, die linke Hand liegt mit dem Rücken auf der Sohle des mit den Zehen auf der linken Lende ruhenden Fußes, die rechte Hand liegt flach ausgestreckt, mit der Handfläche nach unten, auf dem rechten Schenkel. Der Name dieses Buddha ist Akshobya. Diese Figur findet sich auf der Ostseite der vier unteren Terrassen.

2) Die zweite Figur ist wie die erste und alle anderen Figuren sitzend und hat dasselbe Arrangement der Füße und der linken Hand, der Unterschied besteht darin, daß die rechte Hand anstatt mit der Handfläche nach unten zu liegen, diese nach oben kehrt. Die vier untersten Terrassen der Südseite sind mit dieser Figur geschmückt, sie heißt Ratna Sambhawa.

3) Auf der Westseite, zu welcher wir jetzt gelangen, finden wir die Buddhafigur so sitzend, daß das ganze Arrangement dem der ersten gleicht, nur liegt die rechte Hand mit dem Rücken in der Handfläche der Linken. Sie wird Amithaba genannt.

4) Eine Figur, welche den rechten Unterarm bis zur Hand auf dem rechten Schenkel ruhen läßt, die Hand aber mit geschlossenen, jedoch nicht gekrümmten Fingern senkrecht stellt und die Handfläche von sich abkehrt, zeigt sich auf der Nordseite der vier untersten Terrassen. Amoghasiddha heißt dieser Buddha.

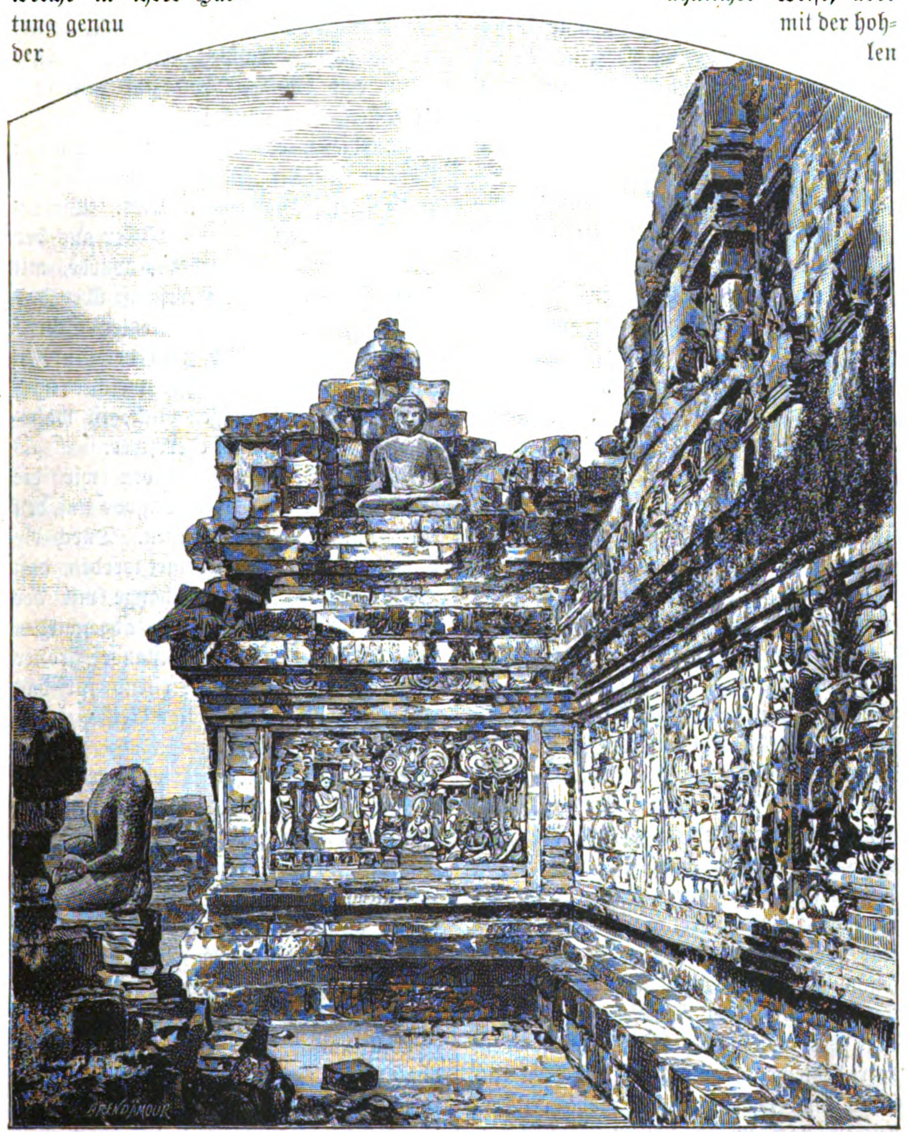


Reliefs in der Galerie des Bârâbudhur, Scenen aus dem Leben Buddhas darstellend.

5) Auf der fünften Terrasse zeigen die vier Himmelsrichtungen keinen Unter-

schied in den Figuren, sondern auf ihrem ganzen Umfange findet sich nur die Figur, welche in ihrer Haltung genau der

Hand, deren Finger leicht gekrümmt sind, mit der hohlen Handfläche nach oben, in ähnlicher Weise, aber mit der hohlen



Reliefs in der Galerie des Bârâbudhur, Scenen aus dem Leben Buddhas darstellend.

vorigen entspricht, indessen bei erhobener Hand den Daumen und Zeigefinger schließt, gleichsam als hielte sie etwas zwischen den Fingern. Der Name ist unbekannt.

6) Andere Haltung haben die Buddhas in den Dagobs, sie sitzen in dozierender Stellung, das heißt sie halten die linke Seite nach unten, schwebt die Rechte darüber und zwar so, daß die beiden Ringfinger der Hände sich leicht berühren. Dieser Buddha hat den Namen Wairochana.

Außer den hier erwähnten Figuren hat man, als man die das ganze Gebäude

krönende Kuppel aufbrach, in der Hoffnung, schriftliche Aufzeichnungen zu finden, noch eine Buddhafigur entdeckt, die in unvollendetem, fast rohem Zustande sich befand und die Haltung der Figuren auf der östlich liegenden Umwallung hat. Dieser Buddha hat den Gelehrten viel Kopfzerbrechen gemacht, da in ihm ein sechster Buddha erblickt wird, während man sonst nur fünf Buddhas kennt. Wenn ich nachstehend meinen Lesern eine Erklärung der verschiedenen Buddhafiguren zu geben versuche, so krame ich nicht etwa eigene Gelehrsamkeit aus, ich folge vielmehr nur den Erklärungen des Vorsitzenden der archäologischen Gesellschaft zu Djokjakarta, Herrn Dr. Gronemann, der selbst über javanische Tempel viel geschrieben und in der Unterhaltung mir mitteilte, was ich kürzer in nachstehendem über die Buddhafiguren sage.

Im ursprünglichen buddhistischen Glauben gab es nur einen unsichtbaren unstofflichen wesenlosen, den Adi Buddha. Er wurde nicht bildlich, sondern symbolisch, etwa durch zwei ineinander geschobene Dreiecke dargestellt. Etwa im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung trennte sich jedoch eine Abteilung Neugläubiger von der alten Lehre ab und gründete den nördlichen Zweig derselben. Sie lehrten, daß Buddha sich in der Gestalt von verschiedenen „Dhyani Buddhas“ inkarniere, jeder von welchen eine Welt erlöse und dann in das Nhirwana zurücksinke, das heißt in den Zustand vollkommener Glückseligkeit, welcher dem der gänzlichen Nichtexistenz, dem Pari-Nhirwana, vorausgeht. Diesen Zustand kann der Dhyani Buddha erst erreichen, nachdem er eine Welt erlöst hat.

Solcher Dhyani Buddhas zählt nun der nördliche Zweig der Lehre fünf, in Nepal ist zwar später ein sechster hinzugekommen, allein er wird mit vier Armen abgebildet und ist überhaupt erst in neuerer Zeit entstanden. Der Boräbudhur ist jedenfalls älter als die Zeit, in welcher der sechste Buddha in Nepal in der Lehre auftauchte. Wie kommt es nun, daß dieser Tempel sechs Buddhabilder aufweist, und welchen Buddha repräsentiert der sechste?

Die Buddhas auf dem Tempel lassen sich in drei Gruppen einteilen. Wir haben erst die Buddhas auf den fünf Terrassen.

Von diesen repräsentiert je einer einen Buddha, welcher über den Himmelsstrich herrscht, nach welchem er blickt. Wir erinnern uns, daß Buddha, als er aus der Seite seiner Mutter geboren wurde, mit sieben Schritten seine Herrschaft über das Weltall befestigte. Sein letzter Schritt ging nach dem Zenith, und der Buddha auf der fünften Terrasse, welcher nach allen Himmelsrichtungen blickt, ist wahrscheinlich der Zenith-Beherrscher.

Als zweite Gruppe haben wir die Buddhas, welche in den Dagobs auf den ringförmigen Terrassen sitzen. Durch die Dagobs soll wohl angedeutet werden, daß sie in keinem Zusammenhange mit der Welt mehr stehen, sie sind abgeschieden und befinden sich im Zustande großer Glückseligkeit, sich vorbereitend für das Pari Nhirwana, die ewige Existenzlosigkeit.

Die dritte Gruppe wird durch das einzige im Inneren des höchsten Kuppelbaues gefundene Buddhabild repräsentiert. Wen es darstellt, kann man mit Gewißheit nicht angeben, doch glaubt Dr. Gronemann annehmen zu müssen, daß wir hier den Adi Buddha vor uns haben, das heißt die sich im Pari Nhirwana befindliche, wesen- und stofflose Gottheit.

Will man jede Einzelgruppe der Buddhas für sich zählen, so erhält man sechs Gruppen je nach der Art und Weise, wie die Hände arrangiert sind; in diesem Falle zählt der Buddha im Kuppeldom zu der Gruppe, welche sich auf der Ostseite der vier untersten Terrassen befindet, da er wie diese gen Osten blickt und seine rechte Hand mit der Handfläche nach unten auf dem Schenkel ruht.

Dann bleibt uns aber der Buddha auf der fünften Terrasse, dessen Handstellung mit geschlossenem Daumen und Vorfinger

ungewöhnlich, und dessen Name uns unbekannt ist.

Bei jedem Arrangement bleibt uns, wenn wir nicht die Definition des Dr. Gronemann annehmen wollen, ein Buddha unerklärt.

Man hat nur wieder Grund, die Zerstörungswut des Islam zu verwünschen, da höchst wahrscheinlich durch sie alle Spuren, welche zur Aufklärung dieser interessanten Fragen beitragen konnten, vernichtet worden sind.

Die Buddhas sind durchweg schöne Figuren, namentlich sind die Köpfe teilweise sehr ausdrucksvoll. Auf einigen der Gesichter spiegelt sich eine so stark auf das eigene Innere konzentrierte Betrachtung, daß man unwillkürlich an das Gefühl der tiefsten, innersten seelischen sowie körperlichen Ruhe denkt. Leider sind einst fast allen Statuen die Köpfe abgehauen worden und wurden dieselben erst später wieder willkürlich auf die Rümpfe gesetzt, man weiß also nicht, zu welchem Körper der Kopf mit dem Ausdruck erhabener Ruhe gehört. Wahrscheinlich indessen zu dem nach Westen, nach der sich zur Ruhe senkenden Sonne schauenden Buddha, dessen Haltung, die ineinander liegenden Hände, ja auch den Zustand der Ruhe andeutet. Es ist dies der Buddha, welcher nach der Lehre die jetzt bestehende Welt erlöst hat.

Der ganze Tempel hat von der untersten Plattform aus gemessen eine Höhe von ungefähr vierzig Metern. Wahrscheinlich bestanden dereinst noch zwei Terrassen, welche indessen, da Erdbeben den Tempel heimsuchten und vieles daran zerstörten und zu Falle brachten, zugeschüttet und durch die jetzt sichtbare Plattform überbaut wurden. Diese soll dem ganzen Gebäude mehr Festigkeit verleihen, da es ihm bei geringerer Höhe eine breitere Basis giebt, auf ihr scheint sich der ganze Tempel zu erheben. Untersuchungen, bei welchen die Steine der Plattform aufgenommen wurden, ergaben deutlich, daß nicht der Tempel auf diese, sondern diese an jenen angebaut sei. Schwerlich indessen kann man sich eine korrekte Idee von der wirklichen Gestalt des ursprünglichen Baues machen; ist schon die Ruine so, wie sie jetzt sich dem Anblick darbietet, ein Werk, welches unter die ersten architektonischen Wunder der Welt gezählt zu werden verdient, so muß der Bau nach seiner ersten Vollendung eine geradezu unbeschreibliche Pracht und Großartigkeit, für welche uns die Vorstellung fehlt, besessen haben.

Der Nordländer in seinem nüchternen praktischen Leben sammelt die Kunde, die zu ihm herabgedrungen ist von den Thaten alter Helden und von hünenhaftem Reckentum. In Augenblicken des Träumens zaubert er das alte Leben wieder vor sein geistiges Auge, um zwischen diesem und der Jetztzeit einen Vergleich zum Nachteil der letzteren zu ziehen.

Der Südländer verbringt sein ganzes Leben in einem Zustande, welcher, von ferne betrachtet, mit dem Hauche schimmernder Poesie umweht zu sein scheint; er beneidet den Nordländer um die Erfolge, welche dieser durch sein rastloses Schaffen erreicht, hat aber selbst nicht die Kraft, sich zur Nachahmung aufzuraffen. Daher zum Teil die Überlegenheit des Nordens und dies der Grund, daß alte Überlieferungen, welche im Vergleich zum Jetzt dem Südländer höchst uninteressant erscheinen, so gänzlich der Vergessenheit anheimfallen. Nur selten gelingt es, einen Teil solcher Sage aus dem Schutt der Alltäglichkeit hervorzugraben und der Nachwelt zu erhalten.

Auch um den Bärabudhur schmiegt sich ein Sagengewand, doch ist es nur ein ärmliches Kleid, oder besser nur der Überrest eines solchen, wenngleich eine Zeit gewesen sein mag, wo es als Fürstenmantel den Tempel umgab, der damals, vom Islam noch unberührt, in alter Pracht und Herrlichkeit in die Lande schaute, ein beredter Zeuge von dem Reichtum und dem Glaubenseifer seiner Bewohner.

„Einst hatte ein Knabe ein Mägdlein lieb", es war aber vor mehr als tausend Jahren und die beiden waren zwei indische

Fürstenkinder mit sanften dunklen Augen, glattem blauschwarzem Haar und sammetweicher brauner Haut, man trifft sie noch heute so. Sie wollten einander angehören, aber die Interessen der Väter verboten eine solche Vereinigung, und die Interessen, ob sie Machtfragen oder Reichtum berührten, oder ob das Mädchen für einen anderen, eine andere für den Jüngling bestimmt war, wer will es sagen, kurz sie trugen den Sieg davon und die beiden wurden getrennt. Auch heute geht es manchmal noch gerade so.

Der Prinz aber verlor alle Lust am Leben, er dachte nur an die ihm entrissene Geliebte, und der Gram über den Verlust zehrte an seinem Herzen, so daß er sein Ende nahe fühlte.

Da sammelte er seine Schätze, rief seinen besten Freund, gab sie diesem und trug ihm auf, nach seinem (des Prinzen) Tode auf seinem Grabe ein Denkmal zu errichten, welches sei wie seine Liebe, alle Zeiten überdauernd und unermeßlich.

Der Freund aber war ein weiser Mann und sagte zu sich selbst: ein Denkmal, wenn es nur von Stein ist, zerfällt ebenso, wie der größte Mann, die edelste That der Vergessenheit anheimfällt; nur dann kann eine Erinnerung fortleben, wenn sie verschmolzen wird mit dem geistigen Leben des Menschen, nur der Geist, der sich immer mit dem Individuum fortpflanzt, überdauert die Zeiten.

Die Liebe des Prinzen war nun nicht ausschließlich sein, sie lebt in der ganzen Menschheit und gelangt zum Ausdruck in dem unbestimmten Sehnen des menschlichen Gemütes, dem Streben nach höherem, dem wesenlosen Ideal. Mit diesem sehnsüchtigen Streben des menschlichen Geistes sei nun das Denkmal verwoben, es sei eine Stätte, wo das sehnsüchtige Gemüt Stillung und Ruhe empfinde und doch das edle Streben zum Ideal, zur Vollkommenheit neue Nahrung empfange, auf daß das Menschengeschlecht fortschreite auf seinem Entwickelungsgange zur Vollendung. Da nun der menschliche Geist unendlich ist und sein Streben nicht aufhört, so werden für alle Zeiten Menschen nach der Stätte wallen, und es wird die Liebe des Prinzen, selbst wenn sie aus der Erinnerung der Menschen schwinden sollte, doch noch wirken auf deren Gemüter.

Und der weise Freund sann lange Zeit, welche Gestalt er dem Denkmal geben sollte, und nach langem Denken erfand er einen Plan, der war so großartig, daß er glaubte, damit dem Gedächtnis des Prinzen Genüge zu thun.

Und er ließ eine Anzahl Baumeister kommen und gab ihnen den Plan und hieß sie danach bauen, und er gab ihnen die Schätze des verstorbenen Prinzen, welcher viele waren, auf daß sie mit Lust an dem Werke arbeiteten.

Über dem Grabe des Prinzen wurde ein Hügel gewölbt, dessen Spitze geebnet und mit hartem Gestein zu einer breiten flachen Platte gestaltet wurde. Auf dieser Ebene baute sich Terrasse auf Terrasse und Mauer auf Mauer, und alles wurde aus hartem widerstandsfähigem Gestein hergestellt, dem von den größten Künstlern die edelste Form gegeben wurde. Das Edelste und Reinste, was sich im Menschenherzen spiegelt, wurde in Tausenden von Bildern von gewandten Händen zum Ausdruck gebracht. Und als das ganze Riesenwerk vollendet war und, von einer Kuppel gekrönt, majestätisch sich erhob, da war es ein Tempel zum Dienste der höchsten Gottheit, und in den herrlichen Bildern erkannten die Scharen der Anbeter die Lebens- und Leidensgeschichte des Gottes, wie er vom unvollkommenen zum vollkommensten Wesen sich entwickelte und die Herrschaft des Weltalls erlangte, ein Vorbild und Symbol gleichsam für das ganze Menschengeschlecht, welchem gleichfalls die Aufgabe zufiel, durch gegenseitige Duldung und Liebe sich vom Zustande unvollkommener Entwickelung aufzuschwingen zum Endziele der Vollendung, der ewig dauernden Glückseligkeit.

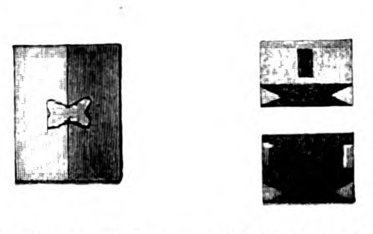
So hatte der Freund seine Aufgabe erfüllt. In ernster Pracht erhob sich das Denkmal und in unermeßlicher Aus-

dehnung, gleich wie der sterbende Prinz es gewünscht.

Im Laufe der Zeiten kamen Tausende von Wallfahrern und gedachten beim Anblick des Baues des Prinzen, und auf ihrem Rundgang in den Galerien des Tempels stillten sie durch die Belehrung aus den Wandbildern das Sehnen ihrer Brust und empfingen Stärkung zu neuem Ringen nach Vollendung. Und wie es Liebe gepaart mit Weisheit war, welche den Tempel entstehen ließ und in ihren Dienst stellte, so beugte sich die fromme Schar und betete an die welterlösende Kraft, die ewige Liebe.

Das ist die Sage vom Bârâbudhur.

Der Tempel begann in violetten Tönen zu schimmern, und ein goldiges Licht durchwogte die Atmosphäre, entfernte Punkte schienen näher gerückt und die ganze Landschaft von einer Glorie übergossen, wie sie die scheidende Sonne verleiht, gleichsam als wollte sie dem Menschen zurufen: Erkenne, was du mit meinem Scheiden verlierst. Vom Gebirge her wehte ein leichter Luftzug angenehme Kühle, doch beugten nur die Palmen ihre befiederten Häupter vor seinem Hauch. Regungslos standen Baum und Strauch, die Fußgänger im Festgewande waren in der Ferne verschwunden, die zweiräderigen Karren standen in der Nähe eines Dorfes, in dem die Führer derselben vermutlich gastliche Aufnahme gefunden hatten. Ein Knabe trieb die buckligen Zugtiere langsam in der Richtung auf die Wohnungen zu, Friede und Sonnenschein ruhten auf der Landschaft, und aus der Ferne tönten dann und wann die schwermütigen Klänge des Gamelang.



Dagob, d. i. Glocke auf dem Bârâbudhur nebst Erklärung der Fügung der Bausteine.

Ich bestieg meinen Wagen und trat die im Anfang geschilderte Rückreise nach Djokjakarta an. Meinem Innersten tief eingeprägt nahm ich aber ein Gemälde mit mir, wie es die Hand auch des vollendetsten Meisters nicht hervorzuzaubern imstande ist, welches nur wenig verblassen und durch keine Zufälligkeit mir geraubt werden kann: immer wird in meiner Erinnerung weiter leben der Bârâbudhur in Java.

Kommt auch kein anderer Tempel in Java dem Bârâbudhur an Größe und Schönheit gleich, so sind doch noch einige Reste früherer Baukunst erhalten, welche wohl der aufmerksamen Betrachtung würdig sind. In erster Linie verdienen die Ruinen von Tjandie Prambanan genannt zu werden. Hier standen früher vermutlich sechs Tempel zu einer Gruppe vereint einander gegenüber. Jetzt bilden sie nur einen wüsten Trümmerhaufen, welcher die ehemalige Gestalt der Tempel in keiner Weise mehr erkennen läßt. Nur deren innerste Räume sind erhalten, und in diesen finden sich schöne gemeißelte Figuren. In dem einen Tempel liegt das heilige Rind Buddhas.

In zwei der anderen sind mehrere Nischen erhalten, in denen Bilder von Buddhas Mutter und von Buddhas Sohne, welchen ein Elefantenkopf kennzeichnet, aufgestellt sind. Diesen Bildern werden noch heute Opfer gebracht, namentlich gehen Frauen dahin, um durch ein Opfer, welches aus dem Anzünden eines Räucherkerzchens und dem Darbringen einiger Blumen besteht, eine glückliche Schwangerschaft zu erflehen. Daß diese

Opfer öfter gebracht werden, läßt sich daraus erkennen, daß einige der Figuren ganz gelb angelaufen sind, was durch den von dem Räucherwerk aufsteigenden Qualm verursacht wird.

Ob die Opfernden einen bestimmten vorgeschriebenen Kultus erfüllten, wer will es sagen? Buddhisten sind sie schwerlich, ebensowenig kann man sie Mohammedaner nennen, ihr Glaube scheint aus verschiedenen abergläubischen Gebräuchen zusammengesetzt zu sein, welche auf einen nur halb verstandenen und wenig beobachteten Mohammedanismus aufgepfropft sind, unmöglich ist es ja nicht, daß Überbleibsel der alten buddhistischen Lehre vorhanden sind und durch das Darbringen von Rauchopfern und Blumenspenden zum Ausdruck kommen.

Tjandie Sewu ist die Gruppe der tausend Tempel. Der Überrest eines einst großen Tempels wird hier umgeben von einer Anzahl kleiner Tempelchen, welche im Viereck angeordnet umherstehen. Auch von den kleinen Tempeln ist nicht viel erhalten, nur an zwei Seiten, Osten und Süden, des viereckigen Platzes befinden sich je zwei sitzende Figuren in fast doppelter Lebensgröße.

Tjandie Plaussan, auch dieser Tempel liegt in der Nachbarschaft von Prambanan, ist besonders bemerkenswert durch Figuren, welche sich darin befinden. Außer einigen Buddhabildern, welche leider alle auf dem Boden liegen, findet man eine Figur des „Löwenmenschen Buddha“. Dieselbe stellt folgende Scene aus dessen Leben dar.

Ein frommer Priester diskutierte einst mit einem Dämon über die Allmacht Buddhas. Der Dämon, selbstbewußt und vertrauend auf den Umstand, daß nur ein Gott, aber kein irdisches Wesen ihn töten, ja ihm nur ein Leid zufügen konnte, höhnte den Priester seines Glaubens halber und vermaß sich endlich auszurufen: Wenn dein Buddha allmächtig und allgegenwärtig ist, so möge er hier erscheinen und sich an mir rächen, denn ich spreche meine Verachtung für ihn aus, ja glaube überhaupt nicht an seine Wesenheit, da er unsichtbar zu sein vorgiebt.

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als eine Säule des Tempels, in welchem Priester und Dämon sich befanden, auseinanderbarst und Buddha als Löwenmensch, d. h. als Mensch mit Löwenhaupt und Krallen, hervortrat, den Dämon ergriff und ihm mit einem Hiebe seiner Tatze den Brustkasten und Leib öffnete und die inneren Organe und Eingeweide herausriß.

Mit entsetzlicher Lebenswahrheit ist die Figur dargestellt, und immer mußte ich zu ihr zurückkehren. Das Haupt des Buddha ähnelte in etwas dem Kopfe des Teufels, wie man ihn wohl in Kinderbilderbüchern veranschaulicht zu sehen pflegt. Ein interessantes Zeichen, daß die Vorstellung des Grauenhaften, des Über- und Unnatürlichen, selbst bei so verschiedenen, räumlich und zeitlich weit getrennten Völkern, dieselben sind.

Dem Dämon, welcher die Gestalt eines sehr großen Menschen hat, quellen die Eingeweide aus dem Leibe, und sein Gesicht trägt den Ausdruck entsetzlicher Qual, wie das Buddhas den grimmiger Freude.

Eine schöne Figur eines Buddha Satwa und eines Buddhas, welcher noch keine Welt erlöst hat, war hier ebenfalls bemerkenswert.

Eine noch unerklärte Erscheinung sind die tiefen, viereckigen Gruben, welche sich in fast allen diesen kleinen Tempeln finden. Man erkennt, daß das Buddhabild an deren Rande stand, in dem Steinboden ist eine geringe Vertiefung zur Aufnahme des Sockels der Figur eingelassen, unmittelbar vor das Bild konnte also niemand hintreten, wenn nicht die Öffnung der Grube bedeckt wurde. In einer dieser Gruben, welche gewöhnlich nur etwa drei Fuß ins Geviert maßen, entdeckte, wie früher erwähnt, die archäologische Gesellschaft bei Ausgrabungen, die von ihr angestellt wurden, unter anderen Funden einen Streifen Goldblech, auf welchem mit groben Strichen eine Figur eingerissen war.

Noch zwei Tempel sind bemerkenswert, Tjandie Sarie und Tjandie Kali bening. Ersterer ist in sehr schönem Zustande der Erhaltung. Seine Wände stehen aufrecht, und sein Inneres ist in mehrere Gemächer geteilt, welche fast gotisch gewölbt sind. Das ganze Innere dieses Tempels ist mit einer Art Cement bekleidet, ähnlich wie die eine Pyramide von Gizeh noch heutigestags ist. Arabesken und Verzierungen sind in diesem Cement angebracht.

Die Außenseite des Tempels zeigt wie gewöhnlich schöne Basreliefs, unter welchen die Darstellung eines, den Kopf seines Elefanten niederhaltenden Mahauts auffällig ist, ein Bild, welches auf keinem anderen Tempel wieder gefunden wird.

Ein unentschuldbarer Vandalismus hat den Unterbau dieses sonst besterhaltenen Tempels abgerissen, um das Material zu Ausbesserung von Wegen und zum Bau von Brücken zu verwenden. Die Regierung hat indessen ein Verbot erlassen, die Tempel weiter zu beschädigen; ob es innegehalten wird, ist schwer zu sagen.

Tjandie Kali bening ist nur klein, hat aber von allen Tempeln wohl die herrlichsten Arabesken aufzuweisen. Leider ist das Ostportal, welches gewöhnlich das am reichsten verzierte zu sein pflegt, niedergerissen, indessen sind die drei anderen immer noch Muster von Steinhauerkunst und Zeichnung.

Von allen diesen Tempeln verdient noch gesagt zu werden, daß sie nicht wie der Bàràbudhur in Terrassen aufgebaut sind, sondern vielmehr Kammern bildeten, welche so arrangiert waren, daß um eine innerste größte sich in den vier Himmelsrichtungen vier andere kleinere Kammern anschlossen. Fast alle enthielten Standbilder Buddhas, seiner Mutter oder seines Sohnes ꝛc. Obwohl meist schwer beschädigt, sind doch alle diese Tempel Bauwerke, vor welchen ein Sprößling der Jetztzeit staunend und bewundernd stillsteht und die ihm unwillkürlich das Gefühl der Achtung, wenn nicht Ehrfurcht vor den Erbauern abnötigen. Und wenn nicht Erdbeben oder die verwüstende Menschenhand ihnen ein Ende bereitet, so werden sie wohl auch dann noch in stummer Beredsamkeit von vergangener Herrlichkeit predigen, wenn Geschlechter einer neuen Ära auf unsere Zeit zurückschauen, gleich wie wir auf jene, welche diese Bauten ins Leben rief.





Die Prophezeiungen des Nostradamus.

Von
Eduard Schulte.



Wer es unternimmt, den Lesern von Nostradamus zu erzählen, der muß sie wohl um einige Nachsicht bitten, denn was er zu erzählen hat, das führt auf das Gebiet nicht bloß der historischen Kuriosität, sondern auch auf das des Aberglaubens und der Mystik. Aber wenn wir uns mit Nostradamus einmal beschäftigen, wird es schon dadurch gerechtfertigt, daß Goethe seinen Faust sagen läßt:

> Flieh! Auf! hinaus ins weite Land!
> Und das geheimnisvolle Buch,
> Von Nostradamus' eigner Hand,
> Ist dir es nicht Geleit genug?

Hat auch Nostradamus nicht, wie man aus dieser Stelle und ihrem Zusammenhange schließen sollte, ein Zauber- oder Beschwörungsbuch geschrieben, so stand er doch in dem Rufe, die Zukunft zu kennen und diese seine Kenntnis in seinen Werken niedergelegt zu haben.

Michael von Nostredame oder Nostradame wurde im Jahre 1503 zu Saint-Remi in der Provence geboren, wo sein Vater Notar war. Die Familie bekannte sich zur katholischen Religion, war jedoch jüdischer Abstammung, und der nach der Sitte der Zeit latinisierte Name de Nostradame deutet nicht etwa auf Adel hin, sondern will wahrscheinlich nur sagen, daß der erste Träger desselben in der Nähe einer Notredame- oder Liebfrauenkirche seine Wohnung hatte. Beide Großväter des Knaben waren berühmte Ärzte, der eine am Hofe des Königs Renatus, Grafen von der Provence, der andere am Hofe des Herzogs von Kalabrien, und der mütterliche Großvater pflegte in ihm schon früh die Neigung zu den Naturwissenschaften. Auf den Schulen zu Avignon und Montpellier erwarb sich Nostradamus eine umfassende Kenntnis der alten Sprachen, der Philosophie und der Medizin. Zu Agen an der Garonne ließ er sich als Arzt nieder und verkehrte dort mit dem gelehrten Julius Cäsar Scaliger. Er verheiratete sich, verlor aber nach wenigen Jahren seine Frau und seine beiden Kinder durch den Tod. Nach zehnjähriger, meist medizinischen Studien gewidmeter Reise durch Frankreich und Italien siedelte er sich im Jahre 1544 nicht weit von Marseille in Salon an, wo er sich zum zweitenmal verheiratete. Er stand als Arzt in großem Ansehen und wurde namentlich zur Bekämpfung von Seuchen bald nach dieser, bald nach jener südfranzösischen Stadt berufen. In seinen Mußestunden beobachtete er die Sterne, um Aufschlüsse über die Zukunft zu erhalten. Mehr Wert noch als auf die Astrologie legte er auf ältere Schriften über Magie. Er kam zu der Überzeugung, daß alles in der Welt seine Stelle und seine Zahl habe und daß dem Verlaufe der Dinge eine Art von Rechnung zu Grunde liege, an der die menschliche Seele meist unbewußt, zuweilen aber auch bewußt teilnehme. Er meinte, in

dieser Weise bevorzugt zu sein und des inneren Schauens der Zukunft gewürdigt zu werden, mit der Einschränkung jedoch, daß in den Bildern von dem kommenden Verlauf der Geschichte, die sich dem Auge seines Geistes zu zeigen schienen, die Vermittelung der Zeitfolge meist fehlte, die Chronologie also nicht eingehalten war. Das vorgeblich Geschaute schrieb er in französischer Sprache nieder und brachte es dann in gereimte vierzeilige Strophen. Je hundert Strophen faßte er zu einer „Centurie" zusammen und gab die ersten sieben Centurien im Jahre 1555 heraus, mit einer Einleitung, die an seinen damals erst einige Monate alten Sohn Cäsar Nostradamus gerichtet war. Die Schrift erregte großes Aufsehen, und König Heinrich II. und seine Gemahlin Katharina von Medici veranlaßten den Verfasser, den königlichen Hof zu besuchen. Im Jahre 1558 ließ er noch drei andere Centurien folgen, welche er mit einem Sendschreiben dem Könige widmete. Einige Andeutungen in diesen Centurien schienen durch die Zeitereignisse bestätigt und damit zu wahren und erfüllten Prophezeiungen erhoben zu werden. Der Herzog von Savoyen, König Karl IX. von Frankreich und Katharina von Medici suchten den Verfasser in Salon persönlich auf. Viel gepriesen und viel angefeindet, starb Nostradamus im Jahre 1566.

Die erste zusammenfassende Ausgabe der Prophezeiungen des Nostradamus erschien in den Jahren 1558 bis 1566 in Lyon. Die Pariser Bibliothek besitzt davon ein Exemplar. Die Ausgabe umfaßt alle zehn Centurien, giebt jedoch von der siebenten Centurie nicht alle hundert, sondern nur zweiundvierzig Strophen wieder; sie enthält also, da jede Strophe als eine besondere Prophezeiung für sich auftritt, 942 Strophen oder Prophezeiungen. Diese 942 Strophen sind häufig wieder abgedruckt worden; so kennt man aus der Zeit zwischen 1605 und 1698 wenigstens neun Auflagen davon. Der Abdruck, der uns vorliegt, ist im Jahre 1867 von Anatole Lepelletier in Paris herausgegeben worden. Die Prophezeiungen haben in Frankreich eine ganze Litteratur hervorgerufen, ähnlich wie bei uns die Lehninschen Weissagungen. Aber während es sich bei diesen darum handelte, zu zeigen, daß sie aus der Zeit nicht stammen, aus welcher sie zu stammen vorgeben, bleibt bei Nostradamus die Frage der Fälschung ganz aus dem Spiel. Zwar hat man bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein Vierzeilen und Sechszeilen, die noch von Nostradamus herrühren sollten, als nachträglich aufgefunden in Kurs setzen wollen, aber diese Fälschungsversuche waren nicht ernst zu nehmen, weil der ursprüngliche, eben nur jene 942 Strophen umfassende Bestand genau bekannt und durch die bestimmte Anzahl gleichsam beschützt ist. Von den später zu Tage getretenen Strophen, von denen einige vielleicht noch von Nostradamus stammen, andere aber nachweislich gefälscht sind, hat auch Lepelletier eine Sammlung mitgeteilt, namentlich die ältesten; aber er druckt sie in einem besonderen Teile ab, und seine Erklärungen gelten nicht ihnen, sondern den echten Strophen. Die Möglichkeit, daß von diesen 942 Strophen auch nur eine einzige erst nach Eintritt des betreffenden Ereignisses gedichtet und etwa in das Werk des Nostradamus eingeschoben, also als vaticinium post eventum anzusehen sei, ist völlig ausgeschlossen; es giebt für einzelne Ausdrücke Varianten in übrigens sehr geringer Zahl; die Strophen selbst aber, die wir heute lesen, sind genau dieselben, die man im Jahre 1566 las.

Nostradamus wollte, wie er in seinen beiden Vorreden uns an einigen Stellen seiner Dichtungen sagt, nur von Gelehrten und Geweihten verstanden werden, und auch für diese sollte das ganze Verständnis einer Prophezeiung erst kommen, wenn sie erfüllt sei. „Mehr als einer," schreibt er an seinen Sohn, „wird, wenn er mein Buch liest, seine Stirn zurückziehen, ohne etwas davon zu begreifen." Er bindet sich nicht an die regelrechte französische Wortstellung, die auch im

Verse das Mißverstehen der im Satze ausgesprochenen Beziehungen fast immer ausschließt; er wendet die freiere lateinische Wortstellung an, um im unklaren lassen zu können, was Subjekt und was Objekt sei. Seine Ausdrucksweise ist geflissentlich knapp und gedrängt. In seinen Wortschatz nimmt er auch celtische, romanische, spanische, italienische, lateinische, griechische und hebräische Wörter auf. Er liebt Allegorien und Metaphern und zieht dafür das ganze Gebiet der Mythologie und Archäologie, der Astronomie und Astrologie heran. Einzelne Wörter ändert er durch Umstellung der Buchstaben; so sagt er für Henri, in älterer Form Henric, wohl Chiren, für France Nercaf u. s. w.

In Frankreich fehlt es nicht an gelehrten Leuten, die von der Prophetengabe des Nostradamus allen Ernstes überzeugt sind, und Lepelletier gehört zu ihnen. Erklärer wie er sehen ihre Aufgabe darin, unter Feststellung des Sinnes einer Vierzeile nachzuweisen, daß ein bestimmtes, inzwischen eingetretenes Ereignis in dieser Vierzeile prophezeit worden sei. Lepelletier hat von den 942 Strophen 170, also ein knappes Fünftel, einer genaueren Besprechung unterzogen und darin Weissagungen zu erkennen gemeint. Häufig sind seine Erklärungen nicht einleuchtend, aber in wenigstens zwanzig Fällen ist die Übereinstimmung zwischen dem Vorhergeschriebenen und Nachhergeschehenen so groß, daß sie, da von einem vaticinium post eventum keine Rede sein kann, unbegreiflich sein würde, wenn sich nicht in dem Zahlenverhältnis des Eingetroffenen zu dem Nichteingetroffenen eine natürliche Erklärung böte. Gesetzt, es machte sich jemand heute das zweifelhafte Vergnügen, über das, was in den nächsten Jahrhunderten geschehen soll, teils nach Vermutungen, teils nach Willkür Voraussagungen zu dichten, in gleicher Zahl und mit gleicher Dunkelheit wie Nostradamus; gesetzt ferner, man prüfte die so entstandenen Dichtungen nach Jahrhunderten auf ihr Zusammenstimmen mit den geschichtlichen Ereignissen, so würde ebenfalls in wenigstens zwanzig Fällen ein Zusammenstimmen nachweisbar sein, während in vielen Hunderten von Fällen ein solches sich nicht aufzeigen ließe. Kümmert man sich um Nostradamus mehr, als man sich um einen solchen Jemand kümmern würde, so liegt das an der Thatsache, daß Nostradamus in dem guten Glauben schrieb, ein Prophet zu sein, und an dem Rufe, den er sich nun einmal und schon zu seinen Lebzeiten zu erwerben gewußt hat.

Wir geben nun von den Prophezeiungen einige Proben. In der im Jahre 1555 der Öffentlichkeit übergebenen ersten Centurie heißt die 35. Strophe:

Le lyon jeune le vieux surmontera
En champ bellique par singulier duelle:
Dans cage d'or les yeux lui crevera,
Deux classes une, puis mourir, mort cruelle.

Was Lepelletier dazu in französischer Sprache erklärend bemerkt, würde deutsch etwa so lauten: „Der junge Löwe wird den alten in Turnierschranken im Einzelkampf besiegen, und er wird ihm das Auge in einem Goldkäfig durchbohren. Das ist die erste der beiden Ausbrechungen (classe = κλάσις, Abbrechen) von Ästen; und er wird eines gewaltsamen Todes sterben." Wie Lepelletier, so deuteten schon, als im Jahre 1559 König Heinrich II. im Turnier mit Montgomery durch einen Lanzenstich ins Auge tödlich verwundet wurde, die Zeitgenossen des Nostradamus die Strophe so: „Der junge Löwe ist Montgomery, der alte ist Heinrich II. Der goldene Käfig ist das goldene Helmvisier des Königs. Die beiden Ausbrechungen gelten dem Stammbaum der Dynastie." Diese Prophezeiung und ihre Erfüllung lenkte die Aufmerksamkeit des Hofes auf Nostradamus. Lepelletier verweist darauf, daß, wie Heinrich II. in Folge dieses Turniers einen gewaltsamen Tod fand, so auch sein Sohn Heinrich III. im Jahre 1589 gewaltsam, nämlich durch die Mörderhand Cléments, umkam und daß damit die beiden „Ausbrechungen" aus dem Stamme der dem Erlöschen zu-

eilenden Dynastie der Valois vollendet waren. Er erinnert auch daran, daß die letzte Zeile der Strophe es zweifelhaft läßt, ob der alte oder der junge Löwe eines gewaltsamen Todes sterben sollte, und daß — beide einen solchen fanden, denn auch Montgomery wurde, und zwar im Jahre 1574, getötet.

Centurie 3, Strophe 57:

Sept fois changer verrez gent Britanique
Teints en sang en deux cens nonante an;
Franche non point, par appuy Germanique;
Aries doubte son pole Bastarnan.

Lepelletier versteht: „Ihr werdet das britische Volk blutbefleckt in 290 Jahren sieben Revolutionen vornehmen sehen, nicht das französische, das ebenso lange, nämlich von 1501 bis 1791, an seiner deutschen kapetingischen Dynastie eine Stütze haben wird. Das Zeichen des Widders wird die Gegend, die ihm gehört, den bastarnischen, das heißt sarmatischen Pol, also die nordischen Länder, nicht mehr wieder erkennen, denn Revolutionen, Reichsteilungen und das Emporkommen Preußens und Rußlands werden dem Norden während jener Zeit ein ganz anderes Ansehen geben." Als die sieben englischen Revolutionen rechnet er 1) die Reformation Heinrichs VIII., 2) die Gegenreformation seiner Tochter Maria, 3) die Reformation der Elisabeth, 4) die Hinrichtung Karls I., 5) die Rückkehr der Stuarts auf den Thron, 6) die Vertreibung Jakobs II. und seine Ersetzung durch Wilhelm III., 7) die Thronbesteigung des Hauses Hannover.

Centurie 10, Strophe 100:

Le grand empire sera par Angleterre
Le pempotam des ans plus de trois cens;
Grandes copies passer par mer et terre,
Les Lusitains n'en seront pas contents.

Lepelletier faßt pempotam als identisch mit einem in französischer Aussprache allerdings genau gleichlautenden *πάν-potens*, „allmächtig", und sieht hier die Meeresherrschaft Englands angekündigt. Er versteht: „Das englische Reich wird mehr als dreihundert Jahre eine unumschränkte Herrschaft ausüben, auf dem Meere nämlich; dann werden große Streitkräfte zu Wasser und zu Lande diese Herrschaft beseitigen. Den Portugiesen wird es dabei schlecht gehen, wahrscheinlich weil sie in ihrem Lande als Verbündete der Engländer Niederlagen oder Umwälzungen erleben werden."

Centurie 8, Strophe 76:

Plus Macelin que Roy en Angleterre,
Lieu obscur nay par force aura l'empire,
Larche sans foy sans loy saignera terre:
Son temps s'approche si près que je souspire.

Deutsch: „Mehr Schlächter (italienisch macellajo) als König wird in England ein Mann von geringer Herkunft durch Gewalt zur Herrschaft gelangen. Feige, ohne Glauben und Rechtlichkeit, wird er das Blut in Strömen fließen lassen. Seine Zeit ist so nahe, daß ich seufze." Hier an Cromwell zu denken, läßt sich nicht umgehen. Man könnte sagen, daß Nostradamus, wenn er Cromwells Zeit schon in der Nähe glaubte, sich geirrt habe, da zwischen der Prophezeiung und Cromwells Auftreten noch etwa achtzig Jahre liegen. Aber wer für das Prophetentum des Nostradamus eintreten wollte, der würde diesen Einwand leicht entkräften können mit dem Hinweis darauf, daß für die Prophetie sich noch viel längere Zeiträume kurz zusammenziehen. Und wer ferner einwenden wollte, daß es ungerecht sei, einen Mann von der Bedeutung Cromwells nur als feigen Schlächter aufzufassen, dem würden Gläubige erwidern können, daß Nostradamus allen politischen Männern und Erscheinungen gegenüber immer wie ein französischer Royalist alten Stils urteilt.

Centurie 5, Strophe 38:

Ce grand monarque qu'au mort succedera,
Donnera vie illicite lubrique,
Par nonchalance à tous concedera,
Qu'à la parfin faudra la loy Salique.

Deutsch nach Lepelletier: „Der, welcher dem großen Monarchen, nämlich dem König Ludwig XIV., folgen wird, nämlich Ludwig XV., wird ein lasterhaftes Leben führen, und durch seine Sorglosigkeit wird er das Staatswesen lockern; endlich wird

es dahin kommen, daß das salische Gesetz verschwinden (faudra von faillir) wird; das heißt die Monarchie wird aufhören." Auf die große französische Revolution werden viele Stellen gedeutet, und manche Deutungen stimmen gut, andere nicht. In dem Sendschreiben des Nostradamus an Heinrich II. ist die Dauer einer Revolution auf dreiundsiebzig Jahre angegeben, und Lepelletier kommt doch in einige Verlegenheit, indem er diese Zahl mit jener Revolution in Verbindung setzen und richtig unterbringen will. Überhaupt steht in dem Sendschreiben vieles, was heutigen Lesern recht kraus vorkommt. Eine Notiz darin trifft aber merkwürdig genau zu. Nostradamus schreibt, die Jahreszahl in Worten, nicht in Ziffern angebend, folgendes: „... à l'an mil sept cens nonante deux, que l'on cuydera estre une renovation de siecle", deutsch: „das Jahr siebzehnhundertundzweiundneunzig wird man für eine neue Ära ansehen." In der That rechnet der republikanische Kalender bekanntlich vom 22. September des Jahres 1792 an. Nostradamus hat das Sendschreiben, das diese Notiz enthält, unter dem 27. Juni 1558 erlassen.

Centurie 9, Strophe 20:

De nuict viendra par la forest de Reines
Deux pars, vaultorte, Herne la pierre blanche,
Le moyne noir en gris dedans Varennes:
Esleu Cap. cause tempeste, feu, sang, tranche.

In der Deutung ist hier Lepelletier ziemlich verwegen. Er faßt forest nicht als „Forst, Wald", sondern erkennt darin das lateinische fores, „Thür". Herne soll eine verhüllende Umstellung von reine sein, wie noir von roi, welches letztere öfter vorzukommen scheint; le moyne noir soll also nicht „der schwarze Mönch" heißen, sondern „der vereinsamte, von seinen Anhängern verlassene König". Danach hieße die dunkle Strophe deutsch etwa so: „Nachts werden durch die Geheimthür der Wohnung der Königin zwei Gatten treten; sie werden einen Umweg gehen, die Königin, der bleiche Edelstein, und der vereinsamte König; er wird grau gekleidet sein; sie werden nach Varennes kommen. Capets Wahl (Capet esleu = élu) zum konstitutionellen König wird zur Folge haben Stürme, Feuer, Blut und das Fallbeil." Die Flucht des Königspaares nach Varennes, in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791, hatte bekanntlich auf den Gang der Revolution vielen Einfluß; die Suspension des Königs war die unmittelbare Folge. Die Flucht ging wirklich von den Zimmern der Königin aus, und der König trug wirklich einen grauen Rock. Die Haare der Königin wurden nach der Reise weiß.

Centurie 8, Strophe 87, die nun freilich vor der vorhergehenden steht, wie denn die chronologische Folge der Centurien selten nachzuweisen ist, konnte auf den Tod des Königs gedeutet werden. Sie lautet:

Mort conspirée viendra en plain effect,
Charge donnée et voyage de mort:
Esleu, créé, receu par siens, deffait.
Sang d'innocent devant roy par remort.

Nach Lepelletier zu deuten: „Die Verschwörung, nämlich die gegen den Tod des Königs gerichtete, wird vollen Erfolg haben. Die Ursache des Gelingens wird die dem Könige auferlegte Amtslast mit ihren neuen Bedingungen und die Todesreise, nämlich die Flucht nach Varennes, sein. Er wird von den Seinigen als verfassungsmäßiger König angenommen und doch getötet werden, und sie werden voller Gewissensbisse sein unschuldiges Blut immer vor sich sehen."

In ähnlicher Weise hat man zu allen wichtigen Ereignissen der französischen Geschichte, auch zu allen Regierungen, welche sich seit 1792 in Frankreich gefolgt sind, mehr oder minder passende Strophen aufgefunden. Einige von denen, welche auf den ersten Napoleon gedeutet worden sind, mögen noch hier stehen.

Centurie 1, Strophe 60:

Un empereur naistra près d'Italie,
Qui à l'Empire sera vendu bien cher:
Diront avec quels gens il se ralie,
Qu'on trouvera moins prince que boucher.

Deutsch: „Ein Kaiser wird bei Italien geboren werden, der dem französischen

Reiche teuer zu stehen kommen wird. Die Leute, mit denen er sich an seinem Hofe umgiebt, wird man eher Schlächtern als Fürsten ähnlich finden."

Centurie 7, Strophe 13:

De la cité marine et tributaire
La teste rasée prendra la satrapie:
Chasser sordide qui puis sera contraire;
Par quatorze ans tiendra la tyrannie.

Deutsch: „Der Stadt am Meere, die den Feinden in die Hände gefallen ist, nämlich Toulon, wird der Mann mit dem geschorenen Kopfe oder mit dem schlichten Haare sich bemächtigen. Er wird die Schmutzigen, nämlich entweder die Engländer in Toulon oder die Jakobiner, verjagen, und sie werden ihm feind sein. Vierzehn Jahre lang wird er eine un-umschränkte Gewalt ausüben." Zwischen dem Staatsstreich im November 1799 bis zur Abdankung im April 1814 liegen vierzehn volle Jahre und einige Monate.

Centurie 8, Strophe 57:

De soldat simple parviendra en empire,
De robbe courte parviendra à la longue:
Vaillant aux armes, en Eglise, où plus pyre,
Vexer les prestres comme l'eau fait l'esponge.

Deutsch: „Ein einfacher Soldat, wird er Kaiser werden, das kurze Kleid des Konsuls wird er mit dem kaiserlichen Mantel vertauschen. Tapfer im Felde, wird er in kirchlichen Dingen weniger geschickt sein. Wie das Wasser den Schwamm, wird er die Priester bald erhöhen, bald erniedrigen."

Centurie 1, Strophe 88:

Le divin mal surprendra le grand Prince,
Un peu devant aura femme espousée:
Son appuy et credit à un coup viendra mince,
Conseil mourra pour la teste rasée.

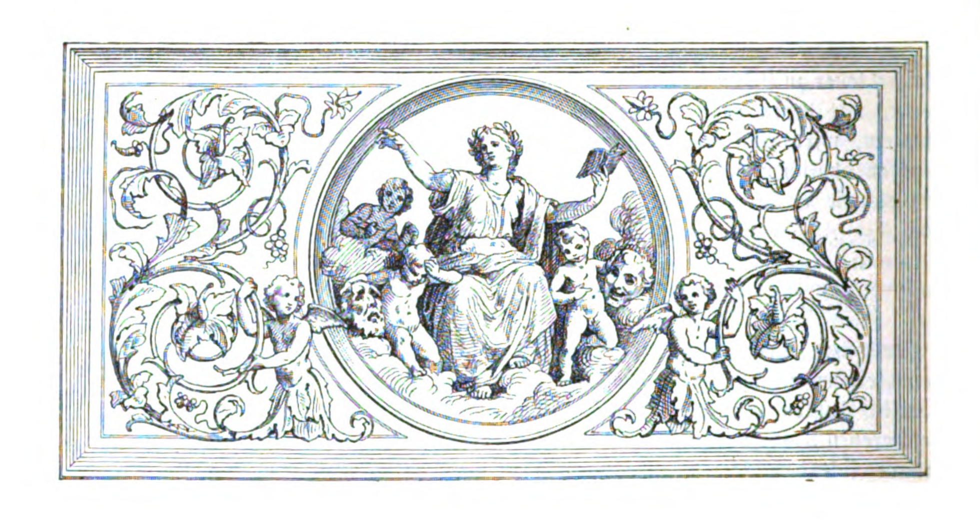
Deutsch: „Der Zorn Gottes wird den großen Fürsten treffen; kurze Zeit vorher wird er eine Frau heiraten. Seine Macht und sein Ansehen wird plötzlich dahin schwinden. Die gewohnte Einsicht wird den Mann mit dem schlichten Haare verlassen."

Le captif prince aux Itales vaincu
Passera Genues par mer jusqu'à Marseille,
Par grand effort des forains survaincu,
Sauf coup de feu, barril liqueur d'abeille.

Erklärt nach Lepelletier: „Der Ausdruck aux Itales verhüllt den wirklich gemeinten Namen, nämlich à Æthalia; dies aber ist der griechische auch von Römern gebrauchte Name für die Insel Elba. Also: Der besiegte Fürst, auf Elba gefangen gehalten, wird den Golf von Genua durchschneiden und bis Marseille kommen. Durch die große Anstrengung der Fremden wird er besiegt werden. Ihn wird keine Kugel treffen, aber der Saft der Bienen wird Fässer füllen." Lepelletier sieht in den letzten Worten den Hinweis auf die Getreuen des Kaisers, die bei Waterloo ihr Blut für ihn vergossen; die Bienen, die Napoleon in sein Wappen aufnahm, sind hier öfter in Verbindung gebracht mit einem Manne, der als Napoleon gedeutet wird.

Nostradamus müßte kein altfranzösischer Royalist sein, wenn nicht sein Ausblick in eine spätere Zukunft im wesentlichen zusammenfiele mit den Hoffnungen, welche die französischen Legitimisten noch jetzt hegen: er getröstet sich eines neuen französischen Königs, eines zweiten „großen Heinrich", der im Bunde mit dem Papste ein besseres Zeitalter heraufführen soll.





Heil'ge Ordnung!

Novelle

von

Leo Hildeck.



Ein heißer Julitag brütet über den Straßen und Spazierwegen der Stadt; nur die steinernen Häuser bieten einen erträglichen Aufenthalt. Weiß und kühl winken die Gebäude der Erlenpromenade. In eines derselben, einen vierstöckigen, breiten Sandsteinbau, treten soeben zwei Damen; eine klein, zierlich und elegant, mit lach- und spottlustigen schwarzen Augen, die andere wenig größer, breit und robust, mit einem reizlosen, aber gutherzigen Gesicht. Sie mag wohl längst die Dreißig überschritten haben, ebenso lange wie ihre Gefährtin die Zwanzig. Die länglichen, wachstuchenen Pinseltaschen am Arme der beiden bezeichnen sie als Malerinnen.

Als sie aufatmend in dem kühlen Vorplatz des Hauses angelangt sind, steigt schweren Schrittes ein etwa vierzigjähriger, nachlässig gekleideter Herr die Treppen herab. Er hält eine Geldbörse in der Hand, die er beim Anblick der Damen einsteckt. Rock und Weste sind der Hitze wegen geöffnet; darunter kommt Wäsche von etwas fragwürdiger Weiße samt einer schief sitzenden Halsbinde zum Vorschein. Während er grüßend den Hut zieht, wird eine schöne, geistreiche Stirn und eine wirre Mähne blonden, schlaffen Haares sichtbar. Die großen, blaugrauen Augen blicken müde und resigniert durch den Kneifer, und ein wehmütiger Zug um den feinen, von einem rötlichen Schnurrbart beschatteten Mund stimmt mit diesem Ausdruck überein.

Kaum hat er das Haus verlassen, als die jüngere der beiden Damen lustig auflacht.

„Sieh, sieh — Kollege Kornelli!“ ruft sie und springt, von der älteren gefolgt, die Treppen hinauf. „Wie der wieder aussieht! Puh — muß der eine nachlässige Frau haben! Nicht, Mathilde?“

Mathilde Dornach beißt sich auf die Lippen. „Aber Bertha — wenn man sechs Kinder hat —“

„Und unzählige Schulden — weiß schon!“ lacht Bertha und bleibt stehen,

um den vom Treppenlaufen beschleunigten Atem zu beruhigen. „Alles keine Entschuldigung dafür, daß er in solcher Kleidung einer Dame Unterricht erteilt. Sie können mir doch nicht abstreiten, daß er eben aus dem zweiten Stock herunterkam, wo er Hildegard von Elk Zeichenstunde gegeben hat, Ihrer schönen, stolzen Freundin! Es muß doch nicht so weit her sein mit ihr, sonst ließe sie sich so etwas nicht bieten —"

„Bertha, ich verbitte mir —"

„O Mathildchen — nicht böse werden! Sie sitzen ja tagaus tagein an Ihrer Staffelei und hören nicht, was die böse Welt sagt; aber ich, die ich hier mehr, als für mein Studium zuträglich ist, in Gesellschaft komme, ich habe schon manches Achselzucken über diese ungenierten Zeichenstunden ansehen müssen. Leider habe ich keine Gunst in den Augen Ihrer schönen Freundin gefunden, sonst sagte ich es ihr — oder auch nicht. Pah, was geht es mich an!"

In komischer Entrüstung wirft sie den Kopf zurück, und alle die langgestielten Blumen auf ihrem Hute nicken entrüstet mit. Dann steigt sie in den dritten Stock hinauf, während Mathilde sinnend vor der Thür der zweiten Etage stehen bleibt und dann rasch und entschlossen die Glocke zieht. — —

In dem Massenpensionat der drei Schwestern Ostrup, welches den zweiten und dritten Stock des Hauses einnimmt, hat Hildegard von Elk eine bevorzugte Stellung inne. Während die übrigen jungen Malerinnen und Konservatoristinnen, welche die Institute der Kunstmetropole besuchen, zu zweit und zu dritt ihre Schlafräume teilen und sich in gemeinsamen Wohn- und Speisezimmern zusammenfinden, bewohnt Fräulein von Elk einen Salon und ein Schlafgemach für sich allein und mischt sich wenig unter ihre Kolleginnen. Nur an die ernste und eisern fleißige Mathilde Dornach hat sie sich enger angeschlossen, und diese weiß, daß auch jetzt ihr Besuch nicht ungelegen kommt. Sie klopft und tritt in Hildegards Zimmer.

Es ist ein großer, äußerst behaglicher Raum. Durch geschmackvoll angebrachte Ölbilder und sonstige Wanddekorationen, durch aufgestellte Aquarelle, Zeichnungen und Photographien, Büsten auf drapierten Säulen ist der Eindruck des „möbliert vermieteten Zimmers" total verwischt. Eine Staffelei, ein auf einem Gestell befestigtes Skelett und ein mit Zeichenutensilien bedeckter Arbeitstisch verraten am deutlichsten den Beruf der Bewohnerin.

Diese, eine herrliche Gestalt mit den voll entwickelten Formen der dreißig Jahre, kniet auf dem Teppich und fegt mit einer Handbürste ein Häufchen Cigarrenasche zusammen. Bei Mathildes Eintritt hebt sie das von hellblondem Gelock umrahmte, längliche Gesicht und ruft ihr ein fröhliches „Willkommen" entgegen. Dann springt sie empor und drückt ihrem Gaste beide Hände.

„Nun, Dame Ordnung, weshalb diese mißbilligende Umschau?" lacht Hildegard. „Du weißt, zu Ende meiner Zeichenstunde herrscht in meinem Kopfe wie in meinem Zimmer ein geniales Durcheinander. Nur zwei Minuten Geduld, dann brauche ich vor dir nicht mehr die Augen niederzuschlagen!"

Eilig räumt sie die Zeichnungen zusammen, verbirgt den als Falzbein dienenden damaszierten Dolch in den Falten der Portiere, schiebt das Skelett ins Dunkel der Schrankecke und weht mit ihrem Taschentuche den schichtweise in der Luft hängenden zartblauen Cigarrenrauch dem offenen Fenster zu.

Indem Mathilde sich dem am Fenster stehenden Lehnstuhl nähert, fällt ihr Blick auf Hildegards zierlichen Schreibtisch, auf dem ein offenes Kontobuch liegt. Die Freundin folgt ihrem Auge. Lebhaft errötend schließt sie das Büchlein in die Schublade ein und murmelt etwas halb Verständliches vom Buchen einer Ausgabe, die — die —

Sie wirft einen scheuen Blick nach Fräulein Dornach, die in Erinnerung an die Börse, die Kornelli vorhin so schnell

einsteckte, leicht den Kopf schüttelt. Ja, wenn sie nicht wüßte, daß Hildegard ihrem Lehrer das Honorar für die Zeichenstunden ins Haus zu senden pflegt!

„Du — borgst Herrn Kornelli?“ fragt sie.

„O — nein!“ versetzt Hildegard verlegen, „er bat um Vorschuß, da konnte ich doch nicht nein sagen.“

Mathilde Dornach läßt ihre freundlichen Augen fest auf der Freundin Antlitz ruhen. Die ganze, musterhafte Ordnung und Sauberkeit spiegelnde Erscheinung hat trotz ihrer Reizlosigkeit in diesem Augenblicke etwas ungemein Sympathisches.

„Hildegard,“ beginnt sie und ergreift der Freundin beide Hände, „du hast mir in dem halben Jahr unseres Zusammenlebens oft vertraut wie einer älteren Schwester. Wirst du ein warnendes Wort von mir anhören? Sieh, trotz deiner dreißig Jahre kennst du die Welt nicht und hast niemanden, der dich ihr gegenüber in Schutz nimmt —“

Lebhaft macht Hildegard sich los.

„Wie sollte ich dir etwas übel nehmen!“ ruft sie. „Aber ich weiß, was du sagen willst. Du wirfst mir die Freiheiten vor, die ich Herrn Kornelli gestatte. Mein Gott — gestatten! Er nimmt sie sich, diese Freiheiten; er hat gar kein Gefühl für den Begriff des Ungehörigen. Weil er sich wohl bei mir fühlt und erkennt, wie sein Unterricht und sein geistreiches Gespräch mich beglückt, glaubt er, sich gehen lassen zu dürfen. Selbst wenn er die Grenze kennte, welche die Sitte steckt, würde er sich für die erwählte Natur halten, die diese Grenze mißachten darf. Bin ich etwa dazu berufen, meinen vierzigjährigen Lehrer zu erziehen, nachdem es dem Leben und der Gattin nicht gelang? Und wie würde er einen derartigen Versuch verspotten! Nein, nein, Mathilde, lieber einen solchen Menschen ertragen, als einen solchen Lehrer verlieren!“

Bestürzt schlägt Mathilde die Hände zusammen.

„Als heranwachsendes Mädchen,“ fährt Hildegard fort, „habe ich die übliche Schwärmerei meiner Mitschülerinnen für unsere Lehrer nie begreifen können. Was mag das für ein Gefühl sein? fragte ich mich. Liebe ist es nicht, denn es ist kein Begehren dabei, und das Äußere spielt keinerlei Rolle. Jetzt verstehe ich's. Es ist der Drang, den überlegenen Geist, der uns sein Bestes giebt, dankbar zu verehren; wir arbeiten im Streben nach seinem Beifall, sein Interesse hebt uns in unseren eigenen Augen. Ich fühle mich als alte Jungfer, Mathilde, aber in dieser einen Beziehung schäme ich mich nicht, kindisch zu sein: ja, ich schwärme für meinen Lehrer. Der Ideenaustausch mit ihm ist meine reichste Anregung. Gewöhnlich fließen mir Gedanken und Empfindungen ruhig und ordnungsmäßig, wie ein obrigkeitlich reguliertes Gemeindebächlein — aber in und nach der Zeichenstunde braust es da drinnen wie ein Bergstrom!“

Sie lacht selbst über den närrischen Vergleich und schreitet tief atmend mit strahlenden Augen im Zimmer auf und ab.

„Das merke ich,“ meint Mathilde trokken.

„Nun also — was willst du, das ich thun soll?“ fragt Hildegard, vor ihr stehen bleibend. „Herr von Tressow, in dessen Atelier ich morgens male, hat den Wunsch ausgesprochen, ich möge meinen mangelhaften Kenntnissen in der Anatomie und Perspektive durch guten Zeichenunterricht nachhelfen. Ich annoncierte, und meine Wahl fiel auf Herrn Kornelli. Tressow findet seitdem meine Fortschritte erstaunlich. Und nun soll ich meine beiden Lehrer erzürnen und —“

Sie stockt. Dann sagt sie leise: „Nein, ich will mich nicht betrügen. Ich kann diesen Verkehr nicht entbehren — das ist alles.“

„Du wirst mir nicht einreden, daß die gesellschaftliche Moral dir nichts ist,“ entgegnet Mathilde ruhig. „Du bist klar und selbstbewußt, und du wolltest dulden, daß um dich her nicht alles ist, wie es sollte — daß man über dich munkelt? Bedenke, was du dir, dem alleinstehen-

den Weibe, schuldig bist — und was deinem Beruf. Die Welt hat ein Vergnügen daran, der selbständig schaffenden Frau Übles nachzureden. Der Flecken, der auf dich fällt, fällt auf uns alle. Aha, seht ihr — die Malerinnen — die Blaustrümpfe! heißt es gleich. Hildegard, opfere deine schönen Stunden — räum auf! Die Ordnung läßt sich nicht spotten!"

Hildegard schüttelt lächelnd den Kopf.

„Mathilde — ich kenne dich nicht mehr — seit wann kämpfst du gegen Windmühlen? Ein Flecken soll auf mich fallen, weil mein Lehrer in meiner Gegenwart raucht, die Weste öffnet, die Füße auf das Stuhlpolster legt —"

„Schlimm genug!" murmelt Mathilde.

„Was wollen diese Äußerlichkeiten gegen den rein menschlichen Kern bedeuten!" fährt Hildegard fort. „In den künstlichen Verstrickungen der sogenannten guten Sitte haben wir die freie Bewegung verloren. Verletzt mich nicht selber oft die unvollkommene Form trotz des hohen geistigen Gehaltes? So schlecht bin ich gewöhnt. Wir mit unserer Ordnung — als ob es nichts Höheres gäbe!"

„Für das Weib soll es nichts Höheres geben!"

„Mathilde —!"

„So sagte ich!" beharrt die Freundin und streicht mit vor Erregung zitternder Hand über ihre spiegelblanken Scheitel. „Unser guter Ruf ist unsere Lebensluft, und ihm alles andere aufzuopfern, ist nicht Egoismus, sondern die erste Pflicht gegen uns selbst. Täusche dich doch nicht: dies ist auch deine Ansicht — außer nach der Zeichenstunde. — Stelle dir vor, du trätest ins Zimmer einer alleinstehenden Dame. Da sitzt ein nachlässig gekleideter Herr, die Cigarre im Munde, die Füße auf einen Sitz gestreckt. Für was wirst du diesen Herrn halten? Für ihren Lehrer? Kaum. Ich will dir sagen, was du denken wirst: Ein so vertrauliches Sichgehenlassen erlaubt sich nur — ein Geliebter!"

Die Augen hinter dem erhobenen Arm verbergend, läßt Hildegard sich mit zitternden Knien auf einen Sitz nieder.

„Das — sagt man — von mir und ihm?" stammelt sie.

„Du siehst, wie du eine solche Nachrede tragen würdest," sagt Mathilde ernst. „Nein, Hildegard, heute sagt man es noch nicht, aber vielleicht morgen. Räume auf! wiederhole ich dir. Du kannst nicht in Unordnung leben — du nicht!"

Sie will gehen. Hildegard eilt ihr nach und umklammert ihren Arm.

„Mathilde — Mathilde — ich wollte, du hättest mir das nicht gesagt!"

„Ich mußte," versetzt die Kollegin und streichelt besänftigend die umklammernde Hand. Dann geht sie und überläßt die jüngere Freundin ihrer peinlichen Aufregung.

* * *

Hildegard von Elk hatte bisher eine so große Meinung von der Selbständigkeit ihres Charakters gehegt, daß sie auf Grund derselben ihren Entschluß, nicht zu heiraten, gebaut hatte. Sie war überzeugt, sich nicht unterordnen zu können. In einem städtischen Pensionat erzogen und seitdem auf dem einsamen elterlichen Gute der Pflege ihres kranken Vaters und der Ausübung ihres Talentes lebend, hatte sie niemals Gelegenheit zu lebhaftem Verkehr mit einem geistig überlegenen Manne gefunden. Sie hatte einmal eine flüchtige Neigung zu einem stattlichen Landjunker gefaßt; doch die Sorge um den kranken Vater hatte alles andere in den Hintergrund gedrängt. Vor anderthalb Jahren war der Vater gestorben. Hildegard hatte das Gut verpachtet und die kunstliebende Großstadt zum Aufenthalt gewählt, um sich der weiteren Ausbildung ihres Talentes zu widmen. Daß jetzt, nachdem sie ihr dreißigstes Jahr zurückgelegt, ihrem Seelenfrieden noch irgend eine Gefahr drohen könne — dieser Gedanke war ihr nie gekommen. Trotz der empfänglichen Frische ihres Wesens hielt sie sich für alt, und nur von ihrem künstlerischen Streben erfüllt, glaubte sie mit

ihrem Herzen für immer abgeschlossen zu haben.

Hildegard ist keine komplizierte Natur, alles in ihr ist bisher gesund und klar gewesen, sie kennt nicht die Unberechenbarkeit nervöser Frauen. Eben diese Ordnung und Durchsichtigkeit ihres Wesens ist es, die sie zum Liebling ihrer geachteten Kollegin gemacht hat. Verwandte Züge knüpfen die ältere, erfahrene und etwas nüchterne Malerin an die jüngere mit ihrem unverbrauchten Feuergeist.

Bis heute hat in Hildegard Ruhe geherrscht. Nun aber ist der Sturm zu ihr gekommen; sie fühlt sich von ihm gerüttelt und weiß die durcheinander wirbelnden Gefühle und Gedanken nicht zu ordnen, ja nicht einmal zu benennen.

Was — was munkelt man da? Arnold Kornelli ihr Geliebter — großer Gott!

Sie stellt ihn sich vor, wie er da am Fenster im Lehnstuhl sitzt, die Füße von sich gestreckt, die träumerischen Augen auf das Grün der Promenaden gerichtet. Auf der herrlichen, ausgearbeiteten Stirn liegt ein helles Glanzlicht, die schlaffen, blonden Haare sind zurückgestrichen; seine Hand spielt mit dem Kneifer. Er spricht und sie entgegnet; ihre Ansichten prallen aufeinander, schlagen Funken — das ganze Zimmer wird hell. Und Hildegard fühlt sich emporgehoben über die gewöhnliche, glatte Ordnung der Dinge in eine höhere Sphäre, wo sich freier atmen läßt. Wie klein liegt das Alltägliche da drunten; und wie groß wölbt sich über ihr die unermeßliche blaue Klarheit!

Und plötzlich wendet er sich vom Fenster ab, sein Blick überfliegt das behagliche Zimmer und bleibt auf Hildegard haften. Er seufzt.

„Hier ist El Dorado. Wissen Sie auch, wie glücklich Sie sind, Fräulein von Elk?" Dann nach einer Weile: „Wenn ich zu Ihnen komme, so ist mir's, als ginge ich heim!"

Er erhebt sich, streckt die Glieder, setzt den Kneifer auf und beugt sich über Hildegards Zeichnung.

„O, o — ein Mikrocephale! Wo ist da Raum für das Gehirn?"

Sein Haar streift ihre Wange. Er tritt zu dem Gerippe und streichelt ihm den Schädel.

„Nicht wahr, alter Knabe, da war ein gut Teil Gehirn darin? Fräulein Hildegard glaubt, weil Gott bei ihrer Herstellung so viel von diesem Artikel verbraucht hat, habe er jahrelang vorher dafür sparen müssen!"

Er lacht. Im Lachen ist er geradezu schön. Aber er unterbricht sich und seufzt abermals.

„Und als Adam einmal wieder durch ein Astloch des Bretterzaunes ins Paradies hatte gucken dürfen, fiel ihm mitten in seinem Rausche des Entzückens ein, daß er seinen Mietzins zahlen müsse. Er hatte aber kein Geld, sondern eine verhärmte kleine Frau und sechs Kinder, deren Force darin bestand, ihre Schuhe zu zerreißen. — Sie haben mir wohl schon mein ganzes Honorar für den nächsten Monat vorgeschossen?"

Hildegard weiß, daß sie bereits für zwei folgende Monate vorausbezahlt hat. Aber sie murmelt eine Verneinung und holt aus dem Schreibtisch einen Bankschein hervor.

„Wie alt sind Sie?" fragt Kornelli, während er das Geld an sich nimmt. „Fünfundzwanzig?"

„Dreißig," sagt Hildegard.

„Nicht möglich — nur ein Jahr jünger als meine Frau! Das arme Ding, sie war schön. Nun haben sich die Kinder in ihre Schönheit geteilt, jedes hat ein Sechstel gekriegt, und die Mutter hat nichts behalten. — Sie wollten doch einmal zu uns kommen, Fräulein Hildegard. Kommen Sie morgen mittag zu Tisch!"

„O, Herr Kornelli — welche Störung für Ihre Frau!"

Aber er besteht darauf. Und sie, in dem Gedanken, daß die Armut empfindlich ist, sagt zu.

„Ist meine Zeit schon zu Ende?" fragt er.

Hildegard zieht die Uhr. „Sie sind fast zwei Stunden hier."

Er seufzt und geht zögernd. — —

Die kahlen Zimmer der Kornellischen Wohnung sind selbst durch die fleißige Sorgfalt der Hausfrau nicht anmutig zu gestalten. Wie verblüht und reizlos ist diese Frau! Kornelli zeigt sich freundlich gegen sie und die hübschen aufgeweckten Kinder; er neckt das arme Weibchen, aber sie versteht ihn nicht und bleibt ernsthaft. Durch Hildegards Besuch fühlt sie sich geehrt und aufgeregt. Das Essen ist vortrefflich, doch Hildegard vermag sich nicht behaglich zu fühlen. Sie wird den Gedanken nicht los, daß diese Einladung eine Absurdität ist; man regaliert sie für ihr eigenes, zu Notwendigerem bestimmtes Geld, und sie muß sich noch dafür bedanken.

Aber in der nächsten Zeichenstunde ist alles vergessen. In den Frieden ihres Heims bringt Kornelli keinen Hauch aus seiner frostigen Häuslichkeit mit; hier funkelt sein Geist und spiegelt sich in dem ihren.

Das ist Arnold Kornelli. Und er — er ihr Geliebter!

Sie schüttelt sich in einem leichten Schauder. Ihr Geliebter! Sie möchte ihn nicht entbehren, nein; sie wärmt sich an seinem Feuer, dessen Schein ihr Leben erhellt und alle Gegenstände mit seinem eigentümlichen Licht übergießt.

Doch er —! Ist sie ihm nur Schülerin, befriedigt ihn nur ihr künstlerisches Verständnis?

Nein. Er sagt es selbst, daß er sich bei ihr mehr daheim fühle als bei den Seinigen. Doch das ist natürlich. Hier dehnt er sich wohlig in der Behaglichkeit geordneter und reichlicher Verhältnisse. Hier stört ihn keine alltägliche Forderung, hier kann er sein besseres Sein voll ausleben. Weiter nichts? Ja, sie hilft ihm, giebt ihm Geld. Daß er es nur fordern, annehmen mag! Er thut es, weil er sich ihr nahe fühlt. Und wenn sie sich den seltsamen, manchmal wehmütig resignierten, dann wieder warmen, anbetenden Blick zurückruft, den er so oft und lange auf ihr ruhen läßt — Barmherzigkeit, wenn er sie liebte! Vielleicht fesselt sie auch nur seinen Schönheitssinn; sie weiß, ihr Kopf ist nicht ohne malerischen Reiz. Vielleicht —! Sie möchte sich an diesen Gedanken klammern, aber er hält nicht stand. Sie greift nach einem Buche, das sie ablenken soll. Nein, sie kann nicht lesen. Ihre Gedanken stürmen immer um den einen Punkt; sie läßt den Kopf sinken und wehrt ihnen nicht mehr. Und zwischen dem wilden Spiel ihrer Erinnerungen und Befürchtungen hört sie immer wieder Mathildes warnende Stimme: „Die Ordnung läßt sich nicht spotten — räum auf!"

* * *

Am nächsten Vormittage steht Hildegard in einem der Damenateliers des weitberühmten Porträtmalers Egon von Tressow vor ihrer Staffelei. Ihre Augenlider brennen, das Gesicht ist schlaff und übernächtig. Nebenan kichern einige junge Kolleginnen; sie ist mit ihrem Modell, einem kleinen schwarzmähnigen Italiener, allein in dem durch Oberlicht erhellten Raum. Sie bemerkt nicht, daß der Junge dem Einschlafen nahe ist; ihr starrer Blick haftet auf der Leinwand, mechanisch hält sie Pinsel und Palette in den Händen.

„Nun, gnädiges Fräulein?"

Hildegard zuckt zusammen und wendet sich. Hinter ihr steht Herr von Tressow, und sein unbeweglich ruhiges schwarzbärtiges Gesicht blickt abwechselnd auf das Bild und auf das Modell. „Ihre Arbeit rückt heute kaum aus der Stelle, und das wenige, was Sie heute geschafft haben, taugt nicht viel. Sonst sind doch die durchsichtigen grauen Übergangstöne Ihre Force — aber dies — bitte, sehen Sie selbst den massigen braunen Fleck! Nehmen Sie das fort!"

Mit unsicherer Bewegung greift Hildegard nach ihrem Maltüchlein und wischt die nasse Farbe von ihrem Gemälde. Sie thut es hastig und zitternd.

„Sie sollten heute nicht malen, gnädi-

ges Fräulein," bemerkt ihr Lehrer, der sie scharf beobachtet; „Sie sind ungemein nervös."

Hildegard nervös! Sie lächelt matt. Das also ist Nervosität. Man muß alles einmal kennen lernen.

„Du kannst gehen," redet sie den Knaben an. Schläfrig steht er auf und dehnt die steifgewordenen Glieder; dann ergreift er seinen Hut, lacht plötzlich mit allen seinen weißen Zähnen Hildegard an und schlüpft behende hinaus.

„Auf ein Wort, Herr von Tressow!" bittet sie, als der Meister sich anschickt, das Atelier zu verlassen. Sie schließt die Thür zwischen beiden Räumen, sucht nach ihrem Spachtel, setzt die Farben von ihrer Palette ab und beginnt diese zu reinigen, um ihres Lehrers Blick nicht erwidern zu müssen. Die nach den Schläfen lang auslaufenden Lider verleihen seinen ruhigen, dunklen Augen einen etwas sinnlichen Ausdruck.

„Nicht wahr, ich kann meine Zeichenstunden jetzt entbehren?" fragt sie verlegen.

„Wozu die Frage?" giebt er zurück.

Sie wird dunkelrot und schweigt. Nachdem er ein Weilchen vergeblich auf Antwort gewartet, setzt er hinzu:

„Ich rate Ihnen aufs dringendste, die Stunden fortzusetzen. Ihr Verständnis für menschliche Formen hat sich auffallend entwickelt, aber Sie haben noch viel zu lernen. Ihren Fortschritten nach zu urteilen, ist Ihr Zeichenlehrer für Ihre Eigenart wie geschaffen; experimentieren Sie nicht, gnädiges Fräulein, bleiben Sie bei diesem Lehrer!"

„Ich handle nicht nach eigener Wahl," versetzt sie unsicher. „Es ist ein Zwang, dem ich folge —"

„Materieller Art doch nicht?" fragt er.

Sie schüttelt heftig den Kopf.

„Also persönliche Rücksichten, vielleicht gesellschaftliche — Klatsch!" sagt er langsam. Sie macht eine rasche Bewegung und errötet noch tiefer als zuvor. „Ach — verzeihen Sie — ich bin indiskret. Dieser Herr — Kornelli, nicht wahr? — ist mir nur dem Namen nach bekannt. Und was Sie betrifft, mein Fräulein, so habe ich nur die Ehre, Sie von der sachlichen Seite, d. h. als meine Schülerin, zu kennen. Aber nach meiner Ansicht giebt es zwei Wege für Sie: entweder Sie halten als echte Künstlernatur Ihr Auge unverrückt auf Ihr Ziel gerichtet und benutzen, unbekümmert um das Urteil der Welt, jedes Mittel, das Sie diesem Ziele näher bringt — oder Sie handeln als echtes Weib und bleiben Dilettantin, indem Sie der Gesellschaft Zugeständnisse machen. In letzterem Falle zeigt es sich, daß Ihnen die Kunst nur ein Interesse zweiten Ranges ist; und kein Aufrichtiger wird an den Ernst Ihrer Bestrebungen glauben."

„Sie sprechen, wie nur ein Mann sprechen kann!" ruft Hildegard lebhaft und richtet ihre Juno-Gestalt hoch auf. „Ja, wenn wir Frauen so unbeschränkt wie Sie in der Wahl unserer Mittel wären! Ihren Unterschied zwischen Weib und Künstlerin erkenn ich nicht an; ich könnte Ihnen Hunderte nennen, die beides sind, die freilich in mühsamem Lavieren Zeit und Kräfte verloren, bis sie ans Ziel kamen, während der Mann das seine auf gerader Bahn schnell, in jungen Jahren, erreicht. Aber bliebe mir in meinem besonderen Falle wirklich nichts übrig, als zwischen Weib und Künstlerin zu wählen — ich wählte das Weib!"

Er steht ein wenig von ihr entfernt und umfaßt mit einem großen Blick ihre ganze Erscheinung, als sähe er sie zum erstenmal und wolle ihr Bild voll in sich aufnehmen. Plötzlich nähert er sich ihr, ergreift ihre Hand und führt sie an seine Lippen. Überrascht zieht sie die Hand zurück. Bisher haben sie niemals persönliche Dinge miteinander besprochen, standen sich ganz fremd gegenüber, und nach seinem zugeknöpften Wesen und den über ihn umlaufenden Gerüchten hat sie ihn für einen verknöcherten Junggesellen, einen Weiberfeind gehalten.

Betroffen blickt sie ihm nach, während er mit stummer Verbeugung das Atelier

verläßt. Sie ertappt sich auf einem Gefühle der Enttäuschung: sie hatte gehofft, er werde auf ihre Erklärung, daß sie sich zunächst als Weib fühle, mit einem Lob ihres Talentes ihr Künstlertum verteidigen. Statt dessen hat er ihr die Hand geküßt. Prüfend betrachtet sie ihr Gemälde; es ist ein guter Kopf voll lebendigem Ausdruck, nur die Technik läßt noch manches zu wünschen übrig. Aber sie ist ja noch Schülerin, und für ein Genie hat sie sich niemals gehalten.

Sinnend tritt sie den Heimweg an. Ihr Gemüt hat sich infolge des Gesprächs einigermaßen beruhigt; in ihres Lehrers vollem, tiefem, eintönigem Organ liegt etwas Beschwichtigendes. In ihrem schwer erkämpften Entschluß hat er sie nicht wankend gemacht: Kornelli darf nicht mehr ins Haus kommen. Noch einmal, übermorgen — und dann will sie ihm zugleich sagen, daß es das letzte Mal ist. Wahrscheinlich wird er ihr eine Scene machen. Ach, weiß Gott — ihr selber wird das Herz bluten; sie ist sich bewußt, was sie verliert! Er freilich, er verliert mehr: sein geistiges Heim, die Zuflucht aus seiner unwirtlichen Häuslichkeit, seine beste Anregung, das empfängliche Gemüt, dem er alles vertrauen, vor dem er all seinen Geist ausstrahlen lassen durfte. Und seine Helferin! Nein, das nicht. Sie will weiter helfen nach ihren schwachen Kräften, der Frau geben, soviel sie erübrigen kann. Denn was sie ihm gab, brauchte er vielleicht für sich selber; in seiner gedankenlosen unsystematischen Weise mochte er es schon, ehe er heimkam, für einen Kunstgegenstand ausgegeben haben. Und ihre Kasse ist nicht unerschöpflich, das Gut nicht hypothekenfrei; sie darf sich wohlhabend, aber nicht reich nennen. Wie soll sie eine aus acht Personen bestehende Familie so nebenbei ernähren! Sie kann nur beisteuern.

Wie sie sich vor übermorgen fürchtet! Aber es muß sein. Sie sieht seine großen blaugrauen Augen mit dem Ausdruck namenloser Bestürzung auf sich gerichtet, bitterer Schmerz malt sich in seinen Zügen. Es ist ja nicht eine Spur von Selbstbeherrschung in diesem Manne; harmlos, aber auch plan- und willenlos ergiebt er sich dem Augenblicke. Der, in dessen Lebenskreise eine solche Natur sich einnistet, wird unrettbar in ihre Unordnung hineingerissen; die von keinem festen Willen befehligten Hände kehren das Unterste zu oberst. Hildegard muß sich wehren, muß aufräumen, koste es sie und ihn auch, was es wolle.

Sie verläßt die heißen Straßen und biegt in die Erlenpromenade ein. Der grüne Schatten lockt, aber er trügt; auch unter den hohen alten Bäumen lagert die glühende Julihitze. Entnervend dringt sie in alle Poren, lähmt Geist und Körper. Doch auch dieser Macht will Hildegard nicht erliegen; schnell schreitet sie vorwärts. Hier ist ihr Heim. Rasch eilt sie die breite Haustreppe empor und tritt durch die offene steinerne Vorhalle ins Haus.

Ah — welch erfrischende Kühle! In einem hellen, frischgewaschenen, steif abstehenden Kattunkleide, das ihre breite, eckige Gestalt noch ungraziöser erscheinen läßt, kommt Mathilde Dornach, zum Ausgehen gerüstet, der Eintretenden entgegen. Von ihrer nüchtern freundlichen Erscheinung muß wohl diese köstliche Kühle ausstrahlen.

„Mathilde," sagt Hildegard tief aufatmend, „übermorgen nehme ich die letzte Zeichenstunde bei Herrn Kornelli!"

„Dieser Heroismus!" lächelt Mathilde. „Ich habe, bevor ich den rechten für meine Begabung fand, dreimal meinen Mallehrer gewechselt: es gab jedes Mal einen etwas peinlichen Moment — was weiter?!"

Sie nickt Hildegard freundlich zu und geht nach der Vorhalle.

„Einen etwas peinlichen Moment!" wiederholt sich Hildegard, während sie die Treppen hinaufsteigt. „Guter Gott — das waren sicherlich keine Kornellis!"

— — — — — — — — — — —

Zwei Tage später sitzt Hildegard an ihrem Arbeitstisch und zeichnet nach einem

Holzschnitt die Muskulatur eines Armes. Es ist vier Uhr nachmittags; die Fenster sind geschlossen, und mäßige Kühle herrscht in dem nach Norden gelegenen Zimmer.

Soeben hat Kornelli ihr die einzelnen Muskeln und Sehnen erklärt, und schweigend führt sie die mit chinesischer Tusche getränkte Zeichenfeder über das Papier. Aber ihre Linien sind unsicher; die zarten Muskelfasern sehen aus, als seien sie in zitternde Bewegung versetzt. Wie herrlich er heut wieder erzählt — von seinen Studienjahren in Rom, von den dortigen Festen der deutschen Künstler. Er malt mit Worten, alles steht farbig und plastisch da. Er springt auf, ahmt seinen ehemaligen Studienfreunden nach; mit allen ihren Liebenswürdigkeiten und Schrullen läßt er sie, einen nach dem anderen, vor Hildegard aufmarschieren und vergleicht ihre verschiedenen Auffassungen, in denen sich das große tote und das bunte lebende Rom so eigenartig spiegelt. Und dann erzählt er, was aus ihnen geworden ist, wohin das Leben sie verschlagen, wie es sie umgeformt hat. Hingerissen horcht Hildegard; dann plötzlich fällt ihr kalt und schwer der Gedanke des Scheidens aufs Herz; sie hört seine melodische Stimme, aber sie weiß nicht, was er spricht. Es ist aus, sagt sie sich, zum letztenmal freue ich mich seiner. Ade, ihr schönen Stunden voll geistiger Erfrischung — ich habe euch nicht zu teuer bezahlt! Und muß es denn wirklich sein? Warum?

„Puh, es ist heiß!" unterbricht er sich, knüpft Binde und Kragen ab und legt sie auf den Tisch. Der kräftige, rötlichweiße, blaugeaderte Hals kommt bis zur Halsgrube zum Vorschein.

Im selben Moment klopft das Dienstmädchen und tritt mit der Frage ein, wann sie dem gnädigen Fräulein einen Wagen besorgen dürfe. Dabei wirft sie einen Blick auf Kornelli, der mit entblößtem Halse und offener Weste harmlos dreinblickend dasitzt. Das Mädchen errötet und verbeißt gewaltsam das Lachen.

Hildegard wird glühend heiß. „Um fünf Uhr!" erwidert sie dem Mädchen und entläßt es. Wieder nur eine Äußerlichkeit! Aber Hildegard ist empört, alles kocht in ihr. Wird das Mädchen nicht darüber reden, wie es Kornelli bei ihr gefunden? Gewiß, und so entsteht der Klatsch, die Verleumdung, so geht eines ehrlichen Weibes Ruf zu Grunde — an einer Unordnung, die sie geduldet. Er muß fort! Selbst wenn sie ihm die ernste Seite des Schicklichkeitsgesetzes klar zu machen suchte — er würde sie voll Verwunderung auslachen und sich im nächsten Augenblicke einer anderen Unart schuldig machen. Es ist beschlossen, er muß sich darein finden!

„Aus allen meinen Genossen," nimmt Kornelli wieder auf, „ist mehr geworden als aus mir. Wissen Sie, warum, Fräulein Hildegard? Trauen Sie mir weniger Talent zu als einem dieser berühmten Professoren, dieser glatten Porträtmaler, die Tausende für eine mittelmäßige Arbeit verlangen dürfen? Sprechen Sie!"

„Nein," sagt Hildegard gepreßt, ohne aufzusehen.

„Ich besitze vielleicht eine größere Begabung als sie alle, selbst als Ihr Herr von Tressow, dessen elegante Villa von den Preisen seiner Bilder Zeugnis ablegt. Hätte er gethan, was ich that, hätte er sich früh an ein armes Mädchen gebunden und sich als armer Zeichenlehrer verheiratet wie ich —"

Er stützt die Hände auf die Knie und starrt vor sich hin.

„Früh heiraten — jetzt kommt's aus der Mode. Für einen armen Künstler ist es Mord an seinem Genie. Die Sorgen, das Kindergeschrei, die Frau, die geistig nicht mitgeht, die selber verkommt in dem kleinlichen Haushaltseinerlei — alles das schlingt sich um seine Glieder, lastet wie Blei — und der Genius verlernt das Fliegen. Und dann entflieht man aus diesem Elend, da steht das Wirtshaus am Wege —"

Er holt tief und zitternd Atem und stellt sich wie ein Beichtender mit gefalteten Händen vor sie hin.

„Ich habe getrunken, Fräulein Hildegard," sagt er leise, „nein, erschrecken Sie sich nicht, ich trinke nicht mehr. Ich habe ja jetzt Sie. Zu Ihnen kann ich mich flüchten, in diese reine Luft, in dieses Paradies. Sie haben mich zu einem besseren Menschen gemacht. Was Sie dazu gethan haben? Sie sind, ich darf zu Ihnen kommen und ein Mensch sein. Bei Ihnen bin ich, wie ich damals in Rom war. Wie es einmal werden soll, wenn ich Sie verliere —"

Es ist Hildegard, als ziehe sich in ihrer Brust etwas zusammen; nur keuchend kann sie Atem schöpfen. Ihre Hand bebt, die Feder entfällt ihr und rollt, schwarze Flecken hinterlassend, über das Papier. Ein Kampf erhebt sich in ihr — das Mitleid mit ihm drängt ihr Thränen in die Augen, aber ihr Gefühl lehnt sich gegen seine Unmännlichkeit auf, die sein Schicksal in ihre Hand legen möchte. Wie soll sie diese Verantwortung tragen? Und doch — wäre es nach allem, was er gesagt, nicht unmenschlich, ihn zu verstoßen?

Warum ich — ich? O, hätte ich nie Teilnahme für ihn gehabt, wäre ich hart, hart wie ein Fels — hätte ich ihn nie gesehen, nie sprechen hören!

„Herr Kornelli," sagt sie laut mit Anstrengung, „Sie haben Kinder!"

„Ach ja — leider verstehe ich mich nicht auf Kinder. Sie sind mir lieb, aber sie sind mir eine Last. Ich weiß nichts mit ihnen anzufangen. Wenn sie größer sind, vielleicht. Pah, Zukunft — wer glaubt noch daran! Sie hat mir genug Seifenblasen vorgemacht. Ich halte es mit der Gegenwart, und meine Gegenwart sind Sie. Wenn es nur so bleibt, wie es jetzt ist — ich will Sie ja nur sehen, mit Ihnen sprechen — Sie sind mein Licht, meine Erde, meine Luft — und wenn diese Welt einmal untergeht, so gehe ich mit ihr unter. Nach mir sei, was da will —"

Er steht immer noch vor ihr; er spricht wie ein Betender in Ekstase, ohne jedes Verlangen. Nicht einmal ihre Hand berührt er.

Zitternd versucht sie zu antworten. Endlich findet sie die Worte wieder.

„Sie rasen," sagt sie; „solch eine Sprache darf und will ich nicht hören. Ich weiß, Sie reden von Freundschaft, aber Ihre Überschwenglichkeit stößt mich ab —"

Ihre Worte erscheinen ihr selbst unsäglich albern, aber sie weiß nichts Besseres. Mit beiden Händen schiebt sie den Tisch von sich und steht auf; kaum hält sie sich auf den wankenden Knien. Sie drückt auf die Schelle.

„Weil Sie zu bescheiden sind," erwidert er naiv. „Aber wenn ich nicht einmal Ihnen sagen darf, wie mir ums Herz ist —!"

Mit treuherziger Innigkeit blickt er sie an. Sie wendet ihr erblaßtes Gesicht ab.

Das Dienstmädchen klopft abermals und meldet, daß der Wagen vorgefahren ist.

„Die Stunde ist aus, Herr Kornelli," sagt Hildegard erzwungen ruhig; „ich will ausfahren."

Sie steht und wartet auf sein Fortgehen. Unter dem Fenster stampfen ungeduldig die Pferde. Kornelli jedoch hat beide Hände in die Taschen gesteckt und geht gedankenvoll auf und ab.

„Adieu, Herr Kornelli!" sagt sie nach einer Pause und geht hinaus. Wenn ich fort bin, muß er doch gehen, denkt sie. Sie holt Hut, Schirm und Handschuhe aus ihrem Schlafzimmer und jagt wie gehetzt die Treppen hinab. Sie hatte in der Stadt Besorgungen machen wollen, aber jetzt fällt ihr nichts davon ein. Der Kutscher grüßt und öffnet den Wagenschlag.

„Wohin, Madame?"

Sie blickt ihn wie geistesabwesend an.

„Nach — in den englischen Park!"

Es ist einerlei, wohin; sie sieht ja doch nicht, was alles an ihr vorüberfliegt. Häuser, Bäume — dort breitet sich ein Teich, auf dem weiße Kelche schwimmen — jetzt rauscht es neben ihr wie ein Flüßchen. Über ihr wölbt das Laubdach der Alleen seine gotischen Bogen; Equipagen und Reiter stürmen vorbei —

Hildegard bemerkt sie nicht. Mit gerungenen Händen starrt sie vor sich hin. „Mein Gott, was soll ich thun!“

Ihn fortschicken, spricht etwas in ihr. Daß du dies hast anhören müssen, ist bereits zu viel. Du hättest ihn nicht aussprechen lassen, ihm gleich sagen sollen, daß er nie wiederkommen dürfe. Diese Unordnung hat schon Macht über dein Leben gewonnen. Was ist das für ein Jubeln in dem tiefsten Winkel deines Herzens? Mitten in dem Grauen vor seiner Aufdringlichkeit kam dir die Gewißheit, daß er dich liebt, wie du nie geliebt worden bist, beseligend zum Bewußtsein. Darfst du das dulden? Darf dieses zärtliche Mitleid, das dir verbot, ihn fortzuschicken — darf es in dir zu Worte kommen?

Ja, da ist er wieder, dieser Jubel. All ihre wilde Pein möchte sie mit einem lauten Aufjauchzen übertönen. Wieder hört sie seine anbetenden Worte, seine weiche, melodische Stimme; sieht seine feuchten, liebevollen Augen, den feinen, geschwungenen Mund mit der leicht vorgeschobenen Unterlippe, das schnelle Pulsieren der bläulichen Schlagader an dem entblößten Halse. Sie wirft sich ins Wagenpolster zurück und drückt die Augen fest zu, als könne sie so das gefährliche Bild vertreiben —

Jetzt weiß sie, daß das Schlimmste wahr geworden ist. Sie liebt Arnold Kornelli. Leise stöhnt sie auf und sitzt matt, geschlossenen Auges da, eine Überwundene.

Der Wagen fährt langsamer, knirschend drehen sich die Räder im Sande.

„Soll ich wenden?“ ruft der Kutscher.

Hildegard fährt aus ihrer Träumerei empor. „Ja — wenden!“

Nun geht es zurück. Dieselben Bäume, Weiher, Bänke fliegen vorüber; Hildegard zwingt sich, auf ihre Umgebung zu achten; alles scheint ihr fremd und neu. Und immer wieder kommen die Träume und umhüllen die Wirklichkeit wie mit einem Nebel. Was ist Traum, was Wirklichkeit? Alles wogt durcheinander; als hätte sie Gift getrunken, so kocht das Blut in ihren Adern.

Nein, dieser Zustand darf nicht dauern, nicht eine Stunde länger. Ehe dieses verbrecherische Gefühl sie ganz umstrickt, ehe es ihr Pflichtbewußtsein völlig lähmt und ertötet, muß sie Ordnung schaffen. Brieflich will sie das Abschiedswort aussprechen und zugleich seiner Frau das Versprechen geben, sich auch ferner ihrer anzunehmen. Jeder persönliche Verkehr jedoch muß aufhören. Beide müssen sich überwinden, beide ohne die seligen Stunden weiter leben, in denen ihre Geister sich fanden — damit nicht auch die Herzen sich finden.

Der Wagen hält. Schon wieder daheim? Hildegard steigt aus, sucht in nervöser Hast nach ihrer Geldtasche und zahlt dem Kutscher zuerst die Hälfte, sodann das Doppelte der Taxe. Sie stürmt ins Haus, die Treppen hinauf. Hätte sie nur erst den Brief geschrieben! Bertha und einige andere Pensionärinnen, zwei der alten Fräulein Ostrup an der Spitze, begegnen ihr auf der Treppe; sie wollen einen Ausflug machen. Beim Anblick Hildegards stoßen die jungen Damen sich an — sie sieht so sonderbar verstört aus —!

Hildegard merkt es nicht. Sie ist in ihrem Schlafzimmer angelangt und wirft Hut und Schirm aufs Bett; dann tritt sie horchend an die Tapetenthür, die in ihr Wohnzimmer führt. Alles ist still. Ja, er muß fort sein.

Sie tritt ein — und fährt im nächsten Augenblick zurück. Auf dem persisch gemusterten Plüschsofa liegt Kornelli lang ausgestreckt, die Hände hinter dem Kopf gefaltet. Seine Füße stecken in gestreiften Socken, die an den Fersen und Spitzen grellfarbig gestopft sind; unordentlich hingeworfen liegen die Stiefeln auf dem Teppich.

„Ich bin noch da,“ sagt er gemütlich.

Soeben noch hat sie geglaubt, ihn niemals wiederzusehen. Und da ist er nun leibhaftig, wie er vorhin vor ihrem geistigen Auge gestanden. Von diesem Zimmer hat er Besitz ergriffen wie von ihrem Herzen.

Sein unvermuteter Anblick hat sie dermaßen erschreckt, daß sie gegen die Wand zurückgetaumelt ist. Ihr Gesicht ist totenblaß, sie fühlt seine Kälte. Da steht sie heftig atmend an die Wand gelehnt und deutet mit erhobener Hand nach der Thür, die auf den Korridor führt.

„Fort! gehen Sie fort!" keucht sie.

Verwundert blickt er sie an und richtet sich halb empor, indem er den Arm aufstützt.

„Wie — sieht so der Engel mit dem feurigen Schwert aus? Den habe ich mir anders gedacht. Keinen lichtblonden Lockenkopf mit Vergißmeinnichtaugen — nein, feuerrotes Haar hat er gehabt, gar nicht zu unterscheiden von dem Flammengezüngel seines unbarmherzigen Schwertes — — aber um Himmels willen, Hildegard, was ist Ihnen?"

Erst jetzt bemerkt er ihre erschreckende Blässe. Rasch springt er auf und eilt zu ihr; mit beiden Händen wehrt sie ab.

„Rühr mich nicht an!" schreit sie wild auf; „fort! fort!"

Fassungslos, entsetzt steht er vor ihr. Ist sie wahnsinnig geworden?

„Hildegard —!" sagt er leise und zitternd.

Sie wankt an ihren Arbeitstisch, läßt sich auf den davorstehenden Stuhl niedersinken und verbirgt ihr Gesicht auf den Armen. So bleibt sie eine Weile regungslos.

Nach einigen Minuten hat sie sich ein wenig gefaßt. Sie hebt den Kopf und stützt ihn auf die Hand. Kornelli steht neben ihr und blickt angstvoll auf sie nieder.

„Verzeihen Sie mein Ungestüm!" sagt sie mit gemäßigter Stimme, während ihr Herz wild klopft und ihre Brust sich krampfhaft schnell hebt und senkt. „Die verhaltene Aufregung — seit einigen Tagen — infolge meines Entschlusses —"

Ihr schwindelt, sie kämpft gewaltsam gegen eine Ohnmacht.

„Ich wollte es Ihnen schriftlich mitteilen," fährt sie fort, „aber nun — nach diesem — ist es besser, ich sage es Ihnen gleich. Sie sollen mich nicht mehr unterrichten — nicht mehr zu mir kommen, wir dürfen uns nie wiedersehen. Hören Sie mich? Wir dürfen uns niemals wiedersehen!"

Er blickt sie starr und verständnislos an. Dann geht er geräuschlos durchs Zimmer, holt einen Stuhl herbei und setzt sich neben sie.

„Überlegen Sie," sagt er sanft, „bedenken Sie, was Sie sagen wollten. Hier muß ein Mißverständnis vorliegen. Sie erklärten mir —"

„Daß unsere Zeichenstunden ein Ende haben müssen — daß wir zwei uns von heute an fremd sind — ja, das sagte ich!" ruft sie voll ungeduldiger Heftigkeit.

Langsam mit weit sich öffnenden Augen erhebt er sich und bleibt, beide Hände auf die Tischplatte stützend, stehen. Sie fühlt eine Art Trotz in sich aufsteigen, plötzlich wird sie sich ihrer Macht bewußt, und mit diesem Bewußtsein kehrt ihr ein Teil ihrer Kraft und Ruhe zurück.

„Wie schwer es mir wird, brauche ich Ihnen kaum zu sagen," spricht sie ernst und sieht ihn voll an. „Mein Herz hat an diesen Stunden gehangen wie das Ihre. Weshalb ich sie trotzdem aufgeben muß — — ich fürchte, es wäre vergeblich, Ihnen das zu erklären. Sie sind ein weltfremder Mensch, Sie begreifen nicht, was Sie einer Dame schuldig sind, wie sehr Sie mich kompromittieren, indem Sie sich in meinem Heim bewegen, als sei es das Ihre. Selbst wenn Sie mir versprächen, sich von heute an mir gegenüber mehr zusammenzunehmen — es wäre zu spät. Wir sind schon im Munde der Leute. Und vielleicht könnten Sie Ihr Versprechen nicht einmal halten!"

Noch immer steht er regungslos.

„Ich werde Ihre Familie nicht verlassen," fährt sie erregter fort, denn sein starres Schweigen beunruhigt sie. „Auf irgend eine Weise werde ich mich mit Ihrer Frau in Verbindung setzen — und Ihre Kinder — ich will —"

Von seinem stieren Blick beängstigt, verwirrt sie sich.

„Es ist wohl das Beste, wenn Sie jetzt — wenn — wir einander Lebewohl sagen!“

Sie erhebt sich unsicher und streckt ihm die Hand hin.

Er lacht erst leise, dann heftiger. Seine ganze Gestalt wird erschüttert, die Schultern zucken unter diesem schrecklichen, hoffnungslosen Lachen.

„Also wirklich, wirklich? die Göttin verwandelt sich in das Weib — nein, in die Dame, die kleinliche, selbstische Dame, die nach den Leuten schielt und ihnen zu Gefallen leben will — o, wie traurig ist das, wenn die Gottheit ihr eigenes Bild zertrümmert!“

„Sprechen Sie nicht so!“ ruft Hildegard beleidigt und voll Schmerz. „Es ist nichts als Selbsterhaltungstrieb. Ich stehe allein da, ich muß mein Kleid sauber erhalten, darf mir nicht durch ein Hingeben an meine Neigungen die erste Lebensbedingung des ehrlichen Weibes abschneiden. Ehre verloren — alles verloren. Sie — Sie haben von Anfang an keine Rücksicht auf mich genommen, nur an sich selber denken Sie —“

Wieder lacht er. Es schaudert sie bis ins Herz hinein.

„Aber Sie — nicht wahr? — Sie denken einzig an mich! Was thut's, sagen Sie, was ist an dem Lump, dem Kornelli, verloren — opfern wir ihn auf! Freilich, diese Zuflucht ist ihm alles, alles; er lebt nur hier, sein Herz, sein Geist wurzelt hier. Sein übriges Leben ist eine Wüste, ohne Schatten, ohne Erfrischung; in dieser Oase findet er Rast auf zwei glückliche Stunden, und um dieser Stunden willen schleppt er sich durch die lange, jammervolle Woche hindurch. Pah, was kümmert das mich! Laß den Paria zusehen, wo er unterschlupft. Die Welt zuckt die Achseln; folglich — hinaus mit ihm!“

„Kornelli!“ stöhnt Hildegard, „wenn Sie ahnten, wie Sie mich martern —“

„Ich — Sie?! Hildegard, ich kann ohne Sie nicht leben. Sie morden mich, wenn Sie mich fortschicken. Ich liebe Sie bis zum Wahnsinn —“

„Unglücklicher — denken Sie an Ihre Frau!“

„Meine Frau, die verliert nichts dabei, im Gegenteil. Seit ich zu Ihnen komme, bin ich sanft mit ihr, trinke nicht mehr. Was raube ich ihr denn — was verlange ich denn von Ihnen? Ich will hier sitzen, mit Ihnen plaudern. Das ist doch wenig. Und nun wollen Sie mir auch das noch nehmen? Hildegard, Sie dürfen nicht, laden Sie keine Sünde auf Ihr Gewissen! Behalten Sie mich!“

Er liegt zu ihren Füßen, seine Stimme klingt flehend und gebrochen, seine Augen stehen voll Thränen. Ihr ist, als sollte ihr das Herz brechen; aber sie bleibt fest.

„Stehen Sie auf — denken Sie doch nach! was sollte wohl aus unserem Verkehr werden, wenn ich jeden Augenblick daran erinnert würde, daß Sie, ein verheirateter Mann, mich lieben?! Unsere Unbefangenheit ist auf immer dahin. Das ist moralische Unordnung. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht weniger leide als Sie. Wir opfern uns beide zur Ehre der Sitte und des Menschenrechtes. Noch einmal — leben Sie wohl!“

Er springt auf; seine Augen treten aus ihren Höhlen. Die Hände geballt, steht er vor ihr.

„Weib, du treibst mich zum Äußersten! Willst du mich behalten?“ knirscht er durch die Zähne.

Entsetzt weicht Hildegard zurück. „Nein, nein!“ sagt sie heftig und streckt abwehrend die Hände gegen ihn aus.

Mit einer Hand faßt er ihre beiden Handgelenke und drückt das zitternde Mädchen zu Boden. Sein Kopf glüht, die Stirnadern treten dunkel hervor, Schaum steht vor seinem Munde. Er schleift die Widerstrebende auf ihren Knien zum Tisch.

„Lassen Sie mich — ich schreie um Hilfe!“ ächzt sie.

Er ergreift den neben ihrem Zeichenheft liegenden damaszierten Dolch.

„Willst du mich behalten?“ fragt er heiser und drohend.

„Hilfe!“ schreit Hildegard mit gellendem Ton. Er führt einen Stoß nach

ihr; sie hat sich schnell geduckt, und die scharfe Stahlklinge fährt ihr in die Schulter. Sie thut einen zweiten Schrei; als er das Messer wieder herauszieht, wird ihr schwarz vor den Augen. Wie im Traume sieht sie Kornelli die Waffe gegen sich selber zücken — dann vergehen ihr die Sinne.

— — — — — — — — — — — —

Nach einer Stunde öffnet Hildegard ein Paar fieberisch glänzende Augen. Über sie neigt sich Mathilde Dornachs thränenfeuchtes Gesicht. Wie ist sie nur in ihr Bett gekommen? Auch die Ankunft des Arztes, der sich an ihrer Schulter zu schaffen macht, ist ihr entgangen.

Eine verworrene Erinnerung an irgend einen Konflikt mit Kornelli steigt in ihr auf.

„Du — Mathilde," flüstert sie, „mit den Zeichenstunden habe ich aufgeräumt. Er kommt nicht wieder. Es war wirklich — ein etwas peinlicher Moment — "

* *
*

Der drückenden Julihitze ist ein wochenlanger Regen gefolgt. Von ihrem Lager aus hörte Hildegard fast nichts als sein eintöniges, melancholisches Geplätscher und das verdrossene Rauschen der nassen Erlen unter ihren Fenstern.

Mathilde Dornach hat es sich nicht nehmen lassen, die Verwundete zu pflegen, aber ihr Amt ist kein anstrengendes gewesen. Nur wenige Tage dauerte der Fieberzustand; dann begann die Heilung der Wunde. Und jetzt, nach kaum drei Wochen, geht Hildegard, den linken Arm in der Binde, schon wieder rüstig durch ihre Zimmer. Bleich ist sie freilich, noch viel bleicher als bisher, und ihr Ausdruck ist seltsam ernst und ruhig. Jetzt erst sieht man es ihr an, daß sie ihr drittes Jahrzehnt erreicht hat.

Nicht einmal zwei Wochen lang hat Mathilde Dornach ihr den Stand der Dinge verheimlichen können, und wie hat die geängstigte Pflegerin unter dem fortgesetzten Heucheln und Vertuschen gelitten, das sie den leidenschaftlichen Fragen und Erkundigungen ihrer Kranken entgegensetzen mußte! Nun weiß Hildegard, daß Arnold Kornelli nach zwei Tagen seiner Wunde erlegen ist, weiß, daß man in den Künstler- und Finanzkreisen der Stadt eine beträchtliche Summe für seine hinterbliebene Familie aufgebracht hat. Eins weiß sie nicht, aber sie ahnt es: die abenteuerlichen und nichtswürdigen Gerüchte, die ihr trauriges Erlebnis in den unglaublichsten Verzerrungen durch die Stadt tragen. Zuweilen denkt sie flüchtig darüber nach; eines solchen Ereignisses muß sich ja der Klatsch bemächtigen! Aber der Gedanke berührt sie nicht innerlich. Riesengroß steht ihr Leid vor ihr und bedeckt mit seinem Schatten alle übrigen Empfindungen. Zwar betrachtet sie Kornellis Tod nicht als ein Unglück, weder für ihn selbst, noch für seine Familie; ihm fehlte die erste Bedingung, glücklich zu sein und zu machen: der Wille.

Aber sie selbst hat verloren, sie glaubt sich bedauernswürdiger als seine Witwe, denn sie kannte und würdigte seine Eigenschaften besser, als jene beschränkte Alltagsnatur es vermochte. Sie empfindet einen ständigen Schmerz, jeden Augenblick gegenwärtig, durch keinerlei Beschäftigung auch nur auf eine Sekunde zu verdrängen. Wo sie bisher die frohe Regsamkeit einer haltlosen, aber genialen Männernatur beobachtete, da starrt ihr jetzt eine dunkle Lücke entgegen, die sich nicht schließen will, ja die weiter und weiter auseinander klafft, je länger sie hinblickt. Und in dem ununterbrochenen Jammer um ihren Verlust tritt immer aufs neue die Frage vor sie hin: War die Gottheit, der du ein so ungeheures Opfer gebracht hast, auch nicht etwa ein Götze — war sie eines solchen Opfers wert? Wo ist die Befriedigung, welche uns mitten im Schmerze durchdringt, wenn wir unser Teuerstes hingeben um einer großen Idee willen?

Und doch — sie weiß, sie hätte nicht anders handeln können. Die Forderung der Ordnung, wenn sie auch von außen herangetreten war — sie hatte in ihr

selber, in ihrer eigenen Natur gelegen, und der Ruf von draußen hatte sie nur geweckt, bevor sie von selbst aus kurzem Schlaf erwacht war. In ihr war die Ordnung stärker gewesen als die Liebe — die Kultur hatte über das Gefühl den Sieg davongetragen. Aber Hildegard glaubte fast an diesem Siege sterben zu müssen.

Unter den wenigen Getreuen, die den schwirrenden Verleumdungen entrüstet entgegentreten, und die bisher täglich Erkundigungen nach Hildegards Befinden eingezogen haben, ist Herr von Tressow der eifrigste. Trotz ihrer sonstigen Apathie ist Hildegard fast gerührt von Mathildes Berichten über seine thatkräftige Freundschaft und Teilnahme. Mathilde hatte ihm selbst das Ereignis schriftlich mitgeteilt, und seitdem ist er täglich im Empfangszimmer der Damen Ostrup erschienen, um sich seinen Krankenbericht von Mathilde selber zu holen. Ihren Erzählungen verdankt er einen tiefen Einblick in Hildegards und Kornellis Wesen.

Die Meinungen im Ostrupschen Hause sind geteilt. Die drei alten Damen sind schon aus Furcht für den Ruf ihres Pensionates von Hildegards Unschuld fest überzeugt, und mit ihr der größere Teil der Pensionärinnen. Vor ihrer Übermacht muß das Gezischel Berthas und ihrer Gesinnungsgenossinnen verstummen — wenigstens innerhalb der vier Wände des Pensionshauses. Aber draußen in der Stadt ist die böse Saat, die sie ausgestreut, üppig ins Kraut geschossen. Auch ein Mann von dem Rufe Egons von Tressow ist mit aller seiner Energie nicht im stande, den Klatsch zum Schweigen zu bringen.

Hildegard weiß, daß er es gewesen ist, der die Subskription zu gunsten der Hinterbliebenen Kornellis ins Werk gesetzt und sich selbst mit einem bedeutenden Betrag an die Spitze gestellt hat. Heute will sie ihn zum erstenmal persönlich empfangen, um ihm für alles danken zu können. Sie ist erregt; das Gespräch muß ja unvermeidlich ihre Herzenswunde berühren. Der Himmel hat sich ein wenig aufgehellt; zwischen dem grauflockigen Gewölk blickt ein Stückchen blauen Firmamentes hervor.

Jetzt schellt es draußen, und gleich darauf tritt Egon von Tressow ein. Der stattliche Mann ist fast so bleich wie Hildegard, und sein kurzer schwarzer Bart läßt diese Blässe noch auffallender hervortreten. Ohne seiner Bewegung völlig Herr zu werden, geht er rasch auf Hildegard zu und drückt einen langen Kuß auf ihre kühle Hand. Dann überreicht er ihr einen kleinen Strauß ausgesucht schöner Rosen, ein wahres Gartenwunder nach dem langen Regen. Sie atmet ihren Duft ein und legt sie vor sich auf den Tisch.

„Ich gerate immer tiefer in Ihre Schuld, Herr von Tressow,“ sagt sie mit schwankender Stimme, nachdem sie einander gegenüber Platz genommen. „Nicht nur für mich muß ich Ihnen danken — vor allem für jene armen —“

„Ich bitte,“ unterbricht er, und das ganze Zimmer ist von dem tiefen Klang erfüllt, „betrachten wir nicht diese Seite der Angelegenheit. Freilich ist es mir unmöglich, den Hauptzweck meines Besuches zu erfüllen, ohne das Unglück, das Sie betroffen, zu berühren — ja, ohne es zum Ausgangspunkt meiner Erörterung zu machen. Wenn Sie sich noch unfähig fühlen, dies zu ertragen, so will ich ein andermal wiederkommen.“

„Nein, danke,“ entgegnet Hildegard, von seiner Ritterlichkeit angenehm berührt, „Sie sind wohlmeinend und verständnisvoll; von Ihnen kann ich alles hören.“

Mitleidig beobachtet er das rasch aufflammende und erlöschende Erröten ihres eingefallenen Gesichtes.

„Ich muß auf unser Gespräch zurückgreifen,“ sagt er gedämpft, „in welchem Sie mir den Wunsch andeuteten, Ihre Zeichenstunden aufzugeben. Erst an jenem Tage begann ich — ich schäme mich, es zu sagen, Fräulein Hildegard! — Anteil an Ihrer Person zu nehmen und mich

demnach über Ihren Zeichenlehrer zu erkundigen. Wäre ich nicht ein halbes Jahr lang so unbegreiflich blind und teilnahmlos gewesen — ich hätte ihn früher gekannt, hätte vielleicht noch rechtzeitig eingreifen können. Er und Sie — dieser Gegensatz mußte ihn ja anziehen. Und so kann ich nicht anders, als mich selbst als eine der Ursachen Ihrer traurigen Situation anzuklagen."

„Nein, nein, Herr von Tressow!" ruft Hildegard lebhaft, „das ist zu viel, das können Sie selber nicht glauben. Mit dieser subtilen Logik müßten Sie sich schließlich für alles Unheil, was in der Welt geschieht, verantwortlich machen. Sie wollen mir wohl, deshalb sagen Sie dies, um mein eigenes Gewissen zu entlasten. Aber das ist unnötig. So unglücklich ich mich auch fühle — ich kann nicht bereuen; ja, wenn ich alles dies noch einmal zu durchleben hätte, ich müßte unter tausend Schmerzen ebenso handeln. Die Sittlichkeit hat sich zu einem Stein verhärtet, den wir Konvenienz nennen; auf ihm opfern wir unser Bestes, schlagen wir uns die Stirn blutig, und unsere eigenen Seelen verhärten unter seiner Berührung. Ich — ich habe eine solche verhärtete Seele, und deshalb sage ich: Die Ursache alles dieses Jammers lag in — ihm selber —"

„Vielleicht," sagt Tressow leise und blickt auf Hildegards Hand, die nervös mit den Rosen spielt. „Und als Sie Ihren Entschluß faßten, war es zu spät — nicht nur in dieser einen Beziehung. Ich muß es Ihnen sagen: Ihr Opfer war ein vergebliches."

„Ja," sagt sie kalt, „man klatscht, das ließ sich erwarten."

„Nicht diese Gleichgültigkeit — bei Ihrer Anschauungsweise ist sie unnatürlich!" ruft der Maler mit ungewohntem Feuer. „Doch ich vergesse mich," fährt er ruhiger fort. „Es versteht sich, daß Ihnen im Vergleich zu Ihrem Unglück die üble Nachrede als etwas Nebensächliches und Kleinliches erscheint. Aber so erscheint es Ihnen nur jetzt, Fräulein Hildegard! Ich stellte Sie vor die Wahl zwischen Weib und Künstlerin — Sie wählten das Weib. Und so werden Sie, sobald Sie sich selber wiedergefunden haben, auch wieder als Weib empfinden und bitter unter der Meinung der Welt leiden müssen."

Gespannt, durchdringend blickt er ihr ins Gesicht; es zuckt schmerzlich.

„Warum sagen Sie mir das?" fragt sie gepreßt.

„Sie leiden schon jetzt darunter!" ruft er nahezu triumphierend. Dann senkt er den Kopf und fügt, ohne sie anzusehen, mit unterdrückter bebender Stimme hinzu:

„Sobald Sie einwilligen, meine Gattin zu werden, wird die Verleumdung verstummen!"

Hildegard erhebt sich langsam mit dem Ausdruck staunender Rührung. Ihre Pulse schlagen heftig. Und das ist wieder die alte elastische Hildegard, die da plötzlich an seiner Seite steht und mit lebhafter Bewegung seine kalte, zitternde Hand ergreift.

„Edler, guter, ritterlicher Freund!" sagt sie in überquellender Herzlichkeit. „Und Sie glauben wirklich, daß ich ein so großes Opfer annehmen könnte?"

„Es ist kein Opfer," versetzt er leise; „ich liebe Sie, Hildegard!"

Sie zuckt zusammen und blickt ernst in seine Augen. Ist das nur fromme Lüge? Nein, mehr noch als seine Worte sagen seine Blicke, und verwirrt senkt sie die ihren.

„Es — es scheint mein Unglück zu sein — die, die mich lieb haben — betrüben zu müssen," stammelt sie und holt tief Atem. „Vertrauen gegen Vertrauen: ich habe Arnold Kornelli geliebt!"

Tressow wendet sich rasch gegen das Fenster und blickt stumm hinaus. An der Bewegung seiner Schultern sieht sie, wie schwer seine Brust arbeitet. Endlich kehrt er ihr sein bleiches Gesicht zu.

„So werden Sie mein Weib vor der Welt," sagt er. „Eines Tages werden Sie mich lieben lernen — bis dahin will ich Geduld haben."

Er sieht nicht aus wie eine Verkörperung der Geduld. Trotz seiner gewaltsamen Anstrengung, sich zu beherrschen, flammen seine Blicke voll verzehrender Leidenschaft in die ihren hinüber.

Mit gefalteten Händen steht sie vor ihm und blickt fast andächtig zu ihm empor.

„Gott gebe, daß ich einst Ihre Güte verdiene," sagt sie. „Sie schenken mir den ersten freundlichen Tag nach meinem Verlust; es scheint sich doch noch zu lohnen, weiterzuleben."

Sie läßt die linke Hand wieder in die Binde zurücksinken, geht einigemal im Zimmer auf und ab und bleibt sodann aufs neue vor ihm stehen.

„Ich habe," sagt sie ernst und einfach, „der Ordnung mein Opfer gebracht — nicht nur der gesellschaftlichen, auch der meines eigenen Inneren. Ob ich Recht oder Unrecht gethan habe, das weiß Gott allein — ich that, was ich mußte, was meine Natur unerbittlich von mir forderte. Würde ich wohl dieser Ordnungsliebe gemäß handeln, wenn ich mich entschlösse, die Ihre zu werden, solange der Tote in meinem Herzen die erste Stelle einnimmt?"

Im Kampfe mit sich selber steht er schweigend da. Dann wie in plötzlichem Entschlusse streckt er ihr die Hand hin. Seine Züge haben ihre undurchdringliche Ruhe wiedergewonnen.

„Sie haben recht," sagt er ernst, aber nicht traurig. „Ich füge mich — bis auf weiteres; bis dahin mag dies Thema ruhen."

Er nimmt seinen Hut.

„Wann darf ich wiederkommen?"

„Morgen — übermorgen — wann Sie wollen!"

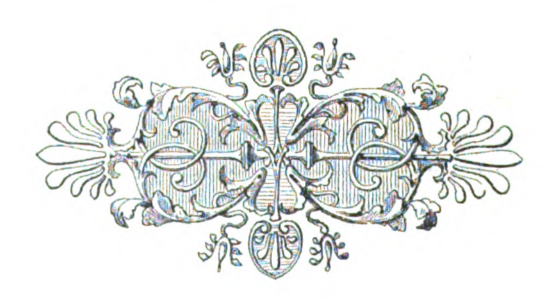
Er geht nach der Thür. Den Drücker in der Hand, kehrt er sich noch einmal um. Hildegard steht mitten im Zimmer und blickt ihm nach; ihr blasses Gesicht ist von einem Strahl freundlicher Dankbarkeit verklärt — ein Zeichen wiederkehrenden Lebensmutes.

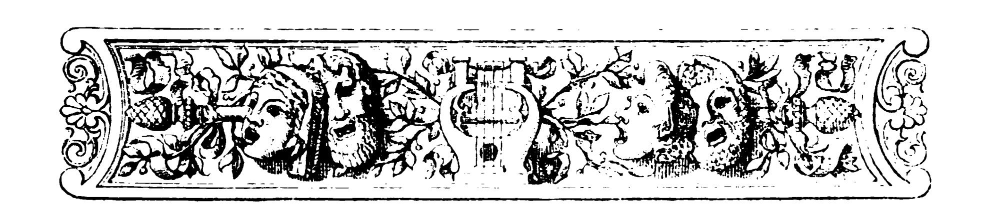
„Auf morgen also!" sagt er.

„Auf morgen!"

Er schließt die Thür hinter sich. Und wie er draußen ist, blickt er nach dem Himmel. Noch immer lagern die Wolken um das Fleckchen Blau, aber es ist schon ein wenig gewachsen. Langsam, langsam dehnt es sich aus, und die Sonne wird vielleicht dereinst die letzten Wolkenschatten verzehren.

Nur Geduld!





Karl Maria von Weber.

Von

August Reißmann.



Weil für das vollendete Kunstwerk als Hauptbedingung gilt, daß es den höchst erreichbaren Grad des künstlerischen Schaffensvermögens bezeugt, so entsteht zu leicht der Irrtum, als sei ein Fortschritt in der Entwickelung der Künste nur bis auf einen gewissen Grad möglich, diese vielmehr mit einer Reihe von Kunstwerken abgeschlossen, welche höchstens nur noch als Vorbilder zur getreuen Nachahmung dienen könnten, und diese Anschauung hat allen wirklichen Neuschöpfungen den Eingang außerordentlich erschwert. Daß sie irrig ist, läßt sich namentlich bei der Musik sehr leicht erweisen. Ihr liefert die gesamte Innerlichkeit des Menschen den Inhalt, und weil sie in fast ununterbrochenem Wechsel begriffen ist, zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern und Individuen immer anders sich darstellt, so müssen auch die dadurch erzeugten Kunstschöpfungen immer neue Gestalt annehmen, in immer veränderten Formen sich äußern. Die unendliche Fülle von Strömungen, in denen das Innere des Menschen sich ergießt, erzeugt auch nach verschiedenen Richtungen sich wendende Äußerungen desselben, die wohl durch eine Reihe von Meistern angeregt und zur höchsten Höhe geführt werden, nicht aber so, daß damit die Kunstentwickelung selbst ihre höchste Stufe und ihren Abschluß erreichte.

Nachdem im vorigen Jahrhundert gottbegnadete Meister den großen und gewaltigen Ideen von Gott und Welt in klingenden Tonformen monumentale Gestalt gegeben hatten, begannen am Ausgange des Jahrhunderts die romantischen Ideale das Leben und dementsprechend auch das Kunstwerk entscheidend zu beeinflussen. Die phantastisch aufgebaute romantische Welt mit ihren Elfen und Kobolden, den Riesen und Zwergen, den Wasser- und Erdgeistern lieferte gerade der Tonkunst geeignete Stoffe für ihre Darstellung. Das wesen- und körperlose Element des Klanges ist am besten geeignet, der Phantasie den Zauber der Märchenwelt aller Zeiten und Völker, die Schrecken der von finsteren Dämonen beherrschten Traumwelt zu vermitteln. Der erste Meister, der die Gestaltung dieses neuen Inhalts zur Lebensaufgabe machte, ist Karl Maria v. Weber, dessen Lebens- und Bildungsgang ihn früh in diese Richtung führte.

Sein Vater, Anton Franz v. Weber, war ihr bereits so verfallen, daß er seine ehrenvolle Stellung als fürstbischöflich hildesheimischer Verwaltungsbeamter aufgab (1767), um ganz der Musik zu leben. Nachdem er mehrere Jahre als Musikdirektor und Theaterunternehmer in verschiedenen Orten gewirkt hatte, kam er (1785) nach Wien, um für seine beiden Söhne aus erster Ehe, Fridolin (Fritz) und Edmund, die beide Talent für Musik zeigten, den Unterricht von Josef Haydn

zu gewinnen. Die Mutter der beiden, seine erste Frau, war 1783 gestorben und so verheiratete er sich in Wien 1785 am 20. August mit Genofeva v. Brenner, welche ihm in Eutin im Oldenburgischen, wohin er als Stadtpfeifer, mit dem Privilegium, in „Stadt und Land Musik zu machen", gegangen war, am 18. Dezember 1786 den Sohn gebar, der in der Taufe die Namen Karl Maria Friedrich Ernst erhielt.

Schon im folgenden Jahre verließ der Vater auch diese Stelle, ging mit einer von ihm organisierten Schauspielergesellschaft auf Reisen und nahm erst 1796 wieder einen festen Wohnsitz, und zwar in Hildburghausen.

Hier gewann Karl Maria in dem Organisten J. P. Heuschkel den Lehrer, welchem er, nach seiner Selbstbiographie, „den wahren festen Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Klavier und gleiche Ausbildung beider Hände zu verdanken hat". Nach der damaligen Praxis wurde mit dem Klavierunterricht auch der im sogenannten Generalbaß verbunden, und so darf es nicht überraschen, daß, als der Knabe im nächsten Jahre als Mitglied des fürstbischöflichen Kapellinstitutes in Salzburg, wo der Vater das Theater übernommen hatte, den Unterricht von Michael Haydn genoß, er bereits „Sechs Fughetten" schrieb, die einen gewissen Grad kontrapunktischer Fertigkeit verraten. Sie wurden noch in demselben Jahre bei Mayr in Salzburg gedruckt und lenkten bereits die Aufmerksamkeit verschiedener Musikkreise auf den reichbegabten Knaben.

Da der Vater wohl mit den Erfolgen, nicht aber mit der Richtung, die er bei Michael Haydn einschlug, einverstanden sich zu erklären vermochte, so wandte er sich gegen Ende des Jahres nach München, wo die kurfürstliche Oper (mit der berühmten ehemaligen Mannheimer Kapelle) im Flor stand. Hier fand er an Joh. Nep. Kalcher wiederum einen Lehrer für seinen Sohn, dessen Unterweisung dieser wieder in seiner erwähnten biographischen Skizze einen bedeutenden Anteil an seinem Können zugesteht. Der greise Opernsänger Evangelist Walliser, welcher unter dem Namen Valesi anfangs als Sänger und dann als Gesanglehrer großen Ruf genoß, erteilte ihm Gesangunterricht und machte ihn namentlich mit den Erfordernissen des dramatischen Gesanges bekannt, und von da an wandte er sich mit besonderem Eifer der dramatischen Musik überhaupt zu. Er schrieb seine erste Oper „Die Macht der Liebe und des Weins", die mit anderen Manuskripten bei Kalcher verbrannte, wo sie in einem Schrank aufbewahrt war. Da der Vater weder im stande war, weitere Werke seines Sohnes auf eigene Kosten zu verlegen, noch auch einen Verleger dafür fand, so verfolgte er mit lebhaftem Interesse die von Aloys Senefelder jener Zeit erfundene Herstellung der Noten durch Steindruck, mit welcher er in München bekannt geworden war. Karl Maria lithographierte sein Opus 2 „Variationen für Klavier und Pianoforte", und da er glaubte, das neue Verfahren verbessern zu können, so zog er mit seinem Vater 1800 nach Freiberg in Sachsen. Hier aber trafen sie mit dem Ritter v. Steinsberg und seiner Schauspieltruppe zusammen, und dieser Umstand mag hauptsächlich entscheidend dafür geworden sein, daß der junge Weber der neuen mechanischen Kunst des Lithographierens entsagte und zu der von Steinsberg gedichteten Oper „Das stumme Waldmädchen" die Musik schrieb. Die erste Aufführung der Oper erfolgte in Chemnitz im Oktober 1800, die in Freiberg erst am 24. November; und diese verwickelte den Komponisten in einen recht unerquicklichen Federkrieg, der ihm den Aufenthalt in dem Orte verleidete. Er verließ bald darauf mit seinem Vater die Stadt und unternahm eine Kunstreise, die 1801 in Salzburg endete. Hier schrieb er seine dritte Oper „Peter Schmoll und seine Nachbarn", die wahrscheinlich im März 1803 in Augsburg aufgeführt wurde, wo

sein Stiefbruder Edmund Musikdirektor war. Bereits im Juni finden wir beide in Wien, wo der junge Künstler in Abt Vogler den Lehrer fand, der wohl hauptsächlich bestimmend wurde für die Richtung, die er seitdem einschlug und mit Konsequenz verfolgte.

Obgleich dem geistlichen Stande angehörig, war Vogler doch der profanen Musik mehr zugethan als der geistlichen, zu deren Profanierung er nicht wenig beigetragen hat. Als Orgelspieler, als welcher er eines großen Rufes genoß, legte er seinen Orgelkonzerten Programme zu Grunde, nach welchen er auf der Orgel den Tod des Herzogs Leopold, den Einsturz der Mauern Jerichos, eine See-Schlacht, eine Überschwemmung u. dergl. schilderte. Auch seine Kompositionen und seine theoretischen Unterweisungen, mit denen er nicht ungewöhnliches Aufsehen erregte, waren in derselben Weise angelegt: zu verblüffen und zu täuschen. Keiner der bisherigen Lehrer Webers war so wie er bedacht gewesen, diesen auf das, was Effekt macht, hinzuweisen, und daß er damit dem Sohne wie dem Vater mehr entsprach als jene mit ihrer Unterweisung, zeigte sich sehr bald in den weiteren Arbeiten des jungen Künstlers.

Auf Empfehlung Voglers erhielt Karl Maria 1804 den Kapellmeisterposten am Stadttheater in Breslau, und hier begann er seine vierte Oper „Rübezahl“, die er indes nicht vollendete. Schon im Frühjahr 1806 war er durch mißliche äußere Verhältnisse veranlaßt, seine Stellung wieder aufzugeben, und da der ausbrechende Krieg die beabsichtigte Kunstreise unmöglich machte, so folgte er gern einer Einladung des Prinzen Eugen von Württemberg, der in Karlsruhe in Schlesien eine vortreffliche Kapelle unterhielt, zu deren Musikintendanten er ernannt wurde und für welche er seine beiden Sinfonien und ein Concertino für Horn schrieb.



Karl Maria v. Weber.

Im September 1806 wurde der Herzog zur Armee abberufen und sah sich im Februar 1807 veranlaßt, die Oper und Kapelle in Karlsruhe aufzulösen. Doch empfahl er seinen jungen Musik-Intendanten seinen Brüdern, dem König Friedrich von Württemberg und den Herzögen Wilhelm und Ludwig, und der letztere machte Weber zu seinem Privatsekretär. Leider waren aber die Vermögensverhältnisse seines neuen Herrn ebenso zerrüttet wie seine eigenen, und so erwuchsen ihm in dieser neuen Stellung Verhältnisse unangenehmster Art, die noch durch die unerwartete Ankunft seines Vaters verschlechtert wurden, so daß er sich schließlich gezwungen sah, wider seinen Willen am 26. Februar 1810 mit seinem Vater Stadt und Land zu verlassen, wobei ihnen die Weisung erteilt wurde, daß sie für ewige Zeiten aus Württem-

berg ausgewiesen seien und den Boden desselben niemals wieder betreten dürften.

Außer den bekannten „Six petites pièces à 4 mains (Opus 10), die er für den Unterricht im Hause des Herzogs schrieb, und der großen Es-dur-Polonaise sind die Oper „Sylvana“ und „Der erste Ton“ für Deklamation mit Chor und Orchester (Opus 14) als hervorragende Werke aus dieser Zeit zu erwähnen.

Die nächsten Jahre wurden für ihn zu Wanderjahren und als solche namentlich für die Ausbreitung seines Rufes und das Bekanntwerden seiner Kompositionen von Bedeutung. Er konzertierte und dirigierte in Mannheim, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt a. M. und anderen Orten. In letzterwähnter Stadt ging am 14. September seine Oper „Sylvana“ in Scene, und diese Aufführung wurde insofern von höchster Bedeutung für ihn, als er sich später mit der jungen reizenden Sängerin, welche dabei die Sylvana sang, Karoline Brandt, verheiratete. Seine inzwischen beendete Oper „Abu Hassan“ jetzt auch zur Aufführung zu bringen, gelang ihm nicht. Von großem Erfolg für ihn wurden dagegen die Konzerte, die er später in Darmstadt, Gießen, München, Prag, Leipzig, Gotha und Berlin gab. In der preußischen Residenz gelang es den lebhaften Anstrengungen der Freunde, die er sich hier bald erwarb, den Widerstand, den Iffland als Generaldirektor der Königlichen Schauspiele und der beiden Kapellmeister Bernhard Anselm Weber und Righini der Aufführung seiner Oper „Sylvana“ leisteten, zu brechen. Die Oper ging am 10. Juli 1812 mit Erfolg in Scene und erweiterte den Kreis seiner Berliner Freunde, die sich bereits der Hoffnung hingaben, ihn an Righinis Stelle, welcher, seiner zerrütteten Gesundheit aufzuhelfen, nach Bologna gegangen war, für Berlin gewinnen zu können, die sich leider nicht erfüllen sollte.

Von Leipzig aus, wo er am Neujahrstage 1813 seine Kantate „In seiner Ordnung schafft der Herr!“ dirigierte und sein Klavierkonzert (Nr. 2 in Es-dur) spielte, beabsichtigte er über Dresden, Prag, Wien nach Italien zu gehen, allein er blieb in Prag. Dort war die Kapellmeisterstelle am Theater durch Wenzel Müllers Abgang frei geworden, und Weber ließ sich bestimmen, vom 1. April an die Direktion der hier neu zu schaffenden Oper zu übernehmen.

Verschiedene Umstände wirkten indes mit, daß er auch in dieser Stellung nicht recht zur Ruhe kommen konnte. Obgleich er seine Verpflichtungen mit größter Gewissenhaftigkeit erfüllte, glaubte doch das Präsidium der Verwaltung des ständischen Theaters sich nicht zufrieden mit den erreichten Erfolgen erklären zu können, was zu Konflikten führte, die ihn veranlaßten, Ostern 1812 seine Stelle zu kündigen. Auch in anderer Weise war ihm dieser Aufenthalt in Prag zu einer Quelle schwerer Sorgen geworden. Die Frau des Tänzers Brunetti, die als Fräulein Therese Frey dem Ballett angehört hatte und jetzt als Schauspielerin thätig war, eine leichtfertige Kokette, hatte ihn zu umstricken gewußt und bereitete ihm vielen Kummer, der noch dadurch erhöht wurde, daß Fräulein Karoline Brandt, die er, wie bereits erwähnt, von Frankfurt aus kannte und die er für Prag engagiert hatte, allmählich von seinem Herzen Besitz nahm. Der jungen Sängerin scheint der Entschluß, sein Weib zu werden, nicht leicht geworden zu sein, und so erwuchsen ihm schwere Kämpfe und Seelenqualen, die seine ohnehin nicht gerade feste Gesundheit zu Zeiten ernstlich erschütterten. Auch als er am 15. Januar 1815 um Karolines Hand anhielt, vermochte ihm diese keine Zusage zu geben, sondern erbat sich noch eine längere Frist, die aber nur dazu führte, daß sie das Verhältnis mit ihm zu lösen sich entschloß, was ihn ganz unglücklich machte. Schließlich aber erkannte doch auch die Sängerin, daß ihr der junge Meister teurer geworden war, als sie sich selbst bisher hatte gestehen mögen; die Herzen fanden sich wieder, und am 19. November 1816, dem Geburtstage seiner Braut,

konnte Weber Karoline Brandt den Berliner Freunden, die im Hause des Professors Heinrich Lichtenstern zur Feier des Geburtstages der Künstlerin versammelt waren, als seine Verlobte vorstellen.

In Berlin eine Anstellung oder auch nur einen erbetenen Titel zu erringen, wurde trotz seiner Erfolge und der einflußreichen Freunde nicht möglich. Erst in Karlsbad, wohin er von Berlin aus reiste, wurde er mit dem Manne bekannt, der ihn energisch zu fördern wußte und ihm auch den erwünschten Wirkungskreis verschaffte, dem Grafen Heinrich Vitzthum, jener Zeit Intendant des Dresdener Hoftheaters. Ihm gelang es nach energischen Anstrengungen, die Berufung des Meisters zum Kapellmeister der deutschen Oper in Dresden durchzusetzen. Am 13. Januar 1817 traf Weber in Dresden ein, und nur zu bald mußte er erkennen, daß ihm auch diese Stellung nicht nur Freude, sondern im Gegenteil recht viele Kränkungen bereiten sollte. Aber er schuf doch in ihr jene Werke, mit denen er nicht nur einen Ehrenplatz in der vordersten Reihe der Geschichte, sondern auch im Herzen seines Volkes gewinnen sollte.

Unter den bisher von ihm geschaffenen Werken sind nur einige, welche bleibenden Wert gewannen, aber jedes einzelne wurde doch für seine Gesamtentwickelung insofern bedeutsam, als es dazu beitrug, ihn über seine eigensten Aufgaben und die Mittel für ihre Lösung zu immer größerer Klarheit zu führen. Seine frühesten Klavierwerke zeigen schon, daß er in stetiger Entwickelung des rein technischen Apparates in immer höherem Grade Herr wird und immer selbstbewußter den neuen, auf erhöhten Klangreiz berechneten Klavierstil herausbildet, so daß er damit schon Werke von einer gewissen monumentalen Bedeutung schafft, wie die Es-dur-Polonaise.

Denselben Zug nach mehr klangvoller Gestaltung der Formen zeigen auch schon seine dramatischen Werke, und bei ihnen überrascht auch bereits die Sicherheit, mit welcher der zum Jüngling heranreifende Knabe Situationen und Charaktere zu erfassen und, wenn auch nur leichthin, zu zeichnen versteht. In der Partitur der Oper „Peter Schmoll und seine Nachbarn“ begegnen wir schon auch einer gewissen künstlerischen Besonnenheit und Einsicht in betreff der Wahl der Instrumente, die ihn bald befähigten, durch eigentümliche Verbindung derselben so wundervolle Klänge zu mischen und berückende Effekte zu erzielen. Seine Vorliebe für nationale Musik bethätigt er in seiner Musik zu Schillers „Turandot“. In der Oper „Sylvana“ wird namentlich in den Jägerchören etwas von jenem Zauber geltend, der den ähnlichen im „Freischütz“ und in „Euryanthe“ zu solch beispiellosen Erfolgen verhalf. Größere Sorgfalt wie bisher wendete er auch den einzelnen Instrumenten zu, und es gelingt ihm schon, auch damit einzelne Effekte zu erzeugen, mit denen er sinneberückend wirkt. Jetzt schon beginnt das rein Klangliche solchen Reiz für ihn zu gewinnen, daß er ihm ganz besondere Pflege zuwendet. Dadurch wird gar bald auch seine Vokalmelodie mehr instrumental beeinflußt, und nicht durch die im Versgefüge sich geltend machende Sprachmelodie. Seine Liedmelodien sang er meist zur Guitarre und erhob sich dabei wenig über das Niveau des noblen Bänkelsanges, wie er seiner Zeit von Joh. Peter Schulz, Joh. André, Ferdinand Kauer, Wenzel Müller, Peter von Winter, Joseph Weigl, Friedrich Himmel u. a. gepflegt wurde. Höheren Wert erhalten nur die, denen er ein reizvolles Kolorit zu geben wußte, wie in erster Linie die meisten seiner Männerchöre.

Während eines Besuches bei dem Herzog von Gotha auf dessen Schloß Tonna (am 12. September 1814) schrieb er jene beiden Lieder für Männerstimmen aus Körners „Leier und Schwert“, und zwar „Lützows wilde Jagd“ und das „Schwertlied“, welche fast typisch für die ganze Gattung werden sollten. Abweichend von seiner bisherigen Weise der Melodiebildung, beobachtet er die Sprach-

accente ziemlich scharf, aber steigert sie nicht eigentlich zu einer selbständigen Vokalmelodie; er bildet ihr nur ein reizvolleres Kolorit an durch seine mehr instrumental wirkende Harmonik. Seine unmittelbaren Nachfolger auf diesem Gebiet, Konradin Kreutzer, Heinrich Marschner und andere, machten diese Weise zur fast herrschenden in der Männergesangslitteratur. Besondere Verwendung finden sie auch in des Meisters Kantate „Kampf und Sieg", die er zur Feier der Schlacht bei Belle Alliance (1815) schrieb, und in welcher er sich ganz als Schüler von Abt Vogler erweist und zugleich als erster genialer Vertreter der neuen Richtung, die gern die möglichst lebendige Illustration äußerer poetischer Vorgänge in überraschend und blendend ausgeführten Bildern unternimmt, selbst wenn ihr dabei die Formgestaltung geopfert werden muß. Wohl schreibt der jugendliche Meister auch noch Sonaten und Sinfonien und selbst Messen; allein er vermochte damit nur Bedeutung für die festere Begründung der einseitig weiter geführten Richtung, nicht aber auch für den Ausbau dieser Formen an sich zu gewinnen. Wie mit seiner „Aufforderung zum Tanz" und seiner E-dur-Polonaise und vor allem dem Konzertstück hat er die Klaviertechnik außerordentlich gefördert und zugleich den Weg zu immer freierer Verwendung des Klangwesens dieses Instrumentes erschließen helfen, doch ohne die Formen zu höherer und inhaltsreicherer Gestaltung zu führen.

Das gilt fast noch in höherem Maße vom Orchester, in dessen Klangwesen er sich nicht weniger tief eingelebt hatte, so daß er jedes einzelne Instrument desselben zur treuesten Charakteristik der Situationen und Personen verwenden konnte.

Dies zeigte er schon in seiner Musik zur „Preciosa" und mehr noch in seiner Oper „Der Freischütz", die er bereits im Juli 1817 begann, doch erst am 13. Mai 1820 beendete, da ihm auch hier seine amtliche Stellung nicht nur Arbeit, sondern auch Kränkungen mancherlei Art brachte, die ihm die Schaffenslust trübten. Der Kapellmeister der italienischen Oper, die bisher in Dresden fast ausschließlich vom Hofe gepflegt worden war, Morlacchi, ein unbedeutender Musiker, hatte sich die Gunst des Hofes und namentlich des Kabinettsministers Graf Einsiedel zu gewinnen gewußt, und so gelang es ihm sehr leicht, dem durch seine geniale Begabung ihm sehr lästigen Nebenbuhler Stellung und Amt in wahrhaft empörender Weise zu verbittern. Nur mit Anstrengung gelang es dem um Weber hochverdienten Intendanten Graf von Vitzthum, diesem das Prädikat „Kapellmeister" zu erwirken, damit der deutsche Meister nicht dem italienischen Ignoranten unterstellt blieb, was dieser beanspruchte.

Als der Graf um Verleihung des Civil-Verdienst-Ordens für seinen jungen Kapellmeister einkam, wurde er abschläglich beschieden, was den Grafen veranlaßte, seinen Abschied zu erbitten, den er aber diesmal noch nicht erhielt. Als Weber 1818 seine Oper „Sylvana" den Dresdenern vorführen wollte, wußte es Morlacchi zu verhindern, daß der Komponist die nötige Zeit zum Einstudieren gewann, so daß er sich schließlich veranlaßt sah, das Werk zurückzuziehen.

Auch Graf Vitzthum war des nutzlosen Kampfes müde geworden. Auf seine Veranlassung war die Festoper zur Vermählung des Prinzen Friedrich August mit der Erzherzogin Karoline von Österreich unserem Meister zu schreiben übertragen worden, und dieser hatte bereits den von dem Dichter Friedrich Kind verfaßten Text „Alcindor" erhalten, als ihm durch den Grafen die Mitteilung gemacht wurde, er sei seines Auftrages, die Vermählungsoper zu schreiben, entbunden, infolgedessen er (der Graf) seinen Abschied erbeten und erhalten habe.

Daß es den so tief gekränkten Meister mit freudiger Hoffnung erfüllte, als seine Berliner Freunde wieder seiner gedachten, ist erklärlich.

Graf Brühl, der Intendant der Berliner Oper, hatte den Wunsch geäußert, das

neuerbaute Berliner Schauspielhaus mit dem „Freischütz“ zu eröffnen, und Weber ging bereitwillig darauf ein. Doch wurde das Schauspielhaus mit einem Goetheschen Werke eröffnet, und noch ehe der „Freischütz“ in Scene ging, vorher am 15. März 1821 „Preciosa“ von P. A. Wolff mit Webers Musik gegeben, die ihm einen großen Triumph bereitete, aber auch seine Feinde rühriger machte, von Spontini unterstützt, der seit Mai 1820 als General-Intendant in Berlin mit der Schlauheit eines Italieners und der Rücksichtslosigkeit des Parvenus der italienischen Oper die Herrschaft sichern wollte und dem deutschen Meister als offener Feind gegenübertrat. Spontini hatte für den 14. Mai 1821 mit ganz ungewöhnlichem Pomp seine „Olympia“ in Scene gesetzt und einen fast beispiellosen Erfolg damit errungen, so daß selbst die zuversichtvollsten Freunde Webers doch etwas verzagt wurden. Allein dieser errang einen vollständigen Sieg über den Italiener; schon die dritte Vorstellung der „Olympia“ wurde von dem zahlreich erschienenen Publikum bedeutend kühler aufgenommen, während der „Freischütz“ immer mehr enthusiastische Freunde gewann. Aber auch dieser Erfolg vermochte seine Stellung in Dresden nicht zu verbessern. Gelang es ihm doch nur mit Überwindung von Schwierigkeiten aller Art, die man ihm entgegenstellte, seinen „Freischütz“ hier in Scene gehen zu sehen.

Er hatte von dem Pächter des Kärntnerthortheaters in Wien, Domeniko Barbaja, den Auftrag erhalten, eine Oper zu schreiben, und dafür das von Helmine v. Chezy verfaßte Textbuch „Euryanthe“ gewählt.

Um die Oper schreiben zu dürfen, bedurfte er der Erlaubnis seines Königs, und bei Einholung derselben hatte er sich bereit erklärt, den Auftrag Barbajas zurückzuweisen, wenn der König die Vollendung der Oper für Dresden als Huldigung für den Monarchen wünschen sollte. Das aber war in ziemlich demütigender Weise abgelehnt worden. Am 25. Januar 1822 kam mit großem Erfolg der „Freischütz“ in Dresden zur Aufführung, und am 10. Februar desselben Jahres ging der Meister nach Wien, wo er sein Werk in einer sehr verstümmelten Weise zu hören bekam und zum Benefiz für Wilhelmine Schröder dirigierte.

Am 25. Oktober 1823 ging hier dann auch seine „Euryanthe“ zum erstenmal in Scene und errang einen großen Erfolg, der indessen nicht andauerte. In anderen Städten, wie Frankfurt a. M., Prag, Kassel, blieb dieser fast ganz aus, was den Meister stark bedrückte. Die Berliner Aufführung, welche Graf Brühl sofort in Angriff genommen hatte, wußte Spontini zu hintertreiben; sie erfolgte erst am 23. Dezember 1825 unter des Meisters Leitung; auch hier hatte diese Oper nicht den erwarteten Erfolg. Dies wie seine zunehmende Kränklichkeit erfüllte ihn mit bangen Sorgen um das Geschick seiner Gattin und seiner beiden Knaben. Um so mehr Freude bereitete es ihm, als er von Paris wie von London Auftrag erhielt, Opern zu schreiben. Er entschied sich für London und verpflichtete sich, für den Pächter des Coventgarden-Theaters Charles Kemble die Oper „Oberon“ zu komponieren und diese wie seinen „Freischütz“, die „Preciosa“ u. a. zu dirigieren.

Am 5. März 1826 kam er in London an, das er lebend nicht wieder verlassen sollte. Wohl bereitete man ihm einen überaus freundlichen Empfang, und auch seine neue Oper „Oberon“, die am 12. April unter seiner Direktion zum erstenmal hier in Scene ging, hatte einen beispiellosen Erfolg, allein der erhoffte materielle Gewinn blieb weit hinter seinen Erwartungen zurück, was ihn tief schmerzte. Mit wachsender Macht ergriff ihn die Sehnsucht nach den Seinen, und im Widerspruch mit seinen Freunden hatte er den 6. Juni für die Rückreise festgesetzt; allein dieser fand ihn bereits nicht mehr unter den Lebenden. In der Nacht zuvor, am 5. Juni 1826, war er sanft entschlafen. In der Moorfieldskirche erfolgte seine Beisetzung am 21. Juni unter allge-

meiner Teilnahme, und erst achtzehn Jahre später wurde er auf vaterländischen Boden übergeführt und am 15. Dezember 1844 auf dem katholischen Friedhof in Dresden begraben.

Wie der Meister unter dem Einfluß der romantischen Ideale namentlich den Instrumentalstil, sowohl als Klavier- wie als Orchesterstil, in dem Bestreben, ihn immer glänzender auszustatten, umgestaltet und dementsprechend auch den Vokalstil, ist hier an verschiedenen Stellen gezeigt worden. Vollständig ausgebildet und zu entsprechender Wirkung gebracht, sollte dieser neue Stil erst in seinen letzten drei Opern: „Der Freischütz", „Euryanthe" und „Oberon" erscheinen.

Mit dem „Freischütz" hatte Weber nicht nur einen Stoff gewonnen, der wie kaum noch ein anderer seiner eigenen Individualität ganz und voll entsprach, sondern der auch zugleich einem wesentlichen Grundzuge des deutschen Gemüts entstammt. In diesem hat der Kampf des Christentums mit den bösen Geistern der Hölle niemals seine Wirkung versagt, und die Teufelshistorien, nach denen der „Gottseibeiuns" um eine arme Seele betrogen wird, waren und sind noch heutigestags außerordentlich beliebt. Damit war dem Stoff der Oper schon eine große Volkstümlichkeit gesichert, die er durch die Musik Webers noch in ungeahntem Maße gewinnen sollte. Das Werk hatte einen Erfolg, daß es eine neue Gattung Musik begründen half. Für dieses Phantastisch-Dämonische, für die Schauer und Schrecken der Hölle, hatte der Meister Farben und Töne wie noch keiner vor ihm, daß er selbst einem Beethoven damit imponierte. „Das sonst weiche Männel," hatte er sich über den Schöpfer des „Freischütz" geäußert: „ich hätt's ihm nimmermehr zugetraut! Nun muß der Weber Opern schreiben, gerade Opern, eine über die andere, und ohne viel zu knaupeln. Der Kaspar, das Untier, steht da wie ein Haus. Überall, wo der Teufel die Tatzen reinsteckt, da fühlt man sie auch." Sie zeigen sich schon in der Ouverture. Diese führt uns, ganz entsprechend der Richtung, die er bisher einschlug, durch ein farbenreiches Bild in Situation und Handlung ein. Das Hornquartett der Einleitung versetzt uns auf den Boden und die Umgebung der Handlung, und mit seinen tiefen Klarinettentönen, unterstützt durch dumpfe Paukenschläge und das Tremolo der Streichinstrumente, ruft es in uns die Schrecken und Schauer der Hölle hervor; die Cello-Kantilene aber dringt in unser Ohr wie der Angstruf des verzweifelnden Max. Das Begleitungsmotiv zur Arie des letzteren „Doch mich umgarnen finstre Mächte" wird dann zunächst im Allegro verarbeitet, und in den süßen Melodien der Agathe „Süß entzückt entgegen ihm" führt er in unserer Phantasie das liebliche Bild dieser Waldblume herauf; auch im weiteren Verlauf werden wir immer an die das Paar umgarnenden finsteren Mächte erinnert, und sie ziehen sich durch den ganzen ersten Akt auch in der Partitur hindurch und finden in der Schilderung der Wolfsschlucht die ausführlichste Verwendung. Der tolle Spuk, die grausige Unterredung mit dem Bösen, die Beschwörungsformeln, die Bilder der Warnung, welche dem jungen Jägerburschen den Eingang wehren möchten, wie die Schreckgestalten bis zum wilden Heer, welche das Kugelgießen begleiten, werden mit einer bisher noch niemals versuchten Lebendigkeit und Treue geschildert.

Im wirksamsten Gegensatz dazu malt der Meister dann die reinen Charaktere mit um so glänzenderen Farben. Er macht dem teuflischen Kaspar gegenüber Max zu einem weichherzigen Träumer, den die harte Hand des Geschicks in die Netze des Bösen widerstandslos drängt. Agathe aber ist wie aus Walddust gewoben, mehr Blumen- als Mädchenseele. Eine wirklich dramatische Entfaltung der Handlung aber ist bei einer solchen Charakteristik nicht möglich. Der Text wird dabei in einzelne Bilder zerlegt, welche die Musik mit einem unsere Sinne bezaubernden Scheine durchdringt und sie

uns in eine Beleuchtung stellt, wie sie die phantastisch-romantische Welt erfordert. Die einzelnen Gestalten rühren und entzücken uns, aber so tief uns zu erregen wie die eines Gluck, und uns so mächtig hineinzuziehen in Situation und Handlung wie die eines Mozart oder Beethoven, vermögen sie nicht.

Daß seine anderen beiden Opern, trotzdem sie auf gleicher künstlerischer Höhe stehen und eine ganze Reihe wunderbar berückender, prächtig ausgeführter Tonbilder enthalten, nicht den gleichen Erfolg erzielten wie der „Freischütz", liegt wohl zum großen Teil an den Stoffen und deren besonderer Behandlung; doch haben beide im Grunde noch größeren Einfluß auf die Weiterbildung der dramatischen, wie der Musik überhaupt ausgeübt: „Euryanthe" regte ganz entschieden die Weiterbildung der großen Oper zum sogenannten Tondrama an; „Oberon" aber liefert das Vorbild für die Darstellung des Reiches der Geister der Luft und des Wassers, der Elfen, Kobolde und Nixen. Es ist nicht anzunehmen, daß der Meister die großen Schwächen des von Helmine v. Chezy verfaßten Textbuches zu „Euryanthe" übersah, sondern daß ihn nur der romantische Zauber, der über dem Stoff ruht, stärker anzog, als ihn seine Unwahrscheinlichkeiten und die ungeschickte Behandlung besorgt machten. Mit dem vollen bestrickenden Glanz der Richtung sind die mehr dekorativ wirksamen Scenen ausgeführt. Vom ersten Takt der Ouverture, die zu den brillantesten Orchesterwerken der Gegenwart gehört, umfängt und umfächelt uns die sagenhafte Luft der Vergangenheit, die Zeit der Aventiure und der mannhaften Ritterlichkeit. Gleich in der ersten Scene vermittelt uns namentlich die Musik ein so lebendiges Stück höfischen Lebens im Mittelalter, wie es durch Dekorationen und Kostüme niemals geschaffen werden konnte, und dies wird noch durch den Schluß des ersten Aktes überboten. Im zweiten Akt sind wieder die Tonmalereien charakteristisch, mit denen die Erzählung von dem Ringe und dem damit verübten Betrug eingeleitet wird; ebenso die am Eingange der Romanze „Wehen mir Lüfte Ruh". Auch die Schilderung des traurig-stillen Ortes, an dem Euryanthe sterben soll, wirkt wie die des ländlichen Maienfestes, mit welchem die Entwickelung eingeleitet ist, völlig überzeugend. Auch dem Geist hoher Ritterlichkeit und edler Weiblichkeit daneben Ausdruck zu geben, ist unser Meister emsig bemüht, und die Arien Adolars „Wehen mir Lüfte Ruh" und „Unter blühenden Mandelbäumen", wie die Kavatinen „Glöcklein im Thale" und die andere „So bin ich denn verlassen" sind wahre Perlen innerhalb der ganzen Richtung.

Ludwig Spohr und Heinrich Marschner schlossen sich namentlich dieser Weise der dramatischen Musik an, und daß sie hauptsächlich für Richard Wagner zum Ausgangspunkt seiner epochemachenden Thätigkeit wurde, ist bekannt.

Für die Entwickelung der Instrumentalmusik in der angedeuteten Richtung wurde der „Oberon" noch bedeutsamer. In dieser Oper hat der unvergleichliche Meister die ganze romantische Zauberwelt in berückender Schönheit erschlossen und in blendendem Glanze vorgeführt. Der Einleitungssatz der Ouverture, der erste Chor „Leicht wie Feentritt", die reizenden Instrumentalritornelle, welche die Ankunft Oberons begleiten, sind die Wurzel einer ganzen, herrlich sich ausbreitenden Seite der modernen Musikentwickelung geworden; mit den prachtvollen Tonmalereien im Quartett „Über die blauen Wogen" und der Scene „Geister der Luft, Erd und Meeres" hat er eine ganze Litteratur angeregt. Mendelssohn mehr noch als Robert Schumann haben sich von Weber erst das Reich der Romantik erschließen lassen, das sie dann nach allen Seiten erforschten, um Wunderblume auf Wunderblume darin zu pflücken, das sie mit ihrem Geiste lichthell erleuchteten, um Schätze auf Schätze herauszuschaffen und zum Gemeingut der Nation zu machen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Meister auch bereits das Verfahren der Einführung von Leitmotiven, das Richard Wagner zum System ausbildete, zuerst anwendet, wie in „Euryanthe" und „Oberon".

So schuf der Meister auf allen Gebieten seiner Kunst nicht nur eine Reihe bleibend wertvoller Kunstwerke, sondern er gab damit zugleich Anregung und Anleitung zur Weiterentwickelung der Tonkunst unserer Tage.

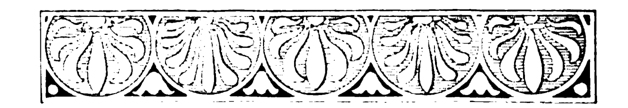
Indem er die ihm überkommenen Mittel der Musikgestaltung der Romantik dienstbar machte, führte er aus dem Gebiete derselben der Tonkunst neue Stoffe zu und zeigte zugleich, wie sie weiter zu verfolgen seien, um diese Kunst zu verjüngen und zugleich auf diesem Wege Kunstwerke zu schaffen, welche den Schatz der Nation erfolgreich bereichern und auch Anstoß zur weiteren Entwickelung geben.

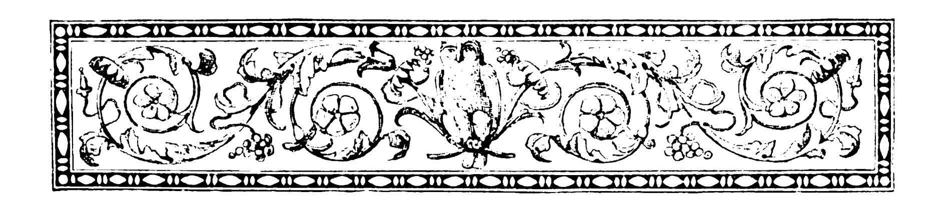
Anschließend an die Überführung der Leiche des Meisters nach Dresden, veröffentlichten seine Freunde unterm 16. Dezember 1844 einen Aufruf zur Beisteuer für ein ihm zu errichtendes Denkmal, der indes leider nicht den erwarteten Erfolg hatte. Die Beiträge gingen so spärlich ein, daß erst am 10. Oktober 1860 das von Rietschels Meisterhand geschaffene Monument enthüllt werden konnte. Es steht auf dem Platze hinter dem Königlichen Hoftheater und zeigt den Meister stehend; die rechte Hand umfaßt einen Eichen- und einen Rosenzweig, die linke stützt sich auf ein von einem Genius getragenes Pult; der porträtähnliche Kopf ist wie lauschend nach oben gewendet.

Am 1. Juli des laufenden Jahres wurde auch das dem unsterblichen Meister in seiner Vaterstadt Eutin errichtete Monument der Öffentlichkeit übergeben. Die Feier des hundertjährigen Geburtstags ihres großen Sohnes am 16. Dezember 1886 hatte der Stadt Veranlassung gegeben, durch freiwillige Sammlung die entsprechende Summe zu einem würdigen Denkmal für den unsterblichen Meister aufzubringen. Bei der infolgedessen ausgeschriebenen Konkurrenz ging ein einheimischer junger Künstler, Paul Peterich aus Schwartau im Fürstentum Lübeck, ein Schüler des Professors Schaper in Berlin, als Sieger hervor.

Das von ihm geschaffene Weber-Denkmal ist ein zwei Meter hoher aus schwedischem rotem Granit gemeißelter Obelisk, welcher die von Peterich modellierte und in der Gladenbeckschen Bildgießerei in Friedrichshagen in Bronze ausgeführte Porträtbüste des großen Meisters trägt. Die Vorderseite des Denkmals zeigt die Muse der Musik als eine prächtig modellierte Jungfrau mit der Lyra im Arm — und den mit einem Bronze-Lorbeerkranz eingefaßten Namen: Karl Maria v. Weber. Auf der Rückseite deuten singende Knaben auf des Meisters inniges Verhältnis zum Volksgesange, und die Reliefs auf den beiden Seitenwänden bringen Scenen aus der populärsten Oper des Meisters, dem „Freischütz".

Granitstufen führen zu dem Denkmal, das auf einer Anhöhe steht inmitten eines Hains hundertjähriger Eichen, welcher jetzt den Namen „Weberhain" führen soll.





Litterarische Mitteilungen.

Jean Paul.

er Mensch, das kleine Licht, das mitten im Sturme der Natur nicht erlischt, sondern nur immer höher und heller aufflackert: das war ein Bild aus der Feder Jean Pauls, welches ihm als Modedichter wohl eine längere Zeit der Beachtung hätte in Aussicht stellen können, als ihm zu teil geworden ist. Von zweifelhafter Wahrheit ist das Bild: der Mensch hat viele Frühlinge und keinen Winter. Der Frühlingssänger verstummt in der Regel mit dem dreißigsten Jahre, aber große Staatsmänner von mehr als siebzig wissen noch nichts vom Winter. Ganz veraltet ist Jean Pauls Vergleich, „daß unter Strohdächern Leid und Freude besser getragen werden, wie eben diese im physischen Sinne im Winter wärmer sind und im Sommer kühler als steinerne." Der dies schrieb, war der Dichter einer Generation, die zum Teil unter dem Strohdache geboren war und von der noch mancher nach den Freiheitskriegen als Richter und Prediger auf dem Lande unter dem Strohdache seine Dienstwohnung bezog. Diese Generation voll tiefer Empfindungen schläft nun schon lange unter dem grünen Rasen. Es war nicht zum kleinsten Teile der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, durch welchen Jean Paul jene tief empfindende Generation an sich gefesselt hatte. Auf den alten Strohdächern standen gravitätische Störche neben ihren Nestern. Auf den roten Ziegeldächern der jetzt lebenden Generation wandeln kühne Männer, welche einer Erfindung dienen, die den Ton der menschlichen Stimme weithin trägt. Von dieser unter den Ziegeldächern wohnenden Generation wird Jean Paul nicht mehr verstanden. Er selbst aber kannte wohl Äolsharfen, in denen der Wind sauste, und Virtuosen, welche noch auf der Straße musizierten, wenn sie an einem Sommerabende bei Hofe ein Konzert gegeben hatten, aber vom Telephon wußte er noch nichts. Er schrieb für junge Theologen, welche eine kurze Spanne Zeit hindurch in Halle und Jena die Philister vom breiten Steine herunterstießen, aber nicht für eine Generation, die, ohne gerade immer auf Rosen zu wandeln, doch nur noch auf asphaltierten Straßen durchs Leben zu gehen gewohnt ist.

Von einem Geschlechte, welchem die Gedanken Jean Pauls nicht mehr angehören, kann er schon seines Prosastiles wegen nicht mehr gelesen werden. In der Verskunst ist ihm jeder unserer Zeitgenossen von allgemeiner Bildung überlegen. Dennoch begegnet man in Jean Pauls Romanen den schönsten und tiefsten lyrischen Empfindungen. Ganz und gar fehlte ihm eben die Form, weil er im wesentlichen dem ästhetischen Heidentume gegenüberstand. Er war ein Feind der griechischen Mythologie, wenn er auch eine gebrechliche ideale Welt vor seine Leser hinzauberte. Goethe nannte dies ganze Wesen einmal einen christlich-moralisch-ästhetischen Jammer. Schon seit dessen langem Aufenthalte in Italien traten die Tendenzen des klassischen Heidentumes in der Litteratur mehr hervor. Durch Schillers Theorie des Schönen auf kantischer Grundlage gelangten sie beinahe zur Herrschaft. Aber noch widersprachen ihnen die maßgebenden Überlieferungen aus der friedericianischen Zeit, deren Aufgaben selbst auf politischem Gebiete nur bei einer ununterbrochen fortschreitenden religiösen Aufklärung gelöst werden konnten. Aus der Isoliertheit der Heroen von Weimar auf ihrem archäologischen Standpunkte entspringt der Xenienkampf. Die gegenüberstehende religiöse Richtung war durch Klopstock und Herder angeregt worden. Aber Gleim fing sie in einem Brennspiegel auf, drückte ihr den Stempel der landläufigen Aufklärung auf und gab ihr eine nationale Bedeutung, indem er die von Jean Paul aufgefrischte und buntbemalte Gottes-

idee mit dem preußischen Zopfe in Verbindung brachte. Die Vertreter der aufgeklärten Richtung — Jean Paul, Herder, Klopstock, ja sogar Voß und Wieland — bilden daher noch einmal einen neuen Schoß oder Trieb an der preußischen Dichterschule. Gleim erscheint schon seit 1795 als Wohlthäter Jean Pauls so recht wie der berufene Mäcenas des preußischen Staates. Zu seiner Hochzeit mit der edlen Karoline v. Feuchtersleben schickt ihm der halberstädtische Domsekretär von seinen Ersparnissen volle fünfhundert Thaler. Und dabei kommt die Ehe noch nicht einmal zu stande, weil Herder schon vor der Trauung einen Sühneversuch vornehmen muß, der ihm nicht gelingt. Wie sich Jean Paul auch der Königin Luise und ihrem hohen Gemahl zu nähern suchte: immer war dabei der Gedanke im Spiele, daß er wo nicht für den Thron, so doch für die Heiligkeit des Altars kämpfte. Wie viele Feste man ihm jedoch in Berlin auch gab, so hatte doch niemand für ihn in Preußen die Hand offen außer Gleim. So wählte er denn auch seinen Wohnort nicht für die Dauer in Preußen, sondern in den heimatlichen Gegenden Frankens, wo das dreifache B: Berge und bitteres Bier ihn lockte. Obgleich er das vierte B — die Bücher — bei uns hätte besser haben können, so hatte er für sich als Dichter gewiß die beste Wahl getroffen.

Was schon Paul Nerrlich in der empfehlenswerten Biographie „Jean Paul" (Berlin, Weidmann, 1889) als Bindemittel zwischen dem Dichter und dem Publikum seiner Zeit bezeichnet hat, sind seine Phantasiegebilde auf jenem Grenzgebiete zwischen Religion und Philosophie, auf dem auch Lessing zu Hause war. Doch steht dabei Jean Paul weit mehr als Lessing auf Seiten der Gläubigen, wiewohl jener sagt: „Vom alten Schimmelwäldchen der Philosophen klauben sich die Theologen die abgefallenen Lesefrüchte auf und säen damit an." Trotz dieser harten Bemerkung könnte Jean Paul, wenn er nur überhaupt noch zu lesen wäre, noch heute der Dichter des Protestantenvereins und der religiösen Mittelparteien sein. Selbst die Orthodoxie wird einem solchen Dichter nicht für immer ihre Teilnahme versagen können. War doch sogar Klopstock bis vor kurzem den Orthodoxen ein Greuel, weil er nicht biblisch ist. Sie merkten zwar wohl, daß Klopstock das, was er ihrer Meinung nach aus der Bibel abschreiben sollte, aus seinem eigenen Inneren schöpfte. Allein eben dies war ihnen verdächtig, weil sie nicht wußten, daß in seine Phantasie etwas von den sogenannten Entzückungsträumen übergegangen war, welche die signatura temporis für seine Jugendjahre gebildet und einzelne fromme Leute noch in Verkehr mit dem Erlöser, ja, mit dem Satan gesetzt hatten. Freilich, bis zu Jean Paul reichten diese Nachwirkungen einer Zeit, in der das Wunder noch für jeden Augenblick als möglich galt, nicht mehr. Insofern hat Nerrlichs Buch vom Standpunkte seines Verfassers — dem der linken Hegelschen Schule — aus recht, wenn es Jean Paul überhaupt nur noch gelten läßt, wo er mit der Philosophie übereinstimmt. Das umfangreiche Werk ist von Seite zu Seite wie mit Scheidewasser geschrieben. Indessen bei Nerrlichs umsichtsvoller Wahrheitsliebe und bei der Herzenswärme für die deutsche Politik, welche dem sehr sauber und rein gehaltenen Buche eigen ist, werden durch das, was es so schön geformt darbietet, selbst die Leser der politischen und religiösen Kartellparteien sich ein treffendes Bild von Jean Pauls schriftstellerischem Wirken aufzubauen im stande sein.

Nicht unwichtig war es für Wieland, Klamer Schmidt und Jean Paul, daß ihr politischer Führer Gleim die Fremdherrschaft nicht mit ihnen erlebte. Jean Paul würde sich sonst vielleicht nicht in einer gefahrvollen Zeit als Bewunderer Napoleons gezeigt haben. Indessen trotz seiner hemmenden Beziehungen zu dem aufgeklärten Krummstabe in den Maingegenden, der sich tief vor der Universalmonarchie beugte, konnte ihm doch gerade damals das für Deutschland Gefährliche der Kleinstaaterei mit ihren komischen Stadtsoldaten nicht entgehen. Er wußte sich nur in die aufgezwungene gallikanische Freiheit zu finden, indem er sich damit tröstete, daß Freiheit öfter Verstand als Verstand Freiheit gäbe. Seiner Meinung nach sollte nie ein Volk verzweifeln. Wenn es in einen Abgrund geworfen sei, an dem sogar die Rettungsleitern fehlten, so könne doch ein solcher Höhlenabgrund der Völker noch einen Seitenausgang in ein lachendes Thal haben. Ganz unerwartet könne ein Volk so wiederum zu Himmelblau und freiem Weltgewirr gelangen. Schon früher hatte er die religiöse Wiedergeburt zu den fruchtbarsten und segensreichsten Gedanken der christlichen Weltanschauung gerechnet. Er wünschte 1816, daß Klopstock und Herder die Lieblingsdichter der Deutschen werden und ihnen gegen die Religionslosigkeit helfen möchten. Schon 1805 empfahl er das Lutherdenkmal, das erst 1817 zu stande kam. Wie ein Burschenschafter beim Wartburgfeste war er schon als Leipziger Student mit offener Brust umherspaziert; der Besuch eines Gartens war ihm deshalb verwehrt worden.

Wegen seines Glaubens an einen oft geradezu überirdisch gedachten Gott und an eine persönliche Unsterblichkeit stand er dem Kultus des menschlichen Genius im Diesseits

feindlich gegenüber. Aber auch darin hielt er sich mit vielen Schwankungen bloß auf einem Grenzgebiete. Den besten unter seinen nicht komischen Romanen nannte er selbst ironisch den Titan, denn einen Antititan wollte er schreiben. Wer erinnert sich nicht noch an die Jünglingstitanen aus diesem Buche? Noch mehr hat sich Jean Paul mit dem titanischen Wesen einer gewissen Species unter den vornehmen Frauen seiner Zeit beschäftigt. Charlotte v. Kalb ist für sie der Typus. Die außerordentlich hohe Bildung dieser Heroinen würde unbegreiflich sein, wenn es sich nicht zum Teil um Fürstinnen handelte, wie die Herzogin von Kurland und Göckingks Nichte, die Lichnowsky. Im allgemeinen waren sie die Ausgeburten des sittlichen Verfalles der Höfe und der „ausgebrannten Ehekrater" der Duodezfürsten. Der Tyrannenhaß sollte nach Jean Paul wenigstens nicht zum Fürstinnenhaß werden. Im „Neste der Raubvögel" waren sie für Jean Paul das Interessanteste. Waren die Hofdamen doch tief religiös und wenn auch nicht unschuldig, doch niemals der schuldige Teil. Diese genialischen Weiber erscheinen dem Dichter daher wie zerdrückte und abgerissene weiche Beeren. Sie fühlten sich alle durch seine Frömmigkeit angezogen. Als Kupferstich und als lebende Person staunten sie ihn an wie einen Haifisch. Nicht minder aber staunte der Dichter Wilhelmine v. Kropfs „Kometen- und Berenicenshaar" an. Emilie v. Berlepsch konnte mit ihren Erinnerungen an Jean Paul noch später ein mecklenburgisches Pfarrhaus unsicher machen, in welchem sie Aufnahme gefunden hatte. In sein „Altarfeuer" bei der Krüdener hat er zuletzt „Schneebälle" geworfen.

Als Antititan scheute Jean Paul vor der Ehe mit genialischen Weibern zurück. Als solcher konnte er aber auch keine bloße Christiane Vulpius heimführen. Er verheiratete sich daher durchaus brav und völlig normal mit einer vornehmen und gebildeten Berliner Beamtentochter, was jedoch nicht zur Befestigung seiner Beziehungen zu Preußen diente. Leider bedurfte Jean Paul neben seiner Ehefrau zuletzt doch wieder einer praktischen Frau Rollwenzel, die ihm Trothaer oder Kunitzer Eierkuchen backte, während er in ihrer Bergschenke Romane schrieb. Durch seine Fußreisen zu den Heroinen noch während seines Ehestandes kam der Antititan einem Abgotte wieder sehr nahe. Eine der letzten von ihm geliebten weiblichen Stech- und Fackeldisteln war die durch ihre unglückliche Trauung mit August Wilhelm v. Schlegel bald darauf sehr bekannt gewordene Tochter des Kirchenrates Paulus in Heidelberg. Beinahe um dieselbe Zeit bewegte sich Jean Pauls trefflicher Sohn als armer Student fast in den nämlichen süddeutschen Professorenkreisen, in welchen man die ewige Jugend des Vaters bewunderte, der einem Goethe immer ähnlicher wurde. Der fleißige Jüngling hatte schon auf der Schule zu denen gehört, von denen Jean Paul in seiner reizenden Beschreibung des Sommers sagt: „In Gärten, auf Bergen sitzen Gymnasiasten und ziehen Vokabeln aus Lexicis." Vielleicht brach dem Jünglinge das wachsende Mißverhältnis zwischen den Eltern das zartfühlende Herz. Einige Zeit vor seinem Tode sah ihn ein Professor in der Kirche bitterlich weinen. Der Vater konnte sich schon deswegen trotz aller Liebe mit dem jungen Theologen nicht mehr verständigen, weil sich dieser der Romantik und dem Mysticismus ergeben hatte. Der Dichter empfahl der akademischen Jugend gegen die „mystische Influenza" die Lehren des von ihm schon wegen seiner schönen Tochter und seiner geistvollen Gemahlin verehrten Kirchenrates Paulus. So blieb Jean Paul den Aufklärungstendenzen des achtzehnten Jahrhunderts getreu, wenn auch der Kultus des Schönen zuletzt vielleicht etwas weniger als früher bei ihm durch sittliche Principien daniedergehalten wurde. In der jetzigen Zeit ist Goethes künstlerisches Schönheitsideal auch für die Poesie zur alleinigen Richtschnur geworden. Auf die politisch-religiöse Entwickelung der Deutschen hat aber Jean Paul doch einen verhältnismäßig bedeutenden Einfluß geübt. Nach Klopstocks, Herders und Schillers Tode hatte keiner der noch lebhaft produzierenden großen Dichter Fühlung mit der deutschen Nation, außer Jean Paul. So scheint er auch der Lehrer der Publizisten in den Freiheitskriegen, besonders des ebenfalls unlesbaren Jahn, geworden zu sein. Weil Jean Paul als der einzige von den großen deutschen Dichtern nur immer in Prosa geschrieben hatte, so hatte er schon als ein halber Publizist gewirkt. Deshalb sagte auch Ludwig Börne von ihm, als er starb, Jean Paul sei seinem Volke weit vorausgegangen und warte nun an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, bis es nachkomme.

* * *

Jean Paul Friedrich Richter war am 26. März 1763 in Wunsiedel geboren. Sein Vater war dort Organist, wurde aber bereits 1765 Pfarrer in Jodiß. Schon hier wurde der Sohn mit einer dem preußischen Hofe beizuzählenden Dame bekannt. Es war die Witwe des schneidigen Herrn v. Plotho. Derselbe hatte einst damit angefangen, auf eine drollige Weise das sächsische Stift Quedlinburg für Preußen zu annektieren. Er hatte

damit aufgehört, als origineller Vertreter des alten Fritz bei der Kaiserkrönung Josephs II., wobei er seinen königlichen Herrn durch die schäbige Kleidung nachahmte, sogar dem jungen Goethe zu imponieren. Frau v. Plotho wohnte auf einem Gute in der Nähe von Joditz und war auch in Joditz die Patronatsherrin. Das dortige Landleben von Jean Pauls Vater hielt zwischen dem Gartenleben von Musäus in Weimar und von Matthias Claudius in Wandsbeck die Mitte. Es waren selige Augenblicke, wenn Fritz — ich meine Jean Paul — in den Park der Frau von Plotho schlüpfte, nachdem er ihr das Kleid geküßt hatte. Glücklich war er schon, wenn er nur den Kaffeetopf für den Vater nach dem Lusthäuschen durch den Garten trug, wo dieser die Predigt ausarbeitete. Stolz schritt er durch den Wald mit dem Quersacke auf dem Rücken, um ihn von der wohlmeinenden Großmutter in Hof angeblich gegen Bezahlung, in Wahrheit aber beinahe umsonst mit Marktwaren aus Hof für die dürftigen Eltern füllen zu lassen. 1779 wurde der Vater nach Schwarzenbach versetzt, starb aber schon in demselben Jahre, wodurch die Familie in noch größere Armut geriet als vorher.

Trotzdem ritt Jean Paul 1781 ebensogut als die anderen Gymnasiasten aus Hof, welche die Universität beziehen wollten, zunächst nach Bayreuth, um sich einer Art von Abiturientenexamen bei dem dortigen Konsistorium zu unterziehen. Es war dies die einzige Kavalkade in seinem ganzen Leben. Er hat sie unter anderen in den „Flegeljahren“ beschrieben. Er studierte in Leipzig anfangs Theologie. Obgleich er damals schon die „grönländischen Prozesse“, eins seiner bekanntesten Bücher, herausgab, blieb er doch so arm, daß er Mitte November 1784 bei grimmer Kälte Schulden halber zu seiner Mutter nach Hof entwich. Sein Freund Oertel, der Sohn eines reichen Gutsbesitzers, begnügte sich damals damit, ihm seinen Mantel zur Flucht zu leihen. Doch trug er ihm auch noch den Koffer heimlich vor das Thor. Zu Hause ließ sich alles recht übel an, wie denn die Brüder des Dichters überhaupt kein Glück hatten. Einer suchte den Tod in der Saale, ein anderer begegnete Jean Paul 1811 unerwartet in einem Wäldchen. Auch Jean Pauls Erfolge als Privatlehrer und Schriftsteller an verschiedenen Orten seiner engeren Heimat waren anfänglich nach der Rückkehr nicht bedeutend. Doch macht ihm „des Rektors Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelgebirge“, eine vielseitige, selbst die schwache Seite der Salzmannschen Schulreisen persiflierende Satire, sogar als Lehrer gleich seiner späteren Levana die höchste Ehre.

Ein Wendepunkt in dem Schicksale des Dichters bereitete sich erst seit 1792 vor, als Karl Philipp Moritz, der Schwager des Buchhändlers Matzdorf, eins seiner Manuskripte las und an ihn die Worte richtete: „Der Wuz' Geschichte schrieb, ist nicht sterblich!“ Nun folgte ein glücklicher Wurf des großen Humoristen auf den anderen. Den Stoff zu den „Hundsposttagen“ wollte der Dichter dadurch erhalten haben, daß an gewissen Posttagen ein Spitz aus dem Wasser sprang und ihm Briefe über seine Helden überbrachte. Es folgte der gute „Quintus Fixlein“, welcher bloß deshalb des Sonntags so lange predigte, damit bei seiner Rückkehr auch schon die Suppe auf dem Tische stand. Aber auch ein böser Mensch kam in Quintus Fixlein vor. Von diesem bedauerte der Dichter, daß er kein hannöverischer Postbeamter sei, weil die hannöverische Regierung die Absicht habe, ihre Postbeamten umzubessern. Im „Siebenkäs“ nähert sich die idyllische Humoreske dem Tragischen der ernsten Romane von Jean Paul. Aus diesem Grunde hat schon die Taufe Leibgebers, des alter ego von Siebenkäs, auf stürmischer See zu Schiffe stattgefunden. Durch die Schilderung der Jünglinge und Männer in seinen komischen Romanen hat Jean Paul das Höchste geleistet, was er überhaupt leisten konnte. Man erinnere sich nur an jenen armen Frühprediger, der auf Befehl sogleich eine Thräne vergießen muß, um ein Haus zu erben. Im „Hesperus“ und im „Titan“ aber, wo der Humor nicht mitwirkt, sind meines Erachtens doch die Frauen noch besser geschildert als die Männer. Wenn Jean Paul auch das weibliche Geschlecht am liebsten im Neste der Raubvögel zeigte, so hat er es doch gekannt wie wenige.

Außer den schon genannten Schriften Jean Pauls sind noch „Katzenbergers Badereise“ und „Die Vorschule der Ästhetik“ hervorzuheben. Über eine Gesamtausgabe seiner Werke von sechzig Bänden schloß er selbst noch einen Vertrag ab, worin ihm 35000 Thaler in Gold zugesagt wurden.

Nach seiner Verheiratung lebte das Ehepaar zuerst in Meiningen. Aber im Sommer 1803 finden wir es schon in Koburg. Auch hier arbeitete Jean Paul schon am liebsten im Freien. Der Adamiberg wurde sein „Arbeits- und Verklärungsberg“. Mit einer Blume im Knopfloche seines grauen Rockes, eine Mappe unter dem Arme, den Stock in der Hand, die Mütze mit dem großen Schilde auf dem Kopfe sah man ihn jeden Morgen dahin wandern. Etwas später trug ihm die Magd das Frühstück, einige Bücher und eine etwas größere Mappe nach. Mitunter ließ er sich auch das Mittagessen auf den Berg bringen. Im Winter gehörte er

aber ganz der Familie. „Ein Mann liebt doch einen Jungen ganz verflucht stark,“ schrieb er, nachdem ihm am 9. November 1803 sein armer Sohn Max geboren war; „er ... wird vielleicht ein Komikus, schläft und schweigt aber sehr.“ Noch in Bayreuth, wo er am 12. August 1804 einzog, durften die Kinder ihn bitten „Vater, tanz einmal“. Er stand dann vom Schreiben auf und machte einige Sprünge. In Bayreuth ging er mitunter mit einem Eichkätzchen auf dem Kopfe über die Straße. Wenn er am Morgen zur Rollwenzel auszog, so trug er einen Dachsranzen und wurde von seinem Hunde begleitet.

Zufällig besitzen wir vom Jahre 1804 aus der Zeit seiner Ankunft in Bayreuth, auch abgesehen von seinen Wanderungen zu der Frau Rollwenzel, die beste Beschreibung seiner äußeren Erscheinung. Jean Paul trug keine kurzen, sondern schon lange Hosen, doch waren sie nicht lang genug, um bis in die Stiefel zu reichen. Auch seine weiße Sonntagsweste war nicht so weiß, als man erwarten konnte. Der Rock mit schwarzem Sammetkragen war schon etwas verschlissen. Der Dichter war gut gebaut und von Mittelgröße. Seine blauen Augen blickten unstät, sein Gesicht war nicht unangenehm. Seine Stirn war sehr hoch, sein Kopf zeigte eine Glatze. Obgleich er nicht dick war, so war doch das Fleisch, besonders an seinen Händen, aufgedunsen und schwammig. Die Hände zitterten schon damals sehr. Er hob jeden Augenblick einen Fuß auf, that auch wohl einige Schritte und veränderte ohne Unterlaß die Stellung. Seine Mundart war die vogtländische und seine Unterhaltung in Herrengesellschaften nicht so geistvoll, als man erwartete.

Jean Paul starb in Bayreuth am 25. November 1825 im dreiundsechzigsten Lebensjahre. Er wurde neben seinem Sohne Max begraben. Derselbe Rasenhügel, welcher das Grab des Sohnes deckte, wurde nun wie eine Kapuze noch über das Grab des Vaters herübergezogen. Die biedere Frau Rollwenzel sah man wie einen irren Geist schon vor der Stunde des Begräbnisses um Jean Pauls offene Grabstelle wanken. ...

Heinrich Pröhle.

Litterarische Notizen.

Altes und Neues von Friedrich Theodor Vischer. Neue Folge. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) — Unter diesem Titel hat der Sohn eine Reihe Aufsätze, Reden und Aphorismen des heimgegangenen Ästhetikers vereinigt, die uns diese vielseitige, aber immer ganze und starke Natur noch einmal in all ihren großen Eigenschaften und kleinen Eigenheiten nahe bringen. Die Sammlung ist gerade nach dieser Seite um so lehrreicher, als sie aus einem Zeitraume von vierzig Jahren zusammengelesen ist. Mit einer Kritik von Hebbels „Maria Magdalena“ aus dem Jahre 1847 beginnt sie und endigt mit einem Aufsatze über „Das Symbol“ aus dem letzten Lebensjahre Vischers. Dazwischen drei tief empfundene und fein geprägte Gedächtnisreden auf Schiller, Strauß und Auerbach, Kritiken über Engels Griechische Frühlingstage und Weltrichs Schillerbuch, die sich bei dem Ästhetiker zu kleinen Kunstwerken abrunden, ferner ein wütiger Kriegszug gegen die nord- und mitteldeutsche Aussprache des R, ein Plauderbrief aus Oberitalien, kleinmeisterliche „Beiträge zur Charakteristik Goethes“ mit leicht ironischer Färbung und anderes mehr. Überall Licht und Wärme, volles, freies Erfassen und frisches, klares Darbieten. Eine letzte Sammlung aus Zeitschriften und dem Nachlasse wird in Aussicht gestellt.

Inzwischen hat eine begeisterte Verehrerin des Verewigten, die liebenswürdige Novellistin Ilse Frapan, ihrem Meister ein Denkmal der Liebe und Verehrung errichtet in dem Büchlein: **Vischer-Erinnerungen**, Äußerungen und Worte (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg.). Vielleicht wäre hier und da weniger mehr gewesen, so bei den Schilderungen des „Taheim“, bei der Analyse des „Faust III. Teil“, aber die Verfasserin ist eben mit dem Herzen dabei, und da läßt man sich gern einen Überschuß gefallen. Ein prächtiges Bild des akademischen Lehrers, wie er sein soll, giebt der erste Abschnitt; da ist viel klares Gold für jeden, der lernen will zu lehren, sowohl in dem, was aus Vischers Munde, als in dem, was über ihn berichtet wird.

Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands von Alexander Weill. (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz].) — Ein interessantes, aber widerwärtiges Buch! Interessant, denn die ganzen litterarischen Zustände der vormärzlichen Zeit spiegeln sich in den Briefen Gutzkows, Laubes, Varnhagens, Dingelstedts, Auerbachs und zahlloser Litteraten dritter und vierter Größe, widerwärtig durch alles, was die Persönlichkeit des damaligen Adressaten und gegenwärtigen Herausgebers hinzugethan hat. Der ganze Zweck der Ver-

öffentlichung ist, den Deutschen zu zeigen, welchen großen Mann und Dichter sie an Mr. Alexandre Weill verloren haben, der Erfolg, daß jeder, der zumal die Weillschen Einleitungen und das gloriose Nachwort liest, worin der Verfasser sich als Erneuerer des reinen Mosaismus, Voltaire des neunzehnten Jahrhunderts und Prophet einer neuen Religionsanschauung der Zukunft bengalisch beleuchtet, den Franzosen diesen Klassiker von Herzen gönnt. Daß ein Mann, der aus gekränkter litterarischer Eitelkeit Franzose wurde, der seit 1870 „bloß noch eine Reihe Rachebriefe" schrieb, der Friedrich Wilhelms IV. „liebenswürdigen" Brief nach dem „Bruderkrieg von 1870" verbrannte — seine goldene Dose besitzt er noch! —, daß ein solcher Mann sich überhaupt noch einmal an die deutsche Nation wendet, findet seine Erklärung nur in einer grenzenlosen Selbstüberschätzung, die dem Größenwahne nahekommt.

Ein anspruchsloses Buch mit manchen wertvollen Beigaben ist des seither verstorbenen Feodor v. Wehl Tagebuchauslese **Zeit und Menschen.** (Altona, A. C. Reher.) Der vorliegende zweite Band bringt zunächst nach Aufzeichnungen Ludmilla Assings lebendige Schilderungen aus dem Berliner Kreise Varnhagens, dann eine Reihe litterarischer Porträtskizzen von Gutzkow, Schleiden, Laube, Auerbach, Höfer und anderen, zum Teil durch Briefe vervollständigt. Manches fällt wohl aus dem Rahmen eines Memoirenbuches, so die bogenlange aus einem Mosaik von Citaten zusammengesetzte Würdigung Geibels, der dem Verfasser zudem nie nahegetreten ist; anderes, wie die Klagen über das deutsche und speciell das schwäbische Publikum, wirkt mehr breit als tief — man liest das zu oft und gelegentlich auch besser, aber schließlich nimmt man es in so liebenswürdiger Form und so interessanter Umgebung gern noch einmal in den Kauf.

Lebensbilder. Von Moriz Carriere. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Biographische Arbeiten des greisen Ästhetikers, großenteils aus Zeitschriften gesammelt; voran eine Würdigung Cromwells, „des Zuchtmeisters zur Freiheit", geschrieben zu einer Zeit (1849), da der Ruf, mit welchem der Aufsatz schließt: „Ein Cromwell für Deutschland!" noch ein frommer Wunsch, kein prophetischer schien. Aus dem weiteren reichen Inhalte hebe ich noch die schöne Charakteristik des Meisters Cornelius, die Aufsätze über Bettina von Arnim, Freiligrath und Geibel und besonders den Rückblick „Dreißig Jahre an der Akademie der Künste in München" hervor: die Hauptgestalten der drei großen Münchener Malergenerationen treten uns hier in schärferen Umrissen entgegen, als wir es sonst bei der immer etwas stilisierenden Technik Carrieres gewohnt sind. Auch die kleine parodistische Satire „Wer ist der Faustdichter?" ist in die Sammlung aufgenommen samt einem Nachworte. Sie verdient diese Aufbewahrung einmal um ihrer selbst willen, dann aber weil ihre unglaubliche Verkennung und Verketzerung seitens einer Anzahl Zionswächter der Kritik doch als signatura temporis nicht verloren gehen darf.

* * *

Der deutsche Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck und die Stätten seines Wirkens. Von Feodor v. Köppen. Mit einem Titelbilde nach Franz Lenbach, vielen authentischen Abbildungen und allegorischen Zeichnungen von Woldemar Friedrich. (Leipzig, Adolf Titze.) — Feodor v. Köppen ist bereits durch mehrere Schriften über die Hohenzollern und den großen Reichskanzler bekannt geworden; seine frühere militärische Carriere befähigt ihn ganz besonders zur sachverständigen Behandlung dahin einschlagender Einzelheiten, und die Verlagshandlung hat jedenfalls eine gute Wahl getroffen, als sie das vorliegende Werk aus seiner Feder zur Grundlage einer Prachtausgabe machte, die nun sowohl im Text wie in den Illustrationen ein würdiges litterarisches Denkmal bildet für den großen Mann, der kürzlich von der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit sich zurückgezogen hat. Was von der Herkunft, Kinder- und Jugendzeit Ottos v. Bismarck zu erzählen ist, dabei namentlich auch die Erinnerungen aus seiner Studentenzeit, wurde getreulich zusammengetragen, bis dann der fertige Mann zuerst als preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main, dann als Vertreter der Regierung in Petersburg und Paris sich für seine spätere großartige Wirksamkeit als Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten vorbereitet. Wir sehen ihn immer mehr und mehr zu jener gigantischen Größe emporwachsen, durch welche er alle seine Zeitgenossen überragt und bei allen Kulturvölkern der Erde bald beliebt oder gehaßt, aber immer angestaunt wird als eine phänomenale Erscheinung der Weltgeschichte. Wir erblicken aber auch neben ihm die Mitkämpfer und Mitschöpfer an dem großen Werke der Einigung des Deutschen Reiches, und sie treten uns alle in Wort und Bild wahr und treu gezeichnet entgegen. Vor allen Kaiser Wilhelm I., und gegen Schluß des umfassenden Werkes erscheinen auch Kaiser Friedrich und Kaiser Wilhelm II. vor dem Leser. Neben der Schilderung der öffentlichen Wirksamkeit Bismarcks hat Herr v. Köppen auch das Privatleben des großen Reichskanzlers und der Glieder seiner engeren Familie

getreulich mitgeteilt. Diesem ansprechenden und gediegenen Texte ist ein reicher illustrativer Schmuck eingefügt; die Persönlichkeiten treten uns in wohlgetroffenen und gut ausgeführten Porträts entgegen. An Baulichkeiten und landschaftlichen Bildern ist alles Wünschenswerte geboten, und selbst der Reichshund, Schreibzeug und Tabakspfeife sind nicht vergessen worden. Somit kann dies auch in Druck und Papier würdig ausgestattete Werk, welches sich in reichem Prachteinband präsentiert, mit Fug und Recht allgemein empfohlen werden.

George Eliot. Ihr Leben und Schaffen, dargestellt nach ihren Briefen und Tagebüchern von Hermann Conrad. (Berlin, Georg Reimer.) — Eine ebenso geist- als liebevolle Würdigung dieser „größten Dichterin, welche England erzeugt hat". Ihre Lebensschicksale, ihre Schöpfungen, ihr ganzer menschlicher und schriftstellerischer Charakter kommt in geschickter Verwebung und klarer Entwickelung des inneren Zusammenhanges zur Darstellung; die einzelnen Dichtungen sind mit ungemeiner Kunst so analysiert, daß auch wer sie nicht kennt, nirgends ein Urteil ohne überzeugende Begründung empfängt, sicherlich aber angeregt wird zu eigenem Nachlesen der Originale; Referent wenigstens bekennt ehrlich, daß in ihm vielfach gerade durch dies Buch das zwingende Verlangen wach wurde, die Eindrücke Conrads aus dem Vollen nachzuempfinden, und daß er, wo dies geschah, sich nur sehr selten mit jenem im Widerspruch fand. Denn Conrad ist auch nicht blind gegen Schwächen und Fehler, weder an seiner Heldin, noch an ihren Werken.

Weniger einverstanden bin ich mit der Behandlung, welche derselbe Verfasser einer anderen Größe der englischen Romanlitteratur angedeihen läßt in dem im gleichen Verlage erschienenen Buche **William Makepeace Thackeray**, ein Pessimist als Dichter. Thackeray den Dichtertitel, wenn auch mit Einschränkungen, abzusprechen, ist doch recht gewagt, zum wenigsten aber darf man dabei die Schuld nicht dem Pessimismus schlechthin, sondern dieser seiner so und so gearteten Inkarnation beimessen. Ist Storm, für den Conrad eine berechtigte Vorliebe zeigt, etwa Optimist? Und wer ist es denn eigentlich, von den Sängern des sogenannten sonnigen, lebensfrohen Hellas bis zum jüngsten Realismus herab? Auch die Beurteilung der einzelnen Romane Thackerays, obwohl ihre Analyse alle Vorzüge des Buches über George Eliot aufweist, steht unter dem Banne dieser vorgefaßten Meinung; sie erscheint als das wohlgeplante Fundament des letzten theorisierenden Kapitels, das übrigens des Verfassers sittlichem Empfinden alle Ehre macht.

Henry Wordsworth Longfellow. Sein Leben und seine Werke. Von Alexander Baumgartner S. J. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.) — Der amerikanische Romantiker, der Dichter der „Goldenen Legende" und Übersetzer Dantes, hat an Baumgartner einen wohlwollenden und, soweit der Konfessionalismus nicht in Frage kommt, verständnisvollen Interpreten gefunden. Die weiche liebenswürdige Geistesart des Dichters, der unter den An- und Nachempfindern gewiß eine erste Stelle verdient, sein reiner ehrwürdiger Charakter lassen den streitbaren Verfechter Roms selbst da mild und gerecht bleiben, wo jener seine poetischen Huldigungen nicht einem idealisierten Mittelalter, sondern dem freien Worte Wittenbergs darbringt. Zahlreiche Übersetzungsproben, die von seinem dichterischem Gefühl und großer Formgewandtheit Zeugnis ablegen, erhöhen den Wert des Buches, dem überdies ein schönes Porträt des Dichters beigegeben ist.

* *
*

Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann. Herausgegeben von Dr. H. Simon. Dritter Band. (Leipzig, Philipp Reclam.) — Mit diesem dritten Bande hat das vortreffliche Werk seinen Abschluß erreicht. Das Lob, das an gleicher Stelle den früheren Bänden zu teil wurde, kann hier nur wiederholt werden. Das Buch bildet einen Schmuck für jede musikalische Hausbibliothek. Wie merkwürdig ist die letzte litterarische Arbeit Schumanns aus dem Oktober 1853, in welcher er die Musikwelt auf einen Jüngling aufmerksam macht, der später als Johannes Brahms ein würdiger Schüler Schumanns und dennoch selbständiger Meister geworden ist. Geradezu unvergänglichen Wert besitzen die „Musikalischen Haus- und Lebensregeln".

* *
*

Die deutsche Bürgerschule, die Schule des Mittelstandes. Ein Führer für Schulmänner und Laien auf dem Gebiete der Mittelschulfrage von Chr. Bunse. (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.) — Auch die Frage der zeitgemäßen Schulreform ist gleich so vielen anderen eine brennende geworden; sie gehört zu denjenigen, die am ehesten einer Lösung bedürfen, beruht doch auf der Trefflichkeit des Schulwesens mit seinem Lehrstoffe und seiner Hygiene in erster Linie die gedeihliche Weiterentwickelung unserer Kultur. Ohne Zweifel fängt die Gelehrten-Bildung unserer Gymnasien und die Überfülle derselben an, überflüssiger Ballast oder gar schädlich zu werden. Für den großen Mittelstand fehlt

die entsprechende Anzahl gediegener Mittelschulen. Die vorliegende Schrift macht, oft recht plausible, Vorschläge, wie dieselben geartet sein müssen, um dem Bedürfnisse zu genügen. Andere werden noch anderes vorzubringen wissen; jedenfalls ist der Zeitpunkt gekommen und darf nicht verabsäumt werden, um endlich diese Frage zu regeln. Das Schriftchen sei denen aufs wärmste empfohlen, welche die eingetretenen Mängel der bisherigen Einrichtungen kennen und um Aushilfemittel noch verlegen sind.

* * *

Plauderbriefe an eine junge Frau. Von Otto v. Leixner. (Leipzig, H. Dürselen.) — In sechsundzwanzig, voll Humor und Gemütwärme geschriebenen Briefen plaudert der bekannte Verfasser über all die vielen brennenden Fragen, deren Lösung gerade so mancher modernen Frau hier und da Schwierigkeiten bereitet. Und es giebt wohl kaum eine Frage, für die der Briefschreiber nicht eine passende und genügende Antwort in Bereitschaft hätte. Wird so das geistreich abgefaßte Büchlein unseren gebildeten Damen viel Belehrendes und Anregendes bringen, so wird dieser Genuß noch erhöht durch die fesselnde Art der Darstellung, welche echt modern im guten Sinne des Wortes ist.

* * *

Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst. Ein Beitrag zur Systematik der Flugtechnik von Otto Lilienthal. (Berlin, R. Gärtner.) — Der gelehrte Verfasser, im Gegensatze zu den Bestrebungen auf aeronautischem Gebiete, kehrt zur Weisheit des sagenhaften Dädalus zurück, welcher bekanntlich schon den Flug der Vögel nachahmte, wie in Ovids Metamorphosen genauer berichtet wird. Ob aber diejenigen, welche sich den von Lilienthal vorgeschlagenen Vogelflugapparat erbauen, nicht auch das Los des Ikarus ereilen wird? Jedenfalls enthält das Buch eine Fülle von mathematischen Darlegungen und anregenden Beweisen, die auch derjenige mit Interesse liest, welcher im übrigen die Konstruktion und das Anschnallen solcher Luftschwimmkostüme gern seinem höher strebenden Nachbar überläßt.

* * *

Die Hygiene der Nerven. Von Paul Mantegazza. (Königsberg, H. Matz.) — Rührte das Buch von einem Deutschen her, so würde es sicherlich wegen seiner aphoristischen, oberflächlichen Darstellungsweise gar nicht beachtet werden; aber so hat es ein ausländischer, sonst wohl gerühmter Gelehrter geschrieben, und es wird seine — enttäuschten Leser wohl auch finden.

* * *

Edle Menschen und Thaten. Von Emil Neubürger. (Frankfurt a. M., A. Mahlau.) — Neben Helden und Heldinnen der Humanität werden uns Helden der Geschichte und Litteraturgrößen vorgeführt, auch Männer wie Salomon Heine und der bekannte Pater Damian. Das Buch empfiehlt sich als Lektüre ganz besonders für die heranwachsende Jugend.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.









